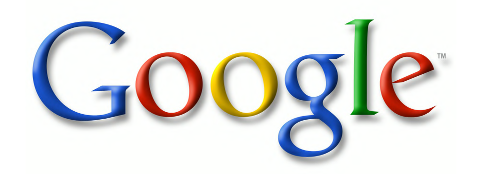
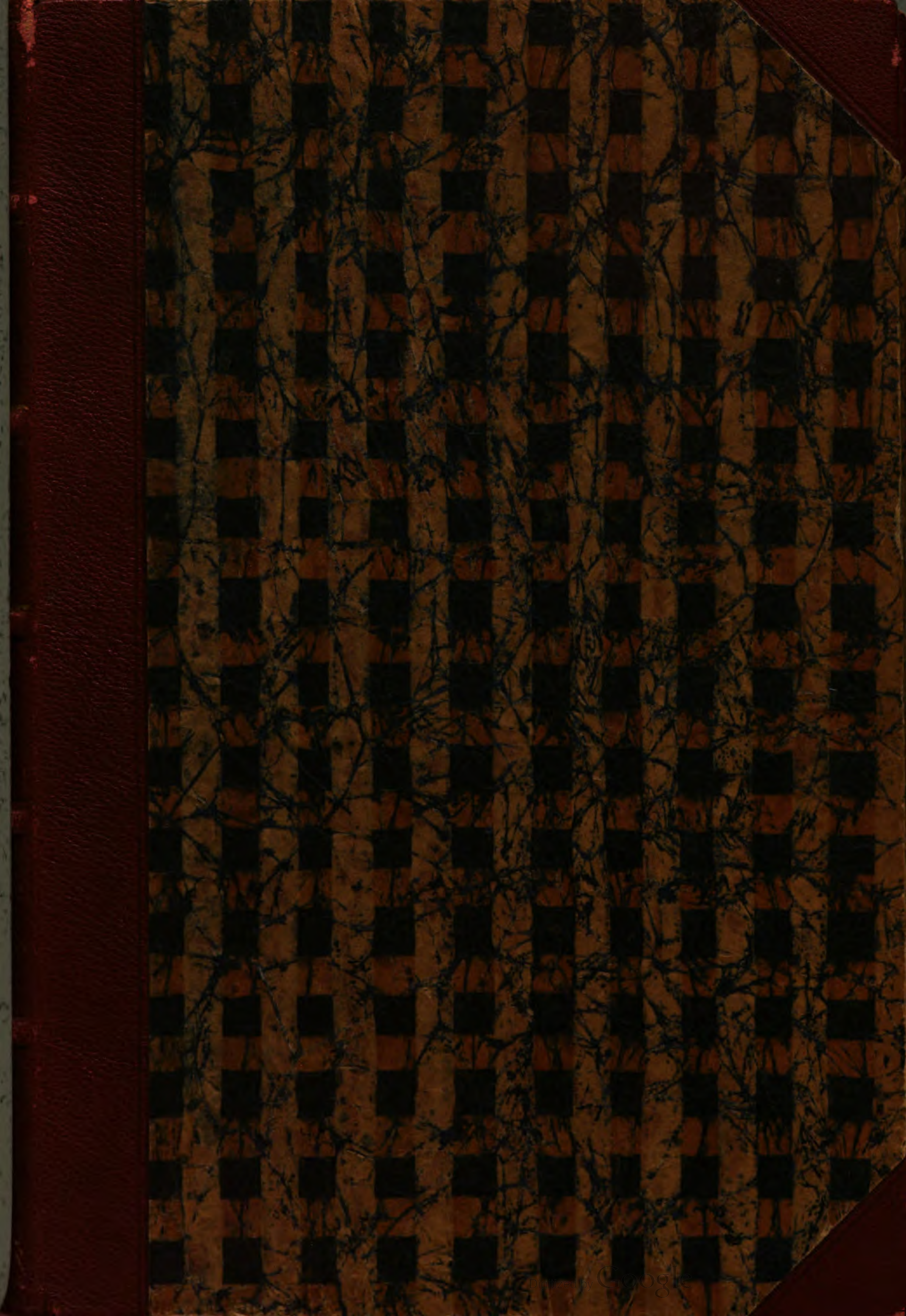
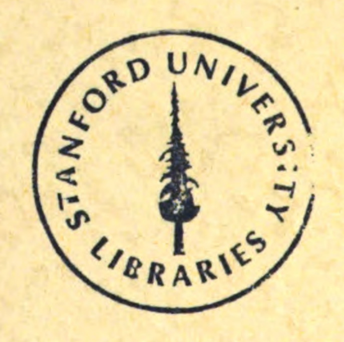
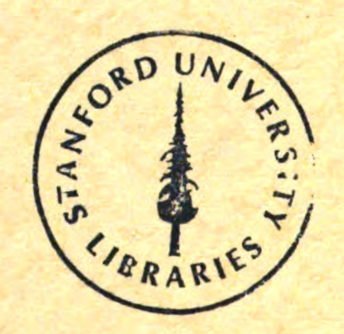
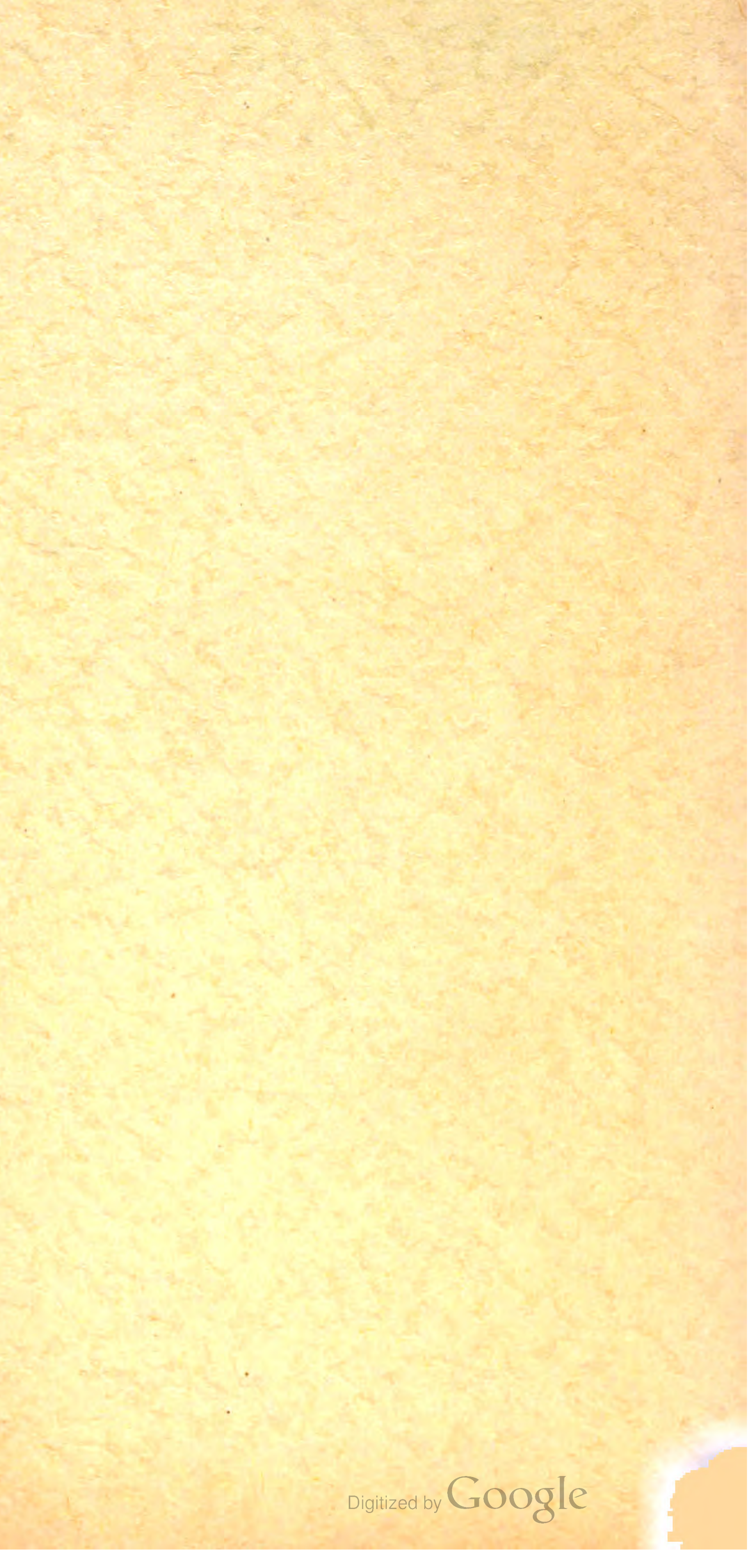





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



NEUE JAHRBÜCHER
FÜR WISSENSCHAFT UND JUGENDBILDUNG

UNTER MITWIRKUNG VON

W. FLITNER · W. HÜBNER · F. KNAPP · W. LUCKE
F. SCHNABEL · E. SCHÖN · K. WEIDEL

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG



4. JAHRGANG 1928

MIT 4 TAFELN UND 4 ABBILDUNGEN IM TEXT



VERLAG UND DRUCK VON B.G.TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

INHALT

BERICHTE

NACHRICHTEN

OTTO RIBBECK

Zum Gedächtnis seines 100. Geburtstages, des 23. Juli 1827

Von Richard Heinze[1])



Otto Ribbeck — die Züge seines Antlitzes sind allen, die in diesen Räumen studiert haben und studieren, seit langem vertraut durch den Abguß der Büste, die dem 70jährigen seine Schüler und Freunde gestiftet haben; sie grüßen uns heute noch eindrucksvoller aus dem schönen Bilde, das sein Neffe jetzt eben pietätvoll unserem Institut geschenkt hat. Das geistige Bild, das aus seinen Schriften, Reden und Vorträgen zu gewinnen ist, wird um manchen feinen Zug bereichert durch die Auswahl der Briefe, die seine Witwe veröffentlicht hat[2]); lebendiger noch und in manchem vielleicht auch treffender ist es uns alten Leipziger Philologen, die wir noch seine Schüler waren, fest eingeprägt. Heute, da 100 Jahre verflossen sind, seit Ribbeck geboren wurde, und fast ein Menschenalter, seit er nicht mehr unter uns weilt, wollen wir uns jenes Bild erneuern und denen, die ihn nicht mehr gekannt haben, näherzubringen versuchen; es soll nicht enkomiastisch geschehen, sondern, wenn möglich, historisch: das allein scheint mir der Wissenschaft würdig, die er gepflegt hat und die wir pflegen wollen.

Ribbeck kam nach Leipzig, fast ein Fünfziger, im Jahre 1876, berufen als Nachfolger Friedrich Ritschls, nachdem Franz Buecheler abgelehnt hatte; nächst Ribbeck war von der Fakultät Adolph Kießling vorgeschlagen. Von diesen drei Schülern Ritschls hatte Ribbeck wohl dem Herzen des Meisters am nächsten gestanden, durch treueste Schülerschaft und innige Freundschaft lange Jahre hindurch aufs engste mit ihm verbunden. Als der junge Student in Bonn zu seinen Füßen saß, stand Ritschl in seiner Akme; kein Wunder, daß er, als Lehrer so mitreißend, anspornend, Energie ausströmend wie wenige, die je auf einem philologischen Katheder gestanden haben, den begeisterungsfähigen Hörer ganz in seinen Bann schlug. 'Ritschl ist Begründer, Leiter und ewiges Vorbild meines ganzen philologischen Strebens geworden', schreibt er in seinem dritten und letzten

1) Gesprochen im Leipziger Verein für Altertumswissenschaft am 28. Oktober 1927.
2) Stuttgart, Cotta Nachf. 1901; daraus das vorgesetzte Bildnis nach einer Zeichnung Paul Heyses von 1893.

Bonner Semester an seine Eltern, und im selben Briefe nennt er auch schon die Aufgabe, die ihm Ritschl als lohnend gewiesen hat: die altlateinische Tragödie. Auf diesem Felde erwuchs seine Dissertation: 'In tragicos Romanorum poetas coniectanea (1849)', und dann sein erstes großes Werk, das gleich ganze Arbeit machte, die Scaenicae Romanorum poesis fragmenta, in zwei Bänden Tragiker und Komiker umfassend, das Werk eines 25 und 28jährigen, zu dem der reife Mann und dann zum dritten Male der 70jährige Greis zurückgekehrt ist: in dieser letzten, reifsten Gestalt wird es noch auf lange hinaus jedem Philologen unentbehrlich bleiben. Und noch vor Vollendung seines Erstlings legte Ribbeck auf einer italienischen Studienfahrt den Grund zu seinem zweiten, gleichfalls von Ritschl angeregten und geförderten Werk, das gleichfalls noch heute ohne Nebenbuhler dasteht, der großen kritischen Virgilausgabe, der ersten, die dies Beiwort verdient. Zwanzig Jahre hindurch haben diese beiden Arbeiten Ribbeck begleitet, bis 1868 der fünfte und letzte Band des Virgil vorlag: man verwundert sich der Länge dieser Frist nicht, denn es ist ganz gewaltige Arbeit erforderlich gewesen, um sie zu schaffen; Arbeit von Grund aus, denn für die Scaenicerfragmente gab es überhaupt noch keine nennenswerte Vorarbeit, und bei Virgil konnte Ribbeck zwar einige frühere Collationen benutzen, aber die große Mehrzahl der Handschriften hat er doch zuerst vollständig verglichen, hat die erschreckend reiche indirekte Überlieferung gesammelt, hat feste Maßstäbe für die Wertung der gesamten Überlieferung aufzustellen versucht, hat endlich auch die Geschichte der antiken Virgilstudien aus dem Rohen herausgearbeitet. Er hat sich diesen Arbeiten unterzogen, obwohl das viele Handwerksmäßige dabei seiner Natur vielleicht noch weniger zusagte, als der so mancher anderer, die ebenso grundlegende Arbeit leisteten. Er hat dies Opfer, wenn es denn eines war, gebracht, weil er wußte, daß die Wissenschaft es brauchte, um vorwärts zu kommen; und er war mit Recht weit entfernt davon, seine Arbeit als untergeordnete einzuschätzen. Er hatte von Ritschl gelernt, was auch wir wissen wollen, daß zuverlässige Texte und gute Fragmentsammlungen zwar nicht das O, aber das A unserer Wissenschaft sind.

In ganz anderem Sinne als jene ersten von Ritschl angeregt und gefördert ist das dritte große Werk Ribbecks, das jene beiden anderen noch überdauern wird, weil es schlechthin unwiederholbar ist: die umfassende Biographie Ritschls, als erste Frucht seiner Leipziger Jahre 1879 und 1881 in zwei Bänden erschienen. Ritschl hatte sich selbst diesen Biographen gewünscht, und man dankt es ihm, daß er so über den Tod hinaus noch als Arbeitgeber gewirkt und das Thema gestellt hatte, diesmal — sich selbst. Ribbecks Werk ist die einzige groß angelegte, man darf sagen, erschöpfende Biographie eines Meisters unserer Wissenschaft, die wir besitzen: man wünschte, es gäbe deren mehr: aber was für Heyne und F. A. Wolf, für Welcker und Böckh, für Gottfried Hermann und Lachmann geleistet worden ist, reicht alles nicht entfernt an unser Werk heran. Freilich war der Biograph in der überaus günstigen Lage, nicht nur seinem Helden fast dessen halbes Leben hindurch sehr nahegestanden zu haben, sondern auch über eine ungewöhnliche Fülle von Briefen und Tagebüchern zu verfügen, in denen der Mitteilsame sich und anderen Rechenschaft über äußere und innere Erlebnisse gegeben hatte.



Ribbecks Verdienst ist es, diese Gunst der Umstände voll ausgenutzt zu haben: weder lückenhaft noch übervollständig breitet er die Dokumente selbst vor uns aus und gibt aus seiner reichen Kenntnis der Personen, der wissenschaftlichen Probleme, der Wirkungen, die Ritschl ausgeübt hat, alles das hinzu, was jene authentischen Mitteilungen dem Leser, vor allem dem Leser späterer Zeit, erst recht verständlich und nutzbar macht; das Ganze geschrieben in einem leicht und klar fließenden, rasch und zielsicher vordringenden Stil, der etwas von dem unermüdlich vorwärts treibenden Temperament des Geschilderten an sich trägt, und durchglüht von einer ausstrahlenden Wärme der innerlichsten Teilnahme und seelischen Verwandtschaft. Ein Kapitel 'Geschichte der Philologie' ist es natürlich nicht; Ritschl historisch zu begreifen und ihn in die Entwicklung der Wissenschaft richtig einzuordnen, seine Verdienste 'objektiv' zu würdigen —dazu war unmittelbar nach seinem Tode wohl überhaupt niemand, ganz gewiß aber der nicht imstande, der dies Leben und Streben wie ein Stück seiner selbst empfand. Und wenn die Schwächen und Schranken von Ritschls Philologie, wohl auch von Ritschls Persönlichkeit hier verschwinden, so ist das jedenfalls nicht die Absicht des Erzählers gewesen. Kein Zweifel, daß er seinen Helden wirklich so sah, wie er ihn schilderte. So wie es ist, wird das Buch seinen Wert behalten, und man kann nur wünschen, daß auch recht viele junge Philologen, mögen sie auch wissen, daß Ritschls Philologie nicht mehr die ihre ist, das Buch lesen und dem Verfasser dankbar werden dafür, daß sie ein notwendiges Stadium in der Entwicklung unserer Wissenschaft, verkörpert in einem ihrer hervorragendsten Träger, gleichsam nacherleben dürfen.

Ich erwähnte die Schwächen und Schranken der Ritschlschen Philologie: das waren weitgehend die Schwächen seiner Zeit, aber doch nicht nur diese. Ritschl hat wohl hier und da, namentlich wenn ein neuer Fund durch die Schwierigkeit des mit ihm neu auftauchenden Problems seinen Scharfsinn reizte, auch literarhistorische Fragen, wie die nach der Pisistratischen Rezension der homerischen Gedichte oder nach der Schriftstellerei Varros, in Angriff genommen. Aber im allgemeinen war seine Forschung und mit den fortschreitenden Jahren mehr und mehr auf die Texte, weniger auf die Werke, noch weniger auf die Schöpfer dieser Werke oder die Sachen gerichtet; die Schwierigkeiten des Plautus-Textes sind es auch gewesen, die ihn zu seiner größten Leistung, der Erforschung der altlateinischen Sprache aus den Inschriften geführt haben.

Ribbeck ist auf diesem Wege zunächst gefolgt, hat auch zur Sprachgeschichte, freilich nur wenige, aber sehr beachtliche Beiträge geliefert; er hat in der Behandlung der Texte mehr als gut war und länger als andere Schüler Ritschls dessen Kühnheit der Konjekturalkritik festgehalten, die mit dem Ändern des Überlieferten nicht so lange zögerte, bis alle Hilfsmittel und Möglichkeiten der Interpretation versucht und durchdacht waren. Er hat diese Kühnheit auch auf die höhere Kritik übertragen und geglaubt, beispielsweise die horazischen Briefe oder die juvenalischen Satiren durch Umstellungen und Athetesen von zufälligen Verderbnissen schlimmster Art und bösartigen Interpolationen befreien zu müssen. Aber wenn er hier ein allzu gelehriger Schüler war, der den Meister noch über-

trumpfte, so ist er doch auch auf Wegen, die zur Erkenntnis führen, über ihn hinausgegangen, teils versuchend nur, teils aber auch vollbringend. Ritschls Geistesart lag jede Synthese, aber auch im Grunde jedes Abschließen fern; er fühlte sich nur wohl bei ewigem Suchen und Spüren; seine Forschung war stets auf Einzelprobleme gerichtet und blieb dauernd in Fluß. Ribbeck dagegen trug den Drang nicht nur zum Fertigmachen sondern auch zur Gestaltung in sich. Lange Jahre hat er der Sammlung der Scaenicerfragmente gewidmet, dann aber trieb es ihn, aus den Splittern und Brocken nach Möglichkeit das ganze Kunstwerk wiederzugewinnen: In seinem Buche 'Die römische Tragödie der Republik' (1875) hat er das kühn, ja überkühn versucht; er ist in unserer Zeit der erste gewesen, der sich an durchgehende Interpretation einer Fragmentenmasse gewagt hat. Ein entsprechendes Buch über die römische Komödie hat ihm lang im Sinn gelegen, und hier hätte er nicht nur Fragmente zu interpretieren, sondern erhaltene Dramen zu analysieren gehabt; er hätte auch über die römische auf die jungattische Komödie zurückgegriffen, die er einmal in einem Vortrag vor größerem Publikum hübsch dargestellt hat und der er auch in seinem Plautuskolleg einen verhältnismäßig breiten Platz einzuräumen pflegte; ihm war eben lateinische Komödie nicht nur ein textliches sondern auch ein literarhistorisches Problem. Aus Vorstudien zu einer solchen Behandlung sind seine wertvollen ethologischen Studien erwachsen, vielleicht seine originellste Forscherarbeit. Griechische Philosophen, Theophrast zuerst, haben 'Charaktere' geschildert, d. h. seelische Dispositionen, die vom Normalen abweichen, durch zahlreiche aus dem Leben gegriffene Züge fest umschrieben und so die in der volkstümlichen Denkweise lebenden Begriffe einer wissenschaftlichen Klärung nähergeführt. Ihre Arbeit hat Ribbeck wieder aufgenommen, aber nun nicht als Philosoph das Leben beobachtend, auch nicht als Essayist flüchtige Skizzen entwerfend, sondern als rechter Philolog alles das aus der gesamten griechischen wie römischen Literatur sammelnd, erläuternd, in historische Abfolge stellend, was jene Begriffe umspannt haben. Vier solcher 'Charaktere' hat er ausgeführt, den Eiron, Alazon, Kolax und Agroikos; was in anderen Händen vielleicht trockene Aufzählung geworden wäre, hat er mit Künstlerhand zu eindrucksvollen Bildern gestaltet und so ein wichtiges Stück antiker Menschenbeobachtung, ja antiken Menschentums wiedergewonnen. Er hat diese Probleme, die ihn seit früher Jugend beschäftigten, erst in Leipzig wieder aufgenommen und die Arbeit nur abgebrochen, um einen anderen, ebenfalls seit langem gehegten Plan auszuführen. Sechzig Jahre alt gab Ribbeck den ersten Band seiner Geschichte der römischen Dichtung heraus; in kurzen Abständen folgte der zweite und dritte. Dies nun ein Buch nicht nur für Gelehrte, sondern für die gebildeten Deutschen überhaupt bestimmt. Das Werk wurde bei seinem Erscheinen von Ribbecks Freunden, Nichtphilologen wie Philologen, begeistert begrüßt, und noch Wachsmuth hat es in seinem Nachruf auf den verstorbenen Kollegen und Freund als ein Meisterwerk uneingeschränkt gepriesen. Den Beifall in weiteren Kreisen, auf die der Verfasser rechnete, hat es nicht in gleichem Maße gefunden. Es kann verwundern, daß ein solches Werk bei der zweiten Auflage stehengeblieben ist und, wie es scheint, stehenbleiben wird. Es widerstrebt mir, diesen mangelnden Erfolg einzig der Verständnislosigkeit des

Publikums zuzuschreiben. Es muß doch wohl anerkannt werden, daß dem Werk wirklich die rechte Durchschlagskraft fehlt. Ribbeck war eine viel zu vornehme Natur, um zu den sehr anfechtbaren Reizmitteln zu greifen, deren manche populären Bücher über die Antike in neuerer Zeit einen großen Teil ihres Erfolges verdanken. Die niemals pedantische Sachlichkeit, niemals triviale, niemals geschmack- oder farblose Darstellungsart Ribbecks hätte, so könnte man meinen, ein besseres, wenn auch nicht so zahlreiches Publikum gewinnen können. Aber es ist einem solchen Publikum wohl zu viel zugemutet, viele hundert Seiten über eine Literatur zu lesen, die es nicht kennt, wenn ihm nicht gleichzeitig wenigstens Proben geboten werden; das hatte Ribbeck in früheren Arbeiten, z. B. einem populären Vortrag über Theokrit, reichlich und mit großem Geschick getan; hier hat er im ersten Bande fast ganz, in den beiden letzten völlig darauf verzichtet, vielleicht in dem Glauben, sie durch seine lebendige Schilderung und Aufreihung der charakteristischen Züge ersetzen zu können. Aber von einem Manne, wie etwa Martial, geben drei Seiten übersetzter Epigramme, mögen auch nicht alle Feinheiten des Originals erschöpft werden, ein lebendigeres Bild als 30 Seiten Schilderung. Auf Beigabe von Proben hat selbst Ribbecks großer, von ihm übrigens schwerlich gekannter englischer Vorgänger Sellar nicht völlig verzichtet; der Vergleich der beiden Werke lehrt aber auch, wie sehr die englische Betrachtungsweise literarischer Dinge — und dasselbe gilt von der französischen — der deutschen zu der Zeit überlegen war, da Ribbeck sein allzu lange hinausgeschobenes Werk konzipierte. Die klassische Philologie Deutschlands beschränkte sich damals noch so gut wie ausschließlich auf die sog. kritische Literaturgeschichte, d. h. die Feststellung des Rahmens, allenfalls noch literarische Abhängigkeitsfragen und Quellenforschung. Es ist bezeichnend, daß Ribbeck selbst in seiner Rektoratsrede über 'Aufgaben und Ziele einer antiken Literaturgeschichte' (1887) diese Forschung und ihre Methoden, den unentbehrlichen Unterbau, wie er sagt, ausführlich behandelt und dann zu einem ganz kurzen Schlußabschnitt übergeht mit den Worten: 'Nachdem der Boden nach Möglichkeit geebnet, der Ausblick geöffnet ist, wollen wir nun ein ausgeführtes Gesamtbild vor uns entrollt sehen, dem Luft, Horizont, Perspektive, Rundung und Farbe nicht fehle, soweit eben die Mittel der Darstellung reichen.' Diese *Darstellung* eben meinte er in seiner Geschichte der römischen Dichtung gegeben zu haben; daß hier noch Probleme der *Forschung* liegen, darauf weist er, wie auf eine Zukunftsaufgabe, in den letzten Sätzen seiner Rede hin, die den Gedanken der Entwicklung innerhalb der einzelnen Literaturgattungen herausstellen; mit den Aufgaben, die er dann beispielsweise nennt, geht er weit über das hinaus, was etwa Ritschl als Ziel der Philologie vorgeschwebt hat. Er hat auch mit seiner Forderung und Leistung einer Darstellung, die sich an weitere Kreise wendet, die streng esoterische Haltung der Philologie seiner Zeit auf literarhistorischem Gebiet durchbrochen: man muß sich, um die Wagnis zu würdigen, vor Augen halten, daß damals für den deutschen Leser, der nicht Philolog war, überhaupt keine Möglichkeit bestand, im Zusammenhang zu erfahren, was römische Poesie gewesen ist; und auch heute ist es noch nicht gelungen, Ribbecks Werk zu ersetzen.

Die Geschichte der römischen Dichtung ist Paul Heyse gewidmet. Man kann von Ribbecks Persönlichkeit nicht reden, ohne auch von Heyse zu reden; es muß aber auch, wenn von Ribbeck gesprochen wird, seine Persönlichkeit, darf nicht nur seine Wissenschaft zur Sprache kommen. Denn er gehörte nicht zu jenen Gelehrten, bei denen, um ein wenig sublimes, aber anschauliches Bild von Erwin Rohde zu brauchen, der übrige Mensch zu der gelehrten Hälfte sich verhält wie das Kraut zur Rübe, die an ihm hängt: 'die Rübe mag, wer Rüben liebt, vortrefflich finden; aber wen kümmert das Kraut?' Für Ribbecks persönliches Leben hat, von seinen nächsten Angehörigen abgesehen und nächst Ritschl Paul Heyse das meiste bedeutet. Schon in Bonn hat er den wenige Jahre Jüngeren kennen gelernt und alsbald schwärmerisch geliebt; die Herzensfreundschaft, bald gefestigt durch ein gemeinsam in Italien verlebtes Jahr, hat lebenslang gedauert. Noch ganz kürzlich haben uns das 30 neu veröffentlichte Briefe an Ribbeck recht vor Augen geführt. Eine Freundschaft, tief begründet in gemeinsamer Richtung des Geistes, des Gefühls, des Geschmacks. Der Poet, selbst ursprünglich Philolog, neben dem gerade für diese Poesie aufs stärkste empfänglichen Philologen; der begeisterte Freund antiker Schönheit neben ihrem begeisterten Erforscher; der formvollendete Nachdichter neuitalischer Poesie neben dem Geschichtschreiber altitalischer; der eine der gemeinen Wirklichkeit und dem exzentrisch Übersteigerten in Kunst und Dichtung so abhold wie der andere; beide mehr geneigt, die Schönheit des Daseins zu bewundern und andere empfinden zu lassen, als sich grübelnd in seine Rätsel zu vertiefen — so gehörten sie zusammen und haben diese Zusammengehörigkeit als ein Glück aufs tiefste empfunden. Man sieht, wenn Ribbeck sein Lebenswerk mit einer Geschichte der römischen Dichtung krönte, so nimmt er sich neben diesem Stoffe nicht 'beliebig' aus, wie es Nietzsche so vielen Philologen vorwarf. Er stand dieser Dichtung wie einer lebenden, den Dichtern wie lebenden Menschen gegenüber, und in der hohen Begeisterung für die einen, der schroffen Ablehnung anderer, spiegelt sich wider der Mensch in seinem menschlichen Verhalten. Hören wir seinen Freund, der ihn in den 'Jugenderinnerungen' so vor sich sieht: 'In dem anscheinend schwächlichen, überschlanken Körper herrschte ein energischer Geist und eine zähe Widerstandskraft, die alle Anfechtungen siegreich überwand. Ein ähnlicher Gegensatz von Zartheit und Festigkeit erschien auch in seinem geistigen und sittlichen Wesen: eine fast mädchenhafte Reinheit und Jungfräulichkeit der Empfindung, ohne eine Spur von Prüderie, nur weil die Gemeinheit hinter ihm lag, und dabei eine so mannhafte Rüstigkeit des Willens, oft bis zur Schroffheit gesteigert, daß er sich nicht besann, Menschen, die er gering achtete oder auch nur unsympathisch fand, mit verletzender Schärfe abzustoßen. Wen er aber liebte, den umfaßte und hegte er mit einer Innigkeit des Gemüts, einer Zartsinnigkeit des Ausdruckes, die unwiderstehlich waren.' Diese Wesenszüge des Jünglings waren noch die des Greises: 'geprägte Form, die lebend sich entwickelt' . . .

Er ist nicht allen Menschen, vielleicht auch nicht allen seinen Schülern, gerecht geworden; er vermochte auch sein Bestes, wenn ich nach meiner Erfahrung urteilen darf, nicht im Kolleg zu geben, vor der unbekannten Menge, die damals die philologischen Hörsäle Leipzigs übervölkerte, auch nicht im Seminar, wo er an



die alten, festen Formen sich gebunden fühlte, sondern in seiner Sozietät, die er nach altem Leipziger Brauche neben dem Seminar pflegte und wo er Gegenstände seiner Neigung in freierer Weise behandeln konnte; am meisten aber gab er doch im persönlichen Umgange, unter vier Augen oder in kleinem Kreise von Schülern, den er oft um seinen gastlichen Tisch versammelte. Wer die Commentationes Ribbeckianae durchmustert, den Sammelband, den ihn seine Leipziger Schüler 1887 zum 60. Geburtstag widmeten, der sieht, welch reiches und vielseitiges wissenschaftliches Streben er in dem ersten Jahrzehnt seiner Leipziger Lehrtätigkeit um sich erweckt hat. Nicht wenige unter den damaligen Beiträgern haben sich auch weiter wissenschaftlich bewährt, und alle wohl haben dauernd dankbar ihm angehangen. Einem der jüngsten unter diesen Beiträgern, Karl Buresch, galt das letzte, was Ribbeck selbst veröffentlicht hat: wer die von Heyse gerühmte Innigkeit des Gemüts und Zartsinnigkeit des Ausdrucks kennen lernen will, mag den Nachruf lesen, den er dem 'frühgefällten' Lieblingsschüler gewidmet hat. Auch einen seiner ältesten und bedeutendsten Schüler mußte er, selbst schon auf den Tod erkrankt, vorzeitig dahingehen sehen: Erwin Rohde, der sich als Kieler Student von der 'Frische und künstlerisch-ästhetischen Feinfühligkeit' Ribbecks weit mehr angezogen gefühlt hatte als vordem in Leipzig durch den greisen Ritschl; der ihm dann sein großes erstes Buch, den Griechischen Roman, widmete und ihm treu geblieben ist. So hat Ribbeck das Glück erfahren, Schüler zu finden, die ihm zu Freunden wurden. Er hat auch in Kollegenkreisen an den verschiedenen Universitäten, denen er angehört hat, Glück mit Freundschaften gehabt, hat in Basel mit Jacob Burckhardt, in Kiel mit Dilthey, Weinhold, dem Physiologen Cohnheim, dem Poeten und Professor im Nebenamt Klaus Groth, in Heidelberg mit dem Theologen und Poeten im Nebenamt Adolf Hausrath, mit Erdmannsdörffer, Treitschke, Gustav Wendt nahe Beziehungen gepflegt und, wie seine Briefe zeigen, diese Freundschaften sich zumeist dauernd bewahrt: gewiß auch das Zeichen eines nicht gewöhnlichen menschlichen Wertes. Seinen Freunden, mochten sie alt oder jung sein, gab er sich ganz, und wohl eigentlich nur ihnen, mit aller Weichheit seines teilnehmenden Gemüts, auch mit seiner tiefgewurzelten Heiterkeit, die so anmutig zu spielen und zu scherzen wußte; während er sonst eher eine Scheu trug, sein Innerstes zu offenbaren und lieber noch die schroffen Seiten seines Wesens hervorkehrte: auch Büste und Bild zeigen wohl, wie er aussah, aber nicht, wie es in ihm aussah.

Unvergänglich ist die Schöpfung des großen Künstlers und des großen Philosophen; alles Gelehrtenwerk ist vergänglich, mag auch noch so viel von einzelnen Erkenntnissen unverloren bleiben. Gleich hellen Sternen leuchten aus der Nacht der Vergangenheit die Namen der Wenigen, die es vermocht haben, ihre Wissenschaft in neue Bahnen zu reißen, auf denen sie heute noch wandelt. Aber Dank und Ehrfurcht gebührt auch dem Geist und der Arbeit der nicht allzu vielen, die ihr Leben daran setzten, große, vom Tage gestellte Aufgaben zu lösen, die den vorgezeichneten Weg in ihrer Wissenschaft den Mit- und Nachlebenden geebnet und viele auf diesen Weg geführt haben. Dank und Ehrfurcht zollen wir den Manen Otto Ribbecks.



DIE BEDEUTUNG DER PLATONISCHEN IDEENLEHRE FÜR DAS GYMNASIUM

Von Walther Kranz

Jugend drängt nach Philosophie; die Jugend der Gegenwart mehr denn je. Das an sich starke natürliche Verlangen des Jugendlichen in der Reifezeit, die Rätsel der eigenen Brust und der Umwelt zu ergründen zu suchen, wird heute genährt durch den alles in Probleme verwandelnden Geist der Zeit. Will die höhere Schule wirklich bilden und nicht nur Kenntnisse oder Fertigkeiten vermitteln, so kann sie gar nicht anders als jenem Verlangen Hilfe reichen. Mancherlei Wege führen dazu; aber die eine oft erörterte Frage, ob nämlich ein besonderer rein philosophischer Lehrgang oder aber eine philosophische Vertiefung des Fachunterrichts die bessere, weil kräftigere, mehr an Konkret-Notwendiges anknüpfende Bildungsmöglichkeit sei — diese Frage berührt *einen* Unterrichtszweig überhaupt nicht: das Griechische des Gymnasiums. In ihm bildet ja die Lektüre philosophischer Werke geradezu ein Kernstück; in ihm werden durch die Sache selbst philosophische Fragen aufgeworfen, die noch von uns heute Antwort und Entscheidung erzwingen — Gegenwartsfragen, weil Ewigkeitsfragen —, und es zeigt sich auch hier, auch auf dem so beschränkten Gebiete des Schulunterrichts, wie die Griechen, von welcher Seite man ihnen nahen möge, unmittelbar in das Zentrum des Menschentums und also auch der Bildung hineinführen. Griechische Philosophie ist eben in weitem Umfang Philosophie überhaupt. So ist hier nur das eine Frage, mit welchem Ziele, mit welcher Methode und in welchem Umfang im griechischen Unterricht philosophiert werden soll.

Wir erörtern sie an einem Thema, das, wie uns scheint, alle andern an Wichtigkeit überragt: an der platonischen Lehre von der Idee. Kein Lehrer kann an ihr vorübergehn, weil die Lektüre selbst sie bringt; aber die Art ihrer Behandlung wie die Einschätzung ihres Wertes schwankt gar zu sehr. Früher war besonders üblich eine Darstellung gewisser vorsokratischer, platonischer, auch wohl aristotelischer Lehren durch den Unterrichtenden selbst, einfach in ihrer nackten Tatsächlichkeit nacheinander vorgeführt, gleichsam damit auch dieses wie so vieles andere einmal erwähnt werde, damit man auch davon 'einmal gehört' habe; aber so flüchtigem, 'kalt staunendem Besuch' kann irgendein bildender Wert nicht zukommen. Tiefer geht die zuletzt vom Altphilologenverband erhobene Forderung, es sei der Versuch zu wagen, 'die Ideenphilosophie aus der Persönlichkeit ihres Schöpfers und seines Volkes heraus zu verstehen als organische Einheit, als die bewußteste Darstellung griechischen Wesens'. Aber auch diese Zielsetzung — zugegeben selbst, daß so etwas auf der Schule schon möglich sei — übersieht *einen* Gesichtspunkt, der uns der wesentliche, der allein entscheidende zu sein scheint: daß der junge Mensch durch Philosophie nicht einen Weg zu kulturgeschichtlichem Verständnis, sondern einen Weg zur *Wahrheit* finden will, daß er, dessen Geist zwar noch naiv und roh, dessen Geisteskraft aber auch noch ungebrochen ist, aus eigenem Verlangen niemals die Partei der Philosophen wählen wird, 'denen' — um mit Kant zu sprechen —

'die Geschichte der Philosophie (der alten sowohl als neuen) selbst ihre Philosophie ist'. Und gerade darum ist auch die Forderung der Richtlinien, daß der philosophische Unterricht die Aufgabe habe, nur in die Probleme einzuführen, nicht aber die, Entscheidungen zu geben, eigentlich durchaus nicht im Sinne der Jugend, die immer nach Entscheidung drängt, so ernst auch die darin zugleich ausgesprochene Warnung davor zu nehmen ist, daß der Lehrer durch die bloße Kraft des Suggerierens wirke. Überzeugen soll er, nicht suggerieren! So will es die Wahrheit wie die Jugend, zumal die heutige, die mit Recht am Lehrer ebenso aufdrängendes Reden haßt, wie zurückhaltendes Schweigen wenig achtet; denn es ist ihr Vorrecht oder doch das Vorrecht der Besten in ihr, keinerlei Kompromisse zu machen, sondern das Unbedingte allein zu ehren. Und so wird der Werdende selbst der Lehre Platons keinerlei Wert beimessen wollen, wenn er sie nicht als *wahr* oder doch als durchsetzt mit dem Element des *Wahren* erkennt; er wird die feinste Ausdeutung des Höhlengleichnisses nicht schätzen wollen, wenn er in ihm nicht mehr ein Abbild der *Wahrheit* findet. Und eben darauf soll unsere ganze Aufmerksamkeit hier gerichtet sein: zu untersuchen, wie unser Unterricht dieses Element des *Ewig-Wahren* in der platonischen Lehre darstellen kann. Gelingt dies, so dünkt uns auch ihr bildender Wert übergroß. Denn uns leitet die Überzeugung — die wir im folgenden zu begründen suchen —, daß platonisch denken nicht etwas ist, was man tun oder lassen kann, sondern etwas schlechthin Notwendiges; daß seine Lehre gleichsam die Sonne im Reiche der Bildung ist, vor allem in dem der Gymnasialbildung, durch deren Licht erst jedes einzelne in ihr Sinn und Bestimmung erhält. Erst wenn man ein Schüler Platons geworden ist, kann man sich, so glauben wir, mit Grund einen Schüler des Gymnasiums nennen.

Machen wir uns jedoch zuerst die gewissen Grenzen deutlich, die der Schulunterricht sich selbst notwendig setzen muß. Nur die ganz natürliche, schlichte Sprache ist ihm auch beim Philosophieren angemessen, nur der ganz einfache Gedankengang, der alles gelehrte Beiwerk abstreift, ist am Platz — und diese Forderung soll auch für unsere Darlegungen hier gelten. Aber die Kunst, auch das Schwierige einfach sagen zu können, ist ja überhaupt die eigentliche Lehrerkunst, und die Sprache der Griechen selbst hilft hierbei; denn wie viel ursprünglicher redet Platon als Kant! — Das Material, mit dem die Schule arbeiten kann, ist natürlich sehr beschränkt. Zwar kommen die Zeiten wohl nicht wieder, da die Schule sich damit begnügte, außer der Apologie nur noch Eingang und Schluß des Phaidon und etwa Stücke des Protagoras zu lesen — und sich damit selbst des allerwertvollsten Bildungsgutes zu berauben; aber auch wenn wir die Apologie (und vielleicht den Kriton) bereits der Obersekunda zuweisen, wie die Richtlinien mit Recht bestimmen, so wird der Primaunterricht doch nur selten mehr als zwei Dialoge lesen können, also etwa Phaidon und Symposion; der Gorgias würde bei unserer Themastellung weniger in Betracht kommen. Durch Sonderleistung einzelner Schüler, durch Übersetzen des Lehrers selbst können gewisse, für uns besonders wichtige, nicht umfangreiche Stücke leicht hinzugenommen und so für alle fruchtbar gemacht werden: aus dem Menon der Lehrgang über die Verdoppelung des Quadrates, aus dem Theaitetos die prinzipielle Widerlegung des Protagoras, aus dem Staat das

Höhlengleichnis, aus dem Phaidros der Mythos von der Ideenschau. Die übrigen platonischen Werke, in denen eine Lehre von der Idee vorgetragen wird — vor allem Sophistes, Parmenides, Philebos — sind für die Schule nicht geeignet, und auch in den beiden Dialogen, die als Ganzes erscheinen sollen, also in ihrem Rhythmus und Aufbau, kann man gewisse Teile nur inhaltlich besprechen: den sogenannten zweiten und dritten Beweis für die Unsterblichkeit der Seele im Phaidon wird ein Unterricht nicht in ganzer Breite vorführen, der die Wahrheit zum Ziele hat, und wie die Symposionlektüre wohl zu gestalten wäre, haben wir an anderem Orte angedeutet (Kommentar zu den Richtlinien S. 139).

Schon hieraus folgt, daß die Schule, auch wenn sie wollte, ganz und gar unfähig wäre, die Lehre von der Idee etwa in ihren verschiedenen Phasen und Erscheinungsformen darzustellen — was ja für den Gedanken der *Bildung* auch gleichgültig wäre —, daß sie vielmehr hier wie sonst es wagen muß, das ausgewählte Kleine als Spiegel und Ausdruck des Ganzen zu sehen, das einzelne Werk aus sich selbst heraus zu verstehen und als in sich allein ruhend aufzufassen. Wächst dadurch nur noch die Verantwortung bei der Auswahl der Lektüre, so ist diese von der Bildungsidee geforderte Betrachtungsweise gerade hier noch in einem besonderen Sinne gerechtfertigt, ja geboten, da ja Platons Lehren keinerlei System darstellen, seine einzelnen Werke vielmehr immer neu aus dem Strome der forschenden Seele auftauchende, in sich vollendete Gestalten sind, die nur ganz selten sich aufeinander beziehen, seine Untersuchungen immer ganz frische Anläufe sind, freilich nur nach einem einzigen feststehenden Ziele hin; denn wenn Sokrates von sich selbst im Gegensatz zu den Sophisten meinte, er sage nur immer dasselbe über dasselbe, so gilt von Platon, daß er zwar im Grunde auch immer dasselbe sagt, aber immer auf andere Weise.

Einer 'Einleitung' bedarf unser Unterricht an sich nicht, weder über 'Wesen und Aufgabe der Philosophie' noch — was für den Unerfahrenen etwas nutzbringender wäre — über das Verhältnis von Sinneswahrnehmung und Denken oder über die Vorgänger Platons, obwohl ja auch die vorsokratische Philosophie, in der Tiefe ausgedeutet, voll der größten Bildungswerte ist und eine Auswahl aus ihren Fragmenten der Platonlektüre ein gutes Fundament geben könnte; aber dies darzustellen, ist hier nicht die Aufgabe. Wir gehen vielmehr einen Weg, wie ihn die Schüler des Sokrates so oft gegangen sind, die im Selbstverständlichen des täglichen Lebens das eigentlich Problematische zu erkennen gezwungen wurden. Von selbst führt uns die Lektüre in fundamentale erkenntnistheoretische Betrachtungen hinein, die der beste Beginn sind. Die Erörterung des Begriffes der *Gleichheit* im Phaidon (p. 74f.) zeigt uns unwiderleglich, daß zum mindesten dieser Begriff dem menschlichen Verstande angeboren ist und durch die Erfahrung zwar geweckt wird, aber nicht aus ihr entspringt. Denn die Erscheinungswelt zeigt uns niemals zwei völlig gleiche Gegenstände, und sie kann es gar nicht, weil, um einen Gegenstand *a* einem Gegenstand *b* gleich zu setzen, ich diese mindestens räumlich und zeitlich vorher unterschieden haben muß. Wir bezeichnen also das als gleich, was wir an einem uns von vornherein gegebenen Idealbegriff der Gleichheit messen. In dieser Erörterung des Phaidon fällt auch das entscheidende, bei Platon sonst so

wohl nicht wiederkehrende Wort (p. 75E), daß dieser Begriff zur *οἰκεία ἐπιστήμη*, zur '*ursprünglichen* Erkenntnis' gehört; 'a priori' ist dafür ja nur ein anderer, und zwar häßlicher Name. Die Lektüre dieser Darlegung pflegt zunächst stürmischen Widerspruch der Schüler zu erregen, begreiflicherweise, verlangt sie doch vom jungen Menschen dieselbe völlige Umkehrung in einer Einzelheit seines Denkens, die im ganz Großen Kants System von seinen Zeitgenossen forderte; aber 'gerade das Staunen gehört zum Philosophen', und zur Einsicht muß jeder Denkende hier gebracht werden können. Es ist nur ein Schritt weiter zu dem gleichfalls notwendigen Zugeständnis, daß all unserem Gleichsetzen und Unterscheiden, dieser grundlegenden Tätigkeit des menschlichen Geistes, auf der jedes Zählen, jede Begriffsbildung, also auch jede Sprache beruht, ein aprioristisches Element innewohnt, ohne das all dies gar nicht erst möglich wäre. Wir erörtern dieses alles leicht an selbstgefundenen Beispielen und erkennen, daß Platons schlichte Darlegung Licht verbreitet über die Arbeitsweise des menschlichen Verstandes schlechthin. — Von anderen Fundamentalbegriffen, die der Kategorie der Gleichheit nebenzuordnen sind, lernt der Schüler im Phaidon die ethischen, religiösen, ästhetischen Wertbegriffe kennen — *αὐτὸ τὸ ἀγαθόν, αὐτὸ τὸ δίκαιον, αὐτὸ τὸ ὅσιον, αὐτὸ τὸ καλόν* (p. 75C) —; aber zugleich führt ihn die hier erneuerte Lehre, daß Lernen Wiedererinnern sei, auch an die *Mathematik* heran, *ἐπὶ τὰ διαγράμματα* (p. 73A), und in sie hinein. Denn hier fallen die Schlagbäume und Grenzpfähle der Einzelfächer wie von selbst, und 'Konzentration' wird nicht gefordert, sondern ist einfach gegeben durch die Sache selbst. Wie oft hat man es erlebt, daß es geradezu befreiend ist, den gesamten Mathematikunterricht, den der Schüler bisher erfahren hat, im Lichte der platonischen Ideenlehre noch einmal zu überschauen, noch einmal zu erkennen, daß die mathematischen Grundbegriffe Ideen sind, von Platon 'Hypothesen' genannt, die in der Wirklichkeit niemals rein erscheinen, und daß aus der Idealität der Mathematik eben ihre absolute Allgemeingültigkeit folgt! Wir lehren den Schüler schnell die Alternative kennen, die der moderne Mathematiker Ernst Goldbeck so formuliert: 'Entweder die gerade Linie liegt als primitiver Begriff in dem Wesen unseres Geistes vorgebildet und entsteht aus ihm mit Naturnotwendigkeit während seiner allmählichen Entwicklung und wird dann, wenn er fertig ist, erst an die Betrachtung der Dinge herangebracht oder umgekehrt, Erfahrungen haben uns zu ihm hingeleitet, doch so, daß unser Verstand an ihnen eine eigentümliche Arbeit der *Idealisierung* ausgeführt hat'; zugleich aber muß jedem einleuchten, daß beides im Grunde nur verschiedener Ausdruck für das gleiche ist, für das eine Grundvermögen des Geistes, entweder Idealbegriffe zu *besitzen* oder — aber mit Notwendigkeit — zu *erwerben*, daß also die platonische Lehre in jedem Falle zu Recht besteht. Und überblicken wir die Mathematik als Ganzes, selbst in dem winzigen Umfang des Schulunterrichts, so verstehen wir die Erschütterung, die jenem selben Mathematiker die Erkenntnis bereitet, daß wir 'in der Mathematik ein ungeheures *Idealreich* vor uns haben, dessen Weite und Tiefe noch niemand ermessen hat'. — Solche Gedanken weiter auszuführen, haben der Mathematik- und der Physiklehrer selbst Gelegenheit, und Goldbeck hat auch den Weg dazu gewiesen, wie dieser Unterricht in platonischem Geiste erteilt werden kann. Viel-

leicht erfährt dann der Schüler auch — in diesen oder den griechischen Stunden selbst —, was es für Platon bedeuten mußte, als er zum ersten Male von der Existenz irrationaler Größen erfuhr, die zwar wie z. B. die Diagonale des Quadrats anschaulich gegeben, auch konstruierbar sind, aber nicht in rationalen Zahlen faßbar, also auch 'nicht aussprechbar' (ἄρρητα) sind.

Schon die schlichteste Ausdeutung des platonischen Phaidontextes und einige daran geknüpfte, durch andere Textstellen veranschaulichte Gedankengänge haben so den menschlichen Geist zum ersten Male erkennen lassen als formgebenden Gesetzgeber der Erscheinungswelt, die ihm doch erst die Möglichkeit zu dieser Tätigkeit gab, und zugleich als rätselhaft abhängig von einer Welt der Vollkommenheit, deren Gesetze er nur weitergibt. Soll aber diese neu gewonnene Erkenntnis in ihrer schärfsten Formulierung — und zugleich in ihrer Bedeutung für die Jahrhunderte — einmal ganz kurz zusammengerafft vorgetragen werden, so ist dafür nichts geeigneter als ein Bild vom Ringen Platons mit Protagoras, wie es sich darstellt einmal im Kampf gegen dessen prinzipiellen Skeptizismus (Theaitetos p. 170 ff.) und ferner in ihrer gegensätzlichen Auffassung vom Wesen der Mathematik. Jener erste Gegensatz ist ja zugleich die ewiggültige Widerlegung des den Relativismus zum Prinzip erhebenden, jede Erkenntnismöglichkeit leugnenden Sensualisten; ihm wird zum mindesten die Behauptung *eines* allgemein gültigen Satzes, eben des von der Unmöglichkeit der Erkenntnis, und damit die Konstatierung *eines* Gesetzes nachgewiesen, und so wird er durch sich selbst widerlegt, mit einer Widerlegung, der auch heute mancher protagoreisch-sensualistisch veranlagte Jugendliche dringend bedarf. Der andere Streit aber läßt sich auf folgende — nicht wörtlich, aber dem Geiste nach überlieferte — Formeln bringen, die wir an das zufällig überlieferte Tangentenbeispiel aus dem Werke des Protagoras über die Mathematik anknüpfen. Protagoras lehrt danach (Fragmente der Vorsokratiker 74 B 7): Keine Tangente der Erfahrungswelt berührt den Kreis nur in einem Punkte, wie doch ihre Definition verlangt. Nun stammt aber alle Erkenntnis aus der Erfahrungswelt. Also sind die mathematischen Sätze von der Tangente nicht als allgemeingültige Erkenntnis anzusehen. Platon würde erwidern und hat vielleicht erwidert: In der Tat berührt keine Tangente der Erfahrungswelt den Kreis nur in einem Punkte. Nun haben aber die aus der Tangentendefinition abgeleiteten Sätze von der Tangente Allgemeingültigkeit. Also stammt ihre Definition nicht aus der Erfahrung. — Die allgemeine Bedeutung dieses Beispieles muß von jedem erkannt werden. Jeder aber auch wird ergriffen, wenn er hört, daß viele Jahrhunderte später der Geist es für notwendig gehalten hat, diesen Kampf noch einmal, wenn auch in anderer Form, auszufechten im Streite von Hume und Kant um das Kausalgesetz. Wir formulieren diesen Gegensatz unsern Schülern in genau entsprechender Form. Hume lehrt: Die Welt der Erfahrung zeigt keine notwendige Folge von Ursache und Wirkung. Nun stammt aber die Beobachtung von Kausalität nur aus der Erfahrung. Also kann Kausalität nicht die Bedeutung eines Gesetzes, sondern nur die einer Gewöhnung haben. Dagegen Kant: In der Tat zeigt die Welt der Erfahrung keine notwendige Folge von Ursache und Wirkung. Nun hat aber das Kausalgesetz als Denkform zwingende Notwendigkeit. Also stammt es nicht aus der Erfahrung.

Der griechische Unterricht wird nicht wagen dürfen, die Beziehung zwischen der platonischen und der neueren Philosophie auch nur in einem Punkte irgendwie eingehend darzustellen; das wäre vielmehr ein ergiebiges und auch nicht zu schweres Thema für die philosophische Arbeitsgemeinschaft, im besonderen das Verhältnis Kants zu Platon. Wertvolle moderne Literatur hilft dabei schon dem Lehrer, Kants Leistung auf diesem Gebiete auch dem Anfänger klar zu machen: seine neue Fassung des Begriffes a priori, das nun nicht mehr wie bei den Alten 'zeitlich vorhergehend', sondern 'der Ordnung nach vorhergehend' bedeutet und das die nach Platon vorhandene inhaltliche Bestimmtheit und konkrete Wesenheit ganz und gar verliert und reine Form wird; seine Systematisierung der Kategorien; seine bewußte Fortführung der platonischen Gedanken über den Kosmos. Die Gefahr, der der Schulunterricht seiner Natur nach immer ausgesetzt ist, nämlich der einer vergröbernden Vereinfachung, wird der Lehrer schon durch die Bescheidenheit des Tones zu bannen suchen, auf den er den ganzen Unterricht stimmt; vor allem aber wird er sich hüten müssen, dem antiken Philosophen das Schema des modernen Denkers aufzuzwängen, also in unserem Falle in Platon nur eine Art Kant zu sehen, wie es ja nicht selten versucht wird und wie es Paul Natorp zuerst in großartiger Weise unternommen hat, bis er dann am Ende seines Lebens sich von den Fesseln einer solchen Engheit selbst befreit hat in jener erschütternden Palinodie, welche die zweite Auflage seines Werkes 'Platos Ideenlehre' darstellt. Seine neuen, wahreren Gedankengänge verwerten wir im folgenden.

Hat die Grundlegung der platonischen Lehre vom Begriff den jungen Menschen unverrückbare Erkenntnisse über das Wesen des menschlichen Geistes gelehrt, so erhebt sich die Frage: Was hilft zur Bildung Erkenntnis? Nur in das Streben zur *Tat* umgesetzt, ist sie wahres Bildungsgut. Und gerade dazu führt die Lehre Platons weiter, dem ja die Frage der Philosophie die Frage der Kultur und der Bildung schlechthin ist, dem der Philosoph nicht forschender Sammler von Wahrheiten ist, sondern königlicher Gesetzgeber.

Die Idee des *καλόν*, die im Phaidon nur erwähnt wurde, sehen wir enthusiastisch gepriesen nicht nur, sondern schöpferisch wirkend im Phaidros und Symposion. Ihre umfassende Bedeutung empfindet auch der Jugendliche, wenn ihm zum Bewußtsein kommt, wie alles Schaffen des Künstlers, alles Ringen des Technikers — also ein bedeutendes Stück aller menschlichen Tätigkeit überhaupt — um nichts anderes geht als um die Ausprägung einer ihnen innewohnenden Idee in der Materie, wobei aber die absolute Idee der Schönheit oder der Zweckmäßigkeit über allem Einzelschaffen richtunggebend schwebt; denn auch er schon kann das Goethewort begreifen: 'Alles Schöne deutet auf ein geheimes Gesetz.' Lesen wir statt jener Dialoge oder neben dem einen von ihnen Stücke des Staates, so erleben wir die aufbauende Wirkung der Idee des *δίκαιον*, und wenn wir diese in der Politik der Wirklichkeit bis auf unsere Tage mit Schmerzen vergeblich suchen müssen, so sehen wir doch, daß alle Völker wetteifern, der Idee des 'richtigen Rechtes' innerhalb ihres eigenen Staates Geltung zu verschaffen, wobei zwar das kodifizierte Recht sich wandeln, ja gleichzeitig in mehreren Formen im Volke vorhanden sein kann, das absolute Recht aber unerschütterlich bestehen bleibt und auch vom

Rechtsbrecher als solches — wenn auch vielleicht nicht in der bestehenden Form — anerkannt wird. Haben die Schüler einmal die zersetzenden *Δισσοὶ λόγοι* der Sophisten kennengelernt (Fragm. d. Vorsokr. 83), die aus der Verschiedenheit der *νόμοι* gerade ihren Unwert ableiten wollten, so müssen sie jetzt einsehen, daß eine solche nur den Inhalt betrachtende Prüfung oberflächlich bleibt und das sophistische Bemühen zerschellen muß an der einen ehernen, unvergänglichen *Form* des Rechts, die alle *νόμοι* in sich schließt. — Die Idee des platonischen *ἀγαθόν* zu verstehen, die Sonne im Ideenreich, ist schon deshalb so schwierig, weil die übliche Übersetzung durch das Wort 'Gut' den Begriff allzusehr verengt. Wir wissen, wie seine Bedeutung im platonischen Schrifttum schwankt; wie er in den frühen Dialogen mehr das Nützliche, später mehr das Moralische, endlich aber — im Philebos, p. 65 A — das *Vollkommene* schlechthin bedeutet, denn er enthält in sich die drei Begriffe des Schön-Guten (*καλόν*), des Symmetrischen, d. h. Ästhetischen (*σύμμετρον*) und des Wahren (*ἀληθές*). Und in der Tat gibt diese Deutung '*das Vollkommene*' erst Klarheit darüber, warum gerade das *ἀγαθόν* allein der Welt der Ideen das Licht gibt, denn der Stempel der Vollkommenheit macht sie erst zu Ideen; Klarheit gibt sie auch über das, was echt *menschlichem* Streben, wenn auch in tausend verschiedenen Brechungen, letztlich zugrunde liegt. Denn Idealismus im Sinne Platons ist ja nichts als Sehnsucht nach Vervollkommnung. — Was aber endlich das '*Wahre*' angeht, so wird niemand freudiger der Lehre Diotimas zustimmen (der aber Platon öfter Ausdruck gegeben hat), daß der Philosoph nie ein Weiser und der Weise nie ein Philosoph sein könne, als gerade der *junge* Mensch, denn keine Mahnrede kann ihn stärker anspornen, selbst nun die Fackel der Erkenntnis ein Stück vorwärts zu tragen, als jenes die Weisen dieser Welt leise verspottende Wort der Priesterin von Mantineia.

Schon durch solche Betrachtungen muß sich der Werdende fühlen als Glied einer ungeheuren, ringend suchenden Gemeinschaft, die gleichsam die Arme öffnet, ihn als ihren Bruder aufzunehmen, so daß auch der tiefste Pessimismus und alle Verfallsgedanken einer verzweifelnden Jugend — wir wissen, wie leicht sie entstehen, gerade heute entstehen — gemildert werden müssen. Mehr als das aber gibt die Lehre Diotimas von der Entwicklung des wahren Erosjüngers: stärksten Impuls zur Gestaltung des eigenen Lebens. Denn der allein versteht sie recht, der aufmerkt auf ihre immer wiederholten Worte, daß auf den verschiedensten Entwicklungsstufen des Menschen immer erst die aus der Sehnsucht geborene, zeugende *Tat* Sinn, Wert, Erlösung dem Streben gibt. Das unsterbliche Werk, das Kind ist das Ziel aller jener Liebenden, die uns ihre weit ausschauende, das menschliche Leben in seiner Breite betrachtende Lehre vorführt: des körperlich Liebenden, des Erziehers, des Technikers, des Künstlers, des Gesetzgebers und Städtegründers, des Philosophen, der, auch wenn ihm wirklich als Lohn seines ewigen Strebens — und dennoch aus Gnade — einmal die Idee des absoluten Schön-Guten zu schauen vergönnt ist, nur das eine Ziel hat, diese Schau im unsterblichen, im höchsten Werk zu verkörpern. Welches das ist, wird nicht angedeutet; für Platon aber gab es ja kein höheres als den Aufbau des Lebens in der Gemeinschaft nach der Idee. Und so erweist sich im Gegensatz zu allen falschen Deutungen die wahr verstandene

platonische Liebe allein als die, welche ein *sichtbares* Symbol des Ewigen schaffen will. So lehrt es das Symposion.

Aber unserem Freunde zeigt die eigene Platonlektüre den Eros nicht nur als Geber aller Werte, als 'den besten Gehilfen für die menschliche Natur', wie Sokrates lehrt (Sympos. p. 212 B), sondern sogar als das Element, das der ganzen sichtbaren Welt erst einen Sinn gibt. An diesem Punkte verlassen wir nun zwar das Gebiet des Beweisbaren, weil wir mit Diotima den Schritt ins Metaphysische wagen, allein der Wert dieses Gedankenganges wird sich darum nicht als minder groß zeigen. Schon im Phaidon haben wir gemeinsam gelesen, daß alles, was gleich scheint, nur scheinbar gleich ist, in Wirklichkeit nur von einem Streben nach der wahren Gleichheit erfüllt ist (*ὀρέγεται εἶναι οἷον τὸ ἴσον*, p. 75 A, vgl. B); im Symposion lesen wir nun, daß alles, was schön ist, irgendwie Anteil hat an der Idee der Schönheit, die es erreichen möchte (*τοῦ καλοῦ ἐκείνου μετέχει τρόπον τινά* p. 211 B, genau entsprechend Phaidon p. 100 D); daß durch den Eros als den Mittler zwischen Sinnen- und Idealreich 'das All in sich selbst zusammengebunden ist' (*τὸ πᾶν αὐτὸ αὑτῷ ξυνδέδεται* p. 202 D). Erschien also nach dem Höhlengleichnis die Welt eher dualistisch zerspalten in ein Licht- und ein Schattenreich, läßt uns auch die Stimmung, die im Gorgias und manchem Stück des Phaidon herrscht, die Welt der Erscheinung schmerzlich als trübes Düster empfinden: auch eine andere Auffassung besteht im Sinne Platons zu Recht, denn hier ist Eros als kosmischer Trieb erkannt und der Sinn alles Existierenden, jeder Pflanze, jedes Tieres, jedes Menschen ist, nach Vermögen die Idee seiner Art und Gattung darzustellen: alles strebt und soll streben 'zu werden, was es ist'. Von solchem Gedanken ist zur aristotelischen Lehre von der Entelechie nur ein Schritt — wenn denn der Schüler wirklich auch von ihr etwas erfahren soll. Doch schon Platons Lehre an sich kann für ihn von beglückender Fruchtbarkeit werden, und er wird bereit sein zu dem Geständnis: Wenn der Mensch überhaupt wagen soll, der Welt und den Einzeldingen einen Sinn zu geben — oder platonisch gedacht: zu entnehmen —, dann kann es ein tieferer als dieser nicht sein. Der Augenblick, wo wir Platon hierin verstehen, ist einer von jenen, da, wie er selbst sagt, die Wahrheit 'plötzlich in der Seele wie ein von einem abspringenden Funken entflammtes Licht entsteht und sich selbst nährt'. Nicht ein ziellos schwärmender Pantheismus, sondern ein in klarem Gedankenaufbau gewonnener Sinn des ganzen All und damit zugleich die Aufgabe des eigenen Lebens ist die Frucht, die die Ideenlehre jetzt gewinnen läßt. Die von den Jugendtagen des Gorgias (p. 507 E f.) bis zu den letzten der Gesetze von Platon verkündete mathematisch gegliederte, gesetzmäßige Schönheit des Kosmos ist zwar wie alles Vergängliche nur ein Gleichnis, aber auch wirklich ein Vorbild gebendes *Gleichnis* des Unvergänglichen, und da alles Seiende in irgendeinem, wenn auch vielleicht noch so geringem Maße Anteil hat an der Idee, so hat es auch Wert; aber sein höchster Wert ist das Streben, dem Gipfel, den das *ἀγαθόν*, das Vollkommene, darstellt, näherzukommen durch die reinere Herausarbeitung des Gattungsbegriffes, unter den es fällt. Wie sollte diese die gesamte Schöpfung durchziehende Melodie der Sehnsucht nach Vollendung nicht auch erklingen im Herzen des noch Werdenden, der Platons Schüler wird? Nein, vor dem entzückten und

doch ruhigen Auge liegt das All mit allen seinen Gliedern nun in sinnvollem Zusammenhang da, und auch über den tiefsten Weltschmerz der Jugend muß triumphieren die befreiende Freude darüber, ein Teil von dieser Harmonie selbst zu sein und immer mehr zu werden. —

In unserem Lehrgang hat das Ideenreich als solches bisher keine Bedeutung gehabt. Wir berichten vielleicht einmal unseren Schülern davon, wie Platon nach eigenem Zeugnis (Parmenides p. 130) darum gekämpft hat, eine Grenze zu finden, bis wie weit Ideen als Repräsentanten der Erscheinungswelt anzunehmen sind, und wie es ihm nicht gelang, eine solche Grenze zu finden, so daß er sich selbst das Geständnis abringen mußte: 'Es gibt auch die «Form» des Kotes'. Das Reich der Ideen selbst, das das Höhlengleichnis bildhaft zeigte, schauten wir im Phaidros. Aber Platons Überzeugung von der Realität des 'unräumlichen Raumes', in dem die Ideen wohnen und die Seele sie einst in sich genommen hat, kann dem Menschen heutiger Zeit nur noch Symbol sein; sein unerschütterlicher, auch das Denken nicht wenig bestimmender Glaube an die Ewigkeit der Individualseele muß vielen von uns fremd bleiben, die sich hier zum sokratischen Nichtwissen vom Tode und Jenseits bekennen. Beide Gedanken begreifen wir aus der religiösen Überzeugung und der künstlerischen Anschauungskraft seines Volkes heraus, dessen Auge auch im Äther die Lichtgestalten der Götter erblickte und am Nachthimmel die Sterne zu Sternenbildern zusammensah — was uns nicht mehr gegeben ist —, dessen bildende Kunst die vollkommene, vom Gesetz der Form beherrschte Gestalt vor den Blick stellen wollte. Und gerade hier hilft die vom platonischen Geist genährte Phantasiekraft unserer eigenen klassischen Dichtung dem Schüler, eine ihm ferne Vorstellung als lebendig gegenwärtige zu empfinden. Der 'überhimmlische Ort' Platons, er ist ja das 'Reich der Formen', das Schillers 'Ideal und Leben' schildert; ja gerade so lautete der älteste Name des Gedichts. Das Reich, 'wo die reinen Formen wohnen', wo frei von der Gewalt der Zeit im Lichte wandelt 'die Gestalt', wo 'der Menschheit Götterbild' schwebt, 'schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen', es ist eine Neugestaltung des platonischen Ideenreiches im Phaidros und Staat, so wie die Auffassung vom Leibe als dem 'traur'gen Sarkophage' der Seele die finstere Lehre des Gorgias wiedergibt. Auch Goethes Pandora zeigt wie der Phaidros das Reich der Schönheit im Äther, denn es ist ja die reine platonische Lehre:

> Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
> Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
> Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt
> Und einzig veredelt die Form den Gehalt.

Von ungleich tieferer Eigenkraft der Erfindung aber ist die geheimnisvolle Symbolik der Mütterszene im Faust, an der der Platonunterricht nie vorübergehen dürfte. Mit genialer Umdeutung des Überlieferten wird das Ideenreich hier im Abgrund der Tiefe gesucht. Zwar hören wir aus Mephistos Munde die Worte an Faust: 'Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige! 's ist einerlei' — und wie könnte die völlige Gleichgültigkeit aller Raumbestimmung da, wo es sich um das Ewige handelt, packender bezeichnet werden! Aber Faust versinkt dennoch, er

entflieht 'dem Entstandenen in der *Gebilde* losgebundne Reiche', dorthin, wo 'kein Ort' ist, 'noch weniger eine Zeit', also in den *τόπος ἄτοπος* und den *χρόνος ἄχρονος*, wo 'die Bilder aller Kreatur schweben' 'im tiefsten, allertiefsten Grund'. Leicht erkennen wir, wie die Vorstellung von den Müttern selbst, die inmitten dieser Gestalten leben, und ihren geheimnisvollen Bewegungen — 'Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung' —, wie dies (von Plutarch angeregte) selbständige Weiterbildung platonischer Gedanken ist. Verbindet sich aber hier mit dem griechischen Lehrer der deutsche, so könnte die Fruchtbarkeit der Ideenlehre für Goethesches Schaffen auf mancherlei Gebieten auch schon im Schulunterricht wirkungsvoll verdeutlicht werden: so in seiner Lehre von der Metamorphose der Pflanzen und der der Tiere — die 'Urpflanze' und das 'Urpferd' könnten wirklich in einem platonischen Dialoge genannt sein —; in der Lehre vom Urphänomen, das 'unmittelbar an der Idee steht', und der von der Antizipation, in der neuere Untersuchung gerade Platons Anteil festgestellt hat; nicht minder aber in den Gedanken über Erziehung, wie sie in der 'Pädagogischen Provinz' sich auswirken, die ja ohne das Vorbild des platonischen Staates gar nicht denkbar wäre.

Aber es sind ja nicht Einzelheiten der Dichtung und der Lehre, es ist der ganze Geist der Epoche, die wir die Zeit des klassischen deutschen Idealismus nennen, und es ist das von Grundsätzen bestimmte, vom Gedanken gestaltete *Leben* der geistigen Führer unseres Volkes, die dem jungen Menschen der Gegenwart die einzigartige Bedeutung der *Idee* verdeutlichen, deren erster Verkünder Platon ist. Schillers Leben: jede Stunde davon erfüllt von der einen Idee der Vervollkommnung nach Goethes eigenem Zeugnis über diesen 'wunderlichen großen Menschen', der 'alle acht Tage ein anderer (war) und ein Vollendeterer'; und wer hörte ohne Mahnung das Wort des Alten selbst, dem schon alles zu entschwinden drohte: 'Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!' Wie sind Humboldts Briefe, auch in der Zeit der tiefsten Not des Staates, voll von Bekenntnissen, die, jenseits ebenso von Schwärmerei wie von Pessimismus, klaren Geistes das eine lehren, was heute und immer not tut! Nur zwei führen wir an: aus dem letzten Brief an Schiller (1805): 'Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. — Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis wie der, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen'; das andere Zeugnis aus einem Briefe an C. v. Wolzogen (S. 60), das man seiner Arbeit für die innere Wiederaufrichtung Preußens als Motto voranstellen könnte: 'Wenn man auf die Dinge tätig einwirken kann, muß man es mit voller Kraft und immer nach Ideen tun.' So wie die Bildungsstätte unserer Schüler, das Gymnasium, nur der Idee das Dasein verdankt und verdorren muß, sobald es der Idee nicht mehr dient, so muß auch Unterricht und Erziehung, die sie hier finden, erreichen, daß irgend etwas von dieser lebengestaltenden Kraft Herr wird über ihr eigenes Dasein.

An neuerer Literatur ist für den Lehrer, der platonische Philosophie nach den hier entwickelten Grundsätzen im griechischen Unterricht lehren will, folgende besonders wichtig: *Deutung der Lehre von der Idee:* O. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit, 4. Auflage,



Straßburg 1911; P. Natorp, Platos Ideenlehre, 2. Auflage, Leipzig 1921, Anhang; O. Apelt, Platonische Aufsätze, Leipzig und Berlin 1912, S. 1 ff.; E. Hoffmann, Die griechische Philosophie von Thales bis Platon, Aus Natur und Geisteswelt 741, S. 91 ff.; derselbe, Methexis und Metaxy bei Platon, Jahresber. d. Philolog. Vereins zu Berlin, 1919, 48. *Platon und die Mathematik:* H. Vogt, Die Entdeckungsgeschichte des Irrationalen nach Plato usw., Bibliotheca Mathematica, 3. Folge, Bd. X (1910); E. Sachs, Die fünf platonischen Körper, Philologische Untersuchungen herausg. von Kießling und Wilamowitz XXIV, Berlin 1917; O. Toeplitz, Mathematik und Antike, Die Antike I, 1925, 202. E. Goldbeck, Kapitel 'Mathematik' und 'Physik' in G. Lambecks Philosophischer Propädeutik, 2. Aufl., Leipzig und Berlin 1924. *Platon und Kant:* E. Hoffmann ebd. S. 178 ff.; Geschichte der griech. Philosophie s. o. S. 108; O. Wichmann, Platon und Kant, Berlin 1920. *Platons Staatslehre:* J. Stenzel, Wissenschaft und Staatsgesinnung bei Platon, Universitätsrede, Kiel 1927. *Diotimas* Lehre suchte der Verfasser selbst zu deuten in der Antike II 313 ff. und Hermes LXIII, 1926, 437 ff. *Platon und Goethe:* M. Hendel, Die platonische Anamnesis und Goethes Antizipationen, Kantstudien XXV, 1920, 182 ff. — Als Lektüre für die Schüler selbst hervorragend geeignet: A. Riehl, Plato, 2. Aufl., Halle 1912; Lambecks Quellensammlung für den geschichtl. Unterricht II 2. 3. 5 von E. Hoffmann. — Das soeben von L. Mader herausgegebene Quellenheft Platons Ideenlehre (Leipzig 1928) ist zur Ergänzung der Klassenlektüre geeignet, wenn auch eine etwas andere Auswahl die rein philosophischen Probleme wohl schärfer zum Ausdruck gebracht hätte.

DIE MATHEMATIK UND DAS HUMANISTISCHE BILDUNGSIDEAL

Von Paul Gohlke

Die Formulierung des humanistischen Bildungsideals ist nicht leicht, und die Ansichten über seinen wesentlichen Inhalt gehen ziemlich weit auseinander. Wenn darin das Ziel etwa des humanistischen Gymnasiums beschlossen sein soll, so muß es unbedingt so gefaßt werden, daß nicht nur der Unterricht in den alten Sprachen dadurch seine Richtschnur erhält, sondern die Mitwirkung auch der anderen Fächer, mindestens doch der sogenannten Hauptfächer, daraus sich herleiten läßt. Die Tagung 'Das Gymnasium' in Berlin Ostern 1925 hatte es sich als eines ihrer Ziele gesetzt, eine in diesem Sinne brauchbare Formulierung zu finden, aber man kann nicht sagen, daß sie in diesem Punkte Erfolg gehabt hat: es fehlte die Zusammenfassung, die philosophische Grundlegung. Wenn ich also hier den Beziehungen der Mathematik zum humanistischen Bildungsideal nachgehen soll, so muß ich, will ich nicht allzu einseitig verfahren, auf mehrere Strömungen in der Auffassung des Humanismus Rücksicht nehmen.

In einigen — ich möchte sagen 'Vorfragen' — kann man sich schnell einigen: Der Humanismus ist eine eminent pädagogische Idee; die Rolle, die er in der Jugenderziehung spielt, ist nicht von außen her ihm aufgebürdet, sondern entspricht ganz seinem Wesen und ist letzten Endes darin begründet, daß die Griechen selbst mit ganzer Seele Erzieher waren. Ich darf dafür auf mehrere Vorträge und Aufsätze Werner Jaegers verweisen. Diesem Umstande trage ich Rechnung, wenn ich mich hier durchaus auf den Mathematik*unterricht* beschränke.

Ein Zweites ist schon umstrittener: die feste innere Beziehung des Humanismus zum griechischen Kulturbegriff und zur griechischen Kultur selbst. Man muß

jedoch nach meiner Überzeugung an dieser Verbindung unbedingt festhalten, wenn man den Begriff 'Humanismus' nicht zu einem verschwommenen nichtssagenden Ausdruck herabmindern will, der schließlich jede Art der Jugenderziehung bezeichnen kann. Ich brauche *hier* aber nicht darauf einzugehen, denn die Mathematik wird nicht dadurch berührt: niemand zweifelt, daß sie dem Herzen der griechischen Bildungsidee nahegestanden hat, ja sie hat manchmal dem Humanismus einen wichtigen Dienst geleistet, wenn sie ihn vor Einseitigkeit bewahrte und ihn erinnerte, daß man nicht nur Kunstwerke zergliedern und auf sich wirken lassen müsse, nicht nur Persönlichkeiten in ihrem Werden und Wollen begreifen müsse, um sich des wahren Gehalts der griechischen Kultur zu bemächtigen, daß dazu vielmehr auch ein lebendiges Verständnis gehört für den Kulturberuf der reinen Wissenschaft, für die Bedeutung der Mathematik in jeder Metaphysik und ihr Verhältnis zur Kultur überhaupt. Sophisten haben die Mathematik bereits in den Dienst des Jugendunterrichts gestellt, Platon hat sie als zuverlässigste Führerin zur Höhe seiner Ideenlehre gepriesen: also gerade wenn man wirklich Ernst macht mit der Berücksichtigung des griechischen Kulturbegriffes, wenn man sich nicht nur das heraussucht, was einem persönlich oder seinen Zeitgenossen gerade am besten paßt: gerade dann kann der Humanismus an der Mathematik niemals vorbeigehen.

Überblickt man nunmehr die verschiedenen Formulierungen des humanistischen Bildungsideals, so kann man zunächst zwei große Gruppen unterscheiden: die einen setzen seine erzieherische Wirkung mehr in das Studium des sachlichen Gehalts der griechischen Kulturwerte, die anderen erwarten diese Wirkung hauptsächlich von der formalen Schulung aller bei solchem Studium ins Spiel gesetzten Kräfte des menschlichen Gemüts. Ohne auf die Bezeichnungen besonderen Wert zu legen, möchte ich die erste Art den materialen Humanismus nennen, die zweite den formalen.

Der materiale Humanismus läßt sich gewöhnlich von zwei Gesichtspunkten leiten: dem klassizistischen und dem historischen. Der Klassizismus will in den Schöpfungen der Griechen unvergängliche vorbildliche Leistungen sehen, sei es in absolutem Sinne, sei es auch nur für die Seele des jugendlichen Menschen. Der Historismus meint, ein lebendiges Erfassen und Miterleben der uns umgebenden Kultur könne nicht möglich sein ohne die Kenntnis des Griechentums und Römertums, aus dem sie sich entwickelt habe und von dem sie auf Schritt und Tritt abhängig sei. Mit dem Klassizismus, so scheint es, kann sich der Mathematikunterricht besonders leicht befreunden: vor gar nicht langer Zeit noch war er ganz euklidisch, und auch heute geht er stofflich kaum über das von den Alten Geleistete hinaus. Aber ich meine, bei aller Bewunderung vor dem Werk des Euklid, Archimedes, Apollonios: wir sind doch sehr viel weiter gekommen, wir fassen die Sache auch ganz anders an, und ich sehe die Zeit kommen, wo gerade im Anfangsunterricht Stoffkreis und Verfahren des Euklid noch viel mehr zurücktreten wird — ich selbst würde dies begrüßen. Die Umgestaltung der wissenschaftlichen Mathematik wird sich immer weiter in der Schulmathematik auswirken. — Um so mehr Anklang haben bei den Mathematikern historische Gedankengänge in neuerer Zeit

gefunden, sie glauben, ihrem Unterricht einen humanistischen Charakter zu geben, wenn sie mehr auf die geschichtliche Entwicklung der Mathematik eingehen und so von ihrem Fache aus eine sogenannte 'spezifische Allgemeinbildung' ermöglichen. Fast alle modernen Unterrichtswerke streuen reichliche historische Bemerkungen ein, manchmal werden diese sogar in einem besonderen Beiheft zu einem Überblick über die Geschichte der Elementar-Mathematik vereinigt. Aber den mathematischen Historismus trifft doch derselbe Einwand wie den philologischen: die Kirschen und der Wein schmecken mir, auch wenn ich keine Ahnung davon habe, daß ich diesen Genuß den Römern zu verdanken habe, ein Kunstwerk muß die beabsichtigte Wirkung auch ohne gelehrte Anmerkungen hervorbringen können, ich verstehe die Mathematik auch dann, wenn ich nicht weiß, wer in erstmaliger Prägung die Grundformen des mathematischen Denkens geschaffen hat, ja der sachlich-systematische Weg ist viel faßlicher oft als der psychologisch-historische der Entdeckung, den viele Mathematiker darum auch niemals bekannt geben. Dazu kommt noch ein entscheidendes Bedenken: wir dürfen die historische Betrachtung nicht rückschauend an das gegenwärtige Entwicklungsstadium anknüpfen, sonst verfälschen wir die Geschichte und reißen die Einzeltatsache aus ihrem Zusammenhang, wodurch sie meiner Ansicht nach gänzlich wertlos wird. Zu dem an sich einwandfreien Verfahren aber, wie es z. B. Toeplitz in seinem Vortrag auf der Berliner Gymnasialtagung vorschlug, nämlich die ganze Lage zur Zeit des Auftauchens eines bestimmten Problems, psychologisch und wissenschaftlich genommen, zu reproduzieren, bleibt in der Schule gar keine Zeit. Schließlich ist nämlich auch die Mathematik als Kulturfaktor nicht zu isolieren, und man müßte sehr weit ausholen und jede Rücksicht auf die Gegenwart in den Hintergrund treten lassen, wenn man wirklich reinliche Arbeit tun wollte. Von den gelegentlichen Notizen und Anmerkungen halte ich also gar nichts. Gewiß, interessant ist es zu hören, wie sich die Menschen gequält haben, um zu einem brauchbaren Ziffernsystem zu gelangen, wie unsere Rechenzeichen entstanden sind, wie wir den Ausdruck 'Wurzel' zu erklären haben und so tausenderlei mehr, ich weiß wohl, daß viele Jungen erst bei solcher Gelegenheit ganz bei der Sache sind, aber auf das Interessante kommt es nun mal nicht an, wenn es sich um die Bildungsidee handelt.

Man sieht, es ist nicht ganz leicht, vom humanistischen Gesichtspunkt aus dem Unterrichts*stoff* ein Interesse abzugewinnen, und doch meine ich, daß es hier eine Möglichkeit gibt. Platon, den zunächst die Methode und die Unveränderlichkeit der Gegenstände fesselte, benutzte später auch ihre sachlichen Ergebnisse in seiner Metaphysik. Es gibt Forscher, die sogar das ursprüngliche Ziel der Elemente Euklids, das ja bei dem jetzigen Zustande nicht leicht zu erkennen ist, in der wissenschaftlichen Darstellung der fünf platonischen Körper sehen, die im Timaios eine so große Rolle spielen. Es ist bezeichnend, daß dagegen das Ziel unserer Elementar-Mathematik die allseitige Behandlung der Kegelschnitte ist. Man könnte dies so ausdrücken: Der griechische Elementar-Unterricht strebt einem festen, in sich abgeschlossenen Ziele zu, sozusagen dem Ideal der mathematischen Körperlichkeit, das Ziel des modernen Unterrichts weist über sich hinaus ins Un-

absehbare, auf eine Behandlung der Kurven höherer Ordnung und der Gebilde beliebiger Dimension. Noch eine andere Beobachtung verstärkt diesen Eindruck: entsprechend gewissen Motiven in der Metaphysik vermeidet es der Grieche geradezu ängstlich, Bewegung und Zeit in den Kreis mathematischer Betrachtung einzubeziehen. Diese Scheu beeinflußt sogar den sprachlichen Ausdruck, es heißt nie: 'Die und die Linie soll gezogen *werden*', sondern immer: 'Die und die Linie soll gezogen *sein*' im Imperativ Perfekti Passivi. Unsere Mathematik steht bekanntlich den Problemen der Zeit und der Bewegung ganz anders gegenüber. Wenn man nun bedenkt, daß man das mathematische raum-zeitliche Geschehen auch in einem vierdimensionalen Koordinatensystem ausdrücken kann, so sieht man, daß hier wieder das moderne Streben über die dreidimensionale Körperlichkeit hinausführt, daß mit anderen Worten ein anderes Raumgefühl zugrunde liegt. Man wird sich bei dieser Behauptung gewiß an Spengler erinnern, der gerade auch von diesen Unterschieden des Raumgefühls aus seine Kulturkreise in ihrer individuellen Eigenart zu bestimmen sucht. Aber man darf als Mathematiker bei der schroffen Isolierung dieser Kulturkreise, die sich für Spengler ergibt, nicht stehen bleiben: die Raumauffassung der primitiven Völker und vielleicht noch der Ägypter ist eigentlich zweidimensional, und so läßt sich eine gewisse Entwicklung bei aller Abgeschlossenheit der einzelnen Kulturkreise doch wenigstens ahnen, und wir werden uns am Gegenbilde der griechischen Mathematik der Abhängigkeit nicht nur sondern auch der Eigenart unserer abendländischen Betrachtungsweise bewußt. Das Ergebnis ist also in diesem Falle nicht das lähmende Gefühl: es ist alles schon dagewesen und dreht sich nur im Kreise, auch nicht die unfruchtbare Reproduktion eines willkürlich herausgegriffenen Stückes der hinter uns liegenden Entwicklung, sondern eine Bereicherung unseres Verständnisses für das organische Leben großer menschlicher Kulturgemeinschaften. Und es hat sich gezeigt, wieso wir dabei der griechischen Mathematik nicht entraten können: die anderen europäischen Völker, mit denen wir zusammenleben, haben das gleiche Raumgefühl wie wir; es hat also keinen rechten Zweck, sich mit französischer Mathematik zu befassen; die *griechischen* Mathematiker waren nicht nur unsere Lehrmeister, sondern in gewissem Sinne, weil *ihre* Schöpfungen durch die innere Struktur des *griechischen* Geistes bedingt sind, auch wieder unsere Gegenspieler. Man wird auch bemerken, daß dieser Gesichtspunkt zwar immer noch Kenntnisse verlangt und damit dem materialen Humanismus zugerechnet werden muß, aber diese Kenntnisse dehnen sich nicht mehr ins Uferlose aus, sind nicht Selbstzweck und lassen sich aus einer Idee ableiten.

Wir stehen damit schon an der Schwelle des formalen Humanismus, für den es auf die Kenntnisse, die man erwirbt, weniger ankommt als auf die Ausbildung der Fähigkeiten, durch die man sie sich aneignet. Wenn man als Humanist das Entscheidende in der formalen harmonischen Schulung aller Kräfte der jugendlichen Seele sieht, wird man es leicht haben, sich jeder Zeit anzupassen und modern zu bleiben, aber man hat um so größere Schwierigkeiten, die Verbindung mit der griechischen Kultur aufrecht zu erhalten. Denn es ist nicht einzusehen, warum jene Schulung nicht auch an anderen Stoffen mit größerer sogenannter

Lebensnähe erreichbar sein sollte. Gewöhnlich fallen die Verteidiger des Humanismus, wenn sie vor diese Frage gestellt werden, sogleich wieder in die klassizistischen oder historischen Gedankengänge des materialen Humanismus zurück. Viel mehr Erfolg scheinen mir die Gedankengänge des neueren sogenannten 'dritten Humanismus' zu versprechen: man verweist auf das Gefühl der Nähe und gleichzeitig der Ferne, das gleich stark unser Verhältnis zur Antike bestimmt und fruchtbare — man sagt 'polare' — Spannungen bedingt, die wir der modernen Kultur gegenüber nicht kennen. Dies berührt sich aufs engste mit den Gedanken, durch die ich eben den materialen Humanismus für den Mathematikunterricht glaubte fruchtbar machen zu können, und ich werde darauf noch zurückkommen.

Ehe wir aber auf diese Frage eingehen, wollen wir untersuchen, welche Seite des menschlichen Geisteslebens denn durch die Mathematik gebildet und geformt werde. Es wird sich zeigen, daß dies Kräfte sind, die durch keine andere Beschäftigung ins Spiel kommen, daß also vom Standpunkt des formalen Humanismus aus die Mathematik stets unentbehrlich bleibt.

Zweimal hat die Mathematik durch ihre Methode das Geistesleben der Menschheit vor dem Versinken in Relativismus und Skeptizismus bewahrt: in Platons Kampf gegen die Sophisten und in Kants Auseinandersetzung mit Hume. Auch heute wieder muß sie uns diesen Dienst leisten. Zwar heißt es jetzt öfter, auch sie sei in den Strudel mit hineingezogen, denn die Unerschütterlichkeit der euklidischen Mathematik werde ja heute angezweifelt. Aber das ist nur eine grobe Verkennung des wahren Sachverhalts: die übereuklidische Mathematik enthält die euklidische als einen Spezialfall in sich, ebenso wie die Relativitätstheorie die klassische Mechanik nicht ad ubsurdum führt, sondern in sich aufnimmt als eine unter genau zu bestimmenden Voraussetzungen vereinfachte Darstellung der Bewegungsvorgänge. Gerade hier also nimmt der Schüler das beruhigende Gefühl mit, daß die Bemühung unserer Wissenschaft nicht ein hoffnungsloses Hin und Her streitender Professoren ist, sondern eine Aufwärtsbewegung erkennen läßt, die die Arbeit vergangener Generationen nie überflüssig macht. Worauf beruht nun der Anspruch der Mathematik auf Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit ihrer Ergebnisse? Humanistische Auffassung des Unterrichts verlangt kategorisch, daß kein Schüler an dieser Kardinalfrage vorbeigelassen werden darf. Mit ihr hängt auch die Frage nach dem Wesen der mathematischen Begabung eng zusammen.

Mit aller Schärfe möchte ich es hier aussprechen, daß nicht die logische Klarheit der Grund ist für die Allgemeingültigkeit der mathematischen Wahrheiten. Ganz mit Unrecht wird die lateinische Grammatik oft und immer wieder dem Mathematikunterricht an die Seite gestellt. Keine Wissenschaft kann ohne volle logische Schärfe bestehen, und Erdmanns Logik z. B. nimmt mit Fleiß beinahe auf jeder Seite ihre Beispiele aus allen möglichen Wissensgebieten. Eigentlich sollte es nach Kant überflüssig sein zu sagen, daß die Wahrheit der mathematischen Sätze auf der *Anschauung* beruht. Aber es ist doch nicht so überflüssig; es gibt heute viele Mathematiker, die eine Berufung auf die Anschauung für unwissenschaftlich und minderwertig halten. Wie ist das möglich? Weil sie — wie z. B. Goldbeck in Lambecks Lehrbuch der philosophischen Propädeutik auseinandersetzt — der

Meinung sind, daß zwar die Geometrie auf Anschauung beruhe, die Arithmetik dagegen etwas rein Logisches, vom menschlichen Verstande Geschaffenes sei. Das ist, wie auch bei Kant zu lesen ist, grundfalsch. Um den Schülern den Sachverhalt klarzumachen, werden wir aber vielleicht gut tun, die Beispiele, die man so häufig heranzieht, nämlich die Winkelsumme im Dreieck, abzuändern und mehr die Lagebeziehungen zu benutzen. Durch drei Punkte ist die Ebene, die durch sie hindurchgeht, bestimmt, aber nur, wenn die Punkte nicht auf derselben Geraden liegen. Merkwürdigerweise kann man in solchen Sätzen die Worte 'Ebene' und 'Punkt' vertauschen, wenn man das Wort 'Gerade' stehen läßt und ferner statt 'hindurchgehen' sagt 'daraufliegen', statt 'schneiden' 'verbinden' und umgekehrt. Also: durch drei Ebenen ist der Punkt bestimmt, der auf ihnen allen liegt, aber nur, wenn die drei Ebenen nicht durch dieselbe Gerade hindurchgehen. Wenn die Sache etwas komplizierter ist, kann man sofort die Begabten und Unbegabten trennen: Man denke sich etwa zehn Ebenen, die alle eine Gerade gemein haben, eine sogenannte Achse. Wenn eine elfte Ebene, die jene Achse aber nicht enthalten darf, die zehn anderen schneidet, ergibt sich als Schnittgebilde ein ebenes Strahlenbüschel, dessen Scheitel der Punkt ist, in dem die elfte Ebene die Achse der anderen schneidet. Wieder kann man vertauschen und sagen: Man denke sich zehn Punkte, die alle auf derselben Geraden liegen, ihrer sogenannten Achse. Wenn ein elfter Punkt, der aber nicht auf jener Achse liegen darf, mit den zehn Punkten verbunden wird, ergibt sich ein ebenes Strahlenbüschel, dessen Ebene die Verbindungsebene des elften Punktes mit der Achse der zehn anderen ist. Die Möglichkeit jener Umsetzung der betrachteten Sätze durch Vertauschen der Worte 'Punkt' und 'Ebene' usw. habe ich hier deshalb erwähnt, damit man erkennen kann, daß es nicht einfach der Raum der wirklichen Welt ist, der hier mit Anschauungsraum gemeint ist: denn man kann nun den Versuch machen, die beiden zusammengehörenden Sätze so zu formulieren, daß sie beide in *einem* Satze enthalten sind; der Ausdruck wird dann natürlich so abstrakt, daß kaum noch Beziehungen zu den Gegenständen des 'wirklichen' Raumes erkennbar sind. Insofern muß also die kantische Lehre modifiziert werden, nicht jedoch in dem Fundamentalen, worauf es hier ankommt: der Gegenüberstellung von Synthetischem und Analytischem. — Keine Logik der Welt kann dies alles klar machen, höchstens kann man dem, der es nicht aus seiner Anschauung entnehmen kann, zu Hilfe kommen, ihm helfen, sozusagen in seinem Raume herumzuklettern. Genau so ist es in der Arithmetik, nur daß da eine andere Anschauung zugrunde liegt, die viel unschuldiger und harmloser aussieht: die Zahlenreihe. Kant sagt, sieben plus fünf gleich zwölf sei ein synthetisches Urteil: nun auf der Addition beruht das ganze Gerüst unserer Rechenoperationen und damit der Aufbau aller Funktionen. Ich würde hier auch wieder andere Beispiele nehmen, etwa aus der Zahlentheorie: Warum kann in einer Quadratzahl niemals 2, 3, 7, 8 die letzte Ziffer sein? Nun, alle Zahlen müssen von der nächsten Fünferzahl entweder den Abstand 0 oder 1 oder 2 haben, ihre Quadrate also von der nächsten Fünferzahl den Abstand 0 oder 1 oder 4, d. h. entweder 0 oder 1. Die Formel, nach der das Quadrat gebildet wird, wird ebenfalls aus der Anschauung abgeleitet, der letzte Erkenntnisgrund ist die Einsicht, daß

alle Zahlen in der Form $5n \pm 0, 1, 2$ enthalten sind, dies aber kann ich nur aus meiner Anschauung von der Zahlenreihe entnehmen. Kant setzt diese Anschauung in engste Beziehung zur Zeit, was merkwürdigerweise auch Aristoteles tut. Diese zunächst etwas dunkel klingende Behauptung müßte m. E. viel mehr beachtet werden. Übrigens war auch Aristoteles der synthetische Charakter der geometrischen Sätze wohl bekannt: er hat sich gehütet, die Einsicht in ihre Notwendigkeit auf bloße Logik zurückzuführen. — Diese Anschauung ist nun aber nicht bei allen Menschen gleich stark vorhanden, und darauf beruht der Unterschied in der mathematischen Begabung. Die Anschauung kann jedoch gekräftigt, verfeinert, bereichert, entwickelt werden, und darauf beruhen die Fortschritte des einzelnen und der Gesamtheit. Daß das Verhältnis des Menschen zu Raum und Zeit ihn aufs tiefste berührt, brauche ich nicht auszuführen; daß die Mathematik also eine einzigartige, wissenschaftlich nur von ihr allein zu bewältigende erzieherische Aufgabe zu erfüllen hat, deren Inangriffnahme vom Standpunkt des formalen Humanismus aus unumgänglich ist, ist nun wohl klar geworden.

Der Grundgedanke des formalen Humanismus hat uns von den Gegenständen des Mathematikunterrichts geführt zu den Kräften des menschlichen Gemüts, die er zu formen und zu bilden hat. So war einst auch für Platon diese die Seele bildende, ihre Kreise wieder in Ordnung bringende Kraft der Mathematik in erster Linie der Grund gewesen, weshalb er sie zur Erziehung seines Idealmenschen nicht glaubte entbehren zu können. Uns hat dieser Gedankengang auf die Raumauffassung als Grundlage der mathematischen Erkenntnisse und als eine Grundkraft geführt, die in engster Wechselwirkung steht mit den anderen fruchtbaren Triebkräften, aus denen eine bestimmte Kultur sich entfaltet. Damit schließt sich mein Gedankengang fast von selbst zu einer Einheit zusammen: denn auch dem materialen Humanismus glaubten wir erst dann einen Sinn abzugewinnen, wenn die Kenntnisse über die griechische Mathematik, die er vermitteln will, sich einer bestimmten Idee unterordnen, und das war auch dort der Gedanke, am Stoff der Mathematik sich des griechischen und modernen Raumgefühls bewußt zu werden.

So sind Humanismus und Mathematik gegenseitig aufeinander angewiesen: die Mathematik bedeutet für die Formung der geistigen Kräfte eine notwendige Ergänzung der Erziehungsarbeit des Philologen und bietet zugleich dem Humanismus stofflich ein Gebiet dar, auf dem er sich wegen der Durchsichtigkeit der Gegenstände mit besonderer Klarheit des Verhältnisses der modernen Kultur zur Antike bewußt werden kann, der Humanismus gibt dem Mathematiker eine Idee, die ihn leiten kann, aus dem unermeßlichen Gebiet seiner Wissenschaft eine für den Jugendunterricht angemessene Auswahl zu treffen, und zugleich zeigt er ihm einen Weg zum psychologischen Verständnis der Grundlagen seiner Wissenschaft, deren individuelle Eigenart er rein als Mathematiker nicht begreifen würde.

Ich habe mich hier auf einige wenige Gesichtspunkte beschränken müssen. Es wäre z. B. sehr interessant, darauf einzugehen, daß das Raumgefühl nicht nur wissenschaftlich[1]) sondern auch künstlerisch gepflegt werden kann. Ganz in Über-

1) Die Mathematik hat natürlich nicht nur die Aufgabe, Raum- und Zahlensinn zu entwickeln, sondern als Wissenschaft führt sie vor allem zur Idee. Die Idee jedoch ist



einstimmung mit meinen Ausführungen steht es, wenn man beobachtet hat, daß in der Antike die Plastik, in unserer Kultur die Musik die charakteristische Kunst ist. Ferner müßte man auf die ethische Bedeutung gerade wissenschaftlicher Betätigung eingehen: die Wahrheit, der die Wissenschaft dient, ist zugleich ein Wert von höchstem Rang in jeder Kultur, und so übt die Hingabe an ihre Erforschung, die sich mit Eigennutz schlechterdings nicht verträgt, für die ethische Haltung des Menschen den wohltätigsten Einfluß aus.

Nur eine praktische Folgerung möchte ich aus meinem Gedankengang noch ziehen: niemals darf die Mathematik am Gymnasium in eine Randstellung gedrängt werden. Die gegenwärtige Stundenzahl reicht nicht aus, wie auch die Altphilologen selbst anerkennen. In der Denkschrift des Preußenverbandes der Freunde des humanistischen Gymnasiums werden für die Mathematik in allen Klassen, also auch in Tertia und Obersekunda, vier Stunden die Woche verlangt, und auf den gleichen Standpunkt hat sich mit voller Einmütigkeit auch der Altphilologenverband gestellt. Dies ist das Mindeste, was wir erreichen müssen, und ich glaube, daß die engen Beziehungen, die Humanismus und Mathematik verbinden, eine ganz natürliche Grundlage abgeben zur Freundschaft zwischen Altphilologen und Mathematikern, zu einem Zusammenwirken im Kampfe um ein lebens- und leistungskräftiges Gymnasium.

DIE NEUEN AUSGRABUNGEN IN POMPEJI

Von Walter Bombe

(Mit einer Doppeltafel)

Durch fast zwei Jahrtausende ist die Ruinenstadt am Kratergolfe von Neapel unberührt geblieben. Während alle anderen antiken Städte, sofern sie fortbestanden, durch die Notwendigkeit, sich den Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen späterer Generationen anzupassen, eine umfassende Neugestaltung erfahren haben, ist in Pompeji unter der Asche des Vesuvs alles so geblieben wie an dem Tage, da die Stadt zugrunde ging. Aber, so viel auch schon von archäologischen Schatzgräbern herausgeholt und aufgedeckt worden ist, der Boden von Pompeji erweist sich als unerschöpflich und bringt immer wieder neue Überraschungen.

Bekanntlich ist Pompeji zweimal zerstört worden, zum ersten Male unter Nero, im Februar des Jahres 63 n. Chr., als durch ein furchtbares Erdbeben, über das Tacitus berichtet, ein großer Teil der Stadt, fast sämtliche Tempel, alle öffentlichen Hallen, die Theater und viele Wohnhäuser einstürzten, und dann unter Titus, im August des Jahres 79, als der erste gewaltige Ausbruch des Vesuvs erfolgte, der Pompeji, Herkulaneum, Stabiae und einige kleinere Orte und viele Villen vernichtete. Sofort nach dem Erdbeben von 63 begann man in großer Hast mit einer Umgestaltung der Stadt im Geschmack der Kaiserzeit, aber man war mit dem

---

dem Individuellen feind, und so ist es von dieser Seite her gewiß viel schwieriger, wenn nicht unmöglich, an der Mathematik Antike und Abendland in fruchtbare Gegenüberstellung zu bringen.



Wiederaufbau noch nicht fertig, als Pompeji durch den Vesuvausbruch von 79 völlig zugrunde ging.

Nach der letzten Darstellung von *G. Calza* (1923) vollzog sich die Katastrophe in folgender Weise: Ein Regen von etwa bohnengroßen Bimssteinlapilli und Asche verschüttete in drei Tagen vom 24. bis 26. August die ganze Stadt. Zuerst fielen Bimssteine etwa 2—3 m hoch, dazwischen große Schlacken, dann folgte eine bis zu 2 m starke Aschenschicht, die allmählich durch den Regen sehr fest wurde. Die Asche und die Lapilli drangen durch die Innenhöfe, die Fenster und die Türen in die Häuser ein und häuften sich auf den Dächern an, von denen viele unter dem Gewicht der Stein- und Aschenmassen einstürzten. Dieses vulkanische Auswurfsmaterial hat Menschen und Tiere erstickt und alle organischen Stoffe verkohlt, aber es hat an Marmor, Stuck, Wandgemälden, Bronzen und an den Wänden meist nur geringen Schaden angerichtet.

Pompeji war nach der Katastrophe dem Auge nicht verschwunden; die oberen Stockwerke der Häuser waren wohl sämtlich und ebenso viele der Dächer noch sichtbar. Sofort nach dem Unglück begannen die ersten Ausgrabungen: Man schleppte die Säulen fort, deren man habhaft werden konnte, und man beraubte die zahlreichen Denkmäler auf dem Forum und die Ehrenbogen ihrer kostbaren Marmorverkleidung, sogar das Plattenpflaster vom Markte holte man weg. Einer der letzten Schilderer Pompejis, Erich Pernice, kommt daher wohl zu einer richtigen Vorstellung von der sehr verschiedenartigen Höhe der Verschüttungsschicht, wenn er den Vorgang mit einem gewaltigen Schneetreiben vergleicht, das an der einen Stelle ungeheure Massen aufhäuft, während es andere Stellen ganz davon frei läßt. Sofort nach dem Unglück kamen auch die Geretteten zurück und suchten ihr Eigentum wieder zu gewinnen, indem sie tiefe Löcher und Stollen in die Schuttmassen gruben. Sie beschränkten sich wohl meist auf das Herausholen der Wertgegenstände, die der Boden barg. Aber auch die 'Hyänen des Schlachtfeldes' fanden sich ein, wie in unseren Tagen nach dem Erdbeben, das im Jahre 1909 Messina zerstörte. Unendlich viele wertvolle Werke der Kleinkunst, Bronzen und Silbergeräte werden uns so verlorengegangen sein. Man kann noch heute deutlich an dem Zustande mancher Häuser erkennen, wie Löcher durch die Wände der verschütteten Häuser gebrochen wurden, um zu den erhofften Kostbarkeiten zu gelangen. Ein Plünderer scheint nach der Darstellung Tatjana Warschers auch der Mann gewesen zu sein, dessen Skelett man mit einer Laterne in einem Loch in einer Mauer fand, und zwar innerhalb der Aschenschicht. Die Auffindung bestimmter Häuser wurde ohne Zweifel dadurch erleichtert, daß die Höfe als große Mulden sichtbar waren und so den berufenen und unberufenen Ausgräbern den Weg wiesen. Es kommt selten vor, daß man in Pompeji auf ein gänzlich unberührtes Haus stößt, anders als in Herkulaneum, das unter seiner festen Decke vor solchen Eingriffen sicher war.

Die Lage *Herkulaneums* war aber auch durch das Mittelalter hindurch bekannt geblieben, und der General *Elbeuf* ließ hier in der bestimmten Erwartung, Altertümer zu finden, im Jahre 1709 einen Schacht in die Tiefe treiben, der zur Entdeckung des Theaters führte. Als hingegen der Architekt *Domenico Fontana* in den Jahren 1594 bis 1600 einen Wasserleitungskanal, den wir noch an einigen Stellen

heute sehen können, mitten durch pompejanisches Gebiet führte, dachte niemand an Pompeji; dessen Lage war seit dem Mittelalter verschollen. Erst im Jahre 1748 erfuhr der Ausgrabungsleiter von Herkulaneum, daß bei jenem Kanalbau Altertümer gefunden worden seien. Ein daraufhin geschriebener Bericht veranlaßte dann am 30. März 1748 die ersten Ausgrabungen in Pompeji. Damals beschränkte man sich aber auf das Herausholen der Wertgegenstände, die der Boden barg, ohne den früheren Zustand wiederherzustellen. Man hob ohne Rücksicht auf die Bauwerke die Aschen- und Bimssteindecke ab und trachtete nur danach, möglichst rasch auf die Bodenfläche der Straßen und an die Fußböden der Häuser zu gelangen, um zu sehen, was sich dort an Wertvollem fand. Durch dieses Verfahren, das noch bis tief in das XIX. Jahrh. üblich war, ging natürlich der obere Teil der Gebäude rettungslos verloren, weil das ganze Baumaterial mit der Ausgrabungserde vermengt wurde.

Diesem Raubbausystem hat erst *Fiorelli*, der 1860 die Leitung der Ausgrabungen übernahm, ein Ende gemacht. Mit ihm begannen die systematischen Ausgrabungen. Fiorelli hat auch das Verdienst, das noch heute übliche *Ausgußverfahren* erfunden zu haben. Es war ihm natürlich bekannt, daß alle organischen Stoffe sich im Laufe der Jahrhunderte in Staub verwandelt haben. Da aber die Masse der Lapilli sich mit der Aschenschicht und dem Wasser, das von oben eindrang, zu einer festen Masse amalgamiert hat, so kam er auf den Gedanken, die so entstandenen Hohlräume, die die getreue Form der Dinge selbst bewahren, mit Gips auszugießen. Auf diese Weise erhielt er genaue Abgüsse menschlicher Leichen mit den zusammengekrümmten Gliedern und den von Todesqual verzerrten Gesichtern. Zehn solcher Abgüsse, darunter der eines Hundes, befinden sich in dem kleinen Pompejaner Museum. Jetzt wird immer, wenn bei den Ausgrabungen sich ein Loch zeigt, die Gelegenheit wahrgenommen und flüssiger Gips hineingegossen, um den Abdruck der Form zu gewinnen, der als unmittelbare Erinnerung an die Stunde des Unterganges der Stadt von höchstem Interesse ist. Das gleiche Verfahren hat man in der Folge auch für die verschwundenen Gegenstände aus Holz, für Türen, Schränke, Stühle, auch für Brote und andere verkohlte Lebensmittel sowie für Baumwurzeln angewandt. Interessant ist ein in der Nähe der Porta Stabiana gefundener Lorbeerbaum (laurus nobilis) mit großen, reifen Früchten. Da der Lorbeer erst am Ende des Herbstes reife Früchte hat, so haben einige Forscher daraus schließen wollen, daß der Untergang der Stadt nicht im August, sondern im November des Jahres 79 erfolgt sein müßte.

Fiorellis Nachfolger arbeiteten in seinem Geiste weiter, indem sie sich der neuen Fortschritte in der Ausgrabungstechnik, wie sie namentlich dem genialen *Dörpfeld* verdankt werden, bedienten. In weit großartigerer Weise versteht die neuzeitliche Technik der Ausgrabung, das neu Entdeckte zu schützen und zu erhalten, und so kommt es denn, daß viele der neu ausgegrabenen Häuser den Eindruck erwecken, als seien sie nie zerstört worden. Namentlich *Vittorio Spinazzola*, der von 1909 bis zu seiner 1924 erfolgten Abberufung die Ausgrabungen leitete, ferner *Sogliano*, *Spano* und *Della Corte* haben Hervorragendes geleistet. Spinazzolas und seiner Nachfolger Werk sind die Scavi nuovi und die Neubelebung der

Ruinen. Die Arbeiten werden jetzt sorgsam in horizontalem Abbau der Schichten ausgeführt. Nachdem die oberste Erdschicht und die ersten Lapilli abgehoben und die Dächer zum Vorschein gekommen sind, wird haltgemacht und das Dach von allen Seiten photographisch aufgenommen. Alle einzelnen Bauteile, die Dachziegel, die Steine, die verkohlten Stützbalken werden numeriert, neue Balken an Stelle der alten eingefügt, eiserne Träger unauffällig zwischen das Mauerwerk einschoben. Nachdem so das Dach wiederhergestellt ist, geht die Ausgrabung weiter, und jedesmal, wenn irgendein konstruktiv wichtiger Teil erst befestigt werden muß, wird die Ausgrabungsarbeit unterbrochen. In dieser Weise gelangt die Ausschachtung allmählich bis auf das Straßenpflaster, und das Bauwerk bedarf keiner besonderen Stütze mehr, da es in allen seinen Teilen fest verankert ist. Nach den neuen Grundsätzen bleibt auch der Hausrat an der Fundstelle, jedoch, wo es notwendig erscheint, durch Glasschränke geschützt. Es versteht sich von selbst, daß man die Wandmalereien und die Mauern vor Sonne, Regen, Frost und Feuchtigkeit des Bodens zu bewahren sucht.

* * *

Wenn man die leider noch immer streng unter Klausur gehaltenen Scavi nuovi in Via dell'Abbondanza betritt, so überraschen zunächst die vielen *Balkone*, die das Haus nach außen erweitern und deren früher nur ein einziges Beispiel bekannt war. Sie beleben das Straßenbild ebenso wie die vorspringenden *Dächer*, die als Sonnen- und Regenschutz dienten. Besonders die zahlreichen Garküchen waren mit ihnen ausgestattet, oft finden wir sie aber auch der ganzen Länge nach an den Wohnhäusern. Eine ganz eigenartige Überraschung sind auch die nach der Straße durch eine Pfeilerstellung mit Halbsäulen geöffneten Speiseräume im oberen Stockwerk eines Hauses an der Nordseite der Abbondanzastraße. 'Man braucht nur noch', wie Pernice treffend bemerkt, 'Spiegelscheiben zwischen die Pfeiler einzusetzen, um ein elegantes Restaurant wie so viele Speisehäuser in Neapel zu erhalten.' Aber auch ohne diesen Luxus können hier equestria cenacula (kavaliermäßige Speiseräume), wie sie in einer Reklame angepriesen werden, vorhanden gewesen sein. Auch von einer ganzen Hausfassade erhalten wir jetzt zum ersten Male eine deutlichere Vorstellung.

Nicht, wie in den früher aufgedeckten Teilen von Pompeji, grau und düster, erscheinen hier die Häuserfronten, sondern bunt und heiter leuchten sie auf. Von oben bis unten sind die Wände nach der Straße zu mit *Wahlprogrammen* bedeckt, aus denen wir noch heute auf die Heftigkeit der Kämpfe um den Posten eines Ädilen und Duumvirn, der höchsten Ämter, die Pompeji zu vergeben hatte, schließen dürfen. Frisch und rücksichtslos sind diese Inschriften zwischen andere Darstellungen, Götterbilder und Ladenschilder gesetzt.

Unendlich groß ist die Zahl dieser Inschriften, namentlich der Wahlempfehlungen. Hauptsächlich aus den letzteren leitete Matteo Della Corte die Feststellung der Bewohner der einzelnen Häuser ab. Die Bewohner selbst sind es, die an ihren Häusern solche Wahlempfehlungen haben anbringen lassen. 'Wählt den und den Kandidaten zum Duumvirn oder Ädilen, er ist ein guter, ein höchst verdienst-

voller, ein ausgezeichneter Mann, er wird euch billiges Brot schaffen, er wird sparsam wirtschaften.' — Diese rotgemalten Inschriften mit ihrer Fülle von Namen und Gewerben bieten reichen Aufschluß über die Besitzer und die Art der einzelnen Häuser, und mit ihrer Hilfe hat Matteo Della Corte nicht weniger als 515 authentischen Pompejanern ihre Häuser, Läden und Werkstätten wiedergegeben.

Mitten in das lebendige Leben jener Zeiten führt uns solches Gekritzel an der Wand. An zehntausend, darunter natürlich unendlich viele gleichgültige Inschriften sind uns erhalten. Besonders oft finden sich Anzeigen von Gladiatorenkämpfen und sonstigen Spielen, etwa in dieser Form: 'An folgenden Tagen des Monats Mai werden 49 Gladiatorenpaare der Truppe des Besitzers Capinius auf Kosten der kaiserlichen Familie in Puteoli kämpfen. Die Sonnensegel werden ausgespannt.'[1]) Dann folgt in der Regel Genaueres über die Zahl der Paare, etwa auch die Mitteilung, ob die Spiele nur bei günstiger Witterung oder unter allen Umständen stattfinden. Wie heute in Spanien die Stierkämpfer oder bei uns Heldendarsteller, Ringkämpfer und Tenöre, so wurden damals die großen Gladiatoren von den jungen Damen verehrt, das beweisen Inschriften, die Schmeicheleien enthalten, wie 'Mädchenarzt' oder 'Sehnsucht der Mädchen'.

Worte der Liebe sind in die Wände geritzt, rührende, wie die eines Jünglings, der sich über die Gleichgültigkeit seines Mädchens aus Praeneste (Palestrina) grämt: 'Marcellus Praenestinam amat, et non curatur —', oder leidenschaftliche Ausbrüche wie 'Mir führt Amor die Feder und Cupido zeigt mir den Weg. Umkommen müßte ich, wenn ich ohne Dich, du Gott, sein müßte!' Mancher lyrische Erguß mag auch wohl aus Dichtern zitiert sein, wie folgender, an den Maultiertreiber einer Liebenden gerichtete Vers:

> Wenn Du es fühltest, wie die Liebe brennt,
> wohl schneller eiltest du zu deiner Liebsten!
> Jetzt mach' voran und treibe deine Tiere,
> trink' aus, beeile dich, nimm deine Zügel, peitsche,
> fahr' nach Pompeji, denn da wohnt mein Liebster,
> mein süßer Knabe, den ich liebe — —[2])

So trifft man in der Totenstadt auf Schritt und Tritt Spuren des pulsierenden Lebens, die uns unmittelbar in die alten Zeiten zurückversetzen. Da schreibt ein Schulknabe den Anfang eines bekannten Gedichtes hin, aber er kommt nicht über die ersten Worte hinaus, ein anderer führt den Vers weiter, jedoch auch er bleibt stecken, ein dritter endlich setzt den ganzen Vers hin. Erstaunlich ist die allgemeine Kenntnis, deren sich Properz, Virgil und Ovid auch bei dem geringeren Volke erfreuten. Überhaupt muß damals die Durchschnittsbildung unvergleichlich viel

1) 'Par(ia) XLIX / familia Capiniana muneri(bus) / Augustorum pug(nabunt) Puteol(is) a. d. IV id(us) Mai(as), / pr(idie) id(us) Mai(as) / et XVII, X k(alendas) Iu(nias). Vela erunt.' Dieses Edictum munerum edendorum fand Della Corte am Hause des Polites. Solche Edicta mun. ed., die Gladiatorenkämpfe in Städten außerhalb von Pompeji ankündigten, hatten wir bisher nur für Nuceria und Nola: CIL IV 3881, 3882.

2) Nach Ippel aO. S. 175.

höher gewesen sein, als sie es heute ist. Wie viele, nein, wie wenige von solchen Leuten, die die Wände bekritzeln, wissen etwas von unseren Klassikern!

Ein besonderes Kapitel sind die Inschriften im Lupanar, in dem die vielen anstößigen Malereien keinen Zweifel über die frühere Bestimmung des Hauses lassen. Aber schon draußen lesen wir als Beischrift zu zwei großen, rotgemalten Schlangen, den Sinnbildern der am häuslichen Herde verehrten Laren, die Worte: 'Otiosis locus hic non est, discede, morator!', durch welche müßige Gaffer zum Weitergehen aufgefordert werden. Wir befolgen die kategorische Mahnung und eilen weiter. Auch aus der *oskischen*, also der vorrömischen Zeit der Stadt sind während der Ausgrabungen der letzten Jahre zahlreiche Inschriften aufgefunden worden. Allerdings ist es bisher noch nicht gelungen, sie zu allgemeiner Befriedigung zu erklären.

Angesichts der Fülle neuer Funde regt sich um so dringender der Wunsch, daß die strenge Klausur, die in den Scavi nuovi herrscht, aufgehoben oder doch wenigstens recht bald gemildert werde. Sehr beklagt wird auch der Mangel an ausreichenden Veröffentlichungen der neuen Funde. Was die Zeitschriften Dedalo, Bollettino del Ministero, Notizie degli Scavi, Art and Archæology bisher brachten, waren nur vorläufige Berichte. Unter solchen Umständen ist es sehr zu begrüßen, daß die in den letzten Jahren erschienenen Buchveröffentlichungen von *Albert Ippel* (Leipzig, E. A. Seemann 1925), von *Tatjana Warscher* (Berlin und Leipzig, Walter De Gruyter & Co. 1925) und von *Erich Pernice* (Leipzig, Quelle & Meyer 1926) wenigstens das eine und andere der nur auf Grund besonderer Erlaubnis zugänglichen und hinter hohen Bretterwänden eifersüchtig bewachten Fundergebnisse abbilden durften. Die bisher eingehendste Darstellung brachte der um die neuen Funde hoch verdiente *Matteo Della Corte*, Hauptkonservator der Ausgrabungen in Pompeji an den unten verzeichneten Stellen.[1]) Der rasche Über-

1) Pompejanische Studien des Prof. Matteo Della Corte: 1. *Graffiti pompeiani anteriori al 79 d. C.* in 'Archivio Paleografico Italiano', Juni 1916, fasc. 24. — 2. *Ercole e l'Ara Massima in un dipinto pompeiano* in 'Memorie della R. Accademia di Archeologia, Lettere e Belle Arti di Napoli', vol. 1 (1908) S. 169 ff. — 3. *Due dipinti murali dell' Agro Pompeiano e loro derivazione dalla Tragedia* in 'Sumbolae litterariae in hon. I. de Petra', Napoli, Al. Pierro 1911. — 4. *Fullones* in 'Solemne praeconium Jan. Aspr. Galante tributum', Neapel, M. D' Auria 1921, S. 85 ff. — 5. *Due dipinti pompeiani* (Pelops und Oenomaus, Venus Pompeiana) in 'Ausonia', 1921, 10. Jahrg. S. 64 ff. — 6. *Relazioni ufficiali degli scavi eseguiti in Pompei* in 'Notizie degli scavi'. — 7. *Groma* in 'Monumenti antichi — per cura della R. Accademia dei Lincei' vol. 28 (1922). — 8. *Groma* — Riassunto della monografia originale, 24 S. mit 15 Abb. Pescia, Tip. Cipriani 1924, Selbstverlag des Verfassers. — 9. *Juventus* (Collegium Iuvenum Veneriorum Pompeianorum) IV, 97 S. mit 15 Abb. Arpino, Tip. Giovanni Fraioli 1924, Selbstverlag wie oben. — 10. *Case ed abitanti a Pompei.* Opera pubblicata fra il 1914 ed il 1925, delle quali le prime due in 'Neapolis' anno 2, 1914, le rimanenti in 'Rivista indo-greco Italica', 1919—25 (anno 3—9); alles zusammengefaßt in einem *Sonderdruck* von 277 S. mit 16 Abb. Selbstverlag. — 11. *I nuovi scavi*, Sonderdruck von Fortsetzung 10—11 der Schrift 'Case ed Abitanti', Napoli, Tip. Elzevira 1924, 41 S. mit 4 Abb. Selbstverlag. — 12. *The New Excavations* (Houses and Inhabitants), Valle di Pompei, Tip. Franc. Sicignano 1925, 80 S. mit 18 Abb. Selbstverlag. — 13. *Les nouvelles fouilles*, ebd. 1926, 82 S. mit 20 Abb. Selbstverlag. — 14. *Die neuen Ausgrabungen* (Häuser und Bewohner), ebd. 1926, 82 S. mit 20 Abb. Selbstverlag.



blick, den wir hier zu geben versuchen, stützt sich auf mehrere Besuche an Ort und Stelle und auf die hier genannten Veröffentlichungen. Die beigefügten Abbildungen 1—3 werden der Güte des Herrn Prof. Della Corte verdankt.

* * *

In der *Via dell'Abbondanza,* der großen Geschäftsstraße Pompejis, kommt die neue Ausgrabungsweise am großartigsten zum Ausdruck. Nach Osten vorschreitend, gelangen wir, auf der nördlichen Seite der Straße, zu einer Werkstätte von Wollarbeitern (*Lanarii coactiliarii*), deren drei Eingänge durch ein gemeinsames vorstehendes Dach geschützt sind. Hier bedecken vier ganz besonders wertvolle Bilder den zur Zeit des Unterganges der Stadt geschlossenen Eingang Nr. 7. Die beiden oberen Bilder zeigen links Merkur, der mit einer vollen Börse seinen Tempel verläßt und den erfolgreichen Handel belohnt. Rechts aber erscheint auf einem von vier Elefanten gezogenen Triumphwagen Venus Pompeiana mit zwei fliegenden Eroten und den Genien der Fortuna und der Abundantia (Abb. 3). Merkur und Venus waren die Schutzgötter der Werkstätte. Von den beiden unteren Bildern stellt das rechte die Werkstätte in vollem Betriebe dar. Es wird Filz gewalkt. Drei Männer sitzen an Webstühlen, vier halbnackte Männer halten Gefäße und umstehen einen dampfenden Kessel, unter dem ein Feuer brennt. Die achte Figur ist der Besitzer der Werkstätte, Verecundus, der eine schwere Wolldecke ausbreitet. Das linke Bild führt uns den Laden vor, in dem die fertigen Waren verkauft wurden. Hinter dem Ladentisch sitzt eine behäbige Handelsfrau, die einem jungen Mann ein Paar Pantoffeln (calcei) verkauft. Der Käufer hat es sich auf einer Bank bequem gemacht, an der Wand sieht man Schränke mit anderer Ware. Vorn aber steht ein Gestell zum Trocknen oder Ausbreiten der Tücher, die hier verkauft wurden. Solche Gestelle sieht man noch heute in Neapel überall vor den Makkaronifabriken auf der Straße, wo sie zum Aufhängen und Trocknen der Nudeln dienen. Dieses Bild hat durch die darüber gepinselte Wahlinschrift 'Quactiliarii rog(ant)' schwer gelitten. Unter der Gestalt des Besitzers liest man seinen Namen Verecundus.

Das Haus Nr. 1 ist eine *Färberei* (Officina infectorum). An der Schwelle steht ein Ofen, der mit Phallusornamenten verziert ist, und in den ein großer Bleikessel eingebaut war. Auf einem Pfeiler links sehen wir die Venus Pompeiana stehend und rechts eine Prozession zu Ehren derselben Göttin. Das Fresko auf dem Türbalken zeigt vier prächtige gemalte Kolossalbüsten, Apollon, Merkur, Jupiter und Diana, jede mit ihren Attributen.

Auf der südlichen Seite finden wir zunächst den Laden eines *Eisenwarenhändlers Junianus* mit zahlreichen landwirtschaftlichen Werkzeugen, dann folgt eine bedeutende *Fullonica* (Tuchwalkerei) mit wohlerhaltenen Einrichtungsgegenständen. Hier wurden zwischen dem Verkaufsraum und der Türe mehrere Menschen vom Tode überrascht. Es fanden sich auch goldene Gegenstände zwischen den Skeletten. Besitzer dieser Fullonica war nach Ausweis der Wahlempfehlungen ein gewisser Stephanus. Das Haus Nr. 3 war von einem *Feldmesser* (mensor agrarius) Verus bewohnt, dessen Feldmeßapparat (groma), von Matteo Della Corte wieder-

hergestellt, heute im Neapeler Museum bewahrt wird. Das nächste Haus stand mit der berühmten Kryptoportikus in Verbindung, wo sich der herrliche Fries mit Szenen aus der Ilias gefunden hat.

Die nächste Insula enthält das *Thermopolium der Asellinae* (Abb. 1), eine Kneipe mit Damenbedienung, wo außer dem Namen der Asellinae, die sie unterhielten, auch die der Mädchen erhalten sind, die hier verkehrten. 'Wer den Schlingen der heißblütigen Orientalin Zmyrina entkam, den erwartete die Schönheit der Griechin Aegle und der Zauber der Jüdin Maria.' Dieser Kneipe schließt sich an das prächtige Haus des *P. Paquius Proculus*, dem besonders viele Wahlempfehlungen zugeeignet sind und der dann auch einstimmig zum Duumvirn gewählt wurde. Weiterhin mehrere *Tabernen*, eine große *Caupona* (Wirtshaus) mit breitem Balkon im oberen Stockwerk und bedeutsamen Bildern, von denen die Endszene eines Gladiatorenkampfes hervorzuheben ist, und auf der anderen Seite der Straße ein *Obstladen*, eine *Bäckerei* und, einige Häuser weiter, das sehr bemerkenswerte *Haus des Färbers Fabius Ululitremulus*, an dem es neben dem Eingang zwei Gemälde zu bewundern gibt, rechts die Gruppe des Aeneas, mit seinem Vater Anchises auf der Schulter und seinem Sohn Ascanius an der rechten Hand, und links Romulus im Harnisch mit der Beute des Königs Acron beladen. Der seltsame Beiname des Besitzers erinnert an die Ulula (Eule), die als heiliger Vogel der Minerva auch den Färbern (*fullones*) heilig war und sich in jeder Fullonica fand. Darauf weist auch ein Hymnus hin, der im Innern des Hauses zu lesen ist und den Anfang der Aeneis folgendermaßen variiert: 'Fullones ululamque cano, non arma virumque.'

Nach Überschreitung der Gasse kommen wir an einigen Läden vorbei zum Hause des *Trebius Valens*, dessen breites Vordach wiederhergestellt ist. Hier finden wir eine große Anzahl von Wahlprogrammen und mit besonderer Sorgfalt geschriebene Anzeigen von Aufführungen im Amphitheater. In einem Schlafraum links am Atrium zeigen die Wände Malereien im zweiten Stil, im Tablinum solche des späten dritten Stiles. Durch ein Fenster blicken wir in ein sehr gut erhaltenes Gartenperistyl. Rechts liegt ein kleines, für den Hausgebrauch bestimmtes Bad, das von der Küche aus geheizt wurde. Sehr reizvoll sind die wiederhergestellten Decken der Räume. Einen besonders prächtigen Eindruck macht der Garten mit seinem Blumenschmuck in der Art der alten Zeit und mit seinen wiederbelebten Wasserkünsten.

Es folgen die Läden eines *Veterarius* (Trödlers) *Tigillus* und eines *Tegetarius* (Mattenflechters). Dann stehen wir vor dem eigenartigen Hause der pompejanischen *Jugendwehr*, der *Schola iuventutis Pompeianae*, einem Versammlungsraum, in dem sich die jungen Männer aus guter Familie zum Waffendienst vorbereiteten. Zu beiden Seiten des breiten Eingangs zeigen die Pfeiler große Waffentrophäen, im Innern sind die Wände rot getüncht und in rechteckige Felder geteilt, in denen jedesmal eine bewaffnete Victoria dargestellt ist. Es gelang Matteo Della Corte, der das Haus zum Gegenstande einer fesselnden Abhandlung gemacht hat, einen der Waffenschränke und das Gitter aus schräg gekreuzten Latten, das die Schola nach der Straße zu abschloß, wiederherzustellen.

Die sich anschließenden Häuser brachten wertvolle Einzelfunde an Schmuck-

gegenständen, Münzen, Hausgeräten und Inschriften. Eine taberna vasaria verdient, genannt zu werden. Gefäße für die berühmte Fischsauce, eine Pompejaner Spezialität, wurden dort verkauft. Die nächsten zwei Häuser waren von zwei Familien, den *Arrii* und den *Epidii*, bewohnt. Das erste Haus besteht aus einem besonders kleinen Atrium ohne Compluvium mit einem winzigen Garten dahinter. Von den Zimmern, deren Decken aus den Trümmern sorgsam wiederhergestellt sind, darf ein schwarzes Triclinium und ein gelbes Tablinum als bemerkenswert hervorgehoben werden. Das Treppenhaus diente als Lichthof. Die Ausgrabungen in diesem Hause brachten außer dem gewohnten Hausgerät ein paar bronzene Weinurnen, nicht weniger als 26 Gefäße aus Glas, einen tönernen Guttus in Form eines Hahnes und zwei eigenartig geformte Lampen. Im zweiten Hause dieses Baukörpers fehlt ebenfalls das Compluvium. Die zehn erkennbaren Räume sind von der Straße aus durch ein enges Vestibulum erreichbar. Ebenso viele werden im oberen Stockwerk vorhanden gewesen sein. Die Einzelfunde waren hier neben Hausrat verschiedener Art einige Becher aus Kristall und buntem Glas, vier eiserne Striegel (strigiles), eine bronzene Kandare, eine Wage und Teile eines Stuhles, der ergänzt worden ist. Im Triclinium wurde eine Vorrichtung entdeckt, um die Speisen durch ein Loch an der Decke in das obere Stockwerk zu befördern.

Das benachbarte *Haus des Pinarius Cerialis* zeigt Szenen aus der Iphigeniensage: Iphigenie als Priesterin, begleitet von zwei Tempeldienerinnen, steigt die Treppen eines Tempels hinab, links sitzt der König von Tauris auf einem Klappstuhl, neben ihm steht ein Wächter mit ovalem Schilde, ihnen gegenüber gefesselt Orestes und Pylades. Hier entdeckte Della Corte einen ganzen Schatz von Edelsteinen verschiedener Form und Größe (insgesamt 114 Stück, einbegriffen viele Halbkugeln aus Glas). Davon waren 28 Tiefschnitte und Kameen, zum Teil halb fertig. Der Fund dieser geschnittenen Steine und zugleich der zum Steinschnitt benutzten Grabstichel und Messer beweist, daß sich hier die Werkstätte eines Graveurs befand.

An der letzten Querstraße gegen Norden lesen wir in riesigen weißen Buchstaben aufgemalte Warnungen, diesen Ort zu verunreinigen, auf der einen Seite zweimal: 'Cacator, cave malum!', auf der anderen außerdem noch die Androhung des göttlichen Zornes: 'Cacator, cave malum! Aut, si contempseris, habeas Jove(m) iratum!' — Am Eingang zur südlichen Gasse erhebt sich ein Castellum Aquae mit bleiernem Becken und links daneben ein öffentlicher Straßenaltar mit verblichenen Malereien zu Ehren einer nicht mehr feststellbaren Gottheit.

Die nächste Insula enthält an der nördlichen Seite die *Taberna des Pascius Hermes* mit großem Balkon am oberen Stockwerk. Die gegenüberliegende Insula besteht aus zwei Häusern, einem sehr großen zwischen zwei Tabernen, und einem mittlerer Größe. Das große Haus hat den Namen '*Haus des Laomedon*' empfangen. Sein Eingang liegt zwischen den beiden Läden. In den Zimmern, die das sehr große Atrium umgeben, sind die Malereien sehr gut erhalten. Von großem Reiz ist hier das Rundbild einer jungen Loreia, vielleicht der Tochter des Hauses (Abb. 2). Außerdem fand sich eine Bilderfolge aus der Ilias und eine Herakleis, die Taten des Herakles in Troja darstellend, und in einem anderen Raum ein Isispriester in

weißem Gewande, mit dem Sistrum in der Rechten und von Darstellungen der Jahreszeiten umgeben. Der Springbrunnen des Impluviums ist wiederhergestellt. Hinter dem Atrium liegt ein Pseudoperistyl und ein besonders großer Garten. An der Porticus entlang zieht sich ein schöner Euripus (Kanal) von Osten nach Westen, ein anderer geht von Norden nach Süden durch den Garten und teilt ihn in zwei Teile. Marmorbildwerke schmückten ihn, und zu beiden Seiten des Wasserfalls, der dem Euripus entsprang, sind in zwei großen Gemälden links Narcissus und rechts Pyramus und Thisbe dargestellt. Hier, dicht am Wasserfall, stand das Sommerbiclinium, so, daß der Tisch zwischen den zwei Lagerstätten mitten im Kanal auf einem hohen Fuße aus dem Wasser aufragte. Der Maler der zuletzt genannten, recht mittelmäßigen Bilder hat sich auf dem rechten Bette verewigt: 'Lucius pinxit'.

Es folgt eine *Caupona*, in der sich interessante Inschriften fanden, dann ein sehr schlecht erhaltenes Haus, das anscheinend bei einer früheren Ausgrabung zerstört und seines Schmuckes beraubt worden ist, und an der Südseite eine 1755 bis 1758 ausgegrabene und wieder zugeschüttete Insula, das Besitztum der *Julia Felix*, einst das *Gymnasium* der Juvenes Venerii Pompeiani.

Im Hause der ersten Region Nr. 11 der siebenten Insula fanden sich vorzüglich erhaltene Malereien des sogenannten vierten Stiles. Das Lararium der Porticus, die zum Garten führt, ist mit Dekorationen in bemaltem Stuck geschmückt, die so frisch aussehen, als wären sie wenige Tage vor dem Ausbruche des Vesuv erst ausgeführt. Im Mai 1925 hat man hier neben dem linken Eckpfeiler des Tablinums im Atrium ein Bronzewerk von unvergleichlicher Schönheit unter einer sechs Meter hohen Schicht von Lapilli und Asche entdeckt, die wundervoll erhaltene Figur eines nackten *Epheben* mit leicht nach links geneigtem Kopfe, in beiden Händen ein Opfer darbringend. Die beiden Arme der Figur sind besonders gegossen (Abb. 4). Stilistisch steht sie dem Apollon Citharista der Ausgrabung von 1859 nahe, während die Form des Gesichtes an die Athena Lemnia des Pheidias erinnert. Reste der Vergoldung sind noch hier und da, namentlich unter der linken Achselhöhle, erhalten. Die Augen sind aus Bronze, die Pupillen bestanden wahrscheinlich aus Email und sind spurlos verschwunden. Die Figur war, als man sie auffand, sorgfältig in Tücher gewickelt, wahrscheinlich, damit sie von dem Bimsstein- und Aschenregen nicht beschädigt werde. Verkohlte Reste dieser Tücher haben sich erhalten. Allem Anschein nach war der Ephebe dazu bestimmt, im Sommertriclinium aufgestellt zu werden. Die Höhe beträgt 1,49 m. Wenn auch gewiß kein Originalwerk, so ist die Arbeit doch eine Wiederholung von höchster Vollkommenheit.

Außerdem brachte dieses Haus noch andere bedeutende Funde, darunter vier Figürchen, einen sehr realistisch aufgefaßten Placentarius darstellend, der mit weit geöffnetem Munde den auf einer viereckigen Platte liegenden Kuchen zum Verkauf ausruft, Vollgüsse in vergoldeter Bronze und Silber. Die Statuetten waren in einen hölzernen Kasten eingeschlossen, den natürlich der glühende Aschenregen zerstört hat. Sie gehören alexandrinischer Zeit an. Ferner ist im Nymphaeum des Gartens die Statuette einer Venus Marina nebst einigen wertvollen Bronzevasen gefunden worden.

Auf dem Forum, an der Basilica und den Tempeln hat sich in den letzten Jahren nicht viel geändert. Auf dem Gelände des wichtigsten Tempels der Stadt, der *Venus Pompeiana*, wird demnächst der Spaten angesetzt werden. Man hofft, daß hier Reste des Heiligtums der oskischen Herentas, die der römischen Venus entsprach, zutage treten werden. Über sonstige Pläne wird Schweigen beobachtet. Wenn man die Stadt durchwandert, so stellt man zwar öfters mit Bedauern fest, daß die Feuchtigkeit ihr unheilvolles Werk an Stuck und Malerei fortsetzt, aber man kann nicht umhin, anzuerkennen, daß nach neuzeitlicher Methode eifrig gearbeitet wird und daß, wenn auch die Veröffentlichung der neuen Funde recht langsam fortschreitet, doch nichts versäumt wird, um das zutage Geförderte der Nachwelt zu erhalten. Besondere Anerkennung gebührt den sehr getreuen Aquarellkopien in der Größe der Originale, die Maria Barosso im Auftrage der Oberintendanz nach den rasch verbleichenden Fresken anfertigte.

Allgemeine Anerkennung finden die Wiederherstellungen der *Gärten* und ihre Neubepflanzung mit Gewächsen der klassischen Zeit. Das *Haus der Vettier* hat zwar den Reiz der Neuheit verloren, aber es zeigt nach seiner Wiederherstellung ein so getreues Bild, wie man es sonst an keiner Stelle in Pompeji empfängt. Haus und Garten sind wieder so schön wie vor 1900 Jahren, als die Stadt ihr grausames Geschick ereilte. Der helle und sonnige Garten mit seinen symmetrischen blumigen Beeten, den drei schönen Marmortischen und Figuren, den wiederbelebten Wasserkünsten, die Wohnräume mit ihrem schönen Wandschmuck und Hausrat, die kleine Küche mit ihrem Herd, auf dem noch der eiserne Rost und der bronzene Kessel zu finden sind, das alles macht den Eindruck, als ob die Bewohner des Hauses eben ausgegangen seien, um einem Feste beizuwohnen und jeden Augenblick heimkehren könnten. Und wenn man das so wohl erhaltene Ganze betrachtet, dann muß man Goethe beistimmen, der einst sagte, daß unter allen Schicksalsschlägen, die die Welt betroffen haben, keiner ist, der den späteren Geschlechtern einen größeren Genuß verschafft hätte.

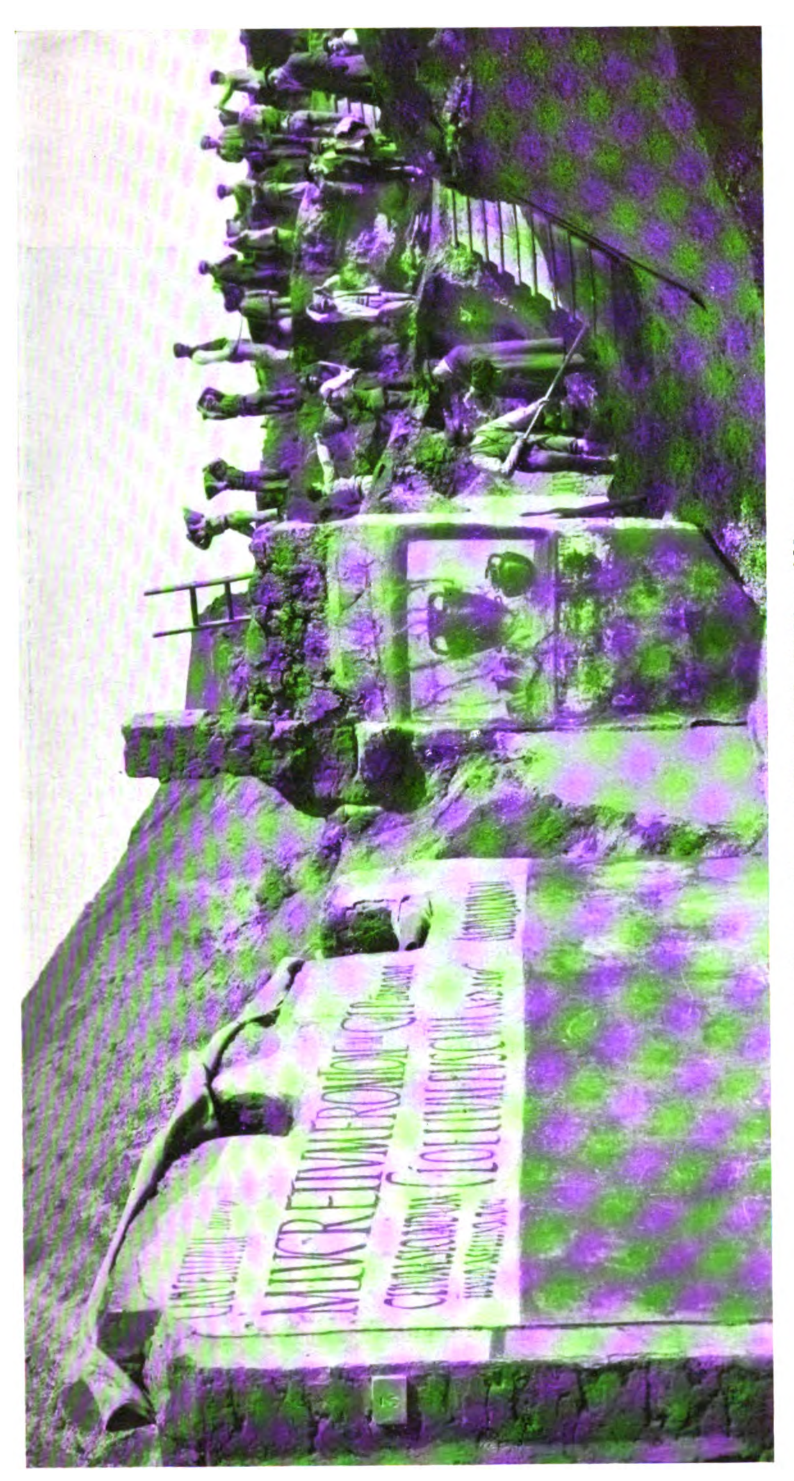
Ganz besonders schön ist die Wiederherstellung des Gartens im *Hause der vergoldeten Amoretten* gelungen. Zwei antike Darstellungen von Gärten im Hause des Bären und im Hause des Orpheus dienten als Vorbild für die Rekonstruktion. Man glaubt, ein Märchenreich zu betreten und möchte die Menschen beneiden, die hier leben durften. Wie hier, so ist es im *Hause der Silbernen Hochzeit* der Gegensatz zwischen dem tief schattenden Atrium und dem lichten Garten, der den starken Eindruck hervorzaubert. Einen kleinen Garten ähnlicher Art, aber bereichert durch die damals neueste Errungenschaft der Mode, die Mosaikfontäne, finden wir im *Hause des Lucretius Fronto* und eine ganze Fülle von Mosaik und Tropfstein mit künstlichem Wasserfall von der Spitze einer Stufenpyramide im *Hause des Apollo*.

Außerhalb der Stadt, hinter dem Vesuvtor, haben Sogliano und Spinazzola eine neue *Gräberstraße* aufgedeckt, von der später noch manches zu berichten sein wird. Die schönste Gräberstraße aber ist und bleibt doch die Totenstätte vor dem Herkulaner Tor. Da stehen Gräber vornehmer Bürger, die stattlichen Denkmäler der Reichen, die Erbbegräbnisse, wo die Urnen des ganzen Geschlechts und seines Gesindes Unterkunft gefunden haben. Hier ist am Ende einer Arkadenreihe eine

Anzahl sargähnlicher Gräber aus oskischer Zeit aufgedeckt worden, als man die Toten noch nicht verbrannte, sondern begrub und ihnen bemaltes Tongeschirr für die Reise in die Unterwelt mitgab.

An dieser Gräberstraße liegt auch die jetzt wieder hergestellte herrliche *Villa des Diomedes,* das größte Privathaus im Gebiete von Pompeji. Hier bergen nicht nur die Gräber Tote. An der Gartentür fand man den Besitzer des Hauses mit einem großen Schlüssel in der Hand und neben ihm den treuen Sklaven mit Geld und Wertsachen. Beide hatten das Freie gewinnen wollen und waren dabei vom Tode ereilt worden. Noch furchtbarer jedoch ist der Tod der Familienangehörigen gewesen. Nicht weniger als achtzehn Frauen und zwei Kinder hatten in einem festen Kellergewölbe, mit Lebensmitteln versehen, Schutz gesucht, und alle sind dort, nachdem ihnen die Bimssteinmassen und der Aschenregen den Ausgang abgeschnitten hatten, elend und qualvoll umgekommen. Leider war damals, als diese Villa ausgegraben wurde, das Ausgußverfahren noch nicht bekannt, so daß die unter der Asche erhaltenen Formen bis auf ein im Museo Nazionale in Neapel bewahrtes Bruchstück, Schulter, Hals und Brust eines jungen Mädchens, von feinstem Gewand bekleidet, zerstört wurden.

Was aber immer die Phantasie sich Grausiges ausmalen mag, um sich die Einzelheiten des Unterganges von Pompeji vorzustellen, das wird ohne Zweifel durch die Wirklichkeit, die uns die Ausgrabungen deutlich erkennen lassen, weit in den Schatten gestellt. Tod und Entsetzen, Verzweiflung und hilfloses Sichauflehnen gegen das Schicksal! Und dann wieder in den heiteren Wandgemälden die Lebensfreude jener Menschen, die sich in Darstellungen griechischer Mythen, in Amorettenkränzen, in Bacchanalien und in derbsinnlichen Szenen aus dem Liebesleben widerspiegelt! Das alte Weisheitswort des Griechen kommt uns in den Sinn, wenn wir an diesen Stätten des Schreckens auf solche Äußerungen der Lebensfreude jener Menschen stoßen: 'Über Tod und Schicksal tröstet die Schönheit allein!'



1. Thermopolium mit Werbebild. Wahlempfehlungen



2. Wandgemälde im Hause des Loreius



3. Venus Pompeiana. Darunter Werkstätte der Wollarbeiter



4. *Bronzestatue eines Epheben*

Die Abbildungen Nr. 1—3 mit Genehmigung des Hauptkonservators Dr. Della Corte in Pompeji. Nr. 4 nach Maiuri, Bollettino d'Arte 1926

FRANZÖSISCHE UND SPANISCHE HELDENDICHTUNG

Von Adalbert Hämel[1])

Man führt die kulturellen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien gewöhnlich auf die im XI. Jahrh. immer häufiger werdenden dynastischen Verbindungen zwischen dem kastilischen Königshaus und französischen Prinzessinnen zurück, auf die im XI. Jahrh. beginnenden Züge französischer Adliger nach Spanien zum Kampf gegen die Mauren und schließlich auf die kirchlichen Expansionsbestrebungen der französischen Mönche und Kleriker, vorab der Kluniazenser, die die Pilgerfahrten nach Santiago organisierten, einen Bischofssitz nach dem anderen mit ihren Leuten besetzten und nach langem Kampfe auch die einheimische mozarabische Liturgie durch die ihnen gemäße römische ersetzten. Zusammen mit den Fürsten, Rittern und Mönchen hätten dann, so nimmt man an, auch französische Sänger ihren Einzug in Spanien gehalten. Durch sie hätte dann französischer Sagenstoff den Weg über die Pyrenäen gefunden, hätte sich dort eingebürgert und so der spanischen Heldenepik den Weg gewiesen.

Will man also die Frage nach den wechselseitigen Beziehungen der französischen und spanischen Heldenepik einer Klärung zuführen, so muß man mit dem Problem des Ursprungs der spanischen Heldendichtung beginnen. Aber schon hier scheiden sich die Geister.

Menéndez Pidal, der unermüdlichste und erfolgreichste Forscher auf dem Gebiete der altspanischen Sprach- und Literaturgeschichte, hat zwar in wiederholten, eingehenden und scharfsinnigen Untersuchungen das Vorhandensein spanischer Heldengedichte schon zu Beginn des XI. Jahrh. nachzuweisen versucht.[2]) Aber in Frankreich, wo die Schule Bédiers triumphiert, will man nicht daran glauben, man müßte ja sonst auch den germanischen Ursprung der romanischen Heldendichtung zugeben, den Menéndez Pidal in der spanischen Epik bis ins einzelne belegt und der noch für Gaston Paris vollkommen einwandfrei feststand. Den ernstlichen Versuch, Menéndez Pidal zu widerlegen, hat man allerdings noch nicht gemacht; freilich gibt es auch niemand in der weiten Welt, der das gesamte Material in dem Maße beherrschte, der die einschlägigen Fragen in der Weise meistern würde wie Menéndez Pidal. Seinen Forschungen ist deshalb gerade auch bei uns viel mehr Beachtung zu schenken, und zu ihnen muß man auch Stellung nehmen, wenn man über das gemeinromanische Problem der Entstehung der Heldenlieder schreiben will.

Nach Menéndez Pidal hat es schon zu Beginn des XI. Jahrh. spanische Epen von Fernan Gonzalez, dem ersten Grafen von Kastilien sowie von den Infanten von

1) Vortrag, gehalten auf der 56. Tagung deutscher Philologen und Schulmänner am 28. September 1927 in Göttingen.

2) Ich beziehe mich vor allem auf seine Epopée castillane à travers la littérature espagnole (Paris 1910), auf El Rey Rodrigo en la literatura (Madrid 1925) und vor allem auf die Poesía Juglaresca y Juglares (Madrid 1924). Einen hübschen Überblick über Menéndez Pidals Arbeit sowie über die in Frage stehenden Probleme geben M. L. Wagner, Ramón Menéndez Pidal und die spanische Epenforschung (Internationale Monatsschrift XV 1921 S. 565—582), und Arnald Steiger in seiner Habilitationsvorlesung in Zürich: Vom Ursprung des spanischen Epos (Festschrift Gauchat).



Lara gegeben. Die enge Verbundenheit dieser Gedichte, die wir in Prosaauflösung in der Cronica General wiederfinden, mit den historischen Tatsachen und das Fehlen jeglicher phantastischer Zutaten ließen nur eine Entstehung unmittelbar nach den geschichtlichen Ereignissen (X. Jahrh.) zu. In jener Zeit hätte aber, so argumentiert Menéndez Pidal weiter, noch kein französischer Einfluß stattfinden können, da die erste Berührung der spanischen Kultur mit der französischen erst am Ende des XI. Jahrh. stattgefunden habe. Damals hätte man noch keine Chansons de geste in Spanien gekannt, ganz abgesehen davon, daß der geistige Gehalt, die Stimmung und die Umwelt in den ältesten spanischen Heldenepen eine so enge Verbundenheit mit dem heimischen Boden voraussetzten, daß eine Verpflanzung vom Norden her völlig ausgeschlossen erscheinen müßte. Was schließlich die Form der ältesten spanischen Heldengedichte betrifft, so weist Menéndez Pidal eingehend nach, daß die ersten spanischen Epen kurze Gedichte von 500—600 Versen gewesen seien, die in kein regelmäßiges Versmaß, keinen regelmäßigen Strophenbau gekleidet gewesen, sondern nur durch die Assonanz zusammengehalten worden wären. Ebenso weiß Menéndez Pidal eingehend den germanischen, speziell westgotischen Charakter der älteren spanischen Epik klarzulegen und im einzelnen den Nachweis zu erbringen, daß die Erzählung vom letzten Gotenkönig bereits im IX. Jahrh. im arabischen und im XI. Jahrh. im christlichen Spanien vorhanden war.[1]) Hier an französischen Einfluß zu denken, wäre ebenso abwegig, wie beim Conde Fernan Gonzalez oder bei den Infanten von Lara.

Die von Menéndez Pidal klargelegte Entwicklung der spanischen Heldenepik liefert somit den Beweis, daß die Entstehungsgeschichte der Heldengedichte zum mindesten auch andere Wege gehen kann, als sie Bédier für die Chansons de geste wahrhaben will. Die Anknüpfung an bestimmte Örtlichkeiten, wie Heiligtümer, kann gewiß der Ausgangspunkt für Legenden sein, die sich dann in Gedichtform darbieten; aber der umgekehrte Weg ist ebenso denkbar: ein findiger Kopf formt im Anschluß an geschichtliche Ereignisse oder an Berichte darüber ein Lied, dem sich persönliche Erinnerungen, persönliche Eindrücke beimischen und das dann seinen Weg innerhalb der Volksgemeinschaft findet. Daß es in Spanien schon sehr früh Heldengedichte gegeben hat, beweist ja die Cronica General, die immer wieder darauf hinweist, daß sie cantares und gestas verarbeite. Die immer wiederkehrende Formel: Dizen en sus cantares, en sus fablas de gesta, en sus romances weisen eindeutig auf die der Cronica General vorliegenden poetischen Quellen hin. Diese Berufung auf die Vorlage ist keine Fiktion. Alfons X. und seine Mitarbeiter waren viel zu gewissenhafte und ernste Leute. Sie berufen sich ja auch auf lateinische Quellen, die uns erhalten sind und deren Nachprüfung uns möglich ist. Der Versuch Nicolà Zingarellis[2]), den umgekehrten Weg zu gehen und das Cidgedicht aus der Cronica General abzuleiten, ist völlig verfehlt, schon deshalb, weil ja niemand behauptet, daß die uns erhaltene Version des Poema in allen Einzelheiten die ursprüngliche ist. Selbst wenn ein späterer Kompilator das eine oder andere aus der Cronica General entnommen hätte, so würde daraus noch lange nicht folgen,

1) Poesía Juglaresca y Juglares S. 313 ff.

2) Per la genesi del Poema del Cid. Alcuni raffronti con la Cronica General. Mailand 1925.

daß das ganze Gedicht ein metrischer Abklatsch der Cronica ist. Den oben erwähnten Hinweis auf ältere Lieder in der Cronica General selbst hat Zingarelli bezeichnenderweise gar nicht berührt.

An dem Vorhandensein epischer Lieder zum Beginn des XI. Jahrh. kann gerade nach den neuesten Forschungen Menéndez Pidals nicht mehr gezweifelt werden. Er führt darin des näheren aus[1]), daß die ältesten spanischen Heldengedichte nur *vor* den großen Almoravideneinfällen verfaßt worden sein könnten, also nur zu Beginn, spätestens um die Mitte des XI. Jahrh. Freilich ist damit meines Erachtens noch nicht bewiesen, daß die formelle Gestaltung der ältesten spanischen Epen ausschließlich spanisches Eigentum ist. Ist es denn nicht möglich, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien älter sind, als man bisher annahm? Das einzige Zeugnis, das man bisher gelten ließ, ist die Äußerung des Mönches von Silos, der zu Beginn des XII. Jahrh. die Kenntnis französischer Chansons de geste voraussetzt. Damit ist aber noch lange nicht bewiesen, daß die Beziehungen Frankreichs zu Spanien auch kultureller Art nicht älter sind. Wenn die französischen Sänger im Gefolge der Ritter und Mönche nach Spanien kamen, dann müßte ein Nachweis, daß die französischen Ritter und Mönche schon viel früher ein Interesse an Spanien hatten, dazu führen, daß auch französische Sänger sehr frühe mit über die Pyrenäen zogen. Tatsächlich hat nun auch jetzt Boissonade in seinem Buche über das Rolandslied[2]) nachweisen können, daß schon im J. 1018 militärische Züge mit Kreuzzugsgedanken nach Spanien kamen. Das Jahr 1018 braucht nicht der Anfang gewesen zu sein; auch im X. Jahrh. ist eine Teilnahme der Franzosen, vor allem an den mit dem Jahr 977 beginnenden Feldzügen Almanzors nicht ohne weiteres ausgeschlossen. Es wäre wirklich der Nachprüfung wert, ob die von Buch zu Buch sich weiterschleppende Behauptung, eine Berührung spanischer und französischer Kultur käme erst vom Ende des XI. Jahrh. ab in Frage, wirklich richtig ist. Man bedenke doch: Für die Franzosen, vor allem des Südens, waren die Mauren ja gar nicht so weit, und bei dem kriegerischen Sinn jenes Volkes war es nötig, die Bewegung ihrer Truppen und Heereszüge zu beobachten und in Schach zu halten. Die Rückeroberungskämpfe der wenigen Christen in Nordspanien wird man gerade in Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt haben. Die einzige Hilfe konnte den schwachen Kräften der Christen nur aus Frankreich kommen, nur im Norden konnten sie einen Rückhalt finden. Das Verbindungsglied zwischen den sich neubildenden Staaten Leon, Castilien und Aragonien war das Königreich Navarra, das ständig Verbindungen nach Südfrankreich hin unterhielt und dessen Königshaus ja schon im X. Jahrh. mit Leon in verwandtschaftliche Beziehungen trat.

Wenn man liest, daß nach Karl dem Großen bis zum XI. Jahrh. kein französisches Heer über die Pyrenäen gezogen sei, dann sieht man, wie wenig die in den großen Folianten der Monumenta Germaniae Historica veröffentlichten Dokumente bis jetzt ausgenützt worden sind. Ein russischer Gelehrter, Boris Jarcho, ist uns hier zuvorgekommen. Er hat in einer vor kurzem (Leningrad 1926) veröffentlichten

1) Poesía Juglaresca y Juglares S. 323.

2) Du nouveau sur la Chanson de Roland, Paris 1923, S. 5.

Schrift über die Entstehung der Rolandsage nachgewiesen, daß in der Zeit von 793 bis 827 mindestens zehn Feldzüge von Frankreich aus gegen die Mauren stattgefunden haben. Und wenn Bédier (Légendes épiques III 368) behauptet, die Kreuzzugsideen wären erst im XI. Jahrh. aufgekommen, so stimmt das wieder nicht mit den Urkunden überein. Denn schon in der Vita Hludovici imperatoris (MGH. SS. II 608) lesen wir sub anno 778, also von dem Zuge nach Spanien, bei dem Roland beteiligt war: '*Statuit Pyrenaei montis superata difficultate ad Hispaniam pergere, laborantique ecclesiae sub Sarracenorum acerbissimo iugo Christo fautore suffragari.*' Und in dem von Traube veröffentlichten Text des Liber Revelationum des Andradus Modicus, das um 850 geschrieben wurde, findet sich über Karl den Kahlen die Stelle: '*Et dixit dominus Karolo . . . do tibi, Karole, ut Hispanias duce beato Martino principe iterum liberes ab infidelibus et tuo regno ad honorem nominis mei secundum libertatem fidelium meorum consocies*' (Abh. Bayer. Ak. XIX 384). Haben wir hier nicht die Kreuzzugsidee im IX. Jahrh.? Sollte man nun etwa denken, daß die Franzosen im Laufe des X. Jahrh. das Interesse an den Feldzügen in Spanien verloren hätten und daß erst zu Beginn des XI. Jahrh. ihre Anteilnahme wieder rege geworden sei? Nichts wäre falscher als eine solche Annahme. Dafür sprechen neben den politisch-militärischen Beziehungen noch andere, die auf kirchlich-religiösem Gebiete liegen. Sie werden uns das stets wachsende Interesse Frankreichs für Spanien erneut bestätigen.

In jener Zeit war es nichts Auffallendes, wenn Kleriker von Ort zu Ort, von Land zu Land zogen, sie waren ja überall heimisch, überall unter dem gleichen schützenden Dach der Kirche. Welch mächtigen Einfluß französische Mönche auf die Ausgestaltung der Wallfahrt von Santiago de Compostela vom Ende des XI. Jahrh. ab gewonnen haben, ist allgemein bekannt. Es fragt sich nur, ob wirklich erst damals Santiago ein Anziehungspunkt für französische Mönche wurde.

Der älteste Beleg für die Wallfahrt nach Santiago stammt aus dem Martyrologium Ados von Vienne, also aus dem Jahre 860. Aus den Forschungen über die Quellen dieses Martyrologiums geht aber hervor, daß Ado seine Angaben dem Martyrologium des Florus von Lyon entnommen hat, dessen letzte Fassung in die Jahre 830 bis 860 fallen muß.[1]) Mit dieser Zeitangabe kommen wir sehr nahe an die Entstehung des Wallfahrtsortes selbst heran. Wie L. Duchesne nachgewiesen hat[2]), hat man ums Jahr 830 in der Diözese Iria Flavia ein Römergrab gefunden, das man aus nicht näher bekannten Gründen als das Grab des Apostels Jakobus des Älteren ansah. Es muß auffallen, daß die ersten Nachrichten über den Kult des Apostels in Santiago aus Frankreich stammen, noch mehr, daß die französischen Martyrologien gemäß der römischen Tradition den Jakobustag am 25. Juli feiern, während man in Spanien vor dem IX. Jahrh. unter der mozarabischen Liturgie der Apostel Jakobus und Johannes zusammen an ein und demselben Tage, nämlich am 27. oder 28. Dezember, gedachte. Wenn nun seit dem IX. Jahrh. auch in Spanien am 25. Juli das Fest des hl. Jakobus begangen wird, so hängt das ohne Zweifel mit einem Einfluß von außen her zusammen, und dieser Einfluß konnte

1) Henri Quentin, Les Martyrologes historiques du moyen âge, Paris 1908, S. 384.
2) Saint Jacques en Galice. Annales du Midi XII (1900) S. 145—179.

nur von Frankreich her kommen. Man denkt hier unwillkürlich an die Kämpfe, die die vollständige Abschaffung des mozarabischen Ritus in Spanien im XII. Jahrh. verursachte und die unter der rücksichtslosen Herrschaft französischer Mönche auch durchgesetzt wurde.

Neben der Einführung des 25. Juli als Jakobustag wird auch die Jakobuslegende selbst über Frankreich nach Spanien verpflanzt worden sein. Frankreich ist ja überhaupt das erste Land gewesen, das die orientalischen Legenden aufnahm und dem Abendland vermittelte. Und gerade die Apostelgeschichten waren dort sehr verbreitet. Die Historia apostolica oder die Virtutes apostolorum waren dort schon im VII. Jahrh. bekannt. Wie es aber kam, daß die Legende das Grab des Apostels Jakobus gerade nach dem äußersten Nordwesten Spaniens verlegte, wie es sich fügte, daß eine bescheidene Stadt im äußersten Winkel Spaniens der großen Auszeichnung teilhaftig wurde, das Grab eines Apostels in sich zu bergen, mag auf den ersten Blick merkwürdig erscheinen. Macht man sich aber einmal los von der Pilgerwegtheorie Bédiers, die uns den Blick verdunkelt, dann sieht man zunächst, daß Santiago und der Norden Spaniens, durch den der Weg nach dem Heiligtum führte, im IX. Jahrh. die einzige von Mauren freie Gegend war und daß deshalb dieser sogenannte Pilgerweg über die Pyrenäen nach Pamplona—Sahagún—León—Astorga mit dem Endpunkt Santiago eine ganz außerordentliche militärische Bedeutung haben mußte. Dieser Weg war doch ein ausgezeichnetes Verbindungsmittel durch den Norden Spaniens nach dem äußersten Westen, dieser Weg war eine gut gedeckte Rückzugslinie, gleichsam eine Fortsetzung der natürlichen Abwehrmauer der Pyrenäen, dieser Weg konnte Frankreich und den Norden Spaniens vor weiteren Einfällen der Mauren schützen. Frankreich mußte an diesem Wege ein großes Interesse haben, und es wäre nicht unmöglich, daß französische Mönche schon bei der Begründung der Wallfahrt ihre Hand im Spiele hatten. Ist es denn nicht auffallend, daß man ganze Scharen von Pilgern von Frankreich her nach Santiago zog, daß Santiago nächst Rom und Jerusalem der bedeutendste Pilgermittelpunkt der ganzen christlichen Welt wurde? Wie erklärt es sich, daß französische Mönche den Pilgerstrom nicht nach dem eigenen Lande, wenigstens nicht im gleich großen Umfang, sondern nach Santiago dirigierten, warum wurde nicht Aachen, das Grab Karls des Großen, wo doch sogar die Passionsreliquien sich befanden, in gleich großem Maße ausgebaut wie Santiago? Die Antwort kann nur lauten: Weil im Süden die wichtigeren politischen Interessen lagen, weil der Pilgerweg nach Santiago für Frankreich eine ungleich größere Bedeutung hatte als sonst irgendein Wallfahrtsort. Wenn also Frankreich ein unmittelbares Interesse an dem politisch und militärisch wichtigen Wege hatte, dann ist es nicht unwahrscheinlich, daß es schon sehr frühe an der Ausgestaltung des Pilgerweges nach Santiago mitbeteiligt war. Von Interesse ist auch, daß die Kathedrale von Compostela, das früher Iria hieß, ursprünglich der hl. Eulalia geweiht war, die ja auch in Frankreich große Verehrung genoß. In einer Reihe Urkunden werden Jakobus und Eulalia wiederholt zusammen genannt, und auf der anderen Seite erfreute sich der hl. Martin von Tours, wie sich leicht nachweisen läßt, in Spanien großer Beliebtheit.

So wird also das Apostelgrab in Santiago schon im IX. Jahrh. in Frankreich



großes Ansehen gehabt haben. Und man kann sich denken, welche Bestürzung dort die Nachricht von dem Überfall der Mauren auf Santiago und der Zerstörung der Grabstätte hervorrufen mußte. Wenn wir bereits fünf Jahre später die Wallfahrt und den Pilgerweg wieder frei von Mauren finden, dann dürften an dem Befreiungszug auch die Franzosen nicht unbeteiligt gewesen sein. Eine gründlichere Durchforschung der erhaltenen Dokumente dürfte sicherlich noch mancherlei Belege dafür auffinden lassen, daß die militärischen, politischen und religiösen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien seit Karl dem Großen nicht mehr nennenswert unterbrochen wurden. Und der Pilgerweg nach Santiago ist gewiß schon viel früher, als man bisher angenommen hat, zum wichtigsten kulturellen Bindeglied zwischen Frankreich und Spanien geworden.

Ob nun schon zu Beginn des XI. Jahrh. oder noch früher französische Heldenlieder auf dem Pilgerweg nach Spanien kamen, hängt natürlich auch davon ab, ob es damals schon Chansons de geste gegeben hat. Bekanntlich ist das eine sehr umstrittene Frage. Allmählich aber kommt man doch wieder ab von dem überspannten Skeptizismus Bédiers, vor allem durch die emsige germanistische Forschung, die viel klarere Verhältnisse vor sich hat und uns Romanisten den Weg zeigen kann, der vom Lied zum Epos führt. Dafür besitzen wir Denkmäler, wie das Haager Fragment und das Wilhelmslied, die, wie Hermann Schneider sagt[1]), immer die Bollwerke bleiben, die dem Ansturm der Realisten und Skeptiker widerstehen. Wenn es französische Heldenlieder schon zu Beginn des XI. Jahrh. gegeben hat, dann können sie ganz gut auf die Entstehung des spanischen Epos eingewirkt haben. Wenn man aber die Entstehung der Chansons de geste mit Bédier erst ins XII. Jahrh. versetzt, dann darf man nicht gleichzeitig behaupten, die spanische Epik wäre ein Derivat der französischen, es müßte denn sein, daß es gelänge, die Theorien von Menéndez Pidal, die er erst jüngst wieder in seinem prächtigen Werke über die Juglares eingehend begründet hat, ad absurdum zu führen.

Ist aber die spanische Epik bodenständig, ist sie, wie Menéndez Pidal im einzelnen nachweist, aus der westgotischen Tradition hervorgegangen, dann ist auch ein anderes denkbar: Die zu Beginn des XI. Jahrh. nach Spanien ziehenden Franzosen haben dort die ältesten Formen romanischer Heldendichtung kennengelernt: das kurze, ametrische Epos. Diese Formen haben sie dann in ihre Heimat verpflanzt, ihre eigenen Sagenstoffe in diese Form gegossen und sie zu Gedichten längeren Umfangs und geregelter metrischer Form weiterentwickelt. Man sollte einmal das Rolandslied und das Wilhelmslied daraufhin untersuchen, inwieweit sich noch primitive epische Gestaltung darin finden ließe.

Die Annahme, daß Frankreich zu Beginn des XI. Jahrh. die rudimentäre Form germanisch-romanischer Epik in Spanien vorfand und auf sich wirken ließ, nimmt der französischen Heldendichtung gar nichts von ihrer Größe und Bedeutung. Sie würde uns nur verständlich machen, warum in Frankreich gar nichts an Denkmälern primitiver Poesie erhalten ist. Sie ließe uns aber auch erst recht erkennen, wie der französische Geist schon im XI. Jahrh. aus einfachen gesetzlosen Formen

1) Deutsche und Französische Heldenepik. Zeitschr. f. deutsche Philologie LI (1926) S. 201.



durch Ordnung und Zucht Schöpfungen vorbereiten konnte, die wie die Chanson de Roland noch heute unsere Bewunderung erregen. Wir stünden dann vor dem gleichen Phänomen, das sich auch sonst im Laufe der französischen Literaturgeschichte wiederholt: Frankreich nimmt Anregungen aus fremden Kulturen auf, formt sie nach seinem Geiste um und sendet sie in neuer, vervollkommneter Fassung wieder in die Welt hinaus. Es zahlt mit Zins und Zinseszins zurück, was es als Rohmaterial ausländischem Geistesgut entnahm. Was wird nicht unter der Hand französischer Dichter aus den bretonischen Sagenstoffen! Wie wird der gedankliche Inhalt der italienischen Renaissance in Frankreich verarbeitet und der nationalen Idee dienstbar gemacht! Wie schnell und restlos wird spanischer Stoff im XVII. Jahrh. assimiliert und des Fremden entkleidet, und wie kraftvoll und überlegen weiß man im XVIII. Jahrh. englische Gedanken in die Sphäre der eigenen geistigen Entwicklung einzuordnen!

Daß ältestes spanisches Epengut französischen Sängern bekannt wurde, dafür gibt es ja einige Beispiele. Die alte Legende vom letzten Gotenkönig Rodrigo und der Schändung der Cava findet sich bis auf die Einzelheiten im Anseïs de Cartage wieder, einem Epos, dessen erhaltene Fassung wohl erst ums Jahr 1200 entstand, von dem aber schon Gaston Paris eine ältere Version in Assonanzen annahm. Bekannt ist der Anseïs de Cartage vor allem deswegen, weil er eine ganz gründliche Kenntnis des Pilgerweges nach Santiago verrät. Nicht weniger als dreimal wird uns darin jener Weg vorgeführt. Auch die Geschichte vom Grafen Fernan Gonzalez war in Frankreich bekannt. Sie fand um 1130 in der Prise d'Orange und ums Jahr 1300 in der Geste de Monglane ihren Niederschlag. Später ist dann die Prise de Pampelune voll von Erinnerungen an den Wallfahrtsweg nach Santiago, dessen Bedeutung sich ja von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigert hatte.

Wie weit der spanische Einfluß auf die französische Heldendichtung zurückreicht, läßt sich aus diesen wenigen Notizen nicht dokumentarisch festlegen. Tatsache ist nur, daß die spanische Epik bei genauerer Betrachtung auf einer primitiveren Stufe steht als die französische und daß ihre Eigenart so stark ist, daß sie noch aus der erhaltenen Form des Cidgedichtes, das gewissermaßen den Übergang bildet von rein spanischen zu französisch-spanischen Epen, deutlich genug hervorleuchtet.

Wiederholt ist ja schon über das Verhältnis des Poema del Cid zur Chanson de Roland geschrieben worden. Es soll nicht Bekanntes wiederholt, sondern nur auf einen Unterschied in der geistigen Einstellung aufmerksam gemacht werden, der mir, soweit ich sehe, noch nicht genügend betont worden zu sein scheint: Es ist das Verhältnis des Helden und damit des Dichters zum nichtchristlichen Gegner. Im Poema del Cid erscheint der Maure, der Feind, in ganz anderem Lichte als in der Chanson de Roland. Es findet sich dort viel mehr Toleranz und Verständnis den Heiden gegenüber. Es fehlt das Aburteilen, die selbstverständliche Unterbewertung des Gegners, der nur durch seine Zahl imponiert; es fehlt die unkritische Voraussetzung, daß der Nichtchrist ohne weiteres unter dem Christen stehe, viel eher finden wir sogar eine Achtung auch des Gegners. Man denke nur an die zarte Rücksicht des Cid auf die Mauren und Maurinnen (Vers 534—541), die

denn auch den Cid segnen. Bei der Einnahme von Alcoçer werden nicht blindlings alle Mauren getötet oder getauft, sondern sie dürfen unbehelligt in ihre Häuser zurückkehren. 'Wenn wir ihnen den Kopf abschlagen, werden wir nichts dabei gewinnen', sagt der Cid (Vers 620).

Solche Töne schlägt das Rolandslied nie an. Im Gegenteil: Je mehr Mauren getötet werden, desto mehr Ansehen gewinnen die Helden bei Gott und den Menschen. Hier gibt es kein menschliches Empfinden für den Feind. Wer nicht Christ werden will, muß sterben. Das Banner des Glaubens und der Nation muß soweit als möglich vorwärts getragen werden, und wehe dem Verräter, der sich der Expansion in den Weg stellt und um rein persönlicher Gründe willen das Werk des Glaubens und des Sieges verhindert oder erschwert.

Man müßte dieser für die damalige Zeit auffallenden Idee der Toleranz einmal in der spanischen Literatur des Mittelalters näher nachgehen. Das Ergebnis würde überraschen und dürfte vor allem zu einem unterscheidenden Merkmal zwischen älterer und jüngerer spanischer Epik führen, zu einer Grenzlinie zwischen rein bodenständiger spanischer Dichtung und späterer von Frankreich her beeinflußter Poesie. Die duldsame Einstellung gegenüber dem nichtchristlichen Gegner erklärt sich ja in Spanien aus dem ständigen gemeinsamen Leben unter arabischer Herrschaft, aus dem Sichkennenlernen durch tagtäglichen Verkehr, aus dem im allgemeinen milden Regiment des Halbmondes in Spanien. Der immer stärker werdende Zustrom von Norden her, die sich immer mehr ausbreitende Idee des Glaubenskampfes, das von Frankreich her genährte Bedürfnis der Expansion brachten eine ganz andere Einstellung gegenüber den Mauren, die natürlich auch zum Gegendruck von seiten der Araber führen mußte und zu immer weiteren Kämpfen Anlaß gab. Man vergißt nur zu leicht, daß auch das Tribunal der Intoleranz, die Inquisition, aus Frankreich kam, daß die ersten Ketzergerichte in Südfrankreich stattfanden und daß erst über Aragonien die Inquisition ihren Weg ins Herz von Kastilien fand. Der Geist der älteren spanischen Heldenlieder kennt die französische Intoleranz noch nicht. Trotz der rauhen Zeit sind die ersten Erzeugnisse der spanischen Muse viel menschlicher und gerechter als die Chansons de geste.[1])

Dieser Zug hängt aber zweifellos auch mit dem starken Realismus zusammen, der die spanische Heldenepik wenigstens der älteren Zeit auszeichnet. Hier finden wir nichts von der Phantastik französischer Epen, nichts von jener groben Unwahrscheinlichkeit und Übertreibung, nichts von Legenden und Wundern, die man in Frankreich so sehr bevorzugt, nichts vom Hereinragen des Übernatürlichen in das Getriebe des Alltags. Man könnte durch diese Kriterien allein schon die zwiefache Gestalt der spanischen Heldenepik unterscheiden: die originell spanische mit ihrem Wirklichkeitssinn und die französisch-spanische mit ihrem Hang zur Übertreibung und zur Wundersucht.

Auch sonst zeigt das Cidgedicht gewisse Züge, die ihm ganz allein eigen sind

1) 'Keine Spur von seelischer, dichterischer oder lyrischer Verwandtschaft mit der Chanson de Roland', sagt Karl Voßler vom Cidgedicht (Spanischer Brief. Festschr. f. H. v. Hofmannsthal, 1924, S. 127).



und die es von der zeitgenössischen französischen Epik grundsätzlich unterscheiden. So ist der Cid keiner von jenen aufrührerischen Vasallen, wie wir sie in den französischen Heldenliedern so und so oft antreffen. Auch in Situationen, in denen die Vasallentreue auf die stärkste Probe gestellt wird, bleibt der Cid seinem König treu. Nur im Namen des Königs wird Valencia erobert, nur zum Nutzen und Frommen des Königs wird der Krieg gegen die Mauren geführt. Auch die Art der Durchführung der Rache an den ungetreuen Infanten von Carrion geht in anderer Weise vor sich als die Bestrafung des Verräters Ganelon. Trotz der schweren Beleidigung, die dem Cid widerfahren ist, triumphiert nicht das Gefühl der Rache, wie das sonst in jenen Zeiten und auch in den Gedichten jener Epoche üblich ist. Nichts Brutales und Unversöhnliches schließt das Gedicht ab. Der Cid begnügt sich mit der moralischen Verurteilung und Ächtung der Infanten, und der Ausblick in die Zukunft ist erst recht optimistisch gehalten: der Held sieht, wie seine Familie sich mit dem Geschlecht des Königs vermählt.

Das ist alles Spanisch und nicht Französisch und das noch zu einer Zeit, in der sich die französische Kultur anschickte, Spanien immer mehr in ihren Bann zu ziehen und ihm ihre Sagenstoffe und Legenden aufzunötigen.

Vor allem ist es der karolingische Sagenkreis, der nun im weitesten Umfang seinen Einzug in Spanien hält. Es ist ja gar nicht verwunderlich, daß gerade diese Stoffe so stark auf Spanien gewirkt haben. Einmal haben sie ja überhaupt im ganzen Abendland die größte Verbreitung gefunden, und für Spanien kam noch hinzu, daß eine Reihe jener Epen in Spanien spielte. Sie mußten also gerade in Spanien besonderem Interesse begegnen, und dort waren sie auch durch die örtliche Nähe der Ereignisse noch weiterer Ausgestaltung fähig. Daneben waren sie ein ausgezeichnetes Propagandamittel für den Kampf gegen die Mauren und für die Wallfahrt nach Santiago. Wie sehr mußten diese beiden Dinge gottgefällig sein, wenn sogar ein Karl der Große gegen die Sarazenen kämpfte, wenn der große Kaiser mit Roland in Galicien weilte, ja sogar den Weg nach Santiago von den Mauren befreit hatte. Die ganze Jugendzeit Karls wird bekanntlich im Mainete nach Spanien verlegt, und wie sehr auch die Gestalt Rolands in Spanien weitergebildet und ausgestaltet wurde, dürfte mein Beitrag zur Appel-Festschrift gezeigt haben.[1]) Karl und Roland werden durch diese Ausgestaltung der Legende beinahe zu Landsleuten der Spanier. Und so spricht schon das Carmen de Almería vom Jahre 1147 von Roland und Olivier ebenso wie vom Cid und von Alvar Fáñez; das Fragment eines Roncevalepos, das Menéndez Pidal vor zehn Jahren herausgab, zeigt die sklavische Nachahmung französischen Geistesgutes in besonders deutlichem Maße, und die bisher als ursprünglich spanische Schöpfung angesehene Figur des Bernardo del Carpio, die dem fränkischen Roland als einheimische Sagengestalt entgegengestellt werden sollte, ist nach den Untersuchungen von Theodor Heinermann[2]) ebenfalls auf die Einwirkung französischer Heldenlieder, vor allem des Galien li Restorés zurückzuführen. Das gleiche französische Epos hatte schon Menéndez Pidal bei der Mudarrasage herangezogen. Wie bekannt auch die Karlsreise in

1) Eine unbekannte Rolandlegende. Zeitschr. f. rom. Phil. 1927.

2) Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Bernardo del Carpio. Halle 1927.

Spanien war, zeigt die dichterisch verherrlichte Wallfahrt König Ludwigs VII. von Frankreich nach Compostela (1154), bei der Alfonso el Emperador die Stelle des Kaisers von Konstantinopel, Santiago die Stelle Jerusalems vertritt. Ältere Sagenstoffe, wie der Fernan Gonzalez, weisen in der erhaltenen poetischen Form deutlich auf die Nachahmung französischer Epen hin: In der Condesa Traidora werden die Abenteuer französischer Grafen auf der Pilgerfahrt nach Santiago erzählt, und im XIV. Jahrh. ist die Nachahmung französischer Epen in Spanien besonders rege. Menéndez Pidal kann die Existenz von Epen nachweisen, die Renaut de Montauban, der schon im Roncevalfragment erwähnt wird, behandelten; ebenso kannte man Otinel, Gui de Nanteuil u. a.

Aber wir werden auch hier nicht alles auf direkte Nachahmung zurückführen dürfen. Ein Teil der Übereinstimmungen wird auf eine Motivgemeinschaft zurückgehen ähnlich jener, die Hermann Schneider auch für die französische und deutsche Heldenepik nachweist. Zeigt er uns, daß man in Frankreich und Deutschland nach *verschiedenen* Grundrissen baute, dabei aber gutenteils die gleichen Bausteine benützte, daß sich ferner dadurch manche ausgiebige architektonische Fügung durch die Beschaffenheit des Materials hier und dort übereinstimmend einstellte, so müßte man diese Beobachtungen, auf Spanien und Frankreich angewandt, etwa folgendermaßen formen: Frankreich und Spanien bauen nach den *gleichen* Grundrissen, ihre Ideengemeinschaft brachte von selbst Übereinstimmungen im Material mit sich. Solche sind z. B. das Motiv vom ungehorsamen Vasallen im Fernan Gonzalez ebenso wie in den Vier Haimonskindern und im Girard de Roussillon; die Verräterfiguren Vellido Dolfos im Cerco de Zamora, die Infanten von Carrion im Cid, Ganelon im Roland; die den König um einen Gatten bittende Jimena im Rodrigo und Elisende, die Tochter von Yon de Gascogne im Departement des enfanz Aymeri. Je mehr aber die Zeiten vorwärts eilen, desto mehr trennt sich der Weg Spaniens von dem Frankreichs: Spanien bleibt zurück, Frankreich eilt weiter. Was in Frankreich schon überlebt war, lebt ein Spanien noch fort, ja führte dort sogar ein um so zäheres Leben, je fremder und seltsamer es im Norden geworden war. Denn je weiter wir uns dem Abstieg der französischen und spanischen Heldendichtung nähern, desto unselbständiger wird die spanische Epik, desto offensichtlicher wird die bloße Übertragung französischer Motive in spanische Form. Die Wandelungen der Figur des Cid vom Poema zum Rodrigo, also vom XII. zum XV. Jahrh. zeigt diese Umgestaltung am deutlichsten: aus der ursprünglichen Idealgestalt wird eine ungebändigte Rebellenfigur. Sie ist ausschließlich auf den Einfluß der französischen Epen zurückzuführen. Und bis in die Einzelheiten läßt sich dieser Einfluß verfolgen. Wie der Kaiser von Guillaume d'Orange sagt: *Ce n'est pas un homme, c'est le diable,* so charakterisiert der König den Cid im Rodrigo mit den gleichen Worten. Auch im Wolfdietrich lesen wir die gleiche Äußerung, die ebenfalls auf die französischen Epen zurückgeht. Und ich bin überzeugt, daß die berühmte Ohrfeigenszene, die erstmals im Rodrigo erscheint und mit der poetischen Geschichte des Cid immer verbunden sein wird, auch nur auf französische Einwirkung zurückgeht, auf Szenen, wie wir sie im Charroi de Nimes, in den Enfances Vivien oder im Girart de Viane finden und die ebenfalls wieder ihren Weg

in die germanische Heldendichtung, in die Thidrekssaga gefunden haben. Es ist überall das gleiche: Ein schwacher König, in dessen Gegenwart die Vasallen in Streit geraten; Mißhandlung, wenn nicht gar Ermordung des Beleidigers; der König kann die Tat nicht verhindern, läßt aber dem Helden seinen ganzen Zorn fühlen. Wie Hermann Schneider sagt, ein Motiv, das nicht international, sondern ausgesprochen französisch ist und bleibt.

Trotz der außerordentlich engen Beziehungen, die zur Zeit der Blüte der Heldenepen zwischen Frankreich und Spanien bestanden haben, ist der Ausklang jener Dichtungsart in beiden Ländern völlig verschieden. In Spanien dauert die Vorliebe für die alten Sagenstoffe viel länger als in Frankreich. Viel schneller schreitet die Entwicklung in dem nördlichen, allen Einflüssen von außen her leichter zugänglichen Frankreich als in dem auf die Wahrung der Tradition besonders stark bedachten Spanien. Viel leichter überlebt sich eine Dichtungsart in dem mitten im internationalen Getriebe stehenden Frankreich als in dem gerade am Ausgang des Mittelalters so sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigten Spanien. Neue Ideen und Formen finden dort viel rascher Eingang als hier. Und während in Frankreich völlig neue Geistesfrüchte allmählich zu reifen beginnen, hält Spanien noch zäh an den überlieferten Stoffen fest und fügt ihnen noch die zeitgenössischen Ereignisse bis zur Gründung eines einheitlichen spanischen Reiches hinzu. Es pflegt, sammelt und verbreitet im Romancero das alte und das neue Sagengut, teilweise freilich mit einer Freiheit, die nur noch von ferne an die alten Epen erinnert; so wenn Durandal, das Schwert Rolands, sich in einen Ritter und verliebten Helden verwandelt, der in Ronceval stirbt und sein Herz seiner Geliebten vermacht. Das doppelte Gesicht, das die spanische Heldendichtung kennzeichnet, zeigt der Romancero in gleicher Weise: gesunder, kräftiger Realismus im Sinne der alten urspanischen Epik, französisch-spanische Szenen mit starker Aufdringlichkeit der Gefühle, des Legendenhaften, des Übernatürlichen, des Phantastischen, sogar des Obszönen. Und wie wenn der Romancero zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren wollte, singt er seine Lieder wieder in kurzer Form, freilich mit dem Unterschied, daß es sich nicht mehr um rein epische Lieder der Frühzeit, sondern um episch-lyrische Gedichte des XV. Jahrh. handelt. Bis heute sind die Romanzen nicht veraltet; in epischer, lyrischer oder dramatischer Form erben sie sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Sie sind vollkommen hispanisiert und zeigen nur dem Kundigen ihr doppeltes Gesicht: ursprünglich spanisches Epengut und französisches Erbe.

Seit dem XI. Jahrh. liegt dieser mächtige Einstrom französischer Kultur und Sitte klar zutage. Er hat aber die Legenden und Sagen der Frühzeit nicht zu verdrängen vermocht. Denn gerade in Spanien sind die Stoffe der Heldendichtung mit der wirklichen Geschichte des spanischen Volkes aufs engste verbunden. Dazu ist auch die geistige Einstellung der spanischen Heldendichtung eine völlig andere als die der Chansons de geste. Aber trotzdem sind, wie ich zu zeigen versuchte, die Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien viel älter, als man bisher angenommen hat. Freilich wird sich die Wirkung der gegenseitigen Anregung, Befruchtung und Förderung, die die militärischen, politischen und religiösen Bezie-

hungen mit sich brachten, in der Zeit vor dem XI. Jahrh. schwer abschätzen lassen. Aber für die Aufhellung der Fragen, die sich mit der Entstehung der romanischen Heldendichtung überhaupt befassen, wird ein Vergleich zwischen den Verhältnissen, wie sie auf der Pyrenäenhalbinsel vorliegen, und den formell höher stehenden französischen Chansons de geste, nur förderlich sein können. Vielleicht könnte dadurch eines der reizvollsten Gebiete der romanischen Philologie einer Klärung nähergebracht werden.

FRIEDRICH DER GROSSE UND WILHELMINE VON BAIREUTH

Von Herman von Petersdorff

Obwohl man meinen möchte, daß im Laufe der langen Zeit, die seit der Regierung des berühmtesten preußischen Herrschers verstrichen ist, bei der emsigen Forschertätigkeit, die ihm von früh an auf allen Gebieten gewidmet wurde, mit Ausnahme von einigen Gebieten, die noch der systematischen Erforschung harren, so ziemlich alles Wesentliche, was ihn angeht, bekannt geworden sei, werden doch immer noch neue Quellen über Friedrich den Großen erschlossen. Vor wenigen Jahren erst wurde es endlich möglich, den vollen Wortlaut seiner gewaltigen politischen Testamente der Öffentlichkeit vorzulegen, wogegen sich früher trotz aller Vorstellungen von wissenschaftlicher Seite eine unbegründete Ängstlichkeit gesträubt hatte. Neuerdings konnten auch die bisher nur bruchstücksweise bekannt gewordenen merkwürdigen Briefe des Königs an seinen Kammerdiener Fredersdorf, die ziemlich zerstreut in Privatbesitz aufbewahrt wurden, in einer stattlichen Buchausgabe erscheinen. Unlängst erst erfolgte die Veröffentlichung der bisher noch ganz unbekannten 60 Jugendbriefe Friedrichs an H. Chr. F. von Hacke, den er bei seiner Thronbesteigung in den Grafenstand erhob. Eine der wichtigsten Quellen, auf deren Erschließung nicht nur die Wissenschaft, sondern die ganze Kulturwelt ein Anrecht besaß, konnte kürzlich von dem hochverdienten Friedrichforscher, dem langjährigen Herausgeber der Politischen Korrespondenz des Königs, *Gustav Berthold Volz,* der kurz vor dem Kriege zusammen mit dem glänzenden Übersetzer *Friedrich von Oppeln-Bronikowski* die herrliche deutsche Ausgabe der Werke Friedrichs veranstaltete, der dann auch schnellentschlossen die Herausgabe der Testamente Friedrichs unternahm, wieder im Verein mit Oppeln-Bronikowski in der Gesamtausgabe des Briefwechsels Friedrichs mit seiner ältesten Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, in deutscher Sprache vorgelegt werden. Der erste, 1924 erschienene, über 500 Seiten starke Band umfaßt die Jugendbriefe, der zweite, 1926 herausgekommene, etwas weniger umfangreiche, die Briefe der Königszeit. Jedem der im Verlage von K. F. Koehler in Leipzig erschienenen Bände sind sechzehn, zum Teil völlig unbekannte Bilder beigegeben. Im ersten finden sich auch zwei merkwürdige Faksimiles. In der durch König Friedrich Wilhelms IV. Munifizenz von Preuß veranstalteten Ausgabe der 'Œuvres de Frédéric le Grand' war auch ein kleiner Teil des Briefwechsels der fürstlichen Geschwister veröffentlicht worden. Durch die Gesamtausgabe in deutscher Sprache ist jetzt ein Werk geschaffen worden, das nicht dankbar genug begrüßt werden kann.



Der Briefwechsel muß den wertvollsten Briefschätzen der Weltliteratur beigezählt werden. Gewährt er doch einen Einblick in die innerste Gedankenwelt eines der größten Fürsten von früher Jugend an bis zur höchsten Krisis seines Lebens. Liegt doch über dem vertrauten Gedankenaustausch dieser beiden geistig so hochstehenden Fürstenkinder der Rokokozeit ein ganz eigener Zauber gebreitet. Spiegeln die Briefe doch die Verhältnisse an einem der seltsamsten Höfe, dem Friedrich Wilhelms I., und die wechselvollen Schicksale der Schreiber in der packendsten Weise. Nirgends tritt einem das schier übermenschliche Ringen Friedrichs gegen die Mächte, die sich zu seinem Untergange verschworen hatten, ergreifender entgegen, als in diesen Briefergüssen.

Von den Briefen der erlauchten Geschwister sind manche verlorengegangen. Immerhin ist ihre Zahl doch noch viel zu groß, um einen vollständigen Abdruck zu rechtfertigen. Der Herausgeber mußte sich auf eine Auslese beschränken und nur Wichtiges bringen. Es sind noch an 1100 Nummern, die wiedergegeben werden konnten.

Durch die Erschließung des Briefwechsels wird die innere Entwicklung Friedrichs in eine neue Beleuchtung gerückt. So wichtig der Einschnitt, der durch seinen Fluchtversuch und die Küstriner Zeit in seinem Leben herbeigeführt wird, für sein Werden auch immer noch bleibt, so erkennt man jetzt, daß die entscheidende Wendung in seiner Geistesrichtung erst um das Jahr 1734/35, als der tyrannische Vater seine damalige Erkrankung überstand, eintritt. Damals hatte sich der Schreiber mit dem gesamten preußischen Hofe bereits fest mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die 'große Epoche', wie Wilhelmine es nannte, für ihn beginne und er nunmehr die Zügel der Regierung zu ergreifen haben werde. Sofort begann er sein Verhältnis zu Österreich und Frankreich zu regeln. Da aber erholt sich der König wieder. Friedrich fühlt sich tief enttäuscht und sieht sich gezwungen, wie er selbst von sich sagt, 'sich auf die Seite zu schlagen'. Er warf sich kurz entschlossen und rückhaltlos dem Studium der Wissenschaften in die Arme. Er gab sich diesem Studium um so entschiedener hin, als er sich einreden zu können glaubte, daß seinem Vater noch ein langes Leben vorbehalten sei. 'Gott hat ihm eine Bärennatur gegeben; er wird die künftige Generation überleben, wenn er nur Lust dazu hat und sich schonen will', heißt es damals in einem seiner Briefe an die Schwester in einem darin öfter wiederkehrenden lieblosen Tone, der eine Reaktion gegen die brutale Art des Vaters darstellt, allerdings uns heute öfter befremdlich anmutet.

Für die um vier Jahre ältere Schwester hegte Friedrich von Anfang an eine Schwärmerei. Weist schon das berühmte Kinderbild Pesnes, das die beiden miteinander spielend zeigt, auf ihr inniges Verhältnis in frühester Zeit hin, so erhalten wir in den jetzt vorgelegten Briefen die dokumentarische Erhärtung für dieses Verhältnis in späteren Jahren. Auf das engste wurden die beiden aneinander gekettet durch die 'Sympathie' ihres Schicksals, von der viel in den Briefen die Rede ist. Wilhelmine hat gleich ihrem Bruder, wie man weiß, unsäglich unter der brutalen Behandlung durch ihren Vater gelitten. Sie hat wesentlich auf die erste Entfaltung der schöngeistigen Neigungen ihres Bruders eingewirkt. Das geschah

in jenen Jahren ihrer Kindheit, in denen die beiden mit ihrer Mutter, der Königin Sophie Dorothea, die 'glückliche Dreieinigkeit' bildeten, deren die Geschwister später noch immer voller Wonne gedachten. Noch in den Jahren von Küstrin und Ruppin (1730—1734) ist die Prinzessin, obwohl sie durch ihre am 20. November 1731 erfolgte Vermählung mit dem Markgrafen Friedrich von Baireuth seit Januar 1732 räumlich von Friedrich getrennt war, unleugbar der gebende und führende Teil. Das Schicksal brachte die Geschwister damals in gewissem Sinne wiederum enger zusammen, als Wilhelmine in jener Zeit erneut ein schlimmes Zerwürfnis mit ihrem Vater hatte gelegentlich des Besuches, den sie von Baireuth aus in Potsdam im Winter 1732/33 machte. Die schwärmerische Verehrung für die Schwester behauptet sich bei Friedrich auch während der Rheinsberger Jahre und darüber hinaus, trotzdem er damals den berühmten Freundeskreis um sich sammelte, dem Wilhelmine fernsteht, und trotzdem er inzwischen seine innerliche Selbständigkeit gewonnen hatte. Wilhelmine nahm bis in die vierziger Jahre den ersten Platz in seinem Herzen ein. Da kam es in den Jahren 1742—1744 zu einem schrillen Mißklang zwischen den beiden, der seine Ursache in der falschen Behandlung einer Hofdamenangelegenheit durch Wilhelmine hatte, wozu dann politische Mißverständnisse traten. Politisch ohne jedes Verständnis, nicht in die Zusammenhänge eingeweiht, zugleich von dem unwiderstehlichen Triebe erfüllt, um jeden Preis 'Esprit' zu zeigen, so daß es ihr nie darauf ankam, bei der Wahrheit zu bleiben, hat die Markgräfin da von ihr aufgesetzten Denkwürdigkeiten jene gehässige Fassung gegeben, die sie, als sie in schwerer Zeit Preußens ans Tageslicht gezogen wurden, zu einer der berüchtigtsten Skandalschriften stempelte. Als sie sich wieder mit dem Bruder aussöhnte, hat sie es unterlassen, ihre Aufzeichnungen fortzusetzen. Ein Brand, der ihr Schloß heimsuchte, ließ sie das Manuskript aus den Augen verlieren, und Preußens Mißgeschick hat den Torso dann zu ungelegener Zeit wieder auftauchen lassen. Wir können gerade an der Hand ihres Briefwechsels mit dem Bruder noch mehr wie schon früher die große Unzuverlässigkeit ihrer Angaben nachweisen. Eins der stärksten Beispiele dafür liegt darin vor, daß sie behauptet, nach dem Tode ihres Vaters erst nach sechs Wochen einen frostigen, von fremder Hand geschriebenen Brief ihres Bruders bekommen zu haben, während uns allein sieben eigenhändige Briefe Friedrichs an Wilhelmine aus den ersten sechs Wochen nach dem Tode Friedrich Wilhelms I. bekannt sind, die nichts von Frostigkeit an sich haben, darunter jener berühmte Brief, in dem er sie ersucht, die Anrede Majestät zu vermeiden: 'Der Titel Bruder ist mir ruhmreicher als der sämtlicher allerchristlichsten oder katholischen Könige oder Verteidiger des Glaubens, und deine Freundschaft gilt mir mehr als alle knechtische Ehrerbietung von Sklaven und die kriecherische Unterwürfigkeit der Untertanen. Ich bitte Dich, liebste Schwester, mich stets nur als Deinen Bruder und weiter nichts zu betrachten.' Das Memoirenwerk der Markgräfin ist rein psychopathisch zu erklären. Ein Gegenstück dazu ist neuerdings in ihren 'Souvenirs de Rome' ans Tageslicht gezogen worden, die, wie dies Volz dargetan hat, ebenfalls das Unvermögen der Verfasserin zeigen, rückschauend das Bild der Vergangenheit wahrheitsgemäß festzuhalten. Seit jener Versöhnung zwischen Friedrich und Wilhelmine, die 1746 eingeleitet

wurde, bildete sich von neuem jenes innige Freundschaftsverhältnis, das erst mit dem Tode Wilhelminens endigte und zu den berühmtesten der Geschichte gehört.

Gleich das erste Stück des Briefwechsels ist ein denkwürdiges Dokument. Es ist der berühmte Brief, in dem sich der sechzehnjährige Prinz 'Friedrich der Philosoph' unterzeichnet. Wie ein Motto zu der ganzen Sammlung mutet das Wort an. Der Brief ist auch sonst von unschätzbarem Werte. Enthält er doch eine klassische Schilderung von den Eindrücken, die Friedrich bei seinem Besuche am Hofe Augusts des Starken in Dresden hatte. 'Wovon willst Du hören?' heißt es da. 'Von der großen Welt? Gut! Der König von Polen ist mittelgroß. Er hat starke Augenbrauen und eine etwas aufgestülpte Nase. Er geht recht gut, trotz seines Beines. Er ist geistvoll, sehr höflich gegen jedermann und hat viel Lebensart. Er schnarrt etwas beim Sprechen und ist nicht leicht zu verstehen, da er viele Zähne verloren hat. Trotzdem sieht er gesund aus und ist körperlich gewandt, d. h. er sticht nach dem Ring, tanzt und tut andere Dinge wie ein junger Mann.' Es folgen weitere Schilderungen markanter Persönlichkeiten und — ein Stammbaum der anerkannten Bastarde Augusts des Starken! Muntere Plaudereien über allerlei sonstige Dinge, Musik und Theater bilden den Schluß des Schreibens. Nach dieser heiteren Ouvertüre setzt eine zweieinhalbjährige Pause ein. Schlimmes begab sich inzwischen. Friedrich machte seinen Fluchtversuch und kam nach Küstrin auf die Festung. Von dort sind seine drei nächsten Briefe an die Lieblingsschwester geschrieben. Statt des früheren Frohsinns spricht jetzt gedrückte Stimmung und Bitterkeit aus den Zeilen. Die beiden schreiben sich damals und noch nach Jahren, um sich vor Aufpassern zu schützen, gelegentlich Briefe mit Zitronensaft, deren Schrift, gegen das Feuer gehalten, lesbar war. Sie wählen auch Decknamen, um sich freier aussprechen zu können. So trägt einer der Peiniger des Prinzen, der General von Grumbkow, den bezeichnenden Namen 'La Rancune', nach einer französischen Romanfigur, die vom Dichter als Ausbund aller Laster, als Menschenfeind, selbstsüchtig, eitel, bösartig, zänkisch und neidisch geschildert wird. 'Sonst war er', so schließt die Charakteristik witzig, 'der beste Mensch von der Welt.' Die mit Zitronensaft geschriebenen Stücke sind natürlich nicht mehr erhalten. Es war ein Glück, daß ein mit Bleistift geschriebener Brief von Ende Oktober 1730, ein gleichfalls berühmt gewordenes Dokument, in dem der in Gefangenschaft schmachtende Thronfolger seine Unruhe vor dem bevorstehenden Spruch des Kriegsgerichts zu meistern sucht, aufbewahrt blieb. Noch immer hofft er. 'Chi a tempo, a vita' lautet sein Satz. Das Schreiben ist im Faksimile wiedergegeben. Man kann es nicht ohne Ergriffenheit betrachten.

In jenem Briefe begegnen wir zum erstenmal einer Anspielung auf eine Sache, die die beiden aneinanderkettete: das von ihnen leidenschaftlich geliebte Flöten- und Lautenspiel. Friedrich spricht die Hoffnung aus, daß die glücklichen Tage bald wiederkehren würden, 'wo Dein Principe und meine Principessa' sich wieder küssen. Das Wort wird von Wilhelmine in ihren Memoiren dahin erläutert: 'Mein Bruder hatte seiner Flöte diesen Namen (Principessa) gegeben und dabei gesagt, er wolle niemals eine andere Prinzessin aufrichtig lieben. Darauf hatte ich meine Laute Prinz (principe) getauft, mit der Erklärung, daß dieser sein Nebenbuhler

sei.' Ein Jahr darauf schließt ein Brief Friedrichs an Wilhelmine launig: 'Die Principessa legt sich Dir zu Füßen und küßt ihrem Prinzen Dickbauch die Hände!' Wilhelmine dagegen scherzt im nächsten Jahr: 'Ich fange wieder an, meine Finger in Übung zu bringen, um der Prinzessin Flöte den Kleidsaum zu küssen. Der Prinz Dickbauch dreht sich um sie, wie die Erde um die Sonne; er stößt so schmachtende Seufzer aus, daß es erbarmungswürdig anzuhören ist.' Und abermals ein Jahr später wird die witzige Bildersprache von Wilhelmine aufs neue aufgenommen: 'Ich habe wieder Bekanntschaft mit Prinz Dickbauch, dem ergebenen Diener der Principessa, gemacht und ihn so gut gezogen, daß ich Großes leisten werde. Ich fange demnächst mit dem Generalbaß an.' Auf den Bildern, die die Markgräfin darstellen, sieht man sie vielfach ein Buch in der Hand haltend. Einmal hat sie Antoine Pesne aber auch die Laute spielend in einem reizvollen Gemälde festgehalten, das in der Volzschen Ausgabe wiedergegeben wird.

Friedrich findet immer neue Wendungen, um seiner Schwärmerei für die Schwester Ausdruck zu verleihen. 'Das Glück, von dir geliebt zu werden, geht mir über Reiche und Kronen, und wenn ich einst vermodert bin, will ich keine andere Grabschrift als diese: Meine Schwester hat mich geliebt', schreibt er einmal aus Küstrin. Wieder in musikalischen Gleichnissen bewegt er sich, wenn er auch aus Ruppin schreibt: 'Beim Adagio dachte ich an die lange Zeit unserer Trennung und fand so die Töne schmerzlicher Klage. Beim Allegro belebte mich die Hoffnung auf das Wiedersehen, und beim Presto versetzte meine glühende Einbildungskraft mich nach Baireuth. Mir war, als hätt' ich Dir hunderterlei zu sagen, und mein Herz gab mir so viele Gedanken ein, daß in blindem Wetteifer jeder zuerst ans Licht drängte.' Boshaft-witzig versichert er ihr in Feldbriefen aus der Pfalz wiederholt: 'Ich bin Dein, wie der Papst des Teufels ist, ja noch weit mehr.' Die Schwester ihrerseits erklärt ihm: 'Mir macht es Vergnügen, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe. Ich mache mir kein Gewissen daraus, und wenn Dich das langweilt, so ist es kein Schade; denn ich erlaube Dir, meine Briefe ungelesen zu verbrennen, wenn Du mir nur die Genugtuung läßt, sie zu schreiben.' Eine Stelle, die besonders beredt die Verehrung Friedrichs für Wilhelmine bekundet, sind jene Worte aus einem Ruppiner Briefe, in denen er auf die einzige Frau Bezug nimmt, von der wir wissen, daß er für sie in Liebe entbrannt gewesen ist, auf die Gutsherrin von Tamsel, Frau von Wreech, geborene von Schöning. Da meldet der Kronprinz seiner Schwester: 'Kein Tag vergeht, wo das Gespräch nicht wie im Kehrreim auf Dich zurückkommt. Es ist das einzige, was mir Freude machen kann. Frau von Wreech sagte, wenn sie taub wäre, würde sie an meinen Augen sehen, wovon ich spreche.' Das klingt, als wenn Frau von Wreech, die ja ihre frauliche Würde dem Kronprinzen gegenüber durchaus zu bewahren wußte, doch etwas Eifersucht empfunden hätte, wenn ihr Verehrer von seiner Schwester schwärmte, und als wenn Friedrich, der im übrigen ein Bild der Frau von Wreech nach Baireuth geschickt hat, das seiner Schwester zu verstehen geben wollte.

Selbstverständlich verfolgt man mit Aufmerksamkeit, was die beiden über die Frau zu sagen haben, mit der sich Friedrich verheiraten mußte, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern. 'Die Person ist weder schön noch häßlich, nicht ohne

Geist, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne Lebensart', urteilt er wenig freundlich nach dem ersten Eindruck kurz vor der Verlobung. Noch kritischer lautet das, was er gleich nach dieser Verlobung über sie sagt: 'Die Prinzessin hat ein ganz hübsches Gesicht, aber tiefliegende Augen und einen sehr häßlichen Mund. Sie hat einen bäurischen Gang und einen Blick von unten herauf, wie die kleine Marschall, ein unangenehmes Lachen, einen Gang wie eine Ente, schlechte Zähne, ist sehr schlecht angezogen, ängstlich in der Unterhaltung und fast stets stumm. Davon abgesehen, hat sie einen schönen Teint, einen schönen Busen, eine schöne Figur und Deine Größe, hübsche Hände, blondes Haar, ein gutes Herz. Sie ist nicht launenhaft, sondern höflich, aber stets zu viel oder zu wenig, recht bescheiden, sehr schlecht erzogen und ohne die geringste Lebensart. Nach diesem Bild, liebste Schwester, kannst Du Dir sagen, daß sie mir gar nicht gefällt.' Demgegenüber sucht Wilhelmine den Bruder für die arme Frau einzunehmen, indem sie anderthalb Jahr später, bald nach Friedrichs Hochzeit, berichtet: 'Die Prinzessin schreibt mir die reizendsten Briefe. Ich bin erstaunt, daß sie sich in so kurzer Zeit so herausgemacht hat.' Und bald darauf: 'Sie ist gescheiter, als Du glaubst; ihr entgeht nichts.' Noch öfter tritt sie für sie ein, doch nur mit schwachem Erfolge. Kaum, daß der Kronprinz gelegentlich mitleidig von seiner Gattin einräumt: 'Sie ist wirklich herzensgut.'

Auch in dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn sucht Wilhelmine auszugleichen. Nicht lange vor der Hochzeit Friedrichs berichtet sie dem Bruder: 'Der König schwört auf Dich. Bei Tafel wird laut gesagt, Du seist «ein braver Kerl» (verzeih den Ausdruck). Dein Regiment sei vorzüglich. Kurz, wenn Du nach der Heirat gut wirtschaftest, will der König sich das Hemd vom Leibe ziehen, um Dir alles zu geben, was Du verlangst. Ich habe geschworen, Du verständest Dich so gut auf sparsame Wirtschaft, daß ich Dich gebeten hätte, mir Unterricht darin zu geben.' Der Kronprinz vergilt ihr diese gute Meldung mit ähnlichen erfreulichen Mitteilungen, indem er die Sprache des Vaters nachahmend, schreibt: 'Der König hat sehr viel von Dir gesprochen und gesagt: «sie hat mühr recht lib, den wen ich aus vergesenheit ihre gesundheit nicht getrunken habe oder sie nicht angesprochen, wird sie den gantzen Tag melancholisch.» Er hat Dich sehr lieb und sagte, er täte für Dich alles auf der Welt.' Aber Friedrich vermag kein rechtes Herz zu dem harten Vater zu fassen. Als er wieder einmal zur Teilnahme am Tabakskollegium verurteilt ist, datiert er den Brief von dort an die Schwester: 'Wusterhausen, um meiner Sünden willen.' Ein andermal seufzt er, als er dorthin kommen soll: 'Ich muß morgen ins Fegefeuer.' Noch im September 1734 gesteht er, er sei überzeugt, daß er bei seines Vaters Lebzeiten keine guten Tage haben werde. Vergeblich kämpft Wilhelmine dagegen an: 'Allerdings hat er uns derart behandelt, daß wir uns über sein Schicksal nicht sehr zu grämen brauchen, aber die Natur regt sich doch schließlich.' Indes zeigte sich bei der Erkrankung des Vaters im Herbst 1734 doch in Friedrich sein weiches Herz. 'Ich persönlich kann Dir schwören, ich hätte nie geglaubt, daß ich ihn so lieb habe. Ich weiche den ganzen Tag nicht von seiner Seite.' Und wenige Tage darauf bekennt er abermals: 'Ich bin bis auf den Grund der Seele gerührt.' Um so grausamer war die Enttäuschung bei beiden Geschwistern,



als Friedrich Wilhelm nach seiner Genesung seine Brutalität womöglich noch ärger als sonst hervorkehrte. Da zitiert Wilhelmine entsetzt wiederholt ein ihr von früher erinnerliches Sprichwort: 'Als der Kranke genas, je ärger er wahs.' Als es mit dem Vater wirklich zu Ende ging, machten sich die kindlichen Gefühle bei der Markgräfin freilich aufs neue stark geltend. Sie hatte bei ihrem Besuche in Berlin im Winter 1732/33 von König und Königin, wie sie meinte, eine so schlechte Behandlung erfahren, daß sie stets mit Schaudern daran zurückdachte. 'Lieber stürbe ich,' versicherte sie wiederholt, als daß ich nach Berlin zurückkehrte.' Und ein andermal: 'Nichts kann mich bewegen, wieder einen Fuß in dies Labyrinth zu setzen.' Nun der Tod des gestrengen Vaters heranrückte, bezwang sie die Abneigung gegen eine Reise in die preußische Hauptstadt. Sie bereitete alles dazu vor und empfand tiefen Schmerz, als sie ihre Absicht nicht ausführen konnte.

Recht lehrreich ist es zu beobachten, wie der Prinz allmählich selbständiger gegenüber der Schwester wird. Das beginnt mit guten Ratschlägen. 'Wenn Du herkommst, spiele völlig die gute Hausfrau, damit hast Du den König gewonnen', schreibt er ihr, als sie im Herbst 1732 nach Berlin zu Besuch kommen will, und gleich darauf wieder: 'Wenn Du Dich immer als die sparsame Hausfrau aufspielst, kannst Du mit ihm machen, was Du willst.' 'Nimm nicht viel Dienerschaft mit, denn er will davon streichen.' Bei der Frage eines zweiten Besuchs, gegen den sie sich sträubt, stellt der Bösewicht ihr vor: 'Könntest Du derweilen nicht ein bißchen guter Hoffnung sein und nachher eine Fehlgeburt haben, die alles entschuldigt?' Deutlich regt sich die selbständige Auffassung, als Wilhelmine dem Bruder mit der Erzählung einer gespensterhaften Rattengeschichte kommt. 'Die Gespenstergeschichte geht über meinen Verstand', erklärt er ihr unbefangen und drückt ihr seine starken Zweifel aus, erzählt ihr zur Entkräftung ihrer Angaben ein einschlägiges Erlebnis, das er selbst gehabt hat, und schließt: 'Wie Du siehst, sind die Geister meist Einbildung', spottet dann über das 'prophetische Gemüt' der Ratten, und bleibt auch gegen die eifrigen Beteuerungen der Markgräfin über die Wahrheit ihrer Mitteilungen hartnäckig ablehnend. Allmählich kommt es auch zu einer gelegentlichen Belehrung und einer Rektifikation der Schwester. Seine Staatsgesinnung und seine Herrschernatur sieht sich veranlaßt, es zu mißbilligen, daß der Markgraf nicht dem in Halberstadt weilenden Könige seine Aufwartung macht, als er in einiger Entfernung davon vorbeifährt. 'Offen gesagt, nennt man das eine Unhöflichkeit. Der Markgraf kann die Sache wieder gut machen, indem er seinen Rückweg über Berlin nimmt, wenn der König aus Ostpreußen zurückkehrt. Wie ich gestehe, wundere ich mich gar nicht, daß der König über sein Benehmen verstimmt ist.' Noch schärfer rügt er es einige Zeit später, als der Markgraf Ansprüche auf Jülich und Berg erheben zu können glaubt. Nicht ohne Ironie erklärt er der Schwester: 'Offen gesagt, handelt er verkehrt; denn um solche Ansprüche zu verfechten, muß man entweder Verbündete wie Frankreich oder Geld und Truppen wie der König haben. Ist das nicht der Fall, so muß ich Dir als Freund und Bruder sagen, daß der Markgraf nur Schimpf und Schande davon erleben wird.'

Später, als Friedrich inzwischen bereits einige Jahre selbst zur Herrschaft gekommen war, trat dann die Entzweiung mit der Schwester wegen des Verhaltens



der Markgräfin in der Heiratsangelegenheit ihrer Hofdamen ein, das in jeder Beziehung unrichtig war und Friedrich durchaus berechtigte, ihr zu zürnen. Da wurden die Briefe des in seinem Staatssinn verletzten Friedrich eisig. Den Gipfel erreichte das Zerwürfnis, als Wilhelmine die Unüberlegtheit besaß, der Königin Maria Theresia, als sie sich zur Kaiserkrönung nach Frankfurt a. M. begab, ihre Aufwartung zu machen. Die über diesen Schritt empörte Königinmutter Sophie Dorothea schrieb ihr darauf einen 'fulminanten Brief'. Ihre Schwester Ulrike, die nachherige Königin von Schweden, schloß, außer sich über Wilhelminens Benehmen, einen französischen Brief mit den deutschen Worten: 'Ich glaube, daß sie mit Blindheit geschlagen ist. Gott gebe, daß ihr die Augen nicht zu spät aufgehen.' Erst allmählich schmolz das Eis, das sich um Friedrichs Herz gelegt hatte. Als Wilhelmine zugab, daß sie unrecht gehandelt haben könnte, und sich ausführlich zu rechtfertigen suchte, schrieb er ihr schließlich: 'Liebe Schwester! Ich fühle, man ist leicht überzeugt, wenn man überzeugt sein möchte, und mein Herz, das für Dich spricht, würde Dich selbst dann schuldlos finden, wenn mein Geist Dich für schuldig erklärte. Die Mühe, die Du Dir gibst, Dich zu rechtfertigen, genügt mir.' Wilhelmine war aufrichtig reuig. 'Wie oft habe ich mir nicht Vorwürfe über mein verkehrtes Benehmen gegen Dich gemacht', schrieb sie dem Bruder noch zwei Jahre später.

Die Freigeisterei des Bruders konnte sie allerdings nicht immer mitmachen. Es ehrt sie, daß sie beim Besuche Italiens trotz der Verehrung des damaligen Oberhirten der katholischen Christenheit für Friedrich sich nicht zu einem Kniefall vor diesem verstehen wollte. Als echte Frau kann sie am Krieg nicht Gefallen finden. 'Ich bewundere und verehre die Helden,' schreibt sie im September 1752, 'aber ich bin ein friedliebendes Geschöpf und hasse den Krieg.' Und wiederum, als der Entscheidungskampf ausgebrochen ist, versichert sie dem Bruder: 'Trotz allem Ruhm, den Du in Deinem jetzigen Handwerk erwirbst, kann ich diesen abscheulichen Krieg nicht leiden.'

Im Stil der Zeit vermeiden die beiden Briefschreiber nicht, drastische Wendungen zu gebrauchen. Von dem Flötenspieler Quantz heißt es gelegentlich in einem Briefe der Markgräfin, also lange vor Heinrich Heine und dem Kladderadatsch: 'Ich hoffe, er wird dort (in Polen) zum Orpheus werden und zahllose Läuse, Flöhe und Wanzen anlocken, seiner Musik zu lauschen; denn die Herren Polen besitzen ja genug davon.' Schon früh erkannte sie Voltaires gewinnsüchtigen Charakter: 'Für ein paar tausend Dukaten täte er alles auf der Welt', schreibt sie am 1. April 1741. Den Friedrich ins Feld folgenden Philosophen Maupertuis nennt sie geistreich in Anspielung auf den griechischen Philosophen Kallisthenes, der Alexander den Großen im Kriege begleitete, den Kallisthenes des Siegers von Mollwitz.

Eine der schönsten Proben der köstlichen Laune, von der der Briefwechsel zumeist erfüllt ist, erhalten wir in der Zwiesprache der Windspiele der beiden. Die geistreiche Bildersprache, der wir schon in den Scherzen über die Flöte Principessa und den Prinzen Dickwanst begegneten, lebt hier wieder auf. Da tauschen ihre Lieblingshunde Folichon und Biche ihre Gedanken über die Menschen in langen, tiefsinnigen Betrachtungen aus, ähnlich wie sie sich später Scheffels Kater Hiddigeigei machte, und versichern sich gegenseitig inbrünstig ihre Liebe. 'Gestehe, liebe

Biche,' hebt Folichon an, 'daß die Menschen recht tör cht sind und daß ihnen das wenig zum Bewußtsein kommt. Staunst du nicht mit mir über die Fülle von Philosophen, die es unternommen haben, unser Wesen zu ergründen, während sie keine Ahnung davon haben, was sie selbst sind ...' Biche erwidert, auf die Huldigungen Folichons eingehend: 'Ich bin nicht gewöhnt, Galanterien zu empfangen. Ich habe stets die strenge Keuschheit der Damen meines Landes und das romantische Heldentum gewahrt, bis auf ein kleines Abenteuer, was meine Taille verdorben hat; aber ich vergebe Folichon, was ich einem bürgerlichen Hunde nicht vergeben würde ...' Die beiden Briefe sind wahrhafte Perlen geistreich-witzigen Briefstils. Allein um sie kennenzulernen, sollte jeder einmal den Briefwechsel Wilhelminens und Friedrichs zur Hand nehmen.

Einst hatte der Mentor Friedrichs in der Küstriner Zeit, der kluge und gebildete Kriegs- und Domänenrat Hille, bald nach den erschütternden Erlebnissen, die dem Thronfolger die Gefangenschaft gebracht hatte, mit einem Gemisch von Staunen und Vergnügen wahrgenommen, daß sich die alten munteren Lebensgeister bei Friedrich wieder zu regen begannen, und dazu bemerkt: 'Seine Königliche Hoheit ist munter wie ein Buchfink.' Das war auch das Wort der alten Oberhofmeisterin am Hofe Friedrich Wilhelms I., der Gräfin Rocoulle. Wie Buchfinken kamen sich die Geschwister gleichsam noch in reifen Jahren vor, wenn sie zusammen waren. Schreibt doch Wilhelmine ausdrücklich im August 1751: 'Ich werde nach Berlin reisen und den lieben Bruder wiedersehen. Das macht mich lustig, wie einen Buchfinken, wie die alte Rocoulle sagte.'

Als die glücklichen Tage von Rheinsberg für Friedrich begannen, da mochte sich in Wilhelminens Innern so etwas wie ein stilles Neidgefühl regen, daß sie daran nicht teilnehmen konnte, und die Sorge aufsteigen, daß die Wärme der Liebe ihres Bruders nachlassen würde, was ja zunächst durchaus nicht eintreten sollte. 'Euer Kreis muß reizend sein,' schrieb sie an Friedrich, 'Gott, wie glücklich wäre ich, daran teilzunehmen! Ich glaube, dort herrscht das goldene Zeitalter.' Sie suchte es aber dem Bruder nachzutun und sich in ihrem Baireuth eine ähnliche Welt zu schaffen. Sie gründete eine ausgezeichnete Bibliothek, in der keins der bekannten französischen Memoirenwerke fehlte. Sie sammelte schöne Gemälde, antike Münzen und Skulpturen und trieb leidenschaftlich Musik. Den Kreis von Schöngeistern, der sie umgab, taufte sie den 'Baireuther Parnaß' und ließ ihn auf einer (in der Briefausgabe abgebildeten) Tischplatte malen, die sie Friedrich zum Geschenk machte. Es war dann eins der großen schmerzlichen Erlebnisse, die sie durchmachte, daß in ihrem Schlosse Feuer auskam und alles in Asche legte.

In gewissem Sinne Balsam auf die Wunde, die ihrem kunstsinnigen Empfinden durch jene Zerstörung liebgewordener Kunstschätze zugefügt wurde, träufelte die Italienreise, die sie bald danach aus Gesundheitsrücksichten unternahm. Wie stark empfänglich sie für wahre architektonische Schönheit war, zeigte sich schon in früheren Briefen. So schilderte sie dem Bruder im Jahre 1737 das Würzburger Schloß in begeisterten Worten: 'Würzburg ist eine der schönsten Städte hierzulande. Das Schloß ist von erlesener Schönheit und von feinstem Geschmack. Es ist ein prächtiger Bau, die Gemächer sind von vollendeter Schönheit, schon was die Malereien,

Skulpturen und die Möbel betrifft. Das Berliner Schloß ist nicht entfernt damit zu vergleichen.' Jetzt berauschte sie sich förmlich an den Kunstdenkmälern des Südens. Sie kaufte, soviel sie konnte, Antiken in Rom ein. Mit einem gewissen Neide verfolgte der Bruder ihren Reiseweg. 'Ich war in Holland,' brachte er fast mißmutig an, 'wo ich nur Niedlichkeiten sah', und gestand, er würde sich für sein Leben gern auf der Via Appia, über die Wilhelmine gestöhnt hatte, rütteln und schütteln lassen; 'selbst eine Rippe gäbe ich in Kauf, um dies irdische Paradies zu schauen', fügte aber hinzu: 'Armselige Menschen, die dies schöne Land bewohnen! Käme Julius Cäsar wieder zur Welt, er würde sich wundern, diese Irokesen im Besitz seines Vaterlandes zu finden ...'

Aber auch das preußische Herz Wilhelminens erhielt Nahrung auf der Reise. Es bereitete ihr hohe Genugtuung, an Friedrich von der Begeisterung zu berichten, die sie bei den Franzosen für ihren Bruder fand. Mit einer Art Mitleid berichtet sie über Voltaire, mit dem sie eine Begegnung hatte. Es war einige Zeit nach der Entzweiung des Dichters mit König Friedrich, die zu dem fluchtartigen Fortgang Voltaires von der gastlichen Stätte führte, die ihm der preußische Herrscher an seinem Hofe gewährt hatte. Jetzt beteuerte der alte Sünder der Lieblingsschwester seines königlichen Wohltäters und Freundes, als die die Markgräfin in der ganzen gebildeten Welt bekannt war, unrecht dem König gegenüber getan zu haben und 'der unglücklichste Mensch' zu sein. Scharfen Auges bemerkte sie, wie schlecht die Matrosen in Toulon bezahlt waren und wieviel Unordnung sonst noch in Frankreich herrschte, Dinge, die sich der Staatsmann auf Preußens Thron zweifellos eingeprägt haben wird. Auch bei den Italienern entdeckte die Reisende große Verehrung für den König von Preußen. Es mutete sie doch eigen an, daß einige Schöngeister, mit denen sie zusammen war, aus dem berühmten Werke ihres Bruders, dem 'Antimachiavel', Stellen anzuführen wußten, und es tat ihr natürlich wohl, als sie erfuhr, daß Papst Benedikt XIV. beim Empfang einiger Herren ihres Gefolges über Friedrich urteilte: 'Das ist der größte Fürst, der je regiert hat. Er setzt die andern Herrscher ins Unrecht. Ich liebe und achte ihn.'

Die höchste Steigerung der beiderseitigen Gefühle in den Jahren des Friedens zeigt sich inmitten anmutiger Plaudereien über Theater und Konzerte, philosophische Probleme und Hofklatsch in poetischen Ergüssen, die die beiden erlauchten Briefschreiber sich widmeten. Einen Hauptplatz nimmt darin die am 29. April 1739 in Ruppin entstandene 'Epistel' Friedrichs an seine 'Schwester von Baireuth' ein, die allerdings aus formalen Gründen — auch nicht in der zweiten Fassung, die ihr der König am 8. Februar 1750 gab —, weil sie mit Recht mehr in die Sammlung der poetischen Werke gehört, in die Briefausgabe nicht aufgenommen wurde. Von Wilhelmine rühren die auch in der Nachdichtung Oppeln-Bronikowskis schönen, beim Abschied aus Sanssouci im September 1750 entstandenen Verse her:

Du, den ich liebte seit der ersten Jugend,
o Bruder, den ob aller seiner Tugend
ich doppelt lieben und verehren muß,
du, den der Himmel schuf, die Herzen zu regieren —
nimm diesen wärmefeuchten Scheidegruß.

Selbst Sanssouci muß allen Reiz verlieren,
da sich sein Gott, sein Schöpfer, fortgewendet
und seines Geistes Strahlen nicht mehr spendet.
Ob ich von Bacchus mir auch Trost erborge
und bei Lukrez, dem argen, Hilfe leih',
die Freude selbst erscheint mir nur als Sorge,
weilt fern der Philosoph von Sorgenfrei.

In rauschenden Akkorden aber klang das Freundschaftsverhältnis aus, als Friedrich in seinen Daseinskampf ging, von dem die leidende Frau noch zwei Jahre erleben sollte. Den Gedanken- und Gefühlsaustausch der beiden in dieser Zeit zu verfolgen, wirkt wie ein gewaltiges Duett aus einem Stück von Richard Wagner.

Schon während der Reise Wilhelminens nach Italien sah Friedrich die Kriegsgefahr aufsteigen. 'Wir können die Konjunkturen weder schaffen noch vernichten; wir politischen Wesen sind nur dazu da, sie zu nützen', schrieb er, ähnlich wie später Bismarck, an Wilhelmine damals abwartend. Als das Ungewitter unmittelbar bevorsteht, da wendet sich der König an die Schwester und bittet um ihre Hilfe: 'Du hast mehr als ein Mittel, um näher zu erfahren, was in Deiner Nachbarschaft vorgeht. Wir haben einen Fuß im Steigbügel, und der andere wird, glaube ich, bald nachfolgen. Ich wasche meine Hände in Unschuld!' Gleich darauf heißt es: 'Ich werde das tun, was jeder an meiner Stelle täte, aber mit reinem Gewissen und voll Vertrauen auf meine gute Sache. Laß Dich durch die Zukunft nicht schrecken, liebe Schwester; sie ist ungewiß, zum Glück ist sie unsern Augen verschleiert. Wir haben mehr Gutes als Schlimmes zu erwarten.' Nach der ersten Schlacht, der bei Lobositz, schreibt er: 'Gebe der Himmel, daß die Tapferkeit meines Heeres uns einen dauerhaften Frieden beschert!' Wenige Wochen darauf, als der heldische Mann erkennt, welche Gefahren sich auftürmen: 'Du wirst diesen Winter hören, ich sei verloren; man wird den Preußen die Grabrede halten und die Grabschrift machen, aber im Frühjahr werden sie wieder auferstehen, und dann soll man etwas erleben.' 'Ich werde die Freiheit der Reichsfürsten selbst gegen ihren Willen schirmen; man soll nicht sagen, es fehle Deutschland an Verteidigern, solange noch ein Preuße lebt.' Sie träumt zur selben Zeit von dem Genuß des Glücks, wieder mit dem Bruder vereint in dem 'kleinen grünen Kabinett' zu Potsdam zu sitzen. Der Bruder aber fährt fort in seinen stolzen, Großes verkündenden Reden. 'Der nächste Feldzug wird über die Freiheit Deutschlands entscheiden. Dies Werk betrachte ich als das größte und bedeutendste, das ich zeitlebens unternehmen kann, und ich spare nichts, um den Erfolg sicherzustellen.' Tags darauf: 'Ein certo non so che versichert mir, daß alles aufs beste gehen wird.' Dann packen ihn plötzlich Zweifel: 'Allerdings gestehe ich, wenn die Dinge eine schlimme Wendung nehmen sollten, würde ich den Tod hundertfach einer solchen Lage vorziehen.' Sich Mut einredend fährt er fort: 'In der Welt besteht das Verdienst nur in der Bezwingung von Schwierigkeiten', und wagemutig klingt es kurz darauf: 'Im Frühjahr wird man sehen, was Preußen ist.' Er spottet der vier wütenden Weiber, die ihm das Schicksal des Orpheus bereiten wollen, und rühmt sich, die Gesundheit eines

Athleten zu besitzen. Ohne Bedauern würde er aus der Welt scheiden, wenn er sterbend sagen könnte:

Mein letzter Blick sah Östreich auf der Flucht.

Die dem Kriege so abgeneigte Schwester fühlt sich durch den Kampfesmut des Bruders hingerissen. 'Warum ist das Zeitalter der Amazonen vorüber?' ruft sie. Bald darauf erhält sie vom Bruder die Siegesnachricht von Prag, die dieser ihr noch vom Schlachtfelde aus zugehen ließ. Wilhelmine schwimmt in Wonne: 'Diesen Brief werde ich in Gold fassen und ihn zeitlebens als Denkmal Deiner Freundschaft bewahren. Für Dich sterben ist Glück. Wie neide ich es allen, die gefallen sind.' Sie verfolgt Friedrichs Bewegungen auf einem Plane von Prag. Gleich darauf schlägt das Kriegsglück um. Der Tag von Kolin und der kopflose Rückzug des Prinzen von Preußen bringt Friedrich in die größte Gefahr. In dieser Not wendete der König sich an die Schwester, um mit ihrer Hilfe einen Frieden vermittelt zu erhalten: 'Ein Friede aus Deiner Hand wäre mir doppelt lieb.' Wie später die Königin Luise in ähnlicher Lage von Hardenberg eine Instruktion aufsetzen ließ, so bat auch Wilhelmine jetzt ihren Bruder um seine solche, die sie abschreiben werde. Der Versuch mißglückte. Standhaft schreibt der philosophische König: 'Wir sind nicht geschaffen, um glücklich zu sein, sondern um das, was uns zustößt, standhaft zu tragen.' Wilhelmine sucht ihn zu trösten: 'Würde man Dein Herz kennen, wie ich es kenne, hätte man Deine Gespräche über die Größe anhören können, man würde Dir bald gerechter.' Friedrich entgegnet: 'Bisher hat das Unglück mir den Rücken gesteift, statt mich niederzuschlagen. Nahe geht mir nur das Unglück des Volkes, das ich glücklich machen sollte.' Als der Bruder in einer 'Epistel' mit dem Selbstmordgedanken spielt, entgegnet sie entschlossen: 'Dein Schicksal wird über das meine entscheiden; ich werde Dein Unglück und das meines Hauses nicht überleben. Du kannst darauf rechnen, es ist mein fester Entschluß.' Mit heroischer Bestimmtheit klingt es ihr im nächsten Briefe Friedrichs entgegen: 'Nur Feiglinge beugen sich unter das Joch, tragen geduldig ihre Ketten und dulden still die Bedrückung.' Er werde niemals die Schande Preußens unterzeichnen. 'Da hast Du meine Generalbeichte.'

Mitten in diesen Ausbrüchen düsterer Stimmung, in denen Friedrich auch mit dämonischer Wucht die Schale seines Zornes über seinen ungeschickten Bruder, den zum Thronfolger bestimmten Prinzen August Wilhelm ausschüttet, rafft sich Wilhelmine aber auch zum Widerspruch gegen den vergötterten Bruder auf. 'Ich muß meinen Bruder, den Prinzen von Preußen, in Schutz nehmen', ruft sie ihm zu, um ihn zur Mäßigung seines Grimmes zu bestimmen. Gleich darauf aber schreibt sie dem König: 'Meine Juwelen stehen Dir zur Verfügung' und berichtet ihm: 'Ich muß Dich darauf aufmerksam machen, daß Du Verräter um Dich hast. Man erfährt alle Deine Tischgespräche. Man hat eine Bemerkung von Dir nach der Schlacht bei Kolin hinterbracht, die den König von Frankreich sehr gereizt hat. Es müssen wohl Dienstboten sein.' Unbesorgt entgegnet Friedrich: 'Ich versichere Dir, meine Tischgespräche sind nicht wie die Luthers. Ich speise nur in kleinem Kreise.' Mit grimmiger Entschlossenheit erklärt er ihr: 'Keine Krone, liebe Schwester,



und keinen Thron möchte ich mit einer Niedrigkeit erkaufen.' Zitternd schreibt die Markgräfin in diesen Wochen: 'O Gott, in welchen furchtbaren Zeiten leben wir! Ich kann wohl sagen, ich esse mein Brot mit Tränen und lebe in Schmerzen.' Wenige Tage darauf löst sich die furchtbare Spannung. Die Franzosen werden bei Roßbach gestäupt. Aufatmend schreibt der Sieger: 'Nun werde ich in Frieden ins Grab steigen, wo der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können wohl unglücklich sein, aber nicht ehrlos.' Bewundernd gesteht Wilhelmine: 'Die Schlachten scheinen Dir so leicht zu werden wie ein Gedicht.' Aber der Bruder hat den Triumph noch nicht ganz ausgekostet. Einen Monat später schlägt er die Vernichtungsschlacht gegen die Österreicher bei Leuthen. 'Ich wage Dir zu versichern, diese Schlacht wird uns den Frieden verschaffen. Fast die ganze österreichische Armee ist zersprengt', lautet seine jubelnde Prophezeiung. Es kam anders. Noch schrieb Wilhelmine, daß sie ein Vivatband für Leuthen angelegt habe, und verheißt: 'Künftig werde sie ganze Garnituren davon tragen'. Dann aber verfiel sie immer mehr dem Siechtum. Im Rollstuhl verbrachte sie ein bedauernswertes Dasein. Am 14. Oktober 1758, dem Tage von Hochkirch, hauchte sie ihre Seele aus.

Die letzten Zeilen, die ihr der Bruder zwei Tage vor ihrem Ableben aus dem Feldlager schrieb, die sie daher nicht mehr lebend erreichten, waren von Versen zum Preise ihrer beiderseitigen Freundschaft begleitet. Darin gedachte der König der Freundespaare des Altertums, die so vielfach in seinen Briefen an Wilhelmine erwähnt werden, und feierte die Angebetete:

> ... hätten Delphi dich
> und Kolchis zu den Zeiten seiner Blüte
> gekannt in deiner Tugend Güte,
> sie hätten Tempel dir und heil'ge Stätten,
> im Festschmuck prangend, zugeteilt.

Zehn Jahre später ging er selbst an die Ausführung eines solchen Tempelbaues, indem er von Gontard zum Andenken an die Markgräfin im Park von Sanssouci den Freundschaftstempel erbauen ließ. An den die Kuppel des Tempels tragenden Säulen sind Medaillons mit den Brustbildern jener berühmten Freundespaare der antiken Sage, deren Namen Friedrich so oft bei seinen Briefen an die Schwester in die Feder kamen, angebracht: Orest und Pylades, Nisus und Euryalus, Theseus und der Lapithenkönig Pirithous, Aeneas und Achates, dazu Herkules und Philoktet. Im Innern fand eine von den Baireuther Gebrüdern Johann David und Lorenz Wilhelm Ränz geschaffene Statue Platz, die Wilhelmine sitzend, in der Rechten ein Buch haltend, darstellt. An Voltaire schrieb Friedrich einige Jahre später: 'Dorthin wandere ich oft, um mir den erlittenen Verlust ins Gedächtnis zurückzurufen und das Glück, das ich einst genossen.' Für die ihm testamentarisch zufallenden Antiken der Markgräfin erbaute der König, gleichfalls im Park von Sanssouci, nach dem Vorbilde der Rotonda in Rom den schönen 'Antikentempel', der für die letzte deutsche Kaiserin ein Mausoleum geworden ist, auch eine Schöpfung Gontards.

GRIECHENTUM UND CHRISTENTUM IN GOETHES KLASSISCHEM BILDUNGSIDEAL

Von Eugen Wolf

Versteht man die beiden Begriffe Griechentum und Christentum nicht hinsichtlich ihrer da und dort vorhandenen ideenmäßigen Zusammenhänge, sondern von dem Punkte ihrer größten Distanz aus, so bedeuten sie zwei Möglichkeiten der Welt- und Lebenserfassung, denen gegenüber es nur ein Entweder — Oder gibt. So empfand es Goethe, seit er in die Epoche jenes entschiedenen Humanismus eingetreten war, der, zu Beginn der achtziger Jahre sich ankündigend, während der Italienreise und in unmittelbarem Anschluß an sie seinen Höhepunkt erreicht, auf diesem die Schillerzeit hindurch sich hält und in der Bekenntnisschrift 'Winckelmann' (1805) nochmals eine Zusammenfassung erfährt, um dann langsam von seiner Ausschließlichkeit zu verlieren. Es ist das die Epoche, in der Goethe in vertraulichen Briefen des öfteren von seinem und seiner Gesinnungsverwandten 'Heidentum' redet. Der Gang seines Lebens hatte ihn zu einem Ideal menschlicher Bildung geführt, das sich ebensosehr vom Christentum entfernte, wie es umgekehrt im Griechentum seinen verklärten Ausdruck und seine stärkste Stütze fand. Und so war es denn gerade das von Goethe aufs lebhafteste gefühlte Spannungsverhältnis dieser beiden Welten, das für die Herausarbeitung des in Frage stehenden klassischen Persönlichkeitsideals in wesentlichen Punkten bedeutsam werden sollte.

Nennen wir dieses Ideal — das natürlich im Grunde nicht weniger deutsch ist, als es das christliche ist — mit dem bezeichnenderen Beiwort 'humanistisch', so geben wir damit zunächst einmal zu erkennen, daß es vorzüglich mit dem Menschen und mit dem Menschlichen zu tun habe. Das ist freilich nicht viel mehr als eine äußerliche, quantitative Bestimmung; sie fordert einen Inhalt und erhält ihn durch den Begriff der *Natur*. Der Mensch, den Goethe meint, weiß sich mit der Natur, deren Gesetzlichkeit er teilt, eins, und wie allem Seienden dies gemeinsam ist, daß es sein will, so will auch er sich behaupten und entfalten, und zwar als *Ganzes*, also auch in den 'natürlichen' Seiten seines Wesens; und er will dies in enger Verbundenheit mit der sichtbaren, diesseitigen Welt als dem mütterlichen Boden seiner Existenz. An dieser das Leben überhaupt und den Naturgrund des Lebens im besonderen bedingungslos bejahenden Anschauung gemessen, schien das Christentum sowohl als zeitenthobene Idee wie auch in seinen vielfältigen zeitlichen und allzu zeitlichen Erscheinungsformen natur*fern* zu sein. Wohl aber glaubte Goethe, 'Naturen' in dem von ihm gewollten Sinn bei dem Volk zu finden, das den Menschen und das Menschliche, wie es im 'Winckelmann' heißt, am höchsten zu schätzen wußte, bei den Griechen.

Wenn der Dichter des 'Götz von Berlichingen' den Bruder Martin im Gedanken an sein 'die besten Triebe' erstickendes Mönchsgelübde klagen läßt, ihm komme nichts beschwerlicher vor als nicht Mensch sein dürfen, so ist das freilich aus der Gesinnung des Sturm und Drang heraus gesprochen. Aber auch noch für

den humanistischen Goethe bedeutet Mensch sein den naturgegebenen Lebenswillen betätigen; seine Unterdrückung ist Unnatur und führt zur Unnatur. Bezüglich des Liebestriebes, der als bedeutsamer Sonderfall des Lebenswillens hier repräsentativ stehen mag, hat Goethe seiner 'altheidnischen' Auffassung vor allem in den Römischen Elegien, den Venezianischen Epigrammen und in der Braut von Korinth mit antiker Unbefangenheit Wort gegeben, in der 'Braut' mit offener Frontstellung gegen die christlich-moralisierende Anschauungsweise: die Verdrängung des natürlichen Liebestriebs zeitigt, was durch das Vampirmotiv versinnbildlicht werden soll, in der Seele krankhafte Zustände. Von solchen Vergewaltigungen wissen die 'alten Götter', denen die Liebenden durch die Flamme des Scheiterhaufens hindurch zueilen, nichts, weil sie selbst Natur, Verkörperungen der Naturkraft sind. Während das christliche Mönchstum 'aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken' — es sind dies Worte des Bruders Martin —, den Liebestrieb verdammt, erlebt Goethe in den Elegien die Liebe als mystische, in geheiligter Nacht erfolgende Feier, als höchste, aus der Einheit des sinnlich-seelischen Menschen fließende Lebensfülle. Der Eros ist ihm, dem Polytheisten, eine kosmische Macht, der alles Lebendige dient und zu dienen hat. Daher auch die Sympathie mit der Hetäre, dem 'verlornen schönen Kind', wie sie sich in den Lazerten-Epigrammen und in der Ballade 'Der Gott und die Bajadere' erkennen läßt. Wie sehr sich Goethe hierin dem Griechentum nähert, wird unmittelbar anschaulich, wenn man sich an die Seitenreliefs des Ludovisischen Altars erinnert: hier die verhüllte Braut, dort die nackte Flötenspielerin, beide auf ihre Art Aphrodite gehorsam.

Natur ist Daseinsbejahung oder, mit einem anderen Namen, Gesundheit. Daß die Griechen gesund waren, sowohl im positiven Sinn der kraftvollen Entfaltung des Willens zum Sein als auch in der Fähigkeit, sich hemmender Einwirkungen körperlicher oder seelischer Art leicht zu erwehren, ist ein wesentlicher Bestandteil des Goethischen Dogmas. Gemessen an dieser 'unverwüstlichen Gesundheit des Heidentums', erscheint ihm der Mensch der neueren Zeit weithin als krank oder doch angekränkelt, und zwar ebendarum, weil er lebensberechtigte und lebenswillige Teile seines Ichs zugunsten anderer, von ihm höher gewerteter unterdrücken zu müssen glaubt. Im besonderen ist dies da der Fall, wo er, unvermögend, das richtige Gleichgewicht zwischen Innen- und Außenwelt herzustellen, sich zuviel und in ungeeigneter Weise mit seiner Seele und deren Zuständen beschäftigt, zu sehr in sich hineinlebt und so in den 'Abgrund des Subjekts' versinkt. 'Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt' — so lautet eine bezeichnende Maxime —, 'findet er sich gewöhnlich krank.' Wie klassisch gesund die Alten waren, dafür dient ihm Ovid zum Beweis, der im Exil sein Unglück nicht in sich selbst, sondern in der Entfernung von der Hauptstadt der Welt, also im Objektiven gesucht habe.

Daß der moderne Mensch in dieser ungesunden Weise ins Innere zu gehen geneigt ist, dafür macht Goethe aus persönlichen Erfahrungen heraus das Christentum mit verantwortlich. Er kommt im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit auf gewisse Dogmen, wie das von der Sünde wider den heiligen Geist, und mehrdeutige

Bibelworte zu sprechen, die nach seiner Beobachtung in nachdenklichen Menschen hypochondrische Zustände, ja fixe Ideen hervorzurufen pflegen, und bekennt bei diesem Anlaß, daß auch ihm in jungen Jahren von dem Spruche, wer das Sakrament unwürdig genieße, esse und trinke sich selbst das Gericht, dasselbe Unheil gedroht habe; erst in Leipzig sei es ihm gelungen, seine seltsame Gewissensangst völlig hinter sich zu lassen. Und noch eine Erinnerung mochte den Rückschauenden in seiner kritischen Haltung gegenüber dem christlichen Subjektivismus bestärken, die an das Werther-Erlebnis. Es ist wohl zuviel gesagt, wenn erst neulich wieder von theologischer Seite behauptet wurde, Goethe hätte ohne seine nahen Beziehungen zum Pietismus den Werther nicht schreiben können; das allerdings dürfte richtig sein, daß er ihn so nicht hätte schreiben können, wenn er nicht in der Schule der Herrnhuter sein Inneres mit Leidenschaft zu beobachten und zu zergliedern gelernt hätte.

Die gefährlichen Folgen eines solchen selbstquälerischen Verhaltens hatte Goethe also bei sich und auch bei anderen zur Genüge kennengelernt. Und wenn er den Rat gibt, man müsse, um sich zu befreien, den trüben Phantomen einer erkrankten Einbildungskraft die klare Wirklichkeit und die Betätigung in Welt und Leben entgegensetzen, so glaubte er auch hier sich auf die Griechen berufen zu müssen. Denn deren seelische Gesundheit beruhte nach seiner Überzeugung wesentlich darauf, daß sie — wie man es formulieren könnte — sich ihres Ichs immer nur in bezug zu irgendeinem Objektiven bewußt wurden. Bezeichnend dafür ist die Deutung, die er dem Sokratischen 'Erkenne dich selbst!' gibt: Er will diesen Imperativ nicht im asketischen Sinn einer seelischen Quälerei verstanden wissen, die das Ich in zwei Hälften, eine beobachtende und eine beobachtete spaltet; vielmehr solle man sich in der Wirkung nach außen über sein Inneres klar zu werden suchen. Der delphische Spruch enthalte eine Aufforderung zu Tat und Leben, nicht zu nutzloser, im Leeren verflatternder Spekulation.

In einem naturwissenschaftlichen Zusammenhang spricht Goethe einmal den allgemeinen Satz aus: 'Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben, nicht mit Wahn und Fabelei, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe.' Der Gefahr einer Unterwühlung der Existenz mußte ihm nach dem, was er bei manchem seiner Frommen gesehen und auch an sich selbst erfahren hatte, die christliche Seele besonders ausgesetzt erscheinen. Denn wenn sie ins Innere ging, stieß sie auf etwas, das sie mit furchtbarer Angst erfüllte, dessen Magie sie sich nicht zu entziehen vermochte: die Sünde. Goethe war weit entfernt, die Macht des Bösen leugnen zu wollen. Aber als Naturbejaher, der er war, betrachtete er es als einen notwendigen, und zwar dem Guten untergeordneten Bestandteil des Weltganzen. Er könne sich den Menschen, schreibt er an Zelter, überhaupt nicht anders als in der lebendigen Vereinigung von Tugenden und Fehlern vorstellen. So trug er einerseits der Wirklichkeit Rechnung, und auf der anderen Seite wahrte er sich seinen Glauben an den Sieg und die Überlegenheit des Guten. Und darum ist ihm die Lehre von der 'gründlichen Verderbtheit der Menschennatur', die Lehre von der Erbsünde also, gegen die er sich schon in jungen Jahren instinktiv gewehrt hatte, in seiner klassischen Zeit geradezu eine



Lästerung: nur mit bitterem Spott oder flammender Empörung vermag er davon zu reden.

Man versteht von hier aus, warum Goethe, wenn er auf das Christentum zu sprechen kommt, gern zu dem Ausdruck 'düster' greift — eines seiner häufigen individuellen Kennworte, bei dem die Gegenvorstellung der griechischen Klarheit sichtlich mitschwingt. Wo Gott von der Natur getrennt und die Natur mit der Sünde gleichgesetzt wurde, da mußte sich freilich, wie es in einem Xenion heißt, 'der Gotteserde lichter Saal zum Jammertal verdüstern'. So widersetzt sich der humanistische Goethe dem Christentum als einer Religion, die das Leiden als den dem Menschen angemessenen Zustand seiner irdischen Existenz zu proklamieren geneigt ist: für seine naturhafte und naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist das Leiden kein Wert, sondern ein ausgesprochener Unwert, eine Schwächung des Lebenswillens und darum etwas, das bekämpft und überwunden werden muß.

Daß das Christentum das Leiden glorifiziere, diesen Eindruck gewann Goethe nicht zuletzt aus der christlichen Kunst, und damit bestimmt sich seine Stellung zu ihr, soweit sie in irgendeiner Form diesen Gegenstand hat. In besonderem Maße ist das beim Barock der Fall. Wenn eine Kunstrichtung den Gegenpol zu Goethes Wesen bildet, so ist es diese, und wo er auf der Reise nach Rom gegen christliche Kunst sich auflehnt, hat er solche Werke vor Augen, die wir heute als dem Barock zugehörig ansprechen. Sie sind ihm nicht etwa der Ausdruck eines von der Renaissance grundsätzlich verschiedenen und darum mit ihr nicht zu vergleichenden Kunstwollens, sondern Merkmale eines Verfalls der Kunst, eines Zurückgleitens in mittelalterliche Finsternis. Nicht sowohl im Formalen, das gelegentlich seinen uneingeschränkten Beifall hat, als im Gegenständlichen, weswegen er auch nicht die Maler, sondern ihre kirchlichen Auftraggeber für die barocken 'Ungeheuer' verantwortlich macht. Die das Barock kennzeichnende seltsame Verbindung des Übersinnlichen mit dem Allzusinnlichen — gerade auch in der naturalistischen Darstellung des Leidens — mußte Goethe, und zwar den Menschen wie den Künstler, aufs empfindlichste verletzen. Überall stößt er in Kirchen und Galerien auf Märtyrerszenen und 'Armesünderschaften', auf 'abscheuliche, dumme, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigende Gegenstände. ... Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, nie Handlung.' Darum kann sich Goethe auch mit dem Crucifixus als künstlerischem Motiv nicht befreunden. Denn die Kunst soll den Menschen in seiner Kraft und Blüte, in seiner Vollendung darstellen, nicht in krankhafter Verzerrung oder reiner Passivität. Wo er diese seine an der antiken Plastik entwickelte Forderung erfüllt findet, wie bei den Künstlern des Cinquecento, Raffael und Michelangelo vor allem, da ist von einer Hemmung, die durch den christlich-religiösen Charakter des Gegenstandes verursacht wäre, nichts zu spüren.

Aber nun ist doch aus dem Altertum eine Reihe von Bildwerken erhalten, die den Menschen im Zustand des tiefsten Leidens wiedergeben; sie waren unsern Klassikern bekannt, ja sie standen, wie die Schmerzensmutter Niobe oder Laokoon, geradezu im Mittelpunkt ihrer kunstästhetischen Überlegungen. Aber eben in der Stellung zum Leiden trat der tiefe Gegensatz zwischen Antike und christlichem

Barock zutage. Einmal ist das Leiden Laokoons, wie Goethe in der gleichnamigen Abhandlung sagt, das eines 'herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körpers', es trägt gewissermaßen aktiven Charakter; und zweitens wird der 'Sturm der Leidenschaften durch Anmut und Schönheit gemildert', der Beschauer sieht sich ihm also nicht willenlos preisgegeben. Mit einem Wort: Dadurch, daß diese pathetischen Darstellungen den höchsten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen untergeordnet werden, wirken sie tragisch, d. h. sie erheben zugleich über das Leiden und Dulden, sie machen frei von der Qual des Lebens. So wollen diese Werke der griechischen Plastik nicht wie der Barock von irdischer Hinfälligkeit des Menschen im Gegensatz zu einer überirdischen und eigentlichen Existenz zeugen, sondern gerade von seiner rein menschlichen Kraft und Größe, die das Unabänderliche mit Haltung trägt und dadurch Leiden und Tod überwindet.

Und nun mußte Goethe feststellen, daß die gemessene Würde, die ihm nicht nur für die genannten Werke, sondern für die griechische Bildnerei überhaupt wesentlich zu sein schien, von christlicher Seite gerade in umgekehrtem Sinn gedeutet wurde. Friedrich zu Stolberg, der einstige Jugendfreund, hatte in seiner 'Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien' geschrieben: 'Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Teilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzt, bezeichnet die meisten Köpfe der antiken Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen. Wofern ich nicht irre, so wirkte die Vorstellung der Vergänglichkeit und des langhinstreckenden Todes auf die Phantasie des heidnischen Künstlers ... Es schwebt selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend wie eine schwarze Wolke der Gedanke des Todes.' Goethe wußte es anders; er wußte, daß diese ihm überheblich scheinende Auffassung aus einer Seele kam, die selbst verdüstert war, und er hatte den Gegenbeweis zu der Stolbergschen Deutung in den unbefangenen Darstellungen der alten Künstler, die sich auf den Tod bezogen. Einer seiner ersten, nachhaltigen Eindrücke auf klassischem Boden waren antike Grabdenkmäler in Verona: sie sind ihm rührend, denn anstatt an die Schauer des Todes zu mahnen, geben sie, wie er berichtet, die einfache, irdische Existenz der Menschen wieder, sie 'stellen immer das Leben her'. Und überall auf Sarkophagen und Urnen entdeckt er dieselbe gesunde Tendenz, der Vergänglichkeit die Fülle des Lebens entgegenzusetzen. 'In das Grab hinein', ruft er den Christen zu:

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leben,
Und du töricht Geschlecht stellst in das Leben den Tod.

Das Xenion trägt die Überschrift: 'Das Skelett und die Urne.' Gegen das Gerippe als Bild des Todes hatte sich Lessing vorwiegend aus ästhetischen Erwägungen heraus gewandt: Goethes Epigramm hat zugleich einen allgemeineren Sinn; es macht scharf Front gegen eine Denkweise, die, nicht immer frei von propagandistischen Absichten, das Leben vom Tode her betrachtete und als Strafe für das Leben ansah, was ihm etwas mit dem Begriff des Lebens notwendig und natürlich Gegebenes war. Die Vergänglichkeit des menschlichen Seins gehörte für Goethe zu

den Tatsachen, denen gegenüber er 'im ganzen', d. h. ein für allemal zu 'resignieren' pflegte; gerade darum wollte er nicht immer daran erinnert werden, und so hält er dem christlichen 'Memento mori' sein antikes 'Gedenke zu leben' entgegen.

Der Naturbegriff des humanistischen Goethe bedeutet einerseits die Ablehnung des *Unnatürlichen*, worunter all das verstanden wird, was sich einer gesunden Lebensentfaltung hemmend in den Weg stellt; andererseits enthält er eine Absage an das *Übernatürliche*, an das also, was den Menschen aus sich selbst und aus Welt und Umwelt herauszieht. Positiv gesprochen heißt dies, daß, was naturhaft ist, die Wurzeln seiner Existenz nur im *Diesseits* haben kann. So fühlten denn auch die Alten nach einer Stelle im Winckelmann 'ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt'. Mit Leidenschaft wandten sie sich, den Notwendigkeiten ihrer Wesensart folgend, tätig und genießend der Wirklichkeit und Gegenwart zu und stellten damit einen menschlichen Zustand dar, den Goethe ausdrücklich als 'von der Natur selbst beabsichtigt' bezeichnet. Denn wie alles Geschöpfliche ist auch der Mensch für Goethe ein aus eigener Kraft lebendes, dem in ihm liegenden Bildungsgesetz unterworfenes Wesen: daher die scharfe Kritik an der Behauptung Lavaters, daß alles, was Leben habe, durch 'etwas außer sich' lebe.

Eine solche Diesseitigkeit der Lebenseinstellung ist ausgesprochen nichtchristlich oder, wie Goethe sich ausdrückt, 'nur mit einem heidnischen Sinn vereinbar'. Allein wenn er nun, auch für seine Person, sich mit Entschiedenheit dagegen verwahrte, den Sinn und die Kraft seines Daseins in einer außerhalb und über der Natur stehenden geistigen Macht zu suchen, und als den Zweck des Lebens das Leben selbst erklärt, wenn er, 'anstatt ins ferne Ideenland seinen Kahn hinauszusteuern', sich damit begnügt, 'am wohlbekannten Ufer den Anker auszuwerfen', so ist diese Wendung gegen den christlichen Supranaturalismus doch nichts weniger als gleichbedeutend mit einer gott-losen Weltbetrachtung — auch nicht in seiner humanistischen Epoche. Das wird aus einem wenige Zeit vor der Italienreise geschriebenen Briefe an Friedrich Jacobi deutlich: 'Dich hat Gott mit der Metaphysik gestraft und Dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit es mir im Anschauen seiner Werke wohl werde.' Die Natur, die Goethe meint und die er in engste Verbindung mit seinem Menschheitsideal bringt — und damit wird der eigentliche und tiefe Grund seiner Naturbejahung freigelegt —, ist Gott nicht entgegengesetzt, sie ist die Offenbarung Gottes, sie ist Gott selbst. 'Ich habe gelernt' — hält er Jacobis Behauptung, die Natur verberge Gott, entgegen —, 'Gott in der Natur und die Natur in Gott zu sehen.' Und da der Mensch ein Teil der Natur und mit ihr unlöslich verbunden ist, so hat auch er am Göttlichen teil, und darum konnte Goethe sagen, daß für ihn zwischen dem Begriff des Menschen und dem der Gottheit kein Widerspruch bestehe.

Auch hierin wußte sich Goethe in Übereinstimmung mit den Griechen, insofern sie, wie er im Winckelmann bemerkt, die Götter als Ahnherren, also nicht als das 'Ganz andere' verehrten; die Menschennatur war ihnen sowenig wie die Natur überhaupt von der Gottheit geschieden. Daher auch Goethes Gleichnis von den Ephesischen Goldschmieden, in dem er, wiederum Jacobi gegenüber, seine Auf-

fassung von der Immanenz des Göttlichen zum Ausdruck bringt. Er sei nun einmal, schreibt er, einer von den Ephesischen Goldschmieden und habe sein ganzes Leben im Anschauen und in staunender Verehrung des bewunderungswürdigen Tempels der Göttin Diana und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht, und es könne ihm unmöglich eine angenehme Empfindung erregen, wenn irgendein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdrängen wolle ...

Als gäb's einen Gott so im Gehirn,
da hinter der Menschen alberner Stirn,
der sei viel herrlicher als das Wesen,
an dem wir die Breite der Gottheit lesen.

Der Ausdruck 'formlos' bezieht sich zunächst auf den geistigen, das Wesen von der Erscheinung loslösenden Charakter des Jacobischen Gottesbegriffs und enthält so eine Absage an den christlichen Supranaturalismus als einer rein religiösen Tatsache. Zugleich aber spricht hier der Künstler, dessen ganzes Streben dahin geht, Wesen und Erscheinung unlöslich zu vereinen, die Idee Gestalt werden zu lassen, der Künstler, der, wie er gelegentlich schreibt, gewohnt ist, 'sich der griechischen Plastik als der dem Menschen gemäßesten Verkörperung der Gottheit mit Leib und Seele hinzugeben', und zwar aus der Überzeugung heraus, daß in ihr die höchste Idee die schönste und faßbarste Form gefunden habe. Und darum mußte auch die christliche Kunst, soweit sie im Zeichen des Supranaturalismus steht, Goethes Widerspruch hervorrufen. Wie er sie mißbilligt, sofern sie das Leiden, das krankhaft Verzerrte und damit die Unnatur zum Gegenstand hat, so mißbilligt er sie da, wo sie sich der Darstellung *übersinnlicher* Vorgänge und Zustände oder einer *unsinnlichen*, die Naturformen mißachtenden Behandlungsweise zuwendet.

Dürer, der sonst geschätzte, findet daher mit seinen apokalyptischen Bildern vor Goethes am Wirklichen disziplinierter Einbildungskraft keine Gnade — sie 'zerrütten das gesunde Gehirn', wirft er ihnen in einem Venezianischen Epigramm vor —, und noch weniger vermag er sich mit der mystischen Verzücktheit so mancher Barockgemälde abzufinden: 'Nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch von außen Erwartetes', so charakterisiert er die Werke dieser Art in der Italienischen Reise. Die Kunst hat, wie er immer wieder betont, Gegenwart zu sein, worunter ein Dreifaches verstanden ist: Sie soll nicht die Zukunft, sondern den allerdings ins Zeitlose erhobenen Augenblick, sie soll nicht das Übersinnliche, sondern das Sinnlich-Diesseitige, sie soll endlich dieses Sinnliche in sinnenhafter Weise darstellen. Und so bedauert er aufs tiefste die Barockmaler, die sich mit 'unsinnigen' Motiven herumquälen mußten: eine Danae, meint er im Tagebuch — die Stelle ist in der Buchfassung der Italienischen Reise unterdrückt —, sei doch in der Anschaulichkeit des Vorgangs eine ganz andere Aufgabe für den Künstler als die denselben Gegenstand behandelnde Empfängnis Mariä.

Ganz verwandte Einwände hat Goethe gegenüber den zeitgenössischen Nazarenern; sie fanden ihre schließliche Zusammenfassung in der Abhandlung 'Neudeutsche religiös-patriotische Kunst', die J. H. Meyer unter Goethes Anteilnahme schrieb und 1817 in 'Kunst und Altertum' veröffentlichte — der Plan zu

einem Vorstoß war schon lange zuvor gefaßt worden. Es sind nicht die religiösen Stoffe als solche, die den Widerspruch der 'Hellenen' hervorriefen; vielmehr beanstandeten sie, daß jene 'andächtelnden Neukatholischen', Cornelius, Overbeck u. a., die Form dem Gehalt opferten, wobei sie als einzig wahren Gehalt den religiösen, ja kirchlichen betrachteten, daß sie in 'labyrinthisch dunklen Beziehungen', im Übersinnlichen schwelgten, ihre Vorbilder bei den frühen Werken der deutschen, florentiner und anderer primitiven Schulen suchten und bei diesen, wie auch in ihren eigenen Bildern, über kompositionelle und koloristische Mängel hinwegsahen. Die Kunst muß, das ist Goethes fester Glaube, zu den Sinnen sprechen, wenn sie zu der Seele sprechen will; nur im Sinnlich-Schönen lasse sich jenes Sittlich-Höchste verkörpern, von dem die Kunst eine Ahnung geben wolle. Die Gabe, dem Seelischen Anschaulichkeit und Gestalt zu verleihen und damit die Sinne im Bildwerk zur Ruhe kommen zu lassen, bewundert er an den antiken Bildnern aufs höchste, wie er andererseits die eigentümliche Größe der griechischen Plastik gerade darin sieht, daß ihr Gegenstand 'das Würdigste ist, womit man sich beschäftigen soll', nämlich die Menschengestalt.

So lehnt also der humanistische Goethe die christliche Kunst überall da ab, wo sie unsinnlich-übersinnlich, also dem Übernatürlichen zugewandt ist — damit ist auch der Gotik das Urteil gesprochen —, oder wo sie, um bereits Gesagtes zu wiederholen, in ihrer Vorliebe für das Motiv des Leidens ihm als Unnatur erscheint. Positiv gesprochen: Sie ist nur dann eigentliche Kunst, wenn sie der Form nach sinnenhaft, im Inhaltlichen gesund und zugleich rein menschlich ist, d. h. in ihrem religiösen Gewande ewig wiederkehrende menschliche Zustände und Verhältnisse, wie Mutter und Kind (Madonna) oder Lehrer und Schüler (Christus und die Apostel) darstellt. Deshalb ist ihm auch der Heilige, der 'Schwärmer', wie er ihn gerne nennt, als künstlerischer Vorwurf im besonderen des Barock nicht erfreulich, eben weil er ein dem Übernatürlichen hingegebener Ausnahmemensch ist; wie er umgekehrt die Hochrenaissance in ihrer antikisierenden Richtung auf das Typische, Allgemein-Menschliche als etwas ihm unmittelbar Gemäßes empfindet. Goethe hat also da ein Verhältnis zur christlichen Kunst, wo sie ihm nicht ausgesprochen christlich entgegentritt — sagt er doch von dem hochverehrten Raffael, er fühle, denke, handle ganz wie ein Grieche. Eine christliche Kunst, die nur von der spezifisch christlichen Gesinnung aus verstanden und nicht ins Rein-Menschliche übersetzt werden konnte, gab es für ihn in der damaligen Epoche nicht.

Damit nicht genug. In der 'Kampagne in Frankreich' hat Goethe sich dahin ausgesprochen, daß Christentum und Kunst, streng genommen, Gegensätze seien, die sich überhaupt nicht vereinigen lassen.

Man hatte einmal — so erzählt er anläßlich seines Besuchs in dem frommen, halbklösterlichen Haus der Fürstin Gallitzin zu Münster — eine Sammlung antiker Gemmen sich angesehen, und man hatte die Seltsamkeit, daß gerade die 'Blüte des Heidentums' in dem christlich-katholischen Kreis so hochgeschätzt wurde, erklären zu können geglaubt, indem man feststellte, jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes sei von einem religiösen Gefühl begleitet. Doch konnte man sich nicht verbergen, heißt es in Goethes Bericht weiter, daß sich die reinste christliche Religion

mit der wahren bildenden Kunst immer zwiespältig befinde, weil jene sich von dem Sinnlichen zu entfernen strebe, diese aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkenne und darin beharren müsse. Dieser Auffassung gab Goethe in seinem damals gedichteten 'allegorischen Glaubensbekenntnis' 'Der neue Amor' Ausdruck: Die Liebe zur Kunst, d. h. eben der neue Amor, entspringt dem Bund des alten Amor, bekannt als Verführer der Psyche, mit der Venus Urania, der Vereinigung des Sinnlichen also mit dem Höheren, Geistig-Sittlichen. Die Kunst ist somit von der einen und eigentlich produktiven Seite her sinnlich in der doppelten, von Goethe ja bezeichnenderweise nicht getrennten Bedeutung des Wortes: Sie ist einmal sinnenhaft-anschaulich, ein Spiegel der irdischen Welt, und sie ist zugleich und nicht zuletzt sinnlich-erotisch, dem Sichtbaren mit leidenschaftlichem Begehren verhaftet. Wie die Aphroditestatuen der griechischen Bildner oder die Madonnen Raffaels Hervorbringungen einer künstlerisch geadelten Sinnenfreudigkeit sind, so ist auch die Freude an der Form überhaupt, auch außerhalb der eigentlich erotischen Sphäre, im Eros fundiert, und das Formen, um mit Platon zu reden, ein *τόκος ἐν καλῷ*, ein Zeugen in Schönheit. Und von hier aus, glaubte Goethe, führe zur 'reinsten christlichen Religion' keine Brücke hinüber.

Man sieht, es geht angesichts dieser Gegensätzlichkeit letzten Endes um die Frage nach dem höchsten, das ganze Leben umfassenden und tragenden Wert, der hier im Schönen, dort im Heiligen erlebt wird. Nur darum konnte Goethe die Spannung zwischen Kunst und Christentum in diesem Grade empfinden, weil sein eigenes Verhältnis zur Kunst ein notwendiges war, seitdem er in Italien sich selbst als Künstler und im Griechentum den vollendeten Ausdruck der ihm gemäßen künstlerischen Weltanschauung gefunden hatte. Und damit erst, mit dem Begriff der *Form* also, der sich in eigenartiger Weise mit seinem Naturbegriff verbindet und ihn vertieft und von dem jetzt die Rede sein soll, war ihm die Voraussetzung für sein humanistisches Bildungsideal gegeben.

Ein Menschheitsideal, das sich ausschließlich auf den naturhaften und in seiner Naturhaftigkeit schlechthin zu bejahenden Menschen gründen würde, wäre nicht viel anderes als die Proklamierung einer mehr oder weniger ungehemmten und ungeordneten Entfesselung der in ihm vorhandenen Energien: Auf dieser naturalistischen Stufe bewegt sich der Goethe des Sturm und Drang. Wenn nun der Naturbegriff auch in der so ganz andersartigen humanistischen Epoche an entscheidender Stelle steht, so kann er, wie schon aus dem bisher Gesagten sich ohne weiteres ergab, nicht mehr derselbe sein. Vielmehr, ebenso wie der spätere Goethe die *äußere* Natur nicht mehr einseitig als Kraft, sondern vor allem als Ordnung und Gesetzmäßigkeit erlebt, so zeigt sich ihm auch die *innere* Natur, der Mensch, in seinem ins Grenzenlose und Gewaltsame schweifenden Drang bedingt und begrenzt durch 'ewige, eherne, große Gesetze'. Und er wird diese Bedingtheit nicht nur von außen her gewahr, indem er sich an den 'Grenzen der Menschheit' stößt; sondern er erkennt in ihnen zugleich — und das ist entscheidend — das Gegenbild einer *in ihm* liegenden Gesetzlichkeit, eines aus naturhafter Tiefe des

eigenen Ichs aufsteigenden Dranges nach *Selbst*beschränkung. Je stärker sich dieser Drang in ihm äußert, je mehr er bewußt, Wille und damit zu einem Prinzip der Lebensgestaltung und Lebenssteigerung wird, um so mehr verliert das dynamische Moment in Goethes 'Natur' von seinem Übergewicht, um so enger verbindet sich für ihn der Begriff der Natur mit dem der *Form*.

Dabei ist es jedoch nicht so, als ob — wie man gelegentlich lesen kann — Begrenzung und Form (im klassischen Sinn) dasselbe wäre: Die Begrenzung ist wohl die notwendige Voraussetzung der Form und ein Teil von ihr, aber sie ist nicht mit ihr wesensgleich. Sich zu begrenzen hatte Goethe schon geraume Zeit, bevor er zum Klassiker wurde, gelernt: Man denke an die Iphigenie und das in ihr in Erscheinung tretende humane — nicht humanistische — Menschheitsideal oder an das Fragment 'Die Geheimnisse'. Aber dabei konnte er sich wohl als sittlicher Mensch beruhigen, der Künstler in ihm kam nicht zu seinem Rechte. Die Begrenzung gab ihm schon Deutschland, die Form konnte ihm erst Italien geben. Er fand dort eine Landschaft, die, ganz anders als die nordische, in ihrer linearen Bestimmtheit sowohl als auch in der Plastik ihres Aufbaus, Natur und Form *in einem* war, er fand in den Bildwerken der Alten eine Kunst, die ihm als eine zweite, geformte, menschlich vollendete Natur entgegentrat, eine Kunst, die ihm zur eigentlichsten Offenbarung griechischen Wesens und, weil sie dem entsprach, was er selbst suchte und suchen mußte, zugleich zum Sinnbild eines zeitlosen Menschenideals wurde.

So gab ihm also der klassische Boden Italiens die Voraussetzungen zu dem Traum eines griechischen Menschen, der *geformte Natur* war. Der Grieche hatte, so schien es, Form, denn er verlor sich nicht ins Grenzenlose, weder hinsichtlich des Stärkegrades seines Fühlens und Wollens, noch auch in Gegenstand und Ziel: Sein Lebenskreis war die sichtbare, gegenwärtige Welt, in der er sich, nach einer Äußerung im Winckelmann, 'als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen' fühlte, so wie er, da er sich nicht zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Natur und Gott eingespannt fand, auch sich selbst als Ganzes fühlen konnte. Er hatte Form, insofern es ihm gegeben war, alle Kräfte seines Wesens, leibliche wie seelische, als im gemeinsamen und alles vereinenden Mutterboden der Natur wurzelnd zu bejahen und zu betätigen, Mensch im totalen Sinn des Wortes zu sein. Und er hatte endlich Form, weil ihm die Fähigkeit eignete, diese Kräfte nicht nur zur Entfaltung zu bringen, sondern auch sowohl untereinander auszugleichen als auch mit den Forderungen des Nicht-Ichs in Einklang zu bringen und so seine äußere Existenz zum unmittelbaren Ausdruck seines inneren Wesens zu machen, zu sein, der er war.

An diesem unter der Idee der Begrenzung, der Ganzheit, der Ausgeglichenheit, mit einem Wort unter der Idee der klassischen Form stehenden Wunschbild gemessen, mußte das Christentum — nunmehr mit Bezug auf seine Gesinnung und sein Menschheitsideal, nicht hinsichtlich seiner künstlerischen Hervorbringungen gesprochen — als formlos erscheinen. Denn indem es den Menschen vom Natürlichen als einem Unwert oder doch untergeordneten Wert abzieht, entzweit es ihn mit der Welt und mit sich selbst, macht ihn zu einem Fremdling in seiner Heimat

und nimmt ihm die Möglichkeit, zu einer gleichmäßigen Entfaltung der in ihm schlummernden Kräfte und damit zur Geschlossenheit zu gelangen, Form zu werden. Formlos mußte das Christentum dem klassisch orientierten Betrachter aber auch darum erscheinen, weil es ins Grenzenlose, Absolute geht und den Sinn menschlicher Existenz in einem außer- und überirdischen Sein sucht und findet. Während der Grieche den Mittelpunkt seines Wesens in sich selbst trägt und aus ihm naturhaft herauswächst, ist der Christ im eigentlichsten Verstand des Wortes ex-zentrisch, er lebt durch etwas außer ihm, es ist ihm nicht vergönnt, in sich selbst zu ruhen, wie es die Art der Griechen war. 'Antike Tempel', so lautet eine Maxime, 'konzentrieren den Gott im Menschen, des Mittelalters Kirchen streben nach dem Gott in die Höhe.'

Einen Menschen, der zur Begrenzung und zur Form gelangen soll allein dadurch, daß er seiner Natur folgt, einen 'schönen' Menschen also, unternahm Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren zu schildern. Daß diese Entwicklung abseits von aller dualistischen Metaphysik und Ethik und damit auch abseits vom Christentum sich vollzieht, hebt Schiller in einem Briefe an Goethe klar heraus: 'Innerhalb der ästhetischen Geistesrichtung regt sich kein Bedürfnis nach jenen Trostgründen, die aus der Spekulation geschöpft werden müssen; sie hat Selbständigkeit, Unendlichkeit in sich. Nur wenn sich das Sinnliche und das Moralische im Menschen feindlich entgegenstreben, muß bei der reinen Vernunft Hilfe gesucht werden. Die gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik; Sie hätten ebensogut auch hinzusetzen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten.'

Als eine 'gesunde und schöne Natur' oder, um wiederum Schiller zu zitieren, als ein Grieche inmitten der nordischen Welt, erscheint Goethe selbst, sobald er die formlose Dynamik seines jugendlichen Naturbegriffs überwunden und den Übergang zur Gestalt gefunden hat. Daß er ihn fand, dazu half ihm einerseits seine treue Beobachtung der Natur, deren Werke sich ihm als ein Ineinander von Kraft und Form darstellten, und andererseits die lebendige Berührung mit dem Griechentum, in dessen Formhaftigkeit er nichts anderes zu sehen vermochte als eine gesteigerte Natur. Antike und Natur, sie *halfen* ihm dazu, d. h. sie konnten nur zur Entwicklung bringen, was in ihm war: der letzte Grund dafür, daß Goethe seine Bildung — in einem allgemeinen, wie auch im besonderen sittlichen Sinne — als Natur empfand und ein Menschentum verwarf, das sich von der Natur ablöste, liegt in der Besonderheit seiner geistig-körperlichen Organisation, in den dunklen Tiefen seines Ichs, liegt bei seinem Daimon. Aus diesem Gesetz seines Wesens, aus dieser einzigartigen Fähigkeit der Idealisierung floß ihm die Erkenntnis, daß der Begriff des Daseins mit dem der Vollkommenheit sich decken müsse. Dorther kam ihm der hohe Glaube an den Adel, die Würde, den Eigenwert der Menschennatur, ein Glaube, der ihn die Forderung aufstellen läßt, der Mensch verlange nicht, Gott gleich zu sein, aber er strebe, sich als Mensch zu vollenden. Daher das von ihm selbst 'heidnisch' genannte 'Vertrauen auf sich selbst', jene männlich freie Haltung, die zwar die Übermacht des Schicksals willig und gläubig anerkennt, aber



zu stolz ist zur Gnade. Daher endlich — und das scheidet Goethe ebensosehr vom Christentum, wie es ihn der strengen Antike nähert — die völlige Abwesenheit eines Erlösungsverlangens: nicht erlöst werden will Goethe vom Sein, er will es erfüllen.

In Goethes humanistischem Persönlichkeitsideal steht, das hat sich immer wieder gezeigt, die Metaphysik nicht an beherrschender, sofort in die Augen fallender Stelle. Aber, wenn dem so ist, kann es dann der Forderung entsprechen, die an jedes Bildungsideal zu stellen ist und die gerade auch von unsern Klassikern gestellt wurde, daß es *allen* wesentlichen Seiten des Menschen gerecht werden, eine volle Entfaltung der in ihm liegenden Möglichkeiten gewährleisten müsse? Ist dieses Bildungsideal, mit einem Wort, nicht einseitig *rational*?

Daß es überwiegend rational ist, dies bestreiten zu wollen wäre nach dem Gesagten zwecklos. Ist es doch auch kein Zufall, daß das Wesen des Griechentums, an dem es sich orientierte, in einem Xenion als 'Verstand und Maß und Klarheit' bestimmt wird, während umgekehrt das Christentum wegen seiner Naturferne sich des öfteren das Prädikat 'unvernünftig' gefallen lassen muß. Es gilt hier nun zu bedenken, daß der Grad des irrationalen Bedürfnisses im Lauf des Menschenlebens mancherlei Schwankungen unterliegt; es erfährt in den mittleren Jahren vielfach eine Abschwächung, und das klassische Bildungsideal ist nun einmal, darüber muß man sich klar sein, eine Angelegenheit des Mannesalters. Allein, wenn auch das genannte Bedürfnis in Goethe zeitweilig zurücktritt — das Grundgefühl, daß ein Unendliches im Endlichen unmittelbar gegenwärtig sei, hat ihn nie verlassen, ja auf ihm ruht seine klassische Weltanschauung; diese wäre in ihrer absoluten Lebensbejahung, in ihrer Heiligsprechung des Seienden nicht denkbar, wenn ihm nicht die Kraftquelle dieser Überzeugung geflossen wäre. Und so mag man dem klassischen Bildungsideal gegenüber Ähnliches empfinden wie vor einem griechischen Tempel oder Götterbild: es sind Werke der Diesseitigkeit, Schöpfungen eines klaren und um Klarheit bemühten Kunstwollens, der ratio, wenn man so will — und doch ist ihre Nüchternheit eine heilige, und doch ist in ihnen Gott.

Daß der Humanismus Goethes in seiner reinen Form etwas erklärt und bewußt Unchristliches ist, darüber dürfte nach all dem Vorausgehenden kein Zweifel sein. Wohl aber erhebt sich die Frage, wie das offensichtliche Zurücktreten dieser Gesinnung in seiner Spätzeit zu beurteilen ist. Hat sich Goethe im Alter, wo man ja nach seinem eigenen Zeugnis Mystiker zu werden pflegt, mit Entschiedenheit dem Christentum zugewandt? Oder ist trotz allem, was dagegen angeführt werden könnte, der humanistische Goethe doch als der eigentliche und endgültige zu betrachten? Oder endlich — auch dieses ließe sich vielleicht denken — hat er so etwas wie eine Synthese oder doch wenigstens einen Ausgleich gefunden? Man könnte jede dieser Fragen mit 'Ja' beantworten und hätte genügend Belege zur Hand, die den Versuch eines Nachweises rechtfertigen würden. Und doch wäre man in jedem der genannten Fälle auf dem falschen Weg.

Der alte Goethe war zweierlei: Er war Künstler, und er war ein Weiser. Und an diese beiden Lebensformen soll man nicht mit Forderungen herantreten, die

einem systematischen Kopfe gegenüber am Platze sind, für den sich Gegensätze ausschließen oder, sofern dies möglich ist, in einer höheren Einheit sich zusammenfinden. Der Künstler im höchsten Sinn des Wortes, der als der eigentliche Mensch — nach klassischer Auffassung — den ganzen Kreis des Menschlichen zu durchleben vermag, vereinigt in sich verschiedene 'organische Systeme', er hat nicht nur *eine* Seele. Als Goethe sich in Münster bei der Fürstin Gallitzin befand, bekannte ihm diese, wie er selbst behaglich erzählt, man habe sie vor ihm gewarnt, da er sich so fromm zu stellen wisse, daß man ihn für religiös, ja für katholisch halten könne. Was damals, in der humanistischen Epoche, vorwiegend künstlerisches Einfühlungsvermögen, Fähigkeit der Antizipation war, das wurde bei dem späteren Goethe, dem Künstler, der zugleich ein Weiser war, zur Bejahung des Ideellen, Höheren, Wahren, in welchen Formen immer es sich offenbaren mochte, sofern sie nur sich als echte erwiesen. Denn er hatte erkannt, daß es vom Aspekt des Menschen aus nicht nur *eine* Wahrheit und *eine* Denkweise gebe, daß vielmehr nur die Organe aller Wesen *zusammen* die irdischen und himmlischen Dinge zu erfassen vermögen. Und so war er mehr und mehr bestrebt, alle die Gegebenheiten, die in seinem weltenweiten Geist lagen, an sich und außer sich Wirklichkeit werden zu lassen. Der alte Goethe ist weder Heide noch Christ: Er ist beides. Nicht im Sinne einer Synthese, die in diesem Falle doch nur einen 'faulen Frieden' hätte bedeuten können. Griechentum und Christentum gehören zu jenen Gegensätzen, von denen er einmal sagt, daß nicht die Wahrheit, sondern das Problem in der Mitte liege; es sind Gegensätze, die ihn, der unermüdlich sein Verhältnis zur Wirklichkeit zu prüfen gewohnt war, immer wieder zur Auseinandersetzung und Klärung aufforderten, Möglichkeiten der Welt- und Lebensbetrachtung, die als ewig-menschliche vom einzelnen für seine Person wohl bejaht oder verneint, aber nicht als allgemeingültige erwiesen oder als irrtümlich widerlegt werden können. So handelt es sich hier für den späteren Goethe um ein Spannungsverhältnis, das er nicht zur Auflösung bringen *wollte*, weil er es nicht als Dissonanz sondern als Notwendigkeit, ja als Reichtum und Lebensfülle empfand — man denke an das unmittelbare Nebeneinander der 'Helena' und des Faustschlusses. Die ungeheure Überlegenheit, die er dem Leben gegenüber gewonnen hatte, ließ Raum für beides, die Opposition wird zur Anerkennung, der Humanismus wird — wenn man den Ausdruck richtig versteht — zur *Humanität*. Es ist das beglückende Vorrecht der Jugend wie des Alters, daß es Entgegengesetztes in sich aufzunehmen vermag: Hierin schließen sich die beiden Lebensstufen zusammen. Aber während dem Jüngling verworrene Sehnsucht nach dem Leben die scharfen Konturen der Dinge verschwimmen läßt, *sieht* sie der Greis, er wird sie von der Höhe seines Weges herab gewahr in voller abendlicher Klarheit, und doch ist zugleich das ganze weite Gefilde durchflutet von *einem* Lichte, das alle Gegensätzlichkeit des Seienden zu sinnvoller Einheit zusammenfaßt.

AUGUST WILHELM SCHLEGELS NIBELUNGENSTUDIEN

Von Josef Körner (Prag)[1])

An das tiefste Geheimnis menschlicher Schicksale rühren schreckhaft die rätselhaften Erscheinungen der wiederkehrenden Träume und der wiederkehrenden Erlebnisse. Vor ihnen ist uns, als läge mit einemmal und für einen Augenblick etwas vom eigentlichen Kern des Individuums bloß, die Persönlichkeit an sich, ihr intelligibler Charakter. Aber auch in dieses Dunkel wirft die Fackel neuester Seelenforschung grelles Licht. Nicht ein über den Menschen verhängter Fluch läßt ihn in Traum und Wachen immer wieder Gleiches oder doch sehr Ähnliches erleben, denn keine äußeren Ursachen bestimmen unsere Erlebnisse; sie sind vielmehr nur Funktion und Gemächte der inneren Anlage, welche den einzelnen notwendiger- und begreiflicherweise stets in die gleichen Bahnen und Situationen drängt.[2]) Aus dem Grunde der Persönlichkeit erwächst Lebensart, Lebensschicksal und Lebenswerk, und in allen diesen prägt sich die Uranlage irgendwie aus.

Was vom Individuum gilt, läßt sich gleicherweise von den geschichtlichen Kollektivitäten behaupten. Auch gesellschaftliche Verbände, geistige Gemeinschaften, historische Epochen zeigen typische Schicksale, 'reiterierende' Lebens-, Denk-, Schaffensformen. So war für die um 1770 in die Welt geborene Generation der deutschen Romantiker das Fragment der spezifische Wesensausdruck. Fragment blieben ihre großangelegten Schriftwerke, fragmentarisch ihr Gesamtschaffen hinsichtlich der Durchführung wie der Nachwirkung, Stückwerk war ihr Einzelleben, das durch frühen Tod, Selbstmord, Glaubenswechsel jäh abgebrochen oder mindestens entzwei gebrochen ward, 'Fragment' endlich die besondere Stilform, mit der sie den Bestand der literarischen Ausdrucksmöglichkeiten bereichert und in der sie ihren Geist am eigentümlichsten ausgeprägt haben.

Fragment bleibt das Werk der unzulänglichen Kraft, die vor der Vollendung erlahmt; zum Fragment verdammt ist aber auch das maßlose Unterfangen, das Unendliches anstrebt; ins Fragment führt endlich die Ungeduld, die Unfähigkeit des Beharrens, das schmetterlingshafte Flattern von einem Ziel zum anderen, die gierige oder eitle Pleonexie des Geistes, die überall mittun, miterwerben will. Unkraft, Unmaß und Ungeduld hießen die bösen Feen, die den deutschen Romantikern an der Wiege standen.

Unstete Vielgeschäftigkeit war vorzüglich A. W. Schlegels Teil. Er besaß alle Gaben und Geschicklichkeiten, die den großen Geisteswissenschaftler machen: profunde philologische Gelehrsamkeit, geschichtliche Schau- und Einfühlungskraft, weite Bildung, zähen Fleiß, Sinn für die großen Probleme des Geistes bei frommer Andacht zum unbedeutenden Detail, klare und anmutige Schreibart.

1) Die Arbeit ergänzt und berichtigt auf Grund neuer Studien und Funde meine Jugendschrift 'Nibelungenforschungen der deutschen Romantik' (H. Haessel, Leipzig 1911), im folgenden zitiert als NFR. Schlegels Schriften werden nach der von Eduard Böcking veranstalteten Gesamtausgabe (Weidmann, Leipzig 1846/7 XII) angeführt.

2) R. Müller-Freienfels in E. Utitz' 'Jahrbuch für Charakterologie' II/III, Berlin 1926, S. 37.



Und er verstand die eigenen Kräfte wohl zu bemessen, daß er sich in seinen Unternehmungen, bescheidener und klüger als der tiefer und leidenschaftlicher angelegte Bruder Friedrich, nicht übernahm; er wußte allezeit nicht nur, was er wollte, auch was er konnte. Mag ihn auch bisweilen eitle Selbstgefälligkeit zu einer nach außen getragenen Überschätzung verführt haben, daß er sich für einen großen Dichter und cousin germain von Goethe und Schiller ausgab, — in seinen hellsten Stunden war er sich ganz klar darüber, daß er eher ein Diener denn ein Schöpfer des Wortes sei, sah sein und seiner Genossen bestes und größtes Werk in der Vermittlung des wahrhaft Ungemeinen aller Völker und Zeiten. 'Auf das, was wir selbst hervorzubringen vermögen', ist sein stolz bescheidenes Wort, 'legen wir geringen Wert: aber alles Große und Schöne, was die Verwahrlosung der letzten Geschlechter in Vergessenheit begraben hat, aus welchem Jahrhundert und Himmelstrich es auch herstammen, wie fremd seine Gestalt zuerst erscheinen möge, ans Licht zu ziehen, es unseren Zeitgenossen in frischer Lebendigkeit vorzuführen, ihnen dessen Sinn aufzuschließen, das achten wir für unsern Beruf, dem wir gern jede Anstrengung widmen' (1811: Böcking XII 321). Und ähnlich, nur von einem dumpferen Ton der Enttäuschung und Resignation begleitet, klingt die Rede, die er, schon am Abende seines Lebens und Wirkens, an Goethe richtete: 'Ich hatte vom Anfange meiner schriftstellerischen Laufbahn es mir zum besonderen Geschäfte gemacht, das Vergessene und Verkannte ans Licht zu ziehen. So ging ich vom Dante zum Shakespeare, zum Petrarca, zum Calderon, zu den altdeutschen Heldenliedern fort: fast überall habe ich kaum die Hälfte dessen ausgeführt, was ich mir vornahm: doch war es gelungen, eine Anregung zu geben.'[1]) Damals hatte er alle diese schönen Beschäftigungen seiner Jugend- und Manneszeit bereits verabschiedet, um alternd in ein ganz neues und letztes Abenteuer des Geistes sich zu stürzen, das Ringen mit Sprache, Dichten und Denken der alten Inder.

Auch das mächtigste Ingenium, auch der ungeheuerste Fleiß hätten es nicht vermocht, auf so vielen, so weiten und annoch so unbebauten Gebieten große und ganze Arbeit zu leisten. In jedem einzelnen dieser Wissensbereiche würde A. W. Schlegel ein Gelehrter höchsten Maßes geworden sein, hätte er sich beschränken und dem einmal gewählten Sonderfach Treue bewahren wollen. Aber es hielt ihn nirgends, und wenn mißgünstiger Zufall ihn in dem einen Geschäft unterbrach, so war es ihm eher lieb als leid, und er wandte sich auf Nimmerwiederkehr dem andern zu. So ging es mit dem größten seiner Werke, der Shakespeareübersetzung, als ein unnötiger Streit mit dem Verleger die Arbeit störte, genau so mit der begonnenen Eindeutschung des Calderon, deren Fortsetzung gleichfalls Unstimmigkeiten mit der Buchhandlung für immer hemmten. Ein Casanova des Geistes, buhlte A. W. Schlegel mit so vielem zugleich, daß er ohne große Wehr und Schmerz das Entgleitende aufgab, um neuen Eroberungen zu frönen. Aber auch das flatterhafteste Herz kennt eine tiefere Ergriffenheit und ist treu auf seine Art, indem es aus allen Abenteuern und Verführungen immer wiederkehrt zu dem einen

1) August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Hrsg. von J. Körner und E. Wieneke (Leipzig 1926), S. 161 f.



wahrhaft Geliebten; und so geht durch A. W. Schlegels Lebenswerk die große und beständige Liebe zur altdeutschen Dichtung.

Heinrich Heine, der erste Geschichtschreiber der deutschen Romantik, hat diese frischweg 'als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters' erklärt, 'wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte' (Insel-Ausgabe, hrsg. von O. Walzel VII 7). Dem scheint zuzustimmen eine späte Äußerung A. W. Schlegels, der seine und seiner Freunde Wirksamkeit in die Worte zusammenfaßt: '*Nous reveillâmes les souvenirs du moyen âge.*'[1]) Aber die Renaissance des deutschen Altertums und die deutsche Romantik sind keineswegs bloß unterschiedliche Namen eines identischen Geschichtsbegriffs, man könnte sie graphisch nur als sich schneidende Kreise darstellen.

Wiedergeburt, Wiederbelebung des mittelalterlichen Geistes ist, oder wird doch je länger je mehr, Haupttendenz und Telos romantischen Wünschens und Wirkens; aber ihm eignen noch mannigfache andere Bestrebungen, die damit in keinerlei mittel- oder unmittelbarer Verbindung stehen. Ist doch die deutsche Romantik nur ein Teil, vielleicht der wichtigste, aber durch die besondere geistesgeschichtliche Stellung zum Neuhumanismus, zur französischen Revolution, zur Natur- und Transzendentalphilosophie besonders komplizierte Teil der jahrhunderteweiten Entwicklung vom Zusammenbruch oder gewaltsamen Abbruch der mittelalterlichen Kultur durch Humanismus und Reformation bis zu ihrer allmählichen vollständigen Rehabilitierung, ja Idealisierung. Die deutsche Romantik bildet den Höhepunkt dieser Entwicklung, die anfangs wie ein Karstfluß sozusagen unterirdisch verläuft, nur gelegentlich auf kurze Strecken an die geschichtliche Oberfläche drängt, bis sie seit der Mitte des XVIII. Jahrh. als immer mächtigerer Strom das Gesamtgebiet deutschen Geisteslebens bewässert. Schon in der kurzen, aber nachhaltig wirksamen Epoche des Sturmes und Drangs wandeln die literarischen Protagonisten der Nation, Herder voran, den bisher dunklen Zug in einen bewußt zu verfolgenden Weg; die Stürmer und Dränger bereits rückten das Interesse für altdeutsches Wesen, altdeutsche Kunst, altdeutsche Dichtung ins Zentrum ihrer Propaganda.

Gemütsart und Denkform scheidet vielfach die spekulativ gerichteten Romantiker von den robusteren Gestalten der Genieperiode. Aber nicht alle; Ludwig Tieck, noch mehr der frühvollendete Wackenroder teilen mit diesen Charakteranlage und Schaffensziel. Und erst aus der Vereinigung beider im Grunde so unverwandten Artungen ist, sich gegenseitig hemmend wie befruchtend, der eigentliche romantische Geist geboren worden. Der Forschung harrt noch immer die große Aufgabe, in diesem Sinne den geistesgeschichtlichen Ort der Romantik zu bestimmen, ihr Verhältnis zum Sturm und Drang, ihre Seitenlage zu dem, was deutsche Klassik genannt wird, ihre Stellung in dem großen Raume von der humanistischen Renaissance bis zur Renaissance der Gotik, in der die deutsche Romantik selber schließlich gipfelt. Und nicht übersehen werden darf, daß die gewaltige Entwicklung von der Vernichtung der Gotik bis zu ihrer Wiederbelebung

1) Oeuvres de A.-G. de Schlegel écrites en français et publiées par E. Böcking (Leipzig, Weidmann 1846) I 190.



keine ausschließlich deutsche Angelegenheit ist, sondern über den ganzen gebildeten Kontinent sich ausdehnt, England und Frankreich mit, ja zum Teil früher ergreift und von dort nach Deutschland einwirkt, um dann stark und stärker wieder rückzuwirken auf jene und alle Nachbarländer.

Lange bevor in Deutschland gegen die unbedingte Herrschaft der klassischen Vorbilder ein schüchterner Einspruch gewagt ward, ist in Frankreich eine erbitterte *Querelle des anciens et des modernes* ausgebrochen, die in *Rousseau* mit dem Sieg der letzteren endet. Die Hegemonie der Antike ist gebrochen, an der Schwelle des neuen, des XIX. Jahrh. stellt A. W. Schlegel der klassischen Poesie als gleichwertig und gleichberechtigt die 'romantische', d. h. mittelalterliche gegenüber als eine (vermeintlich) 'nicht nach den Mustern des Altertums gebildete und dennoch nach den höchsten Grundsätzen für gültig zu achtende, nicht bloß als wilde Naturergießung zum Vorschein gekommen, sondern zu echter Kunst vollendete, nicht bloß national und temporär interessante, sondern universelle und unvergängliche Poesie.'[1])

Mit der also betonten Universalität scheidet sich der Romantiker wesentlich von den enger deutschnationalen Tendenzen der Geniezeit.[2]) 'Kosmopolit der Kunst und Poesie', wie er sich mit Stolz selber nannte (Böcking III 3), war es A. W. Schlegel vorerst nicht um völkisches Selbstbewußtsein zu tun, sondern um genauere Kenntnis und Erkenntnis des weltliterarischen Globus. Ein Schüler des Göttinger Altertumsforschers Heyne, hatte er zunächst ein gründliches Wissen von der Antike erworben, war dann, unter Bürgers Einfluß, in die Welt der romanischen Dichtung hineingeschritten, an Dantes gewaltigem Gedicht seine einzigartigen Fähigkeiten des Kritikers und Übersetzers zum erstenmal in zusammenfassender Leistung bewährend (1791—97). Von Dante her kommt er zu den Provenzalen (Böcking III 206), mit denen er sich seit 1794 eingehender beschäftigt zu haben scheint[3]), und diese würden ihn von selbst zu den deutschen Minnesingern geführt haben, auch wenn er nicht vorher bereits auf anderen Wegen dahin gelangt wäre. Interesse für das Schrifttum der eigenen Nation hatte begreiflicherweise schon der Knabe, Sohn eines seinerzeit nicht unberühmten Poeten und selber seit frühesten Tagen Verse schmiedend. Auf dem Lyzeum zu Hannover trug der Achtzehnjährige zur Geburtstagfeier des Königs eine in Hexametern abgefaßte Skizze der deutschen Dichtungsgeschichte vor ('Zeitgenossen' 1816 I 4, 180); den an Kostbarkeiten reichen Büchersaal der Vaterstadt, der auch ungedruckte Sprach- und Geschichts-

1) A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Hrsg. von J. Minor (= Deutsche Literaturdenkmale [DLD] 17—19) III 7. — Vgl. meine Aufsätze: 'Vom Wesen und Werden der Romantik' (Xenien VII, 1914, S. 397—409); 'Die Renaissance des germanischen Altertums' (Zeitschrift für den deutschen Unterricht XXVII, 1913, S. 1—29) sowie meine Ausführungen im 'Literaturblatt für germanische und romanische Philologie' 1915, S. 143f., 1917, S. 299f. — Einen größeren Aufsatz über 'Renaissance und Romantik', in dem ich mich mit den einschlägigen Thesen des als Schriftsteller großen, als Gelehrter aber allzu abenteuerlichen Josef Nadler auseinandersetze, hoffe ich bald vorlegen zu können.

2) Zu denen die zweite romantische Generation dann sachte zurückfand.

3) Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Hrsg. von O. Walzel (Berlin 1890) S. 209, 218f.



forschungen der germanistisch so stark interessierten Gelehrten Leibniz und Eccard bewahrte, dürfte schon der Jüngling durchstöbert haben (Böcking XII 240); und wie sehr die altdeutsche Begeisterung der Sturm- und Drang-Zeit seine empfängliche Seele ergriffen hatte, kann man dem merkwürdigen Briefe entnehmen, den der eben in Göttingen angekommene Mulus am 4. Mai 1786 an seinen älteren Bruder Carl richtet.[1]) Er beschreibt die Reise von Hannover nach der Universitätsstadt und schildert also die Gefühle, die ihn beim Anblick einer alten Ritterburg unterwegs ergriffen: 'Es drangen Ideen auf mich ein aus Götz von Berlichingen, Otto von Wittelsbach[2]), und Oberon. Weiterhin verlor ich mich im Homer und Ossian. Oben am Schloß sah ich (dünkte es mich) einen edlen Ritter stehen, wie er schon in voller Rüstung die Morgensonne grüßt und mit dem Falkenauge umherschaut, wo irgend etwas für seine Lanze zu tun sei. Unten im Tal am Wald stellte ich mir zwei Ritter mit ihrer Schar von Vasallen vor, die aufeinanderstoßen. — Ach! sie sind nicht mehr, die Zeiten der Heroen, wir staunen an sie hinan und schämen uns unserer Kleinheit.'

Trotz solchem Enthusiasmus für altdeutsche Herrlichkeit widmet A. W. Schlegel seinen gelehrten Fleiß den frühen Poeten seiner Nation erst recht spät. Gelegentliche Anführung der Minnesinger in den 'Betrachtungen über Metrik' (1794; Böcking VII 181), in einer Rezension von 1796 (Böcking X 217) zeugen von nur ganz ungefährer Kenntnis. Erst als Schlegel, im Frühjahr 1798, zu Berlin den Dichter Ludwig Tieck kennenlernte, den selber nur wenige Zeit früher sein eben verstorbener Herzensfreund Wackenroder von der Verachtung der mittelhochdeutschen Lyriker zur Liebe und Bewunderung bekehrt hatte, wird er von diesem für den neuen Glauben gewonnen und beginnt noch im selben Jahre ein ernsthaftes Studium altdeutscher Poesie, das er sogleich auch für ein zweistündiges literarhistorisches Kollegium an der Universität Jena verwertet.[3]) Gleich seinem Anreger Tieck liest er die mittelhochdeutschen Dichter jedoch vorerst weniger aus antiquarisch-gelehrtem Interesse, betrachtet sie vielmehr als Fundgrube für eigene poetische Unternehmungen. 'Es ist unglaublich, was für Schätze ungenutzt und unbekannt da liegen', bemerkt er zu Goethe (14. Dezember 1798; Körner-Wieneke S. 78), und schon beginnt er, dem alten Tristanepos ein leider Fragment gebliebenes neues nachzudichten.[4]) Dies alles zu einer Zeit, da er mehr als genug mit der Shakespeare-Übersetzung zu tun hatte. So fand er freilich wenig Zeit und Kraft, auch noch diesen neu entdeckten Acker zu bestellen, das blieb vorderhand L. Tieck

1) Sämtliche in dieser Arbeit ohne Quellenangabe zitierten Briefe sind ungedruckt und werden im II. (A. W. Schlegel gewidmeten) Bande meiner Sammlung 'Die Brüder Schlegel. Briefe aus frühen und späten Tagen der deutschen Romantik' erscheinen. — Leser, die unveröffentlichte Korrespondenzen von, an, über A. W. und F. Schlegel (sowie deren Frauen) besitzen oder von solchen wissen, werden um freundliche Nachricht nach Prag I Veleslavinova 10 gebeten.

2) Berühmtes Ritterstück von J. M. von Babo (1781).

3) R. Haym, Die romantische Schule. 3. Auflage, besorgt durch O. Walzel (Berlin 1914) S. 827.

4) A. W. Schlegel an Novalis, 12. Januar 1799 (J. M. Raich, Novalis' Briefwechsel, Mainz 1880, S. 97).

überlassen, der entschlossen einer systematischen Renaissance der altdeutschen Poesie den Boden bereitet, überzeugt, 'daß man, wenn man einige ihrer Hauptwerke erneuern und erwecken wollte, dadurch der ganzen neuern Poesie ein Fundament geben könnte'.[1]) 'Jetzt ist schon seit mehreren Jahren das deutsche Altertum meine hauptsächlichste Beschäftigung', schreibt Tieck am 16. Dezember 1803 dem Freunde Friedrich Schlegel[2]); 'es geht mir wie dem Don Quixote, welcher überhaupt nicht so gar unrecht hatte, ich denke von diesen Rittern und Zeiten und träume von ihnen.' Seine Studien zeitigten bereits im Jahre 1803 mit den 'Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter' das erste selbständige Buch, das die Romantik dem Altdeutschen gewidmet hat; älter aber, mühseliger und großartiger war Tiecks Beschäftigung mit dem Nibelungenlied, das er durch eine schickliche Bearbeitung zum Nationalbuch zu machen gedachte (vgl. NFR S. 38f., 56ff.; dazu Ph. O. Runge, Nachgelassene Schriften II 158, 203; Deutsche Rundschau, August 1918, S. 224. — Eine Ankündigung von Tiecks sehr gelungener, aber leider nie vollendeter Bearbeitung findet sich in der Wiener Zeitschrift 'Prometheus' 1808, 6. H., S. 52).

In solchen Plänen war ihm freilich A. W. Schlegel vorangegangen. Während Tieck noch im Jahre 1799 das deutsche Heldenepos nicht kannte[3]), ist und bleibt jener seit Ende 1798 mit dem Studium der Nibelungen befaßt[4]), in der ästhetischen und historischen Hochschätzung dieser Dichtung durch Johannes von Müller bestimmt, der, für die Romantiker höchste Autorität in allen geschichtlichen Fragen, die erste Gesamtausgabe des Nibelungenlieds in den 'Göttingischen gelehrten Anzeigen' von 1783 sowie in seiner 'Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft' (1786) höchst verständig gewürdigt und die alte Dichtung zur 'teutschen Ilias' erklärt hatte.[5]) Wilhelm Schlegel dachte gleich auch an eine modernisierte Ausgabe des Liedes, um es allgemein lesbar zu machen.[6]) Das erste öffentliche Wort über die alte Dichtung gab er 1799 im 4. Hefte seines 'Athenäums', wo er die Sinnlosigkeit eines Preisausschreibens dartut, das den Finder vermeintlicher 'alter Bardengesänge' belohnen sollte, die Karl der Große (nach Eginhards Bericht) hätte aufzeichnen lassen.[7]) Schlegel verspottet die im XVIII. Jahrh. noch vielfach übliche 'heillose Verwirrung' des Keltischen und Germanischen[8]) und bezieht mit Berufung auf J. v. Müller Eginhards Zeugnis vielmehr auf das Nibelungenlied, über das er hier, an der Wende des Säkulums, das feinsinnigste Urteil ausspricht, das seine Zeit zu geben hatte (Böcking XII 41f.).

---

1) An Frommann, April 1802 (Euphorion XXI 232).

2) Ungedruckt. — Die Herausgabe des Briefwechsels der Brüder Schlegel mit L. Tieck durch H. Lüdeke (St. Gallen) steht unmittelbar bevor.

3) L. Tieck, Schriften IV (Berlin 1828) S. 171. 4) Haym S. 876.

5) NFR S. 13f.; der Herausgeber Christoph Heinrich Myller hingegen hatte im 'Deutschen Museum' 1782, I 193f. sehr abfällig bemerkt: 'Das Gedicht ... ist weder eine Ilias noch eine Aeneis.'

6) L. Tieck, Schriften XI S. LXXIX.

7) NFR S. 31f. — Der Preisspender Karl Teuthold Heinze antwortete Schlegel im 'Allgemeinen Literarischen Anzeiger' 1801, Nr. 59 u. 60.

8) Vgl. P. van Tieghem, Le Préromantisme (Paris 1924) S. 118.

Einläßlicher, enthusiastischer würdigt er die große Dichtung in den Berliner Vorlesungen von 1801—1804, die das von den romantischen Genossen geschaffene neue Welt- und Geschichtsbild enzyklopädisch vermitteln. Im zweiten (1802/3), besonders aber im dritten Kursus (1803/4) breitet Schlegel sein ganzes reiches (zuletzt noch durch mündliche Belehrung J. v. Müllers[1]) vermehrtes) Wissen und feines Verständnis aus und nimmt, indem er die Erörterung über die schwierige Verfasserfrage mit dem Satze abschließt: 'Solch ein Werk ist zu groß für einen Menschen, es ist die Hervorbringung der gesamten Kraft eines Zeitalters' (DLD XIX 118f.), eine wissenschaftliche Theorie vorweg, die erst in der Folgezeit zu voller Ausbildung gelangen sollte. 'Schlegel', so urteilt Wilhelm Scherer[2]), 'ist die Weissagung auf Lachmann.'

Die Berliner Vorlesungen wären fraglos nicht allzulange nach ihrer mündlichen Darbietung in Buchform veröffentlicht worden, wie es nachmals mit einem wichtigen (das Drama der Weltliteratur betreffenden) Teil wirklich geschah, mit einem anderen (der Geschichte der bildenden Kunst bestimmten) wenigstens hätte geschehen sollen[3]), wenn nicht gerade jetzt, im Frühjahr 1804, Schlegels ganze Existenz eine unerwartete Wendung nahm, indem er Heimat, Lehrberuf und literarische Betätigung aufgab, um als Hausgenosse der Frau von Staël nach Coppet zu wandern; erst nach dem Tode der Herrin und Freundin, rund 15 Jahre später, kehrt er nach Deutschland zurück. In der Fremde aber, inmitten französischer Umgebung und deren Sprache fast ausschließlich sprechend, ja zum Teil sogar schreibend, bleibt er der angestammten Nation zutiefst verbunden durch die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der Exilsjahre, das altdeutsche Studium. Ihm widmet er den größten Teil seiner Muße, es steht im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Korrespondenz, auf Vermehrung seiner einschlägigen Bücherschätze ist er unaufhörlich bedacht; die weiten Reisen, die er als Begleiter der Französin unternimmt, lassen ihn überall nach alten Handschriften forschen, in Paris und Rom (Böcking IX 265: 1805), in München und Wien (1808), in Stockholm (Böcking XII 422: 1812/3) selbst beschäftigt er sich nach Möglichkeit mit den ehrwürdigen Pergamenten.

Es ist längst nicht mehr das kaltsinnige Forschungsinteresse des nach bloßer Erkenntnis strebenden Gelehrten, was A. W. Schlegels Hingabe an das deutsche Mittelalter bestimmt und beseelt. Friedrich Schlegel war auf französischem Boden gerade in den Jahren, da das Heilige römische Reich deutscher Nation unter den Schlägen Napoleons niederbrach, aus einem Weltbürger und Revolutionsfreunde zum konservativen deutschen Patrioten geworden, und als er im Winter 1806/7 als Gast der Staël wieder mehrere Monate mit dem Bruder zusammenlebte, tränkte er ihn, wie allezeit, mit dem eigenen neuen Geiste. Die germanistischen Studien erhalten nun einen eminent praktischen Zweck, sie sind die höchste, ja die einzig noch mögliche und zu allermeist nötige nationale Tat. 'Friedrich Schlegels Bestrebungen wie die meinigen', schreibt August Wilhelm den 26. Oktober 1807 an die Gräfin Luise von Voß, 'sind jetzt ganz auf das gerichtet, was irgend den

1) Briefe an L. Tieck, hrsg. von Karl v. Holtei (Breslau 1864) III 291.
2) Poetik (Berlin 1888) S. 288. 3) Böcking VII S. XXXI.



National-Geist anregen kann; auf Darstellung, durch Geschichte und Poesie, des alten Ruhmes, der bald in Gefahr ist, für fabelhaft gehalten zu werden'; und an dieselbe Adresse hatte er kurz zuvor (20. Juni 1807) diese Erklärung gerichtet: 'Für jetzt kenne ich als Schriftsteller nur ein einziges Ziel: den Deutschen das Bild ihres alten Ruhmes, ihrer alten Würde und Freiheit im Spiegel der Vorzeit vorzuhalten und jeden Funken von Nationalgefühl, der irgendwo schlummern mag, anzufachen. Die Gesinnungen müssen wieder vereinigen, was die äußeren Begebenheiten zerrissen haben; wenn jetzt nicht das Bedürfnis erwacht, der einheimischen biederen Weise treu und ernst anzuhängen, so ist es um alle künftige Selbständigkeit geschehen.'

In der Mitte solcher kulturpolitischen, nationalpädagogischen Gelehrsamkeit und Schriftstellerei Schlegels steht das Nibelungenlied. Seit 1808 rüstet er unablässig zu einer großangelegten, mit allen Hilfsmitteln des Verständnisses ausgestatteten Edition, der eine umfassende historisch-kritische Einleitung vorangehen sollte. Von den patriarchalischen Zuständen des Wissenschaftsbetriebs jener Zeit empfängt man ein eindrucksvolles Bild, wenn man aus Schlegels Briefen erfährt, daß er anläßlich eines Aufenthaltes in München von dem Oberbibliothekar Aretin die dortige Nibelungen-Handschrift (D) entlieh und auf mehrere Monate nach Coppet entführte.[1]) Aufs genaueste verfolgen lassen sich Weite, Tiefe und Nöte seiner jahrelangen Nibelungenstudien in dem Briefwechsel mit Guillaume Favre[2]), einem schwergelehrten welschschweizerischen Polyhistor[3]), der Schlegel in dem Jahrzehnt 1808—1818 in allen schwierigen Fragen treulichst beriet und ihm auch mit den nötigen Büchern aushalf. Und ein anderer Briefwechsel, der mit dem Buchhändler Zimmer[4]) in Heidelberg, zeigt, wie emsig Schlegel alle germanistische Literatur ältern wie neuern Datums verfolgte und sammelte.

Indes brachten gerade diese ersten Jahre gesammelter Nibelungenforschung bedeutende Störungen und Ablenkungen. Ende 1807 ward die Reise nach Wien angetreten, von der Schlegel erst im Juli des folgenden Jahres nach Coppet zurückkam, wo er danach an die drei Jahre mit der Ausarbeitung und Drucklegung der in Wien abgehaltenen 'Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur' beschäftigt blieb, und darüber hinaus noch mit den Vorbereitungen zu ihrer französischen Übersetzung.[5]) Immerhin war, als Ende 1810 der letzte Band

1) Zürcher Taschenbuch auf 1891, S. 4; Schlegel an Aretin 4. April 1809.

2) Über diesen vgl. Sainte-Beuve, Lundis XIII 190f., und Pierre Kohler, Madame de Staël et la Suisse (Lausanne-Paris 1916) S. 387f.; vor allem aber: Mélanges d'histoire littéraire par Guillaume Favre avec des lettres inédites d'Auguste-Guillaume Schlegel etc. p. p. J. Adert (Genève 1856), nur in 300 Exemplaren gedruckt und nicht in den Handel gelangt. Dieser Briefwechsel, eine ungemein wichtige Quelle für die Biographie A. W. Schlegels, ist der deutschen Forschung bisher völlig entgangen.

3) '*Vous êtes à vous seul l'Académie des Inscriptions tout entière*', schreibt ihm Schlegel schon im ersten uns erhaltenen Briefe vom 30. November 1807.

4) A. W. Schlegels Briefwechsel mit seinen Heidelberger Verlegern. Hrsg. von Erich Jenisch, Heidelberg 1922.

5) Über dieses Haupt- und Lebenswerk A. W. Schlegels habe ich eine größere Abhandlung verfaßt, die demnächst unter dem Titel 'Das Lehrbuch der deutschen Romantik' veröffentlicht werden soll.

dieser Vorlesungen die Presse verlassen hatte, der Großteil von Schlegels Kraft wieder frei für das altdeutsche Studium. 'Jetzt bin ich', meldet er am 15. März 1811 nach Weimar (Körner-Wieneke S. 158), 'mit einer geschichtlichen Untersuchung über die Altertümer der deutschen Sprache und Dichtung und insbesondere über die Nibelungen beschäftigt.' Eine unendliche Arbeit harrt seiner. '*Vides jam*', seufzt er schon Ende Januar 1811 zu Favre, '*quae et quantae difficultates mihi sunt extricandae, antequam dissertatio mea de Nebulonibus in lucem prodire queat.*' Und wie von diesem Genfer Freunde, so erbittet er auch von dem Zürcher Professor J. J. Horner Bücher und Auskünfte.[1]) Er sieht genau, daß er auf seine 'geschichtliche Forschung über die Nibelungen' noch viele Monate würde wenden müssen, das hindert ihn aber nicht, jetzt schon dem Verleger Zimmer das noch ungeborne Buch anzutragen, das zwar 'vermöge der Natur der Sache eine eigentlich gelehrte Arbeit' sein müsse, das er aber trotzdem 'auch für die größere Lesewelt anziehend zu machen und dadurch mehr Lebensregung in das Studium des Altdeutschen zu bringen' sich bemühen will (Jenisch S. 82f.).

Ehe er mit den (zunächst nur in zwei, allerdings sehr bedeutenden, Rezensionen der Heidelbergischen Jahrbücher von 1810 und 1811 angedeuteten) Ergebnissen seiner Studien vor ein größeres Publikum trat, suchte er im engern Kreise durch mündliche und briefliche Propaganda dem alten Epos Freunde zu gewinnen. Und da ihm die Verbreitung und volksmäßige Belebung dieser 'nordischen Ilias' eine wahre Nationalangelegenheit schien, dünkte es ihn besonders wichtig, die heranwachsende Jugend damit bekannt zu machen, daß sie im Geiste dieser Dichtung erzogen würde. In einem Briefe Schlegels an Professor Horner vom 22. Oktober 1811 steht zu lesen: 'Mein missionarisches Predigen, man solle dies urdeutsche Heldengedicht, wie bei den Griechen den Homer, in den Schulen erklären, scheint hier und da einigen Eingang zu finden. Ich habe darüber dem Erzieher im Fellenbergischen Institut meine Gedanken mitgeteilt.'[2]) — Der ungenannte Erzieher ist Friedrich Konrad Griepenkerl (1782—1849)[3]), der Vater des Dramatikers Robert Griepenkerl. An ihn hat Schlegel kurz nach jener wohl in Bern stattgehabten Unterredung ein längeres Schreiben gerichtet, in dem er über Art, Absicht und Ziel seiner Nibelungenstudien ausführlich Bescheid gibt. 'Mir ist', heißt es dort, 'die Erneuerung und volksmäßige Belebung dieser nordischen Ilias eine wahre Angelegenheit. Es wäre mein höchster Ehrgeiz, nach besten Kräften mit anderen gleichgesinnten Zeitgenossen eben das daran zu leisten, was Solon und Pisistratus für den Homer taten. Das Beispiel ist aufmunternd, denn als Solon die homerischen Rhapsodien nach ihrer Ordnung öffentlich abzusingen befahl, waren sie im europäischen Griechenland schon ganz verschollen und veraltet. Er hatte ohne Zweifel einen politischen Zweck dabei. Die Ionier waren schon von den lydischen und persischen Königen unterjocht, Griechenland war mit dem gleichen Lose bedroht. Die Ilias sollte die europäischen Griechen lehren, daß sie, vereinigt, stark genug wären, einen mächtigen asiatischen Monarchen in seinem Reiche anzugreifen, daß aber innere Zwietracht diesem die Oberhand über sie gebe.'

---

1) Zürcher Taschenbuch auf 1891, S. 3ff. 2) Ebd. S. 5. 3) Vgl. ADB IX 654f.



Diese und andere Anspielungen und Mitteilungen des umfänglichen Briefes kehren wieder in dem ebenda bereits angekündigten Probestück der ja immer noch unvollendeten Nibelungenschrift A. W. Schlegels, das im ersten Jahrgang der von seinem Bruder herausgegebenen Monatsschrift 'Deutsches Museum' (1812) erschienen ist. Hier sei nicht wiederholt, was an anderer Stelle (NFR S. 145/59) zu seiner Würdigung vorgebracht wurde. Nur dies möge nochmals und stärker als dort betont werden, daß der Gegensatz, der aufklafft zwischen Schlegels einst in Berlin vorgetragener Ansicht, das Nibelungenlied sei Hervorbringung nicht eines einzelnen, sondern der gesamten Kraft eines Zeitalters, und der nunmehrigen, daß ein einzelner, und zwar Heinrich von Ofterdingen, als der Dichter anzusprechen sei, gar nicht so groß ist, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. In der allmählichen Bildung des Liedes unterscheidet Schlegel wie damals so jetzt mehrere Schichten; den letzten Verjünger, den er hier nennen zu dürfen glaubt[1]), hat er schon in Berlin als einen einzelnen angesprochen; an einen einzigen Dichter aber, dem Stoff und Komposition und Form allein angehören, hat er nie geglaubt. Die *innere* Einheit der Dichtung jedoch haben auch die Berliner Vorlesungen nicht nur nicht bestritten, sondern aufs strengste behauptet. 'Es herrscht nur Ein Gemüt durch das Ganze,' heißt es dort (DLD XIX 119), 'Fugen und Verschiedenheiten des Stils sind weit weniger wahrzunehmen als beim Homer.' Das will um so mehr besagen, als Schlegel nicht nur in Berlin, sondern zeitlebens ein unbeirrbarer Anhänger F. A. Wolfs war[2]), was ihn keineswegs gehindert hat, die innere Einheit der homerischen Gedichte zu verfechten.[3]) So dachte er also trotz des anscheinend unvereinbaren Widerspruchs über die Entstehung des deutschen nicht anders als über die des griechischen (übrigens[4]) auch des indischen) Nationalepos.

Aber ein *innerer* Widerspruch liegt gerade solcher den äußeren Widerspruch vermeidenden Halbschürigkeit zugrunde. Die Romantiker, denen alles Geistreiche und Neuartige jederzeit imponierte, hatten sich in Wolfs revolutionäre Hypothese so vernarrt, daß sie die klügere Einflüsterung ihres eigenen besseren Kunstverstands überhörten. A. W. Schlegel sah im Homer strenge, im Nibelungenlied *strengste* Einheit der dichterischen Anlage — aber die naheliegende Schlußfolgerung wagte der Schüler Wolfs nicht zu ziehen. Er teilt dieses gewalttätige Vorurteil mit seinen Zeitgenossen, ja die bedeutendsten und gefährlichsten seiner Rivalen gerade auf dem Gebiete der Nibelungenforschung — Lachmann und die Brüder Grimm — bestreiten und befehden vorzüglich seine doch so zage Abweichung von der orthodoxen Wolfschen Liedertheorie. Heute wird man Schlegel eben darum loben, wird in ihm, wenn er u. a. vermutet, daß 'die fabelhafte

1) Die NFR S. 163f. gesammelten Notizen über die Verwertung der Ofterdingenhypothese bei neueren Dichtern sind seither reich vermehrt worden in der Schrift von Riesenfeld, Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur (Berlin 1912); doch fehlt auch dort der Hinweis auf Adalbert Stifters 'Witiko' (Inselausgabe) S. 537.

2) Opuscula quae Aug. Guil. Schlegelius latine scripta reliquit, ed. E. Böcking (Lipsiae 1848) S. 426. Vgl. auch den Brief an Aug. Böckh vom 18. Juni 1837: 'Im Winter des vorletzten Jahres gab ich öffentlich eine lateinische Vorlesung über Quaestiones Homericas, und bestärkte mich dabei von neuem in meiner antiunitarischen Ansicht.'

3) Vgl. DLD XVIII 121, 141f., 188. 4) Vgl. Indische Bibliothek II 146 (1824).

Geschichte Karls des Großen ... auf Veranlassung des ersten Kreuzzuges in Umlauf gebracht worden'[1]), einen frühen Künder neuester Auffassungen (J. Bédier!) grüßen.

Die Veröffentlichung der Museumsaufsätze bedeutete in keiner Weise einen Abschluß von Schlegels Studien. Im Gegenteil befeuerte sie nur seinen Eifer und Ehrgeiz. Er wußte, daß er nicht mehr allein stand in der Arena. 'Ich muß gewaffnet auftreten,' schreibt er am 11. April 1812 einem Freunde[2]), 'denn die Hagen, Grimm usw. werden sich die Sache nicht ganz friedlich aus den Zähnen rücken lassen.' Doch ist er voll Zuversicht und Kampfesfreude. 'Ich muß noch ihrer aller Meister werden', frohlockt er.[3]) In der Tat war er damals noch sämtlichen Rivalen überlegen. Die Palme des Siegs, die Krone des Erfolgs lag vor seinen Händen; da ward ihm beides im letzten Augenblick durch äußere Schicksale entrissen.

Politische und private Bedrängnisse veranlaßten Frau von Staël im Frühling 1812, aus dem Machtbereich ihres Hassers Napoleon über Ost- und Nordeuropa nach England zu fliehen. Schlegel begleitete sie. Er mußte seine Arbeit im Stiche, Bücher und Papiere in Coppet zurücklassen, der Abschluß des großen Nibelungenwerks war auf unbestimmte Zeit vertagt. Man spürt die innere Erregung des in der Ernte seines Feldes bedrohten Mannes, wenn man die 'Ankündigung'[4]) liest, mit der Schlegel dem Publikum die vorläufige Unterbrechung seiner wichtigen Arbeit meldet. Kurz vorher erst war er der besten Hoffnung gewesen, war bereits mit dem Berliner Verleger Georg Reimer in Unterhandlungen getreten, sein großes, gelehrtes Werk hätte mit Peter Cornelius' Zeichnungen zu dem Gedicht vereint in die Öffentlichkeit treten sollen.[5])

Wirklich fertiggestellt war von dem Nibelungenwerke, als Schlegel es lassen mußte, allerdings nur wenig. Die Sächsische Landesbibliothek bewahrt ein Manuskript '*Über das Lied der Nibelungen*', nicht ganz 60 Folioblätter umfassend (Msc. Dresd. e 90 LXXIV), das den nur wenig von der Druckfassung abweichenden Text der Museumsaufsätze[6]), außerdem aber noch jene Teile enthält, welche im 'Museum' absichtlich übergangen sind[7]); endlich eine frühere, von der letzten Fassung nur stilistisch, nicht sachlich abweichende Bearbeitung[8]) des im 'Deutschen

1) Deutsches Museum I 23. 2) Dem Bildhauer Friedrich Tieck.

3) An Friedrich Tieck, Coppet 4. April 1812.

4) Deutsches Museum II 366, gezeichnet: 'Wien im Junius 1812.'

5) Georg Reimer an A. W. Schlegel, Frühjahr 1812.

6) Unsere Handschrift war nicht für den Setzer bestimmt. Die Druckvorlage wenigstens für den ersten dieser Aufsätze (D. M. I 9—36), bestehend aus 14 losen beiderseitig beschriebenen Oktavblättchen, ist an der Universitätsbibliothek Amsterdam erhalten; sie stimmt mit dem Druck bis auf wenige orthographische und Interpunktionsabweichungen genau überein. Die Kollation ergab zwei bessere Lesarten: D. M. I 12, Z. 9 die übrigen Epopöen] d. ü. zahlreichen E. — S. 19, Z. 2 v. u. da doch] da ja doch.

7) D. M. I 16 Anm. — Es sind die Abschnitte: 'Neue Ausgaben', 'Handschriften der Nibelungen', 'Schreibung des Altdeutschen', 'Veraltete Formen und Wörter'.

8) Das Mehr an Inhalt, was sie der Schlußredaktion gegenüber aufweist, hat Schlegel zum Teil wörtlich in einen andern Museumsaufsatz über 'Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen' (D. M. I 289ff.) eingearbeitet.

Museum' II 1—12, bzw. I 520ff. Abgedruckten. Die Handschrift ist Mundum, im Konzept war noch mehr vorhanden, was sich u. a. daraus ergibt, daß nach der Überschrift auf S. 53 des Manuskripts: '*Vergleichung mit den Schicksalen der homerischen Rhapsodien*', vier Seiten leer gelassen sind, auf welchen die Reinschrift des so betitelten Abschnittes noch untergebracht werden sollte.

Als im Sommer 1813 das Waffenglück schwankte und A. W. Schlegel, der 'Pressechef' der Nordarmee Bernadottes, nach einem Siege Napoleons gewärtigen mußte, zur Flucht über den Kanal oder gar über den Ozean genötigt zu sein, da jammert er zum Freunde Schleiermacher[1]) über die dergestalt drohende völlige Zernichtung jener 'erzdeutschen Plane zu Werken', die er 'nach einem herstellenden Frieden zu vollführen' gedachte, und seufzt das Heimweh aus, das er nach seiner am Genfer See zurückgelassenen Sammlung altdeutscher Bücher empfand. Das Nibelungenlied wenigstens führte er während des unsteten Wanderlebens stets mit sich, und wie er vordem in Coppet[2]) und Bern[3]) gern die Damen mit Rezitationen daraus unterhalten hatte, wie er nachmals in Heidelberg die späte Braut Sophie Paulus damit erfreute[4]), so übte er diesen Brauch jetzt zu Kiel im Hause der schönen Elise Schleiden.[5])

Der Friede kam, ein siegreicher Friede, und Schlegel konnte in bester Laune zu den alten Lieblingsstudien zurückkehren. Bereits am 23. Juni 1814 schreibt er aus Paris an seinen Heidelberger Verleger die zuversichtlichen Worte: 'Ich bin jetzt wiederum mit allem Eifer auf die längst vorbereitete große Ausgabe der Nibelungen bedacht, der ich gern dem Inhalte nach alle mir nur erreichbare Vollendung und im Äußeren eine gewisse altväterliche Würde geben möchte' (Jenisch S. 111). Er läßt sich gleich alles kommen, 'was seit dem Frühlinge des Jahres 1812 im Fache der altdeutschen Sprache und Poesie ... Bedeutendes erschienen ist.'

Das Gebiet, das kürzlich in jedem Sinne noch sein eigenstes gewesen war, fand er nunmehr von zahlreichen Mitstrebenden besetzt. Büsching, Docen, von der Hagen, Görres, die Brüder Grimm erwiesen sich als gefährliche Rivalen; die letzteren hatten schon die Museumsaufsätze recht hochmütig behandelt.[6]) Aber Schlegel ist ihnen allen immer noch voran an Kenntnissen und philologischer Methode. Die Abhandlungen des 'Deutschen Museums' waren doch nur eine bruchstückhafte populäre Darstellung gewesen, in seinen Sammlungen hielt er ganz andere Dinge bereit, die nur noch der formalen Ausarbeitung be-

1) 8. Juli 1813. Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Hrsg. v. W. Dilthey III 432f.

2) Albertine de Staël-Broglie an Schlegel, Paris 19. X. 1838: '*On a traduit en français les Nibelungen, je les lis tout haut à Louise, cela me rappelle beaucoup votre conversation et nos anciens jours.*'

3) S. das Gedicht 'Der Besuch' (Böcking I 286ff.: 1812), das an Frau Marie Haller gerichtet ist. (Über diese Dame wird meine Briefsammlung Näheres mitteilen.)

4) Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte III (1890) S. 553.

5) Tochter der enigmatischen Frau van Nuys, über die erst meine Studie 'Carolinens Rivalin' (Preußische Jahrbücher, Oktober 1924, S. 27ff.) einiges Licht verbreitet hat.

6) J. v. Görres, Gesammelte Briefe II (München 1874) S. 345; R. Steig, A. v. Arnim u. J. u. W. Grimm (Stuttgart 1904), III 183; J. Grimm, Kleinere Schriften VI 119.

durften.[1]) Als er im Frühjahr 1814 zu Paris Jakob Grimms Besuch empfing, konnte er diesem durch sein Wissen und seinen Exzerptenreichtum noch gewaltig imponieren.[2])

Damals erfuhr J. Grimm, daß Schlegel für seine geplante große Prachtausgabe des Nibelungenliedes, die Text, sämtliche Lesarten unter dem Text, hochdeutsche Übersetzung, ausführlichen Kommentar, wo tunlich auch Bilder enthalten sollte, 'vollständige Vergleichungen' aller bisher bekannten Handschriften besaß. Tatsächlich hatte er sich um die so wichtige textkritische Grundlage der Edition alle erdenkliche Mühe gegeben. Schon an einer (ungedruckten) Stelle der Nibelungen-Abhandlung von 1811 konnte er schreiben (S. 13 der Handschrift): 'Die Lesearten der Münchner Handschrift [D], die mir zu diesem Zweck aus der dortigen Büchersammlung auf das gefälligste mitgeteilt wurde, habe ich eigenhändig ausgezogen.[3]) Der hochwürdige Pater Scherer, ehemaliger Benediktiner in der Abtei zu St. Gallen, und jetzt Beichtiger in dem Frauenkloster zu Rorschach, hat sich für mich der Bemühung unterzogen, da ich nicht selbst Muße hatte, nach St. Gallen zu reisen, die dasige Handschrift mit Einsicht und gewissenhaftem Fleiß zu vergleichen.'[4]) Eine Kollation des alten Myllerschen Textes mit der inzwischen nach München gelangten Hohenemser Handschrift [A] besorgte Docens Freundeshand[5]), und auch den zweiten Hohenemser Codex [C] scheint Schlegel, wenigstens zu flüchtiger Durchsicht, vor Augen gehabt zu haben.[6])

Am umfassendsten aber waren Schlegels literar-, kultur- und sagengeschichtliche Vorarbeiten, die sich ihm zu ganzen Bergen von Kollektaneen aufstapelten. In vier umfänglichen Bänden sind uns diese in 175 §§ ausgebreiteten '*Historischen Notizen*' erhalten.[7]) Die Verwalter des Schlegelschen Nachlasses, Böcking und Simrock, fanden sie noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so wertvoll, daß sie die aufschlußreichsten und in Schlegels Schriften noch unverbrauchten Eintragungen in Druck legen wollten. In der Tat enthalten sie z. B. zahlreiche Zeugnisse zur deutschen Heldensage, die sogar in Wilhelm Grimms berühmter, aus jahrzehntelanger Quellenforschung erwachsener Sammlung fehlen.

Die Hauptmasse von Schlegels Kollektaneen zu den Nibelungen[8]) ist in den

---

1) Schlegel an Georg Reimer 14. April 1817 (Literarische Mitteilungen. Festschrift zum 10j. Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin, 1901, S. 29): 'Ich habe mich Jahre lang mit der Untersuchung über die Nibelungen und die deutsche Heldendichtung überhaupt beschäftigt und darüber die reichhaltigsten Materialien beisammen; es fehlt nur an der Ausführung.'

2) Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm aus der Jugendzeit. Hrsg. von H. Grimm und G. Hinrichs (Weimar 1881) S. 327f.

3) S. o. S. 81. Die Auszüge sind erhalten: Msc. Dresd. e 90 LXXIII Band 1 u. 2.

4) S. auch Konrad Scherers ungedruckten Brief an Schlegel vom 12. September 1808. — Das durchschossene Exemplar der Myllerschen Sammlung mit eingetragenen Lesarten der St. Gallener Handschrift [B] ist erhalten Msc. Dresd. e 90 LXXII.

5) Anzeiger für deutsches Altertum XXIX 280.

6) Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm S. 366.

7) Ich habe sie näher beschrieben in der Einleitung zu meiner Ausgabe der Bonner Vorlesungen: DLD 147 S. XXIf.

8) Dergleichen sich auch noch in einem 'Miscellanea' betitelten Sammelheft (DLD 147 S. XXVIf.) finden.

Jahren 1810—1818 eingesammelt worden; hat er nachweislich auch später noch an diesen Heften gearbeitet und gebessert, viel Neues wird nicht mehr hinzugekommen sein in den Jahren, die immer mehr, immer ausschließlicher ganz anderen Studien gewidmet waren.

Denn statt mit ungeteilter Kraft die Arbeit an dem Nibelungenwerk zu fördern und zu enden, spaltet Schlegel unseligerweise alsbald wieder Zeit und Interesse zwischen dieser und einer völlig neuen Tätigkeit, die, bei Schlegels originalitätssüchtigem Wesen, schon um ihrer Neuheit willen der älteren verhängnisvoll werden mußte. Kaum daß er die durch Flucht und Krieg unterbrochenen germanistischen Forschungen eben erst wieder aufgenommen hat, macht er sich auch schon an ein intensives Studium des Sanskrit.[1]) Und die unausbleiblichen Folgen stellen sich sofort ein. Hatte Schlegel im Sommer 1814 dem Verleger und aller Welt die große Nibelungenausgabe als demnächst vollendet angekündigt, so klingt es ein Jahr später schon sehr viel zager: 'Wie bald meine Ausgabe der Nibelungen zu stande kommen wird, kann ich noch nicht bestimmt sagen.'[2]) Doch steckt er auch weiterhin, wie u. a. der Briefwechsel mit Favre zeigt, tief im Altdeutschen, erbringt mit der ebenso strengen wie gelehrten Rezension von der Brüder Grimm 'Altdeutschen Wäldern' (1815; Böcking XII 383ff). zum letztenmal den Beweis seiner unbedingten Überlegenheit über alle Mitforscher. Es war ein Pyrrhussieg. Jakob Grimm, der sich diesmal für besiegt erklären mußte, lauerte bereits auf den günstigen Augenblick der Wiedervergeltung. Er, der seine geniale Begabung, seinen einzigartigen Fleiß ausschließlich an das germanistische Studium wandte, mußte ja in Bälde auf diesem Gebiete den vielgeschäftigen Polyhistor Schlegel überbieten. Schon späht er dessen Blößen aus, erkennt die mangelnde Gründlichkeit seiner altdeutschen Sprachkenntnisse, urteilt, daß Schlegel sehr weise daran tue, mit der Nibelungenausgabe zurückzubleiben.[3]) Aber so urteilt vorerst nur der durch hochmütig ungerechte Behandlung verletzte Rivale; Freunde, Gönner, Verleger, das ganze deutsche Publikum sind anderer Meinung und drängen zum Abschluß.[4]) '*En Allemagne*', darf Schlegel an Favre schreiben (25. September 1817), '*on me demande mes recherches sur nos anciennes poésies nationales. Le prince royal de Bavière* [= Ludwig] *m'en parle dans une lettre que je viens de recevoir.*'

Die Antwort, die der Zauderer seinen Mahnern erteilt, könnte vermuten lassen, daß er bloß darum nicht fertig wird, weil er an sich selber zu große Forderungen stellte (vgl. Böcking XII 409). Die höchste Vollendung sollte das Werk aufweisen, alles bisher Geleistete übertreffen, sogar in der äußeren Ausstattung etwas noch nicht Dagewesenes vorstellen. 'Wenn keine Buchhandlung dies zu unternehmen geraten findet, so werde ich das Werk auf eigene Kosten herausgeben' — schreibt er

1) Schlegel an F. Wilken 9. Mai 1815; Opuscula S. 413.

2) Jenisch S. 114.

3) Neue Heidelberger Jahrbücher VII 73 (8. November 1817).

4) Walzel S. 553 (1815), 577 (1818). — Ohne Wissen des Bruders fordert Fr. Schlegel am 2. September 1817 Cotta auf, August Wilhelm 'den Antrag zu machen, seine lang vorbereitete Ausgabe der Nibelungen in Verlag zu nehmen' (ungedruckt).

i. J. 1815 an den Heidelberger Verleger.[1]) In Wahrheit war der Enthusiasmus für diese Arbeit schon stark abgekühlt, was sich am deutlichsten dadurch bekundet, daß Schlegel in diesen Jahren, vom Indischen ganz abgesehen, eine Reihe anderer literarischer Pläne und Studien betreibt. Ehe noch über die Nibelungenausgabe mit Mohr & Winter ernsthafte Verhandlungen begonnen sind, trägt er ihnen eine 'neue Ausgabe der Bodmerschen Minneliedersammlung' an (Jenisch S. 135), was die Verleger begreiflichermaßen mit Hinweis auf die nötigere und buchhändlerisch aussichtsreichere Nibelungenausgabe glatt ablehnen. Vorher schon hatten sich von Schlegels langjähriger Beschäftigung mit dem Mittelalter besondere romanistische Forschungen abgezweigt; seit 1815 reißt der Plan eines 'Essai sur la formation de la langue française' ein gut Teil seiner Arbeitskraft an sich[2]), Raynouards aufsehenerregende Publikationen über Sprache und Dichtung der Troubadours wecken seine Nacheiferung, führen Ende 1817 zur Niederschrift der 'Observations sur la langue et la littérature provençales', daneben laufen immerfort Forschungen zur etruskischen und römischen Altertumskunde, deren Ertrag zum Teil in die große Niebuhr-Rezension von 1816 (Böcking XII 444—512) eingeht, — kurz latinistische, germanistische, romanistische, indologische Studien drängen sich in denselben engen Zeitraum und hemmen einander wechselseitig. Das Resultat: bloße Fragmente allüberall. Und Schlegel selbst hatte das völlige Bewußtsein der unerquicklichen Lage. '*La multiplicité de mes projets*', schreibt er an Favre (23. September 1817), '*est un obstacle, ou peut-être un prétexte de ma paresse.*'[3]) Da gab es nur eine Rettung: Die Vielgeschäftigkeit aufgeben und sich ganz und gar auf eine einzige Tätigkeit sammeln. Schlegel wählte diejenige, in der er unter den Deutschen noch so gut wie keinen Rivalen hatte und also mit unbestrittenen Erfolgen rechnen konnte: die indische Philologie. Er hatte freilich die Rechnung ohne Franz Bopp gemacht ...

So blieben bald die Nibelungen ganz dahinten, ob auch das große fünfstündige Kolleg über 'Geschichte der deutschen Sprache und Poesie', mit dem Schlegel im Herbst 1818 seine Lehrtätigkeit an der neugegründeten Rheinuniversität eröffnet hatte und das er öfter wiederholte (DLD 147 S. XV), mehr noch ein Spezialkolleg über das Nibelungenlied[4]), gelegentliche Auffrischung der germanistischen Studien[5]) veranlaßten. Vergebens klopfte der Heidelberger Verleger Jahr um Jahr wegen der versprochenen Nibelungenausgabe an.[6]) Schlegel gesteht selber ein: 'Meine orientalischen Studien haben mich gewissermaßen der altdeutschen Literatur entfremdet, und ich weiß nicht, ob ich jemals wieder an meine Nibelungen komme.'[7]) Und sein Amtsgenosse Friedrich Diez schreibt zu diesen Worten in einem Briefe

1) Jenisch S. 114; ähnlich an G. Reimer, 14. September 1817.

2) G. Favre, Mélanges S. LXXXIV, LXXXVII u. ö.; Schlegel an Wilken, 9. Mai 1815, an W. v. Humboldt, 29. Mai 1822 (Leitzmann S. 78); Oeuvres II 165.

3) Ähnlich an Georg Reimer, 14. April 1817 (Literarische Mitteilungen usw. S. 29): 'Die Ausbreitung meiner Studien ist der Vollendung neuer Werke hinderlich.'

4) A. Reifferscheid, Eberhard van Groote (Bonn 1876) S. 56f., 75.

5) Briefwechsel zwischen W. v. Humboldt und A. W. Schlegel, hrsg. von A. Leitzmann (Halle 1908) S. 157.

6) Jenisch S. 170 (1821), 179 (1822). 7) Reifferscheid S. 75 (31. August 1821).

an J. Grimm den unübertrefflichen Kommentar[1]): 'Seine Studien über das Nibelungenlied liegen gänzlich, und müssen nun liegen bleiben, da er Takt genug hat, um die Forderungen zu erkennen, die man gegenwärtig an einen Herausgeber dieses Gedichtes macht, die er aber, bei so geteilten Studien, nicht mehr befriedigen möchte. Doch liest er noch zuweilen darüber und mit Beifall; überhaupt wäre zu wünschen, daß seine zum Teil sehr scharfsinnigen Bemerkungen und Beobachtungen in diesem Bezirk nicht verloren gingen.' Nichts anderes, nur in boshafterer Fassung, sagt Heine aus mit seinem sachlich und psychologisch durchaus zutreffenden Urteil[2]): 'Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen.'

Völlig resigniert aber hat der Nibelungenforscher Schlegel doch niemals[3]); immer noch hoffte er auf die Möglichkeit einer Wiederaufnahme und schließlichen Verwertung der alten Studien. '*J'ai les matériaux tout prêts pour une introduction historique à ce poème*', schreibt er am 6. April 1833 an Golbéry; '*mes vues sont très différentes de celles de MM. W. Grimm et Lachmann.*' Geltend gemacht hat er seine abweichenden Anschauungen nicht mehr. Als Lachmann, mit dem er nach heftigen persönlichen Zusammenstößen schließlich in ein leidliches Verhältnis gekommen war, ihm Herbst 1840 eine kostbar gedruckte Prachtausgabe der Nibelunge Not dedizierte, setzt Schlegel in sein Dankschreiben[4]) diese Worte: 'Einwürfe wären kein angemeßnes Gegengeschenk. Gegen Ihre Anordnung des Textes werden dergleichen, denke ich, nicht ausbleiben; aber schwerlich werden sie von mir vorgebracht werden. Meine Kollationen und bändereichen Exzerpte ruhen seit vielen Jahren.' Als aber, wenige Jahre vor Schlegels Tode, Georg von Cotta sich zum Verlage des Nibelungenwerks anträgt[5]), kann sich der schon müde und dabei mit vielfacher Arbeit überbürdete Greis immer noch nicht zu einem runden Nein entschließen. 'Über die Nibelungen', schreibt er am 15. Juni 1841, 'habe ich mehrmals Vorlesungen gehalten, auch viele Untersuchungen angestellt, aber zum Drucke sind sie noch nicht bereit.'

So ergebnislos endet ein jahrzehntelanges emsigstes Bemühen, das, wenn seine Resultate rechtzeitig der Öffentlichkeit vorgelegt waren, den Gang der germanistischen Wissenschaft unweigerlich ganz bedeutend beeinflußt hätte. Die Vor- und Gewaltherrschaft Lachmannschen Geistes wäre durch Schlegels Gegengewicht zu minderer Auswirkung gelangt oder doch eher gebrochen worden als erst nach einem vollen Jahrhundert, dämmerten doch nicht wenige von Bédiers

1) Zeitschrift für romanische Philologie VII 481ff. (29. Januar 1826).

2) Inselausgabe VII 64.

3) So wenig wie er es bezüglich der Shakespeare-Übersetzung tat, mit deren Fortsetzung er wider besseres Wissen (und schlechteres Wollen) den Verleger Reimer jahrzehntelang nasführte (vgl. 'Literarische Mitteilungen usw.' S. 26f. und Schlegels Briefwechsel mit Reimer).

4) Anzeiger für deutsches Altertum XXVII 223f. (29. Oktober 1840).

5) Cotta an Schlegel 4. Juni 1841.

und Heuslers die unsinnige Liedertheorie umstürzenden Ideen schon im Kopfe des alten Romantikers; wie denn auch Andreas Heusler sich mitunter auf Äußerungen A. W. Schlegels beruft. Um die Früchte seines Fleißes ist dieser freilich gekommen, denn seine im Pult verwahrten Forschungen und Funde sind weder der Mit- noch der Nachwelt zunutze gewesen; aber hätte er sein großes Nibelungenwerk auch fertiggestellt, in den rein technischen Teilen und Leistungen wäre es heute längst veraltet und lebendig nur noch der unvergängliche Geist, der es als Atmosphäre umhüllte. Ihn haben, ihn ergreifen wir jedoch schon in den wenigen, der Gestalt und dem Umfang nach Fragment gebliebenen, einschlägigen Schriftchen Schlegels, die immer noch Urbild und Vorbild sein dürfen für einen nach den großen Problemen der Geschichte, und des Geistes überhaupt, ausgerichteten Wissenschaftsbetrieb; denn was Schlegel angestrebt, was er geleistet, was er durch Muster und Mahnung gelehrt hat, ist eben das, was auch wieder Zug und Ziel aller geistesgeschichtlichen Bemühungen währender Zeit wurde: *idealistische Philologie*. Wohl ist A. W. Schlegel wie in allen Stücken seiner Tätigkeit so auch als Philologe, auch als Germanist ein Fragmentist geblieben, aber schließlich ist doch das Fragment auch nur eine Ausdrucksform, so gut wie eine andere, und bezeichnet die Qualität, nicht die Dignität des Werkes.

DIE WISSENSCHAFTEN IN OSTASIEN

Von Waldemar Oehlke

Vor einiger Zeit berichtete ich an dieser Stelle über ostasiatische Jugendbildung (II 1927 S. 80—85). Nach der wissenschaftlichen Seite hin bedarf jene Skizze einer Ergänzung.

Da gilt es zunächst, zwei ganz verschiedene Arten von 'Wissenschaft' zu unterscheiden: die eigentlich ostasiatische, die stets irgendwie im Buddhismus aufgeht, wenn sie nicht rein konfuzianische Ethik ist, und die europäische, deren moderne Organisation sich in Ostasien fast nur bei naturwissenschaftlichen Fächern als parallel zu der unseren verfolgen läßt, weil ja doch unsere Geschichte, Literatur, Theologie und Jurisprudenz innerhalb der Mauern ostasiatischer Schriftzeichen und ostasiatischen Altertums nur die Rolle einer untergeordneten Auslandskunde spielen können. Man braucht zum Verständnis dieser Tatsache nicht mehr als den Begriff 'Klassisches Altertum', das es für Ostasiaten allein in Ostasien geben kann und von dem aus eine grundverschiedene 'Philologie' ihren Anfang genommen hat. Sieht man hier die Trennung vielleicht am schärfsten, so bei der Philosophie wieder die Verbindung, soweit sie nach der obigen Feststellung geisteswissenschaftlich überhaupt möglich ist.

In *Japan* haben sich unsere naturwissenschaftlichen und die ihnen zunächst verwandten Fächer natürlich viel weiter entwickelt als in China. Als Beispiel genügt eine angewandte Wissenschaft wie die Medizin. Einen chinesischen Arzt kann und wird kein Europäer zu Rate ziehen; einen japanischen wird er in den meisten Fällen etwa einem amerikanischen vorziehen. Ausländische Ärzte, die

sich in Japan niederlassen wollen, haben — auch wenn sie daheim als Autoritäten gelten wie der in Kobe und Osaka tätige Prof. Härtel aus Halle — eine Prüfung zu bestehen, die durchaus keine bloße Formalität ist, da die Mehrzahl der Prüflinge auf der Strecke bleibt. Yokohamas junger deutscher Arzt Dr. Grauert erzählte mir noch Näheres darüber, wie er als einziger bestanden habe, obwohl die anderen ebenfalls die Qualifikation der Heimatexamina hatten, denn wenn nur eine einzige Diagnose bei ungefähr 20 vorgestellten Patienten — ohne klinische Hilfsmittel — falsch ist, kann der Arzt an die Abreise denken. Die Empfindlichkeit der japanischen Ärzte zeigt sich in der unglaublichen Sorgfalt, mit der gerade weiße Patienten untersucht und behandelt werden, damit die europäische Konkurrenz möglichst überboten wird. Beiläufig bemerkt ist der japanische Arzt sein eigener Apotheker, und die Bezahlung der Arznei stellt sein einziges Honorar dar, abgesehen von dem späteren Geschenk, dessen Höhe von dem Erfolg der Behandlung und den Mitteln des Patienten abhängt. Diese ebenso unbestimmten wie unbegrenzten Einnahmen sollen ihn viel besser stellen als den weißen Kollegen.

Am 30. Oktober 1926 begann in Tokio die Tagung eines nationalwissenschaftlichen Kongresses, der nahezu zwei Wochen dauerte und mit vorläufigen Übersichten einen gewissen Abschluß der Entwicklung aufzeigte. Das Material war mir zur Bearbeitung zugänglich und vervollständigte mir den persönlich von japanischen Kollegen vorher gewonnenen Überblick.

In den Reden, die da gehalten wurden, gab man zunächst freimütig zu, daß die Organisation der modernen Wissenschaften in Japan erst später als in anderen Ländern rund um den Großen Ozean möglich gewesen sei. Lange vor dem Jahre 1871, in dem als erstes japanisches Forschungsinstitut das hydrographische gegründet wurde, gab es in den Vereinigten Staaten mehr als 200 derartiger Institute, Laboratorien und gelehrten Gesellschaften mit regelmäßigen Jahresberichten. In Mexiko wurde 1825 das Nationalmuseum, 1833 die Geographische Gesellschaft gegründet. Älter noch sind ähnliche wenn auch nicht so große Gründungen in Columbia, Peru, Bolivia und Chile. In Neuseeland gab es vor 1871 ebenfalls schon acht gelehrte Gesellschaften, in Australien selbst die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften seit 1821, auf Java eine ähnliche sogar noch vor Ablauf des XVIII. Jahrh. Aber mit Genugtuung konnten die Japaner zugleich feststellen, daß sie den Vorsprung der anderen nicht nur eingeholt, sondern sie überflügelt hätten und so den beiden wissenschaftlichen Hauptländern Deutschland und England nahe gekommen wären. Man begreift daher die Freude, mit der japanischerseits das kürzlich in Tokio eröffnete Deutsch-Japanische Institut mit dem Deutschenfreund Grafen Goto — dem ich seinerzeit Grüße von dem greisen Chinesen Ku-Hung-Ming aus Peking überbrachte — als japanischem Präsidenten und dem japankundigen Pfarrer und Lehrer Gundert als deutschem Leiter begrüßt worden ist. Wissenschaftlich neben Deutschland — das ist Japans brennendster Ehrgeiz.

Wissenschaftliche Forschungsinstitute folgten nun in Japan einander schnell im Lauf des letzten halben Jahrhunderts; 1874/75 für Hygiene und Meteorologie, nächst Tokio zuerst in Osaka. Innerhalb von 20 Jahren entstanden 16 wissenschaftliche Gesellschaften. Das setzte sich mit stets erhöhter Verhältniszahl fort.

Sehen wir heute ab von mehr als 50 kaiserlichen Instituten und Laboratorien, so wurde von den rund 100 nicht offiziellen gelehrten Gesellschaften mehr als ein Viertel in den letzten 6 Jahren, also nach dem Weltkriege, gegründet. Die großen öffentlichen Kongresse setzten stärker seit dem Jahre 1910 ein. An fachmännisch gebildeten Mitgliedern solcher Gesellschaften zählt zur Zeit die Physik 2700, die Chemie 6000, die Geographie 1000, die Geologie 850, die Botanik 700, die Zoologie 1200, die Forstkunde 3300, die Meteorologie 370, die Technik 18000 und die Medizin 50000. Einen besonderen Rang nimmt die Fischerei ein — im weitesten Sinne einschließlich des rein zoologischen Interesses —, ohne daß es mir gelungen wäre, hierfür zuverlässige Unterlagen zu ermitteln. Mit den Lehrkörpern der Universitäten bleiben die Mitglieder, wenn sie ihnen nicht schon als Dozenten angehören, in engerer Verbindung, als das in Europa geschieht, so daß sie auch leichter in Akademien berufen werden, was bei uns höchst seltene Ausnahmen sind. Übrigens sind Japans Universitäten, geführt 1877 von Tokio, ebenfalls vergleichsweise jung — wenn man von den alten Schinto- und Buddha-Hochschulen absieht —, denn in den Städten Mexiko und Lima kommen wir bis ins XVI. Jahrh., in San Thomas auf den Philippinen bis 1611, in Santiago bis 1743, in Sidney bis 1850, in Melbourne bis 1853, in Neu-Seeland bis 1870. Auf Tokio folgten Kioto 1897, Taihoku 1907 und Kyuschu 1910. Wiederum muß hier die neueste Zeitspanne wissenschaftlich betont werden, denn zwischen 1919 und 1926 entstanden nicht weniger als 14 Colleges — ungefähr amerikanischer Art — für Medizin und Technik, die mindestens dazu beitragen, die Zahl der Interessenten auch für die Wissenschaft als solche zu vervielfachen.

Bestimmte Disziplinen reiner Wissenschaft waren seit jeher in Japan bevorzugt, natürlich ohne straffe Organisation. Obenan steht — nicht auffallend im klassischen Lande der Blumen und Schmetterlinge — die Botanik, deren Wissenschaft japanischerseits bis ins VIII. Jahrh. n. Chr. zurückverfolgt wird. Vom XVII. Jahrh. bis zum Beginn der Meiji-Aera (1868), mit der anderes in den Vordergrund trat — z. B. die moderne Kanone! —, soll eine erstaunliche Menge systematisch beschreibender Werke über die japanische Flora entstanden sein. Der erste Ursprung des botanischen Interesses scheint die Medizin gewesen zu sein, denn schon i. J. 285 wurde nachweislich ein koreanischer Gelehrter für medizinische Pflanzenkunde an den japanischen Hof berufen. Hierüber gab es seit dem Jahre 929 ein Sammelwerk in 20 Bänden von einem gewissen Schitago. Bezeugt ist, daß im XVI. Jahrh. portugiesische und spanische Besucher diese Kenntnisse ergänzten bzw. ausnutzten. Sämtliche japanische Pflanzen bekamen ihr Recht mit Jyaksuis hundertbändiger Enzyklopädie i. J. 1696, die nach dem Tode des Autors bis 1735 auf 638 Bände stieg. Besondere Monographien widmete Jyaksui den Kirschblüten, Orchideen und dem Bambus, was jedem Japankenner ohne weiteres verständlich ist. Seit 1757 wurden botanische Ausstellungen veranstaltet — eine große Chrysanthemen-Ausstellung habe auch ich 1925 in Tokio erlebt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der derzeitige Präsident des japanischen Oberhauses, Fürst Tokugawa, früher Botanik studiert und auch ein Tokugawa-Forschungsinstitut zur Förderung dieser Wissenschaft, die in Japan als Grundlage allgemeiner Bildung

gilt, gegründet hat. Einteilung der Pflanzen in Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten ist dort seit länger als einem Jahrtausend selbstverständlich. Linnés System wurde 1856 bekannt und studiert, und schon im folgenden Jahre eröffneten die Japaner in Yedo ein Institut zur Erforschung nichtjapanischer Pflanzen, so daß 1877 Riokichi, der auch in Amerika studiert hatte, die erste Professur in Tokio für Botanik — also nicht etwa nur Pflanzenkunde Japans — übernehmen konnte. In Erinnerung an meine Quintaner-Botanisierkapsel hätte ich nie gedacht, daß ich einmal noch so stark auf Botanik als Wissenschaft und Bildungsgut gestoßen werden würde, wozu es für Deutsche im Durchschnitt offenbar erst einer Reise um die Welt bedarf. Die Japaner würden große Augen machen, wollte ich ihnen statt dessen meinen alten Cornelius Nepos samt Vokabularium, Ostermann und Ellendt-Seyffert als Ersatz anpreisen.

Die Physiologie fand 1836 von Europa aus in Japan Eingang; die Mathematik dagegen kam aus China schon vor $1^1/_2$ Jahrtausenden zusammen mit dem chinesischen Kalender und der Rechnungstafel, deren unglaublich schnelle Kugel-Handhabung ich so oft auf ostasiatischen Banken vor Augen hatte. Im XVII. Jahrh. entwickelte sich die Geometrie selbständig in Japan weiter. 1744 wurde in Kanda das erste astronomische Observatorium mit neuzeitlichen Apparaten eröffnet. Daß die Seismologie im Erdbebenlande einen ganz anderen Rang einnimmt als bei uns, bedarf kaum eines Nachweises. Umgekehrt ist in einem an Tieren heute so armen Lande wie Japan die Zoologie zurückgeblieben. Ausgeglichen wird das durch die nächstverwandte Disziplin, die Anthropologie bzw. Biologie. Die Japaner sagen, diese Wissenschaften könnten bei ihnen viel besser gedeihen als in dem religiös sektenreichen Amerika oder in den katholischen Ländern Europas, weil ihnen kein Dogma Schwierigkeiten mache, im Gegenteil beispielsweise der Buddhismus das Tierleben aus der Erlösungslehre nicht ausschließe. Immerhin zeigt das Studium der jungen Japaner an ausländischen Universitäten und Hochschulen, daß man sich an entscheidenden Stellen keiner Täuschung darüber hingibt, wie sehr Japan wissenschaftlich sein Bestes doch aus dem Abendlande geholt hat. Am Londoner internationalen University-College, das im letzten Jahre sein hundertjähriges Bestehen gefeiert hat, studieren 41 Japaner neben 111 Indern, 52 Amerikanern, 51 Deutschen, 39 Schweizern, 37 Afrikanern, 32 Franzosen, 24 Australiern, 21 Holländern und 19 Russen. Nur ein derartiges, auf Internationalität schon seit der Gründung eingestelltes Institut kann man richtig zum Vergleich heranziehen.

Neben den wissenschaftlichen Jahresberichten pflegen auch Japans Zeitschriften die Wissenschaft in volkstümlicher Form, naturlich nicht alle 600, von denen der sechste Teil sogar ausgesprochene Kinderzeitschriften sind — in dieser Beziehung steht das berühmte Kinderland Japan einzig da —, aber immerhin viele, zumal die mit begrenzterem Umkreis. Beispielsweise widmen sich 9 Zeitschriften ausschließlich dem Drama, 16 der Jurisprudenz, 45 der Erziehung, 22 der Sprache, 41 der Technik, 19 der Landwirtschaft, 14 der Religion, 12 der bildenden Kunst und 8 der Musik. Die 62 politischen, 78 literarischen und 40 ökonomisch-geschäftlichen Zeitschriften gehören nur noch zum kleineren Teil

hierher, zumal heute, da sich auch in Japan die neue Gattung der Kino-Zeitschrift entwickelt und bereits die Zahl der religiös oder künstlerisch gerichteten Hefte mit 18 Vertretern überschritten hat.

Daß es außerhalb des für Europa unmöglichen Mahayana-Buddhismus original-japanische Geisteswissenschaften gar nicht gibt, wurde schon angedeutet. Wie das jedoch ausgedrückt wird, hängt von dem inneren Verhältnis des betreffenden Beurteilers zu Asien überhaupt ab. Hierauf einzugehen, muß ich mir aus naheliegenden Gründen versagen.

Eine nicht praktisch anwendbare Philosophie ist in Ostasien unmöglich. Allen japanischen Systemen liegt zugrunde der ethische Hauptsatz: 'Wissen ist keines, es sei denn, du übst es.' Typisch dafür ist der japanische Philosoph Zinsai Ito (1627—1705), der die Theorie verfocht, das Universum existiere durch die Tat und für die Tat, menschlich für die wohlwollende und gerechte Tat. Itos Schule hat es auf 3000 literarische Bekenner gebracht. Von hier aus trat man auch den fremden Religionen gegenüber. Was tut der Christ, was tut er nicht? Er hilft dem Armen, er raucht und trinkt nicht. Er d. h. zunächst der Missionar. Trotz der Einflüsse der buddhistischen Weltflucht und der Erdbebenkatastrophen verrät die japanische Weltanschauung doch entschiedenen Optimismus, der wohl gefördert wurde durch die insulare Sicherung und das glückliche Klima. Als Typus darf hier Yekiken Kaibara (1630—1714) genannt werden, der Künder einer Lebensfreude, die nur ethisch gebunden ist. Man versteht das erstaunliche Selbstgefühl des Japaners, auch wenn es, wie heute so oft, ein bißchen lächerlich wirkt, noch besser bei der Feststellung des großen Schinto-Lehrers Motoorie (1730—1801), daß Japan keine geschriebene Ethik nötig habe, weil jeder Japaner sie im Herzen trage. Wohlverstanden, nur jeder Japaner! Gerade jetzt setzt sich ja drüben die Meinung immer mehr fest, daß eigentlich alles nicht von Japanern Gedachte nur eine Verwirrung des von Japanern Gedachten sei, dann jedenfalls, wenn es im Japanischen nicht aufgehe. Gottesgnadentum des allein erwählten Sonnenvolkes, vorgezeichnet von Japans berühmtestem Buddhisten Nischiren zur Zeit unserer Hohenstaufen, dessen orthodoxe Lehre mir in Tokio von vorübermarschierenden Trupps zugetrommelt und von meinem Koch auf den Tisch serviert wurde, solange bis ich in Verzweiflung alles über ihn studierte, was in den mir zugänglichen Sprachen zu haben war, um zuletzt zu erkennen, daß geisteswissenschaftlich wie religionsphilosophisch im tiefsten Kern der Osten Osten und der Westen Westen bleiben muß.

In den kulturgeschichtlich und völkerkundlich bedingten Hauptrichtungen des Geistes wenigstens, denn durch den Austausch von Ergebnissen und Werten kann gewiß der Osten wie der Westen nur gewinnen. In dieser Beziehung ist *China* viel aufnahmefähiger und tiefer, weil nicht in dem Grade wie Japan nur auf Aneignung der Oberfläche und mechanische Nachahmung bedacht.

Die schöpferische Kraft des chinesischen Geistes im Gegensatz zu der mehr nachahmenden und weiterbildenden des japanischen hat denn auch China ursprünglich reine Wissenschaften von hoher Bedeutung beschert. Aber sie blieben in ihrer Entwicklung stecken. An diese Fäden vermochte die Neuzeit, insbesondere das

XIX. Jahrh., nicht mehr anzuknüpfen. Alles das gehört heute zur chinesischen Altertumskunde, und nur der Sinologe ist befähigt und berechtigt, darüber zu urteilen. Der Japaner hat die Vergangenheit der Gegenwart sogar dadurch angeglichen, daß er eigene Zeitungen und Zeitschriften in englischer Sprache herausgibt, eine von ihnen auch in Peking, wo gewiß noch andere fremdsprachliche Organe erscheinen, aber keine in chinesischem Besitz oder unter chinesischer Leitung. Wer den Wissenschaften in China vom heutigen Standpunkt aus nachgehen will, bedarf dazu stets der Brücken, die von außen kommen, gleichviel ob sie zu den Universitäten oder gelehrten Gesellschaften und Forschungsinstituten führen. Alles übrige ist auf pietätvoller Erinnerung ruhende, rein chinesische Selbstbesinnlichkeit, meist ethisch bzw. buddhistisch bedingt, weiteren Volkskreisen nur in den Haupt-Ergebnissen zugänglich.

Denn man darf nicht vergessen, daß der Durchschnitts-Chinese der Schriftsprache seiner großen Ahnen nicht anders gegenübersteht als etwa der Italiener dem Lateinischen oder der Deutsche dem Gotischen. Hier aber hat nun das eingesetzt, was man heute 'chinesische Renaissance' nennt, jene Bewegung zugunsten einer neuen, allgemein verständlichen Schriftsprache, die mit dem Namen meines früheren Pekinger Kollegen und zeitweise Universitätsdekans Dr. Hu Schi verbunden ist.

Hu Schi stammt aus einer Gelehrtenfamilie der Provinz Anhwei. Schon mit 15 Jahren trat er schriftstellerisch hervor. Nach eindringendem Studium der altchinesischen Literatur kam er zur Überzeugung, daß das neue China literarisch einer neuen Grundlage bedürfe. Im Jahre 1910 bezog er als Student die Cornell-Universität in Ithaca (U.S.A.), vielleicht Amerikas beste Hochschule, wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann, soweit man das als Gastprofessor vermag. Aber Hu Schi studierte dort, wie ich hörte, die Landwirtschaft und schrieb daneben Gedichte in der chinesischen Umgangssprache, dem 'pai hua'. Er suchte nun chinesische Dichtungen, die ebenso überliefert waren, aus den letzten vier Jahrhunderten zusammen, gab sie heraus und leitete sie ein. Darauf übersiedelte er an die Columbia-Universität in New York. 1917 kehrte er heim und wurde Dozent an der Universität Peking. Als Verfechter der lebenden pai—hua-Schriftsprache wurde er bei einer Rundfrage schon 1919 zu den 12 bedeutendsten Chinesen der Gegenwart gerechnet, damals erst 27 Jahre alt. Im folgenden Jahre wurde die pai—hua-Sprache bereits als Lehrgegenstand für die ersten beiden Jahre in den chinesischen Schulen amtlich eingeführt an Stelle der alten ku—wen-Sprache, die eigentlich schon 2000 Jahre tot war. Hu Schihs engeres Lehrfach war die Philosophie geworden. Mit einer Dissertation über die Stellung der Logik innerhalb der chinesischen Philosophie hatte er an der Columbia-Universität promoviert. Seine Geschichte der chinesischen Philosophie erlebt eine Auflage nach der anderen. Der junge chinesische Exkaiser, dessen Englisch, wie auch ich in persönlicher Unterhaltung feststellen konnte, für fremdsprachliche Werke nicht ausgereicht hätte, ließ sich von ihm in weltphilosophische Probleme einführen. In der Folge lehnte Hu Schi zweimal das Amt des Kultusministers in China ab. Es ist klar, daß heute, da jeder zweite Kuli bereits sein pai—hua-Wörterbuch in der Tasche bzw. im

Ärmel hat, die ganze chinesische Literatur sozusagen ins Rollen kommt, damit aber auch die Wissenschaft, sowohl hinsichtlich der Vergangenheit wie der Zukunft. Ich halte in der Tat Dr. Hu Schi, den ich auch in unserem Pekinger Hause als unseren Gast genauer kennen lernte, und den verstorbenen Dr. Sun Yat Sen für die beiden bedeutendsten Chinesen seit Einführung der Republik 1911, beide Revolutionäre mit Selbstbezähmung, positiver Aufbau-Arbeit und nationalbewußter Vaterlandsliebe. An Professoren mit lauten politischen Protesten fehlt es China nicht, wohl aber an still schaffenden, wie es der kleine, zarte Hu Schi mit seinem schmalen, blaß vergeistigten Antlitz ist.

Mehr über die Entwicklung der Wissenschaften in China sagen, hieße der Zukunft vorgreifen, denn Überraschungen gehören zum Charakter so stürmischer Übergänge auf politischem wie auf literarischem Gebiet. Jahrzehnte wird es dauern, ehe China naturwissenschaftlich etwa da stehen wird, wo wir Japan heute schon sehen. Andererseits ist es mir persönlich nicht zweifelhaft, daß der Chinese, der mir auch menschlich näher steht als der Japaner, diesen letzteren am Ende weit überholen muß, soweit es die allgemeine ostasiatische Neigung zum passiven Leben überhaupt erlaubt. Gerade aber das Gelehrtendasein ist eine Ausdrucksform chinesischer Passivität. Und so ist mir heute schon deutlich, daß wie einst so auch später wieder im Umkreis ostasiatischer Wissenschaft die Japaner die Empfangenden und die Chinesen die Gebenden sein werden.

INDIVIDUAL- UND KOLLEKTIVPÄDAGOGIK IN DER HÖHEREN SCHULE DER GEGENWART

Von Emil Schott

Die Geschichte der Pädagogik redet fast nur von dem Gegensatz zwischen Individual- und Sozialpädagogik. Aber mit demselben Recht könnte man auch die Begriffe Individual- und Kollektivpädagogik einander gegenüberstellen. Freilich, dieser pädagogische 'Kollektivismus' entbehrt in diesem Falle der tiefgründigen philosophisch-sozialen Ausdeutung, wonach der Name letzten Sinnes nicht so sehr verschieden ist von dem besonders in der Gegenwart berüchtigten Kommunismus; vielmehr ist das Wort zu fassen ganz schlicht entsprechend seiner lateinischen Herkunft: 'Sammelerziehung', Erziehung einer Mehrheit im Gegensatz zu der Erziehung nur eines einzelnen. Inhaltlich jedoch enthält die Unterscheidung Individual- und Kollektivpädagogik eine reiche Fülle tiefgreifender Fragen. Der Name 'Individualpädagogik' vereinigt in sich die Kennzeichnung einer erzieherischen Methode und eines erzieherischen Zieles; denn er bedeutet ebenso 'Erziehung eines einzelnen, gesondert von anderen' wie 'Erziehung eines einzelnen im Sinn seines eigenen Wesens, also zur Individualität'. Der Begriff 'Kollektivpädagogik' dagegen umfaßt lediglich die Erziehungsart, d. h. 'gemeinsame Erziehung vieler', während anderseits die vielsagende Bezeichnung 'Sozialpädagogik' vor allem das Erziehungsziel zum Ausdruck bringt, nämlich den einzelnen für den Dienst an der Gesamtheit der andern heranzubilden.

Vielleicht niemals in der ganzen Entwicklung unseres deutschen Bildungswesens hat sich dieser Gegensatz zwischen Individual- und Kollektivpädagogik als so ein-

schneidend erwiesen wie gerade heutzutage. Ja es ist wohl nicht zu viel gesagt: eben diese Gegenüberstellung bekundet, wenn man sie nur tief genug faßt und ihren Inhalt bis auf den Grund ausschöpft, die ganze Gespaltenheit unserer bildungspolitischen Gegenwartslage. Die gewichtige Frage: sollen Schule, Unterricht und Erziehung vorwiegend individualisieren oder generalisieren? ist freilich nichts weniger als neu; wieder und immer wieder taucht sie als wuchtige Entscheidungsmahnung fast in allen Kapiteln der pädagogischen Geschichtsbücher und Theorienwerke auf; sie wird immer brennender, seitdem die moderne Bevölkerungszusammenballung und leidige Geldnot die Schulkinder immer enger in riesige Schulhäuser und überfüllte Schulklassen zusammenpfercht. Aber weit über diese mehr 'räumliche' Blickrichtung hinaus — so schwerwiegend, so grundsätzlich, um nicht zu sagen so letzthinig hat sich diese Frage für uns Lehrer noch nie aufgetan als heutzutage, da die Schlagworte des Zeitgeistes sich immer schärfer zu pädagogischen Antinomien zuzuspitzen drohen! Hie der Ruf: Demokratie, in deren Wesen das Streben ruht zu 'nivellieren', d. h. gleichzumachen, dort der Schrei nach Persönlichkeiten, die sich an der eigenen Natur emporranken, ja zuletzt nach Führern, die uns aus dem Tiefland unserer Ohnmacht wieder emporgeleiten, hie: Einheitsschule, d. h. Zuweisung der gleichen Bildungsgrundlagen an alle und Zuleitung der weitesten Schichten zu denselben Bildungsquellen, dort Entwicklung jedes einzelnen zu einem ausgeprägten Sonderwesen, so daß die Zuführung des Bildungsguts möglichst eng mit der Entfaltung der ganzen Persönlichkeit Hand in Hand geht.

Besonders folgenschwer wirkt sich dieser Streit der beiden hauptsächlichen pädagogischen Richtungen aus im Bannkreis der höheren Schule. Alles, die Umwelt, aus der die Schüler stammen, die Dauer der Schullaufbahn, die für sehr viele gerade die eindrucksfähigen Jahre von 14—18 mit einschließt, Gehalt und Inhalt der Unterrichtsstoffe, die im Aufstieg der Klassen an Fassungsvermögen und Gedächtniskraft der Zöglinge immer höhere Anforderungen stellen — dies alles treibt, ja zwingt die höhere Schule zum Grundsatz der Auswahl, im Unterschied von der Volksschule, deren Hauptaufgabe darin besteht, möglichst vielen Kindern aus den breitesten Volksschichten ein bestimmt vorgeschriebenes Gleichmaß der grundlegenden Kenntnisse zu übermitteln. So wird die höhere Schule schon durch ihren Aufbau und ihre Bestimmung fast ungewollt in ihrem ganzen Tun auf das Geleise der Individualpädagogik hingeleitet. Was der demokratische Führer W. Hellpach in seinem aufschlußreichen Buch 'Die Wesensgestalt der deutschen Schule' (Quelle & Meyer, Leipzig 1925) als ideales Ziel der höheren Schule feststellt, 'Aristopädie' zu treiben, dies soll für sie zum unfehlbaren Wegweiser ihrer ganzen Arbeit werden. Denn in diesem hohen Beruf, 'Beste', wenn nicht gar 'die Besten' zu erziehen, ruht eine tiefe Gebundenheit, eine Nötigung zur Aussonderung, zur Exklusivität. So wird sie durch ihre ganze innere Wesensart, auch wenn die äußere Einrichtung, wenn Lehrplanvorschriften und Klassenüberfüllung ihr Kollektivpädagogik nahelegen, förmlich zur Individualgestaltung vorherbestimmt.

Damit wird für Lehrer und Erzieher, die an einer höheren Schule wirken, der Widerstreit zwischen Individual- und Kollektivpädagogik zum ernsten Berufsproblem, und wenn man immer wieder darüber streiten hört, ob die Pädagogik als Kunst oder als Wissenschaft höher zu werten sei, so ist sicherlich die Lösung der vorliegenden erzieherischen Sonderaufgabe nur möglich für einen Künstler auf dem Felde der Jugendbehandlung, nicht aber für einen Gelehrten im Umkreis der Schulfächer. Zwar läßt sich die Überbrückung des Gegensatzes bei den beiden Wirkungsfeldern der Schularbeit, bei der Unterrichtserteilung wie bei der Charakterbildung, versuchen und üben, aber den geeigneten Boden für die Herausmeißelung der Persönlichkeit auf dem Weg einer

vorbildlichen Individualpädagogik bietet sicherlich nicht die intellektuelle, sondern die ethische Falte einer Kinderseele.

Für all die Pflichten, die sich hier auftun, gilt wieder das tiefsinnige Dichterwort: 'Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.' Das Streben, im äußeren Rahmen der Kollektivarbeit die Individualerziehung wenn möglich jedes einzelnen Schülers zu fordern, birgt eine solche Fülle von Schwierigkeiten und Hindernissen in sich, daß gerade der gewissenhafte und tiefschürfende Lehrer, dem es heiliger Ernst ist mit seiner Berufserfüllung, je länger er im Dienste steht und je mehr praktische Erfahrungen er zu sammeln vermag, desto mehr an der Lösbarkeit dieser Aufgabe verzweifelt. Wie oft scheitert der beste Annäherungswille des Meisters an der psychischen Unnahbarkeit des Schülers!

Das Ziel solcher Individualpädagogik wird durch mannigfache Schlagworte, die in den Kapitelüberschriften pädagogischer Leitfäden und Theorien prangen, wie 'Entschleierung der Persönlichkeit', 'Läuterung des Charakters', 'Durchdringung mit Humanität' u. a. gekennzeichnet. In ihnen allen ruht ein Hang zum Aristokratischen; es gilt nicht nur die Losung: 'Bildung adelt', sondern auch die Wahrheit 'Erziehung adelt'. Insofern richtet alle Individualpädagogik ihre Zeiger zum aristokratischen Pol. Gerade darum setzt sie sich im gegenwärtigen Zeitalter so mühevoll durch und erscheint den einen als Ärgernis, den andern als Torheit. Der junge Nietzsche hätte wohl den darin enthaltenen Widerspruch durch die zugespitzte Gegenüberstellung: 'Bildungsaristokratie oder Bildungsdemokratie?' auf den Begriff gebracht. Leicht würde darin ein Unterton der Gehässigkeit und Anmaßung mitschwingen. Noch klingt der zur Zeit der Revolution und Nachrevolution auf dem Gebiet der Jugenderziehung überall vernommene Wahlspruch: 'Dem Tüchtigen freie Bahn!' in unseren Ohren. Für den Kundigen bedeutet diese Forderung nichts anderes als denjenigen, der wirklich das Zeug zu Höherem in sich trägt, aus dem weiten demokratischen Gehege der Kollektiverziehung hinüberzuverpflanzen in das enger umrissene Beet einer bildungsaristokratisch eingestellten Individualpädagogik.

Damit rückt aber diese ganze Aufrollung in das Licht derjenigen Aufgabe, deren Bewältigung für unser armes Deutschland sicherlich eine, wenn nicht geradezu die Schicksalsfrage ist, nämlich die Führererziehung. Ob uns die Vorsehung in Bälde den Führer bescheren wird, den wir so dringend brauchen, den einzigen aus Millionen, und auf welchem Wege dieser dann seine Bahn zur Höhe suchen wird, wer wollte sich vermessen, diese dunkle Ungewißheit zu lüften? Soviel jedoch steht schon jetzt fest: wenn W. Hellpach mit seiner Lehre von der Aristopädie recht hat, dann ist die höhere Schule dazu berufen, Führer, um nicht zu sagen die Führer des neuen Deutschlands heranzubilden, und zwar auf allen Berufsgebieten. Das Geheimnis solcher Führernaturen umschreibt Hellpach zutreffend: 'Führer können auf die Dauer nicht bloß wirkungsstarke, sondern müssen wertbewußte Menschen sein, sonst ruinieren sie ihre Nation und zerbrechen schließlich selber an ihrer Aufgabe.' Ein solcher Stein aber läßt sich nur gestalten durch den scharfen und feinen Meißel der Individualpädagogik, indem der Lehrer sich bemüht, was im Zögling ruht an besonderen Keimen des Verstandes und Gemütes, an Kräften des Willens, an Anlagen des Talentes, ja vielleicht des Genies zu erfassen und zur Selbstentfaltung heranzubilden. Mehr kann er nicht; denn das Letzte zu seinem Reifwerden muß der einzelne selbst hinzutun; aber mit weniger sollte er sich auch nicht bescheiden.

Die anregende Schrift Albert Schweitzers 'Verfall und Wiederaufbau der Kultur' (C. H. Beck, München 1925, S. 46) enthält u. a. die vielsagenden Sätze: 'Wo die Kollek-

tivitäten stärker auf den einzelnen wirken, als er auf sie zurückwirkt, entsteht Niedergang, weil damit die Größe, auf die alles ankommt, die geistige und sittliche Wertigkeit des einzelnen, notwendigerweise beeinträchtigt wird. Es tritt dann eine Entgeistigung und Entsittlichung der Gesellschaft ein, durch die sie unfähig wird, die sich ihr stellenden Probleme zu verstehen und zu lösen. Früher oder später verfällt sie also der Katastrophe.' Mag hier die Entwicklung in einem vielleicht etwas übertriebenen Schreckbild ihre Ausdeutung finden, jedenfalls sind die Folgen eines Überhandnehmens des kollektivistischen Einflusses anschaulich dargelegt. Die Grundwahrheit, die hier auf die gesamte Kulturentwicklung angewandt wird, gilt nicht minder eindringlich auch für das beschränktere Berufsfeld der Schule. Aber gerade die darin verborgene schwere Gefahr vermag die Tätigkeit der Schule, vor allem der höheren Schule, und den Beruf ihrer Glieder zu vertiefen und zu veredeln; sie bestärkt sie immer von neuem in der harten Wucht der Verantwortung, deren sich jeder Pädagoge als Pflanzer im Garten des nachwachsenden Geschlechtes stets bewußt bleiben muß; denn solche Pflichtauffassung allein führt empor zu den Höhen echten Vaterlandsdienstes.

BERICHTE

DEUTSCHKUNDE: VON GERMANISCHER FRÜHZEIT BIS ZUM XVI. JAHRHUNDERT

VON WILHELM LUCKE

'TACITUS' GERMANIA' ist in den letzten Jahren durch E. Nordens bekanntes Buch auch für die Germanisten wieder stärker in den Vordergrund getreten. Gegenüber allen Zweifeln haben die Forschungen über die parallelen Verhältnisse der Nordgermanen die Schrift des Römers als Quelle ersten Ranges erwiesen, und neuerdings haben die Ausgrabungen bei Trier, über die S. Loeschcke auf dem 56. Deutschen Philologentag in Göttingen einen fesselnden Vortrag hielt, diese Auffassung nach mancher Seite hin bestätigt. So kann die Bearbeitung durch H. PHILIPP (1), die sich an weitere Kreise wendet, auf Beachtung rechnen. Der erste Teil bietet eine recht ansprechende Übersicht über die Entwicklung der germanischen Kultur, der Absicht der Sammlung entsprechend, in der das Werk erscheint, vor allem unter dem Gesichtspunkt der Entdeckungsgeschichte, d. h. in Anlehnung an die ältesten Nachrichten über den Bernstein- und Zinnhandel, die Reisen des Pytheas u. ä. Im zweiten Teil bringt Philipp eine oft durch Parallelen aus anderen Werken des Tacitus oder anderer Schriftsteller unterbrochene Übersetzung des lateinischen Textes. Ich gestehe, daß mich diese Einschiebsel stören und ich sie lieber als besonderen Anhang oder als Anmerkungen unter dem Strich sehen würde. Das hübsch ausgestattete Buch beleben zahlreiche Abbildungen.

Auch G. STEINHAUSEN, 'GERMANISCHE KULTUR IN DER URZEIT' (2) behandelt, abgesehen von dem umfangreichen zweiten Kapitel — Älteste Sitze und Ausbreitung der Germanen. Fremde, vorrömische Einflüsse — wesentlich das Germanentum der Zeit, für die die ersten geschichtlichen Nachrichten, hauptsächlich durch Caesar und Tacitus, vorliegen. Das Buch will wissenschaftlich-gemeinverständlichen Charakter tragen. In einzelnen Teilen tritt die wissenschaftliche Seite stark hervor, z. B. in den Auseinandersetzungen über die Indogermanenfrage. Besonders gelungen scheint mir

der Abschnitt über den germanischen Volkscharakter. Überall merkt man, daß hinter dem Text ein Forscher mit festgegründeten eigenen Ansichten steht.

Nur eine Seite der altgermanischen Kultur, allerdings die wichtigste, betrachtet das Büchlein von E. Mogk 'Germanische Religionsgeschichte und Mythologie' (3). Mogk ist ja auf diesem Gebiete führend. Er ist es, der auch in die germanische Mythologie den Begriff der Manalehre eingeführt hat, des Glaubens an die 'Macht' der Dinge und Wesen. Vor allem wichtig ist dieser Glaube für die Vorstellung vom Fortleben der Toten, die sich aus der Überzeugung entwickelt, daß die Kraft des Menschen, an den Leichnam gebunden, in ihm noch weiter leben könne. Das umfangreichste der einleitenden Kapitel des Buches befaßt sich denn auch mit diesem Thema der Machtvorstellung in der germanischen Religion. Es steht im engsten Zusammenhang mit den beiden folgenden über die Personifikation der Erde und die Verkörperung der Naturmächte. Aus dem Glauben, daß die Macht in der Natur nachlasse, entspringt die magische Handlung als Stärkung der Macht, die vor allem im Zauber, aber auch in der Weissagung in Erscheinung tritt. Von den Kapiteln, die diese Formen der magischen Handlung betreffen, bilden den Übergang zur Lehre von den altgermanischen Göttern und ihren Kulten die Ausführungen über den Tod und das Leben nach dem Tode, Fylgjenglaube, Totenkult, Aufenthaltsorte der Toten. Auf engstem Raum überall eine Fülle von Stoff, dabei in fesselnder, leicht verständlicher Darstellung auch der schwierigsten Fragen.

Zumal in den Abschnitten über die altgermanischen Götter muß Mogk auf die nordischen Quellen, besonders auf die Edda zurückgreifen. Die einst fast klassisch zu nennende Übersetzung der berühmten Sammlung von K. Simrock war in den letzten Jahrzehnten neben denen von Gering und Genzmer stark in den Hintergrund getreten. Jetzt versucht sie G. Neckel (4) zu neuem Leben zu erwecken. Mit feinem Einfühlen hat er die zahlreichen Fehler des Simrockschen Textes zu berichtigen unternommen: 'Eine poetische Übersetzung kann nicht überall wörtlich sein, und so konnte öfters etwas als freie Übersetzung unterschlüpfen, was sein Dasein eigentlich einem Irrtum verdankt. Wo weder der Zusammenhang geschädigt noch der Charakter der Dichtung verfälscht wird, schadet ein ungenauer oder unrichtiger Ausdruck nicht.' Einen besonderen Wert erhält die Ausgabe durch die gediegene Einleitung, die mehr als ein Drittel des Ganzen ausmacht. In ihr handelt der Herausgeber über die Aufzeichnung und Verfasserschaft der Eddalieder, ihr Verhältnis zu dänischen, gotischen und fränkischen Vorstufen. Die ganze Summe der Ergebnisse der neueren Forschung drängt sich hier zusammen. Weiter werden die einzelnen Gruppen der Lieder nach Form und Stil charakterisiert, von den ältesten Resten germanischer hoher Dichtung bis zu der eddischen Nachblüte in frühchristlicher Zeit verfolgt. Ein Überblick über die eddische Verskunst schließt den ersten Teil ab. Die Einleitungen zu den einzelnen Liedern, die vor den betreffenden Texten gebracht werden, geben klare Analysen, decken Zusammenhänge auf und erläutern schwer verständliche Stellen. Sie sind weit eingehender als die entsprechenden knappen Angaben A. Heuslers vor den Genzmerschen Übertragungen, die schon eine gewisse Bekanntschaft mit den Stoffen voraussetzen, während Neckel wieder weitere Kreise für die 'Eltermutter deutscher Sage und Dichtung' begeistern möchte. Der sorgfältige Druck und der den Stoffen angepaßte Holzschnittschmuck von E. Feyerabend wird diese Absicht aufs beste unterstützen.

Schon früher (N. J. 1925 I 286, 1926 II 100) habe ich auf die von Walter Baetke herausgegebene Sammlung 'Bauern und Helden' hingewiesen, die isländische Sagas, bzw. zusammenhängende Ausschnitte aus ihnen bringt und in gediegenen Einfüh-

rungen Verständnis für die literarische und kulturgeschichtliche Bedeutung dieses nordischen Schrifttums zu wecken sucht. Unter den neuerschienenen Bänden möchte ich besonders 'THORDS PFLEGESOHN', herausgegeben von W. BAETKE(5) erwähnen. Die Geschichte von Thord Störenfried ist nach des Herausgebers Meinung bisher zu Unrecht etwas stiefmütterlich behandelt worden. Mit guten Gründen tritt Baetke der Auffassung entgegen, daß sie eine den Stil der Sagas nachahmende späte Schöpfung der Schreibezeit sei. Auch die Milde und Friedfertigkeit, die aus ihr sprechen, brauchen dafür kein Beweis zu sein. 'Man tut den Sagas Unrecht, wenn man ihnen Wildheit und Blutrünstigkeit vorwirft. Die vielen Fehden und Totschläge ... sind nur die äußere Schale; wer durch sie hindurchzudringen vermag, entdeckt ein so überraschend feines und kompliziertes seelisches Leben, findet in Gesinnung und Taten so viel Edelmut, Ritterlichkeit und Seelengröße, daß er eher versucht ist, von Humanität als von Barbarei zu sprechen.' Jedenfalls ist der junge Eid, dieser unermüdliche Vermittler und Friedensstifter, der im Mittelpunkt der Handlung steht, eine Prachtgestalt, um derentwillen allein schon sich die Lektüre des auch sonst anziehenden Buches lohnt.

In erster Linie aus den nordischen Sagas hat I. NAUMANN die Grundlagen für ihr 'ALTGERMANISCHES FRAUENLEBEN'(6) gewonnen. Für die Frau ist die Auffassung, daß das nordgermanische Altertum ein um einige Jahrhunderte später auftretender Widerschein des südgermanischen sei, auf die *einfache* Frau zu beschränken. Für die Königinnen der Völkerwanderungszeit gelten andere Bedingungen. Die vortreffliche Einleitung sucht die Hauptzüge des germanischen Frauencharakters herauszuarbeiten, ihre Schwächen wie ihre Vorzüge. Die Auszüge aus den Sagas selber sind nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet, teilweise bieten sie Beispiele für sachlich Zusammengehörendes, teilweise geben sie in gedrängter Fassung selbständige Lebensbilder, so z. B. wenn die Romane der Gudrun aus der Lachswassertalsaga erzählt werden.

Ida Naumanns Buch bildet den ersten Band der sehr ansprechend ausgestatteten Sammlung 'Deutsche Volkheit' des Diederichsschen Verlages. Ihr gehören auch die von P. HERRMANN herausgegebenen 'NORDISCHEN'(7) und 'DÄNISCHEN HELDENSAGEN NACH SAXO GRAMMATICUS'(8) an. Es sind keine unmittelbaren Übertragungen des Dänen, der ein sehr schwülstiges Latein schrieb, sondern flotte Erzählungen, die häufig auch die Gestalt der Sage Saxo gegenüber ändern. 'Es mußte', sagt Herrmann, 'entschlossen mit dem Versuch Ernst gemacht werden, um Saxos Heldensagen für einen weiteren Kreis zu erobern, einige schärfere Lichter aufzusetzen, die Ergebnisse der Forschung vorsichtig hineinzutragen oder leise nachzuzeichnen, nicht bloß eine «kommentierte» Übersetzung zu liefern, sondern ohne den Ballast der Anmerkungen die Geschichten so wieder herzustellen, wie sie Saxo mündlich vernommen hatte, und vielleicht liebevoll noch einmal zu schaffen.' Der zweite Band behandelt die Skjöldunge, Hrolf Kraki, Starkad, die Siklinge und Harald Hilditann, im ersten treten uns die Sagen von Hadding, Ragnar und Svanhvit, Höd und Balder, Fridleif und Ali und von Thorkel dem Weltumsegler entgegen als Stoffe isländischen Ursprungs, daneben die isländisch beeinflußte Amledsage und die rein dänische von Vermud und Uffe. In einer Nachbemerkung zum ersten Bande sind außer einer Charakteristik Saxos wertvolle Erläuterungen zu den einzelnen Sagen und Hinweise auf ihre literarische Nachwirkung (z. B. Uhland, 'Der blinde König') gegeben.

H. EICKES 'NORDLANDSHELDEN'(9) bringen nordische Heldensagen in freier dichterischer Nachformung. Eicke versteht zu erzählen, versteht auch, manche tiefe Weisheit

in den leichten Fluß der Rede einzubetten. Sicher werden diese Bearbeitungen der Wölsungensage, des Beowulf, der Gudrun und anderer Stoffe sich viele Freunde, vor allem auch bei der reiferen Jugend gewinnen. Es wird dazu auch beitragen, daß das Buch sich durch schöne Ausstattung auszeichnet. Recht gelungen und dem Stoff entsprechend sind auch die kraftvollen Holzschnitte Zethmeyers.

In den Kämpfen, welche im Mittelalter von den Deutschen und Dänen gegen die Slawen geführt wurden, werden häufig zwei Tempelburgen erwähnt, Arkona und Rethra. Jenes wurde 1168 von König Waldemar I. von Dänemark und dem Bischof Absalom von Kopenhagen erobert, dieses wurde schon hundert Jahre vorher von dem streitbaren Bischof Burkhart von Halberstadt zerstört. Den Spuren dieser Heiligtümer ist C. Schuchhardt 1921 und 1922 nachgegangen. Er berichtet darüber in dem mit Plänen und Abbildungen fein ausgestatteten Buche 'Arkona, Rethra, Vineta' (10). Bei Arkona, dessen Lage genau bekannt ist, ließ sich von vornherein auf einen Erfolg der Ausgrabungen rechnen. Er gipfelte in der Entdeckung der Tempelreste und der Fundamentgrube des Swantewitbildes. Für Rethra mußte überhaupt erst die Stätte der Burg selber festgestellt werden. Schon vor Beginn seiner Grabungen auf Arkona erschloß Schuchhardt aus einer Deutung der Beschreibung von Rethra bei Thietmar von Merseburg, die von der bisher geltenden Ansicht erheblich abweicht, als den Ort der Burg den Schloßberg bei Feldberg in Mecklenburg-Strelitz. Im Zusammenhang der Schilderung der Ergebnisse seiner Ausgrabungen hat er den theoretischen Unterbau noch erheblich verstärkt. Der ursprüngliche Name der Burg, Riedegost, ist wohl der eines slawischen Fürsten, der auf seinen Sitz selber übertragen wurde. Der in dem Heiligtum verehrte Gott war Suarasic (Svarosic). Den oft genannten Gott Radigast hat es nie gegeben; Svarosic ist der Sohn des im Altrussischen als Svarog bezeugten Himmelsgottes. Thietmar bezeichnet Rethra als *urbs tricornis*. Diese Bezeichnung wird der Angelpunkt von Sch.s Beweisführung, daß die Burg nicht, wie bisher vermutet, auf einer dreizipfligen Insel gelegen habe, sondern vielmehr mit drei Tortürmen versehen gewesen sei. Die Ausgrabungen auf dem Schloßberg am Lucinsee bestätigten denn auch diese Annahme. Allerdings wurde der Tempel selbst nicht auf der Höhe des Berges gefunden. Einige, wenn auch nicht unbedingt sichere Funde sprechen dafür, daß er in der Mitte des ganzen Burgsystems angelegt war. In seiner Untersuchung berührt Sch. auch Volkssagen, die von Rethra als einer vom Meere verschlungenen Stadt erzählen. Er nimmt bei diesen an, daß Übertragung der Vinetasage vorliege. Die Frage nach der Stelle dieser Stadt behandelt der dritte Teil des Buches. Sch. nimmt die Nordwestspitze der Insel Usedom, den Peenemünder Haken, dafür in Anspruch. Doch gestehe ich, daß seine übrigens fesselnden Ausführungen für mich keine Überzeugungskraft besitzen. Vor allem mangelt hier der durch den Spaten geführte Beweis. Denn daß die dicht am Strande im Kiefernwald 1905 gefundenen acht Goldringe aus einem ursprünglich hier vorhandenen vornehmen wikingischen Hause im Weichbild einer wikingischen Seestadt und nicht von einer Strandung herrühren sollten — diese Annahme scheint mir überaus gewagt.

Von Werken, die das mhd. Schrifttum betreffen, stelle ich ein wenigstens ein größeres Teilgebiet umfassendes voran. Nach den 1918 bzw. 1922 erschienenen Partien liegt jetzt der zweite Teil des zweiten Bandes von G. Ehrismanns 'Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters' (11) vor, der das vorhöfische und das höfische Epos bis auf Gottfried von Straßburg behandelt. Gegenüber dem zeitgemäßen Streben nach Synthese, wie es letzthin bei H. Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung (N. J. 1925 I 287f.) Ausdruck

gefunden hat, steht Ehrismann bewußt auf einem anderen Standpunkte. Sein Werk soll praktischen Lehrzwecken dienen und daher in erster Linie dem Bedürfnis der Übersichtlichkeit Rechnung tragen. Die Anordnung richtet sich nach dem historisch-genetischen Prinzip. 'Eine Einteilung nach irgendwelchen Nebenproblemen würde gegebene literarische Tatsachen zerreißen und den Gesamtcharakter der Gruppe verwischen. Problemgeschichte im Sinne von Ergründung bestimmter ideeller Gehalte kann erst auf Grund empirischer Feststellung des literarischen Tatsachenverlaufs und dann innerhalb einzelner Monographien herausgearbeitet werden', sagt er in dem sehr beachtlichen Vorwort. Und weiter: 'Die geistige Leistung der Analyse wird oft unterschätzt. Im Kleinen das Große und Bedeutungsvolle zu erkennen, in der Einzelerscheinung das Typische zu schauen, diese philologische Analyse, richtig aufgefaßt, trägt in sich die Keimzelle einer weitausgreifenden Synthese und hat in sich Bedeutsamkeit.' Den Untersuchungen über die einzelnen Dichtungen und Dichter geht ein allgemeiner Teil voraus, der die geistigen Grundbedingungen der mhd. ritterlichen Epen zeichnet, Einflüsse der Antike, das höfische Bildungsideal, die höfische Morallehre auf dem historischen Grunde der Entwicklung des Lehnswesens darstellt und die Grundzüge der höfischen Dichtung aus solchen Voraussetzungen heraus skizziert. Dabei wird auch der mhd. Dichtersprache, dem Stil, der Metrik und den verwandten Künsten, der bildenden wie der Musik, die erforderliche Beachtung geschenkt. Die Darstellung der einzelnen Stoffe bietet für eigene Weiterarbeit wie für rasche Kenntnisnahme die besten Möglichkeiten. Ich gebe ein Beispiel: Beim 'Herzog Ernst' wird zunächst der Inhalt skizziert, dann die Sage auf ihre verschiedenen Grundlagen hin untersucht: Ludolf, Ernst von Schwaben, orientalische Motive des zweiten Teils. Von den Vortagen ausgehend, versucht E. dann die Entstehungsweise des Leseepos zu zeichnen und analysiert anschließend die innere Handlung, wobei die Hauptpersonen charakterisiert werden. Weitere Untersuchungen betreffen die verschiedenen Fassungen und ihr Verwandtschaftsverhältnis. Der Schluß des 18 Seiten umfassenden Abschnittes behandelt das Fortleben des Stoffes. Eine gewaltige Fülle von Literatur belegt die einzelnen Angaben und weist weitere Wege. Selbstverständlich finden diese Grundzüge der Darstellung bei den großen Epikern noch eine reichere Ausgestaltung; wohl am stärksten sticht die Kenntnis des gewaltigen Materials bei Wolfram in die Augen. Eigenes subjektives Werturteil setzt der Verfasser beiseite. Die Quellen sollen für sich selbst sprechen und Fingerzeige für eine ästhetische und psychologische Beurteilung geben. Das Werk reiht sich den bereits erschienenen Teilen gleich wertvoll an und ordnet sich glücklich in die Sammlung des Matthiasschen 'Handbuchs für den deutschen Unterricht' ein.

In zweiter, veränderter Auflage liegt der erste Band von K. FRANCKE, 'DIE KULTURWERTE DER DEUTSCHEN LITERATUR'(12) vor. Er umfaßt die Zeit von der Völkerwanderung bis zum Beginn der Reformation. Francke beklagt es, daß die großen Werke der Literatur und Kunst des Mittelalters noch nicht in dem Sinne ein Bestandteil der deutschen Bildung der Gegenwart geworden seien, wie es Homer, die attischen Tragiker, Platon und Pheidias bei den Griechen waren. Dem möchte er abhelfen. So ordnet er die Schätze der Literatur in die gesamte Kultur ihrer Zeit ein, sucht sie zu beleuchten auf dem geschichtlichen Hintergrunde und sie mit gleichzeitigen Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft in Zusammenhang zu bringen. Nicht überall steht Fr. in Einklang mit den Ergebnissen der neueren Forschung — so spricht er z. B. noch vom Volksepos —, aber der frische, flotte Zug, der durch das Buch geht, seine eigene Auffassung und seine weiten Perspektiven bieten dem Leser reichen Genuß.

Ludwig Uhland hat von seinen Forschungen über die mittelalterliche Literatur selber einmal geurteilt, daß die Wissenschaft bereits vielfach über sie hinausgeschritten sei. Das gilt heute natürlich noch mehr, und doch bleibt z. B. nach Neckel sein 'Mythus von Thor' immer lesenswert, weil er den Dichter, der mit seiner Phantasie die alten Göttergeschichten umspiele, am Werk zeige. Auch für andere seiner wissenschaftlichen Arbeiten gilt das, ganz abgesehen davon, daß manche auch noch gar nicht überholt sind. So ist es ein Verdienst H. Wockes, daß er unter dem Titel 'Ludwig Uhland, Heldensage und Rittertum'(13) eine feine Auswahl aus des Dichters Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie herausgegeben hat. Sie betrifft vornehmlich die deutsche und nordische Gestaltung der Amelungen-, Nibelungen- und Hegelingensage, die Charakteristiken der einzelnen Heldengruppen und ihrer Vertreter, einschließlich der Frauen, und die Sage vom Heiligen Gral. In einem Nachwort gibt Wocke einen Überblick über die wissenschaftliche Tätigkeit Uhlands und würdigt die Hauptwerke, indem er sie als beeinflußt von der Romantik und als Ausdruck der dichterischen Persönlichkeit ihres Verfassers charakterisiert und dabei besonders auf die Abhandlungen über die Sagenstoffe näher eingeht.

Mit sehr weitgehenden Ansprüchen tritt ein neues Werk über das Nibelungenlied auf: A. Schröfl, 'Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge Not und die Lösung der Nibelungenfrage'(14). Der Kern seiner These (S. 69ff.) lautet: 'Das Nibelungenlied in seiner ältesten Fassung, nur aus dem zweiten Teil des heutigen Epos, der eigentlichen «Not» und aus einer die Siegfried-Brunhildesage nur ... skizzierenden, heute verlorenen Einleitung bestehend, ist die aus althochdeutschen Volksliedern in *deutscher* Sprache geschaffene und gleich der hinzugedichteten «Klage» in kurzen Reimpaaren abgefaßte Originalkomposition des uns auch als Urheber der sog. Lorcher Pseudobullen und als Verfasser eines ungarischen Missionsberichtes wohlbekannten Passauer Bischofs und ungarischen Missionars Piligrim (a. 971—991). Er hatte sie für den zwar noch heidnischen, aber zur Christianisierung seines Volkes entschlossenen deutschen- und christenfreundlichen Großherrn Geisa (972—997) ... verfaßt.' Das Buch zeugt von einem geradezu bienenmäßigen Fleiße und bringt im einzelnen manches Interessante. Aber die These ist in sich haltlos. Noch vor dem Jahre 1000 ein Heldenepos in deutscher Sprache, in Reimpaaren — der Gedanke schon ist stilwidrig. Und die Beweisführung mutet mich, je öfter ich versucht habe, ihr nachzugehen, um so gequälter an. Als Beispiel führe ich nur die 34 enggedruckte Seiten umfassende 23. Abhandlung an: 'Die Ortliebtaufe ist die Stephanstaufe. Das Entstehungsmotiv der Nibelungendichtung.' Mir will bei diesem Versuch Schröfls, die Str. 1388 zu ungeahnter Bedeutung zu erheben, der Vers nicht aus dem Sinn: Wenn ihr's nicht auslegt, legt was unter. So könnte man noch manches anführen. Es ist schade, daß so viele treue Arbeit an ein jedenfalls für den Verfasser untaugliches Objekt verschwendet worden ist.

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 99 habe ich bei Besprechung von F. Panzer, 'Italienische Normannen in deutscher Heldensage' seine Deutung des 'Rother' berührt, auf den neuerdings eine reiche Arbeit verwendet wird. Dazu gehört auch die mir vorliegende, von Jan de Vries besorgte Ausgabe des Spielmannsepos(15). Dem Abdruck der verschiedenen Handschriften gehen eindringende Untersuchungen über Sprache und Versbau, vor allem auch über die verschiedenen Sagenelemente voran, wobei auch die bei Panzer weiter ausgeführten historischen Anknüpfungen an die Geschichte Rogers II. gestreift werden.

Zeitlich schon recht an die Grenze des Mittelalters führt die neue Ausgabe des

mnd. 'Reinke de vos' von A. Leitzmann (16), auf die ich besonders wegen der feinsinnigen Einleitung von K. Voretzsch aufmerksam machen möchte. V. gibt darin einen Überblick über die verschiedenen mittelalterlichen Bearbeitungen der Tiersage und zeigt die Entwicklung des Stoffes vom lateinischen Ysengrimus bis zu dem als Text abgedruckten ndd. Reinke de Vos von 1498.

Eine prachtvolle Faksimileausgabe von Thomas Murners 'Schelmenzunfft' erscheint als dritter Band der von G. Müller für die Görres-Gesellschaft herausgegebenen Schriften zur deutschen Literatur (17). Das Buch sieht aus, als habe es eben frisch die Presse von Silvan Othmar in Augsburg verlassen. In einem ebenfalls in bezug auf Typen und Druckausstattung mustergültigen Nachwort würdigt H. Rupé die viel umstrittene Persönlichkeit des Straßburger Franziskaners als Dichter und Prediger, besonders aber als Satiriker und Sittenschilderer seiner Zeit. In diesem Zusammenhang führt er auch Näheres über das vorliegende Werk und die Holzschnitte Hans Burgkmairs d. Ä. aus, die diesen Augsburger Nachdruck von 1513 schmücken und um derentwillen er in erster Linie faksimiliert worden ist.

Die von Joh. Bolte herausgegebenen 'Drei märkischen Weihnachtsspiele des 16. Jahrhunderts' (18) bilden eine wertvolle Erweiterung der Reihe der bisher kritisch bearbeiteten Volksschauspiele. Der naive Charakter dieser Dichtungsgattung tritt hier allerdings am ausgeprägtesten in einem den drei märkischen Spielen angeschlossenen süddeutschen Spiel hervor, dessen einziger auf der Berliner Staatsbibliothek befindlicher Druck erst von 1693 ist, während das Stück selber erheblich älter sein wird. Die unmittelbare Vorlage dieser 'Comedi' muß einen weitreichenden Einfluß ausgeübt haben. Eine Anzahl süd- und mitteldeutscher Spiele haben Stücke ihres Textes entlehnt, die bekannten Preßburger und Oberuferer sind interpolierte Redaktionen von ihr. Für die beiden ersten märkischen Spiele sind die Verfasser bekannt. Bolte berichtet über sie und ordnet die drei Stücke in den größeren Zusammenhang der weihnachtlichen Volksdichtung ein. Wenn auch die Spiele kaum höheren künstlerischen Wert besitzen, so haben sie doch Bedeutung für die Heimatkunde. Die sorgfältige Textbehandlung und die schöne Ausstattung des Buches, das als erste Veröffentlichung der Gesellschaft der Berliner Freunde der deutschen Akademie erschienen ist, werden aber dazu beitragen, auch das Interesse des Nichtberliners für die Ausgabe zu gewinnen.

An den Schluß dieses Berichts stelle ich ein Werk, das zwar zum größten Teil dem hier behandelten Zeitraum angehört, aber doch noch über ihn hinaus ins XVIII. Jahrh. führt, den bis jetzt vorliegenden ersten Band von H. H. Borcherdt, 'Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland' (19). B. geht von der Überzeugung aus, daß Roman und Novelle in ihren extremsten Formen die beiden Pole darstellen, zwischen denen sich die Prosadichtung bewegt. In der Einleitung werden beide nach ihrer inneren wie äußeren Gestaltung als zwei verschiedene Arten der dichterischen Wirkungsform epischer Erzählung charakterisiert. Der Roman ist überall Ausdruck der eigenen Persönlichkeit des Dichters, mehr oder minder Selbstbekenntnis. Nur bedingt wird man von einer Objektivität des Künstlers sprechen können, wenn er eine Distanz zwischen Erlebnis und Form erstrebt; letzten Endes ist er doch mit dem Helden identisch. Dem inneren Rhythmus paßt sich der äußere an. Die Prosa wird zu einer Kunstsprache, zu einem Instrument, bei dem der Künstler die verschiedensten Register ziehen kann. — Ganz anders wird in der Novelle ein einheitlicher Grundton festgehalten, entsprechend ihrer inneren Form, in der eine bestimmte Begebenheit im Mittelpunkte steht. Die Konflikte brauchen nicht aus der Veranlagung der

Personen zu erwachsen, sie können sogar der Willkür des Zufalls entspringen. Nur in 'verhüllter Subjektivität' kann der Dichter in der Art der Lösung hervortreten, und selbst diese tritt bei der beliebten Rahmenform stark zurück. Die auf Objektivität eingestellte Kompositionsform verlangt eine symmetrisch aufgebaute, geschlossene Handlung. Der Satzbau drängt zu schärfster Präzision. Die Form ist geschlossen im Gegensatz zu der offeneren des Romans. 'Gemeinsam ist dem eigentlichen Roman und der Novelle die weltanschauliche Einstellung des Dichters. Er empfindet das Menschenleben als tragisch, weil ihm der Gegensatz zwischen Ideal und Leben zum Bewußtsein gekommen ist.' — Als weitere Grundlage für die Einzelbetrachtungen versucht der Verfasser, den Unterschied zwischen Roman und Epos festzustellen. Er sieht ihn nicht in der äußeren Form, etwa dem Vers im Gegensatz zur Prosa. Es ist schwer, den Gattungscharakter des Epos rein zu erfassen. Die Ilias, auch Wolfram und Dante geben oder erstreben eine Totalität des Weltbildes, wenn auch die beiden mittelalterlichen Dichter die bei Homer selbstverständliche Objektivität nicht mehr durchaus wahren. Wie schon die Odyssee auch als Roman betrachtet werden kann, so sind die späteren Epen überwiegend Mischformen. Der Roman löst sich vom Epos dort, wo nicht eine Totalität des Weltbildes erstrebt oder erreicht wird, sondern wo der Dichter sein Werk in die Grenzen der Realität einschränkt und im einzelnen Menschenschicksal das tragische Weltproblem sieht, aus dessen abstrahierter Idee er den Widerspruch zwischen Ideal und Leben zu deuten sucht. Von solchen Grundanschauungen aus verfolgt B. die Entwicklung des Romans vom Mittelalter bis zu Wieland. Das Buch setzt die Kenntnis der Einzelheiten voraus, und über den Inhalt der behandelten Stücke wird man wenig aus ihm entnehmen können, aber in seiner weisen Beschränkung auf typische Werke gibt es ein umfassendes und doch scharf umgrenztes Gesamtbild.

1. Tacitus' Germania. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. Bearb. von Hans Philipp. Leipzig, F. A. Brockhaus 1926. 159 S. 8⁰ = Alte Reisen und Abenteuer, Bd. 18. 2.80 RM.

2. Georg Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. 4. neubearb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1927. 199 S. 8⁰ = Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 1005. 3 RM.

3. Eugen Mogk, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. 3. Aufl. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1927. 140 S. kl. 8⁰ = Sammlung Göschen, Bd. 15. 1.50 RM.

4. Die Edda. Übertragen von Karl Simrock, hrsg. von G. Neckel. Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft 1926. 435 S. 8⁰.

5. Thords Pflegesohn. Übertragen und mit einer Einführung hrsg. von Walter Baetke. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1927. 108 S. 8⁰ = Bauern und Helden, Bd. 7. 3 RM.

6. Altgermanisches Frauenleben. Hrsg. von Ida Naumann. Jena, E. Diederichs 1925. 74 S. 8⁰ = Deutsche Volkheit, Bd. 1. 2 RM.

7. Nordische Heldensagen nach Saxo Grammaticus. Hrsg. von Paul Herrmann. Jena, E. Diederichs 1925. 80 S. 8⁰ = Deutsche Volkheit, Bd. 2. 2 RM.

8. Dänische Heldensagen nach Saxo Grammaticus. Hrsg. von Paul Herrmann. Jena, E. Diederichs 1925. 80 S. 8⁰ = Deutsche Volkheit, Bd. 3. 2 RM.

9. Nordland-Helden. Ein Sagenbuch von Hermann Eicke. Leipzig, B. G. Teubner 1927. 266 S. gr. 8⁰. Geb. 6 RM.

10. Arkona, Rethra, Vineta. Untersuchungen und Ausgrabungen von Carl Schuchhardt. 2. Aufl. Berlin, G. Schoetz & Co. 1926. 103 S. 8⁰. 10 RM.

11. G. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Teil. Die mittelhochdeutsche Literatur II. Blütezeit; erste Hälfte. München, C. H. Beck 1927. XVII, 350 S. 4⁰ = Handbuch d. deutschen Unterrichts an höheren Schulen, Bd. 6, Teil 2, Abschn. 2, Heft 1. 13.50 RM.

12. Kuno Francke, Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 1. Bd. Die Kulturwerte der deutschen Literatur des

Mittelalters. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1925. XIV, 296 S. 8⁰. 10 *RM*.

13. Ludwig Uhland, Heldensage und Rittertum. Ausgewählt und hrsg. von Helmut Wocke. München, A. Langen [1926]. 274 S. 8⁰ = Bücher der Bildung, Bd. 25. 4 *RM*.

14. Aloys Schröfl, Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge Not und die Lösung der Nibelungenfrage. München, J. B. Hohenester [1927]. 352 S. gr. 8⁰. 13 *RM*.

15. Rother. Hrsg. von Jan de Vries. Heidelberg, C. Winter 1922. CXV, 129 S. 8⁰ = Germanische Bibliothek II. Abt. Bd. 13. 4 *RM*.

16. Reinke de vos. Nach d. Ausg. von Friedrich Prien neu hrsg. von Albert Leitzmann. Mit einer Einleitung von Karl Voretzsch. Halle a. S., M. Niemeyer 1925. XXXIV, 273 S. 8⁰ = Altdeutsche Textbibliothek Nr. 8. 5.50 *RM*.

17. Schelmenzunfft . . . Durch den hochgleerten herren Doctor Thoman Murner von Strassburg . , . geprediget. Mit einem Nachwort von Hans Rupé. Augsburg-Köln, B. Filser 1926. 108 S. 8⁰ = Schriften zur deutschen Literatur, für die Görresgesellschaft hrsg. von Günther Müller, Bd. 3. 6 *RM*.

18. Drei märkische Weihnachtspiele des 16. Jahrhunderts 1. Heinrich Knaust 1541, 2. Christoph Lasius 1549, 3. Berliner Anonymus 1589 nebst einem süddeutschen Spiel von 1693 hrsg. von Johannes Bolte. Berlin, R. Hobbing [1926]. 241 S. gr. 8⁰ = Berlinische Forschungen, Bd. 1. 7.20 *RM*.

19. Hans Heinrich Borcherdt, Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland. 1. Teil. Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland. Leipzig, J. J. Weber 1926. X, 331 S. 4⁰. Geb. 14.50 *RM*.

GESCHICHTE: KULTUR- UND UNIVERSALGESCHICHTE

Von Franz Schnabel

Wort und Begriff der Kultur- und Universalgeschichte sind durch Karl Lamprecht zu erneuerter Geltung erhoben worden, und wenn auch die Ausführung, die dieser eigenwillige und etwas gewaltsame historische Schriftsteller seiner neuen Geschichtsauffassung gegeben hat, schon damals viele und berechtigte Bedenken hervorrufen mußte, so lebt doch die Kultur- und Universalgeschichte als Ziel und Ideal geschichtswissenschaftlicher Tätigkeit weiter. Das Institut, das Lamprecht an der Leipziger Universität begründet hat, steht heute unter der Leitung von Walter Goetz, dem seine Freunde und Schüler darum sehr sinnvoll einen umfangreichen und gewichtigen Band universalgeschichtlicher Forschungen zum 60. Geburtstage dargebracht haben (1). Es sind Arbeiten zur politischen, geistigen, künstlerischen, literarischen, wirtschaftlichen Geschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit, denen sich methodologische Arbeiten (von Kern, Steinhausen, Hellpach, Hefele u. a.) anfügen. Es sind also durchweg Arbeiten, in denen allen das Streben vorherrscht, ein Problem oder eine historische Erscheinung allseitig zu erfassen und darzustellen. Es sind darunter Arbeiten von hohem Range, die ihre Stellung in der wissenschaftlichen Literatur behaupten werden und grundlegend Neues bringen; es sind daneben Arbeiten zusammenfassender Art und solche, die auf künftige größere Werke vorbereiten. Naturgemäß ist es nicht möglich, alle Namen und Themata hier aufzuzählen, wir begnügen uns mit einer Umschreibung des Interessenkreises. Sämtliche Studien über Mittelalter und Renaissance geben Beiträge zur Entwicklung des Individualismus, die an der zunehmenden Freiheit des Denkens (Schmeidler, Hampe, Funk, Gradmann) oder der künstlerischen Gestaltung (Prochno, Steinberg) dargetan werden kann; der Aufsatz von Brandi über Michelangelos künstlerische und religiöse Entwicklung bildet in dieser Hinsicht Höhepunkt und Abschluß. Die geschichtswissenschaftliche Betrachtung der Neuzeit hat dagegen noch keine solche geistige Einheit gefunden und geht daher in der Stellung der Probleme weit auseinander — von religionsgeschichtlichen Fragen (Kühn, Herbst, Wach, Giesecke) bis zu Spezialuntersuchungen über Zeitungen oder politische Papiere (Zeller, Winkler). Weiter ausgreifend sind nur die Arbeiten von Alfred v. Martin über die politische Ideenwelt Adam Müllers und von

Kötzschke über die Pflege geschichtlicher Studien im Leipzig des XVIII. Jahrh., an die in gewisser Hinsicht das moderne 'Universalgeschichtliche Institut' wieder angeknüpft hat.

Und doch scheint es uns heute am Platze zu sein, auch in der neuzeitlichen Entwicklung die 'innere leitende Seele der Begebenheiten und Taten' wieder aufzusuchen, um mit Hegel zu sprechen. Der Referent, der seit Jahren an einer Kultur- und Geistesgeschichte der Neuzeit arbeitet, glaubt, daß auch hier genau ebenso wie bei der Entwicklung vom Mittelalter zur Renaissance eine innere Einheit in der verwirrenden Fülle der Gesichtspunkte und Richtungen besteht und daß auch hierbei dem Individualismus eine besondere Bedeutung zukommt. Nur freilich fehlt es auf diesem Gebiete sehr viel mehr an Vorarbeiten universalgeschichtlicher Art, doch ist die geistesgeschichtliche Betrachtung durch Meinecke und seine Schule heute gut eingebürgert. Eine neue, umfangreiche Publikation entstammt diesem Kreise: es sind die Briefe Niebuhrs, die in einem ersten Bande für die Zeit bis 1809 zusammengefaßt sind und denen Dietrich Gerhard eine feine Würdigung vorangestellt hat (2). Es sind in erster Linie Familienbriefe und persönliche Bekenntnisse, aber für die Erkenntnis des Werdeganges des romantischen Geistes bietet diese neue Quelle erstaunliche Ausblicke. Wir stehen hier mitten in der geistigen Wende der modernen Welt, da der Rationalismus einsetzt zu seiner letzten und größten Auswirkung im Leben des XIX. Jahrh., während der Sinn für das Historische und Irrationale als Reaktion und Protest hervortritt.

Eine eigenartige und ewig denkwürdige Verbindung sind diese beiden großen Strömungen der Neuzeit eingegangen in der nationalen Bewegung der Deutschen: die Forschungen Friedrich Meineckes bewegen sich bekanntlich vornehmlich auf diesem Felde. Sein Schüler Wilhelm Mommsen legt eine Auswahl von Quellen vor, welche dieses geistesgeschichtliche Problem illustriert (3). Die Stimmen der Zeitgenossen reichen von Ludens 'Nemesis' im Jahre 1815 bis zu Treitschkes frühesten Rufen (1859). Welch eine Entwicklung, welche Fülle von Geist und politischem Wollen, von Fortschritt und Irrtum liegt dazwischen! Wir glauben, daß diese mit Sachkenntnis und Takt getroffene Auswahl besonders dem Lehrer dienen wird, der in Oberprima deutsche Geschichte auf Grund der Quellen vorträgt; denn an solchen Sammlungen fehlt es noch sehr, zahlreiche treffende und bezeichnende Quellenstellen sind hier aus entlegenen Büchern zusammengetragen. Zeitlich und sachlich schließen sich hier zwei weitere Publikationen aneinander, von denen hier bereits die Rede war (1925, S. 683) und die jetzt vollendet vorliegen: es sind dies die 'Briefe an Cotta' (4) und die von Wentzke und Heyderhoff herausgegebene Briefsammlung 'Deutscher Liberalismus' (5). Die Briefe aus dem Cottaarchiv erstrecken sich bis 1832, sie berühren durchaus nicht nur literarische und geschäftliche Dinge — wenngleich sie auch in dieser Hinsicht ein ehrendes Denkmal für die Geschichte des deutschen Verlegertums und seiner Autoren darstellen; vielmehr wird eine universalgeschichtliche Ausbeutung dieses reichen Quellenwerkes ein umfassendes Bild der ganzen Zeit gewinnen können. Die Publikation der Briefe alter liberaler Parteihäupter berührt zwar nur politische Fragen; aber dies entspricht durchaus der Konzentrierung, welche das öffentliche Interesse im Zeitalter der Reichsgründung erfahren hat: wir durchwandern an Hand dieser unmittelbaren Zeugnisse den zweiten und letzten Teil der deutschen Einheitsbewegung. Während die Zusammenstellung Mommsens ausschließlich auf gedrucktem Material beruht, ist für die spätere Zeit das bis jetzt noch ungedruckte Briefmaterial am nötigsten geworden, und so bedeutet das vorliegende Werk eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis. Die Herausgeber, von denen für den jetzt erschienenen zweiten Band Wentzke zeichnet,

haben sich keine Mühe verdrießen lassen, sie haben zahlreiche verschollene Nachlaßpapiere von ehemals prominenten Politikern aufgestöbert und in letzter Stunde vor dem Untergange bewahrt, und so drängt sich in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob nicht noch viel mehr für die dauernde Erhaltung privater Archive der Neuzeit getan werden könnte, wie Referent so manchen Nachlaß badischer Politiker dem Karlsruher Staatsarchiv zugeführt und dadurch vor Verschleuderung gerettet hat.

Das Zeitalter der Reichsgründung behandelt übrigens, wie hier angefügt werden mag, mit umfassendem Blick der I. Band von JOHANNES ZIEKURSCH, 'POLITISCHE GESCHICHTE DES NEUEN DEUTSCHEN KAISERREICHES'(6). Wir haben auf dieses bedeutsame Werk gelegentlich schon hingewiesen (1926 S. 627). Inzwischen ist der zweite Band erschienen, welcher die Zeit nach 1871 behandelt; sobald uns derselbe vorliegt, werden wir über das Werk im Zusammenhang berichten. Die nachbismarckische Zeit ist bisher noch niemals in abgeschlossener Form behandelt worden; nur für die außenpolitische Geschichte liegt jetzt genügend Material vor, die Bearbeitung der ungeheuren Menge Material zur innerpolitischen Geschichte wird manches Gelehrtenleben erfordern, und zur Geistesgeschichte vollends liegen die Quellen unberührt in den Bibliotheken. Wir begrüßen es, wenn trotzdem ein Gelehrter eine geschlossene Darstellung wagt, und die Erschließung des Materials zur Geschichte des öffentlichen Geistes macht zudem gegenwärtig rasche Fortschritte. So liegt uns zur Geistesgeschichte des wilhelminischen Zeitalters eine wichtige Quelle vor in den 'GESAMMELTEN WERKEN' von ARTHUR PFUNGST(7). Während die beiden ersten Bände, wie wir früher ausführten (1925 S. 607), voll persönlichen und philosophischen Interesses sind, erschließt der jetzt vorliegende dritte Band mit den gesammelten Aufsätzen und Briefen eine wichtige Quelle zur Kulturpolitik jener Jahrzehnte. Sie zeigen die Bestrebungen und Kämpfe eines deutschen Freidenkertums, das über den Liberalismus hinweg nach einer freien und doch vertieften Sittlichkeit strebte und in Pfungst den bedeutendsten Kulturkritiker hervorgebracht hat, welchen Deutschland im ersten Jahrzehnt des XX. Jahrh. besessen hat. Es ist überaus lehrreich und spannend, heute nochmals alle die Fragen mitzuerleben, die damals gleich leichten Wellen auftauchten und niedersanken, ohne daß die Menschen sich ihrer gewaltigen Konsequenzen bewußt geworden sind. Auch Pfungst sah sie nicht in ihrem vollen Ausmaße, aber er ahnte dunkel die Wucht seiner Ideen und hat ernstlich mit ihnen gerungen mitten in einer Zeit, die im ethischen Materialismus verkam und die Probleme nicht einmal gesehen hat, von denen sie dann verschlungen wurde. Über allem triumphierte letzten Endes die Wirtschaft: wie stark sie die Erfüllung der europäischen Geschichte und die Verwirklichung einer universalen und mechanisierten Menschheit ist, zeigt das Buch von SARTORIUS V. WALTERSHAUSEN 'DIE WELTWIRTSCHAFT'(8). Wir empfehlen jedem, der die Gegenwart und jüngste Vergangenheit unter universalgeschichtlichem Gesichtspunkt begreifen will, dieses Buch zu besonderem Studium.

1. KULTUR- UND UNIVERSALGESCHICHTE. WALTER GOETZ ZU SEINEM 60. GEBURTSTAGE DARGEBRACHT VON FACHGENOSSEN, FREUNDEN UND SCHÜLERN. Leipzig, B. G. Teubner 1927. 567 S. 28 *RM*.

2. BARTHOLD GEORG NIEBUHR, BRIEFE. HRSG. VON D. GERHARD UND WILLIAM NORVIN. Berlin, de Gruyter & Co. 1926. Bd. I. CXXXIV, 543 S. 18 *RM*.

3. WILHELM MOMMSEN, DIE DEUTSCHE EINHEITSBEWEGUNG. Berlin, Buchgemeinschaft, o. J. 531 S.

4. BRIEFE AN COTTA. DAS ZEITALTER DER RESTAURATION 1815—1832. Stuttgart, Cotta 1927. XIV, 579 S. 14.50 *RM*.

5. DEUTSCHER LIBERALISMUS IM ZEITALTER BISMARCKS, HRSG. VON J. HEYDERHOFF UND P. WENTZKE. Bonn, Schroeder 1926. 2 Bde. VIII, 504 und VIII, 511 S. Je 18 *RM*.

6. Johannes Ziekursch, Politische Geschichte des neuen Deutschen Kaiserreiches. Bd. I. Frankfurt a. M., Sozietätsdruckerei 1925. 362 S. 10 *RM.*

7. Arthur Pfungst, Gesammelte Werke, hrsg. von Marie Pfungst. Bd. III (zwei Halbbände). Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag 1927. X, 581 S. und VI, 439 S. 16 *RM.*

8. A. Sartorius v. Waltershausen, Die Weltwirtschaft. Leipzig, Gloeckner 1926. 416 S. 22 *RM.*

AUSLANDSKUNDE: FRANZÖSISCH (ALLGEMEINE FRANKREICHKUNDE)

Von Eduard Schön

In der Sammlung Orbis terrarum ist einer Reihe von Vorgängern nun auch ein Band: Frankreich gefolgt. Der Verlag hat den sehr glücklichen Griff getan, die Einleitung zu Martin Hürlimanns 'Frankreich' (1) von dem in Frankreich und von allen Freunden der französischen Literatur außerhalb Frankreichs hochgeschätzten Dichter Paul Valéry schreiben zu lassen. Sie ist von Carl Einstein übersetzt. Valéry spricht über Frankreich mit der Vorsicht, die einen mit den methodischen Schwierigkeiten der Völkerpsychologie vertrauten Kenner verrät. Seine allgemeinen Ausführungen über das Erkennen der Grundformen einer so komplexen Einheit, wie sie eine Nation darstellt, sind gerade jetzt, wo sich die deutschen Gelehrten Voßler, Curtius, Wechßler, Klemperer um die Eigenart französischen Wesens forschend bemüht haben, als knapp geprägte, gehaltreiche Ergänzung von Wert. Was er dann über Frankreich im besonderen sagt, bietet auf wenig Seiten eine gedrungene Fülle großer, bekannter Gesichtspunkte und ganz eigene Zutat (Sprache, Architektur). Das Lesen dieser Einleitung ist Genuß und Bereicherung. Die Bilder sind auf einer Rundfahrt im Auto durch ganz Frankreich aufgenommen. Weniger Bekanntes als unbekannt Schönes wird gezeigt. Paris und der Norden treten zurück gegenüber dem Süden. Das Ganze gibt sich als eine innerlich geschlossene Einheit. Für Frankreichs Art Charakteristisches wird unter Wahrung des persönlichen Standpunktes des 'empfindsamen Reisenden' ausgewählt. Da dieser Reisende ein Neutraler ist, so hat er nicht gezögert, auch Elsaß-Lothringen in Bildern zu bringen, was in dem deutschen Betrachter schmerzvolle Erinnerungen an unser verlorenes Reichsland wachrufen wird. Die Bilder scheinen mir durchaus gelungen, von einigen wenigen abgesehen, die man wohl schon schöner gesehen hat. Auch da, wo aller Welt Bekanntes wiederzugeben war (z. B. Versailles), ist doch in einer persönlich eigenartigen Auswahl dem oft Gesehenen ein neuer Reiz abgewonnen. Was die Benutzung durch deutsche Neuphilologen anlangt, so scheint mir, wäre ein einführender und begleitender Text sehr erwünscht. Die Einführung Hürlimanns ist zu allgemein gehalten, als daß sie praktischen Nutzen für eine volkskundliche Auswertung des einzelnen Bildes haben könnte. Mir schweben zwei französische Werke vor, die uns besser 'sehen' lehren. Das eine ist das dreibändige Werk 'Le Pays de France' (Hachette), das Frankreich regional aufteilt, jeder Provinz eine geschichtlich-landeskundliche, von namhaften Kennern der Provinz geschriebene Einleitung vorausschickt und unter die Bilder eine sachlich und künstlerisch erläuternde Deutung setzt. Leider sind die drei starken Bände zu kostspielig für uns, aber sie sind didaktisch viel ergiebiger als Hürlimanns Buch. Eine andere Sammlung einer regionalen Landeskunde ist im Entstehen begriffen und wird von dem Geographieprofessor Martonne herausgegeben. Sie ist künstlerisch nicht so wertvoll, aber für die Erfassung des erdkundlich Bedeutsamen gut zu verwerten und ist auch nicht teuer. Hürlimanns Buch ist ein schöner Band, aus dem man immer wieder ästhetische Genüsse schöpfen wird, aber auf die Unterrichtsgestaltung wird es keinen starken Einfluß ausüben können.

Ein neues, groß angelegtes Unternehmen ist die seit einigen Jahren im Entstehen begriffene 'HISTOIRE DE LA NATION FRANÇAISE', die unter Leitung von Gabriel Hanotaux veröffentlicht wird. Eine Reihe Bände wie die Histoire politique, Histoire religieuse, Histoire des lettres, Histoire des sciences, Histoire des arts sind bereits erschienen. Ihnen geht als Einleitung in das ganze Werk eine zweibändige 'GÉOGRAPHIE HUMAINE DE LA FRANCE'(2) voraus, die JEAN BRUNHES vom Collège de France verfaßt hat, ähnlich wie der bekannten Histoire de France von Ernest Lavisse als Einleitung ein Tableau de la géographie de la France von Vidal de la Blache vorausgeschickt ist. Von den zwei über 600 Quartseiten starken Bänden der Géographie humaine hat dem Referenten der zweite vorgelegen, den Jean Brunhes mit einem seiner Schüler Pierre Deffontaines zusammen herausgegeben hat. Er trägt den Titel: Géographie politique et géographie du travail. Was hier ausführlich und wissenschaftlich reich belegt vorgetragen wird, stellt eine Auffassung der Geographie dar, die gerade derjenigen Form des Schulunterrichts im Französischen zugute kommen kann, der in dieser Zeitschrift öfter das Wort geredet worden ist. Von der geologischen oder physikalischen Geographie ist hier wenig die Rede, um so mehr von dem, was aus der französischen Erde durch den französischen Menschen im Laufe der Zeiten gemacht ist und noch heute gemacht wird. Der entscheidende Faktor dieser géographie humaine ist in der Tat immer wieder der Mensch, der französische Mensch. Das Buch beginnt mit einer Geographie von Paris. Einige Kapitelüberschriften mögen andeuten, was in diesem umfangreichen Abschnitt zu finden ist: Geburt, Jugend, Reifezeit von Paris, Umgebung und Topographie, die Schönheit der Hauptstadt, die Bevölkerung von Paris, Verbrauch und Verkehr, das soziale Gesicht von Paris, die Anziehungskraft der französischen Hauptstadt. Eine Menge Karten, Bilder, Skizzen, Diagramme durchsetzen dieses wie alle anderen Kapitel. Dann folgen eine Reihe geographischer, politischer und künstlerischer Silhouetten französischer Städte. Verschiedene Typen der Städte mögen an den folgenden Bezeichnungen erkannt werden: Randstädte, Städte als Hindernisse, Städte als Etappen, Städte als Verteidigungen, Städte als Kreuzungspunkte, Residenzstädte, Industriestädte, Badestädte, Häfen, Festungen. Was erzeugt die Stadt? Warum entsteht sie gerade an dieser Stelle? Solche Fragen werden erörtert. Und diese: das 'Gesicht' der Städte, das Leben der Städte, der Krieg und die Städte. Eine so aufgebaute géographie humaine hat naturgemäß zahlreiche Beziehungen zur Geschichte. Geographie Frankreichs, so gesehen, ist Reflex der Geschichte Frankreichs. Eine Stadt z. B. lebt, sie entsteht, blüht, vergeht, erlebt vielleicht eine zweite Blüte, alles das stets im Zusammenhang mit dem großen politischen Geschehen, das in ihr sich spiegelt, in allerlei Zeugnissen sich niederschlägt und so das geographische Aussehen der Stadt bestimmt. Städtenamen wie Ferté (*firmitatem*), Ségur (*securitatem*) deuten ihren vergangenen Zustand (als Schloß, Festung) an. Dann folgt ein Abschnitt über Straßentypen, auch dieser geschichtlich orientiert. Wir sehen u. a., welche Bedeutung die Straße im Mittelalter besaß, wie die Franzosen des Mittelalters *un peu nomades* waren, wie die Straßen die Zentralisation Frankreichs förderten, wie sie für die Entstehung der Spracheinheit nützlich waren, Trudaines berühmtes und geschichtlich überaus wirksames Straßennetz, die *routes napoléoniennes* erscheinen vor unserem Geiste. Lauter moderne Verkehrsfragen tauchen auf: Kühlwagen, Eisenbahntarife für Blumen- und Gemüsetransporte, und: der Krieg und die Eisenbahnen. Überhaupt ist das Buch darin so bedeutsam, daß es den ungeheuren Veränderungen nachgeht, die der Weltkrieg auf allen Gebieten hervorgerufen hat. So endet auch dieser Teil mit den Fragen der Landesverteidigung und der Sicherheit, die auch der Geograph nicht um-

gehen will. -- Der zweite Teil des Bandes: die Geographie der Arbeit umfaßt Wirtschaftsgeographie und soziale Geographie. Im Sinne der géographie humaine erscheint wiederum der Mensch als diejenige Kraft, welche die Landschaft bestimmt, und nicht umgekehrt der Mensch als Erzeugnis des Bodens, auf dem er erwachsen ist, wenn allerdings auch die Einflüsse des Bodens auf den Menschen nicht abgestritten werden. Die Landschaft wird untersucht, insofern sie bestimmte 'Lebensweisen' hervorbringt. Zahlreiche Einzelheiten, stetige Hinweise auf die neueste Literatur, auf den neuesten Stand der Forschung füllen diese Teile wie alle übrigen. Immer wieder werden die allgemeinen Gesichtspunkte der Betrachtung in den Vordergrund geschoben, so daß das Buch sich zu einem *Discours de la méthode géographique* ausweitet. Manche historischen Ableitungen, manche wirtschaftlichen Statistiken, manche regionale Sonderfrage interessieren nur den Fachmann oder kleinere Gruppen mit Sonderinteressen. Aber im ganzen ist das Buch durch die große und 'menschliche' Deutung geographischer Tatsachen auch für die Kreise der neuphilologischen Lehrer von hohem Wert. Wir werden viele Tatsachen, die uns bisher unbekannt, kennen lernen, und wir werden vor allem sie neu zu sehen gewöhnt. Denn alle diese Tatsachen enthüllen sich immer wieder als bedeutsam für die Volksart der Franzosen, für ihre Grundanlagen, ihre Arbeitsweisen, oder aber sie führen zu großen wirtschaftlichen und politischen Fragen der Gegenwart. Unter dem letztgenannten Gesichtspunkt sind Kapitel wie das über die Textilindustrie, über die Eisen- und Stahlindustrie, über Kohle, Einwanderung fremder Arbeiter, Sterblichkeit, über die Bedeutung Elsaß-Lothringens im französischen Wirtschaftskörper von hohem Interesse. La géographie humaine enthält in der Tat das Gesicht Frankreichs. Wir deutschen Neuphilologen sind kaum gewohnt, dieses Gesicht Frankreichs anderswo als in französischer Literatur, französischer Kunst, französischer Geschichte zu studieren. Brunhes' Buch bedeutet eine wertvolle Ergänzung dazu und eine Mahnung zur Vorsicht, aus rein literarischen und künstlerischen Formen das französische Wesen allein abzuleiten.

Otto Völcker, 'Das Bildungswesen in Frankreich'(3). Von den mancherlei Darstellungen des französischen Bildungswesens heute *das* Buch über diesen Gegenstand. Das Buch zunächst darum, weil es in gewissenhafter Durchforschung der neuesten Entwicklung alle früheren Darstellungen überholt, vor allem aber darum, weil es 'die Bildung Frankreichs zum Volkscharakter und den Grundhaltungen französischen Geisteslebens in Beziehung setzt'. Dadurch wird aus den sonst trockenen statistischen Materialien eine geistig durchtränkte, lebensvolle Überschau über Leistungen der Franzosen auf einem bestimmten Gebiet, die erkennen läßt, daß Franzosen auch hier, in ihrem Bildungswesen, die gleiche Art ihres Schaffens bekunden wie sonst auf Gebieten, die uns gemeinhin vertrauter sind: in der Literatur, in der Kunst, in der Sprache. Völcker bekennt sich, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch durch die Art seiner Arbeit, zu dem Standpunkt, daß das Ganze die Gestalt, die Funktionen der Teile bestimmt. Französische Art ist etwas Ganzes, ist 'eigene' Art und wirkt sich aus in der Bildung wie in der Politik oder Literatur oder Philosophie oder sonstwo. Das Nehmen und Geben, mehr das Nehmen allerdings als das Geben, pädagogischer Ideen zwischen Volk und Volk berührt Völcker wiederholt (Pestalozzi, Fröbel, Einheitsschule u. a.) und zeigt dabei, wie die Franzosen von außen kommende Aufgaben immer auf ihre Weise lösen. Bewegungen im französischen Bildungswesen erscheinen oft in Völckers Darstellung als Auswirkungen politischer Gesamtbewegungen (Napoleon I., weltliche Schule, école libre, Weltkrieg usw.). In dem Wirrwarr der modernen Schulkämpfe stiftet Völcker Ordnung durch Scheidung, Klärung. Er zeigt, worum es

'eigentlich' geht, welche letzten Ziele verfolgt werden, welche (politischen) Kräfte dahinter stehen, wie es früher damit stand. Erfreulich ist, daß alles durch Tatsachen erhärtet wird, keine feuilletonistische Schönrednerei ersetzt das 'Präzise' und 'Exakte'. Als Beispiel mag gelten, was Völcker über die 'französischen Richtlinien' bietet. Auch wer grundsätzlich die 'positiven' Tatsachen allein kennen lernen will ohne ihre komplizierten geistigen Zusammenhänge, ohne ihre Deutung als Ausdruck von Seelischem, als Wirkung von Grundkräften, findet in Völckers Buch eine reiche Fülle auf ganz neuen Forschungen beruhenden Materials. Knapp berichtend und ruhig darstellend ist der Ton dieses Buches. Schriftstellerische oder künstlerische Reize fehlen. Ganz selten einmal deutet sich ein Bild oder persönlicher Eindruck an (Quartier latin). Das Register ist leider allzu knapp geraten. Es steht ja viel mehr im Buche, als es anzudeuten scheint. Reiche Einzelstudien, eigene Lehrtätigkeit in Frankreich, enge Berührung mit anscheinend sehr kompetenten Franzosen auf der einen Seite sowie die Fähigkeit, Tatsachen geistig zu durchdringen auf der anderen haben Völcker gerüstet, uns über das Bildungswesen Frankreichs das zu sagen, was sich heute darüber sagen läßt. Das Buch geht außer den Neuphilologen alle um die großen Fragen der deutschen Schulpolitik und Schulorganisation Bemühten an. Es zeigt ihnen, wie in Frankreich nach dem Weltkrieg sich vieles im Bildungswesen in fließender Entwicklung befindet, wie von der Volksschule bis zur Hochschule neue Organisationsarbeit geleistet wird. Es will auch unser Denken auf diesem Gebiet befruchten, bietet zugleich aber hinreichend Maßregeln der Vorsicht an, indem es oft genug zeigt, daß die Völker wohl einander geben, daß aber jedes Volk auf seine Weise doch wieder 'erwerben' muß, was es im Austausch der geistigen Güter erhielt.

Vosslers Vorträge 'Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist'(4) sind 1925 in Bremen gehalten worden. Sie sind seltsamerweise nicht so allgemein bekannt geworden, wie es wünschenswert gewesen wäre. Denn sonst wäre wohl manches zum gleichen Gegenstand inzwischen Gesagte anders gesagt worden. Voßler ist überzeugt von der Freiheit des Geistigen und von der Einheit des Geistigen. Kultur ist vornehmlich Geisteswerk; Kulturen wirken aufeinander, nicht in so grober, kaufmännisch zu regelnder, propagandistisch zu leitender Weise, wie es aufgepeitschte Nationalismen hüben wie drüben sich zurechtgedacht. Voßler schaut das Zusammenwirken des romanischen und des germanischen Geistes wie das Zusammenspielen von zwei Stimmen im Duett, ähnlich wie E. R. Curtius von der Symphonie spricht, an der die verschiedenen Stimmen im Konzert der Völker sich beteiligen. Die wesentlichen Aufgaben für die romanischen wie die germanischen Völker sind bisher die gleichen gewesen: Gestaltung eines europäischen Weltreiches, Bildung einer christlichen Gemeinschaft, Befreiung, Erziehung und Erhöhung des Einzelmenschen, Erweckung und Vertiefung des nationalen Bewußtseins, Humanisierung der sozialen Einrichtungen und Lebensformen. In einer ganz großzügigen geschichtlichen Gesamtbetrachtung führt Voßler durch, wie diese großen Aufgaben von Romanen und Germanen gemeinsam angepackt, aber auf eigene Weise gelöst worden sind, wie aber alle geschichtlichen Lösungen nicht endgültig sind. Uns verbleibt es, mit unseren Mitteln neu zu leisten, was einst mit anderen Mitteln schon versucht wurde. Immer wieder drängt Voßler dahin, den ursprünglichen Einklang des menschlichen Geistes zu betonen, das Übernationale und menschlich Große, das Ewige in nationalen und geschichtlichen Werken zu zeigen. Die neuerdings so oft verlästerte Synthese erweist sich hier als das einzig berechtigte Mittel, so große Fragen wie diejenige, welche den Gegenstand der Vorträge bilden, zu behandeln. Wer hier klein sieht, gelangt zu einer kleinlichen Lösung. Aber

wer groß sehen will, muß zuvor alles einzelne selbst gemeistert haben. Und das ist das Große dieser Vorträge: ihre allgemeinen Schlüsse haben nichts Vages und Unbegründetes. Sie bleiben auch nicht in der bloßen Betrachtung des Vergangenen stecken, sondern formulieren vorsichtig die Aufgabe der Gegenwart, die Voßler als eine soziale begreift. Auch hier, wie immer, proklamiert er das frei gewählte 'Du sollst', das er dem Naturhaften als eine Verpflichtung höherer Ordnung entgegenstellt. Dieselbe Auffassung hat er von dem Wesenhaften einer Nation, das er wiederum weniger rassemäßig und körperlich bestimmt als bewußt gewollt und auf Überlieferung des Geistigen ruhend ansieht.

Der Berliner Romanist Eduard Wechssler legte in diesem Sommer den Neuphilologen in seinem umfangreichen 'Esprit und Geist' (5) ein gewaltiges Werk vor, das wie eine Krönung und Vollendung langjährigen Forschens erscheint, dessen Richtung und Ziel eine Reihe kleinerer Arbeiten der letzten Jahre andeuteten. 'Esprit und Geist' ist ohne Zweifel eines jener nicht gerade häufig erscheinenden Werke, die nicht ein einzelnes Fachproblem meistern, sondern die ganze Arbeitsweise des Faches, seine höchsten und letzten Aufgaben, seine Methodik, ja seine Philosophie durchdenken. Frankreichkunde erscheint hier — wohl zum erstenmal so grundsätzlich und systematisch durchgeführt — als etwas Ganzes, das mehr ist als eine Summe von Teilen. Wechßler durchschreitet mit uns die ganze geistige Welt des Franzosen, nicht nur als Betrachtender, sondern als Deutender, als Wollender, als recht temperamentvoll Wollender. Franzosentum ist nicht für sich da, sondern 'für uns'; es ist beständig in Beziehung gesetzt zu deutscher Art. W. will in entscheidenden Zügen französische und deutsche Wesensart erfassen, das eine am anderen abheben und werten. Er geht sogar noch einen letzten, kühnsten Schritt weiter: der wissenschaftliche Forscher stellt sich in diesem Werk eine nationalpädagogische Aufgabe. Es gilt, meint er, französische Volkheit und deutsche Volkheit in ihrer tiefen Wesensverschiedenheit zu erkennen, um sich als Deutscher gegen den selbstsicheren Nachbarn zu behaupten. W. will zeigen, was die Franzosen eigentlich sind, aber auch, was wir eigentlich sind, was wir können und was nicht, was wir sollen und was nicht. Wer das als Romanist zu leisten unternimmt, muß auch mit deutscher Art zutiefst verbunden sein, durch Geblüt und Gemüt zunächst, aber dann auch in der Welt des deutschen Geistes als gelehrter Kenner heimisch sein. Es ist erstaunlich, wie W. der Romanist auch in der Deutschkunde zu Hause ist. In ihm tritt ein Gelehrtentyp wieder auf, für dessen Art im Zeitalter der Einzelforschung kein Platz zu sein schien: der philosophisch eingestellte, weit ausgreifende, nach Letztem fragende Forscher. W. ist offensichtlich stolz darauf, über die Fragestellungen der Einzelforschung fortgeschritten zu sein bis dahin, wo es sich um tiefen Sinn, um hohen Wert, um allgemeine, lebenfördernde Anliegen handelt. Mißbilligend blickt er zurück auf die 'Positivisten' und deren Betrachtungsweise. Andererseits holt er sich Rates bei vielen Fachkollegen, die nicht Romanisten oder Germanisten sind. Es wird nicht ausbleiben: seine große Gesamtschau wird manchem nicht mehr strenge Wissenschaft dünken. Was bedeutet sein Buch für die Lehrer der höheren Schulen? Das eine zunächst drängt sich mit immer wachsender Eindringlichkeit und Nachhaltigkeit der Wirkung auf: W. lehrt uns, in zahlreichen wichtigsten Worten der französischen Sprache Ausdrücke einer zutiefst von der unsrigen verschiedenen Wesensart zu sehen. Er zeigt, was alle diese Worte wirklich meinen und wie unzulänglich dies Gemeinte von dem gewöhnlichen deutschen Übersetzungswort wiedergegeben wird. In der Verschiedenheit der sprachlichen Begriffe ruht die Verschiedenheit der geistigen Kulturen. Aber ein Zweites ist noch viel wichtiger: W. ordnet

und gliedert die Wirrnis fremder Geistesart zu einem durchsichtigen Kosmos, wie wohl keiner vor ihm die gesamte französische Volkheit auf ihre letzten Wesensgründe zurückzuführen versucht hat. Dies kann natürlich nicht geschehen, ohne daß philosophische Grundvoraussetzungen die tragenden Fundamente liefern. Und diese gerade scheinen mir, wie schließlich alle Grundfragen, scharfem Streit ausgesetzt. Wer etwa nur das in diesem Bericht besprochene Büchlein Voßlers 'Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist' zum Vergleiche herbeizieht, der stößt auf eine völlig andere Grundansicht Voßlers über Wesen und Werden der Kulturen. Ich verweise auf das soeben darüber Gesagte. — Aber weiter: W. meint, die Franzosen hätten ihr Wesen vor allem im XVII. Jahrh., die Deutschen vor allem im XVIII. Jahrh. in dauernd gültiger, vollendeter Form ausgesprochen. Er stellt die These auf, daß das XVIII. Jahrh. unser deutschestes, das XVII. das französischste sei. Ist diese These geschichtsphilosophisch haltbar? Ist überhaupt eine Zeit deutscher als eine andere? Wer das glaubt, gelangt leicht zu einem absoluten Kanon französischer wie deutscher Kulturleistungen, zu einer allzu stabilen Auffassung von Volkheit, zu einer Überschätzung der angeborenen Grundanlagen, zu einer Unterschätzung des in Geistesfreiheit Gewollten. W. verwendet viel Mühe, eindringliche Schärfe, umfassende Studien, auch auf Nebengebieten wie etwa der Rassenkunde, um das eine immer wieder zu erhärten: das Anderssein französischer und deutscher Menschen. Das geht in die Tiefen und in die Höhen, in das Triebhafte und in das Geistige, in das Reich der Erdgeister: Inferno, und in das Reich der helfenden Geister: Purgatorio, welch letztere Ausdrücke andeuten mögen, wie W. stellenweise eine Sprache der feierlichen Erhabenheit schreibt. — Aus dem Anderssein folgt, daß ein in letzte Tiefen gehendes Durchdringen der Kulturen nicht möglich ist; Kulturen entwickeln sich von innen heraus nach ihrem Eigengesetz; was von einer fremden Kultur übernommen wird, wandelt nicht den eigenen Wesenskern. Auch das ist eine These, der gewiß widersprochen werden wird, einmal weil sie der Freiheit und höheren Einheit des Geistigen Abbruch tut, andererseits weil sie mit der Tatsache schlecht fertig wird, daß große Geister manchmal jenseits der Landesgrenzen mehr und fruchtbarer wirkten als diesseits. Zu Voßlers Beispielen (aO. S. 12) trage ich ein weiteres hinzu aus Émile Boutmy, Essai d'une psychologie politique du peuple anglais au 19[e] siècle (Paris, Colin 1922), wo gezeigt wird, wie *la doctrine positiviste* in Frankreich fast vergessen, in England sehr lebendig ist, was nicht recht erklärbar wäre, wenn nur der Franzose seinem Wesen nach Positivist ist. Freilich vermögen ein paar Fälle wie die Voßlerschen Gegenbeispiele nicht den mächtigen Bau des W.schen Leitgedankens zu erschüttern. Aber ich glaube, diese Gegenbeispiele lassen sich sehr viel zahlreicher zusammenstellen, wenn man das Hin und Her geistiger Bewegungen von Volk zu Volk untersucht. Gibt es bei allem Anderssein von Volk zu Volk nicht auch eine höhere Einheit des Geistigen, kraft derer Lateinertum in Franzosen weiterlebt, Shakespeare in deutschen Geist eingeht, Nietzsche in Frankreich geistige Erben und fortwirkende Jünger hat? Wird man nur, was man im Grunde schon ist, oder wird man (in geistiger Freiheit), was man werden will? Sicher werden sich die Geister hier scheiden. Dankenswert bleibt es auf alle Fälle, daß W. bis zu den entscheidenden Fragen vorstößt und *seine* Antwort mit einer gewaltigen Fülle von Material belegt. — Und weiter: W. befragt alle Kulturleistungen daraufhin, was sie als 'Ausdruck' bedeuten, er untersucht 'das Französische', 'das Deutsche' an ihnen. Dabei entzieht er hier und da Werke den Ordnungen, denen sie sachlich angehören, wie z. B. der Malerei oder der Rechtskunde. Nun ruht in diesem Sachlichen ihr wahrer Wert. Daumiers Leistung z. B. empfängt ihren Wertrang von ihren malerischen oder zeichnerischen Qualitäten; W. aber be-

wertet sie als Ausdruck französischen Wesens. Das führt meiner Ansicht nach zu einer Verwirrung über Werteigenschaften, weil gewissermaßen die Wertreiche nicht sauber getrennt werden. In kunstgeschichtlichen Werken lauten denn auch die Urteile über deutsche und französische Maler anders als in W.s Buch, weil es für den Kunsthistoriker unwesentlich ist, was W. die Hauptsache sein muß, inwieweit sich im Kunstwerk französisches oder deutsches Wesen spiegelt. Freilich ist nicht zu verkennen, daß es sich hier um die notwendige Kehrseite eines Vorzugs handelt: die weit ausgreifende gewaltige Gesamtschau macht es unmöglich, überall Fachmann zu sein. — Die Form, in der die Arbeitsergebnisse geboten werden, ist die scharf zugespitzter Antithesen. Die Ausführungen nehmen wohl diesen Antithesen ihre dogmatische Strenge, aber in den Antithesen selbst sehe ich zwei parallele Reihen von Werturteilen, von denen ich annehme, daß man sie nicht als absolute, sondern als stark subjektiv gefärbte gelten lassen wird. *La galanterie: Madame et la courtoisie* — die Heiligung der reinen Weiblichkeit: die Jungfrau. Sollen wir, um ein Beispiel herauszugreifen, in dieser Antithese zwei Formeln erblicken, die deutsches und französisches Verhalten *wesenhaft* bezeichnen? — Französische Art ist der deutschen Art gefährlich geworden, kann ihr wieder gefährlich werden. Nur wer sich frei und sicher auf sich selber stellt, der inneren Stimme lauscht, die in jeder deutschen Brust mahnt, Französisches abwehrt als Fälschung seiner wahren Natur, der kann, sich selber treu, Echtes und Gutes schaffen. Das ist etwa das Fazit, zu dem das Anderssein führt. Und dennoch wölbt sich über den bis ins Letzte geschiedenen Reichen 'Esprit' und 'Geist' die Brücke der Verständigung. Die Verschiedenheit der Wesensmitte bleibt, nach W., unüberwindlich. Und doch soll zwischen so Verschiedenem vermittelt werden. *Althellas* ist das Ganze, in dessen Geist sich beide so tief getrennten Völker finden sollen. Für mein Gefühl ein vager Schluß, eine Aussicht, die alles Faßbare, Greifbare, Irdische tief unten läßt, eine Aussicht, zu der gerade dieses Buch uns schwerlich hinaufführt, das auf jeder Seite das totale Anderssein der beiden Volksarten uns mit aller Gewalt einhämmert. Wohin das Anderssein führt, das *se sentir distinct*, das machen die in der 'Nouvelle revue française' in den letzten Monaten veröffentlichten Aufsätze Julien Bendas klar, 'La Trahison des Clercs', der Verrat der Geistigen. Sie seien gerade denen, die W.s Werk lesen, empfohlen. — W.s Buch wird jeder Lehrer des Französischen lesen müssen. Er wird sich mit ihm auseinanderzusetzen haben, wenn er über Grundfragen und letzte Zielsetzungen Klarheit haben will. Aus den Kreisen der Forscher erwarte ich Widerspruch, desgleichen aus den Reihen der Franzosen. Vielleicht bietet das Buch Anlaß zu einer allgemeinen großen Aussprache führender Romanisten, mit der die Überwindung der Krisis, in der wir stecken, beginnen könnte.

Das von Klemperer und Lerch herausgegebene 'Jahrbuch für Philologie' ist in seinem dritten Bande als 'Idealistische Philologie'(6) in Einzelhefte zerlegt, von denen das erste Heft noch einmal programmatisch Art und Ziel der Zeitschrift festlegt. So wie dies Klemperer jetzt tut, sollte man meinen, daß beide, Positivisten wie Idealisten, in einer gemeinsamen Auffassung sich begegnen könnten. Denn Positivisten werden Wert darauf legen, auch in der kleinen Einzelheit ein großes geistiges Ganzes erkennen zu lassen, und Idealisten werden betonen, daß ihre Synthesen und Deutungen auf dem sicheren Grunde exakter und gewissenhafter Einzelforschungen ruhen. Dennoch glaube ich nicht, daß die Brücke, die Klemperer von Lager zu Lager baut, viele hinüber- und herüberführen wird. Hat er es doch schon einmal in ähnlicher Weise versucht, Getrennte zu vereinen und, soweit ich urteilen kann, keinen nennenswerten Erfolg gehabt. Begriffe wie 'Idealismus' und 'Positivismus' lassen sich 'bereinigen',

die Erkenntniswerte verschiedener Forschermethoden lassen sich abstecken und abwägen, aber die Menschen, die im einen oder anderen Lager stehen, sind durch viel mehr getrennt als durch wissenschaftliche Arbeitsweisen. Sie wird Klemperer nicht zusammenbringen, wenn es ihm auch vielleicht gelingen kann, den rein begrifflichen Gegensätzen ihre Schärfe zu nehmen. Nach den vier bisher mir zugegangenen Heften läßt sich wohl sagen: Die Beiträge stehen wissenschaftlich hoch, sie vermeiden eng umgrenzte Spezialfragen, sie sind Zeugnisse neuen wissenschaftlichen Geistes, neuer Forschungsweisen. Damit zeichnet sich das 'Jahrbuch' mehr und mehr von ähnlichen Unternehmungen ab; eine Gesamthaltung, eine Gesamtrichtung ist deutlich erkennbar. Klemperer möchte, wie es seine Art offensichtlich ist, weitherzig Raum für viele gewähren. Nur wer sich nicht bewußt ist, daß Analyse und das einzelne zu irgendeinem Zusammen, irgendeinem Ganzen führen müssen, möge draußen bleiben. Wer aber ist das? Wird nicht jeder Analytiker und jeder Spezialist meinen, am einzelnen doch irgend dem Ganzen zu dienen? Die 'Idealistische Philologie' will schließlich etwas Bestimmtes; möge sie dessen Umrisse nicht allzusehr verfließen und verschwimmen lassen.

Von den einzelnen Beiträgen greife ich drei heraus, um am einzelnen klarer zu zeigen, was man von der 'Idealistischen Philologie' zu erwarten hat. Spitzer steuert bei: 'Puxi, eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter.' Er prüft an der Namengebung, die sein eigenes Kindchen erfuhr, Erscheinungen, die für das Leben der Sprache überhaupt von Wichtigkeit sind. Ein gewisses Wagnis ist sein Unternehmen, insofern das eigene Familienleben in seiner behüteten Innigkeit wissenschaftlich 'bloß'-gelegt wird. So ungewohnt und darum zunächst befremdend die ernste Wissenschaft mit ihren scharfen Begriffen in des Wissenschaftlers eigenem Kinderzimmer wirkt, so läßt sich ernstlich nichts gegen ein Verfahren einwenden, das die experimentelle Psychologie schon längst angewendet hat. Die Absicht, die Spitzer verfolgte, scheint mir vollauf erreicht. Es handelt sich in der Tat darum, wie sich *Seelisches* in der Sprache spiegelt; seine Studie ist ein Stück Sprachseelenforschung. — Hatzfeld vergleicht Flauberts 'Madame Bovary' und Cervantes' 'Don Quixote'. Um zu zeigen, wie er dabei verfährt, möge es genügen, sein methodisches Schema vorzuführen. Er will zeigen, daß folgende Einzelheiten in Flauberts Roman zwingend auf den Don Quixote zurückweisen: Einzelheiten der Ausweitung des Romans zum Weltbild, Einzelheiten der Kritik an falscher Romantik, Einzelheiten der Orchestrierung durch Dialog und Sprechstile, Einzelheiten der Stimmung, der Realitätserhöhung, der Dosierung. Das 'Zwingend' scheint mir nicht erreicht, das Neue der methodischen Fragestellungen von Interesse für alle neuphilologichen Lehrer, welche die Entwickelung ihrer Wissenschaft verfolgen möchten. — Etwas eingehender möchte ich über Blumenfelds Aufsatz: 'Verstehen und Deuten' berichten. In diesem 'Beitrag zur Theorie der Hermeneutik' ist ein Thema aufgegriffen, dessen Bedeutung jeder Tag lehrt. Das Verstehen und Deuten einer Fremdkultur ist unsere letzte und höchste, alles einzelne überschattende Aufgabe. Alle fühlen es, daß es mit den alten, stark naturwissenschaftlich beeinflußten Methoden heute nicht mehr recht geht. Die Krisis, in der wir stehen, spitzt sich mehr und mehr zu in eine Problematik des 'Verstehens'. Blumenfeld scheint mir gut gerüstet, so schwierige Fragen wie die hier vorliegenden zu behandeln. Mit den wichtigen Untersuchungen vor allem Diltheys, Husserls, Sprangers setzt er sich auseinander, gibt begrifflich scharfe Unterscheidungen, erörtert die Psychologie der Hermeneutik, aus verschiedenen Gebieten klare Beispiele heranziehend, und stellt zum Schluß Konsequenzen seiner Auffassung heraus. Einiges sei herausgehoben. Zunächst die Unterscheidung von

gemeintem Sinn und 'transgredientem' Sinn. Der letztere ergäbe sich aus dem Gesichtspunkt, den der Deutende an das zu Deutende heranbringt. Dabei ist an einen allgemeinen philologischen Aspekt gedacht. Für Blumenfeld ist bezeichnend, daß er hier eine saubere Scheidung erstrebt. Was die Psychologie des Deutens anlangt, so ist wesentlich, daß Blumenfeld das Deuten als etwas Schöpferisches ansieht und daß er es in Zusammenhang mit dem Begriff der Ganzheit, der Gestalt bringt. Neue Deutungen sind Umgestaltungen, 'Umzentrierungen' eines Ganzen. Aus dem schöpferischen Grundcharakter des Deutens ergibt sich, daß es nicht lehrbar ist, daß man keinesfalls Methoden aufstellen kann, wie man eine Deutung zu 'finden' hat. Besonders beachtenswert scheint mir das, was Blumenfeld von Spranger unterscheidet. Blumenfeld vermeidet beim Deuten ein Hinausschreiten aus der Problematik der Einzelwissenschaft. Ein Erklären aus philosophisch-metaphysischen Voraussetzungen fügt zu dem 'gemeinten' Sinn den Sinn des Verstehenden hinzu und kann Gefahren enthalten. Der Aufsatz ist nicht leicht lesbar. Der Menge der neuphilologischen Leser liegen diese Gedanken fern. Wer sich indessen in sie hineinvertieft, wird Klarheit und Förderung finden. Wer sich mit 'Kulturkunde' befaßt, darf solche die Grundfragen klärenden Ausführungen nicht übergehen. Er wird zweifellos noch vorsichtiger, als ihn schon die vielen Diskussionen der letzten Zeit gemacht haben. Er wird auch das erkennen: nicht von der Einzelwissenschaft wird die Lösung der Fragen kommen, die uns bedrängen, sondern von ihrer philosophischen Grundlegung.

In den 'Französischen Intonationsübungen' von H. Klinghardt (7), deren zweite Auflage Paul Olbrich mitbearbeitet hat, liegt ein Buch vor, das einer Empfehlung kaum mehr bedarf. Ein erfahrener Praktiker mit vorzüglicher wissenschaftlicher Ausrüstung und Auslandserfahrungen gibt hier klare Anweisungen, wie in sorgsam methodisch aufgebautem Studiengang das Wesentliche über französische Intonation zu erlernen ist. Die einleitenden Kapitel bringen Grundlegendes, begriffliche Scheidungen, alles Nötige an allgemeiner Einführung und Erklärung der dann folgenden 'Übungen'. Olbrich hat ein Kapitel beigesteuert, in dem er die Besorgnis zu zerstreuen sucht, daß das Einstudieren der Intonation eine neue Belastung der Neusprachler bedeute. Er erblickt in der französischen Intonation das gleiche Grundgesetz, das in der französischen Stilistik herrscht. Da die preußischen Richtlinien diese Art Studien jetzt fordern und da heute allgemein anerkannt wird, daß Richtigkeit im Tonfall der Rede mindestens ebenso wichtig ist als Richtigkeit in der Lautgebung, so kann nicht fehlen, daß das Buch seinen Weg machen wird. Es ist sicher ein vortrefflicher Führer für alle diejenigen, die sich die Mühe geben wollen, ihren Schülern eine annähernd richtige französische Intonation zu vermitteln.

Die 'Neueren Sprachen' geben seit einiger Zeit 'Beihefte' heraus, die wissenschaftliche oder schulmethodische Fragen behandeln. Beiheft 11 ist die Bearbeitung einer 1924 eingereichten Würzburger Dissertation. Sie trägt heute den Titel: 'Das Romantische und Musikalische in der Lyrik Stéphane Mallarmés.' (8) Der Verfasser Franz Rauhut betrachtet in dem Büchlein Mallarmés Persönlichkeit, die 'Themen', den 'Stil', das 'Musikalische' in seinem Werk. Der Neuphilologe, der von dem Zentrum der praktischen Schularbeit vordringen will zu wissenschaftlichen Fragen, wird nie zu Mallarmé gelangen. Mallarmé hat der deutschen Schule nichts zu sagen. Aber sein Rang in der französischen Literaturgeschichte ist bedeutend genug, sein Einfluß hinreichend zu spüren, um eine Beschäftigung mit seinem Werk zu rechtfertigen. Bisher hat das undurchdringliche Dunkel Mallarmés davor zurückgeschreckt. In letzter Zeit sind indes allerlei Arbeiten erschienen, die Mallarmés schwierige und

entlegene Kunst dem Verstehen näherzubringen vermögen. Rauhut ist diesen anscheinend stark verpflichtet, gibt jedoch auch Eigenes und hat vor allem das Verdienst, dasjenige in klarer Sprache deutlich zu machen, was an Mallarmés Kunst überhaupt deutlich zu machen ist. Man kann nun mit Hilfe Rauhuts und der von ihm genannten wegbereitenden Kritiker den Versuch machen, Mallarmés Kunst zu studieren. Eine Kunst freilich, die nur den bis ins Krankhafte Überfeinerten zusagen wird, denen, die bereit sind, entsagungsvoll und lange sich zu mühen, um künstlerische Eindrücke subtiler Art zu erhalten. Wer aber ist heute willens, das zu tun? (S. auch Klemperer, Germ.-Rom. Monatsschr. 1927 S. 286 ff. und Nobiling, Die neueren Sprachen 1927 S. 636 ff.)

1. Martin Hürlimann, Frankreich. Sammlung Orbis terrarum. Berlin, Ernst Wasmuth 1927. Geb. 26 RM.

2. Jean Brunhes, Géographie humaine de la France, 2 Bde. Paris, Plon-Nourrit 1926. Etwa 140 francs.

3. Otto Völcker, Das Bildungswesen in Frankreich. Braunschweig, G. Westermann 1927. Geb. 6 RM.

4. Karl Vossler, Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist. München, Verlag der Bremer Presse 1926. Geb. 5 RM.

5. Eduard Wechssler, Esprit und Geist. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1927. Geb. 28 RM.

6. Idealistische Philologie, Jahrbuch in sechs Heften, hrsg. von Klemperer und Lerch. München, Max Hueber 1927. Heft 3 RM, im Abonnement 2 RM.

7. Klinghardt-Olbrich, Französische Intonationsübungen. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer 1925. Geb. 6 RM.

8. Franz Rauhut, Das Romantische und Musikalische in der Lyrik Stéphane Mallarmés. Beiheft Nr. 11 der 'Neueren Sprachen'. Marburg, Elwert 1926. 55 S.

NACHRICHTEN

ALTERTUMSKUNDE

Auf der 3 km nördlich von der *Patriarchenstadt Hebron* gelegenen Ruinenstätte hat Prof. Dr. Mader, Direktor des Orientalischen Instituts der Görresgesellschaft in Jerusalem, 1926/27 erfolgreiche Grabungen angestellt, die für die Geschichte und Topographie Palästinas von hervorragender Bedeutung sind. Es ist das biblische *Mamre*, wo Abraham wohnte und einen Altar errichtete (Genesis 13, 18). Das Steinmaterial des aus Riesenquadern bestehenden Mauerwerks stammt wohl von einem gewaltigen Bau Herodes' d. Gr., das wahrscheinlich von Titus in Trümmer gelegt, von Hadrian aber erneuert wurde. Konstantin d. Gr. errichtete dort eine christliche Basilika, deren Reste von Mader glücklich wiedergefunden sind und u. a. zahlreiche Opferspenden von Münzen usw. enthielten, die auf dem Altar Abrahams dargebracht waren. Fünf verschiedene Bauperioden sind festgestellt, die ein ungeahntes Licht auf die Geschichte des Platzes werfen. (S. Näheres in Maders Bericht, Forsch. u. Fortschr. 1928 Nr. 1.)

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff hat nach seiner Rückkehr aus der Kyrenaika in der Preußischen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über die *italienischen Ausgrabungen in Kyrene* gehalten. Nach der Aufdeckung der Römerstädte Leptis und Oea in der Tripolitana, dem östlichsten Teile des römischen Afrika, die so bedeutende Erfolge aufzuweisen hat, ist die Regierung dazu geschritten, Ausgrabungsarbeiten großen Stils auch in der Kyrenaika ausführen zu lassen und sie zunächst auf die ganze Stadt Kyrene zu richten, deren Wüstenei zu durchforschen schon seit Jahrzehnten als wichtige Aufgabe der Altertumswissenschaft erklärt worden ist und neuerdings durch den Fund der jetzt im Museo Nazionale zu Rom bewunderten Aphroditestatue zu so schönen Hoffnungen berechtigte. Die Grabungen haben am

Markte und im heiligen Bezirk des Apollon und der Artemis begonnen. Sie müssen nun zunächst, wie Wilamowitz (Forsch. u. Fortschr. 1927 Nr. 35/36) berichtet, südlich zu der heiligen Quelle Kyra geführt werden, nach der die Stadt heißt, und dann die schon kenntliche Hauptstraße verfolgen, die zu dem Markte führt und schon von Pindar beschrieben wird. 'Mehrere Tempel, das Theater, große Zisternen sind in dem sehr weiten Mauerringe kenntlich. Draußen erstreckt sich die Gräberstadt nach allen Seiten mehrere Kilometer weit. Spuren von Dörfern, einzelnen Höfen, Wasserleitungen und Gräbern, auch späten Kastellen, bedecken das ganze Land. Forschungsarbeit ist für Jahrzehnte vorhanden.'

Man kennt die antiken Trug- und Fangschlüsse der Sophisten, Megariker und Stoiker, Spitzfindigkeiten der Syllogistik, mit denen sich Philosophie und Rhetorik des Altertums, sodann das Mittelalter und auch spätere Zeiten oft beschäftigt und die sie gar oft zum Zwecke logischer Erschleichung verwendet haben. Zu ihnen gehört der 'Hörnerschluß' des Megarikers Eubulides von Milet (*κερατίνης*) und der stoische 'Krokodilschluß' *κροκοδειλίτης*), lateinisch *syllogismus cornutus* und *quaestio crocodilina*, die z. B. bei Geiler von Keisersberg als 'gehürnte Frage' und 'gabelichte Frage' erwähnt werden. Hermann Barge (Archiv f. Kulturgeschichte XVIII 1, 1927) hat in einer gründlichen Untersuchung die Geschichte dieses vexierenden Trugschlusses und des hinterlistigen Fangschlusses dargelegt, vor allem zu dem Zwecke, eine von *Martin Luther* in entscheidender Stunde getane, bisher nur teilweise verstandene Äußerung zu erklären. Auf dem Wormser Reichstage kündigte bekanntlich der Reformator auf Ecks Frage an, er werde eine Antwort geben, 'so weder hörner oder zeene haben sol', in originaler Fassung: 'dabo illud (responsum) neque cornutum neque dentatum'. Er wies damit den Gedanken weit ab, sich gewisser dialektischer Spitzfindigkeiten bedienen zu wollen. Der Hörnerschluß ('Was du nicht verloren hast, das hast du noch; Hörner hast du nicht verloren — also . . .') war schon früher zur Interpretation herangezogen. Daß insbesondere 'responsum dentatum' mit dem 'Gabelschluß' (*κροκοδειλίτης*) zusammenhängt, bei dem man aus dem Dilemma der beiden als Gabelzinken (dentes) gedachten Möglichkeiten nicht herauskommt, wie jene Mutter des vom Krokodil geraubten Kindes, der die Rückgabe versprochen wird, wenn sie das Schicksal des Kindes richtig errate, — diese Beziehung ist nun von Barge einwandfrei nachgewiesen worden.

In Kopenhagen starb am 4. Januar der Professor der klassischen Philologie *Johan Ludvig Heiberg* im Alter von 73 Jahren. Einer der verdientesten Erforscher der antiken Mathematik und Medizin ist mit ihm dahingegangen. In jahrzehntelanger, bis in seine letzte Lebenszeit fortgesetzter Quellenarbeit hat er durch zahlreiche Textausgaben Grundlagen historischer Erkenntnis dieser exakten Wissenschaften geschaffen und ist dann auch selbst zur zusammenhängenden Darstellung geschritten (s. N. J. 1926 S. 365; 1927 S. 247). Noch im vergangenen Jahre veröffentlichte der Unermüdliche drei bedeutende Werke: den ersten Faszikel des im Rahmen des Corpus medicorum Graecorum erscheinenden Hippokrates, die Sphaerica des Theodosius von Tripolis (mit lateinischer Übersetzung) und die Mathematici Graeci minores (mit deutscher Übersetzung). Ein ungeheures handschriftliches Material hat Heiberg auf seinen Bibliotheksreisen zutage gefördert und aufs besonnenste methodisch verwertet; die Bücher des großen Gelehrten, der den spröden Stoff seiner Lieblingsgebiete auch einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen wußte, werden auch dann noch fortwirken, wenn die befreundeten Fachgenossen den tiefen Eindruck seiner schlichten Persönlichkeit nicht mehr weitergeben können, seine Leistungen werden manche Generation fruchtbringend überdauern.

DEUTSCHKUNDE

Der 13. Band des *Jahrbuchs der Goethegesellschaft* (Weimar 1927) bringt einleitend die Rede, die Victor Michels auf der Hauptversammlung am 10. Juni 1927

zum Gedächtnis des verstorbenen ersten Vorsitzenden Gustav Roethe gehalten hat. Unter den Aufsätzen über den Dichter seien 'Die Naturerkenntnis im Weltbild Goethes' von H. Wohlbold und der Festvortrag M. Wundts 'Goethes Gestalt im Wandel deutscher Weltanschauung' besonders hervorgehoben. B. Seuffert ergänzt aus dem Besitz des Goethe- und Schillerarchivs den Briefwechsel mit Goethe. Höchst anziehend berichtet K. Lohmeyer in einem Beitrag 'Das Meer und die Wolken in den letzten Akten des Faust' über Zusammenhänge zwischen der Arbeit des Dichters an diesem Drama und seiner Beschäftigung mit Nachrichten über die deutsche Nordseeküste, die ihn aufs äußerste interessierten und unter denen die von Biernatzki geschilderte furchtbare Springflut im Februar 1825 eine bedeutende Rolle spielt. Aus Goethes Bekanntenkreise wird der Arzt C. G. Carus von C. Haeberlin besonders auch in seiner Bedeutung als Psychologe gewürdigt. Aus dem Jahresbericht der Gesellschaft interessieren die Mitteilungen über den Erwerb zahlreicher Briefe, darunter 155 von Wieland, für das Goethe- und Schillerarchiv.

In dem von K. Heinemann (†) und R. Weber herausgegebenen *Goethe-Kalender auf das Jahr 1928* (Leipzig, Dieterichsche Buchhandlung. 3 *RM*) steht im Mittelpunkte der am 14. Juni 1828 erfolgte Tod Karl Augusts. Nicht nur den Musiker fesselt ein größerer Aufsatz R. Webers über 'Vertonungen Goethischer Gedichte im Einzellied'.

Zur Erhöhung des 1927 an Hermann Burte, Fritz v. Unruh und Franz Werfel verteilten *Schillerpreises* stiftete die Direktion der Lingnerwerke in Dresden 10000 *RM*.

Der Verwaltungsrat der *Deutschen Schiller-Stiftung* erließ eine *Kundgebung* gegen die Überschwemmung des deutschen Theaters und Büchermarktes mit ausländischen Werken, die, überwiegend noch dazu von sehr zweifelhaftem Werte, das Gedeihen des deutschen Schrifttums bedrohen und zur Verelendung deutscher Schriftsteller beitragen.

Der *Kleistpreis für 1927* wurde Gerhard Menzel in Gottesberg i. Schl. für sein Drama 'Toboggan' und Hans Meisel in Berlin-Wilmersdorf für seinen Roman 'Torstenson' verliehen.

Der *Verlag C. Schünemann - Bremen* setzte für die Dauer von 5 Jahren einen jährlichen Preis von 2000 *RM* für ein künstlerisch wertvolles deutsches Romanwerk lebensbejahender Art aus.

Die philosophische Fakultät der Universität Göttingen verlieh anläßlich der Gedächtnisfeier des 100. Geburtstages Pauls de Lagarde *Hans Grimm* in Lippoldsberg a. W., dem Verfasser des großen Romans 'Volk ohne Raum', die Würde eines Ehrendoktors.

AUSLANDSKUNDE

Die beschlossene und angekündigte Gründung eines '*Village College*' in Sawston, einem größeren Dorfe bei Cambridge, ist das erste Zeichen des Interesses für ländliche Volkshochschulen, das auch in anderen Gegenden Englands aufkommt. Die Universität Cambridge leiht dem Plan ihre wertvolle Hilfe und erhält finanzielle Unterstützung von der Carnegie-Stiftung.

Die Überfülle der Denkmäler in der *Westminster-Abtei*, die keinen Raum mehr für künftige Ehrungen läßt, ist in dem Bericht einer besonderen Kommission behandelt worden. Drei Möglichkeiten der Abhilfe werden in der Öffentlichkeit erörtert: Anbau eines Nordflügels; Errichtung einer besonderen Ehrenhalle in unmittelbarer Nähe der Abtei, aber ohne unmittelbare architektonische Anlehnung; Entfernung einiger Denkmäler aus der Abtei. Der Bericht der Kommission neigt der zweiten der drei Lösungen zu, andere Stimmen treten für die dritte ein.

Der bekannte Politiker und Schriftsteller *C. F. G. Masterman* ist am 17. November 1927 im Alter von 54 Jahren gestorben. Er war von 1906 bis 1924 mit einmaliger Unterbrechung liberales Unterhausmitglied und zu Beginn des Krieges Mitglied des Kabinetts, dann Leiter des Propagandadienstes. Sein besonderes Interesse galt der Sozialpolitik. Seinen literarischen Ruf verdankt er vor allem den

auch in Deutschland weitverbreiteten Büchern 'The Condition of England' und 'England after War'.

Als *Festschrift* für den 70jährigen *Arnold Schröer* erscheint die neueste Nummer der 'Englischen Studien' (62. Band, 1.—2. Heft). Der Herausgeber Hoops zeichnet ein liebevolles Bild des um die anglistischen Studien auf Hochschule und Schule hochverdienten Jubilars; K. Luick, W. Franz, O. Funke, R. E. Zachrisson, O. Ritter steuern linguistische, M. Förster, L. Kellner, E. Eckhardt textkritische und metrische, F. Holthausen, L. L. Schücking, H. Schöffler, B. Fehr, R. Imelmann literarhistorische Abhandlungen und W. Fischer einen Aufsatz zur Geschichte der Anglistik bei.

Das N. Jbb. I (1925) 424f. angezeigte Buch von *H. Spies, 'Kultur und Sprache im neuen England'* (Leipzig, Teubner) liegt in zweiter Auflage vor. Die Gesamtanlage ist nicht geändert worden; die 4—500 Verbesserungen und Zusätze in Einzelheiten haben den Umfang um 6 Seiten vermehrt und sichern dem inhaltreichen Buch, das aus der Gegenwart schöpft, die gerade für seinen Gegenstand notwendige Aktualität.

E. Moosmanns vielbeachtete Arbeiten zur Methodik des Unterrichts in der englischen Literatur sind um ein Heft *'Englische Literaturstunden auf der Oberstufe'* (Die Neueren Sprachen, Beiheft 12a, Marburg, Elwert. 2.50 *RM*) vermehrt worden, das ausgeführte Lektionen über Spenser, das elisabethanische Drama, die elisabethanische Prosa, Milton und Bunyan bringt.

'Die Ursachen und Verantwortlichkeiten des großen Krieges' — unter diesem Titel sind diejenigen 'Beweise und Zeugnisse' übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen, die zwei französische Gelehrte, Émile Bourgeois und Georges Pagès, zusammengestellt haben, um den Paragraphen 231 (den 'Schuldparagraphen') 'wissenschaftlich' zu stützen. Der Übersetzer ist Bernhard Schwertfeger, ein auf dem Gebiete der Kriegsschuldfrage wohlbewanderter Spezialist. Er kritisiert die Leistung der beiden französischen Gelehrten scharf und eindringend. Der Neuphilologe sollte auch ein solches Buch einmal lesen. Es ist in der deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte (Berlin) erschienen.

Die *Dresdner Neuphilologische Gesellschaft* beging am 7./8. Januar die Feier ihres 50jährigen Bestehens, bei der auch der Volksbildungsminister und der frühere sächsische Kultusminister erschienen waren. In einem Vortrag über die Hamletbearbeitung von G. Hauptmann wandte sich Oberstudiendirektor Dr. Konrad Meier gegen diese Arbeit und ihre Begründung. Sein Wunsch, den unverfälschten Hamlet wieder auf der Bühne zu sehen, wurde mit nachdrücklichem Beifall aufgenommen. Der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Schücking sprach über das Bildungsideal des Neuphilologen. Er verglich das humanistische Bildungsideal des Seins mit dem neuphilologischen der Leistung und warnte entschieden vor der Fülle der Hauptfächer in den Realgymnasien, wodurch eine Hetzjagd im Unterricht entstanden sei.

Die *21. Tagung des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes* soll vom 30. Mai bis 2. Juni in Hamburg abgehalten werden. Einzelheiten über das wissenschaftliche Programm können noch nicht mitgeteilt werden, jedoch sind bei der Zusammenstellung folgende Gesichtspunkte maßgebend: a) Zur weiteren Klärung der auf der 20. Tagung erörterten Fragen über Inhalt und Aufgabe der Kulturkunde mit ihrem Verhältnis zur sprachlichen Bildung werden alle Mitglieder, die beabsichtigen, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, gebeten, ihr Thema mit knapp gefaßten Leitgedanken baldmöglichst bis zum 1. Februar 1928 einzureichen. Die Dauer der einzelnen Vorträge ist zu Gunsten einer Diskussion auf 30 Minuten beschränkt. b) Ein weiterer Problemkomplex gruppiert sich um die Bedingungen für die Durchführbarkeit der preußischen Richtlinien. Hier handelt es sich sowohl um praktische Fragen als auch um die Beziehungen zwischen Hochschule und Lehrerbildung. c) Ferner ist beabsichtigt, Fachleute zur Aussprache über die kulturelle Bedeutung Nord- und Südamerikas aufzufordern. d) Es werden auch

andere Vorschläge dankend entgegengenommen und bei hinreichender Zeit dem Programm eingereiht.

GESCHICHTE

Mit dem Thema *'Die Geschichte im Bewußtsein der Völker'* hat der 'Kulturbund' des Prinzen Rohan Ende Oktober 1927 in Heidelberg eine Tagung abgehalten, der ein kleines Nachspiel in Frankfurt folgte. Von deutschen Historikern sprach vor allem Hans Rothfels, von französischen Albert Thibaudet, von italienischen Minister Emilio Brodero. Das Präsidium der Tagung führte der Archäologe Ludwig Curtius, die wichtigsten Vorträge sind im Dezemberheft der vom Prinzen Rohan herausgegebenen Europäischen Revue (Verlag Vowinckel, Berlin) erschienen.

Die berühmte Studie von *Georg Jellinek* 'Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte' hat eine 4. Auflage erlebt, die von dem Sohne Walter des Verstorbenen bearbeitet ist. (München, Duncker & Humblot. 4.50 *RM*.) Die Abhandlung hat seinerzeit bei ihrem Erscheinen 1895 großes Aufsehen erregt und eine umfangreiche internationale Kontroverse ausgelöst; ihre Ergebnisse sind heute Allgemeingut der historischen Wissenschaft geworden, ihre Methode ist noch heute von mustergültiger Klarheit.

Eine deutsche *Zeitschrift für das europäische Minderheitenproblem* ist von dem Wiener Verlag Wilhelm Braumüller unter dem Titel 'Nation und Staat' begründet worden. Sie wird von hervorragenden Führern der deutschen Minderheiten im europäischen Auslande herausgegeben, nämlich von Bleyer (Ungarn), Braudsch (Rumänien), Schiemann (Lettland) und Schmidt-Wodder (Nordschleswig).

Ein *List-Harkort-Denkmal* ist in Leipzig enthüllt worden. Das Andenken an Friedrich List wird außerdem gegenwärtig besonders belebt durch die neugegründete Friedrich-List-Gesellschaft, die bei der Vorbereitung einer Gesamtausgabe der Listschen Werke das französische Original von Lists Hauptwerk — eine Pariser Preisarbeit — im Archiv der Sorbonne aufgefunden hat und durch E. Salin demnächst vorlegen läßt.

Zwei *Verlagsjubiläen* sind für die deutsche geschichtliche Wissenschaft Anlaß zum Rückblick gewesen. Der Gustav-Fischer-Verlag in Jena feierte am 1. Januar 1928 sein 50jähriges Jubiläum; zahlreiche historische Werke zur Geschichte von Staat und Wirtschaft sind von ihm in diesem halben Jahrhundert herausgebracht worden. Desgleichen feierte Ullstein sein 50jähriges Jubiläum durch Herausgabe einer vornehmlich von Georg Bernhard verfaßten, reich ausgestatteten Festschrift. Von den historischen Werken des Verlages ist am bekanntesten die große 'Weltgeschichte', die ehemals Pflugk-Harttung herausgegeben hat und von der soeben eine völlig neubearbeitete Auflage durch Walter Goetz mit einem Stabe neuer Mitarbeiter vorbereitet wird.

Der *Internationale Historikerkongreß* ist nunmehr endgültig auf August 1928 nach Oslo ausgeschrieben worden. Dem vorbereitenden Komitee gehören von deutscher Seite Karl Brandi und H. Reincke-Bloch an.

KUNST

Berlin, Schloßmuseum. Als Nachfolger Otto von Falkes wurde Robert Schmidt, Direktor des Frankfurter Kunstgewerbemuseums, zum Direktor des Schloßmuseums, (Kunstgewerbemuseum) ernannt. Er steht vor der hohen, bisher nicht gelösten Aufgabe, die alten Räume des herrlichen Schlüterbaues in ihrer künstlerischen Schönheit unberührt zu lassen und die Schätze der Sammlungen in angemessener Weise aufzustellen.

Essen, Städtisches Museum. Wenn schon der Ankauf einer frühgriechischen Statue in Berlin einst außerordentliches Aufsehen erregte, so kann das in erhöhtem und, wie es scheint, weit mehr berechtigtem Maße von dem Ankauf eines *Manetporträts 'Faure als Hamlet'* für 200000 *RM* gelten. Auch der Hinweis auf den einstigen Begründer des Museums, Herrn Osthaus, der es in seiner Vaterstadt Hagen anlegte, von wo es aber nach seinem Tode nach Essen kam, kann zur Rechtfertigung nicht genügen. Nicht etwa weil der Meister ein Franzose ist, und weil die Wertschätzung doch nicht alle Grenzen überschreiten

darf, sondern weil es nichts weniger als ein seltener Meister ist und weil die furchtbare Not der Zeit es gebietet, das Geld für die noch lebendige Kunst und die notleidenden deutschen Künstler zu verwenden.

Hannover, Provinzialmuseum. Das Jubiläum des 75jährigen Bestehens wurde mit der Öffnung der neugeordneten 45 Säle des Obergeschosses gefeiert.

Köln, Wallraf-Richartzmuseum. Auch hier ereignete sich ein Fall, dem man nicht ohne weiteres zustimmen möchte. Man kaufte Hans von Marées' 'Rast am Waldesrand' für 125000 *RM* und gab dafür einen Leibl her. Das 'kunsthistorische' Gewissen schlug hier; man wollte auch von dem bisher nicht vertretenen deutschen Maler ein Bild haben und opferte dafür das Werk eines anderen Meisters, von dem man, nach der Meinung des Kunstgelehrten, genug hat. Daher vergaß man wohl, daß Leibl als geborner Kölner schon das Anrecht auf möglichst vielfältige Vertretung hat. Und was helfen solche Einzelstücke, die höchstens dem geschulten Fachgelehrten von Wert sind, aber keine lebendige Vorstellung zu geben vermögen, während man es immer als ein Glück ansehen möchte, mehrere Werke eines Meisters von Bedeutung, die zugleich von seiner Entwicklung erzählen, zusammenzufinden. Da kommt es endlich einmal zu jener schönen Stimmung, mit einem Meister allein sein zu dürfen und den Atemhauch seines Geistes zu spüren.

Am 26. Oktober verunglückte *Hermann Muthesius*, der als Künstler und Gelehrter hochgeschätzte Professor der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg, im Alter von 66 Jahren. Ein Führer in der modernen Architektur und Wohnkultur, war er besonders an der 1907 einsetzenden Werkbundbewegung tätig. Grade den allerneusten, der Not der Zeit entsprungenen Bestrebungen nach Vereinfachung hat der Grundgedanke seiner Kunst, die Typisierung gegenüber der Individualisierung anderer Architekten, weiter Vorschub geleistet. Wir nennen einige seiner letzten Werke: 'Wohnhaus und Garten', 'Die schöne Wohnung', 'Wie baue ich mein Haus?', 'Kleinhaus und Kleinsiedelung'.

RELIGION

Ein kirchengeschichtliches Ereignis von noch nicht absehbarer Tragweite ist die ganz überraschende *Ablehnung der Revision des altehrwürdigen Book of Common Prayer* durch das englische Unterhaus, nachdem das Oberhaus trotz seiner konservativen Richtung die Zustimmung zu dem revidierten Text gegeben hatte. Mit dieser Ablehnung hat vorläufig die evangelische Partei, die innerhalb der anglikanischen Staatskirche seit länger als 10 Jahren in erbittertem Kampfe mit einer katholisch gerichteten steht, den Sieg davongetragen. Bis zu welcher Erbitterung sich der Gegensatz entwickelt hat, dafür ist bezeichnend, daß im Oktober, als der Bischof von Birmingham Dr. Barnes in der St. Pauls-Kathedrale die katholisierende Abendmahlsauffassung in einer Predigt scharf zurückgewiesen hatte, am Sonntag darauf vor der Predigt ein Geistlicher eine heftige Gegenerklärung verlas und mit seinen Anhängern die Kirche verließ. Die Abendmahlsauffassung spielte auch bei den langwierigen Verhandlungen über das Prayer-Book die entscheidende Rolle, weil die katholische Partei Brot und Wein nach dem Abendmahl zwecks Anbetung durch die Gemeinde aufbewahrt wissen wollte, was die protestantische Partei als heimlichen Katholizismus und darum verfassungswidrig schroff bekämpfte. Das schließlich erreichte Kompromiß ist nun durch die Ablehnung der Revision vereitelt, und der Kampf der beiden Richtungen um die Herrschaft in der Staatskirche beginnt von neuem. Er kann leicht zu ihrer Zertrümmerung führen, da der katholisierende Flügel bereits zu stark ist, als daß er sich durch den anderen zurückhalten ließe. Eine Bischofsversammlung unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury wird in diesen Tagen zu der Lage Stellung nehmen.

Auch in *Rußland* bahnt sich eine neue Entwicklung an, da die Metropoliten von Nischni-Nowgorod und Twer nebst fünf Erzbischöfen eine Loyalitätskundgebung gegenüber der Sowjetregierung erlassen haben. Auch diese will anscheinend Frieden mit der Kirche schließen, da sie ihrer doch nicht Herr geworden ist, und will ge-

statten, daß alle fünf Jahre eine Patriarchensynode und ein Kongreß der russischen Geistlichkeit stattfinden darf. Auch hier kann die Entwicklung zu einem Zerfall der russischen Kirche führen, da der Metropolit Eulogius von Paris, der höchste Geistliche aller expatriierten orthodoxen Russen, gegen jene Kundgebung schärfsten Protest eingelegt hat.

Im Anschluß an die Einigungskonferenz in Lausanne, über die das vorige Heft berichtete, tagte in Prag der *8. Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt*, den D. Rade (Marburg) eröffnete. Er will die freiprotestantischen Kreise, die heute nicht die nötige Bewegungsfreiheit innerhalb der Kirchen haben, zusammenschließen.

Trotzdem das *französische Schulwesen* grundsätzlich religionslos ist, wird jetzt in den höheren Schulen die Bibel als Lektüre zugelassen, weil sie 'einen Teil der geistigen Erbschaft der französischen Zivilisation' bilde. Damit hat sich die Bibel, die heute bereits in 830 verschiedene Sprachen und Mundarten übersetzt ist (davon 593 allein im Verlag der Britischen Bibelgesellschaft), ein neues Wirkungsfeld erobert. Im gleichen Verlag beginnt jetzt übrigens auch eine Übersetzung der Bibel ins Plattdeutsche zu erscheinen: Pastor Voß hat 'Den Apostel Paulus sin tein lütten breiw' herausgegeben.

Für das *nächste Konklave* hat der Vatikan den Bau eines besonderen Gebäudes mit 120 Wohnräumen, einer Kapelle und einem Kostenaufwand von 50 Millionen Lire beschlossen. An höchsten Würdenträgern besitzt die katholische Kirche (nach dem 'Ev. Deutschland') augenblicklich 65 Kardinäle (von denen der französische Kardinal Billot wegen der ablehnenden Haltung des Papstes zur Action Française sein Amt niedergelegt hat), 6 Patriarchen, 1164 Erzbischöfe und Bischöfe, 642 apostolische Vikariate, 92 apostolische Präfekturen und 29 Nuntiaturen.

Mit *Litauen* schloß die Kurie am 27. September ein Konkordat ab, mit *Rumänien* schon im Mai, doch ist der Text noch nicht veröffentlicht, weil es noch nicht ratifiziert ist. Zu den Bestrebungen, eine Einigung mit der *Orthodoxen Kirche* herbeizuführen, hat letzthin auch der katholische Akademikertag auf seiner Breslauer Versammlung Stellung genommen. Das Problem ist von größter Bedeutung für die katholische Kirche, da es sich um 160 Millionen Seelen handelt, die sich auf die griechische (Konstantinopel, Griechenland, Cypern), die melchitische (Alexandrien, Antiochia, Jerusalem, Sinai), die slawische und einige kleinere Kirchen (die syrische, jakobitische, koptische, armenische, chaldäische u. a.) verteilen. Durch die Beteiligung der orthodoxen Kirche an den Weltkirchenkonferenzen in Stockholm und Lausanne hat sie aber nähere Fühlung zum Protestantismus gewonnen. Dadurch ist auch hier eine höchst bedeutsame kirchengeschichtliche Entwicklung angebahnt, über deren Auswirkung nach der einen oder anderen Seite die Zukunft entscheiden wird.

Das gilt auch für die staatspolitische Stellung der Kurie. Die *Wiederaufrichtung des Kirchenstaates* in irgendeiner Form ist heute bereits in das Stadium öffentlicher Diskussion getreten. Der Osservatore Romano verlangt zur Wiederherstellung des Friedens zwischen der Kurie und dem italienischen Staat die Revision des Garantiegesetzes dahin, daß dem Papst ein völlig unabhängiges Gebiet, dessen Größe an sich gleichgültig sei, von Italien abgetreten werde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Mussolini um seiner weltpolitischen Ziele willen auf die Forderung eingeht, weil er dadurch innerpolitisch völlig freie Hand bekäme.

Der schwedische Erzbischof *D. Söderblom* hat *zum 80. Geburtstag Hindenburgs* einen Brief an den Präsidenten des Oberkirchenrats D. Dr. Kapler gerichtet, der das ungeheure Ansehen unseres Reichspräsidenten im Ausland zeigt: 'In einer Zeit, wo die sittlichen Begriffe vielfach gelockert werden, wo die persönliche Selbständigkeit von der Parteigesinnung beherrscht wird und die Menschheit sich nach moralischer und geistiger Autorität sehnt, hat der greise Reichspräsident Deutschland durch seine in den allerverschiedensten und schwierigsten Verhältnissen der Geschichte des Vaterlandes

bewiesenen Loyalität in nie versagender, immer wieder zur Bewunderung einer mißtrauischen Welt bewährter Pflichterfüllung wieder das Bild eines Mannes gezeigt, eines christlichen Charakters, der mit persönlicher Demut unerschütterliche Selbständigkeit des Urteils und Treue der Tat verbindet.' Söderblom beglückwünscht Deutschland und die Kirche Gottes in Deutschlan dazu, daß ein Mann die Geschicke des Vaterlandes leite, den jeder segnen muß, der 'männlichen Hochsinn und persönliche, durch Charakterstärke und treue Pflichterfüllung gewonnene Autorität' hochschätze.

PHILOSOPHIE

Am 1. Februar 1928 feiert der Nestor der deutschen Philosophie, Professor Dr. *Johannes Rehmke* in Marburg, seinen *80. Geburtstag* in seltener körperlicher und geistiger Frische. Es ist hier nicht der Ort, sein Lebenswerk ausführlicher zu würdigen, soviel nur sei dankbar ausgesprochen, daß es gegenüber den in der Gegenwart so besonders starken Strömungen eines skepschen Relativismus und einer 'Lebensphilosophie', die vielfach dem Rausch irrationalen Erlebens die Klarheit unbeirrbaren Wahrheitssinnes und objektiver Erkenntnis preisgibt, seine dauernde Bedeutung behalten wird als Gewissensweckung und Ausdruck einer Philosophie, die wieder die Frage wissenschaftlicher Allgemeingültigkeit zur beherrschenden in der philosophischen Arbeit macht und sich nicht mit einem bloß persönlichen Bekenntnis und künstlerischer Weltschau begnügt. R.s Schüler J. E. Heyde hat eine kurze und klare Einführung in die 'Grundwissenschaftliche Philosophie' gegeben (A. N. u. G. Nr. 548), die den Gegensatz der Philosophie R.s zum Psychologismus und Phänomenalismus deutlich herausarbeitet.

Ein schönes Bild R.s bringt Nr. 6 des '*Philosophischen Weltanzeigers*'. Diese von Paul Feldkeller herausgegebene Zeitschrift hat ihren 1. Jahrgang beendet und bietet soviel des Wertvollen und Eigenartigen, daß nicht nur ihr Fortbestand, sondern ihre Erweiterung dringend zu wünschen wäre. Wie der ökumenische Gesichtspunkt sich auf religiösem Gebiete immer stärker durchsetzt, so beginnt auch die Philosophie ihren von O. Spengler so bitter verspotteten 'provinzialen' Charakter abzustreifen, und gerade der 'Philosophische Weltanzeiger' stellt sich mit Erfolg in den Dienst einer 'Geographie der Philosophie' durch seine Berichte über die Entwicklung philosophischen Denkens in allen Ländern und Völkern der Erde. Auch unsere philosophischen Gesellschaften machen sich bereits die Fruchtbarkeit dieses Gedankens zunutze. So wurde auf der 12. Tagung der Schopenhauer - Gesellschaft in Dresden (6.—10. Juni 1927) das für Schopenhauers Philosophie besonders naheliegende Thema 'Europa und Indien' behandelt, im Sinne einer vergleichenden Philosophie, die den Blick über die Grenzen des eigenen Denkens hinaus auf die Geistesverfassung des indischen und russischen Volkes lenkte.

Die 1913 von Frischeisen-Köhler begründeten '*Jahrbücher der Philosophie*', die mit dem 2. Jahrgang infolge des Weltkrieges ihr Erscheinen einstellen mußten, beginnen unter der Leitung von Willy Moog wieder zu erscheinen. Eine kritische Übersicht der philosophischen Gesamtleistung ist in der Gegenwart ein besonders dringendes Bedürfnis, weil die philosophische Arbeit heute nicht nur eine überaus rege und vielseitige, sondern auch ständig sich wandelnde ist und kein einzelner mehr imstande ist, das Gesamtgebiet zu überschauen. Charakteristisch für die heutige Lage ist, wie M. in der Einführung betont, die starke Hinwendung zur Metaphysik, die Abkehr vom naturalistischen Positivismus, vom Psychologismus und abstrakten Logizismus und die Sehnsucht nach einer Verbindung von Leben und Kultur. Vor allem zeigt sich überall das Bestreben, die Isolierung der einzelnen philosophischen Disziplinen zu überwinden und eine gegenseitige Wechselwirkung von Philosophie und Einzelwissenschaften anzubahnen. Das alles läßt eine gewissenhafte Orientierung über die Philosophie der Gegenwart dankbar begrüßen. Was die 'Jahrbücher der Philosophie' bringen, sind keine Literaturberichte, sondern kritische Erörterungen neuer Problemstellungen und Lösungsversuche auf den verschiedenen philosophischen Arbeitsgebie-

ten. Gegenüber den beiden ersten Jahrgängen, die jeweils ein bestimmtes Hauptthema (1913 die Wissenschaftslehre, 1914 die praktische Philosophie) behandelten, sollen von jetzt ab alle Disziplinen behandelt werden. Nur Ethik und Pädagogik mußten aus Raummangel für den nächsten Jahrgang zurückgestellt werden. Die Namen der Mitarbeiter und der in Anbetracht des reichen Inhalts und der guten Ausstattung annehmbare Preis (362 S. 15 *RM*, Verlag Mittler & Sohn, Berlin), lassen für das Unternehmen eine weite Verbreitung erhoffen.

In der Eigenart seiner Ausgestaltung bildet es eine wertvolle Ergänzung zu den von A. Hoffmann-Erfurt herausgegebenen '*Literaturberichten aus dem Gebiet der Philosophie*' (Stenger, Erfurt), deren 13. und 14. Heft außer Forschungsberichten über Religionsphilosophie und Parapsychologie sich wieder durch eine Reihe wertvoller bibliographischer Verzeichnisse auszeichnet, die wegen ihrer systematischen Übersichtlichkeit ein höchst dankenswertes Hilfsmittel philosophischer Arbeit darstellen.

BILDUNGSWESEN

Am 3. Dezember 1927 feierte Prof. Dr. *Ludwig Pallat*, der Leiter des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht und der Abteilung für Kunsterziehung im Preußischen Kultusministerium, seinen *60. Geburtstag*. Die pädagogische Welt feiert in Ludwig Pallat einen der Führer auf dem Gebiet der Kunsterziehung. Pallat hat die Anregungen der drei Kunsterziehungstage von 1901—1905 besonders auf dem Gebiet des Zeichenunterrichts planvoll und wirksam fortgeführt und seine Tätigkeit von da aus allmählich über das gesamte Gebiet des Erziehungs- und Unterrichtswesens erstreckt. Das pädagogische Zentralblatt hat sein Dezemberheft als Festnummer für ihn erscheinen lassen. Sie wird durch ein Vorwort des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eröffnet und enthält Beiträge von Georg Kerschensteiner, Eduard Spranger, Herman Nohl, Gertrud Bäumer u. a.

Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat die '*Studentenschaft' an den preußischen Universitäten* durch Erlaß vom 6. Dezember für *aufgelöst* erklärt. Eine als Gesamtvertretung aller Studierenden und als Glied der Hochschule staatlich anerkannte Studentenschaft besteht danach nicht mehr. Der Erlaß ist durch die Abstimmung der Studierenden bestimmt worden, wodurch die Studenten erklärt haben, daß sie eine 'Studentenschaft' nicht bilden wollen. Die wirtschaftlichen Einrichtungen der Studentenschaft bleiben bestehen, soweit sie selbständige rechtliche Persönlichkeit haben.

Die vorläufigen Ergebnisse der *Reichsschulstatistik* sind vom Statistischen Reichsamt veröffentlicht worden ('Wirtschaft und Statistik', 1. Novemberheft 1927). Wie Ministerialrat Dr. Löffler im Bildungsausschuß des Reichstags mitteilte, sind danach die deutschen Volksschulen zu 84 Prozent Bekenntnisschulen und zu 16 Prozent Gemeinschaftschulen. Von den Schülern besuchten 46,5 Prozent, d. h. rund 3 Millionen, evangelische Schulen, 30,6 Prozent, d. h. rund 2 Millionen, katholische Schulen, und rund 1,5 Millionen, d. h. 22,9 Prozent, Gemeinschaftsschulen. Die Zahl der Schüler einer Gemeinschaftsschule ist also im Durchschnitt größer als die Zahl der Schüler einer Bekenntnisschule; es erklärt sich das daraus, daß die Gemeinschaftsschulen in den Ländern, in denen sie nicht die Regelschule darstellen, vielfach nur in den Städten vorhanden sind und größere Schulkörper bilden. Seit der letzten Statistik 1921/1922 haben die evangelischen Schulen um 3 Prozent abgenommen, die katholischen sich um 1,4 vermehrt; die Gemeinschaftsschulen haben an Zahl um 3,8 Prozent zugenommen; einzelne Länder (Anhalt, Lübeck) haben ihre Schulen 1921 als evangelisch, diesmal als Gemeinschaftsschulen angemeldet. Die Statistik ergibt, daß die Schulverhältnisse in den einzelnen Ländern in fortwährendem Flusse sind. Die Schülerzahl in den Volksschulen ist seit 1921 um 25 Prozent zurückgegangen, was auf den Geburtenausfall während des Krieges zurückzuführen ist.

Über die *Schullandheime* orientiert bisher im wesentlichen das Buch 'Das Schullandheim', Langensalza 1926, worin die Berichte über die Schullandheimtagungen des Zentralinstituts im Oktober 1925 enthalten sind. Die Literatur ist jetzt erweitert worden durch das Buch von Ernst Lüdemann 'Von der Schulfahrt zum Landheim', Düsseldorf 1927, worin die Schullandheimarbeit einer Düsseldorfer Oberrealschule während 6 Jahren geschildert ist.

Die Aufsätze *Otto Scheibners* über die *Arbeitsschule* sind, von Prof. A. Fischer und W. Peters gesammelt, unter dem Titel 'Zwanzig Jahre Arbeitsschule' (Leipzig, Quelle & Meyer, 1928) neu erschienen. Sie enthalten eine Theorie des Prinzips der freien geistigen Tätigkeit in der Schule, wie sie der Mitarbeiter Hugo Gaudigs und Vorkämpfer des Gedankens in gelegentlichen Aufsätzen entwickelt hat.

Die Fünfzigjahrfeier des jetzigen Gebäudes der städtischen *Thomasschule in Leipzig* hat Anlaß zu einer von Franz Kemmerling verfaßten Festschrift gegeben, die eine kurze Geschichte der altberühmten Anstalt von ihrer Gründung 1212 bis zum Jahre 1927 enthält (VIII, 96 S. 8° mit 42 Abb. auf 33 Tafeln). Das vom Verlag B. G. Teubner geschmackvoll ausgestattete Büchlein ist in erster Linie für die alten und jungen Thomaner bestimmt, wird aber auch in den weiteren Kreisen der Schulmänner und Kulturhistoriker verdiente Teilnahme finden, da die Entwicklung dieses Gymnasiums, an dem eine lange Reihe bedeutender Rektoren und Kantoren gewirkt hat, durch die geschickte Hand des Verfassers mitten in die religiösen, pädagogischen, musikgeschichtlichen und politischen Strömungen hineingestellt ist, die es im Wechsel der Zeiten beeinflußt haben. Männer wie Thomasius, J. M. Gesner, J. A. Ernesti, Stallbaum, Eckstein und Jungmann haben an der Spitze der Schola Thomana gestanden, der Geist ihres größten Kantors Joh. Seb. Bach schwebt noch heute über den künstlerischen Gesangsleistungen des von Karl Straube geleiteten weitbekannten Thomanerchores der 60 Alumnen.

Vom 30. Juli bis 5. August 1928 soll in Prag der *VI. Internationale Kongreß für Kunstunterricht, Zeichnen und angewandte Kunst* stattfinden (Sekretariat: Prag XIX, Poste 47 Staré Dejvice).

Am 14. November 1927 ist *Jakob Wychgram*, vormals Landesschulrat von Lübeck, zu Freiburg i. B. im 70. Lebensjahre gestorben. Geboren am 1. September 1858 in Emden, war er von 1881 bis 1890 Lehrer an der Höheren Mädchenschule in Leipzig, leitete diese von 1890 bis 1900, folgte dann einer Berufung an die Kgl. Augustaschule in Berlin und ging endlich 1908 als Landesschulrat nach Lübeck. 1924 in den Ruhestand getreten, verbrachte er die letzten Lebensjahre, seinen schriftstellerischen Aufgaben lebend, in Ihringshausen bei Kassel. Überall war W. vor wichtige, lohnende Aufgaben gestellt, die er mit Einsatz seiner ganzen Kraft zu lösen wußte. Das Mädchenschulwesen verliert in ihm einen Bahnbrecher aus der Zeit des großen Werdens, und vor allem hat er sich für die Berufung der akademisch gebildeten Frau in die Aufgaben der Mädchenerziehung zeitlebens erfolgreich eingesetzt. Die Frauenbewegung ist ihm zu Danke verpflichtet wie kaum einem anderen Manne seiner Generation. Darüber hinaus war W. ein Schriftsteller von bestem Rufe. Er veröffentlichte das 'Handbuch des höheren Mädchenschulwesens', das ein Bild der Lage um 1900 gibt, er redigierte von 1902 bis 1922 die 'Frauenbildung', deren 20 Bände den Werdegang der Mädchenbildung widerspiegeln, er war Mitarbeiter an zahlreichen Fachzeitschriften, und seine von warmem Idealismus getragenen Ausführungen bleiben für die Geschichte des Mädchenschulwesens dauernd beachtenswert. Sein 'Schiller' und die Lebensbeschreibung der Charlotte v. Schiller sind Hausbücher des deutschen Volkes geworden, seine Darstellung der deutschen Dichtung und des deutschen Volkstumes in Meyers 'Deutschem Volkstum' gehört zu dem Besten, was über diesen Gegenstand geschrieben ist, und seine bei Velhagen & Klasing erschienenen deutschen Schulausgaben sind in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

(18. Januar 1928)

WAS ERWARTEN SCHULE UND UNIVERSITÄT AUF DEM GEBIETE DES ALTSPRACHLICHEN UNTERRICHTS VON EINANDER?[1])

I

Von Emil Kroymann

Es sind genau zwanzig Jahre vergangen, seitdem zum letztenmal auf einer Schulmänner- und Philologentagung in größerem Rahmen unter dem Titel 'Universität und Schule' das Problem zur Verhandlung stand, von dem die in unserem heutigen Doppelvortrag aufgeworfene Frage einen Teil bildet. Der Erinnerung der Älteren unter uns ist es noch lebhaft gegenwärtig, wie damals, abgesehen von den Vertretern der Mathematik und Naturwissenschaft, die unter Felix Kleins Führung eine besondere Haltung zeigten, den Wünschen der Oberlehrerschaft nach Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule für die wissenschaftliche Ausbildung der künftigen Lehrer die Universität im ganzen skeptisch und ablehnend gegenüberstand. Nirgends aber war diese Ablehnung so grundsätzlich und auch im Tone so temperamentvoll wie bei der Altertumswissenschaft, die namentlich in bezug auf die Organisation des akademischen Unterrichts und seine Methodik zu keinem irgendwie wesentlichen Zugeständnis sich bereit fand. Die heute ganz veränderte Haltung des größten Teiles der klassisch-philologischen Universitätsprofessoren, zumal der jüngeren Generation unter ihnen, liegt seit geraumer Zeit zutage. Wie es kam, daß diese Wandlung so rasch sich vollziehen konnte, das zu berühren, könnte überflüssig erscheinen, wenn es mich nicht wesentlich dünkte für die Erörterung der zur Verhandlung stehenden Frage und wenn ich nicht gerade unter Schulmännern der Auffassung oft begegnet wäre, als sei diese Wandlung auf die Neuorientierung des gesamten Unterrichts zurückzuführen, wie sie durch die preußische Schulreform von 1924 eingeleitet ist. Gewiß, auch dieses Moment hat anregend und vorwärtstreibend mitgewirkt, um in weiten Kreisen unserer Hochschullehrerschaft die Überzeugung zu festigen, daß die Berufsausbildung des philologischen Lehrers an höheren Schulen ein wesentlicher Teil ihrer Aufgabe sei: aber dennoch darf die klassische Philologie mit Recht für sich in Anspruch nehmen, daß sie die leitende Idee, welche diese Wandlung innerlich begründete und zugleich dem Reformwillen Impuls, Ziel und Richtung gab, aus sich selber erzeugt hat.

Der innerste Grund, warum die Schulphilologen mit den Vertretern der philologischen Wissenschaft über die ihnen am Herzen liegenden Fragen sich nicht ver-

1) [Wir veröffentlichen im nachstehenden die auf der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29. September 1927 gehaltenen Parallelvorträge von (I) Oberstudiendirektor Dr. Kroymann, Berlin-Steglitz, und (II) Universitätsprofessor Dr. Regenbogen, Heidelberg. Daran schließen wir: 'Lehrformen und Lehreinrichtungen der Universität auf neuphilologischem Gebiet' von Oberstudiendirektor Dr. Münch, Hannover. D. H.]

ständigen konnten, lag letztlich in der Entwicklung, welche im Lauf der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die Wissenschaft der klassischen Philologie genommen hatte, und in ihrer steigenden Indifferenz gegen den humanistischen Bildungsgedanken der Schule, der, als Klassizismus längst überaltert, in seinen neuen Formulierungen matt und kraftlos erschien. Die imponierende Größe jener Auffassung und Wertung des Altertums, wie sie namentlich seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als die sogenannte 'kulturgeschichtliche' herrschend wurde, ließ angesichts der außerordentlichen wissenschaftlichen Produktivität, die sie entband, der unübersehbaren Fülle von Problemen und der ungeheuren Blickweite, die sie öffnete, in den Jahrzehnten ihrer höchsten Entwicklung einer kritischen Betrachtung wenig oder keinen Raum. In der Vermählung der immer mehr vervollkommneten und verfeinerten Textphilologie mit der universellen historischen Erforschung des Altertums schien die Idee der klassischen Philologie erst zu ihrer reinsten und höchsten Gestalt entwickelt. Sogar ihr Name schien antiquiert und wich mehr und mehr dem der 'Altertumswissenschaft' als dem zutreffenden Ausdruck für die einer Identifizierung nahekommende unlösliche Verbindung von Historie und Philologie. Das Gymnasium fühlte sich immer noch als Träger des humanistischen Gedankens, aber während es im Verlaufe der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts noch fähig gewesen war, nach den jeweils sich ablösenden Auffassungen und Wertungen der Antike, der klassizistischen, romantischen und staatspädagogischen, seinen Bildungs- und Erziehungsgedanken mit neuem Inhalt und neuer Zielsetzung zu erfüllen, suchte es in der Epoche der rein wissenschaftlich-historischen Erkenntnis des Altertums vergeblich nach der Idee, die seinem Bildungs- und Erziehungswillen hätte Norm und Richtung geben können. Von der von dem großen Strome einer neuen, wesentlich vertieften und geweiteten Erkenntnis des Altertums getragenen philologischen Wissenschaft, die um ihrer Objektivität willen sich aller Wertungen zu enthalten suchte, sahen die Vertreter des praktischen Humanismus sich verlassen und erschöpften sich dem Ansturm der Moderne gegenüber in einer viel gescholtenen, aber nicht immer gerecht beurteilten Apologetik. In Wahrheit spiegelte sich in ihren bald die Werte der formalen Bildung, bald die Bedeutung der Antike in ihrer geschichtlichen Nachwirkung und ihrem Fortwirken betonenden Verteidigungsversuchen in gewissem Sinne das Doppelantlitz der philologischen Wissenschaft nach ihrer textkritischen und historischen Tendenz wider, ebenso aber auch ihr Unvermögen, aus dem Geiste des kritischen und geschichtlichen Verstehens einen Bildungsgedanken hervorzubringen, dessen Kraft, in der Sache wurzelnd und nicht in ihren Akzidentien, Schule und Universität auf dem Boden einer gemeinsamen humanistischen Überzeugung wieder hätte einigen können. Die Erkenntnis der Gespaltenheit unserer Lage hat jene Bewegung in der klassischen Philologie hervorgerufen, die wir als die 'Erneuerung des Humanismus' zu bezeichnen pflegen. Sie ist in den Auffassungen ihrer Vertreter noch mannigfach nuanciert, aber darin sind sie sich doch einig, daß sie den Humanismus nicht so sehr nach der Seite der Tradition als nach der Seite des Erlebnisses werten, d. h. daß für sie die Wirkung der Antike auf uns moderne Menschen nicht von der geschichtlichen Erkenntnis ihres Gewordenseins und ihres Fortwirkens in dem

Gesamtbau der okzidentalen, insonderheit der deutschen Kultur abhängt, sondern von der Tiefe und Nachhaltigkeit der seelischen Wirkung, die eine innerliche, künstlerischer Empfindung verwandte Schau der Schöpfungen der Antike selbst, insonderheit ihrer repräsentativen Werke in dem willig sich darein Versenkenden auslöst.

'Wir suchen', sagt *Werner Jaeger* in der Inauguralschrift dieser Bewegung (Philologie und Historie, Neue Jahrbücher 1916) 'in diesem großen Reich der Alten ... nach dem Kraft- und Wertzentrum der philologischen Tätigkeit ... Es liegt in dem Besitz der großen Meister selbst und in der Notwendigkeit, sie vor die Augen der heutigen Welt immer wieder hinzustellen und ihr Verständnis zu vermitteln. Diese Aufgabe ist eine wissenschaftliche; aber sie ist zugleich von ungeheurem, wenn auch unkontrollierbarem Einfluß auf die moderne Geisteskultur, auf Bildung und Ideale des Volkes. Nicht geschichtliche Überblicke über Einzelgebiete der Antike, sondern die Erklärung der Alten selbst gehört in erster Linie in unseren Hochschulunterricht und unsere Gymnasien ... Vom Standpunkt der Idee unserer Wissenschaft aus ... ist das ganze historische Erkennungsmaterial nur Gerüst, ein *θέατρον ἱερώτατον καὶ κάλλιστον* zur Anschau der unbegreiflich hohen Werke' (S. 91) ... 'Nicht von einem fernen Einst Zeugnis abzulegen, sondern den urbildlichen Schöpfungen des Menschengeschlechts, die die griechische Kultur zu reiner und ewiger Grundgestalt alles wahrhaft Menschlichen und Menschheitlichen geformt hat, ihr Gegenwartsleben zu kräftigen, dazu sind wir Philologen da ... Als Priesterin und Wächterin dieser Güter bestellt, muß die Wissenschaft vom klassischen Altertum sich des Kulturgefühls wieder stärker bewußt werden, das die Wurzel ihrer Existenz zur Zeit der Renaissance wie Humboldts und Goethes war, .. und darf in ihren peripheralen Tendenzen den Schwerpunkt ihrer Kräfte, die klassische Zeit, ihre Dichtung und Philosophie, nicht aus dem Gesicht verlieren' (S. 92). Dies inmitten des Weltkrieges ausgesprochene humanistische Bekenntnis, anfangs wenig beachtet, hat im Laufe der Jahre ein immer vielstimmigeres Echo geweckt, in dem die Zustimmung stärker und temperamentvoller als die Ablehnung zu Worte kam, am stärksten in der Doppelschrift 'Die Aufgaben der klassischen Studien an Universität und Schule' von Paul Friedländer und Walther Kranz (Heft 6 von 'Schule und Leben', Mittler & Sohn, Berlin 1922). In der Denkschrift zur preußischen Reform verrät kein Satz die Kenntnis der neuen Bewegung: im Gegensatz zu den 'Richtlinien' ist ihre Formulierung der Aufgabe des altsprachlichen Unterrichts an den Gedankengängen der wissenschaftlichen Pädagogik, genauer gesagt, der Kulturphilosophie, orientiert und offenbart andrerseits ihren historistischen Charakter in der emphatischen Betonung der Notwendigkeit, den Strom der Antike in ihrem Zusammenfluß mit deutschem Wesen vom Altertum bis zur Gegenwart zu verfolgen. In den der Berliner Gymnasialtagung (April 1925) voraufgehenden Diskussionen befand sich dagegen der Traditionalismus schon durchaus in der Defensive, wenn auch andrerseits seine Bedeutung für das Zusammenwirken des historischen, deutschen, altsprachlichen und mathematischen Unterrichts keineswegs verkannt wurde. Auf der Tagung selbst ist diese Gewichtsverteilung zwischen dem Zentralen und Peripherischen mit voller Deut-

lichkeit zum Ausdruck gekommen, wie daran sichtbar wird, daß der Eröffnungsvortrag und die den altsprachlichen Unterricht behandelnden Vorträge vom Geist der neuen Bewegung getragen waren. Daß dieser Geist auch den Teil der preußischen Richtlinien beherrscht, auf den es uns Altphilologen in erster Linie ankommt, sollte uns bei aller Kritik, die wir im einzelnen namentlich nach der praktisch-didaktischen Seite hin üben mögen und müssen, stets gegenwärtig bleiben und dankbar von uns begrüßt werden.

Mit dem Vordringen der neuen Bewegung ist dreierlei gegeben:

1. die Wiedereinsetzung der Philologie in ihr Eigenrecht der Historie gegenüber;
2. die Betonung ihrer kulturellen, d. h. ihrer Bildungs- und Erziehungsaufgabe durch die Zentrierung des Interesses um die Deutung der urtümlichen und repräsentativen Werke der großen Epochen des Altertums;
3. das Bekenntnis zur Solidarität von Schule und Universität in dem Versuche der Lösung dieser Aufgabe.

Damit ist sachlich und stimmungsmäßig eine Situation gegeben, die erfolgreichen Austausch von Wünschen und Begehren ermöglicht, um uns an Schule und Universität im Laufe der kommenden Jahre allmählich Zuständen zu nähern, wie wir sie im Interesse eines wirkungskräftigen Humanismus wünschen müssen. Über die begriffliche Definition dieses Humanismus sind die Anschauungen, wie mir scheint, noch nicht so geklärt, daß eine Formel gefunden wäre, die allgemeiner Anerkennung ohne weiteres gewiß sein könnte. Aber wenn das eine Wesentliche sich durchsetzt, daß nicht mehr das *ἕνεκά τινος*, sondern das *οὗ ἕνεκα* im Mittelpunkt des altsprachlichen Schul- und Universitätsunterrichts steht, die Werke der Alten selbst, so wird man auf eine Konkordienformel nicht zu warten brauchen, um auf eine Organisation des Unterrichts hüben und drüben hinzuwirken, die der Erreichung dieses Zieles uns näherzuführen geeignet ist.

Die Aufgabe meiner heutigen Auseinandersetzung kann ich also nur darin sehen, auf dem Grunde der von mir in Umrissen skizzierten neuen Bewegung in der klassischen Philologie und ihrer Ziele ein Bild zu entwerfen, wie ich mir den Studiengang eines Altphilologen und die Arbeit, die er zu leisten hat, denke, wenn von seinem Unterricht eine humanistische Wirkung ausgehen soll. Das erste, was zu sagen wäre, ist dies: Die Sprachen, d. h. die konkreten Sprachen der klassischen antiken Literatur, müssen in einem Umfang und einem Grade die philologischen Studien beherrschen, wie das, die große Mehrheit der Philologiestudierenden angesehen, in den letzten Jahrzehnten nicht mehr der Fall gewesen ist. Denn ihre Beherrschung ist die primäre Voraussetzung für jeden altsprachlichen Unterricht, der überhaupt eine Wirkung tun soll. Diese Forderung würde auch dann bestehen bleiben, wenn die sprachlichen Kenntnisse der gegenwärtig zur Universität gehenden altphilologischen Abiturienten auf einem anderen Niveau ständen, als das nach dem so gut wie einmütigen Zeugnis der Universitätsprofessoren gegenwärtig der Fall ist. Ich spreche das mit besonderem Nachdruck aus, weil ich nicht dahin mißverstanden sein möchte, als meinte ich, die Universität habe etwas zu leisten, was das Gymnasium um seiner selbst willen zu leisten die Pflicht hat. Und wenn es das

nach der einmütigen Auffassung der Altphilologen für das Lateinische in Preußen und anderen Ländern z. Z. nicht zu leisten vermag, so muß, ganz abgesehen von den Forderungen des altsprachlichen Unterrichts an der Universität, ihnen durch Änderung der Stundentabellen das zurückgegeben werden, was sie zur Erreichung des gestellten Unterrichtszieles unumgänglich nötig haben.

Wenn man sich nun das akademische Studium dreiteilig, nach ersten, mittleren und letzten Semestern, vorstellt und sich darauf die Hauptaufgaben verteilt denkt, die das Zentrum der altphilologischen Studien bilden müssen, die *Sprachen*, die *Lektüre* und die *Interpretation*, so kann nicht zweifelhaft sein, daß zwar alle diese Bemühungen unausgesetzt nebeneinander hergehen müssen, daß aber die Aneignung einer formalen Sicherheit in Gebrauch und Verständnis der antiken Sprachen insonderheit den ersten Semestern zufällt. Die Erkenntnis, daß eine Stufengliederung des philologischen Studiums nötig sei, wenn der philologische Nachwuchs seiner Aufgabe an der Schule wirklich gewachsen sein soll, scheint sich immer mehr Bahn zu brechen. Nach meiner Überzeugung wäre sie längst nötig gewesen: denn je komplizierter das Studium der klassischen Philologie im Verlauf der letzten Jahrzehnte geworden war, um so größer war die Ratlosigkeit der jungen Studenten, wie sie nun eigentlich die Sache angreifen sollten. Sie entbehrten bei ihrer Bemühung eines in Etappen sichtbaren Weges ebenso sehr wie in vielen Fällen einer sachverständigen Beratung, wenn sie vor Zweifeln und Schwierigkeiten standen. Ich kann daher schon von diesem Gesichtspunkte aus die Einrichtung der Berliner Universität, die das Proseminar zweistufig gemacht hat, als einen großen Fortschritt nur auf das dankbarste begrüßen. Bedeutsamer aber ist die Einrichtung der Unterstufe des Proseminars selber, über die ich durch den mir zugänglich gemachten Bericht der Herren Kursusleiter genauere Kenntnis erhalten habe. Hier geht neben einer zweistündigen philologisch-kritischen Interpretation ein zweimal dreistündiger Lehrgang im Lateinischen und Griechischen unter Leitung der Assistenten her mit Übersetzungsarbeiten aus und in die beiden alten Sprachen als Haus- und Klausurarbeiten, deren Ausfall und Besprechung dem Studierenden deutlich macht, an welchen Stellen und wie er arbeiten muß, um seine Schwächen durch eigene Arbeit auszugleichen: denn mit Recht wird die Zumutung abgelehnt, die kostbare Zeit an solche Elementaria zu verschwenden, die der Student nur durch eigene Tätigkeit sich aneignen kann. Die Hauptsache bleibt die Lektüre prosaischer und zum Teil auch poetischer Werke beider Sprachen; sie hält zwischen kursorischem und statarischem Lesen unter bewußter Ausschaltung aller Textkritik die Mitte. Durch die sorgfältigste Beobachtung der sprachlichen Form als solcher und als bewußt gestalteten Ausdrucks der Sinn- und Sachzusammenhänge erzieht sie zum Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Sprache, ohne doch durch die Pedanterie des schematischen Grammatikalismus dem intuitiven Erfassen eines Zusammenhanges sein unveräußerliches Recht zu nehmen. Hierdurch und durch die Rückübersetzung von verdeutschten Stücken lateinischer und griechischer Prosa sowie durch Übersetzung eines leichten lateinischen Textes ins Griechische und umgekehrt wird lebendiger und wirkungsvoller, als es durch eine systematische Stillehre geschehen könnte, ins Bewußtsein gebracht, was es eigent-

lich sei um 'die geprägte Form', wie der Sinngehalt unlöslich in sie gebunden ist und wessen man sich beraubt, wenn man in ihr nichts als die Schale sieht, die man nur zu zerschlagen braucht, um sich des Kernes, des Gedankens, zu bemächtigen. Gerade der Versuch des Umsetzens eines Sinn- und Sachzusammenhanges in die fremde Sprache läßt durch den nachfolgenden Vergleich mit dem Original klar erkennen, wie viel oder wie wenig man von ihrem Geiste begriffen hat, und die wechselnde Blickrichtung vom Lateinischen ins Griechische, vom Griechischen ins Lateinische und von beiden ins Deutsche hebt das Empfinden für die strukturelle und psychische Verschiedenheit des in drei Typen schöpferisch wirksamen Sprachgeistes aus der Sphäre unklaren Gefühls in den Bereich konkreter Anschaulichkeit. Gerade vom Standpunkt der Schule werden wir solche Grundlegung sprachlicher Schulung, die dann auf der Oberstufe des Proseminars in den 'Exercitia Latina' und den griechischen Stilübungen (Erkennen von Stilformen) eine entsprechende Steigerung erfährt, auf das lebhafteste begrüßen. Und nicht minder begrüßenswert ist es, daß der Pflege der elocutio, vom sinngemäß betonten Lesen an bis zum ausdrucksvollen Vortrag vollste Aufmerksamkeit zugewendet wird. Auch hierin erkennen wir einen Fortschritt gegenüber unserer eigenen Ausbildung: denn erworbenes Sprachgefühl und Stilempfinden wird sichtbar erst im lebendig bewegten, von affektiertem Pathos wie leerer Deklamation gleich freien Vortrag.

Erwägt man die Fülle der sprachlichen Aufgaben, die der Altphilologe in diesem Abschnitt seines Studiums zu bewältigen hat, so ist klar, daß seine Arbeit der stärksten Intensivierung bedarf. Es wäre gewiß schon vieles gewonnen, wenn alle Länder für ihre Universitäten die Mittel bereitstellen wollten, um die Berliner Zweiteilung des Proseminars überall durchzuführen — für die Überwindung der in der Personenfrage der Kursusleiter liegenden Schwierigkeiten würden sich die Wege schon finden lassen —, aber diese Stufengliederung des Proseminars würde erst die volle Wirkung haben, wenn sich die Universität entschließen könnte, dem Gedanken näherzutreten, der vor zwei Jahren in Erlangen zum erstenmal in die Debatte geworfen wurde, dem Gedanken des *Vor- und Zwischenexamens*, das den Abschluß etwa der ersten vier Semester zu bilden hätte. Wie damals, so glaube ich heute erst recht, daß dieser Vorschlag die sorgfältigste Erwägung verdient. Seine Verwirklichung würde bei klarer Präzisierung der Zielleistungen den Willen des Studenten zu methodischer Arbeit straffen und im Falle des Erfolges ihn zuversichtlicher machen, daß ihm auch die schwerere Aufgabe am Ende des Studiums gelingen werde; im umgekehrten Falle aber würde man die Möglichkeit haben, den für das philologische Studium ungeeigneten Studenten rechtzeitig vor der Fortsetzung desselben zu warnen. Und außerdem: wenn einzelne Studenten, die an ihrer pädagogischen Eignung selbst Zweifel hegen und deshalb wünschen, durch eine praktische Probe an einer höheren Schule aus diesem Zustand herauszukommen, so würde nach dem Zwischenexamen der geeignete Augenblick dazu gegeben sein.

Nun weist der Unterrichtsplan der unteren Proseminarstufe neben den Übersetzungsübungen zunächst noch zwei Stunden Colloquia auf. Es handelt sich in ihnen um die (teilweise) dialogische Erörterung wissenschaftlicher Gegenstände

(z. B. Topographie und Landeskunde), also um eine Unterrichtsweise, die durch die Verbindung von Vortrag und Fragebetrieb sich dem Lehrverfahren der höheren Schulen sehr nähert. Wer in Erinnerung an die Erfahrung der eigenen ersten Studiensemester sich noch ein Bild davon machen kann, wie wenig fördernd gerade für den Anfänger der rein akroamatische Betrieb des systematischen Kollegs im Grunde war, wie viel Unklarheit, Halb- und Nichtverstehen er zur Folge hatte, der wird diese Einrichtung als einen bemerkenswerten hochschulpädagogischen Versuch werten, für die systematischen Vorlesungen eine neue Form zu finden und wenigstens einen Teil davon mit dem Gedanken des Arbeitsunterrichts, wie man heute sagt, zu durchdringen. Wünsche und Forderungen in dieser Richtung, die auch früher schon laut wurden, werden heute mit größerem Nachdruck erhoben, im Überschwang des Reformeifers nicht immer mit dem vollen Verständnis für die Unentbehrlichkeit und Bedeutung auch der reinen ἀκρόασις. Wir wollen uns freuen, daß hier aus der eigenen Initiative der Universität heraus der Anfang gemacht ist, und wenn die Berliner Stufengliederung des Proseminars überall durchgeführt werden sollte, wo immer die Zahl der Philologiestudierenden es rechtfertigt, so würden wir gerade von dem weiteren Ausbau dieser Colloquia viel Gutes erhoffen dürfen. Hier, wo zwischen Schul- und Hochschulunterricht die Brücke zu schlagen wäre, wo Dozenten und Studenten in eine für beide Teile gleich wertvolle persönliche Berührung treten, hier wäre auch die rechte Stelle für die *Studienberatung* der unerfahrenen Neulinge, die unsere und spätere Generationen nur zu sehr haben vermissen müssen. Diese Beratung wird der individuellen Art der zu Beratenden natürlich anzupassen sein, sollte aber auch Gesichtspunkte, die für jeden Philologiestudierenden Bedeutung haben, hervorzuheben nicht müde werden. Ich denke da vor allem an zwei Punkte. Nicht früh genug kann der junge Student lernen, sich in der Seminarbibliothek heimisch zu machen und eine Übersicht über die Welt der Bücher in allmählichem Fortschreiten zu gewinnen, deren Namen und Titel er alsbald in den Kollegs hört. Je mehr der Student sich gewöhnt, die Zwischenstunden für diese Umschau auszunutzen, um so rascher wird er mit dieser für ihn so neuen Welt sich vertraut machen, um so leichter wird er sich die Texte und die Hilfsmittel für sein Studium selbst beschaffen lernen.

Der zweite Punkt aber, den ich im Auge habe, ist eine Wegweisung für die Aufgabe, die neben der Aneignung formaler sprachlicher Sicherheit steht: das unausgesetzte Lesen der Autoren. Der von der Schule Kommende steht mehr, als man glaubt, unter der Wirkung statarischer Lektüre und kommt nicht leicht los von der Vorstellung, man könne nicht verstehen ohne geformte Übersetzung ins Deutsche. Darum muß er lernen, möglichst bald ohne dies retardierende Medium zu bloß denkendem Lesen der Autoren zu kommen, zunächst ohne zu viel Kommentar, nur mit Hilfe des Lexikons und etwa einer einem Kommentar zu entnehmenden orientierenden Einleitung. Je früher er den Versuch macht, an einem *leichten* Autor so sich einzulesen, daß er, Schwierigkeiten des sachlichen Einzelverständnisses zurückstellend, aber unerbittlich im Erkennen der sprachlichen Form, Stücke größeren Umfangs rasch zu bewältigen vermag, um so klarer wird ihm bei einer zweiten Lektüre des nämlichen Stückes die Bedeutung des hermeneu-

tischen Zirkels werden, in dessen Bewegung ihm nunmehr ein wesentlicher Teil des bisher nicht Begriffenen verständlich wird. Vor allem wird er bei der immer leichter werdenden Apperzeptionsfähigkeit Vertrauen gewinnen zu seinem eigenen Können und, durch den Erfolg ermutigt, sich nach derselben Methode auch der Lektüre schwererer Autoren zuwenden. Erst wenn er sich so durch eigene Arbeit zu eigener Leistungsfähigkeit im raschen Lesen emporgearbeitet hat, wird er mit wirklichem Gewinn für sich selbst und andere auch an den gewiß mit Recht empfohlenen Lesekränzchen der Studenten sich beteiligen können, vorausgesetzt, daß diese einen wirklichen *ἔρανος* Gebender zugleich und Empfangender darstellen. — Das Wesentliche der lectio ist schließlich aber doch, daß der Studierende nicht zu spät anfängt, auf dem Gebiet und die Autoren intensiv zu lesen, zu denen ein persönliches Interesse ihn treibt. In ihm muß er das Zentrum seiner wissenschaftlich philologischen Arbeit finden, ganz abgesehen von dem Gesichtspunkt, ob er etwa mit den Sonderergebnissen dieses Studiums seine Aufnahme ins Seminar oder die Promotion bezweckt, allein um der Sache willen aus dem Gedanken heraus, hier mit einem wesentlichen Stück antiker Kultur und antiken Menschentums, zugleich aber mit dem Geiste der lebendigen Forschung in eine volle und innerliche Berührung zu kommen und damit auch für seine spätere Berufstätigkeit eine *δύναμις* zu erwerben, die in vielen Energien sich auswirken wird.

Die Erfüllung dieser Forderung, auf die ich noch zurückkomme, setzt voraus, daß sich der Student das Rüstzeug der philologischen *τέχνη* durch die Interpretationsübungen der beiden Stufen des Proseminars erworben haben muß. Es war in früheren Zeiten fast allgemein und ist in der jetzigen Zeit wohl noch stellenweise der Brauch, daß die Seminarinterpretation so gut wie ausschließlich in den Dienst der Textkritik trat, daß also das Werk, das zum Substrat dieser Operation gemacht wurde, als Ganzes völlig in den Hintergrund trat, und daß man eben da aufhörte, wo der Semesterschluß der Arbeit ein Ziel setzte. Ich erinnere mich, nicht ohne Schauder, aus meinem ersten Kieler Semester einer Proseminarinterpretation des Aias, die mit dem Verse 250 aufhörte: es wurde weder vorausgesetzt noch verlangt, daß wir das Drama während des Verlaufs der Interpretation als Ganzes läsen, und die Einzelinterpretation ging beinahe ausschließlich darauf aus, die Überlieferung gegen die Konjektur zu verteidigen, für Neulinge ein wenig aussichtsvolles Unternehmen. Ich habe dieses groteske Beispiel nur herausgegriffen, um deutlich zu machen, wie auch die auf den Erwerb eines technischen Könnens gerichtete Interpretation nicht das Werk gänzlich hinter dem besonderen Zweck verschwinden lassen darf. Auch die Seminarinterpretation, wiewohl unter den Zweckgedanken der Einführung in das Technologische gestellt, muß doch als Interpretation auf das Verstehen eines Ganzen gerichtet sein: der akademische Lehrer hat ja die Möglichkeit, das Stück, dem die Arbeit gelten soll, nach Umfang und Schwierigkeit sowie nach seiner Eignung für den technischen Zweck so zu wählen, daß es als Ganzes zur Wirkung kommen kann. Bei größeren Stücken aber sollte er es als seine Aufgabe empfinden, das Ganze auf die größere oder geringere Ergiebigkeit seiner Teile für wirklich instruktive Konfrontierung des gedruckten Textes mit der Überlieferung zu prüfen und durch eine dementsprechend ver-

schiedene Behandlung der einzelnen Partien zum Ganzen des Werkes durchzudringen. Durch ein solches Verfahren wird propädeutisch erreicht, den Philologen 'an Aufgaben heranzuführen, in denen er um den Erwerb der Elemente seiner Kunst zu ringen hat', und zugleich der Forderung der Denkschrift der Berliner Philosophischen Fakultät entsprochen, die Themata der Übungen so zu wählen, daß sie 'von einem begrenzten Ausgangspunkt weite Perspektiven eröffnen'. Die Bedeutung des Einzelwissens, der Einzeltatsache der Überlieferung und des Einzelergebnisses sprachlicher Observation für einen kleinen oder größeren Sinnzusammenhang, ja für die Auffassung des Ganzen eines Werkes wird der gerade hier so leicht widerstrebende Neuling um so eher empfinden und anerkennen, je durchdachter die Auswahl dessen ist, was man zu exaktester Einzelbehandlung dem Interpretierenden als Aufgabe stellt. Unter- und Oberstufe des Proseminars werden natürlich Arbeitsstoff und Arbeitspensa verschieden bemessen. Im dringenden Interesse des Erfolges der Arbeit aber würde es liegen, wenn bei rechtzeitiger Bekanntgabe des Interpretationsstoffes durch die Dozenten auch ohne Einschränkung verlangt würde, daß die Seminarmitglieder (wie die Hospitanten) sich sachlich durch kursorische Lektüre des Ganzen vorbereitet haben müssen. Der dialogische Charakter der Interpretationsübungen gestattet es ja, dem Ernste der Forderung im Einzelfalle den nötigen Nachdruck zu geben. Auch Eduard Lisco weist auf die Bedeutung dieser Angelegenheit hin, und wenn es möglich wäre, eine grundsätzliche Regelung dieser Frage durchzuführen, so glaube ich, daß der Gewinn sehr bald sichtbar werden dürfte.

Sollte die Teilnahme an allen Veranstaltungen des Proseminars, wie ich hoffe, für alle neu eintretenden Studenten der klassischen Philologie in Zukunft verbindlich gemacht werden — für die nur Latein studierenden Philologen in entsprechender Einschränkung —, dann müßte allerdings für die Tüchtigen die Möglichkeit offen bleiben, entweder den Progressus in die Oberstufe schneller zu vollziehen oder auf Grund einer Klausurarbeit die Unterstufe alsbald zu überspringen.

Der Frage, ob mit dem Zwischenexamen noch der Ausweis über andere als rein sprachliche Kenntnisse und Fähigkeiten verbunden sein solle, steht man heute wohl noch überwiegend skeptisch gegenüber. Wenn aber andrerseits eine Vorlesungs*sperre* für die ersten Semester weder möglich noch wünschenswert ist, zugleich aber die Erfahrung lehrt, wie aller Beratung zum Trotz der junge Studierende sich in der Wahl der Vorlesungen immer wieder vergreift, so fragt sich doch, ob nicht ein energischer Reformwille die unnütze Zeitvergeudung durch die Einrichtung besonders gearteter Kollegs für die Anfänger verhindern könnte, solcher Vorlesungen, die ihn in großer Linie einführen in die Wissensgebiete, die mit der Aufgabe der sprachlichen Ausbildung, der Schriftstellerlektüre und der Interpretation innerlich zusammenhängen: *Sprachwissenschaft* und *Archäologie, Historie* und *Landeskunde,* und *Literaturgeschichte.* Es ist ja durchaus verständlich, wenn vom Standpunkt der Wissenschaft diese Spezies der Vorlesungen großer Abneigung begegnet, aber die stoffliche Beschränkung einerseits in der Historie und Literaturgeschichte auf die großen Epochen der Politik und des Schrifttums,

in den übrigen Disziplinen auf die elementaren Grundlagen und methodischen Gesichtspunkte sprachgeschichtlicher Erkenntnis und der Kunst des richtigen Sehens brauchen doch darum noch nicht unwissenschaftlich gehalten zu sein, wenn sie einem isagogischen Zwecke dienen. *Der* Vorteil dürfte unter allen Umständen, einerlei ob man Rechenschaft darüber im Zwischenexamen verlangen will oder nicht, aus solchen Vorlesungen sich ergeben, daß der Student den großen, ernsthafte Anforderungen stellenden Vorlesungen im zweiten Teil seines Studiums mit mehr Verständnis und viel reicherem Gewinn würde folgen können. Daß das Bedürfnis solcher Vorlesungen in sehr weiten Kreisen der Altphilologenschaft der höheren Schulen empfunden wird, ist ja bekannt: ihre Ausgestaltung scheint auch Felix Jacoby als notwendig anzuerkennen, wenn er in seinem Referat (S. 41) sagt: 'Die mittleren Semester (vom dritten bis fünften) müßten durch bestimmte Kollegs einen Gesamtüberblick über die wichtigsten Teile ihres Arbeitsgebietes erhalten.' Setzt sich die Einsicht in die Unentbehrlichkeit solcher Vorlesungen durch, so dürfen wir vertrauen, daß die Universität auch die gewiß nicht zu verkennenden Schwierigkeiten ihrer Organisation überwinden wird. Die Studenten aber werden um so williger folgen, je deutlicher sie die Linie einer Unterrichtsmethodik erkennen, die sie von Stufe zu Stufe aufwärts führt.

In den nun folgenden Semestern (fünftes bis achtes) sollten für diejenigen, die nicht ins Seminar eintreten, die stilistischen Übungen der Oberstufe des Proseminars nicht abbrechen, sondern in besonderen Übungen mit entsprechender Steigerung der Forderungen ihre Fortsetzung finden. Die Lektüre des Fortgeschrittenen wird nun nach der gewonnenen Übung mehr in die Weite gehen können und wenn auch nicht aussschließlich, so doch vor allem den Autoren zugute kommen dürfen, die in der Schule gelesen werden. Bei der Auswahl des Stoffes wird ihn ebenso sein persönliches Interesse leiten wie die Anregungen, die er durch die Vorlesungen empfängt: beide zusammen sollten dahin wirken, daß die lectio den Charakter des rein zufällig Zusammengewürfelten verlöre und eine gewisse Planmäßigkeit erkennen ließe. Andrerseits muß sie vielseitig genug sein, damit aus ihr ein lebendiges und reiches Bild der antiken Welt und ihres geistigen Lebens aus der unmittelbaren Anschauung erwachse. Sie kann sich endlich berühren oder geradezu herauswachsen aus demjenigen literarischen Gebiet, das der Studierende dauernd in den Mittelpunkt seiner Studien stellen will, dessen gründliche und allseitige Kenntnis er in der Staatsprüfung darzutun haben wird. Es ist ja schon seit Jahrzehnten der Brauch, daß im Staatsexamen auf die Leistung des Prüflings auf diesem Gebiet erhebliches Gewicht gelegt wurde, aber ebenso gewiß ist es, daß im allgemeinen die Arbeit des Studenten für diese Aufgabe viel zu spät einsetzte, um vollen Erfolg haben zu können. Hier muß man von ihm rechtzeitig beginnende und ganze Arbeit verlangen, und alle nur mögliche Unterstützung und Beratung durch seine akademischen Lehrer sollte ihm dabei zuteil werden. Denn hier handelt es sich um das wichtigste Stück seiner wissenschaftlichen Vorbereitung auf den künftigen Beruf; hier muß er selbstverständlich in Auswertung alles dessen, was er an philologischem Können sich bisher erworben hat, in Werk und Wesen der von ihm auserwählten Autoren sich so einleben und einfühlen, daß die Wirkung

dieser dauernden Bemühung ihm nie mehr verloren gehen kann. Die Einsicht in die Natur der Überlieferung, die Vertrautheit mit Sprache und Stilform, die sichere Kenntnis des historischen und kulturellen Hintergrundes, des sachlichen Gehalts, der Komposition und des Aufbaues, die Bekanntschaft mit der philologischen Literatur: all das muß er sich in umfassender und stetiger Bemühung erarbeiten und miteinander in lebendige und fruchtbare Wechselbeziehung setzen lernen. Will man dies Spezialismus nennen, so sollte man vor dem Geschrei nicht erschrecken: ohne solche hingebende sachliche Arbeit am Einzelobjekt ist die Kunst, um die wir im Unterricht täglich neu uns mühen, nicht feil; nur aus ihr quillt dem Lehrer die Kraft, jede neue Aufgabe, die der Unterricht stellt, mit tiefem Verantwortungsgefühl, aber zugleich auch mit ruhigem Selbstvertrauen anzugreifen, weil er ein Können in sich fühlt, das weder die ausgebreitetste Sachkenntnis auf allen Gebieten antiker Kultur noch die Künste einer virtuos gehandhabten Didaktik ihm zu geben vermöchten.

Aber freilich: Dies philologische Können, so gewiß es die Voraussetzung aller echten Wirkung altsprachlichen Unterrichts ist, aus sich selber allein vermag es nicht jene Fähigkeit hervorzubringen, die freizumachen und lebendig zu entwickeln das wichtigste Anliegen und das schwierigste Problem des Universitätsunterrichts darstellt: die Kunst der Interpretation. Wenn irgendwo, so sind gerade hier seit Jahrzehnten von der Lehrerschaft an höheren Schulen Wünsche und Forderungen laut geworden, die auf eine Neugestaltung des Interpretationskollegs dringen. Man empfand es als einen schweren Mißstand, daß gerade hier, auf dem für den Schulunterricht bedeutsamsten Gebiet die Wirkung des akademischen Unterrichts am stärksten versagte. Die Ausstellungen, die man machte, galten einmal der Wahl des Interpretationsgegenstandes, insofern man den Schulautor beinahe grundsätzlich zu meiden schien, noch stärker aber der Art und Weise des Interpretierens, die derjenigen der Seminarinterpretation mit ihrem vorwiegend kritischen und sprachlichen Charakter allzu nahe stand, endlich aber dem Mißstande, daß über der weit ausgreifenden Einleitung die Interpretation selbst nicht zu ihrem Rechte kam und nur zu oft ein Torso blieb. Die sogenannte Stoffdifferenz wird in Zukunft kaum noch Anlaß zur Beanstandung geben: dafür bürgt die neue Strömung innerhalb der Philologie, wie denn auch die Denkschrift der Berliner Philosophischen Fakultät es schon ausdrücklich ausspricht, daß die Schulautoren mehr als bisher in den Mittelpunkt der Interpretation treten sollen. Dieser Formulierung, die sich von allem Radikalismus fernhält, können wir nur freudig zustimmen: denn auch wir denken natürlich nicht daran, uns selber des Reichtums berauben zu wollen, den die Literatur auch der nichtklassischen Epochen vor uns ausbreitet. Auch in dem Punkt dürften sich wohl heute die Universitätslehrer wenigstens grundsätzlich einig sein, daß die Ankündigung der Interpretation eines bestimmten Werkes auch die Verpflichtung auferlegt, das Werk selbst so in den Mittelpunkt zu rücken, daß die Interpretation nicht auf halbem Wege stehenbleibt, sondern wirklich bis zum Abschluß gelangt. Wir kennen ja auch auf der Schule die Gefahr, nicht fertig zu werden, aus Erfahrung sehr wohl, aber wir haben doch mehr und mehr gelernt, diese Gefahr zu überwinden, indem wir uns bei den Präliminarien so

kurz wie möglich aufhalten und die Summe der Arbeit nach der zur Verfügung stehenden Zeit uns einzuteilen suchen.

Diese Notwendigkeit, daß die Interpretation unter allen Umständen ein Ganzes bieten müsse, ist von Felix Jacoby in seinem Referat auf der letzten Weimarer Tagung in einer Form ausgesprochen worden, daß wir der Erfüllung dieser alten Forderung aller Schulphilologen mit Vertrauen entgegensehen dürfen. Daß mit der entschlossenen Durchführung dieses Grundsatzes ein gut Teil der Abneigung der Studenten gerade gegen Interpretationskollegs schwinden würde, von der in dem gleichen Referat gesprochen wird, ist doch wohl kaum eine allzu optimistische Annahme. Eine völlige Überwindung dieser Abneigung aber würde m. E. erst dann gelingen, wenn zu der äußeren Ganzheit eine innere Umgestaltung der Interpretation in dem Sinne hinzuträte, daß kein Teil der erklärenden Deutung sich herrisch in den Vordergrund drängt, weder das Textkritische, noch das Sprachlich-Stilistische, noch das Historisch-Sachliche, noch das Ästhetische, noch das Religiös-Ethische, daß vielmehr all diese Teilelemente in wohlerwogener Abwägung dem eigentlichen Zweck der Deutung dienstbar gemacht werden, der *Totalerfassung* eines literarischen Werkes. Interpretation ist Wissenschaft und Kunst zugleich: darum wollen wir, daß sie so wenig eine erbauliche Predigt wie ein ästhetisches Gerede sei, aber wir wollen andrerseits auch nicht den trockenen, unpersönlichen Ton eines lautgewordenen gelehrten Kommentars: fühlbar muß dem Hörer werden, daß der Interpret zugleich in und über dem Werke steht, das er deutet, daß ihm das einzelne nur Wert und Bedeutung hat, sofern es ein integrierender Teil des Ganzen ist, daß ihm im Sinne Schleiermachers die Auslegung zu einem Akt nachschaffender Produktion geworden ist. Wir alle wohl bewahren aus unserer Studentenzeit die dankbare Erinnerung an solche Interpretationen, die uns darum unvergeßlich sind, weil wissenschaftliche Klarheit und künstlerische Intuition sich in ihr so die Wage hielten, daß aus dem Verstehen ein bewegtes Miterleben wurde, das nicht mit der Stunde verrauschte. Solche Wirkungen sind freilich nur da möglich, wo die Kunst des Interpreten das, was hinter den Worten liegt, die Stimmungen, Situationen und künstlich verhüllten Gedanken sichtbar werden läßt, und wenn er das, was rationeller Deutung widerstrebt, durch Ton und Gebärde, vor allem aber durch eine gepflegte Sprechkunst ins Bewußtsein zu heben versteht. Mit Recht fragt Paul Friedländer: 'Wie vermag der Lehrer seinen Schülern griechische und römische Rede lebendig zu machen, wenn er nicht lesen kann, und wo soll er es lernen, wenn nicht auf der Universität?' Und doch ist der Vortrag nur ein Teil der Interpretationskunst, wenn auch ein sehr wesentlicher: sie sollte aber in *allen* ihren Funktionen ein Vorbild darstellen, weil nur am Vorbild der Werdende wächst.

Das gilt vor allem auch von *der* hermeneutischen Tätigkeit, der im Schulunterricht mit Recht besondere Pflege zugewandt wird, dem Übertragen ins Deutsche. Hier kann die von sicherem Niveaugefühl gehaltene vorbildliche Leistung, die auch im kleinsten erkennen läßt, wie sehr sich der Übersetzer seiner Verantwortung gegenüber dem Original bewußt ist, unendlich viel Gutes für die Zukunft säen, genau so wie ihr Gegenteil unendlichen Schaden anrichten muß. Die Tatsache, daß uns die Antike zugleich ein Fernes und ein Nahes ist, daß wir

nur zu leicht versuchen, das Fremde, Unbegreifliche, das *δεινόν* ihrer Gehalte und Formen uns durch hastig ergriffene, aber lässig geprüfte Analogien aus dem Leben und Empfinden der Gegenwart, wie man sagt, nahe zu bringen, birgt die Gefahr in sich, daß wir es in eine Sphäre rücken, in der das Große klein, das Ursprüngliche trivial, das Schlichte gemein wird. Daß diese schnellfertige Art des Verständlichmachens, die der Unerfahrene nur zu schnell bewundert, die verehrenden Kräfte für die Welt der Antike ebenso mindert, wie sie die verstehenden durch eine trügerische Nähe in die Irre führt, kann gar nicht eindringlich genug dem künftigen Lehrer bewußt gemacht werden. Gewiß bedarf er in der Schule, zumal den Kleinen gegenüber, unbedingt der Fähigkeit ständigen Vergleichens, damit sie sich einleben können in die ihnen so fremde Welt, aber die Gefahr mißbräuchlicher Anwendung eines an sich unentbehrlichen hermeneutischen Mittels wird durch die tägliche Übung nur um so größer. Ein Gefühl für Distanz und Niveau müssen wir uns bewahren, wenn von der Leistung, in der unser interpretatorisches Können sozusagen zusammengefaßt erscheint, eine wahrhaft bildende Wirkung im humanistischen Sinne ausgehen soll. Daß das Interpretationskolleg in seinem Durchschnittstypus bisher dem Bedürfnis des künftigen Lehrers nicht in ausreichendem Maße angepaßt war, diese Überzeugung scheint sich in immer weiteren Kreisen der Universitätslehrer durchzusetzen: hoffen wir, daß auf einer der nächsten Weimarer Tagungen die Frage seiner Neugestaltung Gegenstand eines Referates und einer allgemeinen Aussprache sein wird. Wenn diese Reformbemühungen dahin führen sollten, daß (selbstverständlich unter Wahrung ihres vollen wissenschaftlichen Charakters) die Methode der Auslegung so ausgebaut würde, daß ihre Anwendung auch auf die Schule sinngemäß möglich wäre, so würde das eine Annäherung von Universität und Schule bedeuten, aus der der größte Segen für beide erwachsen könnte. Bei der Bedeutung, welche die Interpretationsproben auch in der Staatsprüfung haben, liegt der Gedanke gar nicht so fern, für Fortgeschrittene praktische Übungen zu veranstalten, in denen diese Art der Autorenerklärung besonders gepflegt würde. Ihr Absehen müßte, ohne daß rein philologische Fragen gemieden zu werden brauchten, doch unter Reduzierung des gelehrten Apparates vornehmlich auf eine lebensvolle Deutung des Sachgehaltes und die Würdigung der sprachlichen und künstlerischen Form gerichtet sein. Erklärung und Übersetzung müßten zum Gegenstand der kritischen Besprechung gemacht werden, sei es durch einen besonderen Opponenten oder die gesamte Hörerschaft. Ich glaube, daß die Organisation solcher Übungen, die für den künftigen Dozenten ebenso wertvoll werden könnten wie für den künftigen Lehrer, keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen würde, wenn erst die Frage der Neugestaltung des Interpretationskollegs gelöst wäre.

Ich habe mich in der Behandlung der Frage meines Themas absichtlich beschränkt auf das, was in seinem Wortlaut beschlossen liegt, und habe daher von den Hilfswissenschaften der klassischen Philologie, der Sprachwissenschaft, der Historie, der Literaturgeschichte, der Archäologie und der antiken Philosophie kaum im Vorübergehen gesprochen. Soweit diese Wissenschaften schlechterdings nicht durch Selbstunterricht, sondern nur auf dem Wege fachwissenschaftlich geleiteter

Übungen in ihren Elementen angeeignet werden können, zugleich aber für den Sprachunterricht und die Lektüre auf der höheren Schule ganz unentbehrlich sind, gehören sie m. E. mit Notwendigkeit in den Studienplan eines jeden Altphilologen: dies gilt in unbedingtem Sinne nur von der *Sprachwissenschaft* bzw. der *wissenschaftlichen Grammatik* und von der *Archäologie*. Im übrigen ist das, was an Können und Wissen das Studium der Sprachen selbst, die lectio und die Interpretation von dem Studenten der Philologie fordert, so erheblich, daß eine weitere Belastung durch die Forderung enzyklopädischen Wissens auf allen möglichen Gebieten im Sinne einer zwangsmäßigen Aufgabe ausgeschlossen erscheint. Wenn ein Kandidat des höheren Lehramtes über eine wirklich solide Kenntnis der alten Sprachen auf wissenschaftlicher Grundlage und ihre einwandfreie Handhabung im praktischen Gebrauch verfügt, wenn er vielseitig belesen ist und zugleich auf einem Gebiet wirkliche Kennerschaft besitzt, und wenn er drittens im Auslegen und Verdeutschen es zu achtbarer Leistungsfähigkeit und zu einer gewissen Reife des Urteils und Geschmacks gebracht hat, die ihn vor Stillosigkeiten bewahrt, dann wird er, die pädagogische Eignung vorausgesetzt, für die praktische Ausbildung diejenige wissenschaftliche Grundlage besitzen, die wir nicht entbehren können. Unzulänglichkeiten in diesen drei Punkten werden sich niemals ausgleichen lassen, mögen die geschichtlichen und kulturkundlichen Kenntnisse, die man heute so dringlich fordert, auch noch so umfangreich sein. Umgekehrt dagegen wird der Philologe, der durch das Studium der Sprachen und Literaturen der antiken Kultur ins Antlitz gesehen und ihre wesenhaften Züge erkannt hat, sich mühelos erwerben, was ihm an Einzelheiten materialen Wissens fehlen sollte. Im übrigen aber hängt von diesem Wissen, so interessant auch den Schülern Exkurse ins kulturelle Gebiet sein mögen, die humanistische Wirkung des Unterrichts nicht im mindesten ab.

Betrachtet man aus solchen Erwägungen heraus die Ordnung der Staatsprüfung in Preußen vom Jahre 1917, wie sie heute formell wenigstens gilt, so liegt in den §§ 13 und 14 zutage, daß ihr Verfasser zu der Kraft des Enzyklopädismus ein Vertrauen hatte, das heute wohl nur wenige teilen. Wir alle entsinnen uns aus unserer eignen Studienzeit der höchst unerquicklichen Gefühle, mit denen man in seinen mittleren Semestern die Bestimmungen der Prüfungsordnung durchlas, um festzustellen, wie wenig man eigentlich wisse und was man nun alles aus Kompendien im Fluge erraffen müsse. Wer das getan hat, der weiß, wieviel kostbare Zeit er an Dinge verloren hat, deren Bedeutung und Wert ihm hinterher sehr problematisch erschien. Von dem Fluche dieses kraftzersplitternden, auf das minder Wesentliche ablenkenden Enzyklopädismus müssen wir frei werden, wenn eine Neugestaltung des akademischen Unterrichts im Sinne seiner Humanisierung gelingen soll. Dies ist das eine: das andere aber die straffe und unnachgiebige Forderung wirklichen Könnens in dem, was den Kern des Studiums bildet. Den Ausweis zureichender sprachlicher Ausbildung hätte der Kandidat in der Klausur zu erbringen, die eine Wiederholung des Zwischenexamens mit erhöhten Forderungen darstellen müßte. Bei der Bedeutung, die diesem Teil der Ausbildung zukommt, sollte ein Mißlingen der Klausur ohne weiteres die Fortsetzung der Prüfung ausschließen. Die mündliche Prüfung hätte sich in ihrem ersten Teile auf die Schriftsteller zu

erstrecken, die der Kandidat als sein besonders Studiengebiet bezeichnet hat: hier hätte er in vollem Umfange zu zeigen, was er als Philologe gelernt hat. Endlich aber müßte er Rechenschaft ablegen von Art und Umfang seiner lectio, was voraussetzt, daß er seiner Meldung zur Staatsprüfung außer der Bezeichnung seines Hauptstudiengebietes ein Verzeichnis der von ihm während seines Studiums gelesenen literarischen Werke beizugeben hätte. In der Prüfung müßte er dann an ausgewählten Proben durch Übersetzung und Erläuterung seine Vertrautheit mit den Gegenständen seiner Bemühung nach Gehalt und Form dartun. In beiden Prüfungen aber hätte sich selbstverständlich der Examinand auszuweisen über seine sprachwissenschaftlichen, archäologischen, literarhistorischen und kulturgeschichtlichen Kenntnisse, die er sich durch die Lektüre selbst, durch Vorlesungen und Übungen erworben hat, aber nicht durch eine abgesonderte Prüfung über die Gesamtgebiete dieser Disziplinen, sondern im Zusammenhang mit den vorgelegten Stücken der Literatur und den durch sie gegebenen Anlässen der Fragestellung. — Was endlich die schriftliche Prüfungsarbeit betrifft, so ist es wohl selbstverständlich, daß ihr Thema im allgemeinen dem besonderen Studiengebiet des Prüflings entnommen wird. Die Frage, ob sie lateinisch geschrieben sein soll, ist umstritten; es wird geltend gemacht, daß ja auch in den Übungen der Seminare der Gebrauch der lateinischen Sprache nicht mehr so fest und selbstverständlich sei wie früher. Das ist wohl richtig, und auch das wird zuzugeben sein, daß nicht alle Themata sich gleich leicht lateinischer Behandlung fügen. Dennoch würde ich es gerade in der gegenwärtigen Situation für einen Schaden halten, den überwiegend auch in Preußen noch bestehenden Brauch aufzuheben. Es ist etwas anderes um den mündlichen Gebrauch des Lateinischen in der philologischen Diskussion, etwas anderes bei der schriftlichen Darlegung eines Sachverhaltes. Sind in den Sprachkursen die Bemühungen des Studenten auch auf die formale Beherrschung des Lateinischen im schriftlichen Gebrauch gerichtet und müssen sie es sein, wenn nicht eine vollständige Verwilderung einreißen soll, so ist nicht abzusehen, warum er in der Staatsprüfung von dem Ausweis eines solchen Könnens dispensiert werden sollte.

Mit diesen Ausführungen über die mir wünschenswert erscheinende Gestaltung der Staatsprüfung bin ich über den Rahmen der im Thema gestellten Frage hinausgegangen: ihre Erörterung aber schien mir unerläßlich, weil für den philologischen Nachwuchs an höheren Schulen die Forderungen der Staatsprüfung von allerwesentlichster Bedeutung sind. Andrerseits habe ich es mir versagen müssen, auf viele Einzelfragen einzugehen, die sich mir bei der Lektüre der in den letzten Jahren über diesen Gegenstand veröffentlichten Literatur nahelegten. Angesichts der großen Wandlung, die wir innerhalb der klassischen Philologie im letzten Dezennium sich haben vollziehen sehen, erschien es mir als das Wesentliche, den *Gesamtaufbau* des altphilologischen Studiums unter dem Aspekt der Zielsetzung des erneuerten Humanismus ins Auge zu fassen. Gerade weil die Berührung des Philologen mit dem Werk der Antike selbst, ihren Schöpfungen und Formen durch das Medium der Sprachen im Vergleich zu früher sich außerordentlich wird vertiefen müssen, gerade darum fordert die erschwerte Aufgabe einen stufenmäßigen Aufbau des Studiums und eine klare Hinleitung des Studierenden auf das Endziel

seiner akademischen Arbeit. Der Wille zur inneren Neugestaltung, zur Humanisierung des akademischen Unterrichts ist auf dem Marsche. Daß er sich siegreich durchsetzen wird, daran zweifle ich nicht: aber der Erfolg wird nur dann ihm sicher sein und vor allem für die höhere Schule fruchtbar werden, wenn er nicht nur auf den Gipfel weist, den es zu erklimmen gilt, sondern auch die Wege zeigt, die zu ihm emporführen.

II

Von Otto Regenbogen[1])

Nicht ohne Bedenken und nicht ganz freiwillig bin ich der wiederholten Aufforderung unsres verehrten Sektionsvorsitzenden gefolgt, in einer Philologenversammlung nun schon zum zweitenmale über das Thema 'Universität und Schule', wenn auch jedesmal in etwas andrer Bezogenheit, zu sprechen. Ich für meine Person wäre lieber mit der Behandlung eines wissenschaftlichen Themas vor Sie hingetreten: lange zurückgestellte Wünsche drängen mehr und mehr nach Verwirklichung. Ich habe mich diesmal gefügt, und die Aussicht, gemeinsam mit dem hochverehrten Vorsitzenden unsres Altphilologenverbandes diese wichtigen Fragen behandeln zu dürfen, ist mir ein starker Antrieb gewesen. Doch werden Sie mir gestatten, ohne besondere Rücksicht auf die wohlabgewogenen Ausführungen, die wir soeben gehört haben, meinen eigenen Weg zu gehen, vor allem nicht in gleicher Weise, wie der verehrte Herr Vorredner getan hat, ins Detail des Gegenstandes einzutreten. Im ganzen aber will mir scheinen, man sollte erwägen, ob man nicht für einige Zeit mit diesen prinzipiellen Aussprachen ein Ende machte. Vielleicht wäre es gut, zunächst einmal nichts zu tun, als Förderung der gemeinsamen Sache zu suchen durch Fühlungnahme und vor allen Dingen gemeinsame Arbeit im kleinen und kleinsten Kreise. Und wenn nicht alles täuscht, so zeigen sich verheißungsvolle Anfänge in den verschiedensten Teilen Deutschlands. Man hört und liest von den Ferienkursen in Göttingen, deren Bestand nunmehr gesichert ist.[2]) Man hört von der fruchtbaren Arbeit in Schlesien und in Ostpreußen.[3]) Die Arbeitsgemeinschaft in Kiel[4]) wird hoffentlich nicht vereinzelt bleiben; die regel-

---

1) Ich gebe im wesentlichen, mit einigen redaktionellen Änderungen, das, was ich in Göttingen vorgetragen habe. Die Form des Vortrages habe ich nicht verwischen wollen, da das eine völlige Umarbeitung nötig gemacht hätte. Einzelne Nachträge sind in Anmerkungen gegeben worden.

2) Den Veröffentlichungen möchte man einen anderen Titel wünschen. 'Neue Wege zur Antike' sagt doch wohl mehr, als im allgemeinen in diesem Rahmen gehalten werden kann.

3) Vgl. besonders die kurzen Berichte, die von Zeit zu Zeit von dem überaus rührigen Direktor Abernetty, dem Vorsitzenden des Provinzialverbandes des A(ltphilologen)-V(erbandes) herausgegeben werden. In einem dieser Hefte ist die Übersicht sehr beachtenswert, die über die wahrhaft erschreckende Zersplitterung der einzelnen Schultypen (vornehmlich des Gymnasiums) gegeben wird.

4) Auch hier sei auf den ausgezeichneten Bericht im letzten Jahrgang des Humanistischen Gymnasiums hingewiesen, der auch die sehr wichtigen prinzipiellen Erörterungen Fraenkels über Wert und Ziel des lateinischen Unterrichts enthält (Hum. Gymn. 1927, S. 35ff. Vgl. ferner Gnomon 1927, S. 226ff., und Krüger ebd. S. 601ff., und E. Fraenkel, Die Stelle des Römertums in der humanistischen Bildung, Berlin 1926).

mäßigen Ferienkurse des Badischen Ministeriums in Meersburg zeigen einen ständig steigenden Besuch und lassen weiteren Ausbau erhoffen. Und nicht nur in diesen Veranstaltungen zur Lehrerfortbildung gewinnt das Zusammenwirken von Schule und Universität an Boden: auch sonst scheint das gleiche sich anzubahnen; in Fragen des Lehrplans und der Prüfungsbestimmungen habe ich wenigstens in Baden dankbar vertrauensvoller Zusammenarbeit zu gedenken. Anderwärts wird es nicht anders sein. Da überall liegen die Aufgaben, deren sich anzunehmen, bei deren Lösung mitzuwirken mir als die unerläßliche Pflicht jedes Universitätslehrers der alten Sprachen erscheint. So möchte ich gleich zu Anfang bitten: Erwarten Sie keine im eigentlichen Sinne programmatischen Erklärungen und erwarten Sie nicht zu viel Neues. In den zahlreichen mündlichen und gedruckten Auslassungen und Auseinandersetzungen der letzten Jahre ist, scheint mir, das Wesentliche vom Wesentlichen im ganzen gesagt worden. Was ich geben möchte, ist so etwas wie eine zusammenfassende Betrachtung, durchflochten mit einigen Beobachtungen und Erfahrungen, die erst die letzte Zeit und der akademische Unterricht mir gebracht haben. Das Ganze will aufgefaßt werden als eine Anregung zur Aussprache, von der wir Ergänzungen und Berichtigungen[1]) erwarten.

Zuvörderst möchte ich das Thema etwas umformen oder mindestens etwas spezieller fassen. Ich will nicht fragen: Was erwartet die Universität von der Schule im Sinne einer Schule, die sie sich nach dem Ideal vorstellt, das sie sich von der wünschenswertesten Vorbildungsanstalt ihrer zukünftigen Studenten macht. Denn hier wäre erst noch zu erörtern, wie weit überhaupt für die Gestaltung der Schule und ihres Unterrichts Wünsche der Universität bezüglich der Vorbildung für bestimmte Disziplinen von ausschlaggebender Bedeutung und wie weit, d. h. in welchem Umfange die höhere Schule 'Vorbildungsanstalt' ist. Es wird darauf später noch zurückzukommen sein. Ich will lieber fragen: Was kann die Universität von der Schule, wie sie ist, billigerweise erwarten; damit aber auch: Was ist sie *berechtigt* zu erwarten? Dabei wird immerhin noch an den Stellen, wo ein Wandel des Gegebenen in unserem Sinne als möglich zu erhoffen ist, Raum und Gelegenheit für Wünsche und Kritik nicht fehlen, also der zugleich klärende und normative Zweck unserer Auseinandersetzung, wie ich hoffe, hinlänglich zum Ausdruck kommen. Man wird ferner nicht vergessen dürfen, daß Mängel und Vorzüge sowie die Aussichten auf Abstellung der Mängel in den verschiedenen Ländern verschieden sein werden; so daß etwa Bayern und Baden in mancher Hinsicht günstiger stehen werden als Preußen; womit nicht gesagt ist, daß anderwärts nicht andres zu kritisieren und abzustellen wäre.

1) Das gilt auch bezüglich des Erscheinens im Druck. Ich würde mich dazu nicht entschlossen haben, wenn nicht in der Erwartung, daß auf diese Weise etwas von der s. Z. leider abgeschnittenen Diskussion nachgeholt werden könnte. Daß vielfach noch Klärung der Begriffe und Anschauungen nicht nur erwünscht, sondern im Interesse der Sache des Gymnasiums und des humanistischen Unterrichts nötig ist, haben die Verhandlungen auf der letzten Tagung des A. V. gezeigt. Möglich scheint mir diese Klärung einmal durch mündliche Aussprache, dann aber im kleinsten Kreise, oder durch öffentliche Auseinandersetzung. Beide Wege müssen beschritten werden. Rasch vorübergehende Vorträge in großem Kreise dienen diesem Zwecke nur wenig.



Abgesehen von vereinzelten Stimmen, die von der Universität für den zukünftigen Lehrer eine Erweiterung des antiquarischen Wissens in Einzelheiten verlangen — das geht dann in der Regel nicht ganz zutreffend unter dem Titel Kulturkunde —, ertönt von der Schule auf die Frage: Was erwarten wir von der Universität? mit steigender Dringlichkeit der Ruf: Schickt uns junge Lehrer, die Sprache können, wirklich können! Und von der Universität zur Schule hinüber geht der Ruf: Schickt uns Schüler, die sprachlich gut vorgebildet sind, die Sprache gelernt haben.

Aber hier erhebt sich schon ein Problem, das in der Auffassung des Wortes 'Sprache' steckt. Was bedeutet uns denn: Sprache können? Erwarten wir von dem künftigen Altphilologen, der von der Schule kommt, nur ein Können der Sprache im Sinne: Sicherheit im Elementaren, im Deklinieren und Konjugieren, in den Grundlagen der Syntax? Und wird uns demnach der der liebste unter den jungen Studenten sein, der etwa imstande ist, fehlerlos ins Lateinische und Griechische zu übersetzen? Oder erwarten wir von der sprachlichen Vorbildung nicht noch andres und Tieferes?

Und zweitens: Erwarten wir denn überhaupt nur so oder so geartete Kenntnisse — im Sprachlichen, im Historischen, meinetwegen im Antiquarischen — und Interessen und nicht darüber hinaus etwas Weiteres und Höheres? Etwas Gesinnungsmäßiges? Mit einem Worte zunächst nur andeutend umschrieben: Bildung — in einem ganz bestimmten Sinne, über den noch zu sprechen sein wird?

Aber — ehe wir darauf eingehen, diese Fragen zu klären und Antworten zu suchen, wird es nützlich sein, sich auf einige Voraussetzungen zu besinnen, die gegenwärtig in der Situation und der Zielsetzung der höheren Schulen als vorläufig unabänderlich gegeben zu sein scheinen darum, weil sie als geschichtliches Ergebnis aus der Entwicklung der höheren Schule im letzten Menschenalter angesehen werden müssen. Es ist kein Zweifel, daß in den letzten dreißig bis vierzig Jahren sich eine eingreifende Verschiebung in der Zielsetzung der höheren Schule vollzogen hat: von einer weitgehenden Heteronomie zugunsten einer stark betonten Autonomie. Die Schulkämpfe der neunziger Jahre um die Gleichstellung der höheren Schulen — übrigens: aus dieser raschen und wenig scharf durchdachten Gleichstellung resultieren nicht wenige der heutigen 'Vorbildungsnöte' —, die Rolle des Berechtigungswesens, die häufig beliebte Bezeichnung der höheren Schulen als 'Mittelschulen' kennzeichnen die Abhängigkeit der Zielsetzungen — bewußte oder unbewußte Abhängigkeit — von den Anforderungen des späteren Studiums, auf das normalerweise der Abiturient hinstrebte, also im wesentlichen von den Vorbildungsforderungen der Hochschulen.

Demgegenüber kann man nicht verkennen, daß nunmehr teils bewußt teils unbewußt eine sehr weitgehende Emanzipation der Schulen, manche werden finden, eine zu weit gehende, von der Heteronomie dieser Zielsetzung stattgefunden hat. Die Gründe sind mannigfaltiger Art: Sie hängen mit dem Zurücktreten der Universitätsbildung im allgemeinen Bewußtsein zusammen, mit der skeptischen Haltung weiter Kreise gegenüber der Wissenschaft und ihrem Werte, mit der

Ablehnung gelehrter Bildung überhaupt oder jedenfalls als Normtypus höherer Bildung, mit der Technisierung und Industrialisierung, mit einer gewissen Mechanisierung und Entgeistigung des Lebens im ganzen, mit der Vervielfältigung der Berufswahl der Abiturienten und dem Zurücktreten der Berufe mit eigentlich wissenschaftlicher Vorbildung; jedenfalls: der Vorbildungsgedanke hat in der Setzung des Schulzieles dauernd an Gewicht, vielleicht doch auch an Berechtigung verloren. Wenn wir uns nicht täuschen über das, was ist, so müssen wir sagen: Die Schule fühlt sich als Bildungsanstalt, nicht als Vorbildungsanstalt; sie stellt sich ihr Ziel autonom, nicht im Hinblick auf irgendwelche künftigen Berufe.

Damit wird kein Verständiger die Meinung verbinden, die Schule wolle nun eine 'abgeschlossene Bildung' — wie der schöne Ausdruck lautet (übrigens eine contradictio in adiecto) — vermitteln. Dies lächerliche Mißverständnis freilich weiter Kreise wird kein vernünftiger Mensch teilen. Aber sie erstrebt — wenn ich ihre Absicht recht verstehe — ein Aufschließen der jugendlichen Seele in einem zweifachen Sinne — ohne Rücksicht auf eine Verwertung in einer künftigen Berufsvorbildung, ohne Rücksicht auch auf irgendwelche Autonomie der dabei ins Spiel tretenden wissenschaftlichen Fächer. Ihr ist jedes Fach nur Mittel in einem System erzieherischer Zwecke.

Diese erzieherischen Zwecke aber lassen sich vielleicht fassen (mit einer gewissen Schematisierung) als Bildung in einem doppelten Sinne. Einmal als die Aufgabe, den jugendlichen Menschen in Beziehung zu setzen zu geschichtlich entstandenen, aber überzeitlich gewordenen Werten irgendwelcher Art[1]), Ehrfurcht vor ihnen zu wecken und diese Gesinnung zu aktualisieren zum Movens der Persönlichkeitsbildung. Zum andern aber wird der jugendliche Mensch ja hineingeboren in ein überaus kompliziertes und sich immer mehr komplizierendes Kulturganzes; auch zu dessen Konstituentien müssen die ersten bewußten Beziehungen angebahnt werden, selbst wenn es sich im einzelnen und zunächst nicht unmittelbar um 'Werte' zur Persönlichkeitsbildung handelt: Bildung im Sinne von Weltorientierung. Auch diese wieder in einem doppelten Sinne: einmal als die erste Kenntnis von der Genese unsrer, d. h. der uns umgebenden Welt, also Historie im weitesten Sinne aller möglichen Spezifikationen: vertikale Weltorientierung.

Dann aber: die erste bewußte Berührung mit der gleichsam horizontalen Verflochtenheit der kulturellen und zivilisatorischen Mächte unsrer Zeit in Staat und Gesellschaft, inner- und außerstaatlichen Beziehungen, auch Wirtschaft und Technik: horizontale Weltorientierung. Die Berechtigung der ersten Gruppe, der reinen Bildungswerte, auf der Schule steht und fällt mit ihrer persönlichkeitbildenden Wirkung. Die zweite Gruppe kann unter besonderen Umständen in die Region der reinen und eigentlichen Bildungswerte erhoben werden: aber *ein* unverlierbarer Rechtsgrund ihrer Existenz bleibt der sogenannte praktische Nutzen auch da, wo eine Umsetzung in Bildung aus welchen Gründen immer nicht stattfindet.

1) Über die Schwierigkeiten, die dies Problem der geschichtlich-übergeschichtlichen Werte bietet, vgl. einstweilen die Andeutungen Gnomon 1927, S. 237, und den Vortrag von W. Jaeger, Antike und Humanismus, Leipzig 1925. Auch Spranger (Sitz.-Ber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1926, S. 1ff.) ist heranzuziehen.

Die Berührung mit beiden aber trägt auf der Schule naturgemäß den Charakter einer ersten Anbahnung von Beziehungen zu ihnen: des bewußten Wissens um ihre Existenz, eines gewissen Quantums des Wissens von ihnen, eines Quantums, das hinreicht, ihre differente Wesenheit in den Hauptzügen zu erfassen und durch einen Akt von innerer Erweckung (in negativem und positivem Sinne) eine erste persönliche Stellungnahme zu ihnen zu ermöglichen; dies, so bescheiden es klingt, ist von ungeheurer individueller und sozialer Wichtigkeit; denn auf diesen vorläufigen Berührungen bauen sich ja der Regel nach für viele nicht nur schwerwiegende, sondern in den meisten Fällen auch einmalige und endgültige Lebensentscheidungen auf. Dazu aber tritt gleichwertig ein Zweites: die Erweiterung und erste Ausbildung der Fähigkeit, sich dieser Wertgruppen intensiv und extensiv in eigenem Bestreben zu bemächtigen, d. h. geistig arbeiten zu lernen, wobei denn gegenüber gewissen Strömungen im Schulleben der Gegenwart anzumerken nicht überflüssig sein mag, daß man arbeiten nur durch Arbeiten, und zwar selbständiges, eigenes, unter eigener Verantwortung lernt und daß ein geistiges Picknick, ein *ἔρανος*, als das sich häufig der sogenannte Arbeitsunterricht in der Klasse darstellt, wohl eine ganz anregende Beschäftigung für Lehrer und Schüler sein mag, aber das Arbeiten und Lernen im eigenen Schweiße, ohne den freundlichen Helfer daneben schwerlich zu ersetzen imstande ist. Davon wird später noch ein Wort zu sagen sein.

Jedenfalls: gegenüber diesen Aufgaben und Zielsetzungen wird die Sonderaufgabe der Vorbildung für bestimmte Studienzweige nur eine stark geminderte Bedeutung beanspruchen können, von mehr akzidentieller Art sein. Man wird den Gesichtspunkt nicht völlig ausschalten dürfen: aber eine starke Betonung würde die Gefahr einschließen, die Bildungsziele, die allein die Einheit der Bildungswege und damit die der Bildungsanstalten verbürgen, zu zersprengen. Forderungen der Art, die sich lediglich auf die Geltendmachung von Vorbildungsansprüchen einzelner Wissenschaftszweige gründen würden, würden wohl bei der Schule, nicht mit Unrecht, auf keine große Gegenliebe stoßen, bei den Behörden wenig Aussicht auf Verwirklichung haben.

Aber wie nun? Ist damit nicht der Bruch zwischen der Universität und ihren Voraussetzungen und der Schule und ihren Bildungszielen vollzogen und besiegelt? In der Tat: die Gefahr ist groß; vielleicht größer als je; gerade für den, der als Hochschullehrer sich entschlossen auf den Standpunkt weitgehender Autonomie der höheren Schule stellt, scheint sie unüberwindlich — trotz aller Bemühungen und trotz allen guten Willens von beiden Seiten. Ist doch die Universität Bildungsanstalt nur akzidentiell: ihre Aufgabe vielmehr, einmal Berufsvorbildung zu geben, zum andern und vor allem, Gelehrte und Forscher zu erziehen. Und von der Schule soll, wie man letzthin lesen konnte, die gelehrte Bildung, man sagt dafür liebevoll auch 'das Alexandrinertum', sogar 'mit Hohn' verwiesen werden.[1])

Ist da die Situation nicht hoffnungslos? Sie ist es (und nur das geht uns in diesem Zusammenhang an) für das Gymnasium in Beziehung auf die altertums-

1) Diese überscharfe Formulierung in der Schrift von Weinstock: Antike Bildungsideale, Berlin 1926, S. 24.

wissenschaftlichen Studien, darüber hinaus, wie mir scheint, aber auch in Beziehung auf alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen[1]) weniger als man annehmen sollte: wenn nur Gymnasium wie Wissenschaft das eigentliche Ziel ihrer Arbeit und das Zentrum ihrer Existenz richtig erkennen.

Man muß sich klarmachen, daß die Schulgattungen, wie sie nun historisch geworden bei uns bestehen, sich zu den beiden Gruppen von Bildungswerten verschieden verhalten, ihnen mindestens eine verschiedene Betonung geben. Faßt man die, wie mir scheint, gegensätzlichen Typen ins Auge, so ist deutlich: die Oberrealschule ist die Schule vorwiegend der horizontalen sowie auch vertikalen Weltorientierung, während Persönlichkeitsbildung im reinen Sinne gewissermaßen akzidentiell durch dieses Medium hindurch intendiert wird.[2]) Das Gymnasium ist die Schule der Persönlichkeitsbildung *κατ' ἐξοχήν* — daher auch seine dauernd gefährdete und labile Position —, daneben, aber durchaus minderen Rechts, der vorwiegend vertikalen Weltorientierung im Sinne einer Einführung in die Erkenntnis der Kulturzustandsgenese. Demgegenüber ist die Aufgabe der horizontalen Weltorientierung im prägnanten Sinne gewiß nicht auszuschalten — mit Besorgnis denken wir daran, daß jetzt oder bald Abiturienten die Universität beziehen werden, denen das Französische fremd geblieben ist —, jedoch sekundär. Die immer wieder zu betonende Hauptsache aber ist, daß die Aufgabe der zentralen Fächer richtig erfaßt werde: sie stehen primär im Dienste der Persönlichkeitsbildung, nicht im Dienste der Weltorientierung im doppelten Sinne.

Sie sind primär nicht Anknüpfungspunkte für die historischen Verbindungslinien, sie sind nicht Substrate für 'Kulturkunde' im üblichen Sinne und nicht Substrate für eine dogmatisierte Strukturpsychologie.[3]) Sie sind dazu da, durch den Zusammenstoß des jugendlichen Menschen mit den großen Werken des Altertums, in allererster Linie mit den großen literarischen Werken, in ihm die Kräfte

1) Das kann im einzelnen hier nicht ausgeführt werden. Es hängt letztlich damit zusammen, daß alle diese Disziplinen sich gründen auf den Akt des sprachlich vermittelten Verstehens und die bewußt geübte Methode dieses Verstehens, die Interpretation.

2) Um Mißverständnisse, wie sie gleich nach dem Vortrage im persönlichen Gespräch zutage traten, abzuwehren, sei ausdrücklich gesagt, daß es niemandem und mir am wenigsten einfällt zu leugnen, daß auf der Oberrealschule Persönlichkeitsbildung erreicht werden kann und erreicht wird. Es handelt sich hier nicht um das, was tatsächlich auch erreicht wird, sondern um das, was ursprünglich im Prinzip der Schulform und der aus ihr sich ergebenden Fächerwahl und Stoffbehandlung beschlossen liegt. Unter dem Gesichtspunkt des praktischen Erfolges ist eine solche prinzipielle Stellung eher ein Vorzug als ein Mangel. Aus diesem Prinzip ergibt sich die Stabilität dieser Schulform, die vor dem Forum des praktischen Menschenverstandes jederzeit einleuchtend gerechtfertigt werden kann: aus dem Prinzip des Gymnasiums die Labilität seiner Wertschätzung und die Kritik, die immer wieder an seinem 'praktischen Nutzen' geübt wird. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich an der oben stehenden Formulierung nichts zu ändern gefunden. Vgl. übrigens die ausgezeichnete Beurteilung von seiten eines spanischen Bewunderers, die zitiert wird von W. Simons, Die Antike und die deutsche Volksgemeinschaft (Berlin 1928, S. 24), das Gymnasium gewähre nicht eine informative, sondern eine formative Schulung, die sich der Sache nach mit meiner Antithese Weltorientierung und Persönlichkeitsbildung deckt.

3) Vgl. darüber die ausgezeichneten polemischen Auseinandersetzungen von Th. Litt, Monatschrift für höhere Schulen XVIII, und Die Erziehung 1925, Heft 1 und 2.

zur Persönlichkeit zu wecken und zu bilden.[1]) Dazu ist die unerläßliche und unausweichliche Voraussetzung für den Lehrer: Sprache können und interpretieren können; für den Schüler: Sprache lernen und Lesen lernen.

So muß also Sicherheit sein im Elementaren, nicht weil die Universität sie fordert als Vorbildung für ein bestimmtes Fach, sondern um der Fruchtbarkeit und Ehrlichkeit der eigenen Arbeit willen. Sie sehen, wie hier sich die freiwillige Konvergenz von Schulziel und Erwartung der Universität ergibt: in einem vergleichsweis untergeordneten Punkte. Sie wird sich gleich in einem wichtigeren, dem wichtigsten überhaupt, ergeben.

Freilich: daß diese Sicherheit hergestellt werde: das erwartet die Universität vom Gymnasium; wie die Erfüllung sein wird — das läßt sich nicht sagen, kaum vermuten. Daß sie im Elementaren langsam wieder zunimmt, scheinen Beobachtungen an jungen Studenten in Baden zu zeigen. Die bayerischen Philologen haben versichert, daß sie wieder erreicht werden würde. Sie wird gewiß zunehmen — wo sie es kann. Sie kann es in Bayern und Baden: denn dort sind die Stundenziffern noch so, daß das möglich ist. Ob es bei stark verminderten Stundenziffern noch möglich ist — ich zweifle daran. Und daß die Schule den Kampf um Wiedergewinnung ausreichender Stundenzahlen entschlossen weiterführe — das gehört auch zu den Erwartungen, die die Universität ihr gegenüber hegt. Und daß sie weiterhin um eine vernünftige Methode dieses Unterrichts gerade auch im Elementaren streite, daß keine Denaturierung des grammatischen Unterrichts Platz greife; daß nicht unter der Devise irgendwelcher Schlagworte, zu denen nachgerade auch das Wort Arbeitsschule und Arbeitsunterricht gehört, die Selbständigkeit der Arbeit und vor allem das Erlernen des zu lernen Möglichen und Nötigen verhindert werde. Und vielleicht gilt es auch, den Kampf um das Skriptum als Zielleistung doch noch einmal zu erneuern. Bayern und Baden haben es noch und halten daran fest. Die Württemberger wünschen es mit großer Mehrheit. Ich halte den Zustand in Preußen noch nicht für irreparabel. Gewiß, trotz des Skriptums können die Ergebnisse schlecht sein: aber es ist eine wichtige Handhabe, die Ergebnisse zu verbessern, wenn es recht gehandhabt wird. Auf das Methodische einzugehen ist weder dieses Ortes noch steht es mir zu.

---

1) Ich habe absichtlich vermieden, hier eine Definition des Begriffs Humanismus zu geben und den Zusammenhang der 'repräsentativen Werke' des Altertums, der in ihnen beschlossenen Werte und ihrer erzieherischen Bedeutung mit der Idee des Humanismus, der geschichtlich wichtigsten Bildungsidee des bisherigen abendländischen Geisteslebens, zu entwickeln. Wesentlichstes ist darüber gesagt in dem Vortrag von W. Jaeger: Antike und Humanismus (Leipzig 1925) sowie Wichtiges zur Ergänzung in dem Aufsatz von R. Meister in den letzten Mitteilungen des A. V. Ebenda die Umschreibung des gymnasialen Bildungszieles in ihrer letzten Fassung, die ihr von W. Jaeger und mir gegeben worden ist. Es wäre freilich erwünscht, wenn in absehbarer Zeit dazu eine eingehende Ableitung und Explikation gegeben würde. Unzusammengehöriges nebeneinander in dem Buch von W. Kranz: Erläuterungen zu den Preußischen Richtlinien (Berlin 1926, S. 24f.). Zu subjektiv noch in dem Vortrag: Original oder Übersetzung (Das Gymnasium, Leipzig 1925, S. 60). Die Polemik von Kranz aO. S. 61ff. trifft vorbei. Grundlegendes zum Problem der Übersetzung in der tiefgründigen Antrittsvorlesung von W. Schadewaldt (Die Antike III 287).

Doch dieses Elementar-Sprachliche bezeichnet nicht einmal unsere wesentlichste Erwartung. Es ist Voraussetzung; aber so betrachtet, trifft es den Kern der Sache, den eigentlichsten Konvergenzpunkt von Schul- und Universitätsunterricht nicht. Gewiß, es wäre schön, wenn wir die sprachlichen Nachhilfekurse, die eigentlich ein anorganischer Bestandteil im Universitätsunterricht sind, wieder abbauen könnten, so wie es die Resolution der 2. Fachtagung in Weimar (1926) als Erwartung ausgesprochen hat. Wir können das wünschen und hoffen. Ich glaube nicht, daß es in absehbarer Zeit zur Tat werden wird. Einstweilen werden wir uns helfen müssen, wie wir können.

Aber es geht um viel mehr. Es geht um das Eignungskriterium zum Philologen und zugleich (denn auch hier konvergieren recht verstandene Gymnasialbildung und Vorbildung zum altsprachlichen Studium) um das eigentliche Zentrum humanistischen Unterrichts nicht nur, sondern auch des Universitätsunterrichts. Das heißt: Verhältnis zur Sprache haben, und das bedeutet: zum sprachlichen Verstehen gebildet sein und am sprachlichen Verstehen gebildet sein. Was ist damit gemeint?

Ich kann nur kurz hierbei verweilen; kürzer jedenfalls nur, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes eigentlich erheischte. Ich greife dabei auf Gedankengänge zurück, die ich auf der 2. Fachtagung in Weimar und einmal vor badischen Philologen vorgetragen habe.[1]) Sie knüpfen an Humboldts Sprachphilosophie und ihre Fortbildung in Arbeiten von Julius Stenzel an.[2])

Verhältnis zur Sprache haben, das heißt, kurz und allgemein gesagt: mehr in ihr sehen als eine vertauschbare Hülle des Inhalts, sie ansehen als etwas, das überhaupt im letzten Sinne nicht abtrennbar ist vom Gehalt. Vielmehr: wie für Humboldt Bildung überhaupt bedeutet, Welt in Form, Stoff in Geist zu verwandeln, so heißt Sprache nichts andres als die besondre Form, in der ein Volk sich Welt im weitesten Sinne zum Bewußtsein und dieses Bewußtsein zum Ausdruck gebracht hat.[3]) So ist also die Weltsicht eines Volkes (daß die Griechen dabei eine besondere Stellung innehaben, kann hier leider nur eben angedeutet werden)[4]) aus seiner Sprache zu entbinden: aus der Sprache im weitesten Sinne, von ihrer logisch-psychologischen Struktur angefangen bis zu ihrem letzten Geformtsein im dichterischen Kunstwerk, in der großen Beredsamkeit, im philosophischen Werk, in der wissenschaftlichen Abhandlung, zu entbinden im Prozeß des interpretierenden Verstehens. Dessen Theorie müßte nun eigentlich entwickelt werden: hier mag ein

1) Der Vortrag wird voraussichtlich in absehbarer Zeit im Rahmen einer kleinen Sammlung einschlägiger Vorträge und Aufsätze erscheinen.

2) Wichtiges Material zur Sprachphilosophie Humboldts zusammengeordnet bei J. Wach, Das Verstehen, Tübingen 1924. Von den Vorträgen und Aufsätzen J. Stenzels vgl. besonders: Die Bedeutung der Sprachphilosophie W. v. Humboldts für die Probleme des Humanismus (Logos 1922, S. 261 ff.); Über den Zusammenhang des Dichterischen und Religiösen bei Platon (Schlesische Jahrbücher für Geistes- und Naturwissenschaften, 1924, S. 143 ff.).

3) Vgl. dazu den Aufsatz von E. Fraenkel: Vom Werte der Übersetzung für den Humanismus (Vom Altertum zur Gegenwart 2. Aufl., Leipzig 1921, S. 368 ff.) und die S. 371 zitierten Worte Friedrich Gundolfs.

4) Vgl. einstweilen den Vortrag: Original oder Übersetzung (Das Gymnasium, Leipzig 1926, S. 57 ff.).

Hinweis auf das sehr lehrreiche Buch von Joachim Wach genügen.[1]) Aber soviel muß auch für unseren Zweck wenigstens angedeutet werden, daß die stete Bewegung vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Allgemeinen zum Einzelnen zurück eins seiner spezifischen Merkmale ist. D. h. im speziellen Fall: die Bewegung vom zu verstehenden Wort und Satz zum Ganzen des Zusammenhangs und von da zum ganzen Werk. Und diese Bewegung, die nach Asts Terminus die Perfektibilität des Verstehens und die Überwindung des berufenen hermeneutischen Zirkels in sich schließt, sowie das unaufhörliche Spannen auf die repräsentativen, weil wesentlichen Züge, die schließliche Überhöhung des additiven Prozesses durch einen intuitiven Akt — dies alles, unerläßlich bei jeder wirklichen Interpretation, setzt tatsächlich die Totalität der Kräfte im verstehenden und interpretierenden Subjekt ins Spiel. Hierin — in der Beziehung aufs Subjekt — liegt nun auch die erzieherische Rechtfertigung des objektiv stets unvollendbaren Prozesses. Denn indem durch den recht geleiteten Verstehungsakt ein primär subjektives Erfassen zunächst vorläufiger Art korrigiert werden kann und muß durch eine fortschreitende Objektivierung dieses Erfassens, ist die erzieherische Rückwirkung bildungsmäßiger Art auf das Subjekt gegeben; kann man doch ihre Aufgabe, ans Paradoxon streifend, aber deshalb nicht unzutreffend dahin bestimmen: durch Subjektivierung des Objektiven, d. h. durch seine Einverleibung in das Subjekt, das Subjekt zu objektivieren. In jedem Falle: im Verstehen (Verstehenwollen) an sich liegt der erzieherische Sinn sprachlichen Unterrichts (dies Wort im weitesten Sinne genommen): das Verstehen als Akt bildet. In diesem interpretierenden Verstehen ist zugleich die rechte Kulturkunde beschlossen, die nicht antiquarische Einzelheiten mehr oder minder gleichgültiger Art häuft, sondern die aufweist, in welcher besonderen Weise empirische Wirklichkeit in Geist, d. h. in Form verwandelt worden ist.[2])

Daß Lesenlernen und Verstehenlernen in diesem Sinne im Mittelpunkte des Unterrichts in den alten Sprachen gerade in den Oberklassen stehe, das vor allem erwartet die Universität vom Gymnasium: für einen solchen Unterricht wird nicht, wie man wohl hat formulieren wollen, die gute Übersetzung, sondern das Verstandenhaben schlechthin das Ziel auch jeder einzelnen Unterrichtsstunde sein. Dann wird der Unterricht nicht nur dem autonomen Bildungsziel des Gymnasiums am besten dienen, sondern Schüler, die einen solchen Unterricht innerlich beteiligt genossen haben, werden uns die willkommensten Schüler auch auf der Universität sein. Sie werden in dem wesentlichsten Stück die Vorbildung haben, die wir uns wünschen. Denn, wenn es in der vielgestaltigen Erscheinungsform der Wissenschaft vom Altertum, in ihrem enzyklopädischen Riesenbau, der dem einzelnen längst

---

1) Vgl. S. 151, Anm. 2. Ich verdanke diesem Buch vor allen Dingen den wichtigen Hinweis auf die Theorien Asts, der mir als Vorläufer Schleiermachers von großer Bedeutung zu sein scheint.

2) Mit besonderer Genugtuung merke ich hier die völlige Übereinstimmung der theoretischen Pädagogik (vgl. H. Freyer, Die Erziehung 1927 S. 65ff.) mit Gedankengängen an, die im Anschluß an Humboldtische Äußerungen von der Philologie unserer Tage seit Jahren vertreten worden sind. Vgl. jetzt noch H. Weinstock, Die Erziehung 1927 S. 129ff.

unübersehbar geworden ist, eine Einheit gibt, zu der alle sich bekennen, sich bekennen müssen: so ist es eben dies Verhältnis zur Sprache und zum sprachlichen Werke und die Fähigkeit des Verstehens und des Interpretierens.[1]) Ich wüßte nicht, daß auf der vorjährigen Fachtagung gegen diesen Standpunkt auch nur eine Stimme sich erhoben hätte.

Das bedeutet: daß wir auf der Universität im Unterricht das Interpretationskolleg und die Interpretationsübung in den Vordergrund stellen müssen und werden; daß wir die antiquarische Belehrung als solche, die man von uns gefordert hat, ablehnen müssen; daß wir dem referierend darstellenden Kolleg gegenüber uns im ganzen nur skeptisch verhalten können.

Das bedeutet aber weiter — und damit ergeht wieder eine Bitte an die Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium —, daß niemand zum altsprachlichen Studium angeregt oder ermutigt werde, der nicht wenigstens der Tendenz nach dieses Verhaltens zur Sprache und zum sprachlichen Werk fähig wäre, dergestalt, daß ihm Sprache bedeute die Schöpfung menschlichen Wesens, in der Objektives und Subjektives sich am tiefsten durchdringen, Geist und Sinnlichkeit sich am innigsten zueinander neigen; die auch als Werkzeug des genialsten Schöpfers nur darum verständlich zu uns redet, weil sie einmal die Sprache eines Volkes war und die als Sprache eines Volkes doch nur darum durch die Zeiten dauerte, weil aus ihm erwachsend und für es redend und zeugend Genien erstanden, die ihr den Stempel eigener Geistesmacht und Formgewalt aufzuprägen vermochten: dem darum auch es nicht eine zufällige, gleichgültig hinzunehmende Tatsache ist, daß Homer und die Tragiker, Platon, Thukydides und Demosthenes griechisch geschrieben haben, eine Tatsache, von der man auch absehen könnte, indem man eine beliebige Übersetzung an die Stelle des Originals setzt, sondern der in der Erkenntnis von der unlösbaren Einheit und Bezogenheit von Geist und Sprache, Gehalt und Form das oberste Ziel seines Bemühens wenigstens geahnt hat.

Was wir also erwarten, ist zunächst dies:

1. die Wiederfestigung im Elementaren,
2. ein Verhältnis zu Sprache und Werk im eben geschilderten Sinne wenigstens *δυνάμει*.

Mit diesem Zweiten ist aus dem Bereich des rein Wissensmäßigen bereits in einen anderen Bereich übergegriffen: in den Bereich der Bildung (es wurde das schon gesagt), d. h. in den Bereich der Menschenformung. Denn dieses Verhalten zur Sprache und den in ihr verkörperten Werten besitzen, heißt in einer bestimmten Weise gebildet sein und der weiteren Formung durch Ausdruck gewordenen Geist zugänglich sein. Und über dieses Moment der Bildung im Sinne einer wachen und vielseitig offenen inneren Bereitschaft, sich durch geistige Werte überhaupt berühren und formen zu lassen, muß wohl einmal ein ernstes Wort gesagt werden. Wir sind unter uns, und wir wollen uns gegenseitig unsere Bedenken vortragen, von unsern Nöten sprechen: wir wollen die Wahrheit zu sagen versuchen, wenn sie im Augenblick auch nicht schön klingt.

1) Für das Nähere muß ich vorläufig auf den oben (S. 151 Anm. 1) erwähnten Vortrag verweisen.



Wenn man — Ausnahmen immer vorbehalten — auf die Masse unsres Nachwuchses blickt — (und wenn man sieht, was in Kolleg und Übung vor einem sitzt, so kann man vielerorts schon wieder ohne Übertreibung von einer manchmal fast beunruhigenden Masse des Nachwuchses reden) —, wenn man sich das im allgemeinen anschaut, so kann man sich einer gewissen Sorge nicht erwehren. Man hat den Eindruck, daß trotz aller schönen Programme von einer Schule, die sich autonom gerade ihr Bildungsziel selber steckt und es sich nicht niedrig steckt, Schüler kommen mit einem sinkenden Bildungsniveau; prägnanter vielleicht gesagt: mit einem schmäler und weniger tragfähig gewordenen Bildungsfundament und mit einem wenig ausgebildeten Verständnis für die Notwendigkeit der Festigung und Erweiterung dieses Fundamentes. Es ist schwer zu sagen, ob diese Beobachtung in anderen Disziplinen auch gemacht wird: man sollte es einmal mit einer Umfrage in möglichst weitem Kreise versuchen. Es wäre möglich; aber man hat auch schon einmal ausgesprochen[1]) (Ausnahmen immer vorbehalten!), es seien nicht gerade immer die geistig regsten Schüler, die sich unseren Studien zuwendeten. Ich weiß nicht, ob das richtig ist; aber es gibt Beobachtungen, die darauf hindeuten, daß manchmal brave Schulfüchse, weil sie, wie man in Baden sagt, 'einen guten Stil schreiben können', sich gerade zum Studium der klassischen Philologie prädestiniert fühlen; und — daß sie von ihren Lehrern nicht gewarnt werden.

Wie dem auch sei: Ich möchte glauben, daß der Eindruck vom Absinken des Bildungsniveaus, vom Unstabilwerden des Fundamentes nicht nur auf das eben Gesagte zurückzuführen ist. Es scheint: Das, was man kennt, wirklich aus eigener Lektüre kennt von den Schätzen unsrer großen und hohen Literatur, von Geschichtschreibung und Philosophie (vom Auslande zu schweigen), das ist verschwindend gering; geringer doch wohl — man kann sich freilich leicht täuschen —, als es noch vor wenigen Jahrzehnten war. Wie selten ist eine Präsenz auch nur ganz geläufiger Dinge; wie selten wird etwa eine Anspielung derart nur verstanden. Und nicht nur das Mitgebrachte ist meist herzlich wenig, auch das Bedürfnis nach Ausbreitung ist wenig entwickelt; es fehlt so vielen am Drang und der wirklichen Beharrlichkeit zum Lesen. Es ist sehr schwer, über die Gründe dieser Erscheinung, wenn sie denn richtig beobachtet und beschrieben ist, zu reden.

Es liegt nahe, das gesteigerte Interesse für Leibesübung, Sport und auch Technik anzuführen und dafür in erster Linie verantwortlich zu machen. Und gewiß wird man gut tun, diese Seite der Sache in einer Zeit, die das Verhältnis von Körper und Geist im allgemeinen und innerhalb der Erziehung im besonderen einer völligen Revision unterzieht, nicht aus den Augen zu verlieren. Man wird von der Schule erwarten müssen, daß diese Revision nicht zu einer völligen Umkehrung des Verhältnisses führe; man wird, auch ohne sich in den Schulbetrieb einzumischen, die Hoffnung aussprechen dürfen, daß in den Leibesübungen nicht durch Anstachelung eines übertriebenen und ungesunden Ehrgeizes durch Mittel, die man in den wissenschaftlichen Unterrichtsfächern voreinst anwendete und inzwischen

1) Vgl. W. Kranz, Erläuterungen zu den Richtlinien, Berlin 1926, S. 81.

wenigstens in Deutschland als unpädagogisch verworfen hat, ein Rekordwahnsinn gezüchtet werde; daß vielmehr hier vor allem der humanistische Sinn sich auswirke.[1]) Aber so wichtig das ist: den Kern der Sache scheint es mir nicht zu treffen. Denn Studenten, die durch athletische Übertreibungen ihre wissenschaftliche und geistige Bildung gefährdet hätten, sind mir in den Reihen unsrer Adepten nur ganz ausnahmsweise vorgekommen. Sie werden wohl auch sonst nicht sehr häufig in den geisteswissenschaftlichen Fächern sein.

Nein — es sind gar nicht die Ungeistigen nur, bei denen man das oben geschilderte Absinken bemerkt; es sind eben gerade auch die, die man als geistig rege bezeichnen kann. Aber: geistig rege in einem ganz bestimmten Sinne: eines Geladenseins mit aller möglichen 'Problematik', eines Philosophierens so ein wenig ins Blaue hinein, eines unersättlichen Diskutierens de omnibus rebus et quibusdam aliis, eines Philosophierens und Diskutierens, das nur allzu häufig der rechten Grundlage ermangelt: des Wissens um die Dinge. Und — damit rühren wir vielleicht an den Kern der Frage: die Verschiebung in der Bewertung des Wissens im Verhältnis zur Bildung; kurz eine durchgängige Unterbewertung des Wissens als Voraussetzung von Geistigkeit und Bildung. Man hat eine Zeitlang vielleicht (unter dem Normtypus der 'gelehrten' Bildung) beides zu rasch und unbesehen gleichgesetzt; das Schisma, das jetzt droht, ist dem Bestand einer wahren Bildung vielleicht noch gefährlicher. Möge man doch nicht vergessen, daß an ihr nicht nur Herz und Gemüt, sondern auch der Kopf beteiligt ist. Wir wollen Bildung des 'Intellekts' doch nicht sogleich als 'Intellektualismus' verschreien und uns vor ihr jedenfalls nicht erschrecken. Damit soll keine Behandlung des eminent schwierigen Problems Wissen und Bildung gegeben sein; aber es sei dem Nachdenken gerade auch der praktischen Schulmänner empfohlen. Jedenfalls zur Wissenschaft leite man doch nur den, dem eben auch am Wissen und nicht nur an der Erbauung gelegen ist.

Dies alles bezieht sich auf die Auslese, die die Schule mit vollziehen muß bei Berufswahl und Berufsberatung. Wir können in den ersten so wichtigen Semestern selten oder nie schon die einläßliche Kenntnis unsrer jungen Studenten haben, um ihnen mit Nachdruck und mit voller Verantwortung Eignung oder Nichteignung zuzuerkennen; freilich werden auch wir bekennen müssen, daß wir in diesen Dingen nicht immer entschieden genug sind.

So mag denn in diesem Zusammenhang noch ein letztes zur Sprache gebracht werden und eine Bitte an die Lehrer und Leiter der Schulen gerichtet sein.

Es handelt sich wieder um ein sehr heikles Thema, um die Empfehlungen für die so sehr segensreiche Einrichtung der Studienstiftung des Deutschen Volkes.

---

1) Mir wenigstens ist nicht ganz durchsichtig, weshalb man in den Leibesübungen 'Anregung' des Ehrgeizes zu überragenden Leistungen durch Preise, Auszeichnungen, Abzeichen, Urkunden, öffentliche Belobigungen, Zeitungsnotizen für legitime pädagogische Mittel hält, dergleichen aber in den wissenschaftlichen Fächern für verwerflich und dem Geiste der Pädagogik abträglich erachtet. Oder haben die geistig Schonungsbedürftigen mehr Anspruch auf liebevolle Bedeckung ihrer Schwäche als die körperlich wenig Leistungsfähigen? Vgl. jetzt auch W. Simons, Die Antike und die deutsche Volksgemeinschaft, Berlin 1928, S. 14.

Ich kann diese Einrichtung wohl in ihren Grundzügen und Voraussetzungen als bekannt annehmen. Und da muß man nun sagen: so stark die Sicherungen gegen die Aufnahme ungeeigneter Personen sind, durch das Konkurrieren zahlreicher bei der Entscheidung mitwirkender Instanzen, nicht zuletzt auch durch die Möglichkeit, nach zwei Semestern Studium die ganze Beurteilung einer Revision zu unterziehen: immerhin wird dem Vorurteil, das im Schulzeugnis und in der Empfehlung durch Direktor und Lehrer liegt, die doch den jungen Menschen in jahrelangem täglichem Zusammenleben und Arbeiten kennengelernt haben, wird diesem Vorurteil, meine ich, ein ganz besondres Gewicht zukommen. Nun ist aber die Auszeichnung und die Vergünstigung, die verliehen wird, so außerordentlich groß, die übernommene soziale und nationale Verantwortung so schwer, daß solche Vergünstigung wirklich nur den Besten zuteil werden sollte. Ich kann mich — ich muß es aussprechen — nach einzelnen Beobachtungen der letzten Jahre des Eindrucks nicht ganz erwehren, als werde, häufig gerade von kleineren Anstalten in kleinen Städten, zuviel braver Durchschnitt empfohlen und kraft entgegenkommender Notengebung und Begutachtung auch durchgebracht, während Schüler großer oder besonders anspruchsvoller Anstalten demgegenüber leicht ins Hintertreffen geraten. Hier bleiben Mittel des Ausgleichs zu suchen. Jedenfalls, das Kriterium der Auslese muß unbedingt die Frage sein: Würde es für das geistige Leben der Nation und für die Berufe, die es in erster Linie verantwortlich zu pflegen und zu vertreten haben, einen Verlust bedeuten, wenn der zur Wahl stehende Schüler nicht die Möglichkeit einer geistigen Ausbildung erhält, wie sie das Universitätsstudium zu verleihen vermag? Nicht aber darf der menschlich begreifliche Wunsch, einem eifrigen und fleißigen jungen Menschen den Aufstieg in eine sozial höhere Schicht zu ermöglichen, bei diesen Erwägungen den Ausschlag geben, ganz zu schweigen von Fällen, wo die Leistungsbeurteilungen — dergleichen kommt vor — verkappte Betragenszensuren sind. Ich habe damit über die Grenzen des Fachs eigentlich hinausgegriffen. Aber da es uns auch (und aus manchen Gründen sogar recht stark) betrifft, glaubte ich diese Bemerkungen nicht unterdrücken zu sollen.

Freilich: man wird nicht verkennen dürfen: um die Begabten für den Lehrberuf überhaupt auszusuchen, wäre von den Behörden auch etwas zu leisten. Es ist ja schön und ehrenvoll, an den reinen Idealismus zu appellieren; er ist zum Glück bei uns immer ein starker Antrieb gewesen. Aber menschliche Motive kommen durchaus und nicht mit Unrecht doch auch ins Spiel. Die wirtschaftliche Lage müßte befriedigend und nicht nur kümmerlich ausreichend sein; die berufliche Forderung müßte gewiß auf strenge Arbeit, aber nicht auf einen unleidlichen Frondienst gehen; und schließlich, es müßte die Möglichkeit stärker vorhanden sein, daß ausgezeichnete Leistung auch wirklich ausgezeichnet würde. Bei diesem Bestreben wird die Lehrerschaft an den Universitätslehrern ihre Bundesgenossen und in den Berufsverbänden hoffentlich den gegebenen Rahmen ihrer Bestrebungen finden.

Diese Forderungen, als deren wesentlichste ich heraushebe erträgliche Lebens- und Arbeitsgestaltung, sollen auch als stillschweigende Voraussetzung über den weiterhin ausgesprochenen Erwartungen stehen. Die Forderungen bisher, die

unmittelbar auf die Qualität der Schüler, die uns überwiesen werden, und auf die Art ihrer Vorbildung gerichtet waren, sind ja implicite zugleich Forderungen an die Lehrer und Leiter der Gymnasien. Lassen Sie mich von diesen Erwartungen aber auch noch ausdrücklich reden.

Die eine bezieht sich auf ein Verlangen, das neuerdings in Kreisen der Lehrerschaft an Boden zu gewinnen scheint: das Verlangen nach einer obligatorischen, in der Prüfung nachzuweisenden Ausbildung in theoretischer und historischer Pädagogik und in Jugendkunde auf der Universität, während des Fachstudiums. Soviel ich weiß, hat die Versammlung des Philologenverbandes in Dresden dies oder etwas dem Ähnliches geradezu zum Beschluß erhoben.

Meine Herren, ich glaube, die meisten von uns werden diese Entwicklung nicht ohne Sorge verfolgt haben. Abgesehen davon, daß wir befürchten, es möchte so wieder einmal eine *τέχνη* theoretisiert werden[1]) — dies zu beurteilen, fällt vielleicht aus dem Rahmen unsrer Kompetenz —, muß bei uns die Sorge sehr dringend werden, es möchte eine Überlastung unsrer Studenten eintreten, die entweder eine sehr erhebliche Erstreckung der Studiendauer zur Folge haben müßte (dagegen wird man aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen die allerschwersten Bedenken haben) oder aber eine ganz gefährliche Zersplitterung der Kraft und eine — soll man sagen 'weitere'? — Minderung der fachlichen Ausbildung. Und wenn man dazu sich überlegt, daß wir in einem Umbau unsrer Wissenschaft begriffen sind, daß Stoff und Fragestellungen sich vervielfacht, die letzten immer weiter sich differenziert und intensiviert haben, so wird man verstehen, daß (wenn auch nicht vorgeschrieben) sich ganz von selber eine verlängerte Dauer des Fachstudiums in der Regel ergibt. Daran ist auch nichts zu ändern: denn mit dem Ansinnen, durch Beschränkung der Zielsetzungen hier Wandel zu schaffen, mit methodischen Finessen hier Richtwege bauen zu wollen, wird man hoffentlich an uns nicht herantreten. Daß es eine *βασιλικὴ ὁδός* zur Wissenschaft nicht gibt, ist nachgerade eine Selbstverständlichkeit geworden. Und Wissenschaft wird es doch wohl sein sollen, was wir unsre Studenten auf der Universität zu lehren haben. Das aber bedeutet, wenn irgendwo, Zeit lassen zum Herankommen und Hineinwachsen, zum Reifen an den Gegenständen. Der Stoff ist ungeheuer. Die Anforderungen müssen hoch sein. So bitten wir: Man überlaste uns die Studenten nicht mit Forderungen, für deren Erfüllung, wie wir meinen möchten, die Zeit dann viel geeigneter ist, wenn das Bedürfnis für den auszubildenden Lehrer sich herausstellt: d. h. in den beiden Vorbereitungsjahren. Jeder von uns wird es begrüßen, wenn der Student auf der Universität von vorhandenen Ausbildungsmöglichkeiten Gebrauch macht; aber ich glaube mit der Mehrzahl der Kollegen zu sprechen, wenn ich vor einem obligatorischen, gar vor einem Prüfungsfach warnen zu müssen glaube. Nötig vielmehr wäre, daß die kostbaren zwei Jahre der praktischen Ausbildung *sehr* rational ausgenützt würden. Ich glaube, offen gesagt, daß da manches gebessert werden könnte. Ansätze dazu sind vorhanden: die Mathematiker, so Toeplitz in Kiel, haben sich bemüht, neue Formen zu finden; und auch im Rheinlande ist man

1) Vgl. darüber den Vortrag von W. Jaeger: Stellung und Aufgaben der Universität in der Gegenwart, Berlin 1924, S. 9.



unter Führung von Siebourg ans Werk gegangen. Ich unterdrücke eigene Vorschläge, um nicht weitläufig zu werden.[1]) Vor allem wäre zu erwägen, wie sich etwa ein Hineinwirken der Universitätsdozenten in diese eminent wichtigen Jahre ermöglichen ließe. Aber die ganze Frage erfordert eine gesonderte Erwägung, prinzipiell und praktisch, und ich meine, sie sollte einmal für sich von den Berufenen eingehend erörtert werden.

Hier möchte ich mich lieber der Frage der Lehrerfortbildung zuwenden und versuchen, einige Forderungen unsrerseits zu skizzieren. Diese Frage und die Kooperation von Universität und Schule zu ihrer Lösung ist ganz besonders dringlich: das ergibt sich aus der Situation der Wissenschaft und aus der des Gymnasiums, aus dem Versuche, kurz gesagt, einer Humanisierung der Altertumswissenschaft und der Notwendigkeit für die Schule, mit dieser Wissenschaft so rasch und so intensiv wie möglich Fühlung zu nehmen und zu behalten.

Baden ist hier durch die Initiative von Franz Boll und durch die wahrhaft verständnisvolle Fürsorge des Ministeriums, namentlich des Referenten für das Gymnasialwesen, Geh. Rat Kunzer, in einer besonders glücklichen Lage. Die Ferienkurse in Meersburg in jedem zweiten Jahre haben durch die stets steigenden Teilnehmerziffern gezeigt, wie sehr sie einem Bedürfnis entgegenkamen. Nicht als

---

1) Nur soviel sei gesagt. Es würde mir als ein grundsätzlicher Fehler erscheinen, wollte man diese überaus bedeutungsvollen zwei Jahre in der Hauptsache wieder zu einer Periode der weiteren wissensmäßigen Stoffaneignung machen, wie es in Preußen mindestens zum Teil geschah und geschieht (in anderen Ländern geschieht z. T. gar nichts); dort 'lernt' man z. B. Geschichte der Pädagogik, Geschichte der Philosophie und ähnliches mehr; ich hoffe nur, daß Debatten über die günstigste Lage der Schuldienerwohnung (natürlich hat jeder Kandidat darüber sehr bald Entscheidungen zu treffen!) jetzt zu den Seltenheiten gehören. Im Jahre 1917 habe ich an einer solchen Debatte mitleidend teilgenommen. Im Zentrum müßte vielmehr stehen die Aufgabe, daß erfahrene und verständnisvolle Pädagogen, die über Sinn und Aufgabe ihres Faches auf der Schule selbständig nachgedacht haben und weiter nachdenken, dem jungen angehenden Lehrer behilflich wären, gerade das auf der Universität Gelernte und Erarbeitete in erzieherische Wirkung umzusetzen, ihm die Notwendigkeit dieser Umsetzung so ins Bewußtsein zu erheben, daß er seine Aufgabe nie vergißt, Dolmetsch der großen geistigen Güter zu sein, deren sich unter kritischer Selbstverantwortung zu bemächtigen ihn seine wissenschaftliche Ausbildung instand gesetzt hat. Ich meine damit nicht die Selbstverständlichkeit, daß er unterrichten lernen soll im Sinne der Aneignung der technischen Handgriffe: ich meine vielmehr die Notwendigkeit, die von den wenigsten begriffen zu werden scheint, die Stoff und Gedankenmassen umzuordnen und neu zu gliedern unter den spezifisch erzieherischen Kategorien; die Wertfragen aufzuwerfen und zu beantworten, die die reine Wissenschaft höchstens peripher berühren; aus dem jungen Gelehrten einen Lehrer, aus dem Philologen (so habe ich es einmal, freilich überspitzt, formuliert: vgl. Denkschrift der Berliner Philosophischen Fakultät, Leipzig 1924) einen Humanisten machen zu helfen. Dann wird am ehesten dem Irrwahn gesteuert werden, daß die Wissenschaft auf die Schule gehöre, und dem noch verderblicheren, daß sie mit dem Jugendunterricht nichts zu tun habe. Nötig ist dazu die wenn nicht dauernde, so doch langdauernde Vereinigung der einzelnen Fächer; ein Altphilologe gehört zu seiner Ausbildung wesentlich an ein Gymnasium, er gehört zusammen mit seinen jungen Fachgenossen unter die Leitung eines Philologen, der zugleich Humanist ist; unbeschadet der Möglichkeit, sich je nach Verlangen einige Wochen oder Monate auch an Anstalten anderen Typs umzutun. Eingehenderes wird die Ausarbeitung des 1925 in Erlangen gehaltenen Vortrags bringen.

ob die Organisation der Arbeit nicht noch ausbaufähig wäre: hier wird vor allem von den Kieler Versuchen zu lernen sein. Etwa durch eine Teilung in Kurse von nicht mehr als vielleicht 25 Teilnehmern; dadurch ferner, daß von den Vorträgen, die nicht fehlen sollen, der Nachdruck auf die gemeinsame Arbeit in Lektüre und Interpretation gelegt wird: dergestalt, daß zugleich mit der eigentlich wissenschaftlichen Interpretation, wie es in Kiel geschehen ist, der Blick auch auf erzieherische Fragen überhaupt und auf didaktische insbesondere gerichtet wird. Und dadurch endlich, daß durch rechtzeitige Mitteilung der zu behandelnden Gegenstände an die Teilnehmer, durch Mitteilung auch des Weges, der genommen werden soll, und etwaiger neuer Hilfsmittel, deren Kenntnis vorausgesetzt wird oder erwünscht ist, eine Vorbereitung ermöglicht wird. Das alles, wie gesagt, kann wohl noch besser und rationeller gestaltet werden. Was mir schlechthin mustergültig erscheint, das ist der Geist dieser Veranstaltung, der wirklich persönliche Verkehr, die Symbiose von der gemeinsamen Arbeit bis zum gemeinsamen Symposion.

Das wird sich auf die sehr viel komplizierteren Verhältnisse eines so viel größeren Staates wie Preußen nicht ohne weiteres übertragen lassen. Aber dreierlei ist auch hier zu fordern nötig und zu erreichen wohl möglich:

1. Es müssen regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen derart eingerichtet werden, am besten für die einzelnen Provinzen — wobei dann die stark gefährdeten Grenzprovinzen ein besonderes Vorrecht haben müßten —, mindestens aber für einen nicht zu großen Komplex von Provinzen.

2. Die Art der Kurse betreffend. Es müssen Kurse sein mit wirklicher Arbeits- und Verständigungsmöglichkeit. Es darf sich nicht um ein bloßes Apostrophieren ex cathedra handeln. Damit sollen keineswegs Vorträge, auch solche über ein wissenschaftliches Spezialproblem, grundsätzlich abgelehnt sein; denn auch ein solches kann, recht behandelt — wir haben es ja erlebt[1] —, den nach wissenschaftlicher Anregung dürstenden Schulmann wahrhaft innerlich ergreifen und fördern. Aber es darf nicht die Form der ganzen Veranstaltung dadurch beherrscht werden.

3. Es müssen dafür regelmäßige Mittel vom Staat bereitgestellt werden. Die Bettelei von Fall zu Fall muß aufhören. Nur so kann auch eine wirkliche Kontinuität der Veranstaltung gewährleistet werden. Ich glaube, versichern zu können, aus eigener Kenntnis, daß bei den eigentlich leitenden Stellen Verständnis für die Forderungen und auch der Wille vorhanden ist, die nötigen Mittel beim Finanzminister durchzusetzen. Und es besteht auf unsrer Seite die Absicht, einen ins einzelne gehenden Plan vorzulegen, der natürlich überall an schon Bestehendes anzuknüpfen erlaubt und nichts weniger als eine Schematisierung, vielmehr volle Freiheit in der Ausgestaltung anstrebt. Eine Skizze dieses Planes hier einzulegen, würde die Zeit ungebührlich in Anspruch nehmen. Ich muß deshalb darauf verzichten.[2]

---

1) Ich denke hierbei in erster Linie an den Vortrag von Eduard Fraenkel über Wortakzent und Versictus, auf der letzten Göttinger Tagung. Er war ein wissenschaftliches Erlebnis und zugleich das Muster einer pädagogisch klaren und eindringlichen Darbietung.

2) Eine kurze Andeutung sei hier wenigstens gegeben. Der A. V. hätte mit seiner umfassenden Organisation in den Dienst der Sache zu treten. Organe sind die Provinzial- und

Aber wir dürfen wohl von den Nächstbeteiligten, den Schulmännern, für diese Bestrebungen Interesse und Förderung, Anregung und Kritik erbitten und erhoffen. Und wir dürfen wohl zugleich an die Hochschullehrer, ohne deren tätige Mitwirkung das Ganze unmöglich ist, zugleich die Bitte richten, sich wie bisher so auch in Zukunft dieser Aufgabe, die gewiß zugleich ein onus ist, nicht zu versagen. Ich glaube, wenn ich das so aussprechen darf, dieser Dienst am lebendigen Bildungsleben unsres Volkes ist vielleicht einen Aufsatz weniger schon wert.

Und zum dritten soll noch ganz kurz — denn Ausführlichkeit würde hier einen Vortrag für sich fordern — von einer Erwartung die Rede sein, die erfüllt werden muß — oder bescheidener und wirklichkeitsnäher gesprochen, deren Erfüllung angestrebt werden muß, wenn das allgemeine Niveau des altsprachlichen Unterrichts in den Oberklassen hoch genug sein soll, um gerade die besten, d. h. geistig empfänglichsten unter den Schülern zu gewinnen. Das ist der selbst erarbeitete Zusammenhang des Lehrers mit den geistigen Bestrebungen der Gegenwart, wie sie mehr und mehr wieder ihren Ausdruck in einer dem Leben, der Ethik und dem Weltanschaulichen zugewandten Philosophie finden. Das heißt nicht dem Modeschlagwort nachlaufen; das heißt auch nicht Philosophie als 'Fach' treiben, sondern es bedeutet die Philosophie erfahren als die dem einzelnen Fach immanente Einung unter den verschiedenen Fächern.[1]) Nur diese philosophische Grundgesinnung verbürgt das bewußte Sich-Gründen in der Bildungsidee des Humanismus, verbürgt auch die wahrhafte und innerliche Verbindung der Fächer untereinander. Konzentration und Querverbindungen und wie die pädagogischen Schlagworte alle heißen mögen in allen Ehren: nur die gemeinsame Gesinnung kann das alles ja erst fruchtbar machen.

Landesverbände. Hier werden Ausschüsse für die Fortbildung eingesetzt, in denen die Provinzialbehörden (über mangelnde Bereitwilligkeit der P. S. K. wird von einigen Seiten geklagt), Schulmänner und Universitätsdozenten zusammenwirken müßten. Die Grundlage der ganzen Organisation wären die Arbeits- (Lektüre-, Vortrags- usw.) Gemeinschaften der einzelnen Anstalten bzw. einer Gemeinschaft örtlicher Anstalten. Diese Gemeinschaften (unbeschadet der freien Beteiligung jedes einzelnen Mitgliedes) delegieren im Turnus oder wie immer einen (Haupt-) Vertreter als Teilnehmer zu den Kursen, die in regelmäßigen Abständen, etwa in jedem zweiten Jahre unter aktiver Beteiligung sowohl von Schulmännern wie von Dozenten der Landes- bzw. Provinzialuniversitäten (Altphilologen, Althistoriker, Archäologen) an einem geeigneten Orte abgehalten werden. Es muß durchaus nicht immer die Landesuniversitätsstadt sein; die Erfahrungen mit Meersburg haben gezeigt, daß kleinere Orte mit Möglichkeit wirklichen Zusammenlebens u. U. den Vorzug verdienen können. Für die Gestaltung dieser Oberkurse sind einige Leitsätze oben formuliert. Das Detail würde aus der Erprobung und Erfahrung sich ergeben. Man kann auch an Austausch von Dozenten und gegebenenfalls von (einigen) Teilnehmern denken. Die (Haupt-) Vertreter bei diesen Oberkursen dienen als Träger und Vermittler der dort empfangenen Anregungen an die Einzelarbeitsgemeinschaften. Sie berichten; es wird diskutiert; Lektüre wird unter dort empfangenen Gesichtspunkten erprobt. Anregungen und Wünsche werden an den Ausschuß (bzw. seinen Obmann) zurückgegeben. Lebendige Zirkulation ist die Hauptsache. Natürlich wird man sagen, das sei unmöglich.

1) Ich möchte hier hinweisen auf den belehrenden Aufsatz von R. Scherwatzky in den N. Jb. 1927 S. 335 ff.: Die moderne Wertphilosophie und ihre Bedeutung für das humanistische Gymnasium. Er zeigt wenigstens andeutungsweise, wo ganz unmittelbare Berührungspunkte mit der Philosophie der Antike liegen.

Und daraus resultiert unsre letzte Erwartung, die ebenso an die Leiter der Gymnasien wie an ihre Lehrer, an die Provinzialschulkollegien und an die Ministerien sich richtet: Humanisten an die Gymnasien als Lehrer, Humanisten an die Gymnasien als Leiter! Wir hoffen: die rechten Altphilologen werden auch die rechten Humanisten sein. Aber wir wollen nicht vergessen: es kann auch wahre Humanisten geben, die nicht Philologen von Fach sind. Wir wollen doch nicht vergessen, was ein Mann wie Goldbeck als Mathematiker und Naturwissenschaftler an der Spitze seiner Anstalt und weiterhin für den Humanismus geleistet hat. Über den Begriff wollen wir nicht streiten. Die Gesinnung, die bereit ist, den großen Werken des Altertums und den in ihnen beschlossenen Werten sich willig hinzugeben, qualifiziert.[1]) Das Fach disqualifiziert jedenfalls nicht. Aber freilich: Die klassische Philologie sollte immer qualifizieren; sie sollte immer auch die Bürgschaft humanistischer Gesinnung in sich einschließen. Es sollte unmöglich sein, daß jemand die Wissenschaft vom Altertum als Lebensaufgabe ergriffe, ohne zugleich als Mitstreiter in den Dienst der ihr innewohnenden Bildungsidee zu treten.

Und, meine Herren: diese Bildungsidee, sie greift ja weit über die Schule, weit über den pädagogischen Bereich im engeren Sinne hinaus. Es ist eine schicksalvolle, aber historisch ableitbare Tatsache, daß in Deutschland der Humanismus eine so enge Verkoppelung mit der Schule erfahren hat. In gewissem Sinne ist das eine Schädigung seiner Idee. Eine Einengung seiner eigentlichsten und wesenhaften Bedeutung. Er ist nicht nur eine beliebige europäische Bildungsidee, er ist doch wohl *die* europäische Bildungsidee im eminenten Sinne. Und so bedeutet die Entscheidung für oder wider ihn letztlich eine Entscheidung für oder wider Europa im kulturellen Sinne: zugleich eine Option zwischen Ost und West. Er gehört zu dem ganz wenigen, was diese Kulturgemeinschaft überhaupt noch mit geistigem Bande zusammenschließt, und das Bekenntnis zum Altertum ordnet ein in eine Art von unsichtbarer Kirche, die den Wissenschaftler wie den Lehrer wie auch den Laien nicht nur in unserm Volke übergreift. Jeder hat seine Stelle und seinen Wert in ihr: als Verwalter des Schatzes von Gütern und als Mittler und als Glied der Gemeinde, die teil haben will an ihnen. Daß aber die Bewegung des Geistes durch alle Stufen nicht aufhöre: das ist die Verantwortung, die jedem, der sich Humanist nennt, auferlegt ist. Es gilt nicht nur ein Schulfach zu unterrichten, sondern zu werben (in der Schule und außerhalb der Schule) für *die* Bildungsidee des Abendlandes. Nur wenn es auch außerhalb des Faches Menschen gibt, die sich zu ihr bekennen, wird das Gymnasium als Bildungsanstalt bestehen; sonst nicht.

---

1) Man beachte den Aufsatz von Schoy im Humanistischen Gymnasium 1927, Heft IV/V über innere Gefahren für das Gymnasium.

LEHRFORMEN UND LEHREINRICHTUNGEN DER UNIVERSITÄT AUF NEUPHILOLOGISCHEM GEBIET

Anregungen eines Schulmannes

Von Rudolf Münch

Das Geheimnis aller Didaktik ist die Klarheit über die beim Schüler vorhandenen Vorstellungen und Empfindungen. — Die Form, in der man sich über den Seelenzustand eines anderen Klarheit verschafft, ist die Wechselrede. — Dazu kommt: Der Mensch ist von Natur mehr zur Selbsttätigkeit und zum Selbstreden veranlagt als zum Schweigen und Hören. Daher herrscht im Schulunterricht überall der Dialog. Nur die Universität pflegt den akroamatischen Vortrag. Rein dogmatisches ex-cathedra-Reden ist nicht selten und bleibt dann ohne Erfolg.

Ein Menschenalter ist es her, daß wir, die wir damals zu seinen Füßen saßen, diese Sätze aus dem Munde Friedrich Paulsens hörten. Im Kollegheft treu bewahrt, vom Herausgeber des Vorlesungskonzeptes des verehrten Mannes neu geformt und wiedergegeben (vgl. den Abschnitt: Lehren und Lernen, S. 225 ff. der Paulsenschen Pädagogik, 2. u. 3. Aufl.), dürfen diese ewigen Wahrheiten noch heute und gerade heute wieder einen Ausgangspunkt didaktischen Denkens abgeben. Könnten sie doch von einem Vertreter des neuzeitlichen Arbeitsunterrichtes nicht anders, nicht besser ausgedrückt sein. Die darin für den *Schulunterricht* enthaltenen Forderungen haben jedenfalls heute neuen Widerhall und neue Verstärkung gefunden. Der verlangte 'Dialog' z. B. hat sich vielfach zur 'Wechselrede' im weitesten Sinne, zum Schülergespräch, fortentwickelt.

Wie aber steht es auf der *Universität*? Wie mit dem ex-cathedra-Reden, dem reinen Dogmatischen, dem Schweigen und Hören?

Zu der Zeit, wo Paulsen jene Kritik gab, die bei ihm seinem Wesen gemäß immer ruhig und maßvoll abgewogen blieb (vgl. die Verteidigung der *ἀκρόασις* auf S. 235 aO.), erschien das Buch des Greifswalder Universitätslehrers Ernst Bernheim: Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart (Berlin 1898). Dort finden sich schon stärkere Angriffe auf den alten Vorlesungsbetrieb. 'Die Universitäten sind in pädagogischer Beziehung zurückgeblieben. Überall sonst im Unterrichtswesen sind die Ansichten der großen Pädagogen in die Praxis der Lehrmethoden übergeführt, deren Quintessenz es ist: Die *eigene Denkfähigkeit* und das *selbständige Anschauungsvermögen* der Schüler zu wecken. Der Universitätsunterricht ist am wenigsten hiervon ergriffen worden' (S. 15). — 'Wir müssen uns entschließen, einmal die Frage aufzuwerfen, ob die Privatvorlesungen in der üblichen Art überhaupt noch zweckmäßig sind.' Als Forderung wird aufgestellt, daß in solchen Vorlesungen jedenfalls mehr 'Auffassung' als 'Stoff' gegeben werde (S. 21). 'Orientierungskollegs' werden empfohlen, und das 'moderne Prinzip, *durch eigene Tätigkeit zu lernen*' (S. 32) wird betont. Auch Treitschke (Politik, S. 367 bzw. 371) verlangte übrigens damals schon als Abhilfe gegen die 'Blasiertheit der

Studenten', daß der akademische Unterricht '*produktiv* sein sollte, und daß der Hörer gezwungen werden solle, *selbst nachzudenken*'.[1])

Sind es nicht prophetische Stimmen, die hier aus einer abgeschlossenen Zeit in unsere Tage herüberschallen? Wer heute zu beweisen sucht, daß die Forderungen der neuesten Didaktik, also insbesondere des vielberufenen Arbeitsunterrichts, eigentlich zu jeder Zeit von führenden Pädagogen erhoben worden sind, kann sich gut auf diese Kronzeugen berufen. Aber wie weit sind solche Stimmen wirklich beachtet worden? Hat es nicht doch erst der jüngsten, stürmischen pädagogischen Bewegung bedurft, um den Theorien neue Kraft und einige praktische Wirkung zu geben? Erfreulich, ja begeisternd war es jedenfalls, auf der Göttinger Tagung der deutschen Philologen und Schulmänner (27.—30. September 1927) aus dem Munde von Universitätslehrern das Bekenntnis zu der neuen Auffassung von der Wissenschaft und damit auch vom Wissen und Lernen zu hören. So ergriff Professor Toeplitz (Kiel) in der Sektion für Erziehungslehre das Wort zur Aussprache, um die Wissenschaft als Erlebnis, als ein 'Erlebthaben' zu bestimmen, das zu einem 'Können' führe, zum 'Meistern von Problemen', zur 'Anwendung einer Methode' befähige und damit auch zu der Kunst, 'seine Wissenschaft mit Begeisterung zu lehren'. Und wenn der ehrwürdig-greise Wilamowitz alle, Universitätsleute, Professoren wie Schulmeister, gleichermaßen für '*Lehrer*' erklärte, so liegt doch auch in diesem Worte schon die Betonung des Didaktischen und das Interesse für seine Formen, wie sie sich eben aus der neuen Auffassung von der Wissenschaft von selbst ergeben. Vorüber ist endlich die Zeit der enzyklopädischen Ansammlung von Kenntnissen, des abfragbaren Wissens und der Examina alter Art mit ihrem äußerlichen Frage- und Antwortspiel.

In der Theorie waren wir auf der Universität ja eigentlich schon längst so weit. Hat uns Neuphilologen doch beispielsweise Morsbach schon 1914 auf dem Bremer Neuphilologentage, also noch vor dem Weltkriege, die wahre Auffassung der Universität vom Wesen der geistigen Werte dargelegt: 'Es ist nicht die Summe des Wissens, nicht der größere Intellekt, die den Akademiker ausmachen, sondern die *Fähigkeit, eigene Wege zu gehen, ein eigenes Urteil zu finden.*' Für ihn war schon damals die 'Erziehung zur Wissenschaft eine Erziehung zur Persönlichkeit'.

Daß diese Erziehung freilich nur selten gelang, wurde schon damals zugegeben. Gerade Morsbach selbst hat das schmerzliche Geständnis gemacht. Seine damalige Beschwerde über mangelnden Idealismus klang genau so betrüblich wie die heutige über das fehlende 'Berufsethos' oder über die Unerfahrenheit der jungen Schulphilologen (Referendare), sich etwa selbst eine Prüfungsarbeit zu wählen und in ihr wirklich Eigenes zu bieten. Und doch war ja die ganze akademische Freiheit mit ihrem Verzicht auf alle Bindungen (etwa an Studienpläne) der Universitätsarbeit darauf eingestellt, daß der Student sich aus dem Stoffe in freier Wahl das

1) 1913 schrieb dann Eduard Spranger über die 'Wandlung im Wesen der Universitäten', Theobald Ziegler über 'Universitäten und Universitätsstudium', später Rudolf Otto über 'Sinn und Aufgabe der modernen Universität' (Marburg, Elwert). Vgl. auch Becker, Vom Wesen der deutschen Universität (Leipzig 1925). Eine neuere 'Kritik an den Hochschulen' findet sich in Messers Pädagogik der Gegenwart, S. 91 ff.

seinem Wesen Gemäße selbst wähle und 'aneigne' und in sich fortentwickle in wahrer innerer Selbstbestimmung.

Lag es doch vielleicht mit an den *Formen des Universitätsbetriebes*, daß das Ergebnis dieses Systems so unbefriedigend war? Oder lag die Hauptschuld schon bei der Schule, die in ihren Lehrformen so unlebendig geblieben, daß eigenes geistiges Leben im jungen Menschen nicht zur Entfaltung kommen konnte?

Auf der Schule sind wir, wie schon angedeutet, heute geneigt, an unsere Brust zu schlagen und zu Umkehr und Einkehr aufzurufen. Fast allzu laut ertönt, aus neuer Anschauung, neuem Glauben geboren, solch Rufen: Arbeitsunterricht, Aktivierung der Gesamtseele des Schülers, Selbsttätigkeit, Spontaneität, Produktivität! Zu neuen Lehr- oder besser Lernformen drängte hier die neue Auffassung. Die höchste typische Übungsform wird in dem arbeitsgemeinschaftlichen Lösen von Problemen (statt in der Übernahme und Verwendung fertiger Lösungen) gesehen. In die äußere, technische Form des Unterrichts ist das Schülergespräch, Rundgespräch, Streitgespräch, die Paulsensche 'Wechselrede' neu eingebaut, in der durch Reibung stets neue Bewegung, neue Wärme erzeugt werden soll. Aus uralter (Platonischer) Weisheit wuchs wieder die Erkenntnis, daß der 'Dialog' die geeignetste Form des Erarbeitens von Erkenntnissen ist. Und für den Schulmeister heißt es nun im Ernst, daß der 'Didaktikus auf immer ein Dialektikus sein müsse' (Paulsen), d. h. ein Mann, der Dialoge, Wechselreden nicht nur führen, sondern auch leiten kann, der aber auch die Gefahr einer leeren Dialektik, auch die 'Spannung zwischen sicherem Wissen und der Fähigkeit selbständigen Arbeitens' kennt und unerläßliche Kenntnisse in der Selbsttätigkeit der Schüler fruchtbar zu machen imstande ist.

* * *

Welches sind demgegenüber die Lehrformen der Universität? Ich muß es denen, die ihr aus frischerer Erfahrung nahestehen, überlassen, die Antwort auf diese Frage zu geben. Statt dessen seien hier die Wünsche angedeutet, die die Schule in dieser Frage an die Universität hat.

Zunächst und vor allen Dingen: Soll die Einheit zwischen Universität und Schule gewahrt werden (und das ist unser sehnlichster Wunsch), so muß auch in der Frage der Lehrformen der 'Riß', der 'Bruch', der 'Knick', von dem beispielsweise die Deutsche Akademische Rundschau vom 1. Oktober 1927 S. 12 spricht, und der diese Einheit so oft bedroht, vermieden werden.[1])

Zweimal erscheint eine solche Gefahr im Leben des Philologen. Einmal für alle beim Übergang von der Schule zur Universität, ein andermal, für die zukünftigen Lehrer, bei der Rückkehr zur Schule. Hier besonders wird ja bekanntlich die 'Heterogenität von Studium und Lehramt' (Deutsche Akademische Rundschau aO.) oft tragisch. Da wird nichts übrigbleiben, als die Arbeit beider Bildungsstätten noch mehr als bisher einander anzugleichen. Mit Recht betonen daher die

1) Näheres hierüber sage ich in meinem Aufsatz 'Die Anglistik auf Universität und Schule. Eine Aussprache zwischen Universitätslehrern und Schulleuten', Die Neueren Sprachen 1927, Dezemberheft.

preußischen Richtlinien für die höheren Schulen (Grundsätzliche Vorbemerkungen, Ziffer 9), daß die von den höheren Schulen sicherzustellende Hochschulreife in der auf ihnen erworbenen *Leistungsfähigkeit für wissenschaftliche Arbeit* besteht. Eine Vorbildung zu solcher Arbeit wird also vornehmste, ja die eigentlichste Aufgabe unserer Oberklassen sein und bleiben müssen. Umgekehrt scheint es uns wünschenswert, daß auch die Universität sich unserer Arbeitsform, mit der wir jenes Ziel der Leistungsfähigkeit für wissenschaftliche Arbeit zu erreichen streben, angleicht. Das gilt um so mehr, als diese Form ja, wie in der Theorie schon festgestellt wurde, die zur Erreichung des Zweckes geeignetste ist. Diese Form ist — nach dem zwar ursprünglich sehr ungenauen, aber nun doch schon eindeutigeren Ausdruck — der 'Arbeitsunterricht'. Wer als Schüler, von der neuen Schule aus an diese Form gewöhnt, zur Universität kommt, wird hinfort nicht mehr stundenlang bloß 'Hörer' sein wollen. Ja, er wird es gar nicht mehr sein können, wie von Unversitätslehrern bereits erkannt und (m. E. zu Unrecht) beklagt worden ist. Er wird eben immer und zu jeder Zeit 'Student' sein wollen, selbst sich bestreben, selbst in freier Tätigkeit sich bemühen wollen. Und wer etwa umgekehrt von einer Universität mit vorwiegend altem Vorlesungsbetrieb als Lehrer zur Schule zurückkommt, der wird sich vor allem davor hüten müssen, etwa das bloße 'Dozieren', das 'ex-cathedra-Reden' in den Schulbetrieb übertragen zu wollen, das, wenn es über die Köpfe (und Herzen!) der Schüler hinweggeht, wirkungslos an den Klassenwänden verhallt.

Am besten freilich wäre es, wenn er schon auf der Universität die Lehrformen bevorzugen lernte, die dem Arbeitsunterricht an der Schule am nächsten stehen. Und dazu bieten einsichtige Universitätslehrer ja offen die Hand. 'Vermehrt werden müssen *Übungen*, in denen der Student zur tätigen Mitarbeit herangezogen wird', lautete schon 1920 eine Forderung des Professors Voretzsch auf dem Neuphilologentage in Halle. 'Intensive Übungen' verlangte der Mathematiker Toeplitz in Göttingen. 'Selbstbetätigung im Seminar' wollte Morsbach in Bremen 1914. Und in der Tat ist ja der 'Forschungsunterricht' unserer Universitätsseminare Arbeitsunterricht im allerbesten Sinne, wie Professor Deutschbein (Marburg) mit Recht bei der Göttinger Aussprache über die 'Anglistik in Schule und Universität' hervorhob.

Daß diese Übungen noch viel mehr und viel früher in den Mittelpunkt des philologischen Studiums treten möchten, daß sie uns Neuphilologen das werden möchten, was dem Naturwissenschaftler seine Praktika, Laboratorien, dem Mediziner sein Sezierboden, seine Kliniken sind, scheint mir demnach ein natürlicher und auch von finanzieller Seite aus leicht erfüllbarer Wunsch. Vielleicht ergibt sich auch die Möglichkeit, die *eigene* Arbeit der Studenten noch mehr als bisher zu fördern, so daß sie etwa in ihrer Doktorarbeit wie in anderen wissenschaftlichen Arbeiten nicht immer nur von anderen Auferlegtes oder Vorgeschlagenes zu wählen und zu behandeln wissen. Vielleicht könnten selbstgewählte häusliche Arbeiten, die natürlich zu dem Arbeitsgebiet des Seminars in Beziehung gestellt sein müßten, eine Vorstufe zu solch größeren wissenschaftlichen Leistungen werden. Vielleicht könnte auch hier im Seminar der Dialog im Sinne des 'Schülergesprächs' (Streitgesprächs) gepflegt werden, der die einzelnen aus sich herauslockt, den oft so Schwerfälligen die Zunge löst und sie beredt macht in jenem guten Sinne, der leere

Schwätzerei zu unterscheiden weiß von der Mitteilung ernster Überzeugung! Vielleicht könnte so in kritischer Erörterung am besten erreicht werden, was wohl auch als Quintessenz des Arbeitsunterrichts bezeichnet worden ist, das 'selbständige Finden und Lösen von Problemen'.

Das Schülergespräch, zum mindesten das Gespräch mit dem Schüler sollte aber auch sonst bei allen sich bietenden Gelegenheiten des Universitätsunterrichts gepflegt werden. Aus dem 'Kollegium' sollte stets auch ein 'Kolloquium' gemacht werden können. Dieser Wunsch ist wiederum keineswegs erst aus neueren Anschauungen geflossen. Schon in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts empfahl der preußische Unterrichtsminister Eichhorn den Universitäten dringend, 'mit den Vorlesungen *wieder* Examina, Repetitionen, *Konversatorien* zu verbinden', wie das vom XVI. bis zum XVIII. Jahrh. üblich war und heute noch auf englischen und amerikanischen colleges üblich ist. Der Vorteil, den dieses Verfahren übrigens auch für den Lehrer haben würde, der so einerseits die Bedürfnisse, andererseits aber auch die Hemmnisse seiner Schüler am besten und natürlichsten kennenlernen könnte, liegt so auf der Hand, daß sich weiteres darüber zu sagen erübrigt. Und daß es auch dem Wunsche verständiger 'Schüler' entspricht, das hat neuerdings bei der Gründung der akademischen Fortbildungsstätte in Dortmund die ausdrücklich formulierte Forderung bewiesen, daß die Vorträge der Dozenten 'mit anschließender Aussprache' verbunden werden oder 'überhaupt in Form eines Kolloquiums' stattfinden sollen. (In Frankreich hat Binet s. Zt. ähnliche Forderungen erhoben.)

Damit wäre also eigentlich der 'Privatvorlesung der üblichen Art' (Bernstein) das Urteil gesprochen. Und in der Tat, wo diese 'übliche Art' allein im 'Lesen' auf der einen, im 'Hören' und 'Nachschreiben' auf der andern Seite bestand, und wo diesem Verfahren mit Verachtung der Erfindung der Buchdruckerkunst und neuerer Vervielfältigungsmöglichkeiten immer wieder nur das alte 'Konzept' zugrunde gelegt wurde, da dürfte aus den Reihen der so belehrten alten, 'passiven' Studenten kein laudator temporis acti mehr erstehen.

Und doch wird kein Universitätslehrer ganz auf die 'systematische Vorlesung' verzichten können und wollen. Denn er muß die Gelegenheit behalten, sich vor seinen Studenten in ununterbrochenem Vortrage und zusammenhängender Darstellung mit den großen Problemen seiner Wissenschaft auseinanderzusetzen sowie die Mittel und Methoden zu ihrer Lösung darzulegen. Hierfür gab u. a. Morsbach in seinem bereits genannten Vortrage 'Universität und Schule, mit besonderer Berücksichtigung der englischen Philologie' eine Reihe treffender Beispiele. Nur wäre zu wünschen, daß es sich dabei wirklich um 'Vorträge' (wie sie auch auf französischen Universitäten üblicher sind) handele, und daß diese wirklich 'Probleme' und nicht nur Feststellungen, 'Statistik' (im weitesten Sinne) oder Dogmen behandeln, die ebensogut oder besser mittels bedruckten Papiers vermittelt werden können.[1])

1) Die Leistungsfähigkeit neuerer Druckerei-Einrichtungen hat eine große Berliner Tageszeitung schon auf der Ausstellung für Industrie und Gewerbe in Berlin 1896 so schlagend bewiesen, daß ersichtlich wurde, daß an einem Tage — quantitativ! — mehr gedruckt werden, als in einem Jahre von den gesamten Professoren einer Universität 'gelesen' werden kann.

Wenn so der Charakter des Universitätskollegs mehr auf Erschließung von Anschauungen als auf Stoffvermittlung gestellt würde, dann wäre auch jene vermittelnde Forderung Paulsens leicht zu erfüllen, daß der akademische Vortrag die *selbständige Auffassung* des Hörers anbahnen müsse, und dazu sich selbst dialektisch (nicht dogmatisch) gestalten müsse, so daß gemeinsames Suchen, Finden und Lösen von Problemen entsteht. Das, was Paulsen die 'innere Dialektik' nannte, müßte also der Grundton jeder 'Vorlesung' sein. So könnte neuer Wein in die alten Schläuche gefüllt werden und so auch die Universitätsarbeit mit der Schularbeit, wie sie jetzt sein soll, wieder in engere Beziehung gebracht werden.

Aber damit ist die Reihe der Wünsche, die wir Schulleute für die Anordnung der Universitätsausbildung unseres Nachwuchses hegen müssen, noch nicht abgeschlossen. Wenn Paulsen aO. (S. 236) als zweite Grundforderung für die allgemeine Form des Unterrichts verlangt, daß dieser methodisch angelegt und systematisch aufgebaut sein solle, so gilt das wiederum für die Universität nicht minder als für die Schule. Hier freilich rühren wir an ein Problem, dessen Lösung neben inneren auch erhebliche äußere Schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen. Wie soll der Student sein Studium anlegen, um die übliche unbestimmte Planlosigkeit und Ziellosigkeit zu vermeiden? Wie soll ihm die Universität dabei helfen? Das sind die Fragen, die sich dabei aufdrängen.

Sie waren auch schon einmal 'brennend' (ohne jedoch mehr als Asche zu hinterlassen). Als die im J. 1898 erlassene preußische Ordnung der wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen vorberaten wurde, da hat kein Geringerer als Wilhelm Münch ihr sein Interesse und seine reife Erfahrung gewidmet. Beratungen fanden statt mit Professoren und — in Vorwegnahme neuzeitlicher Auffassungen — selbst mit Studenten. Münch war für Studienpläne, wie sie damals schon in Bayern bestanden und bekanntlich im Ausland allgemein üblich sind. Er machte geltend, daß innerhalb der in solchen Plänen etwa anzugebenden größeren Gebiete Freiheit genug gelassen werden könne für die persönlichen Neigungen und wissenschaftlichen Lieblingsstudien der Studenten, daß aber andererseits ein Führer im wegelosen Gelände unbedingt notwendig sei. Im Zorn und Schmerz über die vergeudete Kraft so vieler fleißiger Studenten, die sich schließlich doch für den Beruf als völlig unzureichend vorgebildet zeigten, nannte er deren (vorgeblichen?) Idealismus damals 'Idiotismus'. Brauchte er doch für seine Person den Vorwurf des Banausentums nicht zu fürchten, der damals alle traf, die an die schrankenlose Freiheit der Studenten irgendwie rühren zu wollen schienen. Die älteren Studenten, die vor dem Examen ihre Karre gründlich verfahren sahen, hatte er damals hinter sich. Aber nicht die Professoren. Und so kam es in der neuen Prüfungsordnung nur zu einer unbestimmten und undurchführbaren Drohung gegenüber den armen Studenten, die ihr Studium 'nach den vorgelegten Zeugnissen so wenig methodisch eingerichtet hatten, daß es als eine *ordnungsmäßige Vorbereitung auf ihren Beruf* nicht angesehen werden könne' (§ 7), und zu einer Fußnote mit der zaghaften Verheißung: '*Der Erlaß von Studienplänen bleibt vorbehalten.*' Beides, Drohung und Verheißung, sind heute vergessen. Denn die neue Berufsordnung vom 28. Juli 1917 ließ beide verschwinden (§ 5, Ziffer 2).

Vielleicht ist es gut so. Nicht die Regierungsbehörden, die Universitäten sollten selbst die Pflicht übernehmen, dem Studenten Anleitung in der Anlage seines Studiums zu geben. Die Schwierigkeiten sollen nicht verkannt werden. Sie liegen einerseits in der Freizügigkeit der Studenten, andererseits in der immerhin beschränkten Bildungsmöglichkeit an den Universitäten, die meist in unseren Fächern über einen gegenüber medizinischen und naturwissenschaftlichen Fachgebieten nur sehr knappen Personaletat verfügen. Um so lauter muß unser Ruf nach Abhilfe erklingen. Auf jeder Universität müßte der Student zunächst die einfach unentbehrlichen *Anfängervorlesungen* und *-übungen* finden, in denen ihm eine wirkliche Einführung in seine Wissenschaft und in die Arbeit der Universität in didaktischer Stufenfolge gegeben würde, als welche (mutatis mutandis) der jahrtausendealte (Aristotelische) Weg vom *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* zum *πρότερον φύσει* zu gelten hätte. Unendlicher, unwirtschaftlicher Zeitverlust würde dadurch erspart werden. Freilich müßte sich der deutsche Universitätsprofessor auch dazu herablassen, sich die Begriffe des *Anfangsunterrichts* dabei zu eigen zu machen oder, wenn ihm das zu gering erscheint, diese Aufgabe einem Unterarbeiter (Assistenten) zu überlassen. Was zu meiner Zeit unter 'Einführung' geboten wurde, war bisweilen nicht weniger als ein ganzes wissenschaftliches System, meist das rein persönliche des Vortragenden.

Wie so für den Anfänger gesorgt sein muß, so für den seine Studien Abschließenden. Der in der Reifezeit stehende Student bedarf einer Zusammenfassung und Zusammenschau. Er hat jedenfalls andere Bedürfnisse als der Anfänger. Also auch für ihn müssen besondere Kollegs vorhanden sein, zusammenfassende *Übersichtskollegs*, die die in der Einzelforschung liegenden Gefahren durch lebendige Synthese zu überwinden lehren.

Und endlich will auch der in der Mitte zwischen beiden, sagen wir einmal 'in der Kernzeit' stehende Student berücksichtigt werden. Ihm werden reichliche Übungen der obenbeschriebenen Art willkommen sein, unter den Vorlesungen etwa auch die *ineinandergreifenden Vorträge* der einzelnen Fachgebiete, die auch den Gedanken der Konzentration im Sinne der preußischen 'Richtlinien' seine Auswirkung im Studienplane des künftigen Lehrers finden lassen. 'Querverbindungen' dieser Art schon im Vorlesungsverzeichnis anzudeuten, wäre dann ein sehr empfehlenswerter Brauch.

Die Forderung eines größeren Reichtums an Vorlesungen und Übungen wird sich hieraus folgerichtig ergeben. Die Anfängerzeit, die Kernzeit und die Reifezeit des Studenten will berücksichtigt werden.[1]) Freilich führt das, wenn nicht klug vorgebaut wird, für den einzelnen Universitätslehrer zu einer unerträglichen Überlastung, für den Studenten zu Verwirrung und Zersplitterung. Der Universitätslehrer wird also Unterstützung durch Hilfskräfte (Assistenten und Lektoren) verlangen müssen (was mehr mit dem Finanzminister als dem Unterrichtsminister auszumachen wäre). Für den Studenten aber entstände bei voller Wahrung seiner

1) Im Vorlesungsverzeichnis einer Universität finde ich anglistische Übungen bereits nach den Jahrgängen der Studenten eingeteilt. Sonst sind sie naturgemäß mehr stofflich gegliedert, etwa nach geschichtlichen Sprach- oder Literaturperioden.

Freiheit noch mehr als schon bisher die Notwendigkeit eines Studienplanes und einer Studienberatung. Wenn es möglich wäre, ihm nach englischem Muster wenigstens einen '*Tutor*' oder einen '*Director of Studies*' zu bestellen, so wäre schon viel geholfen. Die an vielen Universitäten nebenamtlich tätigen Studienräte wären hierfür wohl die gegebenen Personen, da sie ja die Verbindung zwischen Universität und Schule, Wissenschaft und Leben in glücklichster Weise verkörpern. Dann dürfte auch jene Tragik gemildert werden, die für so viele eifrige Studenten in dieser Doppelheit liegt.

Zur Systematik des Studienplanes gehört aber nicht nur Ordnung und Reihenfolge der Unterweisungen, sondern als ein mehr inneres Prinzip noch etwas anderes, häufig Übersehenes: der *Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, Wichtigem und Unwichtigem.* Gewiß darf sich etwa 'das Zeitmaß, das den einzelnen Perioden im Universitätsunterricht zugewiesen wird, nicht nach den besonderen Zielen der Schulen richten, sondern nach der wissenschaftlichen Bedeutung und den inneren Schwierigkeiten' (Morsbach aO.). Die unlösbare Einheit der Philologie bedingt gewiß auch 'ein ebenso intensives Studium der älteren wie der neuen Periode und verbietet jede zeitliche oder stoffliche Einengung'. Das alles sei zugegeben. Selbst Bacons Grundsatz, id quod essentia dignum, id etiam scientia, bleibe unangefochten. Und doch gibt es selbst in der universalsten Wissenschaft zentrale und periphere Gebiete. Und doch gilt gerade auch für die Wissenschaft Lagardes für die Schule selbstverständliche Grundforderung, 'Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden und ersteres ernst zu nehmen'. Und so kann die Schwierigkeit der Wahl der Studiengebiete für den späteren Lehrer eigentlich erst da anfangen, wo Wissenschaft und Schule in der Beurteilung der Wichtigkeit, Wesentlichkeit der einzelnen Gebiete auseinandergehen.

Es ist nicht selten der Fall. Das zeigt der immer noch wiederkehrende Vorwurf, daß die Universität mehr darauf bedacht sei, reine Wissenschaftler, Privatdozenten auszubilden als Leute für Leben und Beruf, und daß gerade die philosophische Fakultät hierin am weitesten gehe. Auch die andere Klage ist noch nicht verstummt, daß in den Vorlesungsverzeichnissen (deren historisch-vergleichend-statistische Durchforschung, wie sie Bode-Lübeck auf der Göttinger Tagung bot, äußerst interessant ist) noch immer die Vorstufen und Vorbedingungen unserer Wissenschaft im Vergleich zu den Erscheinungsformen der Gegenwart mit ihrer auf 'Lebensnähe' gegründeten größeren Wirkungskraft und Bedeutung einen zu großen Raum einnähme.

Demgegenüber müßte nun freilich der Wunsch betont werden, daß dem Studenten die freie Wahl seiner Studiengebiete wenigstens so weit gewährleistet werde, daß er das für ihn Wichtige im Vorlesungsverzeichnis überhaupt finde. Will er dann neben diesem Wesentlichen auf weniger wesentlichen Lieblingsgebieten sich betätigen, so bleibe ihm auch diese Freiheit. Daß solche Gebiete für sein Innerstes bisweilen zentrale Bedeutung gewinnen können, ist gern anzuerkennen. Die dira necessitas andererseits, sie für sein äußeres Berufsleben in Randstellung zu belassen, muß ihm schon früh klar werden. Nur so wird er zur Harmonie seiner beruflichen Bildung gelangen, nur so auch sein 'Berufsethos' ohne Banausentum, aber auch

ohne tragische Katastrophen entwickeln können. Daß er sich Prüfungsvorschriften und Richtlinien auch während seines Studiums schon einmal ansieht, darf ihm jedenfalls nicht gleich als grober Utilitarismus vorgeworfen werden. Dann wird es hoffentlich einst nicht mehr als Durchschnittserscheinung Studienreferendare geben, die schon wegen mangelnder Beherrschung der lebenden Fremdsprache im Unterricht einfach unverwendbar sind, bis sie in jahrelanger, mühevollster Privatarbeit neben dem anstrengenden Dienst das Fehlende auf Kosten von Frische und Gesundheit einigermaßen nachgeholt haben.

Reformfragen sind immer auch Personenfragen und Geldfragen. Daß der Lehrkörper der Universität entsprechend vermehrt werden müßte, wurde schon angedeutet. Dem neuphilologischen Ordinarius ist unbedingt der zweite Lektor zu bewilligen, wie schon Voretzsch in Halle ausführte.[1]) Daß es ein Schulmann sein solle, der auf Zeit voll abzukommandieren wäre, aber zeitweise wieder Schulluft atmen müsse, wurde schon damals aus Gründen der Verbindung zwischen Schule und Universität gewünscht, wird heute wegen der erschwerten Übersicht über die Schulfragen (Querverbindungen!) doppelt willkommen sein. Er müßte in selbständiger Stellung dem Ordinarius bestimmte (etwa die mehr propädeutischen) Gebiete ganz abnehmen können, damit diesem Zeit und Kraft für die Hauptprobleme bleibt. Er müßte, wie sein ausländischer Kollege, dem Rat suchenden Studenten jederzeit Rede und Antwort stehen können, auch die Lehr- und Handbücher für den 'Rohstoff' (Bernstein), das 'Handwerkszeug', nachweisen, dessen Vermittlung ihm vermutlich im besonderen zufallen würde. Vielleicht gelingt es einem unternehmungslustigen Ordinarius auch sonst irgendwie, sich einen Stab von Assistenten zu schaffen, wie es dem glücklicheren Naturwissenschaftler schon längst gelungen ist. Auf einer den Anglisten rühmlich bekannten Universität ist das durch Heranziehung der an ihr studierenden Ausländer vorbildlich geschehen. Und schließlich können auch Gastvorlesungen auswärtiger Professoren den Kreis der Ideen und Anregungen erweitern helfen, die dem Studenten seine eigene Arbeit bei der stillen Studierlampe befruchten sollen, auf die es natürlich letzten Endes hauptsächlich ankommt.

Und wenn so für das Notwendigste gesorgt ist, dann können sich die Gedanken auch auf das weiter Wünschenswerte richten. Da wäre zunächst an Reisen zu denken, die das Studium ergänzen. Wie für die Altphilologen nach Rom und Athen, so für die Neuphilologen nach Paris und London! Den für jene schon bestehenden Auslandstellen des Archäologischen Institutes wären neuphilologische in den westeuropäischen Hauptstädten zuzugesellen. *Ein* Auslandssemester wäre jedenfalls jedem neuphilologischen Studenten wie das Huhn im Topfe zu wünschen und durch Stipendien zu ermöglichen. Auch die so viel leichter zu bewerkstelligende Reise ins Gebiet der Schule, die so nahe am Wege liegt, scheint wünschenswert. Wenn auch die Denkschrift der Berliner Universität von 1925 über 'Die Ausbildung der höheren Lehrer an der Universität' die pflichtmäßige Übungsschule für diese Ausbildung trotz Herbarts Königsberger Beispiel für nicht wünschenswert erklärt hat,

1) Die Literatur zu dieser Frage (bis 1920) siehe im Bericht über die Verhandlungen der 17. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes, Halle, Max Niemeyer 1921.

so sollte um so mehr von der jüngsten ministeriellen Einrichtung des Ferienhospitierens der Studenten Gebrauch gemacht werden. Da Schulen ja schon am Ort der Universität meist in ausreichender Zahl und Beschaffenheit vorhanden sind, da der künftige zweite Lektor (und Tutor!) ein Schulmann aus einer dieser Schulen ist, so sollte sich auch während des Semesters hin und wieder der Besuch einer Probestunde ermöglichen lassen.

Nur anhangsweise sei hier auch etwas über die *Prüfungen*, die ein solches Studium abschließen, gesagt. Daß es noch keine 'Examinatorik' gibt, wie ich schon im Deutschen Philologenblatt 1926, S. 38ff. bedauert habe, mag vielen recht und gut scheinen. Etwas mehr Methode wäre aber doch manchen Prüfungen (ganz allgemein gesprochen) zu wünschen. Diese Methode müßte sich natürlich nach der Art der Arbeit, die der Prüfung vorausgegangen ist und zu ihr geführt hat, richten. Nicht sollen umgekehrt die Arbeitsmethoden durch die Prüfungsgewohnheiten bestimmt werden, wie es im Auslande mehr noch als bei uns der Fall ist. Um den Zusammenhang von Schule und Universität auch in der Prüfung zu gewährleisten, um vor allem die Sicherstellung des Zieles und Zweckes der Prüfung, der Feststellung nämlich der wissenschaftlichen *Geeignetheit für die Schule*, gegebenenfalls zu erleichtern, sollten bei dieser immer auch Schulleute vertreten sein. So hat es auch der Vizepräsident des Rheinischen Provinzial-Schulkollegiums, Dr. Siebourg, in seiner Monatschrift (1926, Heft 3/4) gewünscht: 'In den wissenschaftlichen Prüfungsämtern müssen die Leute der Praxis mehr wie bisher vertreten sein. Auf diesem Wege wird es vor allem gelingen, die Lehrer der Hochschulen für die neuen Aufgaben zu gewinnen, die durch die Schulreform gestellt werden.' Eine durchaus willkommene Neuerung (in Preußen, anderwärts geschieht es längst) wäre es, wenn umgekehrt auch die Hochschullehrer bei den Schulprüfungen (Reifeprüfungen) durch ihre Beteiligung oder Gegenwart sich Einblick in die Besonderheit der Arbeit der höheren Schule verschaffen wollten. So könnte gerade das Interesse an den neuen Arbeits- und Lehrformen, die doch letzten Endes eine Angelegenheit nicht einer einzelnen Schulgattung, sondern im weitesten Sinne aller auf wissenschaftlich-geistigem Gebiete Strebenden und Arbeitenden ist, Universität und Schule wieder enger zusammenbringen. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen!

ROSTOVTZEFFS SOZIAL- UND WIRTSCHAFTSGESCHICHTE DER RÖMISCHEN KAISERZEIT

Von Friedrich Oertel

Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der römischen Kaiserzeit lag bisher eine Fülle von Einzeluntersuchungen vor, aber es fehlte eine große Zusammenfassung, die die leitenden Ideen der Gesamtentwicklung herausarbeitete und die die Verflechtung in die gesamte innere und äußere Geschichte des Reiches im Auge behielt. In diese Lücke ist nun kürzlich *Michael Rostovtzeff* mit seiner groß angelegten '*Social and Economic History of the Roman Empire*' (Oxford, Clarendon Press 1926, XXV, 695 S. mit 60 Tafeln) eingetreten. Rostovtzeff ist ein Historiker ersten Ranges, der mit umfassendster Quellenkenntnis — und zwar der Kenntnis nicht nur der literarischen, inschriftlichen, papyrologischen und numismatischen, sondern auch der archäologischen Quellen — eine Beherrschung selbst entlegener Fachliteratur verbindet, und der gewohnt ist, sich überall ein eigenes Urteil zu bilden.[1]) So lohnt es sich doppelt, die Grundlinien der Rostovtzeffschen Darstellung nachzuziehen und dabei manches hinzuzufügen, bei anderem Bedenken zu äußern, die dem Ganzen weder Eintrag tun werden noch sollen.

1. Die Ausweitung des römischen Reiches nach den punischen Kriegen zum Weltreich hat erklärlicherweise den größten Einfluß auf dessen wirtschaftliche und soziale Struktur ausgeübt. Im Osten und Süden der damaligen Kulturwelt, mit Einschluß des italischen und sizilischen Südens, herrschte die hellenistische Wirtschaftsform, die in erheblichem Maße großkapitalistisch und im Sinne eines Güteraustausches auch weit entlegener Gebiete orientiert war[2]), von der man sich freilich leicht zu übertriebene Vorstellungen macht, wenn man mit Rostovtzeff (aO. S. 3) spricht von einer 'Entwicklung, die die hellenistischen Staaten *sehr nahe*[3]) an die Stufe des Industriekapitalismus heranbrachte, die die europäische Wirtschaftsgeschichte des XIX. und XX. Jahrhunderts charakterisiert'. Rom und Italien wurden Glieder dieses hellenistischen Wirtschaftsgebietes. Und nicht bloß Glieder; sie haben vielmehr in kurzer Zeit die Führung an sich gerissen in Konsequenz des imperialistischen Gedankens, wie er der antiken Welt eigen ist.[4]) Es ist bekannt und von Rostovtzeff noch weiter untersucht, welche Wirkungen die wirtschaftliche Umgestaltung in sozialpolitischer Hinsicht gehabt hat. Kleinbäuerlicher Besitz mußte in großem Umfange — wenn auch nicht überall — dem Groß- und Mittelbesitz weichen. Dabei blieb entweder — wie in Zentralitalien und der Po-Landschaft — der Getreidebau erhalten; die Kleinbesitzer von früher arbeiteten jetzt als Kleinpächter weiter; oder aber es zog die intensivere kapitalistische Wirtschafts-

1) Vgl. den reichen Anmerkungsteil S. 489—695.

2) Vgl. dazu meinen Anhang zu Pöhlmanns 'Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt' II 537 ff.

3) Von mir hervorgehoben.

4) Johannes Hasebroek, Der imperialistische Gedanke im Altertum, 1926.

weise den Übergang von der Korn- zur Wein- und Ölproduktion nach sich, die zumeist mit Sklaven betrieben wurde und wobei die früheren Kleinbesitzer beschäftigungslos wurden und vielfach nach dem Westen, der dadurch romanisiert wurde, abgewandert sind. Ein feudaler Großkapitalismus, von Senatoren und Rittern repräsentiert, ist der neue Typ der Spitzenerscheinungen im Wirtschaftsleben. Die gegen diese Vorgänge sich einstellende Bewegung aber, die für das Revolutionszeitalter seit dem Ende des II. Jahrhunderts so stark mitbestimmend gewesen ist, hat an dem Wirtschaftssystem selbst nichts geändert; nur die Personen haben zum Teil gewechselt.

2. Und doch hat sich im Kampfe gegen den Staat der römischen Feudalen etwas Neues durchgerungen, nur nicht auf wirtschaftlichem, sondern auf sozialem Gebiete — das ist der neue Staat, der *Staat bürgerlicher Färbung.* Dieser Staat ist allerdings erst das Ergebnis der Umwälzung in zweiter Etappe. Denn zunächst sind während der Bürgerkriege neben dem revolutionären Armeeführer die proletarischen Soldaten wichtiger als das Bürgertum; denn ihre Befriedigung bildet für die Generale eine Existenzfrage. Wenn darum auch die wesentlichen Bestandteile der Revolution — die römisch-italische Armee und der Armeechef — nach dem Siege trotz aller scheinbaren Restauration nicht mehr zu beseitigen waren, ebensowenig wie jedenfalls zunächst die Sonderstellung Italiens aufgegeben werden konnte, so mußte trotzdem Augustus danach trachten, seinen Staat nicht auf einem unruhigen und daher gefährlichen Proletariat aufzubauen, sondern auf der möglichst breiten Schicht eines Bürgertums. Er und andere Kaiser haben daher an der Entproletarisierung der Armee ebenso gearbeitet wie an der Förderung und Verbreitung des Bürgertums (Munizipalisierung). So erhält der neue Staat weder einen feudalen, noch einen proletarischen, sondern einen bürgerlichen Anstrich, wobei die noch vorhandene feudale Aristokratie mehr und mehr mit der munizipalen vermengt, durch sie ersetzt wird. Dieses Bürgertum, das im Rahmen einer kommunalen Selbstverwaltung sich politisch betätigen und am Staate mitarbeiten kann, wird nun zum eigentlichen Träger des Kaisergedankens; im Kaiser sehen Bürger und Soldaten den ersten und besten der Bürger. Das ist die Idee, wie sie vor allem die aufgeklärte Monarchie der Flavier und Antonine beherrscht hat und deren Gegenpol nicht der Traum von einer Senatsherrschaft im republikanischen Sinne bildet, von der, wie Rostovtzeff gezeigt hat, schon in der zweiten Hälfte des I. Jahrh. nicht mehr die Rede sein kann, sondern die Auffassung des Kaisertums als Erbmonarchie und Militärtyrannis. Denn mit dem Gedanken einer Adoption des wiederum besten Bürgers kann sich das Politenideal abfinden, mit dem hellenistischen Erbgedanken nicht. Um diese große Frage — Militärtyrannis oder aufgeklärte Monarchie — gehen darum die innenpolitischen Kämpfe vom I. bis zum III. Jahrhundert. Der Bürgerkrieg von 69/70 entsteht nicht aus Separationsgelüsten der Provinzen, sondern war 'ein Protest der Provinzialarmeen und der Bevölkerung des Reiches im allgemeinen gegen die degenerierte Militärtyrannis der Nachfolger des Augustus' (Rostovtzeff aO. S. 84). Das Zeitalter der Antonine ist der volle Sieg der aufgeklärten Monarchie. Ob man dieses System unter Umbiegung des alten Mommsenschen Begriffes geradezu eine 'Diarchie' — 'diarchy

of the central government and the self-government of the cities' — mit Rostovtzeff (S. 412) nennen soll, wird ja zweifelhaft erscheinen; aber das Grundprinzip der aufgeklärten Monarchie hat er zweifellos richtig erfaßt.

Es ist klar, daß das Hervortreten von Bürgertum und Städtewesen das *Wirtschaftsleben* nachhaltig beeinflußt hat; und es ist ebenso klar, daß sich in ihm auch die fortschreitende Verbreiterung der Wirtschaftsbasis widerspiegeln muß. So hat die Errichtung des Kaisertums zunächst noch keine wesentliche Veränderung der Wirtschaftsform nach sich gezogen, so wenig wie das die Bürgerkriege getan. Nur Hemmungen, wie sie in Gestalt von übermäßigen Steuer-, Zoll- und Monopolschranken vorhanden waren, sind beseitigt worden, so daß man mit einem gewissen Recht vom Wirtschaftsprinzip des '*laisser faire*' zu Beginn der Kaiserzeit sprechen kann (aO. S. 74. 89). Unter diesen Erleichterungen steigert sich der kapitalistische Charakter der Wirtschaft noch einmal, 'weltwirtschafts'ähnliche Erscheinungen lassen sich feststellen, Manufakturen mit größeren Sklavenmengen arbeiteten weiterhin für ferngelegene Absatzgebiete. Italien — die Siegerin und Einigerin — steht nach wie vor noch im Mittelpunkte. Aber allmählich bildet sich diese 'Weltwirtschaft' zurück; die Zentralisation weicht einer Dezentralisation, ein wirtschaftsgeschichtlich höchst interessanter Vorgang. Rostovtzeff hat sicherlich recht, wenn er ihn damit in Zusammenhang bringt, daß das Kaisertum das Wirtschaftsleben der Provinzen nicht unterbunden, sondern allein schon durch die Tatsache des Friedens und der Ordnung gehoben hat. In Ost und West, in Süd und Nord beginnen die Provinzen aufzublühen; lokale Industrie und lokaler Handel werden gestärkt. Neue bürgerliche Vermögen entstehen aus Handels-, Reederei-, auch Bankgeschäften. Die gallischen, moselländischen Grabmäler reden hier eine besonders deutliche Sprache. Mit der Verselbständigung der Provinzen sinkt aber das Übergewicht Italiens. Daraus erklärt sich einerseits der Verfall des italischen Export- und Importhafens Puteoli und im Zusammenhang damit das Übergewicht, das Ostia über Puteoli erhält, weil Ostia immer nur römischer Importhafen gewesen war. Rostovtzeff (S. 95. 191) erklärt aber andererseits in neuartiger Weise auch die Umstellung derjenigen italischen Landwirtschaft, die vordem kapitalistisch gearbeitet hatte, zum Kolonenbetriebe. Diese kapitalistische, auch vom mittleren Besitze befolgte Wirtschaftsweise ruhte auf der Beherrschung des Wein- und Ölmarktes, die mit Hilfe der politischen Gewalt im I. vorchristlichen Jahrhundert erreicht war. Diese Marktbeherrschung hörte im Verfolge der Dezentralisation auf; es trat eine Krise ein, bei der sich der kleine Kapitalist nicht halten konnte, der große dominierte. Er aber kehrte zur Kornproduktion zurück, um so leichter, als der Getreideimport aus den Provinzen nachgelassen hatte und die Nachfrage nach italischem Getreide mithin gewachsen war. Die Betriebsform war die auch sonst übliche (s. oben), die mit Kolonen.

Mit der Frage der Verprovinzialisierung der Wirtschaft verknüpft sich nun unmittelbar das Problem der *Nichtsteigerung der antiken Industrie* bis zu modernen Formen, ein Problem, mit dem auch ich mich in meinem von Rostovtzeff noch nicht verwerteten Anhang zu Pöhlmanns 'Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus' beschäftigt habe. Mit Recht stellt Rostovtzeff fest, daß die Groß-

industrie das Handwerk nicht erdrückt hat, spricht auch von den Hemmungen der wirtschaftlichen Entwicklung, die ihr aus den Verkehrsschwierigkeiten erwachsen sind (S. 165ff.). Den eigentlichen Grund für die Nichtsteigerung sucht er aber in der schwachen Nachfrage nach Industrieprodukten, in dem niedrigen Lebensstandard der Mehrzahl der Bevölkerung (S. 304f.), der damit zusammenhängt, daß die Gesamtbevölkerung in eine relativ dünne städtische Oberschicht, die kaufkräftig, und eine große Masse ländlichen und städtischen Proletariats zerfällt, das sehr bedürfnislos ist. Die genannten Gründe sind zweifellos richtig und von mir auch betont worden, aber sie sind nicht erschöpfend. Der Einfluß der Sklavenwirtschaft auf die Beschränkung der Fortentwicklung (das gilt mutatis mutandis übrigens auch für die oben erwähnte Auflassung des landwirtschaftlichen Sklavenbetriebes) sollte nicht geleugnet werden, wie Rostovtzeff das in seiner Polemik gegen Gummerus tut (S. 303). Es ist gewiß richtig, daß gerade die hochkapitalistischen Perioden der antiken Wirtschaft mit großen Sklavenmengen gearbeitet haben wie die hellenistische und der Beginn der Kaiserzeit und daß die Sklavenwirtschaft den Kapitalismus gefördert hat; aber es ist nicht weniger richtig, daß die Sklavenwirtschaft den Kapitalismus auch wieder gehemmt hat. Man muß eben zwischen zweierlei Kapitalismus scheiden, zwischen gewöhnlicher 'kapitalistischer Wirtschaftsweise' einerseits, die durch Summierung handwerksmäßiger Betriebe in *linearer* Form Vermögenszuwachs sucht — und die die Antike kennt, und 'kapitalistischer Produktionsweise' andererseits, die im Fabrikbetriebe in *progressiver* Form zur Selbststeigerung und Selbstfortsetzung des Kapitals drängt — und die die Antike nicht kennt (s. meinen Anhang S. 516ff.). Der Grund dafür liegt außer in den angezogenen Tatsachen — der schwachen Nachfrage, der Schwierigkeit des kaufmännischen Kalküls u. ä. — eben auch darin, daß die Rentabilität der Sklaven nur eine bedingte ist, daß sie bei Ausbeutung in direkter Regie nur vorhanden war, wenn die hohen Ausbildungs- und Beaufsichtigungskosten durch billige Anschaffungskosten ausgeglichen wurden, während im gegenteiligen Falle die indirekte Nutzung günstiger war, wobei der Sklave im eigenen Interesse handwerksmäßig arbeitete und nur eine Rente dem Besitzer zahlte. Nach alledem haftete der Industrie — und das ist wohl die Lösung des Problems — etwas Labiles an. Die ihr im Wege stehenden Hindernisse geben ihr immer wieder die Tendenz, sich im engeren Rahmen und in primitiveren Formen zu betätigen. Wo es sich um Rohstoffe oder Fertigfabrikate von einem gewissen Seltenheitswerte handelt, wo kulturell neu erschlossene Gebiete einen Hunger nach Industrieartikeln wecken oder wo die politische Gewalt eine künstliche Zentralisierung oder Monopolisierung schafft, wo also das Absatzrisiko nicht sehr groß ist, da stellt sich auch ein extensiv gerichteter Handel von größeren Dimensionen ein. Aber wo diese Voraussetzungen fehlen, da werden die naturgegebenen Hemmungen sofort wieder fühlbar. Dafür ist gerade der von Rostovtzeff gut gezeichnete Dezentralisationsprozeß, der sich seit dem I. nachchristlichen Jahrhundert vollzieht, so besonders lehrreich.

3. Es ist im vorstehenden von dem Gegensatze zwischen Stadt und Land die Rede gewesen, den Rostovtzeff in seinem Buche außerordentlich scharf betont und zum entscheidenden Moment auch für die ganze weitere Entwicklung, besonders

des III. Jahrh., gemacht hat. Die antike Zivilisation stützt sich im wesentlichen auf die städtischen Schichten. Der Besitzende ist zum guten Teile Grundrentner, der in der Stadt wohnt und den ihm gehörenden Landbesitz, den auch der Händler und Gewerbetreibende anstrebt, nicht selbst bestellt. Der Munizipalisierungsprozeß, die Ausbreitung von *γεοῦχοι*, die in Städten (mindestens stadtähnlichen Gemeinden) leben, läßt den selbstwirtschaftenden Bauer immer mehr zurücktreten und verschärft damit den Gegensatz von Bourgeois und Kolonen, von Drohnen und Arbeitsbienen. Dabei entsprechen die Bourgeois und die Kolonen wenigstens in den Randgebieten des Reiches einigermaßen der griechisch-römischen (bzw. gräzisiert-romanisierten) Bevölkerung einerseits und den dediticii andererseits, so daß sich durch die nationalen und kulturellen Spannungen die sozialen noch erhöhen. Daraus ergibt sich eine andauernde *latente Krise*. Zu ihr treten aber noch *akute Krisen*, die in den jeweiligen außenpolitischen Situationen des Reiches ihre Wurzeln haben. Seit Trajans großen Kriegen werden ungeheure Anforderungen an die Wirtschaft wie an das Menschenmaterial des Reiches gestellt. Die antike Staatswirtschaft ist budgetlos, primitiv; außerdem hat im Verhältnis von Staats- und Privatinteresse das Staatsinteresse stets das Übergewicht. Außerordentliche Erfordernisse des Staates werden daher durch unter Umständen brutale Eingriffe in die Privatvermögen gedeckt. Dadurch, daß die außenpolitischen Krisen des Reiches dauernde geworden sind, hat sich aber auch der Raubbau an den Privatvermögen verewigt. Das ist der Sinn des Liturgiensystems, wie es sich seit der Wende des I. zum II. Jahrh. immer mehr durchsetzt. Ich will in diesem Zusammenhange nicht rechten, was man unter 'Liturgie' verstehen, welches Stadium des wandelbaren griechischen Begriffes man mit diesem Worte festhalten soll, ob das Zwangsmäßige in den Vordergrund gestellt und damit altorientalischer Arbeitszwang, Angarien u. dgl. einbezogen werden sollen, wie ich das in meiner 'Liturgie' getan, und wie es dem allgemeinen Sprachgebrauch mindestens der Kaiserzeit entspricht, oder ob man mit dem Juristen *Partsch*[1]) nur *griechische* Individualleistungen von Vermögenden damit bezeichnen soll, wobei die Haftung des Vermögens die Hauptsache und die Möglichkeit einer Enthaftung durch Preisgabe wesentlich wären. Ich will auch die Frage unerörtert lassen, ob wirklich — wie andererseits Rostovtzeff meint (S. 333ff.) — das Prototyp der Amtsliturgie in der Kaiserzeit das *orientalische* Beamtentum gewesen ist, das persönlich mit seinem Vermögen nicht bloß für ordentliche Erledigung der Amtspflichten (meine Ansicht), sondern auch für Ausfälle wegen Uneinbringlichkeit von Steuern u. dgl. gehaftet hätte, ein System, das von den Ptolemäern übernommen worden und das als 'liturgisches' zu bezeichnen sei. Die — auch von Rostovtzeff anerkannte — Hauptsache ist jedenfalls, daß etwa seit Trajan das *Zwangs*leistungssystem — auch abgesehen von Frohnden, Angarien u. dgl. — nicht nur zur Norm, sondern außerdem auch immer drückender geworden ist. Das ist die eine Seite der genannten akuten Krisen. Die andere betrifft die Rekrutierungsfrage. Die Basis, die bisher die Bourgeoisie hierfür gebildet hatte, erweist sich als zu schwach, um so mehr, als das Stadtleben die

1) Archiv für Papyrusforschung VII 264ff.

militärische Eignung schwächt. So muß seit dem II. Jahrh. mehr und mehr auf die Landbevölkerung, auf die Bauern zurückgegriffen werden, auf jene Kreise also, die unter dem Drucke der Bourgeois gelitten, und die von ihnen verächtlich behandelt worden waren. Damit *bricht* — im Sinne Rostovtzeffs — *die latente Krise auf*. Die Bauern-Soldaten werden sich ihrer Kraft und Unentbehrlichkeit bewußt. Forderungen auf Forderungen werden erzwungen. Die Disziplin wird untergraben, eine Soldateska wächst heran. Und nun entlädt sich der ganze Haß der bisher unterdrückten Klasse; die wüsten Kämpfe des III. Jahrh., in der Zeit der Militäranarchie, sind *sozial* zu verstehen. Die Armee verficht die Interessen des *Proletariats*; die Vernichtung der alten Peiniger, der Bourgeois, und die Hebung der eigenen Standesgenossen ist die Parole, die mit Polizeimaßnahmen und Terror in die Tat umgesetzt werden. Ob darüber die alte Zivilisation in Stücke geht, ob das ganze Wirtschaftssystem zusammenbricht, was kümmert das die, die selber nie an der alten Zivilisation Anteil gehabt hatten? Das im II. Jahrh. ausgebildete Liturgiesystem nimmt im III. Jahrh. in seiner rücksichtslosen Anwendung gegen das Bürgertum die ungeheuerlichsten Formen an, das Bürgertum wird versklavt und in die Fesseln einer allseitig gebundenen Lebensführung geschlagen. Die auf dem Bürgertum ruhende Wirtschaft ist an der Wurzel getroffen und stirbt ab. Die Kultur wird heruntemivelliert, barbarisiert. Das bürgerliche Ideal der aufgeklärten Monarchie muß dabei mitverschwinden und der primitiveren Form der Militärtyrannis und Erbmonarchie weichen, wie sie der neuen Siegerschicht adäquat war. Den Kaisern aber blieb nichts übrig, als — aus Gründen der Selbstbehauptung und der Reichserhaltung — mit den Soldaten zu gehen, mochten sie nun wie Maximin die Herunternivellierung selber wollen oder nicht. So folgt auf den feudalen Staat der Senatoren und Ritter und auf den Staat der Bourgeois nunmehr in natürlicher Fortentwicklung der Staat der Proletarier, verkörpert durch das aus dem ländlichen Proletariate rekrutierte Heer. Es ist eine neue, überaus geistreiche Auffassung, die wir Rostovtzeff verdanken, und die jedenfalls die Anschauung von einem Kampfe zwischen Senats- und Kaiserinteressen beseitigt haben dürfte. Und doch habe ich ein großes Bedenken. Ich vermag nicht daran zu glauben, daß die während der sog. Militäranarchie durchgefochtenen Kämpfe in erster Linie sozial zu erklären seien. Die Soldaten haben m. E. eigene Interessen und denken — trotz allen Sympathien, die sich in Einzelfällen nachweisen lassen — als Gesamtheit nur an sich und wenig an die Bauern, aus deren Reihen sie bzw. ihre Ahnen einmal hervorgegangen sind. Und dieses brutale Eigeninteresse wird nicht nur durch das niedere soziale und Bildungsniveau der Soldaten gesteigert, sondern vor allem noch dadurch, daß in Zeiten allgemeiner Wirtschaftskrisen der Gedanke an die eigene Selbstbehauptung und an den Eigenvorteil erfahrungsgemäß wächst. Wenn aber die Liturgien und Steuern im III. Jahrh. weiter und weiter zunahmen, so erklärt sich das voll als organische Weiterentwicklung der Zustände im II. Jahrh. und braucht nicht als Vernichtungsaktion, die gegen das Bürgertum als solches gerichtet war, gedeutet zu werden. Umgekehrt sind aber die Maßnahmen zum Schutze der Schwachen, wozu auch die Reglementierung der Liturgien durch die großen Juristen zu Beginn des III. Jahrh. gehört, nichts, was diesem Jahrhundert

besonders eigen wäre, sondern sie finden sich ebensogut im II. Jahrh. Vor allem aber: Wenn der Kampf von seiten des platten Landes gegen die Stadt geführt worden wäre, so sollte man doch erwarten, daß von den Maßgebenden die Unterstellung der Landbevölkerung unter die Städte, wozu auch Steuererhebung und Lastenverteilung gehören, aufgehoben worden wäre. Statt dessen ist das Gegenteil der Fall, im III. wie im IV. Jahrh. Und wenn man den Verelendungsprozeß betrachtet, so sieht man, daß er ein allgemeiner war, daß auch er sich organisch entwickelt hat, daß die kleinen Existenzen gerade zuerst zusammengebrochen sind, die Bauern noch früher als die Bourgeois. So muß selbst Rostovtzeff zugeben, daß der Druck der Regierung auf die niederen Schichten der Bevölkerung im Diokletianischen Regime jedenfalls ein sehr großer bleibt (S. 465) und daß auch die Bauern die Armee gehaßt haben (S. 453). Ebenso natürlich erscheint es aber schließlich, daß die Gegensätze, die schon vorher zwischen Land- und Stadtbevölkerung bestanden, sich in der allgemeinen Misere nicht gemildert haben. So finden denn die Verhältnisse des III. Jahrh. ihre genügende Erklärung in den schwierigen außenpolitischen Umständen, in denen sich das römische Reich befand, und in den wirtschaftlichen Folgeerscheinungen, die diese Umstände nach den Begriffen der antiken Staatswirtschaft nach sich gezogen haben. In diesem kritischen Jahrhunderte mußte ferner aus Gründen der Reichsverteidigung immer mehr auf die nichtgriechisch-römische Bevölkerung, auf die dediticii, zurückgegriffen werden, und damit haben schließlich die Geburtswehen der sich durchringenden Militärtyrannis noch ihren besonderen Antrieb erhalten. Sie ist — in etwas abgewandelter, vor allem vereinfachter Form — durch Diokletian zur definitiven Tatsache geworden; ihr gegenüber wird die Resignation der weitesten Kreise vollständig; um einen Sieg des Proletariates handelt es sich dabei nicht, auch um einen nachträglich wieder rückgängig gemachten kaum. Und so wird man aus einem solchen Siege auch schwerlich ein wesentliches Moment für den Untergang der antiken Kultur ableiten können (Rostovtzeff S. 480ff.), so richtig es zweifellos ist, daß eine Kultur durch Verbreiterung der Basis und durch die damit zusammenhängende Herunternivellierung dem Untergang geweiht ist.

ZUM PURITANISCHEN PERSÖNLICHKEITSIDEAL

VON LEVIN L. SCHÜCKING

Auch wer nicht auf dem kürzlich so viel umstrittenen Standpunkt steht, daß der Charakter einer Nation etwas sich im Kern ewig Gleichbleibendes sei, an dem jeder ihr Angehörende seinen nachweisbaren Anteil habe, wird doch nicht zögern anzuerkennen, daß es gewisse Typen seelischer Physiognomien gibt, die bestimmten Völkern auf lange Zeitstrecken besonders zu eigen sind. Das Wesen dieses Typs ist allerdings nicht, daß er die Gesamtheit der durch das Band der Nation zusammengehaltenen Individuen umfaßt, sondern es kann sich um eine bloße Gruppe handeln, die nur eine Minderheit einschließt, aber die aus gewichtigen Gründen doch nun einmal als für die Gesamtheit repräsentativ aufgefaßt wird. In diesem Sinne sprechen wir z. B. von dem Engländer der Gegenwart und verstehen unter diesem Begriff einen Menschen von einer bestimmten typischen Struktur. Sie enger zu umschreiben, ist schon von so vielen sachkundigen Köpfen unternommen worden, in den Ergebnissen dieser Arbeit herrscht ein so geringer Dissensus, daß es eine überflüssige Mühe wäre, die Aufgabe noch einmal zu lösen. Gewiß ließen sich noch Nachträge erbringen, die nicht unerheblich sind — so hat etwa der Begriff der 'dignity' als ein wichtiger Teil des Persönlichkeitsideals des gegenwärtigen Engländers vielleicht nicht die gebührende Aufmerksamkeit gefunden —, aber im allgemeinen herrscht weniger Meinungsverschiedenheit über die Komponenten des englischen Volkscharakters als über seine Ursprünge. Diese schwierige Frage wird sich nur lösen lassen, indem man das Bündel Eigenschaften, das der Volkscharakter wie der Charakter jeder Einzelpersönlichkeit darstellt, in seine Teile auflöst und diese, soweit sie nicht unlösbar zusammenhängen, einzeln historisch zurückverfolgt.

Geht man an diese Aufgabe in Hinsicht auf den englischen Volkscharakter heran, so springt ein sehr bemerkenswerter Zug, der zweifellos zu den führenden und allerwichtigsten gehört, in die Augen, nämlich die Idee der 'selfcontrol', die absolute Selbstbeherrschung, der Triumph über die Affekte, die Unterdrückung der instinktiven Gefühlsäußerung und die äußerste Eigenbewußtheit. Welch eine Rolle diese Einstellung im Persönlichkeitsideal noch des modernen Engländers spielt, wie sie sein inneres Leben und vor allem dessen äußere Form bis in die Geste hinein bestimmt, wird keinem, der mit englischer Art — und sei es auch nur durch die Lektüre der letzthin so beliebt gewordenen Forsyte Saga — in Berührung gekommen ist, dunkel geblieben sein.[1]) Sehr selten, daß einmal dieses Ideal bestritten

1) Sehr hübsch — wenn auch mit der üblichen Verkennung des elisabethanischen Englands, von dem ein soziologisch und geographisch sehr beschränkter Teil für das Ganze genommen wird — beschreibt der bekannte Kritiker Desmond MacCarthy im New Statesman (17. 9. 1927) den Gegensatz des gegenwärtigen Engländers zum Elisabethaner: *We would hardly recognise the Elizabethans, if we mixed with them, as 'English', they would strike us as more like Sicilians. They were a gesticulating, exuberant race, who dramatised their own lives with gusto, lived in public, wore their hearts and livers on their sleeves ... Reserve! They did not know what reserve was.*

worden ist. So tut es Ruskin[1]), der die Äußerlichkeit dieser Forderung betont und hervorhebt, daß es nicht auf die Beherrschung seines Gefühls, sondern auf die richtige Empfindung selbst ankomme, ein Gegensatz, den vielleicht viele seiner Landsleute nicht gelten lassen würden. Die Frage ist nun, woher diese Forderung der absoluten Selbstbeherrschung rührt. Ist sie etwa verhältnismäßig jungen Datums? Da gibt uns nun die schöne Literatur des XVIII. Jahrh. wertvolle Hilfen an die Hand. In den Schriften eines Mannes, dessen Bedeutung durch die von ihm nicht nur angestrebte ethische Erziehungsarbeit weit über das bloß Literarische hinausgeht, nämlich bei Samuel Richardson, ist diese Forderung recht eigentlich der moralische Angelpunkt seiner Charaktere geworden. Sie wird aber sogar festgehalten bis in ungemein bezeichnende kleine Züge hinein, die unendlich viel ernster genommen werden, als es uns berechtigt erscheint. So sehen wir z. B. in seiner Schilderung des idealen Gentleman, dem berühmten Sir Charles Grandison-Roman (1754), ein wie großes Gewicht gerade auf die Bewahrung der self-control gelegt wird: daß er bei der Abwehr von zwei 'ruffians' unmäßig in Hitze geraten und so einmal seine Selbstbeherrschung (his temper) verloren hat, macht er sich selbst zum schweren Vorwurf. Es ist geradezu ein Verstoß gegen das Sittengesetz. Richardsons Vorgänger in der Zeichnung eines solchen neuen Gentlemanideals, Richard Steele aber hat in seiner Darstellung (The conscious Lovers, 1722) eine Generation vorher genau dasselbe Motiv verwertet. Daß der Held sich nämlich bei Gelegenheit der Beleidigung durch einen Freund hat aus seiner Fassung bringen lassen, lastet auch auf ihm als ein sittlicher Vorwurf.[2]) Beide Schriftsteller haben nun die Tendenz, die moralischen Anschauungen des puritanischen Bürgertums mit den äußeren Formen der aristokratischen Welt zu verschmelzen. Welcher von beiden Strömungen gehört die so gekennzeichnete Richtung an? Das kann nicht zweifelhaft sein, um so weniger, wenn wir etwa Richardson mit seinem Vorgänger Defoe vertauschen und von ihm ein Buch wie den 'Family Instructor' zur Hand nehmen. Hier wird in einer Reihe von psychologisch oft erstaunlich feinen dramatischen Szenen vorbildlich das religiöse Leben in der Familie in gewissen Krisen dargestellt. So wird etwa die Unterredung eines frommen Ehemanns mit seiner noch unerweckten (unregenerate) weltlichen Gattin wiedergegeben, die dem Gatten heftig seine Zurückhaltung von der Teilnahme an ihren — uns freilich harmlos erscheinenden — Vergnügungen wie Theaterbesuch und Kartenspiel mit ihren Freundinnen vorwirft. Sie wird dabei hitzig und reizt den Mann mit spitzigen, stachligen und höhnischen Redensarten bis aufs Blut. Aber wie der Mann darauf mit Takt und Klugheit und einer Selbstbeherrschung, die in keinem Wörtchen

They were self-conscious only in the first degree — conscious of an audience; not as we, in the inhibiting way — conscious of a critical audience which sees through desire for effect . . . We have banished from our lives eloquence and gesture. If fate hits a modern man over the head, his audible response to the blow is probably 'My God!'; if the blow is even more startling than painful, he may exclaim 'O God!' This inarticulateness Galsworthy reflects faithfully in his dialogue.

1) Vgl. Albert Eichler, Der Gentleman in der englischen Literatur, Zeitschrift für die deutschösterreichischen Gymnasien LXIX (1919/20) S. 553f.

2) Vgl. Verfasser, Die Grundlagen des Richardsonschen Romans, Germ.-Rom. Monatsschrift 1924, S. 94.

Verletztheit zeigt oder Gleiches mit Gleichem vergilt, entgegnet und so den moralischen Sieg erringt, das muß Bewunderung für ihn auch bei dem hervorrufen, der seinen religiös-sittlichen Standpunkt nicht teilt. Darauf aber ist das Ganze zugeschnitten. Deutlicher als später sehen wir hier noch die Tendenz, die man in die Worte fassen könnte: Der religiöse Mensch ist der beherrschte Mensch.

Das genannte Buch Defoes nun ist zwar von soziologisch erheblicher Bedeutung gewesen, wie seine zahlreichen Auflagenziffern beweisen, d. h. es hat gewiß durch seine geschickte Fassung nicht unerheblich daran mitgeholfen, die Form des englischen Familienlebens der Mittelklasse im XVIII. Jahrh. in den alten Bahnen zu erhalten[1]), aber gedanklich betrachtet, ist es wenig originell. Die nach künstlerischer Ausgestaltung geradezu schreiende Kasuistik in den Lehrbüchern einer voraufgegangenen Zeit hat hier vielmehr nur ihren episch-dramatischen Ausdruck gefunden, die trockene Formel ist zu einem allerdings noch halb schattenhaften, typischen Leben erlöst, und so hat ein Ideenmaterial eine neue Anziehung erhalten, das seit länger als einem Jahrhundert vorher in fast unzähligen Werken in Umlauf ist, nämlich in den Lebensführungsbüchern, den sog. conduct-books, deren Verfasser recht eigentlich als die Sämänner des puritanischen Gedankens bezeichnet werden können.

'Puritanisch' ist nun freilich ein Wort, dessen Bedeutung begrifflich zu umreißen beinah so schwer wie die Definition des Wortes 'romantisch' ist. Die Verschiedenartigkeit der religiösen Glaubensformen, die damit seit dem Beginn der antianglikanischen Bewegung bezeichnet werden, ist überaus groß, die weltanschauliche Spannung im Denken ihrer Vertreter so beträchtlich, daß sie sich in wütenden politischen Kämpfen hat entladen können. Nicht einmal dann, wenn man als bezeichnendes Merkmal an der Lebensauffassung des Puritanismus das Negative in den Vordergrund stellt, nämlich das Weltverneinende — die Anhänger der Bewegung würden sagen: das Anti-Epikureische —, wird man ohne Schwierigkeit zu einer befriedigenden Formulierung kommen. Steht doch etwa dem Puritaner in Swifts berühmter geistreicher Satire 'A Tale of a Tub', der die Kunst so haßt, daß er Steine in der Tasche trägt, um sie gegen die gemalten Wirtshausschilder zu schleudern, im Leben der Puritaner Oliver Cromwell gegenüber, dem es England verdankt, daß es noch die Raffaelschen Kartons besitzt. Trotzdem wird man eine Reihe dieser Bewegung gegenüber der übrigen Welt gemeinsamer Züge feststellen können. Der genialste Ausdruck dafür ist Troeltsch gelungen.[2]) Er hebt hervor die Prophesyings, Hausandachten und den Jugendunterricht, ferner die strenge methodische Heiligung und Selbstkontrolle, womit auf der einen Seite die Forderung der Meditation, auf der andern die Vermeidung aller profanen Lustbarkeiten zusammenhängt, weiter 'die strenge Selbstunterscheidung von den unbekehrten Kindern

1) Den oberen Bildungsschichten war das Buch anscheinend in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fremd geworden, wenigstens betrachtet die bekannte Miß Talbot es auffälligerweise schon als einen Fund, von dem sie ihrer Freundin, der Mrs. Carter, in einem Brief vom 17. September 1760 mit dem höchsten Interesse erzählt. ('*A very strange book . . , it has a great deal of merit.*')

2) Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, 3. A. 1923, S. 776.



der Welt oder des Naturstandes, die Forderung asketischer Übungen und vor allem angestrengtester Arbeitsamkeit als des besten Mittels seelischer und körperlicher Disziplin, die Kasuistik und die sorgfältige Gewissensforschung und -beratung, die Volkstümlichkeit und die Fürsorge für Volksschulen und Volkshebung, die äußerste Einfachheit des Lebens in Kleidung und Komfort, die praktische Lebenstüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit in allen Berufen, die Unionsgesinnung, die die Grenzen der protestantischen Denominationen verwischt und alle in der pietistischen «saintliness» einigt'. Wird man an diesen Feststellungen auch nicht rütteln können, so erlauben sie doch eine gewisse Ergänzung, und zwar einmal um ein mehr psychologisches und andrerseits um ein mehr soziologisches Element. Was das erstere angeht, so wird, wer die Bücher über Lebensführung, die diese Richtung zeitigt, Schriften wie die von Gouge, Downam, Rogers, Baxter u. a. liest, immer wieder von neuem überrascht sein über die unvergleichliche praktische Lebensnähe, die aus ihnen spricht, einen Tatsachensinn, der sich vielfach religiös nur unzureichend bemäntelt. Zugrunde liegt eben allem Denken ein auffallend rationalistischer Zug. Es gilt vor allem so zu handeln, wie es vernünftig ist, und auch die ethischen Forderungen der christlichen Lehre sind im Grunde deswegen zu befolgen, weil die praktischen Ergebnisse sie als vernünftig erweisen. Mit dem Gegebenen gilt es dabei zu rechnen. Dieses Prinzip tritt etwa zutage, wenn in der Erziehung der Sport als die für den Körper notwendige Schulung durchaus empfohlen wird — Dreßler macht in seinem Buch über die englische Erziehung mit Recht darauf aufmerksam, daß eine derartige Auffassung den deutschen Pietisten vollkommen fehlt —, wenn das Nähren der Säuglinge durch die eigenen Mütter trotz des Abratens gefälliger Ärzte überall auf das entschiedenste gefordert wird, wenn vom Heiraten älterer Frauen entschieden abgemahnt und die Psychologie einer solchen 'unvernünftigen' Ehe, wie sie sich nach Verlauf einiger Jahre darstellt, ausgemalt wird, und es macht sich geltend in der Behandlung von Tausenden von andern Beziehungen, in denen das Leben mit auffälliger Nüchternheit und von einem mit beispiellosem Studium des Menschen Hand in Hand gehenden Rationalismus aus kritisiert wird. Es offenbart sich darin eine Gesinnung, wie sie in einer Stelle von Miltons 'Paradise lost' überraschend deutlich zum Ausdruck kommt, wo der Engel Rafael an Adam die Mahnung richtet, er solle sich nicht darum kümmern, ob die Sonne sich um die Erde drehe oder die Erde um die Sonne und um dergleichen Fragen:

Heav'n is for thee too high
To know what passes there, be lowly wise,
Think only what concerns thee and thy being . .,
Dream not of other worlds . . .
That which before us lies in daily life
Is the prime wisdom. (V 170 ff., 190 ff.)

Diesen Satz hätte sich die umfangreiche conduct-book-Literatur des Puritanismus geradezu als Motto wählen können. — Andrerseits kommt ein wichtiger Zug dieser Bewegung bei Troeltsch wie anderswo meist zu kurz, nämlich die speziell dem englischen Puritanismus eigene Familientheokratie mit ihrer eisernen Fesselung

der Familienmitglieder an das harte, in den Händen des Vaters ruhende Gesetz. Die Hauptlast dieser Institution freilich tragen die Kinder, denn bei der Ehefrau handelt es sich doch im Puritanismus in vieler Hinsicht um eine Erhöhung ihrer Stellung. Daran kann alle in Übereinstimmung mit der Bibel verlangte 'subjection' der Ehefrau gegenüber dem Manne nicht irre machen, die sich später als ein so erhebliches Hindernis für die Emanzipation der Frau erwiesen hat. Diese Verbesserung ihrer Stellung wird einmal durch die religiöse Interessengemeinschaft mit ihrem Gatten bedingt. Stimmen doch darin fast alle religiösen Lebenslehren überein, falls der Hausvater sich für die religiöse Leitung des Haushaltes, d. h. zur Abhaltung von Hausandachten, zur Katechisierung der Kinder u. dgl. nicht schickt, diese Aufgabe seiner Gattin anzuvertrauen. Dann aber bringt es der erwähnte rationalistische Zug praktischer Lebensklugheit, der, wie erwähnt, überall den religiösen Betrachtungen unterliegt, mit sich, daß man sich auch in Hinsicht auf die rein menschliche Bewertung der Frau mit den Tatsachen ganz anders als früher auseinandersetzt. Nachdem man nämlich jahrhundertelang in ganz Europa die Schwächen der Frauen in frauenfeindlicher Literatur lächerlich gemacht und auf ihnen bis zum Ekel herumgetrommelt hat, werden sie hier in gewissem Maße zwar offen zugestanden, aber nur, um ihnen die bewunderungswürdigen Leistungen der Frau in Hinsicht auf Kinder, Familie und Haus gegenüberzustellen und als Schlußfolgerung eine Rücksichtnahme der Männer auf sie zu verlangen, von der die Theorie einer früheren Zeit sich nichts träumen ließ. Die Forderungen dieser Art an die Männer gehen sogar gelegentlich erstaunlich weit. Was z. B. Daniel Rogers in seinem Buche Matrimoniall Honour (S. 236ff.) 1642 vom Manne an zarter Rücksichtnahme und Leistungen aller Art gegenüber seiner Ehefrau erheischt — allerdings nicht ohne die Forderungen des Mannes an die Frau darüber zu vergessen —, das würde sogar eine moderne Amerikanerin befriedigen. Da kann sich niemand mehr beschweren, daß die Dinge nicht auch vom Gesichtspunkt der Frau gesehen würden. Hier liegen also offenbar, wenn auch gewiß nicht die praktischen Anfänge, so doch die ersten deutlichen literarischen Anzeichen jenes angelsächsischen Frauenkultes, dessen Ursprung man so verschiedenartig gedeutet hat.

Allein wenn solcherart also zum puritanischen Persönlichkeitsideal der praktische Tatsachensinn und die Gerechtigkeit im Verhältnis zur Frau gehören, so bleibt man mit diesen Zügen doch vielleicht noch an der Peripherie des Problems. Was aber steht in seinem Mittelpunkt, d. h. was eigentlich bildet den Kern der puritanischen Mentalität? Hier hat schon Troeltsch die treffendste Kennzeichnung gegeben, wenn er neben dem religiösen 'Individualismus, der Gott und die Seele trotz aller Gnadenmittel einsam und unmittelbar einander gegenüberstellt', vom 'Geist der isolierten individuellen Selbstkontrolle und asketischen Disziplin' spricht. Damit ist in der Tat der Finger auf das charakteristischste Symptom des puritanischen Geistes gelegt. Die hier ausgesprochene Forderung verbindet die entgegengesetztesten Geister aus dieser Welt. Klarer und schärfer als aus theoretischen Darlegungen sieht man, was hier gemeint ist, an Beispielen der Memoirenliteratur der Zeit. Es ist ungemein lehrreich, wenn die ausgezeichnete Mrs. Hutchinson ihren ebenso vortrefflichen Gatten, einen der führenden Offiziere der Parlaments-

truppen, zusammenfassend charakterisiert und von ihm bemerkt: 'Das Feuer seiner Jugend machte ihn zwar ein wenig der Leidenschaft des Zornes und sein gutes Herz denen der Liebe und des Kummers geneigt, aber die Vernunft wurde von ihnen nie entthront, sondern behielt in seiner Seele immer die Herrschaft und die Zügel.'[1]) Was ihm nach der Meinung seiner Frau an der Erreichung der letzten Lebensziele fehlte, war also die unzureichende Beherrschung der Gefühle. Sehr ähnlich ist aber der Maßstab, mit dem Oliver Cromwell von seinem Vertrauten Maidstone gemessen wird, der von ihm sagt, daß die Glut seines außerordentlich feurigen Temperaments beständig gedämpft und niedergehalten wurde durch seine sittlichen Kräfte (D. N. B.). Hier sind wir mitten in dem Zentralproblem des puritanischen Menschen. Es fehlt deshalb auch nicht an der Betonung dieses Gesichtspunktes in den theoretischen Betrachtungen der Zeit. Der religiöse Mensch des XVII. Jahrh. — auffallend rasch gleichen sich in diesem Punkte übrigens die Denominationen einander auch in der Terminologie an, so daß ein Anglikaner wie Jeremy Taylor sich derselben Ausdrücke bedient wie etwa ein Puritaner vom Schlage Downames — unterscheidet die Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst. Die drei Arten von Verhalten, die hier vorgeschrieben sind, werden sehr häufig bezeichnet als godly, righteous und sober. Es ist nun bezeichnend, was der Begriff 'sober' hier für eine souveräne Rolle spielt. Bei Downame z. B.[2]) wird sobriety ausdrücklich der griechischen *σωφροσύνη* gleichgesetzt und als dasjenige mit wahrer geistiger Gesundheit gleichzusetzende Vermögen bezeichnet, von dem alle sittlichen Fähigkeiten abhängen. Die Sobriety ist also — genau wie schon die Sobrietas in der Psychomachie des Prudentius — die oberste Tugend. Auch für Jeremy Taylor ist sobriety als 'Zügel der Begierden' der übergeordnete Pflichtbegriff in Hinsicht auf das, was der Mensch sich selbst schuldig ist. Diese 'sobriety' verlangt aber keineswegs eine völlige Lebensverneinung. Das Verhältnis des Puritaners zur Welt ist ja durchaus nicht mit einem Wort zu bezeichnen. Man kann die Dinge nicht falscher darstellen, als indem man den Puritaner als einen finsteren Asketen malt. Das Urteil ist viel zu summarisch. Denn naturgemäß gibt es gerade hier beträchtliche Unterschiede, einmal in den Phasen der Entwicklung der Bewegung, dann aber vor allem je nach dem sozialen Substrat. Die traditionellen Bildungsschichten, soweit sie vom Puritanismus berührt sind, verhalten sich naturgemäß in dieser Hinsicht liberaler. Die Ungebildeteren sind die Fanatiker. Die geistigen Führer der Bewegung dagegen sind manchmal erstaunlich menschlich. Aus den rein theologischen Abhandlungen mag das oft weniger hervorgehen, in den Lebensführungsbüchern dagegen tritt es bisweilen fast verblüffend hervor. Ein Mann wie David Rogers z. B. scheut sich gar nicht, mit Hinweis auf das Hohelied Salomonis sogar die Reize des weiblichen Körpers aufzuzählen (aO. S. 312), das Entscheidende ist nur, daß diese Reize wie aller Zauber der Welt nicht die Überhand über das gewinnen dürfen, was man als das vernunftgemäße Denken bezeichnet. Denn der Tatsachensinn des Puritanismus ist viel zu stark, als daß man noch in den absurden

1) Vgl. die Memoirs of the Life of Colonel Hutchinson (1615—1664) written by his Widow Lucy, London, George Bell 1905, schon angeführt vom Verfasser Neue Jahrb. 1927 III 332.

2) John Downame, A Guide to Godlynesse, London 1622.

Fehler verfallen könnte — und das dürfte der Angelpunkt der Frage sein —, das Triebleben des Menschen als an sich vom Übel zu bezeichnen. '*Passions are not sinful in themselves, for God hath given them to us for his service*' sagt selbst der vielfach katholisierende Baxter, und er erläutert denselben Gedanken ausdrücklich an dem Beispiel Adams mit der Betrachtung: 'Daß Adam Appetit auf die verbotene Frucht hatte, war nicht seine Sünde, aber daß sein Wille nachgab und er aß. Denn '*appetite and sensitive nature*' sind an sich Gaben Gottes. Auch der Sinnengenuß hat seine Aufgabe in der Natur, aber er soll nicht um seiner selbst willen gesucht, es soll bei ihm nicht verweilt werden, er soll nicht zu sehr fesseln.

Nirgendwo spiegelt sich übrigens diese Lehre klarer als in Miltons 'Paradise Lost'. Die neuere Miltonforschung will das freilich nicht wahr haben. Nun haben zwar diese Arbeiten von Liljegren, Saurat, Greenlaw u. a. uns Milton in einem Licht gezeigt, das von ihm als Puritaner wenig übrig zu lassen scheint. Man hat seine Philosophie in der Kabbala wiedergefunden, seinen geistigen Zusammenhang mit den sogenannten Mortalisten festgestellt, die die Unsterblichkeit der Seele leugneten, man hat eine Verwandtschaft der Ideen bei ihm mit Spinoza nachgewiesen, die möglicherweise sogar auf indirekter persönlicher Berührung beruht und sein Abweichen vom christlichen Dogma in vielen Stücken unzweifelhaft gemacht. Alles das ist ungemein verdienstlich und lehrreich. Aber es fragt sich, ob es nicht gelegentlich über das Ziel schießt. Es gilt das vor allem von der Problemstellung im Paradise Lost. Wenn Milton den Sündenfall schildert, so läßt er Adam wider sein besseres Urteil dem weiblichen Reiz der Eva unterliegen. Es heißt ausdrücklich:

he scrupled not to eat
Against his better knowledge, not deceived
But fondly overcome with female charm. (IX 997)

Und damit kein Zweifel aufkommen kann, daß es sich hier um eine Niederlage der 'rational powers' gegenüber den Sinnen handle, wird der Apfel, wie Saurat[1]) es ausdrückt, als ein Aphrodisiacum betrachtet: seinem Verzehr folgt eine aus bloßer sinnlicher Begier herrührende sexuelle Begegnung der beiden, die ihrem Erwachen zur Erkenntnis vorausgeht.

Die neuere Miltonforschung faßt nun diese Zuspitzung des Problems vielfach als ein reines Renaissanceprodukt auf. Greenlaw[2]), der für diese Stelle wichtige Zusammenhänge mit Spenser nachgewiesen hat, sieht darin unverkennbaren Neoplatonismus. 'Die Philosophie', sagt er, 'stammt aus Griechenland, nicht aus der Genesis', zugrunde liegt Platons Lehre von den rationalen und den irrationalen Prinzipien der Seele. Und er weist auf die berühmte Rede des Sokrates im Phaidros über das Übel hin, das daraus folgt, wenn die Begierde die Mäßigung besiegt, die das Ergebnis von Vernunft und Urteil ist. Aber — schalten wir die Frage nach dem letzten Ursprung der in Betracht kommenden Ideen zunächst einmal aus und erinnern uns, daß das Verhältnis von ratio und passio überall ein Lieblingsthema

1) Denis Saurat, Milton, Man and Thinker, London 1924, S. 295 u. ö.
2) Edwin Greenlaw, 'A better teacher than Aquinas', Studies in Philology IV 196ff.

der Philosophie des XVII. Jahrhunderts ist — entspricht denn die Art der Miltonschen Darstellung gerade in ihrem tiefsten Kern nicht durchaus der puritanischen Doktrin? Läßt sich etwas Englischeres, etwas Puritanischeres denken als die hier verkörperte Lehre, daß der Sündenfall, d. h. die Entstehung des Übels in der Welt, d. h. daß letzten Endes alles Unglück aus dem Mangel an self-control entspringt? Aber auch in den wichtigsten Motiven des Vorgangs deckt sich die Darstellung Miltons durchaus mit der puritanischen Lehre. Wie kennzeichnend für sie sind z. B. nicht die zwei verschiedenen Formen der Erotik, die hier auseinandergehalten werden! Die eheliche Sexualgemeinschaft Adams mit Eva an sich ist durchaus berechtigt und gottgewollt als Ausdruck der inneren Zusammengehörigkeit, aber der Sinnengenuß um seiner selbst willen, wie ihn sich Adam und Eva nach Verzehr des Apfels verschaffen, ist auch in der Ehe sündhaft. Es ist durchaus dasselbe, was die conduct-books über den Verkehr der Geschlechter in der Ehe zu sagen haben.[1])

Puritanisch ausgedrückt, fiel also Adam, weil es ihm an der notwendigen sobriety, der Herrschaft von 'reason' über 'passion', gebrach.[2]) Insofern kann man durchaus nicht uneingeschränkt von Milton sagen, wie es neuerdings geschieht[3]): 'Er ist ein Heide, ein Hellene.' Mag sein Denken noch so durchtränkt mit Renaissance-Elementen sein, die Problemstellung des Paradise Lost ist deshalb nicht unpuritanisch.

Aber kehren wir zurück zu unserm Ausgangspunkt, der Tatsache, daß das Herzstück des puritanischen Persönlichkeitsideals sobriety oder, wie man später sagt, self-control ist. Woher rührt nun die starke Herausarbeitung gerade dieser Idee? Daß sie im letzten Grunde mit gewissen stoischen Anschauungen übereinstimmt, ist unzweifelhaft. Aber diese stoischen Ideen können auf sehr verschiedene

1) Vgl. z. B. Jeremy Taylor's Holy Living and Dying, Works vol. IV, II 3, London 1858, S. 79ff.: ... *in this, as in eating and drinking, there is an appetite to be satisfied, which cannot be done without pleasing that desire; yet since that desire and satisfaction was intended by nature for other ends, they should never be separate from those ends; but always be joined with all or one of these ends, 'with a desire of children, or to avoid fornication, or to lighten and ease the cares and sadnesses of household affairs, or to endear each other' but never with a purpose, either in act or desire, to separate the sensuality from these ends which hallow it.* — Vgl. D. Rogers Matrimoniall Honour (1642) S. 152ff., 176ff.; Baxter, Christian Directory II 7; Perkins, Oeconomia Christiana cap. III u. a. In ihrem Kern ist diese Auffassung natürlich, wie so vieles im Puritanismus, rein mittelalterlich. So unterscheidet schon Dan Michels Ayenbite of Inwyte (1340), eine Prosafassung der viel älteren 'Somme des Vices et des Vertues', die unter bestimmten Bedingungen erlaubte 'dede of spoushod' von derjenigen, bei der nur 'lecherie and lost' im Spiel sind (E. E. T. S. 23, S. 222ff.). Hier liegen alte patristische Lehren zugrunde.

2) Ob allerdings diese Umbildung des biblischen Motivs künstlerisch zu sehr glücklichen Ergebnissen geführt hat, kann man bezweifeln. Allzu deutlich wird auf solche Weise das ganze ungeheure Unglück der Menschheit auf die Psychologie der jungen Ehe zurückgeführt. Das heißt die Verliebtheit des jungen Ehemanns Adam ist an allem schuld. So könnte man dem Titel des 'Paradise Lost' getrost den Untertitel hinzufügen: 'Oder die Katastrophe in den Flitterwochen.'

3) Martin A. Larson, Milton's Essential Relationship to Puritanism and Stoicism, Philological Quarterly VI (1927), S. 201ff.

Weise aufgenommen sein. Die Literatur des Puritanismus — eben jene viel erwähnten conduct-books — nehmen allerdings häufig sowohl auf die Stoiker selbst, namentlich Seneca, wie auf die patristisch-scholastische Literatur Bezug, die bekanntlich ihrerseits[1]) die antike Lehre von der Sophrosyne mit Benutzung der entsprechenden lateinischen Terminologie als die Vorschrift von der continentia oder sobrietas, discretio oder mensura weitergebildet hatte. Aber das sind direkte und literarische Einflüsse, die den Ursprung des Phänomens selbst nicht erklären. Troeltsch andererseits will es gewissermaßen aus dem Kalvinismus selbst ableiten, indem er den Puritanismus als dessen Weiterbildung in Hinsicht auf einen gesteigerten religiösen Individualismus ansieht, der im Verhältnis des einzelnen zu Gott zur erhöhten Selbstprüfung führt. Nun ist ja der Puritanismus in vielen Stücken unfraglich eine Fortentwicklung des Kalvinismus, von dem er historisch ausgegangen ist. In andern aber auch nicht. Eine der allermerkwürdigsten Besonderheiten des Puritanismus z. B., die oben erwähnte Familientheokratie, hat man ganz zu Unrecht auf Genf zurückführen wollen, wo sie auf alle Fälle gar kein unmittelbares Vorbild hat. Längst festgestellt ist andrerseits die Einwirkung des holländischen Baptismus auf den Puritanismus. Interessant sind — gleichfalls ein Zug, der mit Calvin nichts zu tun hat — die neuerdings von Dreßler festgestellten Einflüsse der Jesuitenliteratur auf die Anfänge des puritanischen Schrifttums, die übrigens eine bemerkenswerte Parallele an der Einwirkung der religiösen Literatur der Jesuiten auf die protestantische Gebetsliteratur der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. hat.[2]) Alles das sind Kräfte, die nicht ihren Ursprung im Kalvinismus haben. Die Frage ist also, ob man es hier in dem psychologischen Kern wirklich mit einer puritanischen Erscheinung zu tun hat. Gewiß ist, daß der Puritanismus diesen Zug mächtig verstärkt hat. Aber Th. C. Hall hat einmal treffend hervorgehoben, daß die sich immer gleichgebliebene Basis des religiösen Lebens in England viel älter als der Puritanismus ist.[3]) So wird man auch hier nach früheren Erscheinungsformen suchen müssen. Dabei kann wieder die Literaturgeschichte helfen. Troeltsch stellt, wie die ganze Welt, gelegentlich Shakespeare in schroffen Gegensatz zum Puritanismus. Sicher mit Recht; aber ich habe in einem andern Versuch nachzuweisen unternommen[4]), daß, so himmelweit Shakespeare sonst von der Welt des Puritanismus entfernt lebt, er, als das Idealbild eines englischen Königs, nämlich Heinrichs V., gezeichnet werden soll, eine Individualität darstellt, die ganz merkwürdig und auffällig auf der Grundstruktur von 'godliness', 'sobriety', 'righteousness' und 'humility' ruht. Dieser Mann sagt von seinen Leidenschaften selbst, sie wären 'wie Verbrecher angekettet'. Nun wäre zwar an sich zeitlich die Möglichkeit gegeben, daß hier tatsächlich ein puritanischer Einfluß vorläge, und

1) Vgl. die schöne Arbeit von W. Hermanns, Über den Begriff der Mäßigung in der patristischen scholastischen Ethik, Bonner Diss. 1913.

2) Vgl. Dreßler aO., S. 95ff. u. P. Althaus, Zur Charakteristik der evangelischen Gebetsliteratur im Reformationsjahrhundert, Leipziger Universitätsprogr. 1914.

3) The Ethical and Religious Structure of English Life. Englischer Kulturunterricht herausgegeben von Fritz Röder, Leipzig 1924, S. 40ff.

4) Neue Jahrbücher 1927 III 354ff.

die neuen Feststellungen über Shakespeares Vater geben der Phantasie nach dieser Richtung noch mehr Spielraum, aber wer möchte Shakespeare im Ernst eine heimliche Liebe zum Puritanismus zutrauen! Das Nächstliegende ist doch wohl, daß man es hier mit einem viel älteren Persönlichkeitsideal zu tun hat. Allerdings läge es nahe zu denken, daß in dieses in den eben voraufgegangenen Generationen Renaissance-Ideen, d. h. stoische Ideale, hineingeflossen wären[1]), ist doch der stoische Einfluß auch auf Erzieher wie Elyot sehr stark gewesen. Aber es fragt sich, ob dieser Gedanke der self-control, der vornehmlich da, wo er praktisch verkörpert uns vor Augen tritt, immer mit der humility Hand in Hand geht, nicht aus viel früherer Zeit herrührt und ob er nicht einer religiösen Wurzel entsprießt, die, mehr oder weniger gemeinmittelalterlich, in England schon lange ihre besondere Form entwickelt hat. Nationale Eigentümlichkeiten sind meist nicht von gestern. Wer z. B. die englischen Bildnisse Holbeins betrachtet, der ist immer wieder erstaunt, wie typisch englisch viele dieser Köpfe schon aussehen. Aber was von den Gesichtszügen gilt, das hat sicher auch für die geistigen Physiognomien seine Berechtigung. Wer etwa mit Thomas Morus gesprochen hätte, mit seiner 'humility', die ihn noch als Lordkanzler vor seinem greisen Vater niederknien läßt, mit seiner beispiellosen Selbstbeherrschung — sein Schwiegersohn Roper sagt von ihm: *whom in sixteen years and more, being in his house conversant with him, I could never perceive as much as once in a fume* —, die ihn im Verein mit einer fast überpeinlich anmutenden Gewissenhaftigkeit dazu bringt, selbst dann noch, wenn er einem verleumderischen Ankläger die moralische Maske abreißt, vorauszuschicken: 'Es tut mir leid, daß ich gezwungen bin zu sagen', mit der gleichzeitigen, nie weichenden Heiterkeit und Lebensbejahung und dabei dem ausgesprochenen Zug zur Askese —, der würde in seinem seelischen Gesicht auch ungemein viel wiedergefunden haben, was ihn an den besten Schlag des Puritaners von später erinnert hätte. Gewiß aber verdankte er diese Züge weniger seiner Beschäftigung mit der Philosophie als den religiösen Einwirkungen seines Aufwachsens. Es ist altes Erbgut von früher. Zugrunde liegt hier ein Typ der Lebensführung, in dem die mehr asketischen Ideale des kirchlichen Christentums und die Anforderungen des praktischen Lebens einen Ausgleich gefunden haben. Die Grundsätze einer solchen christlichen Laienethik lassen sich durch das ganze Mittelalter verfolgen. Immer spielt bei ihnen eine Hauptrolle eben jene sobrietas, die eine fortgesetzte Selbstprüfung zur Voraussetzung hat. Kein Zweifel, daß die Struktur dieses Typs, die schon sehr früh auch in der Literatur ihre Spuren hinterlassen hat, die Grundlage aller späteren Entwicklung geblieben ist. Wie im Recht, wie im Sport, wie in gewissen Formen der Architektur und in so vielen andern Dingen, so ist also wohl auch hier in England, im Gegensatz zum Wechsel der Ideale auf dem Festlande, ein zähes Festhalten an der Tradition zu bemerken.

---

1) Vgl. die (ungedruckte) Marburger Diss. von Ilse Köhler über den Einfluß der Stoiker auf England im XVI. Jahrhundert.



ZWISCHEN DON KARLOS UND WALLENSTEIN

Von Oskar Walzel

1787 erscheint 'Don Karlos', 1800 'Wallenstein'. Die lange Zwischenzeit hat nur wenige Dichtungen Schillers hervorgebracht. Unbedingter und auf noch längerer Strecke als Goethe nach der letzten Frankfurter Zeit stellt sich Schiller in den Dienst von Aufgaben, die nur mittelbar sein Kunstschaffen fördern. Er vergräbt sich tiefer in die letzten Voraussetzungen aller Betätigung des Menschen. Was von Goethe mit kühnem Zugreifen und aus ahnendem Gefühl erfaßt wird, ringt Schiller sich mühsam ab. Er erzieht sich zu einem Denker von strenger erkenntniskritischer Haltung. Zähe überwindet er den popularphilosophischen Dilettantismus, dem er in seinen Anfängen sich hingegeben hatte. Er erfüllt auch da nur, was in ihm angelegt ist. Allein zuweilen möchte er vor der Schwere der Arbeit, die er sich auferlegt hat, schier erlahmen. Ist doch auch schon sein Körper tief geschädigt. Physisches Leiden muß er mit starkem Willen überwinden, wenn anders errungen werden soll, was er erstrebt. Mit Zagen nur geht er an Kant heran, im Glauben, daß er in den Außenwerken von Kants Gedankenbau steckenbleiben werde. Er ist in ihn tief genug eingedrungen, um sein ganzes Denken fortan auf Kants Boden zu stellen, ja um kühn mit Kants Denkmitteln und Begriffen über Kant in einer Richtung hinauszuschreiten, die auch andern Führern deutschen Geistes damals wichtig werden sollte.

1790 wird Charlotte von Lengefeld sein Weib. Schiller fügt sich den Bräuchen der Welt. 'Alle romantischen Luftschlösser fallen ein; und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen.' So schreibt er am 9. März 1789 an Freund Körner. Er opfert Charlotte von Kalb auf. Die 'berühmte Frau' muß der seelenguten, verständnisvollen Hausmutter weichen und dient ihm nur noch als Gegenstand eines satirischen Gedichts. Aufgegeben ist alle Freigeisterei der Leidenschaft. Die Bande, die ihn mit Karoline Beulwitz noch zur Zeit seiner Heirat verknüpfen, zerschneidet er mit gelassener Hand. Was übrigbleibt, ist treudienstbare Freundschaft Karolinens; Denkmal dieses Bundes ist ihre Darstellung von Schillers Leben.

Als unbesoldeter Professor der Universität Jena muß Schiller für sein Haus Geld verdienen. Er unternimmt umfangreiche Veröffentlichungen, zunächst von Geschichtsquellen; er darf einen Teil der Arbeit andern überlassen. 1792—1795 gibt er heraus und leitet er ein die Sammlung 'Merkwürdige Rechtsfälle', Verdeutschung aus dem französischen Werk Pitavals, dem vielgelesenen und viel nachgeahmten Gerichtschronisten aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrh. Schillers Vorrede bezeichnet als einen Gewinn, 'wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich Leser erwerben, um zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen'. Die kühne und gefährliche Wendung bezeichnet einen Wesenszug von Schillers Schaffen. Noch auf seiner Höhe ist ein Wettbewerb mit den geriebenen Machern zu beobachten, die ohne Rücksicht auf die Ansprüche der Kunst starke Wirkung erreichen; Schiller möchte solches Gebaren adeln, indem er es kunstgerechter

Arbeit dienstbar macht. Darum konnte sich ergeben, daß seine Gegner ihn da oder dort ins Kotzebuehafte hinübergreifen sahen. (Wie Schiller solche Einwürfe faßte, verrät Goethes Brief an Zelter vom 20. Oktober 1831.)

Was noch in seinen letzten Dramen besteht, dank dem stolzen Bewußtsein, durch die Macht seines Geistes auch solche Zugeständnisse an das Bedürfnis der Zuschauer auf die Höhe der Kunst emporzuheben, waltet von Anfang in Schillers Erzählungen. Nicht oft und nur in seinen Anfängen bedient er sich ungebundener Rede des Berichts. Immer wieder überrascht an diesen Gebilden die auffällige Verwandtschaft mit der Kunst der französischen Erzähler. Schiller hat sich an ihnen, die er bis zuletzt hochschätzte, mit Bewußtsein gebildet. Das '*Merkwürdige Beispiel einer weiblichen Rache*' von 1784 hält sich enge an Diderots Erzählung vom Marquis von Arcis und von der Madame de la Pommeraye (in dem Buch 'Jacques le fataliste et son maître'; Sardou und Karl Sternheim haben den Vorgang auf die Bühne gestellt). Schillers Briefe huldigen gern der Gestaltungskraft der Franzosen, ihrer nachlässig schönen, geistvollen Schreibart, ihrer schmucklosen Eleganz. Doch auch die realistisch gesehenen Stoffe locken ihn; noch späte Entwürfe für die Bühne fassen verwandte Motive, sogar aus Pariser Umwelt, ins Auge. Schillers '*Verbrecher aus verlorener Ehre*' nimmt das Schicksal eines Straßenräubers wieder auf, aber in strenger Sachlichkeit und losgelöst von den Übersteigerungen des Erstlingsdramas. In gedrängter Sprache entwickelt sich ein Seelenvorgang, abgesehen der nächsten Wirklichkeit; noch enger an die geschichtlichen Zeugnisse lehnte sich später Hermann Kurz' 'Sonnenwirt' an, aber er konnte die zwingende Folgerichtigkeit einer Darstellung nicht überholen, die mit vollem Verzicht auf alles entbehrliche Nebenwerk das Wesentliche und Entscheidende einer ungemeinen Seelenentwicklung allein zum Gegenstand hat. Ganz so macht es, abermals an einem Vorgang aus der schwäbischen Umwelt des jungen Schiller, sein '*Spiel des Schicksals*'. Nur noch ruhiger und gegenständlicher ist der Wortausdruck geworden.

Das Bruchstück '*Der Geisterseher*' von 1787 betätigt am rücksichtslosesten den Grundsatz der Vorrede zu 'Pitaval'. Auf Spannung ist es angelegt, Geheimnisvolles tut sich auf, Wundergleiches geschieht. Bewußter Betrug steht im Hintergrund; aber wenn er aufgedeckt wird, dient das nur neuem Betrug. Auch Schiller greift hier zu den Bereichen, die im aufgeklärten XVIII. Jahrh. immer noch das Wunderliche festhielten und ihm den Anschein des Wunderbaren liehen. Züge des Treibens der geheimen Gesellschaften, Spiritistisches, Nutzung solcher Stimmungen durch Abenteurer vom Schlage Cagliostros dienen Schillers Zwecken. Auch der Kampf der Aufklärer gegen die Jesuiten spielt herein. Ein Prinz aus dem protestantischen Deutschland wird durch frevelhafte Mittel zum Katholizismus bekehrt. Aber nur zuletzt verrät das Bruchstück diesen Zusammenhang. Wertvoller ist ihm die schauerweckende Macht der Geheimnisse, die es vor den Leser hinstellt. Wie in diesem Zusammenhang eine seltsame Frauengestalt, die schöne Griechin, sich betätigen sollte, ist nicht zu erkennen. Das Bruchstück läßt eine Erzählung in Briefe eines der Miterleber übergehen, vielleicht wetteifert auch solche Briefform mit französischem Vorbild.

Entstanden ist der 'Geisterseher' schon zu einer Zeit, in der sich Schiller einer mehr oder minder wissenschaftlich strengen Darstellung geschichtlicher Ereignisse zugewandt hatte. Die beiden Hauptwerke greifen hinein in die Welt Philipps II. von Spanien und des Dreißigjährigen Kriegs. Die '*Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung*' (1788) berührt sich mit 'Don Karlos'; die '*Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*' (1790/92) leitet weiter zu 'Wallenstein'. Auf gründlicheren Vorarbeiten ruht das erste Werk, ihm dankte Schiller den Ruf an die Universität Jena. Das zweite Werk trägt der Wunsch, Darstellung der Geschichte auf kunstvolle Höhe zu heben und dergestalt auf deutschem Boden zu leisten, was andere Völker schon erreicht hatten. Solche Darstellungskunst schenkt heute auch dem ersten um so mehr den eigentlichen Reiz, als hier die Wahl und die Prüfung der Quellen den gesteigerten Anforderungen einer vorgeschrittenen Forschungsweise seit langem nicht mehr genügt; zur Zeit der Veröffentlichung wurde dieser Vorwurf noch nicht erhoben.

Die eigentlichen Gewinne, die sich aus der Geschichtsforschertätigkeit für Schiller ergaben, sind freilich weit weniger an den beiden größern Arbeiten zu erkennen als an kleinen Aufsätzen, die er —zunächst um rasch Geld zu verdienen— über Fragen der Historik abfaßte. Sie bezeugen, daß auch diesem Meister einer lebensvollen und plastischen Wiedergabe von Geschichtsereignissen, diesem wirkungsvollen Vergegenwärtiger der großen Persönlichkeiten der Weltgeschichte wichtiger noch die morphologischen Fragen der Menschheitsentwicklung waren, ganz so wie Vico, Herder und Kant. Schon die ersten Schritte auf diesem Feld leiten ihn zu Kant hin; gleich Kant sieht sich Schiller nicht, wie Herder, da, wo die Grundlinien des Gangs der Menschheit zu zeichnen sind, durch die Fähigkeit, der einzelnen Erscheinung der Geschichte ihr Persönlichstes abzuhorchen, von scharfumrissener Konstruktion abgedrängt. Sein Wissen reichte gewiß nicht an Herders allseitige Kenntnisse heran. Er fühlte daher kaum, wo er den wahren Tatbestand durch seine großen Scheidungen und durch kühne Synthese vergewaltigte. Er ging aufs Höchste und Entscheidendste aus. Wirklich lag ihm weniger an dem vergangenen Werden der Menschheit als an den Aufgaben, die sich vom Standpunkt sittlichen Wertens den Menschen in der Zukunft stellten. Neben Herders Forderung, die sich aus dessen Bild der Menschheitsentwicklung ergab, zu voller Entfaltung der im Menschen angelegten Geisteskräfte vorzuschreiten, tritt Schillers Auffassung von Werdegang und sittlichem Ziel der Menschheit wie etwas Eindeutigeres, die Formel, die ihm für sein eigenes Weltbild die rechte Unterlage bot, die auf lange Zeit hinaus auch jüngeren Zeitgenossen, voran den Romantikern, zum Leitgedanken werden konnte. Sie kennt neben dem Goldenen Zeitalter der Vergangenheit ein Goldenes Zeitalter, das als letztes Ziel des Menschen in der Zukunft liegt, nicht etwa Ergebnis einer Zurückentwicklung, sondern im Sinn eines Aufstiegs, der den besten Gewinn aus dem Werdegang der Menschheit harmonisch mit dem Wesen einer schönen Urzeit verbindet. 1790 schon kündet Schillers Vorlesung '*Etwas über die erste Menschengesellschaft* nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde', der Mensch solle den Stand der Unschuld wieder durch seine Vernunft aufsuchen lernen und als freier, vernünftiger Geist dahin zurück-

kommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war. Dem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft wird ein künftiges Paradies der Erkenntnis und der Freiheit entgegengestellt. Hier werde der Mensch dem Sittengesetz in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen, wie einst dem Instinkt, so wie noch immer Pflanze und Tier dem Instinkt dienten. Auf der Höhe seines philosophischen Dichtens nimmt später die Weltwertung, auf der dies Gebot ruht, endgültige Gestalt an in den beiden Versen:

> Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
> Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

Drei Stufen des Werdegangs: Die erste ein Zustand der Unbewußtheit und Reinheit; die zweite ein Zustand des erwachenden und wachsenden Bewußtseins, ausgesetzt allen Gefahren, die solch bewußtes Verfahren dem Menschen, aber auch seiner Sittlichkeit bringen kann, vor solchen Gefahren geschützt nur durch Erfüllung des Sittengebots; die dritte mit Willen gewonnenes harmonisches Zusammenklingen von Sittengesetz und Anlage des Menschen.

Alles, was von Schiller auf dem Feld philosophischer Selbstbesinnung geleistet werden sollte, diente einer vertieften Ergründung dieser drei Stufen. Noch klingt 1790 der Ausdruck einseitig kantisch. Noch scheint es, als sei nicht voll erfaßt, wieweit auf dritter Stufe etwas Wesentliches der ersten Stufe wiederauflebt. Noch bewegt sich Schiller bloß zwischen den beiden Polen Unbewußtheit und Bewußtheit, Instinkt und Freiheit.

Wirklich schließt er sich jetzt enge an Kant an; Aufsätze Kants aus den Jahren 1784 und 1786 führen ihn, noch nicht eins der Hauptwerke. Sie setzen sich mit Rousseau auseinander, mehr mit dessen Anfängen, den Dijoner Preisschriften von 1749 und 1753, als mit spätern, minder schroffen Bekenntnissen Rousseaus zu seinem Kampfruf 'Zurück zur Natur!' Kant will erweisen, nicht, wie Rousseau annimmt, sei der Mensch durch das geschichtliche Werden der Gesellschaftszustände heruntergekommen und nicht habe er alles Gute und Reine aufgegeben, das ihm von der Natur geschenkt worden war. Der Intellekt, dem bei Rousseau die üble Rolle zugewiesen wird, den Menschen nur zur Selbstsucht erzogen zu haben, findet in Kant einen gerechten Anwalt. Erkenntnis und sittliche Selbstbestimmung hat er gezeitigt. Die Kultur, die sich da ergeben hat, sei nicht preiszugeben. Sie habe dem Menschen zu Wertvolles geschenkt, als daß an ihre Stelle der alte Naturzustand treten sollte, und wäre es nur, um die Geschichte von neuem anzufangen, mit der Absicht, ihr nun ein besseres Ziel zu stecken. Kant erweist sich hier als einer der wichtigsten aus dem Kreis deutscher idealistischer Geschichtsphilosophen, die von den Wegen Rousseaus die Zeit zu gerechterer Würdigung errungener Geistesbildung zurückleiteten.

Noch aber war genauer zu bestimmen, wieweit auf der dritten Stufe etwas von dem Guten der ersten wiederaufleben konnte. Von verschiedensten Seiten ging man damals an die Beantwortung dieser Frage heran. 1787 sann der holländische Philosoph Franz Hemsterhuis diesem Goldenen Zeitalter der Zukunft nach. Von ihm ließ sich Hölderlin wie Novalis gern belehren. F. H. Jacobi hatte schon

acht Jahre früher sich gegen Rousseau gewendet und nahm dann den Begriff des Vernunftinstinktes aus alter und neuerer Philosophie auf, um das zu bezeichnen, was dem künftigen Goldenen Zeitalter den Stempel aufdrücken werde. Er legte den Finger auf die Stelle, von der aus auch Schiller zu seiner Antwort kam. Denn auch für Schiller drehte es sich um das Maß der größern oder geringern Bewußtheit im Handeln des Menschen. Das Pflanzenhafte, das er als höchstes Ziel den Menschen hinstellte, ist von einer geringern und daher ungefährlichern Bewußtheit erfüllt als der Zustand des Kulturmenschen.

Das ist ja die Voraussetzung von Schillers Lebensgefühl und Denken, daß der Mensch im Lauf seines Werdens, ganz besonders stark während des XVIII. Jahrhunderts, zu einem immer lebhafteren Bewußtsein von seinen Seelenvorgängen gelangt war. (Noch viel mächtiger bedingt diese Tatsache die deutsche Romantik.) Rousseaus Wort, die Kultur habe den Menschen unglücklich gemacht, gewinnt da eine neue und vertiefte Fassung: Je bewußter der Mensch sich und die Welt zu schauen lernt, desto unsicherer wird ihm der Boden, auf dem er steht. Er geht allmählich an solcher zerstörenden Überbewußtheit zugrunde. Rettung kann nur der Wille schaffen, sich wieder zu mehr Unbewußtheit zu erziehen, sich — wie die Zeit es nannte — wieder naturhafter zu machen. Schillers Sinnen drängt zu diesem Gesundungsmittel hin. Gesundung war das für eine Welt, deren allzu bewußte Welt- und Selbstschau als Merkmal kommenden Verfalls gelten darf. (Sicherstes Kennzeichen solcher Krankhaftigkeit ist die dauernde Scheidung des erlebenden Ichs in einen Beschauer und in ein Beschautes.)

Auf der Suche nach einem Zustand minder bewußter, fast selbstverständlicher Sittlichkeit schwenkt Schiller von Kant ab. Schon hatte er erobert, was er da erstrebte, als er in der Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung' bei Gelegenheit der Idylle, die ihm wie ein Höchstes von Dichtkunst erschien, den Stand der Unschuld, von dem die Menschen ausgegangen waren und zu dem sie zurückkehren sollten, als einen 'Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen' bezeichnete. Gleichzeitig spielte er am unbedingtesten gegen das Goldene Zeitalter der Vergangenheit den Begriff einer bessern Zukunft aus. Wenn Kultur überhaupt ein bestimmtes Ziel haben solle, so müsse sie auf diesen Zustand der Harmonie lossteuern. 'Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Übeln versöhnen, denen er auf dem Wege zur Kultur unterworfen ist.' So urteilt er, der einst — in seinen 'Räubern' am unbedingtesten — mit Rousseau über die bestehende Kultur abgeurteilt hatte und die Menschen zu einem kulturwidrigen Naturzustand zurückführen wollte. Noch immer fühlt er schmerzlichst die Schäden der Kultur. Doch mit ganz andern Mitteln will er ihnen entgegenwirken, immer kantisch bemüht, den besten Gewinn der Kultur nicht preiszugeben. Das ganze Bereich dieser Fragen ist ihm so wichtig, daß er in seinen großen philosophischen Abhandlungen ihnen mehr Arbeit zuwendet, als dem ihm scheinbar näherliegenden Gebiet ästhetischer Selbstbesinnung.

Gleichwohl war er ursprünglich von der Seite der Ästhetik an die großen Kritiken Kants herangetreten. Sogar der dreitaktige Rhythmus des Gangs der



Menschheit ging ihm zuerst an einem ästhetischen Zusammenhang auf, noch vor den geschichtsphilosophischen Annahmen von 1790.

Gegen die Angriffe, die seine 'Götter Griechenlands' durch überspannte Verherrlichung des antiken Olymps geweckt hatten, sollten '*Die Künstler*' sich wehren; zeigen sollten sie, wie es den Künstlern gegeben sei, der Wissenschaft voranzuschreiten und früher als sie die Menschheit zu Kultur emporzuleiten. Kunst also Vorstufe wissenschaftlicher Erkenntnis; so ungefähr hatte schon A. G. Baumgarten es gemeint. Schiller wäre nicht über die Weisheit der Aufklärung hinausgelangt, hätte er sich mit dieser Kampfgebärde begnügt. Es war zur Zeit seiner ersten Weimarer Tage. Mit Wieland verkehrte er damals. Durch Wieland ging ihm auf, wie bescheiden die Rolle war, die er der Kunst zuteilen wollte. Ist sie nur eine Vorstufe der Wissenschaft, dann darf sie neben hochgestiegener Wissenschaft kein Lebensrecht mehr beanspruchen. (Hebbels ganze Dramaturgie geht von der Bekämpfung solchen Bewertens der Kunst und besonders des Dramas aus.) Wieland kam von Shaftesbury her; von ihm hatte er gelernt, den Begriff der Harmonie aus der Welt des Ästhetischen in die des Sittlichen zu übertragen. Im Hintergrund stand Platon. Der harmonische Mensch das rechte Ziel alles Ringens um echte Sittlichkeit. Die Harmonie des Kunstwerks ein ewig bedeutsames und daher für alle Zeiten unentbehrliches Sinnbild reinster Sittlichkeit. So meinte es Wieland mit Shaftesbury. Schiller gab dem Einwand recht und gestaltete 'Die Künstler' um. Nun enthüllt sich das Schöne nicht bloß als Morgentor zum Land der Erkenntnis, ihm verbleibt ein hoher Wert noch am Ende des Entwicklungsgangs der Menschheit. Mit den Künstlern beginnt, schließt aber auch die seelenbildende Natur. Auch Wissenschaft muß der Harmonie des Schönen zureifen. Die Harmonie der Kunst bleibt ewig Vorbild für den Forscher, der die Bestimmung der Menschheit erkennen will. 1789 erscheinen 'Die Künstler', sie selbst ein Morgentor zu Schillers Kulturkritik und zu seiner Fassung des Gedankens einer ästhetischen Erziehung des Menschen, ein erster Versuch, den Rhythmus der Menschheitsentwicklung zu bestimmen. Schon ist der dialektische Dreiklang angeschlagen: Thesis und ihr Gegensatz, die Antithesis; die Gegensätze ausgeglichen in der verknüpfenden Synthesis. Hier die Dreiheit: Kunst, Wissenschaft, Vermählung von beiden. Später der Dreiklang: Natur, Kultur, kulturgefüllte Natur (oder naturhafte Kultur).

Zu Beginn des Jahres 1791 wagt sich Schiller an die 'Kritik der Urteilskraft'. Sie war 1790 erschienen. Da er viel über Ästhetik nachgedacht hatte, meinte er sie leichter bewältigen zu können als die beiden ältern Kritiken. Anfangs setzt er sich auch mit Kant auf ästhetischem Gebiet auseinander, in kleinern Aufsätzen, im Kolleg, besonders in Briefen an Körner aus den Monaten Januar und Februar 1793. Ihnen sollte eine Analytik des Schönen mit der Überschrift '*Kallias*' entnommen werden. Schiller hat dies Werk leider nie abgefaßt. Es hätte gezeigt, wie nahe er an die Grundsätze Goethes und Herders herangekommen war. (Als er später mit Goethe diese Dinge besprach, durfte er die Blätter, die er an Körner gesandt hatte, wie Zeugnisse für seine Übereinstimmung mit Goethe benutzen.) Schiller wagt nichts Geringeres als eine Widerlegung von Kants Nachweis, daß es keine objek-

tiven Kennzeichen des Schönen gebe. Tatsächlich nimmt er den Grundsatz der Organismusästhetik auf, gibt ihm freilich eine neue Form, die gut kantisch auf die Verknüpfung von Geist und Natur verzichtet. Seine Begriffsbestimmung des Schönen gewinnt dadurch den Anschein, als wolle er es auf das Sittliche gründen. 'Freiheit in der Erscheinung' ist ihm Schönheit. Nicht sittliche Freiheit an sich. Vielmehr nutzt Schiller, während die Organismusästhetik mit der Analogie von innerer Gesetzlichkeit in Natur und Kunstwerk arbeitet, die Analogie von sittlicher Selbstbestimmung und Eigengesetzlichkeit des Schönen wie des Kunstwerks. Freiheit in der 'Erscheinung' meint er, nicht Freiheit in der Erfüllung von sittlicher Pflicht. Die äußere Form darf nicht durch eine allgemeine Regel bestimmt sein, sondern muß im Innersten des ästhetischen Gegenstands, also auch des Kunstwerks wurzeln. Es ist abermals der Kampf gegen die ein für allemal geltenden Maßbestimmungen des Schönen, den im Sinn Plotins die Organismusästhetik Shaftesburys, Herders, Goethes und ihres Gefolges ficht. Er arbeitet bei Schiller wie bei den andern mit dem Gedanken, daß in der äußern Gestalt eines ästhetischen Gegenstandes ein inneres Gesetz zum Ausdruck gelangt.

Auf diese Begriffsbestimmung des Schönen bezieht sich noch, unscheinbar genug in der Kürze des Hinweises, der 23. Brief '*Über ästhetische Erziehung*'. Schillers Arbeiten fußen auf ihr. Allein nie hat er ausführlich das Ganze seinen Zeitgenossen auseinandergesetzt. Er hätte sich manchen Einwand der Romantik gespart. Sie ahnte nicht, wie nahe sie an dieser Stelle ihm stand.

Die Abhandlungen, die sofort veröffentlicht wurden, bauen auf den Einsichten auf, die in den Briefen an Körner gewonnen worden waren. Sie können indes, noch wo Schiller in ihnen am unbedingtesten für die Eigengesetzlichkeit des Schönen eintritt, den Eindruck wecken, als sei ihm das Schöne nur Mittel zu rechter Sittlichkeit, als stehe er immer noch auf dem Standpunkt, den er schon während des Werdens der 'Künstler' überwunden hat. Tatsächlich gewinnt er eine festere und schärfere Form des Gedankens, den 'Die Künstler' zuletzt vortragen. Richtig ist, daß er in den großen Abhandlungen Fragen der Kultur und der Sittlichkeit und nur in zweiter Linie Fragen der Kunst erwägt.

'*Über Anmut und Würde*' (1793) geht von einer Frage der Ästhetik aus. Zwei Erscheinungsformen des Schönen werden geschieden: architektonische Schönheit und Anmut. Bloßes Geschenk der Natur, ruht architektonische Schönheit auf einem glücklichen Verhältnis der Glieder, auf fließenden Umrissen, auf lieblichem Teint, zarter Haut, feinem und freiem Wuchs, wohlklingender Stimme. Anmut ist Schöpfung des Geists, ist Ausdruck eines geistigen Verhaltens; in ihr spiegelt sich ein Inneres von sittlicher Kraft. Die alten Scheidungen Plotins, auf denen die Organismusästhetik ruht, sind auch hier Voraussetzung; fast wörtlich kehrt wieder, was von Plotin zur Trennung einer Schönheit der rechten Maßverhältnisse und einer Schönheit, die Ausdruck eines Innerlichen und Geistigen ist, gesagt worden war. Wie Plotin entscheidet sich auch Schiller für die geistbedingte Schönheit. Indem aber Schiller das Wesen des geistigen Verhaltens ergründen will, aus dem sich Anmut der Erscheinung ergibt, biegt er ab von Kants kategorischem Imperativ. Wer von Fall zu Fall immer wieder nach Kants Wunsch den schweren Kampf der

Pflicht auszufechten hat, kann nicht anmutig wirken. Das glückt nur dem harmonischen Menschen, dem in unentwegter Selbsterziehung die Gegensätze Pflicht und Neigung oder Vernunft und Sittlichkeit sich ineinander auflösen. Voraussetzung ist Erziehung des Gefühls. Sie sichert zugleich die Selbstbestimmung des Trägers der Anmut. Er ist nicht nur aus Temperament gut; auch das wäre bloß ein Geschenk der Natur. Was bei andern bloß Naturanlage ist, wird ihm durch Selbsterziehung zuteil. Schon zeigt Schiller, wie der Mensch wieder ins naturhaft Unbewußtere übergehen kann, wie er fähig ist, sich selbst zu solcher Naturhaftigkeit zu erziehen.

Schöne Seele heißt für Schiller der Mensch, der sich zu solcher Harmonie von Sinnlichkeit und Sittlichkeit erzogen, solchen Vernunftinstinkt (nach Jacobi) gewonnen hat. Kant läßt diese Ausnahmeerscheinung nicht zu. Sein kategorischer Imperativ ist für jedermann bestimmt. Ein Edelmensch, der für sich eine andere und minder strenge Art von Sittlichkeit beanspruchen darf, kommt für Kant nicht in Betracht. Schiller nimmt hier in merklichem Gegensatz zu Kant die andere Richtung der Sittlichkeitslehre des Jahrhunderts auf, deren erster Vertreter Shaftesbury gewesen war. Shaftesbury eröffnete den Reigen der Verfechter und Verklärer des Edelmenschen. Auch sein 'virtuoso' ist harmonisch; Selbstsucht und Mitgefühl mit dem Mitmenschen haben sich in ihm zu einer Einheit verbunden. So darf er wie Schillers schöne Seele seinen Trieben vertrauen. Auch er hat sein Fühlen erzogen.

Auf Umwegen war Shaftesburys Lehre schon dem jungen Schiller zugeführt worden, mannigfach abgewandelt durch andere. Jetzt nähert er sich dem Engländer unmittelbarer. Hat Shaftesbury ihm auch den Weg zu Plotin eröffnet? Sicherlich gewinnt Schillers Sittenlehre nun eine Stellung zwischen den beiden Polen Kant und Shaftesbury. Eine Zwischenstellung; denn — so äußert sich Schiller am 3. Dezember 1793 in einem Brief an den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg — trotz allem hält er 'im Hauptpunkt' an Kant fest. Auch 'Anmut und Würde' bestätigt das. Die schöne Seele darf sich nicht in allen Fällen auf ihr geläutertes sittliches Gefühl verlassen. 'Im Affekt' hat sie sich dem kategorischen Imperativ zu unterwerfen, hat zu kämpfen, damit die Vernunft nicht der Sinnlichkeit unterliege. Sie wird dann zu einer moralisch großen oder erhabenen Seele. Ist sonst Anmut der Ausdruck ihres Innern, so wird er jetzt Würde. Abermals geht es aus der Ethik ins Ästhetische hinüber. Der Begriff des Erhabenen, von der Ästhetik des Jahrhunderts vielfach erwogen, von Kant in klarer Gegenstellung dem Schönen angereiht, dient solcher Verknüpfung von Ethik und Ästhetik. Auch da enthüllt sich ein Innerliches, das Voraussetzung der äußern Gestaltung ist. Noch immer ist ein Zusammenhang mit Plotin da.

Die '*Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen*', in ihrer Urgestalt an den Augustenburger gerichtet, wurden für den Druck schon zu der Zeit umgearbeitet, in der sich Goethe und Schiller endlich fanden. Sie erschienen 1795 in den 'Horen', der Zeitschrift, deren wichtige Stütze Goethe war. Ursprünglich eine strenge Wertung der französischen Umwälzung, wenden sie sich von der Erwägung einer besten Staatsform zu der Frage, welche Geisteshöhe der Mensch erstiegen

haben muß, wenn er mit Erfolg die bestehenden Staatseinrichtungen beseitigen und etwas Besseres dafür setzen soll. Die 'Briefe' sind Bruchstück geblieben und schon deshalb Mißverständnissen ausgesetzt. Sie denken die Abhandlung 'Über Anmut und Würde' weiter, bedienen sich indes anderer Fachausdrücke, die von Fichte herrühren. Sach- oder Stofftrieb, Spieltrieb, Formtrieb lautet die Dreiheit, die an die Stelle von architektonischer Schönheit, Anmut, Würde tritt. War indes früher der Schritt von Anmut zu Würde wie ein siegreiches Emporsteigen gefaßt worden, das der schönen Seele den rechten Wert schenkt, nunmehr erscheint der Zustand der Anmut, der Zustand also, in dem der Spieltrieb sich unbeeinträchtigt auslebt, als ein Höchstes und Letztes. Der Mensch spielt nur, wo er in vollem Maß Mensch ist; er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Sieht er sich genötigt, von Anmut zu Würde überzugehen, das Schöne dem Erhabenen zu opfern, so muß er auf den göttergleichen Zustand eines freien Daseins verzichten, das keine Fessel, keinen Zweck, keine Pflicht oder Sorge kennt. Da enthüllt sich Schillers, des schweren Erdenkämpfers, Sehnsucht nach kampflosem Glück. Zwar wäre ihm dies Glück wertlos, bliebe nicht Kraftbewußtsein des Geistes die Voraussetzung. Dennoch scheint das alles von Kant wegzuführen, doch so bleibt der Zusammenhang mit Kant um so mehr von anderer Seite gewahrt. Der Zustand, der für Schiller als Ideal sich enthüllt, ist der Zustand eines 'interesselosen' Gefallens, der nach Kant allein angesichts des Schönen walten darf, ein Zustand, nicht bedingt durch das Interesse am Guten und Angenehmen. Und auch das ist kantisch, daß die reinste Verbindung des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen im Gestalten und in der Aufnahme des Schönen bestehe, daß im Kunstwerk Sinnliches und Geistiges am harmonischsten sich zusammenfinden. So durfte Schiller sich immer noch mit Kant einig glauben, wenn er den Schritt vom Schönen zum Erhabenen wie ein Herabsteigen von höchstem Menschentum faßte. Dem Tragiker Schiller blieb allerdings nur übrig, in seinen Schöpfungen diesen Schritt immer wieder von neuem zu tun.

Die 'Briefe' huldigen dank solchem Werten rückhaltlos den Erscheinungen der Weltgeschichte, in denen Schillers Ideal am reinsten sich verkörpert. Die Griechen hatte Winckelmann, auch Herder so gesehen. Nie fand Schiller gleich uneingeschränkten Ausdruck für das Große der alten Griechenwelt wie hier. Keiner hat damals unbedingter ein Goldenes Zeitalter in den Griechen verwirklicht geglaubt, mag daneben immer noch ein höheres Goldenes Zeitalter der Zukunft fest ins Auge gefaßt sein. Und ebenso huldigt Schiller hier unbedingt der Kunst Goethes.

Ihr war er näher gekommen, indem er durch Goethe gelernt hatte, die Natur minder als bloßen Zustand des triebartig Sinnenhaften zu nehmen. Aus 'Anmut und Würde' tönte kurz vorher dem künftigen Freunde manches entgegen, das wie Undankbarkeit gegen die Natur gedeutet werden durfte. Daß Natur noch in anderm Sinn gewürdigt werden kann, daß sie zugleich Trägerin eines festen innern Gesetzes sei, erfuhr Schiller durch Goethe. Von solcher Deutung geht die letzte große Abhandlung '*Über naive und sentimentalische Dichtung*' aus.

Natur ist jetzt für Schiller 'das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen'. Mag er immer noch be-

tonen, daß die Vollkommenheit solcher Natur nicht ihr Verdienst, nicht das Werk ihrer Wahl sei, er findet doch für Erscheinungen, die auf dem Standpunkt der Natur beharren, jetzt Worte bewundernder Liebe, für das Kind, für die Frau (er will sie ja auf der Stufe der Naturhaftigkeit festhalten), für das Genie. Menschen, die in diesem Sinn noch ganz Natur sind, nennt Schiller naiv. Ihnen stellt er die Sentimentalischen gegenüber, die nicht mehr Natur sind, die aber desto sehnsüchtiger alles Naturhafte verklären, die wieder Natur werden möchten. Empfindet der Naive natürlich, so der Sentimentalische das Natürliche. Goethes Beobachtung aus Sizilien kehrt hier wieder. Sie dient abermals, zwei Dichtweisen zu scheiden: die naiven Dichter, die Natur sind, ohne es zu wissen, die sentimentalischen, die ihrer Entfernung von der Natur sich bewußt sind und um so eifriger die Natur suchen. Dort die 'Alten', hier die 'Modernen'.

Das ist wieder Zugeständnis, daß der Gegenwartsmensch mehr und mehr unter einem Übermaß von Bewußtheit leidet und sich nach geringerer Bewußtheit sehnt. Der Versuch, den oft und besonders im XVIII. Jahrh. immer wieder erwogenen Gegensatz von Antik und Modern auf eine neue Formel zu bringen, leitet Schiller tatsächlich weiter zu tiefeindringenden Charakteristiken der großen Sentimentalischen des Jahrhunderts. Doch indem er das heimliche wie das laute Leid dieser Überbewußten darlegt, mit der vollen Einsicht eines Menschen und Dichters, der selbst solchem Leid verfallen ist, fühlt er sich mehr und mehr gedrängt, den Vorzug zu betonen, den der Sentimentalische vor dem Naiven hat: die lebhaftere Geistigkeit, den weitern Überblick über die letzten Zusammenhänge, die Fähigkeit, sich selbst besser kennenzulernen, und die rechte Einsicht in das letzte und höchste Ziel aller Menschheit. Nur der Sentimentalische weiß ganz zu ermessen, daß es Aufgabe des Menschen ist, zu der Harmonie zurückzukehren, die einst in bescheidenerer Gestalt schon bestanden hat, als Ideal jetzt in wertvollerer Form sich aufstellen läßt; zu einer Harmonie, die auf Selbstbestimmung ruht, die, gestützt auf alle Gewinne der Geisteskultur von Jahrtausenden, die ungebrochene Einheit im Menschen wiederherstellt, wie sie einst in einem Goldenen Zeitalter der Vergangenheit bestanden hat. So gipfelt alles, was von Schiller durch Geschichtsphilosophie und Kulturergründung in den ältern Arbeiten erreicht worden war, in dieser abschließenden großen Arbeit. Sie entwickelt in dem Begriff der sentimentalischen Idylle das Maximum der Dichterleistung, einer Idylle, in der aller Gegensatz von Wirklichkeit und Ideal so aufgehoben ist, wie Schiller das vom Goldenen Zeitalter der Zukunft erhofft. Solch eine Idylle plant er selbst; ihr Held wäre sein Liebling Herakles gewesen, ein Sinnbild seines eigenen Ringens mit dem Leben. Er hat die Idylle nie abgefaßt, die in einer schönen Welt reinen 'Spiels' enden sollte. Er schrieb Tragödien, die für 'Würde' eintraten. Er blieb auf dem Feld des Erhabenen und verzichtete auf ein Werk reiner Schönheit, wie es neben der Idylle auch die Komödie gewesen wäre. Daß die Komödie im Gegensatz zur Tragödie die Fesseln der pflichtbewußten 'Würde' sich nicht anlege, war ja nur notwendige Folgerung aus Schillers ästhetischem Glaubensbekenntnis.

Goethe wäre angesichts eines solchen großgedachten Programms sentimentalischer Dichtung von der Höhe herabgestiegen, die ihm die 'Briefe über ästhetische

Erziehung' zuerkennen, wenn Schiller nicht von anderer Seite ihm eine höchste Leistung zuerkannt hätte: Naiv naturnah wie nur einer aus der schönen Welt der Alten, hat Goethe den Kern des sentimentalischen Menschen erfaßt und mit der ihm eigenen Fähigkeit, die sinnliche Wahrheit der Dinge wie ein alter Grieche festzuhalten, in 'Werther', 'Tasso', 'Wilhelm Meister', 'Faust' den sentimentalischen Sehnsuchtsmenschen dargestellt. Verknüpfung der Gegensätze, Synthese von These und Antithese: auch das ein Maximum, nicht als nie ausgeführter Plan, als geleistete Tat.

DIE BRÜDER GRIMM UND CARL LACHMANN

Von Helmut Wocke

In den Unglücksjahren nach Jena und Auerstedt arbeiteten hervorragende Männer an der inneren Erneuerung des Vaterlandes, sie wachten über der deutschen Seele und waren Hüter des Geistes, der sich sieghaft auch in der Not bewährt. Die Universität Berlin wurde 1810 gegründet und 1811 die Universität Frankfurt a. O. nach Breslau verlegt. Aus dem Borne deutschen Wesens wollte die Gegenwart sich verjüngen, in heimische Sprache und Kultur vertieften sich die Besten der Zeit: eine neue Wissenschaft entstand, die Wissenschaft vom deutschen Altertum. Die Romantik hatte Sinn und Verständnis für das Mittelalter und dessen Geistesschätze geweckt, nun begann die Forschung in das Dunkel verflossener Jahrhunderte zu leuchten. Sie stand im Banne jener vaterländischen Bestrebungen der Romantik, mußte aber eigene Wege gehen, wenn sie sich nicht in nebelhafte Fernen verlieren wollte. Die Gesetze und das Leben der Sprache galt es aufzuhellen, die Sitten und Gebräuche der Ahnen zu erschließen und unbekannte dichterische Schätze ans Licht zu heben.

Jacob und Wilhelm Grimm sowie Carl Lachmann sind die eigentlichen Begründer der neuen Wissenschaft. Der Briefwechsel der Drei liegt jetzt gedruckt vor. *Albert Leitzmann* hat ihn im Auftrage und mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben, *Konrad Burdach* hat eine ausführliche, weite Ausblicke eröffnende Einleitung beigesteuert. Die zwei sehr umfangreichen Bände (Verlag der Frommannschen Buchhandlung, Walter Biedermann, Jena 1927) bergen eine Fülle von Wissen und bieten wertvolle Aufschlüsse über das Schaffen und die Persönlichkeit der drei Forscher. Ein Stück Geistes- und Bildungsgeschichte zieht an uns vorüber, die Frühzeit der germanischen Philologie wird vor uns lebendig.

Der Anfang des Briefwechsels ist nicht erhalten. Zu Benecke äußerte Jacob Grimm am 23. Dezember 1819: 'Aus seinen (Lachmanns) Anmerkungen zu Köpke sah ich, daß er auf die Reime achtete, früher als wir andern, schrieb also an ihn und teilte ihm meine Resultate mit.' Lachmann waren Jacobs Zeilen nicht bloß eine große Freude, sondern zugleich ein Trost in der Einsamkeit, in der er in Königsberg mit seinen grammatischen Untersuchungen stand. Seine Antwort sprengt schon den Rahmen eines Briefes, sie wächst zu einer wissenschaftlichen Abhandlung an, so daß er selber über seine 'entsetzliche Weitläufigkeit' erschrickt

Zugleich legt er ein 'Glaubensbekenntnis' ab: seiner Bewunderung für Wolfram gibt er Ausdruck, gesteht aber, den 'weichlichen und unsittlichen Gottfried' kaum lesen zu können. Dem strengen, nach reiner Wahrheit unermüdlich ringenden Forscher sind die 'symbolischen Ratereien' seiner Zeit zuwider. Und schließlich ruft er aus: 'Wenn doch Hagens Faseleien über die Nibelungen die letzten wären!' Jacob begrüßt dankbar die Mitteilungen und Ratschläge des Freundes, dessen Untersuchungen ihm ein Gewinn sind in ihrer außerordentlichen Genauigkeit. 'Lassen Sie uns auf diesem Wege fortfahren, und bald wird ein philologisches Fundament entstehen, welches dem Publikum mehr Zutrauen einflößen soll als das Geschwätz und die Halbwisserei, die bisher ihr Spiel mit der altdeutschen Literatur getrieben haben.'

Die Grundlage galt es zu schaffen für eine tiefere Erkenntnis des eigenen Volkstums und der heimischen Sprache und Dichtung. Die neue Wissenschaft stand noch lange im Schatten der klassischen Philologie. Jacob meint einmal, an Schneiders lateinischer Grammatik sei ihm eins klar geworden: 'Die klassischen Philologen sind ans Bessere und Feinere gewöhnt, ans Frischere will ich gerade nicht sagen, mancherlei, worauf wir unbedenklich losgehen, muß ihnen unanständig erscheinen.' Den Vertretern der deutschen Philologie lägen wiederum gewisse Fragen und Aufschlüsse näher, welche die lateinischen und griechischen Grammatiker nicht aufwürfen oder liegen ließen. Lachmanns erste wissenschaftliche Untersuchung war Properz gewidmet, in späteren Jahren wandte er sich Tibull und Catull zu. Die Abhandlung 'De mensura tragoediarum' veröffentlichte er 1822. Eine lateinisch geschriebene Arbeit, so äußerte er damals, komme ihm nachher selber seltsam vor. Man habe Sachen gesagt, die sich deutsch ganz anders ausnehmen würden und nun gestiefelt und gespornt aufträten, während sie in Wirklichkeit gar nicht so schlimm gemeint seien. Jacob Grimm leugnet nicht den ungeheuren Nutzen, den das Latein stiftet, aber er hält es für abgeschmackt, sich einer fremden Sprache zu bedienen. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide sind ihm ihrem Gehalt nach wertvoll und trefflich und recht dazu geeignet, empfänglichen Lesern den Geist früherer Poesie zu vermitteln. Die Bewunderung für die italienische Dichtung kann er nicht teilen. Ariost und Tasso mag er nicht, aus guten Gründen, Petrarca müsse man wie alle Lyriker 'in mäßigen Portionen' genießen, von Dantes Werk fühlt er sich rasch ermüdet. Bei den altdeutschen Sängern findet er mehr Leben, mehr Natur.[1])

Mancherlei Vorurteile und Hindernisse hatten die Begründer der neuen Wissenschaft zu überwinden. Zu einzelnen ihrer Mitforscher standen sie in mehr oder minder scharfem Gegensatz. Sie dienten aber nicht ihrer eigenen Person, sondern der Sache: die Wahrheit wollten sie ergründen in treuer, stiller Arbeit, die keine Mühe und keine Umwege scheut.

Scharfe Urteile fallen vor allem über Friedrich Heinrich von der Hagen, Büsching, Graff, Maßmann, Docen, Mone. Hagen ward 1811 an die neugegründete Universität Breslau als Professor der deutschen Sprache berufen, 1821 ging er nach Berlin. Eine Fülle altdeutscher und nordischer Denkmäler hat er, freilich ohne streng

1) Vgl. dazu die entsprechenden Ausführungen in Jacob Grimms Abhandlung 'Italienische und skandinavische Eindrücke' (1844).

wissenschaftliche Kritik, veröffentlicht und so in weiten Kreisen den Blick auf bisher unbekannte Werke der Frühzeit gelenkt. Im J. 1819 erschienen 'Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer'. Dies Buch Hagens nennt Wilhelm Grimm am 22. Februar 1820 'unerquicklich, es betrachtet den Gegenstand von einem Gesichtspunkt, der alles in einem eintönigen, leblosen Grau erblicken läßt'. Lachmann sagt, über die Nibelungen wolle er nicht mehr schreiben. 'Hagen hat sie nun einmal gepachtet, er gilt für ihren Pfleger und Hüter, wenn er sie auch abwürgt.' Um die Kunst-, Kultur- und Literaturgeschichte Schlesiens hat sich Johann Gustav Büsching, Hagens Freund und Mitherausgeber, besondere Verdienste erworben. Er war Archivar in Breslau und später Professor an der dortigen Universität. Die 'Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters' fanden Goethes warme Zustimmung. Die Anerkennung des Dichters hielt Jacob Grimm freilich für unverdient. Büschings Buch 'Ritterzeit und Ritterwesen, in Vorlesungen' (Leipzig 1823) lehnte er überdies aufs schärfste ab. Das Gebiet des Althochdeutschen im besonderen pflegte Eberhard Gottlieb Graff. Seit 1824 wirkte er als Professor der deutschen Sprache an der Universität Königsberg, 1830 siedelte er nach Berlin über und widmete sich hier ganz seiner gelehrten Tätigkeit. Eine mehrjährige wissenschaftliche Reise führte ihn durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Eine Fülle althochdeutscher Glossen, die er in Bibliotheken des In- und Auslandes aufgespürt hatte, veröffentlichte er in seiner Zeitschrift 'Diutisca'. Lachmann nennt Graff am 21. Juni 1822 einen 'Mann von viel Verstand, aber sehr leichtfertig'. Später hat er sich noch weit, weit schärfer geäußert. Die einst freundschaftlichen Beziehungen waren früh gestört. In der Denkungsart stimmte Jacob mit Lachmann durchaus überein, zog aber nicht so harte Folgerungen. 'Streben Sie nicht danach, mit ihm zu brechen, eine Ausgleichung ist doch möglich.'

Auch gegen andere Mitforscher zeigen die Brüder Grimm und Lachmann in dem Briefwechsel eine mehr oder minder spürbare Abneigung. Maßmann ist nach Wilhelms Meinung 'eifrig, aber nicht imstande, seinen Sachen einen Halt zu geben und das Unwichtige abzusondern'. Lachmann schreibt am 19. November 1834: 'Er ist im Leben viel besser als in seinen Büchern, wo er nie ohne Albernheiten und Geschmacklosigkeiten ist: eine ehrliche, ernste Natur, der es freilich an Anmut fehlt.' Wiederholt wird der Münchener Bibliothekar Bernhard Joseph Docen erwähnt. Jacob Grimm schätzt ihn als einen tüchtigen, braven Mann, nur sein Fleiß sei nicht von Ausdauer, er zerstreue sich durch zu viele Nebenarbeiten. Zügellose Phantastik zeigen die Werke von Friedrich Creuzer, der als Professor der klassischen Philologie in Heidelberg lebte. Seine 'Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen' verwickelte ihn in einen Federkrieg mit Voß. Dieser besprach das Buch in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung abfällig. Jacob Grimm findet die Kritik lebendig und witzig, sie werde heilsam wirken für die weitere Forschung; aber es fehle ihr 'das Auferbauliche, Tröstende', wie überhaupt den Arbeiten dieses Mannes, der wohl anderer Blößen aufdecken, selber jedoch nichts Ganzes schaffen könne. Als 5. und 6. Teil der 'Symbolik' erschien 1822/23 die 'Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa', von Franz Josef Mone.

Dessen Arbeiten und Rezensionen behagten Jacob z. B. wenig, aber er gestand ihnen Aufrichtigkeit und Ernst zu. Um die altdeutsche Poesie und die Handschriftenkunde hat sich Hoffmann von Fallersleben, als Dichter weit bekannt, mancherlei Verdienste erworben. Er wurde 1835 Kustos an der Universitätsbibliothek in Breslau, später dort Professor der deutschen Sprache und Literatur, bis er 1842 aus seinem Amte entlassen wurde. Jacob Grimm lernte ihn im September 1818 kennen, er nennt ihn 'einen eifrigen, etwas verkehrten Menschen'. Der 'Dynast von Fallersleben' — der Ausdruck stammt von Buttmann — erscheint Lachmann eitel und zudringlich, einmal beurteilt er ihn sogar scharf ablehnend. Und doch muß er bekennen: 'Zu dem Hoffmann habe ich eine Art von Zuneigung, weil er zuweilen artige Lieder macht.' Auch über die Jugendzeit Wilhelm Wackernagels und seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten erfahren wir nähere Einzelheiten. Seine frühste Veröffentlichung waren die 'Waltram'-Bruchstücke. Selbst Lachmann ließ sich damals täuschen. Docen besprach die Fragmente sogar in der Zeitschrift 'Eos'. Nur der feinfühlige Laßbergaere entdeckte den Trug, ein Berliner Akkusativ im 87. Vers verriet ihm den Verfasser. Wackernagel folgte 1833 einem Rufe nach Basel. Unterwegs besuchte er in Göttingen die Brüder Grimm. Diese konnten dem jungen Freunde das Doktordiplom überreichen. Wilhelm schreibt an Lachmann am 13. April 1833: 'Wackernagel ist schlicht, natürlich und wahrhaft, und das hat mir gefallen, ich weiß nicht, warum ich mir ihn untersetzt und etwas gekräuselt gedacht habe, wahrscheinlich seines Stils wegen, der wie eine gut gearbeitete, aber neue Maschine etwas knarrt, doch nicht, wie er etwas, in den Schultern steckt. Es schien ihm hier gefallen zu haben. Ich zweifle nicht, er wird allen guten Erwartungen entsprechen, nur beim Wein war er mäßig und verriet nicht den Geist seiner Trinklieder, so daß er es mit der Poesie überhaupt nicht auf diese Weise halten darf.'[1])

Ein Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Philologie gebührt Ludwig Uhland. Durch Weite und Tiefe zeichnen sich seine wissenschaftlichen Arbeiten aus, sie wurzeln in seiner Liebe zu heimischem Wesen und Volkstum. Wenige Jahre nach des schwäbischen Dichters liebevoller Abhandlung über Walther von der Vogelweide bescherte uns Carl Lachmann eine kritische Ausgabe der Verse des mittelhochdeutschen Lyrikers. Die zweite Auflage (Berlin 1843) ist Uhland 'zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung gewidmet'. Die Schrift 'Der Mythus von Thor nach nordischen Quellen' (Stuttgart und Augsburg 1836) nennt Jacob Grimm eine schöne, ruhige Darstellung, die auf dem vollen Grunde eines reichen Stoffes entsprungen sei, während er sich ganz auf dürrer Heide habe versuchen müssen. In der Deutung ging ihm Uhland bisweilen zu weit. Lachmann meinte, man habe Mühe, das Wahre von dem Sinnreichen zu scheiden. Der eigentliche Begründer der heute in ihrer hohen Bedeutung vollauf erkannten Dialektforschung ist Johann Andreas Schmeller. 'Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt' (München 1821) rühmt Jacob Grimm als ein treffliches Buch, das feine Wahrnehmungen enthalte. 'Hätten wir dergleichen von allen Landstrichen, so wäre sich besser zu helfen; das Muster wird aber anregen.' Und das Bayerische Wörter-

1) Dieser Briefabschnitt ist schon abgedruckt in R. Wackernagel, Wilhelm Wackernagel, Jugendjahre (Basel 1885) S. 185f.



buch des großen Sprachforschers pries er 1859 als 'ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch philosophischen Scharfsinn wie durch reiche, nach allen Seiten hinströmende Sacherläuterung, ein Muster für solche Arbeiten'. Nicht übergehen dürfen wir Karl Hartwig Gregor von Meusebach. Seine Bücherschätze, die heute der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin einverleibt sind, umfaßten vor allem das XVI. bis XVIII. Jahrh., insbesondere Fischart und das deutsche Volkslied. Wissenschaftlich ist er nur mit wenigen Abhandlungen hervorgetreten. Die Beiträge 'Zur Rezension der deutschen Grammatik' gab Jacob Grimm 1826 'unwiderlegt' heraus. Meusebach stand zu den Brüdern Grimm sowie zu Lachmann in freundschaftlichen Beziehungen. Er war ein Mann voll Geist und Scharfsinn, von übersprudelndem Witz, von groteskem Humor, aber leicht verletzlich, ja krankhaft reizbar.

Von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung unserer Wissenschaft ward Jacob Grimms Deutsche Grammatik (1819). Das Werk gibt weit mehr, als der Titel erwarten läßt: das Gesamtgebiet der germanischen Sprachen liegt der Darstellung zugrunde. Eine wichtige Vorarbeit für eine planmäßige, umfassende Vergleichung hatte der Holländer Lambert ten Kate geleistet. Neben ihm ist vor allem der Däne Kristian Rask zu nennen. Auch dem 'Conjugationssystem' von Franz Bopp (1816) verdankte Jacob Grimm mancherlei Anregungen. Schon 1822 kam eine zweite Auflage des ersten Teils der Grammatik heraus. Jacobs rastloses Bemühen, zu klären und der Wahrheit immer näher zu kommen, zeigen erschütternd die Briefe an Lachmann. Dieser war ein hoher Bewunderer des grundlegenden Werkes, für seine Vorlesungen hat er es gern benutzt. 'Und wären Sie unmittelbar nach Ihrer ersten Ausgabe der Grammatik gestorben,' schreibt er im Januar 1821, 'Schuft, wer nicht auch dann noch, wenn keine Seite mehr so, wie sie ist, gelten könnte, Ihren Namen mit dankbarer Verehrung genannt hätte!' Jacob untersucht die Vokaländerungen, stellt bestimmte Gruppen oder Klassen auf, er hofft, in einigen Jahren werde die Forschung die Grenzen alt- und mittelhochdeutscher Mundarten einigermaßen abstecken können. Lachmanns Beobachtungen über die Reime, über die Quantitätsverschiedenheiten der Vokale leisten ihm wertvolle Dienste. Der Konsonantismus der germanischen Sprachen wird durchforscht. Die großen Gesetze von der germanischen und der hochdeutschen Lautverschiebung werden entwickelt. Die Ablaute hält Jacob für die Seele unserer Sprache, wenigstens für etwas, wodurch man einen Blick tun könne in ihre Seele. Die Erscheinungen des Umlauts und der Brechung werden festgelegt. Auch für den Teil der Grammatik, der die Wortbildung beleuchtet, müssen mannigfach neue Namen geprägt werden. Wieder erbittet er den Rat und die Unterstützung des Freundes. Selbst 'in derjenigen Wissenschaft, die man sonst als eine trockene zu betrachten pflegt, im deutschen Recht', hat Jacob nach Uhlands schönem Ausdruck 'den Goldfaden der Poesie gesponnen': 1828 erschienen 'Die deutschen Rechtsaltertümer'. Die Ausarbeitung lenkte den Verfasser von anderen Fragen fast ganz ab, der Druck schritt rascher vorwärts, als ihm lieb war, aber das Buch barg eine Menge Neuigkeiten, die ihn selber anzogen. Im J. 1835 kam die 'Deutsche Mythologie' heraus. 'Wie wunderbar die Einstimmungen sind', meint einmal Jacob Grimm. In einem neugriechischen Gedicht stieß er auf eine Sitte, die zugleich in den serbischen Regenliedern begegnet: herrscht

lange Zeit Dürre, so zieht man ein Kind aus, umwindet es mit Blumen und Zweigen und gießt Wasser darauf — dieser Brauch war auch in Deutschland üblich, zur Zeit Burchards von Worms. Beobachtungen solcher Art kamen der 'Mythologie' zugute.

Lachmanns Arbeiten galten immer wieder dem Nibelungenlied. Eine Abhandlung 'Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not' hatte er 1816 veröffentlicht, es folgten eine Ausgabe des Epos, die Schrift 'Kritik der Sage von den Nibelungen' (1832) und vier Jahre darauf das Buch 'Zu den Nibelungen und zur Klage.' Zu dem letzten Werk nimmt Jacob Grimm Mitte Februar 1836 ausführlich Stellung. Es zeige dieselben Vorzüge wie die früheren Untersuchungen, Schärfe, Genauigkeit, reinliche Gedrängtheit, wirke aber wieder mehr in die Tiefe als in die Weite und sei, um viele zu überzeugen, nicht populär genug geschrieben. Die einleitenden Abschnitte findet er vortrefflich und reich an einzelnen Schönheiten. 'Über diese seltsamen Heptaden von 28 Zeilen, sowie über das Aufgehen des Iwein und des Parzival und Wilhelm in 30 Zeilen, welches alles Sie zuerst entdeckt haben, tappt das Publikum noch im Dunkel. Es kommt mir wie ein Rahmen, wie ein Netz vor, in die das Gedicht, das ihrer gar nicht zu bedürfen scheint, verstrickt wird; es ist ein doppeltes Band, das solche Gedichte haben.' Über die zwanzig Lieder, über echte und unechte Strophen fällt er noch kein fertiges Urteil. Nur eins wendet er ein: der Freund gehe wohl von einem 'zu fleckenlosen und tugendhaften Epos' aus. Auch eine gelungene Dichtung zeige, wie alles Menschenwerk, Schwächen und berge Widersprüche in sich. Lachmanns kritische Ausgabe der Gedichte Walthers von der Vogelweide besprach Wilhelm Grimm öffentlich. Jacob bewunderte die sicher und bestimmte Arbeit um so mehr, als sie ihm aufs neue zum Bewußtsein brachte, daß Texte herauszugeben nicht seine Sache sei: mit den Lesarten, die er finde, sei er entweder zu leicht zufrieden oder er habe zu wenig Achtung vor ihnen. Lachmanns 'Wolfram von Eschenbach' (1833) ist 'Drei Freunden in Göttingen, Ge. Fried. Benecke, Jac. Grimm, Wilh. Grimm zum Gedächtnis treues Mitforschens gewidmet'.[1]) 'Geträumt hatt' ich wohl einmal von der Zueignung, wach aber aufgehört, daran zu glauben; es ist herrlich, daß der Traum in Erfüllung gegangen ist', schreibt Jacob am 8. April 1833. Alles treffe zusammen, um schon die Blicke der Mitlebenden auf dies gedankenreiche, kunstvolle, durch Kraft und Fertigkeit der Erzählung ausgezeichnete Werk zu richten: die Genauigkeit und der Scharfsinn der Kritik, die Vollständigkeit des Apparats, der Glanz der Ausstattung. 'Und Ihrer vielfachen Freundschaft zu danken hab ich es, daß fernerhin auch meines Namens dabei gedacht werden kann.' Nicht minder erfreut ist Wilhelm: das Buch gehe der Unsterblichkeit entgegen, und das sei ein langer Weg,

---

1) Jetzt in 6. Ausgabe vorliegend (Walther de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1926). Der Bearbeiter Eduard Hartl nennt S. XLVI Lachmanns Arbeit 'ein allseitig in sich gerundetes Werk', den 'Ausfluß einer starken, freilich manchmal sogar recht eigenwilligen Persönlichkeit'. Auf. S. LXXI heißt es: 'Dem Bedauern darüber, daß Lachmanns Werk heute noch immer da steht, wo es vor 92 Jahren gestanden hat, darf ich wohl die Hoffnung gegenüberstellen, daß noch einige Jahre des Sammelns und Sichtens mich für eine völlig neue Bearbeitung gerüstet machen.'



auf dem man nicht leicht nachkomme. Lachmann plante eine Sammlung von Liedern des XII. Jahrh. In den Briefen spricht er sich über die Einteilung des Stoffes aus. Voran sollten die Volkslieder stehen, es würden die Verse folgen, die man einem bestimmten Dichter zuweisen kann. 'Strophische Form ist Bedingung.' Das Buch 'Des Minnesangs Frühling' erschien erst nach Lachmanns Tode (1857), Moriz Haupt gab es damals heraus.[1]) Sagengeschichtliche Fragen werden in dem Briefwechsel zwischen Lachmann und Wilhelm Grimm ausführlich erörtert, die Untersuchungen Lachmanns über das Nibelungenepos bieten den Anlaß dazu. Die grundsätzlich verschiedene Einstellung bezeichnen am besten die Worte Wilhelms: 'Sie sehen, ich lasse alles von oben herabkommen und sich nach unten ausbreiten und in den Sand verlieren, die entgegengesetzte Ansicht (die Lachmanns nämlich) läßt das Epos aus einzelnen Keimen zu großen Massen aufschießen. Diese aber wird überhaupt nicht von der Geschichte unterstützt, überall ist ein Herabsinken des Überlieferten sichtbar.' Wilhelms 'Deutsche Heldensage' erschien 1829. Jacob meint einmal, es überrasche nichts in dem Buche, aber es werde ein feines Maß gehalten; viele Fragen seien der Entscheidung näher gebracht; er hätte nur einzelnes besser machen können, 'das Ganze nicht so gut'. Über Wilhelms Freidank-Hypothese äußert sich Lachmann ausführlich am 19. November 1834. Ich 'kann mich von Freidank = Walther nicht überzeugen'. Er glaube nicht, daß ein Dichter, der an den feinsten Hofton zeitlebens gewohnt ist, plötzlich in seine Sondermundart verfalle. Ein Reimverzeichnis zu Walther würde von dem zu Freidank gewiß abweichen. Die auffallenden Übereinstimmungen in manchen Ansichten und Wendungen zwängen noch nicht, auf *einen* Dichter zu schließen.

Manche Lieblingspläne Jacobs mußten zurücktreten vor dem gewaltigen Werke, das er nach seiner Amtsentsetzung zusammen mit dem Bruder in Angriff nahm, vor dem Deutschen Wörterbuch. Wiederholt bereut er es, sich auf ein so schwieriges Unternehmen eingelassen zu haben. Den ganzen Umfang der lebenden hochdeutschen Sprache von Luther bis Goethe wollte er aufnehmen und zudem die Wörter des XVI. und XVII. Jahrh. verzeichnen, die mit Recht oder Unrecht veraltet sind. Aus den Mundarten sollte unmittelbar nur das gewählt werden, was sich gute Schriftsteller davon zu eigen gemacht haben. Für die Anordnung war Reihenfolge nach dem Alphabet, nicht nach Wurzeln vorgesehen.

Dem deutschen Vaterlande, dem heimischen Volkstum glaubten die Brüder Grimm und Lachmann durch ihre Arbeiten zu dienen. Um so schmerzvoller empfanden sie die vielfachen Hindernisse, gegen die sie anzukämpfen hatten. Lachmann klagt darüber, daß er in Königsberg von dem Minister mit Disputationen geplagt werde. Jacob Grimm erwidert, das sei doch wenigstens ein Zeichen von Aufmerken. In Kassel fänden seine und seines Bruders wissenschaftliche Bemühungen keine

---

1) Zuletzt hat es Friedrich Vogt betreut: Vierte Ausgabe 1923 (S. Hirzel, Leipzig). Die vielen aufschlußreichen Untersuchungen, die sich im Laufe der Jahre mit den Gedichten befaßten, machten eine neue Bearbeitung dringend notwendig. Zudem hatte sich, wie Vogt S. V. sagt, 'mehr und mehr herausgestellt, daß unser unbedingtes Zutrauen in Lachmanns und Haupts Lesartenapparat nicht gerechtfertigt war, daß vielmehr eine gründliche Nachvergleichung der handschriftlichen Überlieferung unabweislich geworden sei'.



Beachtung, der gegenwärtigen Zeit sei mit mittelmäßigen Beamten am besten gedient. Streben nach eigentümlicher, unabhängiger Gelehrsamkeit werde nicht nur nicht begünstigt, sondern gefürchtet. Der Forscher hatte damals noch nicht mit der hohen Zahl von Besuchern zu rechnen wie heute. Im Sommer 1825 las Zeune vor vier Zuhörern ein gotisches Publikum und ward nach Lachmanns Worten so 'keck', daß er es im Winter darauf wiederholte. Ein von Jacob Grimm angekündigtes Kolleg über Otfried kam 1830 nicht zustande. Er wollte es nur abhalten, wenn sich zwölf Teilnehmer fänden. 'Es meldeten sich nur sieben, hinterher noch zwei und diese Woche, nachdem ich mir alles schon aus dem Sinn geschlagen hatte, wiederum zwei, so daß es ihrer elf gewesen wären, mit denen ich vor 14 Tagen angefangen hätte. Nun aber mag ich nicht und die freie Stunde ist mir mehr wert.' Lachmann hatte zu derselben Zeit 15 Zuhörer, 'darunter etwa zwölf konstante und teilnehmende: in den Nibelungen hatte ich nur acht, darunter faule: den Otfried würde ich gar nicht anzuschlagen das Herz haben'. Und er fügte hinzu: 'Es ist unpoetische Zeit: weh dir, daß du kein Enkel bist.' Wilhelm Grimm erklärte im Sommer 1832 das Nibelungenlied: sein Auditorium, 'in welchem 22 rechtmäßige Zuhörer sitzen', sei ansehnlich genug. Freilich verhehlte er sich nicht, daß diese für damalige Verhältnisse hohe Zahl die Folge einer Bestimmung war, nach der die zukünftigen Gymnasiallehrer auch in der altdeutschen Sprache geprüft werden sollten und 'seit 1½ Jahre (durch Jacob) auch wirklich examiniert sind'.

Jede bedeutende wissenschaftliche Arbeit verrät die Art des Verfassers, offenbart zugleich das Eigentümliche seiner Persönlichkeit. Der Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Lachmann trägt vorwiegend gelehrten Charakter, aber wir erhalten auch ein lebhaftes Bild von dem menschlichen Wesen der drei bahnbrechenden Forscher. Als sie mit Lachmann in schriftlichen Gedankenaustausch traten, lebten Jacob und Wilhelm Grimm in Kassel, sie waren an der dortigen Bibliothek angestellt, mit einem freilich geringen Gehalte.[1]) Im J. 1829, nach dem Tode des ersten Bibliothekars Völkel, hofften sie auf Beförderung — allein ihre berechtigte Erwartung erfüllte sich nicht: hatte doch Jacob 1816 eine Professur in Bonn abgelehnt, weil er 'in Hessen zu leben und zu sterben dachte'. So folgten sie einem Rufe nach Göttingen. Die Heimat zu verlassen und eine langgewohnte Lebensart aufzugeben, fiel ihnen bitter schwer. 'Mir ist bis jetzt die ganze Stadt zuwider, die nicht einmal den Reiz für mich hat, daß ich hier studiert habe und daran Erinnerungen knüpfe', schreibt Jacob am 21. Juli 1830. Lachmann war der einzige Freund, dem er in Zeiten der Niedergeschlagenheit sein Herz ausschütten durfte. Rührende Besorgnis zeigen die Briefe, die von Wilhelms Kranksein berichten. 'Der Gedanke an das Schlimmste, an Wilhelms Tod, wodurch mein ganzes Leben zer-

---

1) Vgl. die Selbstbiographien der Brüder, jetzt leicht zugänglich in deren Kl. Schriften. In unserem Zusammenhange sei besonders verwiesen auf die unter dem Titel 'Zeitgeschichtliches' vereinten Aufsätze im 1. Bande der Kl. Schriften Wilhelm Grimms, hrsg. von G. Hinrichs. Hier findet man u. a. auch die wundervollen Vorreden und Einleitungen zu den Märchen wieder abgedruckt und den 'Bericht über das Deutsche Wörterbuch', den Wilhelm auf der Germanistenversammlung in Frankfurt a. M. 1846 abstattete. Von feinsinniger dichterischer Begabung zeugen die 'Erzählungen', ebendort S. 571ff.



stört worden wäre, fuhr mir in die Seele; ich erschrecke noch jetzt vor dem Schreiben des Worts.' Im Februar 1831 liegt Wilhelm wiederum darnieder. 'Mit welcher Herzensangst ich an jenen schweren Tagen an seinem Tisch, an seinen Sachen gesessen habe, wie mich alles rührte, was ich ansah, seine Bücher, seine Schrift, die Ordnung und Reinlichkeit, worin alles war, und der Gedanke, daß alles das mit einem einzigen Schritt verloren sein könnte und mein eigenes Leben in beständiger Trauer und Sehnsucht nach ihm verfließen müßte: das kann ich nicht beschreiben.'[1]) Die wehmütige Stimmung und die Bangnis jener Tage hat dann Jacob in der Widmung des dritten Bandes seiner Grammatik festgehalten, hier bekannte er sich öffentlich aufs neue zu Wilhelm. Viel Kummer bereiteten den beiden ihr Bruder Ferdinand. Auch Ludwigs, des Malers und Kupferstechers, wird wiederholt gedacht. 'Er hat, scheint es, ein hübsches Talent, eine interessante Persönlichkeit geistreich aufzufassen', meint einmal Lachmann, der an dem Ergehen der Freunde und ihrer Angehörigen herzlichsten Anteil nimmt.

Ein erschütterndes Schauspiel bietet der Briefwechsel der Brüder Grimm und Lachmanns: ausgezeichnet mit seltenen Gaben des Geistes, ringen sie, Diener der Wahrheit, unerbittlich um letztes Wissen. Fragen von grundlegender wissenschaftlicher Wichtigkeit werden aufgeworfen und ausführlich erörtert. Der eine bittet den andern um Rat und Auskunft. Und doch offenbart sich zugleich immer aufs neue die Sonderart der drei Gelehrten und die Gegensätzlichkeit ihres Wesens.

Jacob Grimm war seit seiner Kindheit von eisernem Fleiße beseelt, ein kühner Wegbahner, entschlossen und wagemutig, rastlos vorwärtsstrebend. Er liebte die Einsamkeit aus langer Gewohnheit, war still und oft traurig. 'Hätten wir Protestanten die Sitte des klösterlichen Lebens ohne andern Mönchsdienst, so brächte ich darin gern vor dem Andrang der Leute meine übrigen Tage, die sich leicht umspannen lassen, geborgen zu.' Seine Bücher schrieb er leidenschaftlich, ohne Entwurf, nieder und las sie zumeist erst bei der Durchsicht des Druckes aufs neue. Einen Stoff, den er erst ins Auge gefaßt hatte, arbeitete er mit zäher Beharrlichkeit aus; der Vorteile wie der Gefahren, die diese Art mit sich brachte, war er sich wohl bewußt. Als ihn Lachmann im Frühjahr 1836 in Kassel besuchte, war der Plan zum vierten Teil der Grammatik, zur Syntax, noch nicht gefaßt. Am 3. Juli aber waren bereits sechs Bogen gesetzt. 'Es steht also darum wie um meine übrigen Sachen, und in der Wärme der Ausarbeitung hoffte ich doch eins und das andere zu treffen. Der Plan war mir diesmals das fatalste, ich habe aber nun glücklich angebrochen.' Wilhelm war milde, voll Sanftmut und gütig. Seine Art war 'weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres In-sich-Ausbilden', seine Schriften sind nach des älteren Bruders schönem Wort 'durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden'. Wilhelm liebte frohe Geselligkeit, seiner anmutigen Erzählergabe lauschte jedermann gern. Ermunterungen, mahnende Zurufe pflegten ihn unwillkürlich abzulenken, und er konnte einen Plan nicht leicht mehr ausführen, sobald er genötigt war, von seiner Arbeit zu reden. Äußerlich herb, ja schroff gab sich

1) Man vgl. die 'Adversarien', die A. Leitzmann in den 'Beilagen' abdruckt. Das Faksimile eines solchen Briefes gibt Fritz Behrend, Geschichte der deutschen Philologie in Bildern (Marburg 1927) S. 25.



Lachmann. Er gilt als Begründer der wissenschaftlichen Textkritik, die auf Grund der Entstehungsgeschichte der überlieferten Handschriften einen möglichst reinen Wortlaut herzustellen sucht. Hat man ihn auch spöttelnd einen Wortphilologen genannt — er besaß doch, selber poetisch begabt, ein feines Gefühl für das innere Wesen und die Eigenart eines Dichters. Sehr scharf äußert er sich oft über andere. Milder als Lachmann urteilt Jacob Grimm z. B. auch über August Wilhelm Schlegel, dessen menschliche Eitelkeit ihm gewiß nicht zusagte, dem er sich aber für mancherlei Anregungen von der Jugendzeit her verbunden fühlte. Lachmann kennzeichnet seine und seines Freundes Art einmal mit den Worten: 'Ihre Weise ist anders als meine, Sie sind viel lebhafter: bei mir heißt es discendo docemus. Beide haben ihr Gutes, meine ist für den Mitforschenden schwerer, aber weniger überredend. Am besten, beide stehen nebeneinander.' Jacob wendet dagegen ein: 'Was Sie über meine Fähigkeit im allgemeinen sagen, sehe ich oft ganz anders an; mein Geschriebenes und Gedrucktes mag ich kaum lesen, bei Ihnen kommt mir Sache und Ausdruck viel feiner, reicher und sicherer vor, es weniger schwer zu stellen würde bloß von Ihrem Wollen abhängen.' Hinter äußerer Herbheit verbarg Lachmann ein weiches Herz. Wie liebevoll neigt er sich zu den Kindern herab! Wie erschütternd ist die Totenklage um Schleiermacher! In der Kirche, in der Universität, in der Akademie — nirgends ist er ohne ihn gewesen. 'Sie können sich denken, wie mir jetzt das Leben schal und ausgeleert vorkommt. Man wird sich zwar schon darein finden, aber bis jetzt bringt mich noch jeden Augenblick das Gefühl der Lücke fast zu Tränen.'

Die Eigenart der Brüder Grimm und Lachmanns offenbart sich nicht bloß in der Wahl der Stoffe, denen sie sich forschend im besonderen zuwandten, auch ihre Sprache spiegelt hervorstechende Züge ihres Wesens wider. Jacob lehnt sich bewußt an alte Worte und Formen an, seine Sätze sind oft scharf umrissen, zugleich aber räumt er der Stimmung ihr Recht ein. Prachtvolle Bilder finden sich bei ihm. Als er auf die Abhandlung zu sprechen kommt, die wider seine Deutsche Grammatik gerichtet ist, bekennt er, daß er 'naturalistisch und auf gut Glück in das Sanskrit hineingehauen habe'; und sein eigenes Verfahren stellt er der Betrachtungsweise des sprachvergleichenden Forschers gegenüber: 'Ich komme mir vor wie einer, der sich ein Haus baut und zuweilen über die Bodentreppe läuft, um durch die Luken zwischen die Nachbardächer zu schauen, aber immer gern wieder hinabsteigt und unten wohnt, wo geringere Aussicht ist.' Wilhelm ist inniger, milder, weicher. Von dichterischer Schönheit sind seine Vergleiche. Die Wandlungen der Sage sind ihm 'Erweiterungen der schuldlosen, ungelehrten und gläubigen Phantasie oder bildenden Kraft, nicht aber des nachsinnenden Verstandes. Es wird kein Wasser zur Quelle zugetragen, aber aus den Wolken und dem Tau fällt es zu dem aus der Tiefe hervordringenden und mischt sich damit'. Lachmann liebt Kürze und feste Linien. Seine Arbeiten bieten in knapper, meist scharf zugespitzter Form nur letzte Ergebnisse langer Gedankenketten; behagliches Verweilen, geruhiges Ausschauen in die Ferne ist nicht nach seiner Art. Er ist geistreich, angriffslustig, von sprudelndem, nicht selten bissigem Witz. Dichterworte verdreht er gern scherzhaft. 'Ich wünsche Ihnen gesegneten Gervinus. Der Knabe Karl fängt an, mir langweilig zu werden.'

Oder ein andermal: 'Nicht wahr? ich bin ein schlechter heiliger Dreikönig? Ich esse gern, ich trinke gern, ich bedanke mich nicht gern' ...

Wissenschaftliche und persönliche Bekenntnisse enthält der Briefwechsel in erstaunlicher Fülle. Die drei Forscher, geeint durch das gleiche Streben nach unbedingter Wahrheit und durch Bande herzlicher Freundschaft, offenbaren sich als bahnbrechende Gelehrte, sie zeigen sich vor allem als unbestechliche Menschen, die ihrem Gewissen die Treue halten. Ihre Arbeit war ihnen Leben, und ihr Leben Dienst am Vaterlande und an der Seele des Volkes. Jede Freundschaft birgt jedoch den Keim der Tragik in sich. Und zu einer glücklicherweise nur vorübergehenden Entfremdung sollte es auch zwischen den Brüdern Grimm und Lachmann kommen.

Es war im J. 1837, Ernst August von Hannover hatte die Regierung angetreten. Sieben Göttinger Professoren erhoben Einspruch gegen den Verfassungsbruch des neuen Herrschers, sie hielten sich an die Verfassung von 1833 gebunden. Unter ihnen befanden sich (neben Dahlmann und Gervinus) die Brüder Grimm. '*War sint die eide komen?*' klagte Jacob, der überdies innerhalb einer Frist von drei Tagen das Land verlassen mußte. Er begab sich damals nach Kassel. Im Herbst 1838 folgte Wilhelm mit den Seinen, so daß nunmehr auch in der Zeit des Leides die Brüder wieder vereint waren. Nicht auf Bewunderung erhoben sie Anspruch, sie taten nur, was ihnen Pflicht war und was ihnen das Gewissen vorschrieb. Viel Teilnahme erfuhren sie in jenen Tagen. Karl Goedeke, der Jacob in Göttingen gehört hatte und mit fast eifersüchtiger Liebe zu seinem Lehrer aufblickte, wandte sich damals an ihn, und es entspann sich ein auf herzlichem Einvernehmen gegründeter Briefwechsel.[1]) Doch auch manche herbe Kränkung blieb den Brüdern nicht erspart. Voll Bitternis zogen sie sich zurück. 'Wenn's nur ein Schneckenhaus gäbe!' In der Schrift 'Über meine Entlassung' hat Jacob Grimm mannhaft-stolz und voller Freimut ausgesprochen, was sein Herz bewegte. Eine schwere Enttäuschung bereiteten ihnen die Berliner Freunde. Von ihnen hatten sie die offene Erklärung erwartet: 'Ihr habt als redliche Männer eure Pflicht getan, wir würden an Eurer Stelle ebenso gehandelt haben. Auch das Gegenteil, wenn es ehrlich gemeint war, konnte mir jemand ins Gesicht sagen: ihr habt unrecht, tragt die Strafe für Eure Tat, ich bezweifle nicht Eure reine Absicht. Dazu aber hat es keiner gebracht, beides weist die Berliner Gesinnung von sich ab.' Lachmann nahm wohl warmen Anteil, doch den Plan, den Wohnsitz nach Berlin zu verlegen, konnte er im Mai 1840 nicht gutheißen. Auch ein Besuch in Kassel verscheuchte die Wolken nicht. Da richtete Lachmann an Jacob ein Schreiben, das seinen Charakter, seine Treue, seine Reinheit in herrlichstem Lichte zeigt. Mit den liebsten Freunden in einem unklaren, seiner ganzen 'Natur widerstrebenden Verhältnisse zu stehen', ist ihm ein unerträglicher Schmerz. Und nun gesteht er, wie er das Edle und Schlichte in dem Schritte der Brüder keineswegs verkenne, nur nicht bewundernd habe er sich äußern können, weil das wider seine Art sei und weil er sich im Notfall einen ähnlichen zutrauen würde. Von der ins Auge gefaßten Übersiedelung der Brüder nach Berlin

1) Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Karl Goedeke, hrsg. von Johannes Bolte (Berlin, Weidmann 1927).

versprach er sich damals nichts, er redete nicht zu, weil er an einen sicheren Erfolg nicht glaubte. Bewegt lesen wir dann: 'Schreiben Sie mir mit zwei Worten «es ist hell zwischen uns», so bin ich glückselig.' Nicht minder warm entgegnet Jacob. 'Die Sonne, die seit drei Wochen unablässig geleuchtet und den schönsten Frühling, dessen mir in meinem Leben gedenkt, hervorgebracht hatte, ist seit vorgestern wieder hinter den Wolken, und alsobald kehrt die Kühle schon zurück. Doch Ihr Brief tut mir wie Sonnenwärme, und ich bin froh, daß Sie uns noch gut sind, in meinem Herzen ist die alte Liebe und Freundschaft.' Kurze Zeit darauf traf das 'Sendschreiben an C. Lachmann über Reinhart Fuchs' ein, und voll jubelnden Glückes ruft der Freund in Berlin aus: 'In meinem Leben hat keine Überraschung mich so gerührt und beschämt. Während ich steifer, dummer Teufel noch denke, um die schmerzliche Verstimmung wegzuschaffen, müsse ich mich Ihnen verständlich machen, haben Sie längst alles dunkle Gewölk durchbrochen, und der warme Strahl fällt nun auf meinen harten Schädel. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, das sich nun leicht, frei und heiter fühlt.' Bald nach seinem Regierungsantritt berief Friedrich Wilhelm IV. die Brüder an die Berliner Akademie. In rührender Besorgnis und voll feinsten Zartgefühls sucht Lachmann der Gattin Wilhelms die Schwierigkeiten der Übersiedelung in eine große Stadt zu erleichtern, und die neue Auflage seiner Nibelungen bietet er 'Den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm zum freundlichen Willkommen. Berlin, den 19. März 1841'.

In die Zeit von 1841 bis 1851, bis zum Tode Lachmanns, fallen nur wenige Briefe. Voll Schmerz sehen wir, daß auch späterhin das Verhältnis zwischen den Freunden nicht ganz ungetrübt blieb. In einem Bericht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung sprach Jacob sein 'Befremden' über Lachmanns Fernbleiben von der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. aus, die Behauptung freilich, daß er sich 'ohne triftige Ursache' ausgeschlossen habe, bestand nicht zu Recht. Lachmann wiederum fühlte sich durch den öffentlichen Tadel verletzt. In der Nibelungenfrage trennte sich Jacob immer mehr von dem Standpunkte des Freundes. Das gestand er auch 1851 in der Gedächtnisrede auf den Verstorbenen, die er in tiefer Trauer 'so mild und wahr' als möglich abgefaßt hatte.[1]) Dem Toten hielt er die Treue. Eine Schmähschrift, die ein Jahr nach Lachmanns Hinscheiden erschien, wies er öffentlich voll Empörung zurück, er bekannte sich aufs neue zu dem Freunde. 'Laß mich, lieber Lachmann, den grünenden Zweig getreuen Andenkens heute auf dein frühes Grab legen. Deine reichen Gaben, alle deine Anstrengungen und Erfolge, sie sollen unvergessen bleiben und werden ihre Frucht tragen; selbst wo dich als Menschen ein paar Irrtümer anwandelten, kann das deine reine, sittlich starke Natur desto sichtbarer machen.'

Auch den Bruder sollte Jacob überleben. Ja, er widmete ihm in der Berliner Akademie der Wissenschaften Erinnerungsworte, voll tiefer Liebe und doch ihrer beider Art deutlich voneinander abgrenzend. Und als er später die Rede über das Alter hielt und da ausführte, wie dem Greis der einsame Spaziergang zum 'Lustwandel' werde und wie ihm selber auf entlegenen Pfaden über Flur und Äcker die

1) M. Haupt war über J. Grimms Rede auf Lachmann 'empört'. Vgl. die Briefe aus dem Nachlaß Wilhelm Wackernagels, hrsg. von A. Leitzmann (Leipzig 1916), S. 31.

Gedanken oft ungestört zugeflossen seien, fuhr er u. a. fort: 'Wie freute ich mich innig, im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam, zu stoßen, nickend und schweigend gingen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehen' ...

Der Ruhm der Gelehrten vergeht rasch. Es liegt ein Stück Tragik darin, daß ihre Arbeiten nur Bausteine sein können auf dem Wege zur Erkenntnis. Die Wissenschaft schreitet schnell vorwärts. Lachmann meinte einmal, nicht ohne Bitternis: 'Die Nachwelt, wann ihr unsere Mühe Kinderspiel geworden ist, fragt nicht weiter, ob Hans oder Kunz ihr geschafft hat, was sie ihm nicht noch lange danken kann, weil sie weiter muß.' Und Jacob begrüßte des Freundes Wolframausgabe mit dem Bemerken, eine solche Arbeit vollbracht zu haben, müsse eine ganz andere Genugtuung gewähren als seine Bücher; die würden nicht mehr stehen, wenn noch Lachmanns Muster von vielen nachgeahmt, von wenigen erreicht wäre. Wir ersehnen Ausbildung unserer eigensten Art, wir wollen unserem Werk Dauer verleihen, ein Stück unseres Wesens hinüberretten in eine ferne Zukunft, immer aufs neue schmerzhaft erschüttert von Sieg und Niederlage. Aber wir kommen und gehen wie die Welle des Meeres, unser Los ist es, daß wir das Beste zurückgeben müssen an das große Sein: das Persönliche geht unter und wird Melodie im All, über dem Schicksal des einzelnen steht das ewige, heilige Leben. Die drei Forscher, die in dem nunmehr vollständig vorliegenden Briefwechsel zu Worte kommen, haben den Grundstein zu dem heute so mächtigen Bau der germanistischen Wissenschaft gelegt. Lachmanns Name ist freilich nur in Fachkreisen bekannt. Jacob und Wilhelm Grimm aber, die Märchenerzähler, wird unser Volk nicht vergessen. Die beiden Brüder, von Kindheit auf in Liebe einander verbunden, sind uns untrügliches Sinnbild deutschen Wesens. Deutsche Treue, deutschen Freimut, deutschen Stolz haben sie in ihrem Leben gezeigt, ihre Bücher und Briefe offenbaren zudem die Wärme, die Innigkeit und die heimlichen Tiefen der deutschen Seele.

KUNSTGEOGRAPHIE

VON FRITZ KNAPP

Kunstgeographie — ein neues Wort, vielleicht ein neues Schlagwort, vielleicht aber auch eine neue Disziplin, ein neuer Sehwinkel, von dem aus Kunst gesehen sein will. Nicht von der geographischen Verbreitung der Kunst und der Stile, sondern von dem Einfluß der geographischen Lage auf die bildende Kunst soll die Rede sein. Das Zeitgebundene der Kunst ist immer schon genügend gewürdigt; das Wort Kunstgeschichte sagt es deutlich, wenn auch damit nicht der ganze Inhalt der Kunstwissenschaft erschöpft ist, die auch das Materialgebundene, das an Objekt und Subjekt Gebundene, an psychologische Notwendigkeiten Gebundene der Kunst umfaßt. Aber das Ortsgebundene ist bisher, abgesehen von kleinen Versuchen, fast unbeachtet geblieben — ich nenne nur Gerstenbergs kleines Heftchen in Seemanns Bibliothek der Kunstgeschichte. — Und doch ist gerade die bildende Kunst mehr als alle anderen Künste, man kann sogar sagen als die einzige aller Künste, erdgebunden, lokal gefesselt. Jeder, der weiß, was diese Kunst für uns bedeutet und aus welchem inneren Drang sie erwächst, kennt das Erdgewachsene, weiß, wie sehr die Bodenständigkeit den Stil bedingt, die Echtheit der Formgebung ausmacht. Eine Kunst, die aus den Daseinsbedingungen, Lebensnotwendigkeiten der Menschen gewachsen ist, wird sich nicht nur nie ganz von der lokalen Materialität unseres Daseins loslösen können, sondern sich vielmehr sogar oft an ihr aufrichten und die lokalen Eigenschaften stark herausarbeiten.

Darum also schon müßte man Kunstgeographie treiben, wenn man in Kunstgeschichte arbeitet. Es dürfte eigentlich nur, wer die Heimat und die Umgebung des Künstlers kennt, auch über ihn und seine Kunst arbeiten. Heute steht es freilich anders. Sammelwesen und Museumsbetrieb einerseits, die beide die Kunstwerke ihrem Boden entreißen, und technische Reproduktion, Photographie und Lichtbild andererseits haben eine Art Kunstbetrachtung gezeitigt, die nichts von dem Erdgeruch der Kunst kennt, aber auch etwas von kraftloser Blutleere und Lieblosigkeit zeigt. Früher mußte man noch selbst von Ort zu Ort wandern, mußte Stift und Skizzenbuch nehmen und die Kunst an Ort und Stelle studieren. Da stand man im Banne der Umgebung, im Rahmen, auf dem Podium, wo der Künstler selbst sein Werk schuf. Heute kauft man sich ein Bündel Photographien und studiert am grünen Tisch mit der Lupe und durch Vergleich der toten Reproduktionen. Heute seziert man die Kunst und ihr Werk; dereinst suchte man sie als Ganzes zu erfassen und in den geistigen Bann schöpferischer Gestaltung hineinzukommen. Ein erdgewachsenes Ding ist das Kunstwerk, ein erdgeborenes Wesen der Künstler. Man kann weiter zufügen, daß allein der Mensch zur bildenden Kunst begabt ist, der dieses Verknüpftsein mit der Erde, mit der Heimat in besonderem Maße besitzt. Ein besonders starkes, materielles Lebensgefühl muß ihn erfüllen, daß er eben gerne in Daseinslust und Lebensfreude aufgeht. Ist es nicht ein anderes, wo ein Haus steht, ob es in der warmen Atmosphäre des Südens oder in der rauhen nordischen Luft als Heim des Menschen errichtet wird? Die Ironie der modernen Inter-

nationalisierung, die alle Schranken, alle Zeit- und Ortsgrenzen niederreißt, ein Schema, das für alle gelten soll, aufstellt und ganz entsprechend dem charakterlosen, unpersönlichen Wesen der Großstadt unitarisiert, wird gerade auch da offenbar. Augenblicklich wogt der Streit. Eine Werkbundausstellung, die behauptet, die Zweckform als Grundform gewonnen zu haben, kommt, um nur eines herauszugreifen, mit dem flachen Dach, redet und wettert gegen Tradition und Gewohnheit, vergißt aber, daß die Zweckform des nordischen Hausdaches das steile Dach ist, zunächst einzig und allein der praktischen Notwendigkeit entsprungen, Wind und Wetter zum Ablauf zu bringen. Wie dann solche geographisch bedingte Zweckform eine Kunstform wird, und zwar eine Kunstform ganz gewaltiger, genialer Art, das zeigt die Gotik, wo doch aus der dreieckigen Dachform das steile Dach, das aufstrebende Dach, der steile Bogen, der Spitzbogen wurde. Nicht nur die feine, auf und nieder schwingende Silhouette der alten Straßen, wo die Häuser ihre schmale Front, ihre steigenden und fallenden Giebellinien dem Beschauer zeigen, sondern auch die hochstrebenden Kirchenfassaden, die machtvoll himmelwärts verlangenden Kathedralen wurden daraus.

So gehört also schon ein ganz großes Kapitel der Kunst, das der gotischen Architektur, in den Rahmen der Kunstgeographie, oder ist letzten Endes ohne Kunstgeographie in ihrem Wesen nicht zu begreifen. Es ist also Ortsbedingtheit, die den Stil geschaffen hat. Und alles Hineintragen gotischer Formen nach Italien, alles Experimentieren mit der steilen Linie, mit Spitzbogen und Strebepfeiler hat den Italienern doch keine gotische Kunst gebracht, weil eben hier die Ortsbedingung fehlte. Der stark entwickelte materielle Lebenssinn des Italieners ist so lebhaft aus der eigenen Ortsbedingtheit der südlichen Zone in das künstlerische Denken und Fühlen hineingewachsen, hängt so sehr von der breiten Front, der festen, abschließenden Horizontale ab, die eben aus der südlichen Zweckform des Hauses mit dem geraden Dach erwächst, daß er nicht das andere, nördliche Wesen zu erfassen vermag. Wenn andererseits Spanien, das doch auch ein südliches Land ist, doch der Gotik freie Entfaltung ließ und in ihr Großes gezeitigt hat, so sprechen hier allerlei andere Lebenselemente mit. Erstens hat sich dort der materielle Lebenssinn nicht gleich energisch in eine ganz besondere Kunstform umgesetzt; zweitens darf das maurische Element der spanischen Kultur nicht vergessen werden; endlich aber spricht auch hier die Geographie mit und stellt andere Bedingungen auf. Spanien ist ein hohes Bergland mit rauhen klimatischen Gegensätzen, sei es oben auf den Höhen oder in den zerklüfteten Tälern oder an der westlichen Küste, wo eben ganz anders als in dem glücklichen, geschützten Italien die Westwinde des Atlantik ihre Regen niederpeitschen. Santiago de Compostela, wo die erste große spanische Kathedrale gebaut wurde, ist eine Regenstadt. Als ich dorthin fuhr, hörte ich den etwas schwermütigen Gesang davon, daß es in Santiago immer regnet, und während der Tage, die ich dort weilte, sah ich die Sonne kaum einmal. Will man aus diesem Einzelfall seine großen Schlüsse ziehen und intensiver Kunstgeographie betreiben, so muß man natürlich die verschiedenfachen Einflüsse, die Höhen- und Breitengrade-Unterschiede auf die besondere Bildung ausüben, ausführlich erörtern und darüber nachdenken, wie die klimatischen Verhältnisse, ob klare,

rauhe Bergluft oder ob feuchte Atmosphäre der Ebene am Meer, ob felsiger Untergrund, scharf gezeichnete steinerne Gebirgssilhouette oder lockerer Sandboden und weich im Dunst zerfließende, weite Horizonte den Rahmen geben. Wenn so die Ortsbedingtheit der Gotik angedeutet ist, so wird man auch umgekehrt sich immer wieder fragen müssen, ob das Hineinzwängen der Renaissancelinie, der Horizontalen in das nordische Stadtbild nicht eine Vergewaltigung des natürlich am Ort Gegebenen bedeutet, ob da nicht ein Verbrechen gegen die Ortsbedürftigkeit der Kunst begangen wird. Damit habe ich nur ein Beispiel vorausgenommen, das in seiner Wirksamkeit über Jahrtausende hinweg bis in die Gegenwart hineinragt und das erweist, wie sehr man sich auch im Interesse der Gegenwart auf das, was Kunstgeographie bedeutet, besinnen sollte.

Wenn ich nun an die weitere Auseinandersetzung der Bedeutung der Kunstgeographie gehe, so kann das, zumal da es sich um ein ganz neues Thema handelt, nur als ein erster, skizzenhafter Entwurf gelten, und ich vermag nur einige besonders herausspringende Erscheinungen für die Bedeutung der geographischen Gebundenheit der Kunst herauszuheben. Man könnte das Programm in zwei Kapitel teilen; in dem ersten wären die für die Kunst bedeutsamsten Faktoren der Geographie herauszuheben und ihre Wirkung zu charakterisieren, in dem zweiten würde man, zugleich historisch vorgehend, die Gebundenheit der Zeitstile an Ort und Umgebung erweisen. Die wichtigsten Elemente der physischen Geographie wirken sich bekanntlich auch schon in der politischen Geographie aus. Freilich kann man deutlich Unterschiede dieser Auswirkung bei der künstlerischen Kultur feststellen.

Die Hauptelemente der physischen Geographie sind Meer, Flüsse und Bodenformationen. Die Meere haben eigentlich viel mehr verbindend denn trennend gewirkt, und das um so mehr, je weiter wir zurückgreifen. Das Mittelmeerbecken sammelt um sich seit Jahrtausenden eine Gruppe von Kulturen, die in gegenseitiger Befruchtung fördernd und treibend aufeinander gewirkt haben. Das liegt offenbar daran, daß die Schiffahrt in ältester Zeit das leichteste und auch sicherste Beförderungsmittel war, daß dagegen das Land, besonders in ältesten Zeiten, noch viel mehr mit Wäldern bedeckt war, die den Räubern und Banden Schlupfwinkel boten. So wissen wir, daß die oberitalienische Ebene noch im XVI. Jahrh. große Wälder hatte. Dazu waren die Straßen noch wenig entwickelt, und der Durchmarsch durch die verschiedenen Herrschaftsgebiete wurde immer wieder durch Abgaben u. a. erschwert. So konnte es kommen, daß die Ufergegenden an den Meeren immer die am meisten kultivierten waren, während die Binnenländer länger in ihrem Urzustand beharrten. Es sei erwähnt, daß etwa Irland eher der christlichen Kultur zugänglich war als etwa Deutschland, daß es sogar die Ausgangsstätte zur Missionstätigkeit auf dem Kontinent wurde. Die Niederlande haben im späten Mittelalter sowohl ihre geistigen Einflüsse nach dem Süden getragen, besonders Spanien und Portugal künstlerisch kultiviert, als auch selbst vom Süden her, von Italien große Einflüsse aufgenommen, so daß sie eher zur Renaissance kamen als Deutschland und selbst Frankreich. Von der kulturbringenden Tätigkeit der Normannen in England und selbst Süditalien, von der Hanse und ihrer weittragenden Bedeutung für die künstlerische Kolonisierung des Ostens will ich nicht näher reden. Wir

werden aber weiterhin feststellen müssen, daß nur dann, wenn die durch die Meere verbundenen Länder homogene Bodenbeschaffenheit und Lebensbedingungen zeigen, eine wirklich fruchtbringende Beeinflussung festzustellen ist, daß auch da die Ortsgeographie näher herangezogen werden muß.

Ähnlich steht es mit den Flußläufen. Sie waren die eigentlichen Kulturstraßen, die die Kunst die Berge hinauf und wieder hinab geleiteten. Das gilt besonders für die nordischen Flußläufe, vor allem für Rhein und Donau. Der Rhein trug die römische Kultur bergab nach dem Norden und erscheint wie ein mächtig sich breitender Baum, von dessen Stamm sich das vielfältige Gezweig seiner Nebenflüsse weiterhin als Kulturträger ausbreitet: Neckar und Main, Lahn und Sieg, Mosel und Ahr, Wupper und Ruhr. Und die Weser nahm mit der Fulda und Werra diesen Kulturstrom in leichter Verbindung auf und trug ihn ebenfalls nordwärts. Ähnlich die Elbe. Daß der Kulturstrom auch flußaufwärts gehen kann, erweist der Rhein und die Beeinflussung Süddeutschlands durch die niederländische Kunst. Bei der Donau ereignet sich das Interessante, daß sie abwärts römische Kultur, aufwärts byzantinische trug. Natürlich sind die Flußwege nicht immer nur Kulturstraßen, sondern geben wie die Meere den Seeräubern und fremden Völkern (Kelten, Normannen, Sarazenen) Gelegenheit zum Eindringen auf fremde Ufer. So waren die Flüsse oft genug auch Heerstraßen. Die Hunnen und Türken kamen sengend und brennend die Donau aufwärts. Und manch französisches Raubgesindel ist die Mosel abwärts zum Rhein gezogen.

Dann aber boten die Flußufer mehr noch als die Meeresufer Platz und Raum zur Siedelung. An den großen nordischen Strömen blühten früh die Kulturen auf. Es gibt keine mittelalterliche Kulturstadt, die nicht an irgendeiner wichtigen Wasserstraße gelegen wäre. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie die Richtung des Stromes auch bedeutsam für diese Siedelung ist. Der Rhein, der geradlinig nordwärts zu den nordischen Meeren führt, ist von Anfang an beiderseitig mit blühenden Städten bekränzt, wobei es selbstverständlich ist, daß beide Ufer eine gleiche Kultur haben, und also Flüsse nie als Grenzlinien gelten können. Damit wird der Irrsinn, daß Frankreich das linke Rheinufer beansprucht, ohne weiteres aus der Kunstgeographie deutlich. Die Donau dagegen, die in ihrem Lauf nach Osten umbiegt, zeigt nur an den südlichen Ufern Städteanlagen, während die Nordufer, offenbar urwäldlich unzugänglich, unbebaut blieben. Demnach sind die Flüsse Verbindungsstraßen in ihrer Stromrichtung. Im übrigen hat auch die Individualität der Flüsse etwas für die Kultur zu bedeuten. Der Rhein mit seinem breiten Bett am oberen Teil und dem doch nur wenig durch Gebirge behinderten unteren Teil wirkt wie eine breite, bequeme Fahrstraße, die reiche Verbindungen von Stadt zu Stadt gewährt. Kein Strom der Welt trägt darum so sehr den Charakter des Kulturstromes, und zwar des Stromes deutscher Kultur an sich. Rhône und Seine wären in gleicher Reihe zu nennen, indem besonders auch letztere ein ganz individuelles Gepräge zeigt. Anders ist es bei der Donau, deren reißendes Bett bis nach Regensburg nicht gleich günstig war, während andererseits der Inn wesentlich mehr kulturfördernd wirkte.

Dann aber kommen wir zu den geologischen Formationen der Erdoberfläche



und ihrer Bedeutung für die künstlerische Kultur, wobei auch die klimatischen Verhältnisse mit eingeschlossen sein sollen. Davon, daß die letzteren nicht nur die Lebensgewohnheiten der Menschen beeinflussen, daß im Süden eine leichtere Lebensweise gegeben ist als im Norden, brauchte eigentlich nicht mehr gesprochen zu werden. Das wird im allgemeinen auch anerkannt; aber mir scheint, als ob die Bedeutung doch wesentlich größer wäre, als zugegeben wird. Man redet da vielleicht von der am Anfang berührten Beeinflussung der Bauweise, der äußeren Bauform der Häuser durch das Klima, eben davon, daß man im Süden ein flaches Dach, im Norden ein Giebeldach braucht. Wie weit diese Einwirkung oft ganz große Stilbildungen bedingt hat, davon war ebenfalls schon die Rede. Auch davon wäre zu sprechen, wie weit bei der Bauweise für den Süden ein mehr offenes Bauen gegeben ist. Das trifft nicht ohne weiteres zu. Wir wissen, daß das Haus und das Dach nicht nur ein Schutz gegen Kälte und Wetter, sondern auch gegen Hitze und gegen den eindringenden Fremden und Feind sein soll. Italien zeigt in seinem Palastbau schwere, in sich geschlossene, kastellartige Bauten, die sich um einen Binnenhof gruppieren, was natürlich mit der stark eigenwillig trotzigen Art des Renaissancemenschen zusammenhängt. Der Norden legt eine große, gemeinsame Schutzmauer um seine Stadt, während sich die einzelnen Häuser mehr offen aneinanderreihen, weil das Herrentum dieser Menschen nicht so einseitig entwickelt war. Ich will damit nur andeuten, daß man nun nicht schematisch die Kunstgeographie festlegen darf, sondern daß immer eine Bezugnahme auf die übrigen Daseinsverhältnisse notwendig ist.

Wichtiger erscheint mir, die bedeutsame Einwirkung der physischen Lebensbedingungen auf die psychische Konstitution der Völker in Betracht zu ziehen. Es kann kein Zweifel sein, daß der lichte Glanz des Südens, die helle Durchsichtigkeit der Atmosphäre, die leichte Lebensweise, wo die Not des Alltages viel weniger hart eingreift, die größere Beweglichkeit der Menschen im Freien und untereinander dem Südländer von Natur aus eine beweglichere und ungebundenere Lebensauffassung gewährt als dem Nordländer. Das leichtere Aus-sich-Herausgehen der Menschen bezieht sich nicht nur auf die äußere Beweglichkeit, sondern auch auf das innere Sichgeben. Davon, daß auch der Mensch in seinen äußeren Körperformen wenig bedeckt und gehemmt ist, also das Nackte an sich dem Südländer leichter offenbar wird, brauche ich nicht zu reden. Aber wichtig ist zu betonen, daß auch der Mensch sich freier gibt, etwa viel mehr seine Rede mit Bewegung und Geste begleitet, so daß der Körper ein wesentlich stärker bewegter Organismus von frischer Natürlichkeit ist. Daraus ergibt sich ohne weiteres ein größeres Verständnis für die Körperkonstitution und erklärt sich der entwickeltere Sinn des Südländers für Plastik und Form in diesem doppelten Sinne, wobei die stärkere geistige Lösung des Ichs aus dem freieren Lebensgefühl heraus besonders betont sein mag. Wenn andererseits der Nordländer, durch das Klima gebunden, zunächst einmal mehr in die Innenräume flüchtet und dort seinem Innenleben länger, nachdenklicher folgt, so ist auch da das äußere Dasein mit dem inneren verknüpft. Da kann er auch den Sinn für Helldunkel entwickeln, und zugleich ist er doch ganz anders auf die großen Wandlungen der Jahreszeiten hingewiesen. Gewiß wird er vielmehr lebendig

und innerlich das Wachsen, Werden und Vergehen des Lebens an der Natur beobachten. So wird auch sein Auge sowohl wie auch sein Lebensgefühl von dem Wandel der Stimmungen, die die Natur in ihren äußeren Erscheinungen sowohl wie in ihrer inneren Art bietet, bereichert werden. Wenn darum die Malerei im Norden ihre große Entfaltung hatte, so ist da ein bedeutsamer Einfluß der klimatischen Geographie festzustellen.

Jedenfalls sieht man in verschiedenen Gegenden die Künstler in verschiedene Verhältnisse hineingestellt, und es ist nun der künstlerischen Phantasie überlassen, für den besonderen Zweck eine homogene Kunstform zu schaffen. Wenn wir das noch weiterführen, so ist allem festzustellen, daß der Norden es war, der dank seiner engeren Gebundenheit an geschlossene Räume das Thema des Innenraumes, des von innen heraus gewachsenen Baues im Verlauf des Mittelalters zur künstlerischen Höhe emporführte, daß also hier wiederum die geographisch bedingte Zweckform bedeutsamen und günstigen Einfluß auf die Kunstform ausgeübt hat. So kam es, daß die christliche Architektur Raumgestaltung wurde, etwas, was der Antike fernstand, was der Orient nicht kennt und zu dem Italien in der Basilika doch nur die ersten Ansätze gegeben hat. Immer wieder ist das Thema des Innenraumes, der Baugestaltung von innen heraus im Norden neu aufgegriffen, und auch Italien hat sich dem führenden Geist des Nordens gefügt, und zwar nicht nur im Mittelalter, wo es romanische und auch gotische Kirchenbauten ganz im nordischen Geiste errichtete, sondern auch in der Renaissance, wo es zu eigener individueller Verarbeitung des Raumes kam, um im Barock erneuten nordischen Einflüssen nachzugeben. Daß es aber vorzüglich dem Norden in Romanik, Gotik und Barock gelungen ist, für den großen Kirchenraum ganz gewaltige Gestaltung zu gewinnen, lehrt ein Blick in die Kunstgeschichte. Das ist eine der größten schöpferischen Leistungen der künstlerischen Kultur des Abendlandes. Die Antike kannte ebensowenig wie der Orient den geschlossenen Raum. Diesen zur beherrschenden Aufgabe, zur großen Gestalt erhoben zu haben, war das Werk der Neuzeit unter dem Druck der neuen geographischen Lebensbedingungen der nordischen Völker, die jetzt erst selbsttätig in die Kunstentwicklung eingriffen.

Zu den klimatischen Verhältnissen kommen nun aber die geologischen. Es muß für die künstlerische Wirkung einer Architektur und für das künstlerische Sentiment eines Meisters bedeutsam sein, in welche Umgebung er sein Kunstwerk hineinsetzt. Es muß ein anderes sein, ob Gebirge oder Flachland den Rahmen gibt. Um nun ein ganz überzeugendes Beispiel anzuführen, so sehen wir an den Gestaden des Mittelmeeres, also in klimatisch durchaus gleichgearteten Zonen, verschiedenartigste Kunstweisen emporblühen. Man kann da wirklich nicht von einer Einheit der Kunst reden, und wir fragen, woher die Divergenz kam. Es gibt keine andere Antwort als die, daß hier die Kunstgeographie wiederum ein gewichtiges Wort mitspricht. Das Besondere der Mittelmeerländer ist, daß das südliche Gestade flach ist, während im Norden felsiges Gestein ist. Ägypten, das Land der großen, weiten Flächen, das weite, von Wüsten umgebene fruchtbare Nilland, konnte, dem landschaftlichen Charakter des Gebietes entsprechend, mit den weiten Horizonten, dem Fehlen beherrschender Linien oder kraftvoller individueller Einzelbildungen nur

die Geburtsstätte einer Flächenkunst, eines streng zeichnerischen Stiles werden. Gegenstandslos, unplastisch, wie die Natur ist, so muß auch diese Kunst sein, wobei denn auch die Schärfe der Linie, die feine Rhythmik ihres geradlinigen, zartbestimmten Zuges besondere kalligraphische Schönheiten einer fast schon abstrakten Weise bedingt. Wie die weite Ebene, die alles einzelne verschlingt, wie der Wüstensand und Sonnenbrand über alles hinweggeht, so taucht auch da der Mensch, das Individuum, unter.

Wie ganz anders aber ist das, was die griechische Klassik geschaffen hat! Form und Gestalt, Plastik und Wirklichkeit, greifbare Erdennähe und Objektivität! Nur wenn wir daran denken, daß an dem hartkantigen, fest und klar aus dem Meere emporragenden Felsengestade Griechenlands sich des Meeres Wellen schäumend brechen und zerschellen, nur in der kleinen Enge dieser Bergesufer und bei der klaren Durchsichtigkeit der Atmosphäre konnte die antike Wirklichkeitsgestaltung, die menschliche Form, die klassische Plastik entstehen. Gegenüber der harten Felssilhouette ist der kleine Mensch, die weich geformte Schönheit des menschlichen Organismus lebendig in ihrer besonderen Individualität erstanden und für alle Zeiten zum höchsten Ausdruck plastischen Formgeistes erhoben worden. Anders als in Ägypten, wo das Individuum unter dem weiten Himmel untertaucht, ersteht hier das kleine menschliche Ich und der Träger seines Geistes, sein Körper, zu künstlerischer Persönlichkeit. Weitere Betrachtungen würden auch für die Religionen einen bedeutenden Einfluß der Kunstgeographie feststellen, etwa den Islam als eine Religion der Unpersönlichkeit und der Wüstenvölker zugleich, während der außerordentliche Reichtum, das vielfach Persönliche der christlichen Religionen in der reichen geographischen Vielfalt des Abendlandes begründet erscheint.

Wenn wir aber Umschau halten, wo und wie die Wirkungen einer irgendwo erwachsenen Kunstform weitergetragen werden, so machen wir die interessante Beobachtung, daß nur da, wo eine gleichgeartete geographische Lage vorhanden ist, auch eine lebendige Weitergestaltung zu verzeichnen ist. So erkennen wir Venedig als die orientalischste Stadt Italiens. Dabei waren gewiß nicht nur die weitgehenden Handelsbeziehungen ausschlaggebend, sondern auch der ähnliche landschaftliche Charakter. Entgegen der zeichnerischen Härte und Klarheit, wie er etwa in Florenz in dem Hintergrund der Apenninlandschaft gegeben ist, entwickelte Venedig in dem weich Verschwimmenden der Dunstatmosphäre an den flachen Ufern eine weiche, allgemeine Schönheit. Noch mehr aber bestätigt sich das Gesetz von der notwendigen Gleichartigkeit in der physischen Geographie, wenn wir sehen, wie nicht in nächster Nähe, nicht in Italien, nicht am Mittelmeer, sondern im fernen Norden, in Lübeck, der Platz von S. Marco zu Venedig seine getreueste Nachbildung gefunden hat, also an einem Platz, der an ähnlich flachem Ufer des Meeres liegt und dem ja auch verwandte Lebensaufgaben gestellt waren. So sehen wir Ägypten nicht auf die nahen griechischen Inseln wirken wegen des Widerspruches in der geologischen Lage, dagegen ferne Orte sich verbinden.

Hier möchte ich als schlagendes Beispiel dafür, wie die Verpflanzung einer an sich echten, großen Kunst, eines Stiles in wesensfremde Umgebung immer mit der Verkümmerung, ja selbst mit dem Absterben des Stiles endet und enden muß,



weil es gegen die Gesetze der Kunstgeographie geht, die Alhambra anführen. Diese sicher genialste Leistung orientalisch-arabischer Kunstempfindung befindet sich auf europäischem Boden hoch oben auf felsiger Höhe, auf Gipfeln, auf denen sie nie gewachsen wäre, auf die sie gewaltsam verpflanzt wurde. Diese herrlichen, in Licht und Duft verklingenden, in durchsichtiger Atmosphäre zart zitternden Bogen, Säulen, Gewölbe und Hallen sind Gewächse der Wüste. Es sind die zu Stein gewordenen Wüstenzelte der Khalifen, über die die heißen Lüfte, die wehenden Sandkörner der Wüste und die zitternden Vibrationen der Atmosphäre hinüberstreifen müssen, wobei überhaupt nichts Faßbares, nichts plastisch Festes der Vorstellung gegeben ist. Wir wissen, daß dieses Volk, diese Weltanschauung und Religion eine sonderbare, dem abendländischen Wesen entgegengesetzte Verleugnung aller Individualität fordert, der Individualität des Subjektes und der des Objektes, so daß nicht Pfeiler oder Bogen, Wand oder Decke individuelle Kunstformen sein wollen. All das sind Vorstellungen, die nur möglich sind in den weiten Horizonten und Unendlichkeiten der nordafrikanischen Wüste. Und sie sollten auf den steinernen Felsen Spaniens vor der scharf geschnittenen Silhouette der Berge und bei den dunklen Schatten der Täler leben und atmen können? Die Geschichte erweist die Unmöglichkeit. Zwar fanden sie in Sevilla Nachahmung, aber sie blieben ohne Fortsetzung und Weiterbildung. Die Natur läßt sich ebensowenig vergewaltigen wie das Naturgefühl des Künstlers. Und wie in bewußter Gegenwehr ist gerade in Granada der größte Renaissancekirchenbau, der dortige Dom, errichtet worden, der in plastischer Wucht und klarer Formgestaltung das der gebirgischen spanischen Heimat entsprungene, dem italienischen verwandte Lebensgefühl verkörpert.

Wenn wir nach weiteren Beispielen in der neueren Kunstgeschichte suchen, wie sich die Bodenformation in der Kunst auswirkte, so beobachten wir, daß sich immer gleichartige Elemente zusammenfügen. Das mitteleuropäische Bergland, das mit seinen höchsten Gipfeln in den Alpen das nördliche Italien und das südliche Deutschland zusammenfaßt, sehen wir im frühen Mittelalter zu einer großen Kultureinheit zusammenwachsen, die im romanischen Stil ihre große Form fand. Die Gebirge wirken also nicht kulturhemmend, vielmehr bestimmt der gleiche bergige Charakter dieses großen Komplexes eine eigentümlich gleichartige Kunst, so daß man schwer sagen kann, ob sie in Italien oder in Deutschland ihre schöpferische Quelle hatte. Da wir hier an den Beginn der künstlerischen Kultur des Abendlandes herantreten, so möchte ich in der weiteren Behandlung die Beeinflussung des *historischen* Werdens und Wachsens der Stile durch die Geographie mit der thematischen Betrachtung zusammen führen. Es stellt sich im weiteren Verlauf heraus, daß zwei große geographische Begriffe nebeneinander stehen und sich in stetem Wechselspiel gegenseitig beeinflussen und einander ablösen, Gebirge und Flachland. Die erste große Epoche der abendländischen Kunst, die des romanischen Stiles, ist ganz im Geiste des Gebirges gewachsen. Steinerne Materialität heißt die große Grundeinheit. Es ist erkenntlich, daß in dieser Zeit des Kampfes des Nordens gegen den Süden, des Kaisers gegen den Papst das große Bergland, das inmitten liegt, für den Charakter dieser Stilepoche bestimmend wurde. Gewiß war der Geist dieser nach dem Süden ziehenden Deutschen so sehr in den Bann des



Alpengebirges gezogen und so sehr von der harten Erdenschwere, die sie da umfing, gefesselt, daß sie ihren Schöpfungen das gleiche Wesen von körperlicher Schwere einzuprägen gezwungen waren. Das Material, aus dem sie ihre Kirchen bauten, ist Haustein. Selbst in Gegenden, wie etwa in Köln und weiter abwärts, wo doch eigentlich die norddeutsche Tiefebene schon beginnt, oder in Oberitalien in der Poebene, setzt sich die steinerne, starke Formgröße unter dem Zwang des Zeitgeistes, der sich eben zu jener plastischen Materialität zusammenraffte, durch.

Inzwischen aber bildete sich fern von diesem hochlagernden Zentrum frühmittelalterlicher Kultur im Westen in einer ganz anders gearteten Gegend ein neuer Stil aus. In der Isle de France, dem weichen, milden Seineland mit seinen sanften Höhenlinien, die überall zur Flachlandschaft hinleiten, erwuchs die Gotik als ein Stil, der ebenfalls ortsgeboren und erdenhaftend aus der abgestimmten Schönheit der Flachlandschaft und dem anderen Charakter der Umgegend nicht den Sinn für die materielle Erdenschwere, sondern für das Emporstreben und Sichaufrichten zu Sonnenglanz und zur lichten, duftigen Himmelsluft entfaltete. Diese Kunst ist zugleich Ausdruck für den leicht bewegten Ausdruck einer viel mehr in geistigen Sphären sich bewegenden, hoch kultivierten, höfisch gebildeten Gesellschaft. So entstand die Gotik, deren ortsgebundener Geist bezeugt, daß auch hier die Kunstgeographie ein gewichtiges Wort zum Werden dieser genialen Stilform mitgesprochen hat. Jedenfalls will nur da, wo die Atmosphäre etwas von der lösenden Kraft der flachlandschaftlichen Stimmung hat, nicht da, wo durchsichtige Luft klare Silhouette zeichnet, dieser Stil der Auflösung, die wie zehrend etwa am Außenbau des Chores frißt, natürlich erscheinen. In wunderbarer Vielfalt sehen wir in Frankreich die herrlichsten Zeugnisse dieses eigenen Daseinsgefühles erstehen. Es ist gegenüber der heroischen Wucht und oft dumpfen Schwere jenes deutschromanischen Stiles etwas durchaus Heiteres, Weiches und Lichtes, wie es uns auch in der Landschaft überall entgegenstrahlt und wie es sich in diesem glücklichen Volke, das in fruchtbarer Landschaft leben und sich da zu einem heiteren, freien Lebensstil entwickeln durfte, entwickelt. Hier spricht natürlich auch die glückliche Situation des für sich liegenden, in sich abgeschlossenen Gebietes, indem hier die Meere doch mehr abschließend wirken, mit, während das im Herzen Europas liegende Deutschland andauernd neuen Störungen von außerhalb ausgesetzt war. Jenes Frankreich brauchte nicht wie Deutschland Kirchenburgen.

Wir sehen weiter diesen Stil in den Niederungen zu besonderer Schönheit emporblühen, und in allen Küstengegenden, vor allem aber auch in England, findet die Gotik noch reichste Entfaltung bis in späte Jahrhunderte hinein. Natürlich spielt auch hier die Materialfrage mit. Backstein nicht Haustein war hier gegeben; das bedingte eine in der Masse leichtere, in den Formen vereinfachte Bauweise mit wesentlicher Betonung der führenden Linie. So erweist sich die Sonderheit der Gotik, die den Begriff der Auflösung in Atmosphäre und Licht entfaltet, wiederum als geographisch bedingt.

Wir wissen, daß im Bergland des Apennins, in Toskana und Florenz, die Renaissance geboren wurde, und daß dementsprechend das Gebirge seinen Urstil zu individueller Form, und zwar im Anschluß an Antike und frühmittelalterliche

Vorbilder, in ebenfalls materiell plastischem Sinne einerseits und in einer weitgehenden Steigerung des Individualismus andererseits entfaltete. Eine genaue Abhandlung würde hier nun das Wachsen der Empfindsamkeiten für die geographische Sondersituation feststellen. Die Renaissance ist nicht wie die beiden großen mittelalterlichen Stile, Romanik und Gotik, heroisch monumental, wo die individuellen Nuancierungen zurücktreten. Sie ist persönlich und intim, sie bereichert und vervielfältigt das Innendasein des einzelnen Menschen in jeder Weise. Wieder ist es der mitteleuropäische Komplex Italien-Deutschland-Niederlande, der bestimmend auftrat. Aber wo wir auch hinschauen, überall sehen wir eine steigende geographische Sentimentalität, was zugleich in dem Wachsen des Interesses für die Landschaft und das Gebiet der Landschaftsmalerei erkenntlich wird. Ob der Künstler aus dem Arnotal oder aus den umbrischen Bergen, ob aus der Poebene oder von Verona oder Venedig stammt, ob er in Österreich, in Tirol oder am Oberrhein, in Schwaben, Franken oder Niederdeutschland geboren, all das prägt sich im Kunstwerk mehr und mehr aus. Wir sehen, daß die Kunst persönliche Auseinandersetzung des Individuums mit der Natur wird, wobei natürlich die örtliche Situation, aus der es geboren wurde und wo es gewachsen ist, immer stärker hervortritt.

Wir sehen auch, daß immer noch ein allgemeiner Bann über der ganzen Kultur liegt und daß noch nicht ganze Freiheit herrscht. Das möchte ich besonders für die Niederlande herausheben, die sich um 1500 dem italienischen Geist, den wir in diesem Fall als den Repräsentanten des Berglandstiles bezeichnen müssen, vollkommen unterordnen. Wenn wir bei den Niederlanden bleiben, die doch schließlich für die Barockmalerei die führende Rolle übernahmen, so sehen wir sonderbarerweise, wie die Landschaftsmaler immer nur eine ortsfremde und darum in ihrem Wesen unverstandene Gebirgslandschaft malten, die sie offenbar bei ihren üblich gewordenen Wanderungen über die Alpen kennengelernt hatten. Erst als sie die Kunstgeographie ihrer Heimat zu Worte kommen ließen und dementsprechende Landschaften aus ihr malten, da erfaßten sie auch die malerische Gesamtqualität der heimatlichen Landschaft. Die Atmosphäre und die Macht der Verklärung in Licht und Luft, der geographische Geist des Flachlandes wird wiederum sieghaft. Die ganze Intimität des nordischen Landschaftsbildes paart sich wunderbar mit der stillen Schönheit des friedlichen Stimmungsinterieurs, wie es eben einzig und allein in der nordischen Zone da, wo der Innenraum das menschliche Behagen im Inneren des Hauses ausbreitet, entwicklungsfähig ist. Zu gleicher Zeit ersteht das italienische Barock als ein verkrampftes Vorwärtsdrängen einer malerisch plastischen Kompromißkunst. Stilrein und stilecht, gehaltvoll und von ewigen Werten ist aber allein diese nordische Kunst, die eben den neu oder wieder gewonnenen Werten ihrer geographischen Umgebung in besonderem Grade gerecht wird.

Damit soll natürlich das italienische Barock und im Zusammenhang damit das deutsche Barock-Rokoko nicht verdammt werden. Aber beide sind nicht in dem gleichen Maße individuelle Stile; sie bestehen ohne Rücksicht auf die Kunstgeographie als Stile einer besonderen Gesellschaftsklasse und einer eigenartigen, hochentwickelten geistigen Atmosphäre. Als diese Gesellschaft zusammenbrach, da war es auch aus mit diesem Stil, der eben nicht jene zu lebendigem Wachstum

und dauerndem Bestehen notwendige Erdgebundenheit und Bodenständigkeit besitzt. So ist auch da, in negativem Sinne, die Bedeutung der Kunstgeographie klar erwiesen.

Hier verlohnt es sich aber, einmal ausführlicher auf eine Kunst einzugehen, die durchaus den geographischen Verhältnissen entsprungen ist und in der die Heimatliebe wie der lokale Geist der Künstler am lebhaftesten mitspricht. Ich meine die Landschaftsmalerei. Es kann dabei nicht von den Stadtveduten gesprochen werden, wo doch schließlich das Werk von Menschenhand im Mittelpunkt des Interesses steht, sondern nur mehr von der reinen Landschaftsmalerei. Was die frühen Niederländer in ihren landschaftlichen Gründen geben, ist neben vedutenhaften Ausblicken doch mehr ein allgemeines Schema. Es ist immer die gleiche, sich in die Tiefe ziehende Flußlandschaft, die sich da findet. Eigentlich waren die Italiener jener Zeit weiter fortgeschritten. Wenn ein Florentiner einen landschaftlichen Grund bringt, so malt er das reich mit Gehöften belebte, in bunter Vielfalt und klarer Durchsichtigkeit sich bietende Arnotal, wie etwa Pollajuolo oder Baldovinetti. Der aus den umbrischen Bergen stammende Perugino gibt den stillen Frieden der kühl gestimmten Höhenatmosphäre und weckt viel mehr den Sinn des Himmelslichtes, während jene dem Tal entstammenden Künstler die Erdenvielfalt und Erdenenge zugleich in lebendiger Unruh bringen. Der erste, der die landschaftliche Umgebung mit der ganzen Liebe des Daseinsmenschen gibt, das ist Albrecht Dürer in seinen herrlichen Aquarellen. Seine Dratzichmühle, sein Weiherhäuschen, sein Johannesfriedhof u. a. offenbaren die ganze Heimatliebe. Aber auch die Naturstimmung an sich, wie sie sein Sonnenaufgang nach dem Sturm zeigt, und die Freude des wandernden Gesellen am Landschaftsbild, sprechen gewichtige Worte vom erstarkenden geographischen Naturgefühl.

Das, was die Niederländer des XVI. Jahrh. bringen, offenbart uns dagegen daß damals der wirkliche Ortssinn, d. h. die Freude an der landschaftlichen Umgebung, noch nicht erwacht, sagen wir besser, noch nicht zum Bewußtsein gekommen war. Denn es kann aus oben Gesagtem nicht zweifelhaft sein, daß der landschaftliche Rahmen immer schon auf das Lebensgefühl, die Daseinslust des Menschen und darum auch auf die lebhaftesten Erinnerungen dieses Gefühls, die Leistungen der bildenden Kunst bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. Dies sind zunächst nur unbewußte Allgemeinstimmungen. Jene Leistungen der niederländischen Landschaftsmalerei des XVI. Jahrh., die uns ortsfremde Motive, Gebirgstäler mit hochragenden Bergkulissen, eigentümlichen Beleuchtungseffekten mit besonderer Vorliebe für blaugrüne, bengalisch schillernde Töne bringen, lassen sich in ihrer Unnatürlichkeit nur erklären durch den Widerspruch zu den Gesetzen der Kunstgeographie. Das sind die mißverstandenen Bergansichten, die jene Maler, aus nordischer Tiefebene nach Italien wandernd, wie Wunderwerke erschauten und festzuhalten suchten. Sie griffen einige von den eigenartigen, ihrem Auge unbekannten Beleuchtungseffekten auf, erkannten aber den eigenartigen, monumentalen Charakter der Landschaft nicht. Ihre Berge wirken flach und in Atmosphäre gelöst, wie es in ihrer Heimat geschieht; wir spüren nichts von der steinernen Materialität dieser Bergriesen, nichts von der klaren Härte, mit der sie in den hohen Himmel

stehen, nichts von der düsteren Pracht der Schatten in den tiefen Tälern. Dort geborene Maler, etwa den Tiroler J. Anton Koch (um 1800), müssen wir befragen, um zu wissen, was der Charakter dieser Landschaft ist, indem er die Härte der Silhouetten, die wuchtige Architektonik des Aufbaues der Massen recht eigentlich zum künstlerischen Thema seiner Landschaften gemacht hat und sie mit der ganzen Gefühlskraft des erdgeborenen Sohnes dieser Berge, mit dem ganzen Heimatgefühl erfüllt hat. Was sind dagegen die in blauem Dunst verschwimmenden Bergkulissen jener Niederländer, die oft nicht wie aus Stein und fester Materie, sondern wie aus Watte erscheinen? Was sollen diese Beleuchtungseffekte, die es doch in den Bergen mit den starken Kontrasten in Linie und Licht, in Farbe und Raum nicht gibt! Selbst ein Hodler packt als ein echter Sohn der Berge mit seinem monumentalen Liniengefühl den Charakter dieser Landschaft viel besser.

Das XVII. Jahrh., d. h. die Zeit, wo die nördlichen Niederlande den Freiheitskampf gegen die spanische katholische Gewalt ausfochten und wo sie um ihren heimatlichen Boden kämpften, ist auch die Epoche der vollen Befreiung und Erhöhung des Heimatgefühles, des Heimatbewußtseins in der Landschaftsmalerei geworden. Nicht die südlichen Niederlande haben daran Anteil, den großen Rubens ausgenommen, der seine stark entwickelte Freude an Natur und Landschaft in späten Jahren, als er zumeist auf seinem Landsitz verweilte, in herrlichen Landschaftsbildern niederlegte. Es ist die üppige Pracht und Fülle dieser flämischen Ebene, mit dem wuchernden Grün und der satten Schwere der Dunstatmosphäre, die er bringt und die uns zugleich der sprechende Widerhall seines überquellenden, dieser Landschaft entstammenden Lebensgefühles bezeugt, wie es in den üppig schwellenden Leibern seiner Frauen immer und immer wieder zum Ausdruck kommt.

Viel besser steht es in Holland. Dort erhielten die Flachlandschaft in Herkules Seghers und Koningk, die Kanallandschaft in Goyen, Salomon Ruysdael, Isaak Ostade u. a., das Seestück in Backhuysen, W. van der Velde, Jan de Capelle u. a. ihre Verklärung, ihre künstlerische Prägung. Diese durch die Zeitverhältnisse an die enge Heimat gefesselten Künstler, diese ortsgebundenen Schulen gaben dem geographischen Sinn der Kunst das stärkste, das lebendigste Gepräge. Dazu erstand ihnen ein Genie der Landschaftsmalerei in Jacob van Ruysdael, einem Meister, der wahrlich nicht nur der weiten Flachlandschaft Hollands mit dem niedrigen Horizont und der sich hoch auftürmenden Wolkenarchitektur, dem Seestück, sondern auch der Waldlandschaft, wie sie sich im hügeligen Osten Hollands findet, die klassische Form gegeben hat. Daß in dieser Gestaltung des so oder so geformten Raumbildes sich endlich das malerische Raumgefühl, der lebendige Sinn, das Urgefühl für die räumliche Weite der Welt geformt hat, muß besonders noch herausgehoben werden. Das ist endlich die Bewußtheit von der Ortsgebundenheit der Kunst, die ihre künstlerische Form erhält. Wenn nun aber J. Ruysdael sich über die rein lokale Landschaft erhob und allumfassend das Thema als großes Raumgestaltendes aufgriff, wenn er dabei zu einer höheren Formung des Raumes in fast architektonischer Monumentalität aufstrebt, so charakterisiert er sich als eines der großen Genies, die die Menschheit hervorgebracht hat und die allein, über

Ort und Zeit stehend, das Individuelle typisieren, das Idyllische monumentalisieren, das Schlichte heroisieren. Aber er ist nicht von der allgemeinen Regel ausgegangen, sondern von dem Einfachen, Naturgegebenen, um es im Verlaufe seiner geistigen Entfaltung zu gewaltiger, allumfassender Größe zu erhöhen.

Es ist das außerordentliche Verdienst der holländischen Kleinmalerei, daß es nun nicht nur den Freilichtraum, sondern auch den geschlossenen Raum, das Zimmer, das Stimmungsinterieur so, wie es die örtliche Geographie ihr bot, zum Thema der Kunst erhoben und künstlerisch gestaltet hat. So konnte der Holländer in seine schlichten, aber heimischen Wohnräume Bilder hängen, die die gegebene Raumform im Bilde erweitern und verschönen.

So sehen wir, ähnlich wie in der Renaissance das geographisch gebundene Naturgefühl gerade in der holländischen Schule wundersame Blüten treiben, ja sich in einer Lebensbewußtheit ausbreiten wie kaum vorher in der italienischen Renaissance. Wir wissen, daß der in Paris als der ersten Großstadt der Welt gezüchtete gesellschaftlich-international-höfische Geist dieser naiven Wirklichkeitskunst ein allzu schnelles Ende bereitete. Die Kunst des Absolutismus ist international und gehört einer Gesellschaftsklasse, die ganz gewiß nichts von geographischer Gebundenheit weiß und wissen will. Wieviel trotzdem auch da, besonders in Deutschland, der lokale Geist dieser oder jener Schule einen besonderen Stempel aufgedrückt hat, das wollen wir hier nicht im einzelnen besprechen. Es herrscht aber im großen und ganzen die hochkultivierte, geistig gebildete Persönlichkeit, die dann dem Werk ihre Besonderheit gegeben hat, wobei die geographische Lage wenig mitzusprechen hat.

Daß von dieser internationalen Stilungebundenheit nicht Historizismus und Eklektizismus, sondern ein schlichtes Emporwachsen aus der kleinen und individuellen Umgebung heraus allein die Befreiung brachte, zeigt ein Blick auf die Entwicklung bis tief in das XIX. Jahrh. Die Romantik war eigentlich eine naturalistische Träumerei, die im lokalen Idyll besondere Schönheiten entdeckte. Bevor wir aber zu den deutschen Romantikern übergehen, möchte ich auf England hinweisen und darauf, daß auch dies Land, das lange ohne eigne Kunst war, sich auf die Schönheiten seiner Heimat besann. Nicht in den eleganten, eklektischen Porträts der Reynolds, Romney, Hoppner, Raeburn, Lawrence, sondern in den Landschaften der Gainsborough, Crome, Constable, die die heimische Natur ringsum, die Atmosphäre in ihrer schwermütigen Pracht künstlerisch gestaltet bringen, ist die große englische Kunst und ihre weltgeschichtliche Bedeutung niedergeschrieben. Daß diese Maler dabei zu einer neuen Ausdrucksweise, zu einer breiten Pinselführung kamen, sollte nicht immer allzusehr herausgehoben werden. Es beleuchtet nur mehr die technische Phantasie, während der Wesenskern doch anderswo, d. h. in der liebevollen Hingabe an diese Landschaft und ihre Eigenarten überhaupt liegt. Besonders Constable will von der Welt draußen nichts wissen, er geht in sein kleines Dorf zurück. Die Sonne scheint ihm und der Himmel erstrahlt auch da in vielfältiger Pracht des ewigen reichen Wechselspieles der Jahreszeiten, der Tagesstunden, wie sie die nordische Natur als einen besonderen Schatz gegenüber dem Gleichmaß der südlichen Zone entfaltet.

Nur die heutige Überschätzung der Malmanier, des Pinselstriches, hat es mit sich gebracht, daß man nicht mit gleicher Ehrfurcht vor den Werken der gleichzeitigen deutschen Maler steht. Und doch hat etwa Kaspar David Friedrich in seiner künstlerischen Gestaltung der heimatlichen Natur, in den wunderbaren Stimmungsbildern, mit der er den Dunst der feuchten Meeresluft oder die Pracht der grünen, weiten Wiesen oder auch das Stimmungsvolle eines Waldesdickichtes malt, mindestens Gleichwertiges geleistet. Was er malt, ist die deutsche Heimat, die deutsche Landschaft, sich ähnlich wie Ruysdael zu einem gewaltigen Universalismus in der Gestaltung des Weltraumes, des Alls erhebend. Der Erdenduft, der aus Constables Bildern uns entgegenströmt, ist zwar mehr vergeistigt, aber er ist da, wenn auch romantisch umgeformt in eine mehr poetische Stimmung. Ihm folgt eine stattliche Reihe heute wenig beachteter Maler der Charakterlandschaft bis auf Thoma und den frühen Trübner, d. h. Künstler, die darauf ausgingen, den besonderen Stimmungsgrad einer Landschaft, sei es Flachland und Weite, sei es Hochland und Enge, sei es Heide und Moor, sei es üppiges Uferland und Almduft, im Bilde festzuhalten. Auch hier verleiht die kunstgeographische Qualität, d. h. die Rücksichtnahme und Heraushebung der Erdgebundenheit der Kunst ganz besondere Stimmungswerte, die leider heute allzusehr vergessen sind. Wie sehr sie auch in Frankreich emporblühten, wie sehr sie auch da in der Flucht aus der Großstadt, weg von der akademischen Schulregel und dem technischen Raffinement hin zu dem intimen Sichversenken in die Natur und den besonderen Charakter einer Landschaft neues künstlerisches Wesen emporheben ließen, das zeigt am besten die Schule von Fontainebleau, die Corot, Rousseau, Millet, Daubigny u. a.

Freilich sollte diese intime Weise durch neues Auftrumpfen mit technischen Fertigkeiten im Impressionismus bald ihr Ende finden. Man kann dieser aus Paris stammenden Manier, die unter dem Schlagwort l'art pour l'art sich aller Gefühlswerte entäußern zu müssen glaubte, den Vorwurf nicht vorenthalten, daß sie weder im Porträt noch in der Landschaft Achtung vor dem Objekt gezeigt und jeder Erdgebundenheit, dem Erdduft vollkommen entsagt hat. Das Luftphänomen, das Spielen und das Auflösen aller Realität in Licht und Luft ist das Ziel; also das Festhalten eines überall zu findenden Effektes, wobei die Lokalität gar keine Rolle spielt. So malt man uns kein Charakterbild von irgend etwas Heimischem. Wo das Lichtphänomen sich abspielt, hat nichts zu bedeuten. Das wurde nun eine internationale Kunst, eine Manier, die überall in der Welt gelernt und geübt wird. Es ist vielmehr das Zeitliche, die Beobachtung einer vorübergehenden Lichtstimmung — Monet malte den Platz vor der Kathedrale von Rouen, Venedig, London (Themsebild) dutzendweise in verschiedensten Momenten des Tages —, das hier noch gemessen werden kann. Trotzdem muß gesagt sein, daß dieser ästhetisch feinfühlige, lichtzarte Impressionismus so recht das Gewächs der Seinelandschaft ist. Gotik und Impressionismus scheinen wesensverwandt aus gleichem Erdengrund geboren.

Damit taucht die Kunstgeographie unter, und wir ahnen heute noch nicht, wann und ob je wieder eine lokale Schulentwicklung möglich ist. Denn die Mensch-

heit flieht heute die Natur, um in der Großstadt ihr Allheil zu suchen. Sie überwindet die Natur, indem sie alle Grenzen und Hindernisse beiseiteschiebt, wobei aber auch alle Schönheiten und Sonderheiten verschwinden. Das, was die Kunst früher war, eine Auseinandersetzung des Individuums mit der Natur, mit der bald harten und rauhen, bald wieder lachenden und heiteren Wirklichkeit, das erscheint fast wie ein überwundener Standpunkt. Die Kunstgeographie hat nichts mehr zu sagen: Eisenbahn, Auto, Luftschiff tragen die Menschen überall hin, setzen sie über alle Ortsgrenzen hinweg. Wissen wir, ob nicht mit der Vernichtung des Charakterbildes der Landschaft, mit der Erledigung des Persönlichen im Porträt, in der Landschaft und im Individuum alles künstlerische Wesen dem Tode geweiht ist? Wie Geschichte mit der Tradition untergegangen, also das Zeitliche erledigt ist, so ist auch Geographie kein lebendiger Faktor mehr. Kunstgeschichte und Kunstgeographie haben ihr Ende; mit zeitlosen und ortsleeren Problemen müht sich die Kunst ab, und zwar die Kunst, die so sehr gebunden an das Wirkliche ist, die bildende Kunst. Zeitlose und ortsleere Wirklichkeit gibt es nicht; es gibt kein Unvergängliches, das Leben ist zugleich das ewige Vergehen. Wird es eine zeitlose und ortsleere Kunst geben können? Es müßte eine Zeit des universellen Genies sein; denn allein der ganze große Geist ragt über Ort und Zeit empor. Ob er freilich aus dem Zeitlosen und Ortsleeren werden, ob er ohne Wurzeln im Erdengrund wachsen kann, das ist die Frage.

BERICHTE

PHILOSOPHIE: AUF DEM WEGE ZU NEUER SYNTHESE

Von Karl Weidel

Im vorigen Heft dieser Zeitschrift (S. 126) wies ich empfehlend auf die wiedererstandenen 'Jahrbücher für Philosophie' und ihre Umgestaltung hin, daß sie in Zukunft weniger das bibliographische Moment betonen als vielmehr eine systematische Überschau der Gegenwartsprobleme in den einzelnen philosophischen Disziplinen geben wollen. In unendlich viel umfassenderer Weise, als das bei einem Jahrbuch möglich ist, gibt auf Grund der ganzen bisherigen geschichtlichen Entwicklung eine solche Überschau das im R. Oldenbourgschen Verlage erscheinende 'Handbuch der Philosophie'(1), das von Alfred Bäumler und Manfred Schröter in Verbindung mit 24 Fachvertretern herausgegeben wird. Von diesem großangelegten Unternehmen liegt mir die bereits abgeschlossene 2. Abteilung vor, die unter dem Titel 'Natur, Geist, Gott' die Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft (H. Weyl-Zürich), die Metaphysik der Natur (H. Driesch-Leipzig), die Logik und Systematik der Geisteswissenschaften (E. Rothacker-Heidelberg), den Geist in seiner Geschichte (E. Wolff-Hamburg), die Religionsphilosophie katholischer Theologie (E. Przywara-München) und die Religionsphilosophie evangelischer Theologie (E. Brunner-Zürich) enthält. Außerdem sind aus den vier anderen Abteilungen folgende Darstellungen bereits erschienen: aus der 1. Abteilung (Die Grunddisziplinen): die Erkenntnistheorie (Fr. Kuntze-Berlin) und die Metaphysik der Neuzeit (H. Heimsoeth-Königsberg); aus der 3. Abteilung (Mensch und Charakter): die Ethik des Altertums (E. Howald-Zürich), die Ethik des Mittelalters

(A. Dempff-Bonn), die Ethik der Neuzeit (Th. Litt-Leipzig) und Psychologie-Metaphysik der Seele (Fr. Seifert-München); aus der 5. Abteilung (Die Gedankenwelt Asiens): die Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises (A. Forke-Hamburg). Von der 4. Abteilung (Staat und Geschichte) ist noch nichts erschienen. Eine 6. Abteilung: Orient und Occident, Entstehen und Entwicklung, Auseinandersetzung und Vergehen der Kulturwelten der Erde ist für später vorgesehen.

Wenn das Werk abgeschlossen vorliegen wird, wird es hier eingehender gewürdigt werden. Soviel aber läßt sich schon heute sagen, daß wir in ihm einen 'umfassenden und zuverlässigen Führer' und eine gründliche und systematische Überschau über alle die philosophische Forschung der Gegenwart bewegenden Fragen besitzen werden. Eine solche Aufgabe zu lösen, übersteigt natürlich weit die Kraft eines einzelnen, aber die Zusammenarbeit so vieler Forscher birgt andererseits die Gefahr in sich, daß das Gesamtbild 'die vielverflochtene Problematik der gegenwärtigen philosophischen Lage nur als widerspruchsvolle Buntheit' abspiegelt. Dieser Gefahr sind die Herausgeber dadurch entgangen, daß sie ihre Mitarbeiter die Gegenwartsprobleme grundsätzlich nur auf dem Hintergrund ihrer geschichtlichen Entwicklung darstellen lassen. Indem die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus verstanden wird, wird alle willkürliche Konstruktion vermieden, und die Problematik der Gegenwart erweist sich als herausgeboren aus dem lebendigen Zusammenhang der in der Vergangenheit bereits wirksam gewesenen Kräfte. Nicht auf 'greisenhaften Historismus' ist es dabei abgesehen, vielmehr auf den heilsamen Zwang, daß der Lebende sein Recht auf Neusetzung und Neuwertung rechtfertigt gegenüber den abgeschlossen vorliegenden und darum in ihrer Gesamtbedeutung überschaubaren Denkleistungen der Vergangenheit.

Ein ganz besonderer Vorzug dieser 'erschöpfenden Darstellung der philosophisch-methodischen Grundlagen der Kultur überhaupt' ist die Art der Darstellung: sie vereinigt unbedingte Wissenschaftlichkeit mit einer Klarheit des Aufbaus und einer Anschaulichkeit des Vortrags, daß auch dem Nichtfachmann ein Eindringen in die Probleme der einzelnen Gebiete möglich ist. Selbstverständlich wirkt sich die persönliche Stellung der einzelnen Mitarbeiter zu den philosophischen Problemen in der geschichtlichen Darstellung darin aus, daß sie von ihrem Standpunkt aus die für diesen besonders wichtigen und maßgeblichen Züge der Entwicklung besonders herausheben. Aber entscheidend ist doch die gegenseitige Befruchtung von Systematik und Historie: an die Stelle eines chaotisch verwirrenden Nebeneinanders an sich möglicher philosophischer Standpunkte tritt so die Einsicht in die trotz aller Vielgestaltigkeit doch innerlich einheitlich und gesetzmäßig verlaufende Entwicklung des abendländischen Geistes. Der Blick wird aber zugleich auch auf das Weltganze der Philosophie gelenkt, insofern als das 'Handbuch' sich nicht mit der systematischen Begründung des kulturellen Formenwandels innerhalb der abendländischen Welt begnügt, sondern auch die orientalischen Kulturkreise in seine Darstellung mit einbezieht.

Es ist nicht nur eine Art Bilanz unseres philosophischen Besitzstandes, sondern auch eine starke Förderung der philosophischen Arbeit. Daß aber ein Unternehmen von diesem Umfang überhaupt möglich war, ist der beste Beweis dafür, daß jene Zeit, da die Philosophie gegenüber den Naturwissenschaften völlig ins Hintertreffen geraten war, offenbar völlig überwunden ist. Das ist vielmehr grade die erfreulichste Seite dieses 'Handbuchs', daß in ihm nicht nur historisches und systematisches, sondern auch naturwissenschaftliches und philosophisches Denken sich aufs engste verbunden haben. Und es ist ein erfreuliches Zeichen für das allgemeine Wiedererwachen philosophischen Geistes, daß so viele Forscher wieder den Mut finden, die Fülle des empirischen Tat-

sachenwissens zum System zusammenzufassen und die Vielheit des Gegebenen zur Einheit der Zusammenschau zusammenzuzwingen. Zu den Synthesen, die hier auf allen Einzelgebieten mit voller Beherrschung des Materials und in großer Vorsicht und Gründlichkeit versucht werden, wird jeder Stellung nehmen müssen, schon weil sie unter Berücksichtigung der gesamten historischen Tradition erfolgen. Dabei ist jedem der Mitarbeiter die Freiheit gelassen, ob sie, wie z. B. Weyl, die geschichtlichen Beziehungen geeigneten Orts in ihre systematische Darstellung einflechten oder ob sie, wie Driesch, ihren Aufriß von vornherein geschichtlich anlegen.

Das Gesamtwerk verspricht wieder eines von den Werken erstaunlichsten Fleißes, unübertrefflicher Gründlichkeit und straffster Verarbeitung eines kaum noch übersehbaren Wissens zu werden, an denen gerade die deutsche Geistesgeschichte so reich ist, und Herausgeber wie Verlag haben sich den aufrichtigen Dank der philosophischen Forschung und aller derer verdient, die heute in so erfreulich wachsendem Maße für philosophische Probleme wieder Interesse haben.

Auf bescheidenerem Raum versucht das gleiche wie das 'Handbuch' das von Max Dessoir herausgegebene Lehrbuch der Philosophie in seinem zweiten Bande (der erste enthält die Geschichte der Philosophie): 'Die Philosophie in ihren Einzelgebieten' (2). Auch bei diesem Werke haben sich verschiedene Gelehrte zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen: F. C. Rieffert stellt die Logik dar und gibt eine kritische Geschichte ihrer Idee; E. Becher behandelt Erkenntnistheorie und Metaphysik, M. Schlick die Naturphilosophie, K. Koffka die Psychologie, E. Utitz die Ästhetik und Philosophie der Kunst, P. Menzer die Ethik, P. Tillich die Religionsphilosophie und A. Vierkandt die Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie. Jeder einzelne Beitrag schließt mit ausführlichen Literaturangaben, das Ganze mit einem Namen- und Sachverzeichnis.

Im Unterschied von dem 'Handbuch' ist bei diesem Werk, unbeschadet der Freiheit der Bearbeiter im einzelnen, vom Herausgeber doch entscheidender Wert darauf gelegt worden, daß 'in den Grundanschauungen der Beteiligten eine gewisse Übereinstimmung' herrsche. Dadurch wurde auf der einen Seite eine größere Einheitlichkeit erreicht, andrerseits aber mit Bewußtsein auf die Vielgestaltigkeit der modernen Fragestellungen verzichtet. Da hier die Übereinstimmung zwischen den Bearbeitern von vornherein gesichert war, so gibt dies Lehrbuch reine Systematik, ohne sie wie das 'Handbuch' aus der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Problemstellungen herauswachsen zu lassen. Beide Wege haben ihre Vorzüge. Besticht das Dessoirsche 'Lehrbuch' durch die innere Einheit seiner Gesamthaltung, so gewährt das 'Handbuch' einen umfassenden Einblick in die ganze Problematik der Gegenwart und zugleich in die lebendige philosophische Tradition. Insofern gewährt das 'Handbuch' dem Leser die größere Freiheit zu eigener Stellungnahme, grade weil Dessoir recht hat, wenn er sagt: 'Kants Wort, daß die Philosophen dereinst «eine gemeinschaftliche Welt bewohnen» werden . . ., gilt vorläufig erst von bestimmten Gruppen der Philosophen.' Der einzige, der in Dessoirs Sammelband auch die Geschichte, und zwar sehr ausgiebig, zu Worte kommen läßt, ist Rieffert, dessen Beitrag zur Logik auch durch seinen Umfang (etwa ein Drittel des Ganzen) den Rahmen des übrigen fast sprengt. Aber die eingehende Würdigung der Hauptvertreter dieser Disziplin gibt in fünf Abschnitten über Sprachlogik, Sachlogik, reine Logik, Methodologik und wissenschaftstheoretische Methodenlehre einen so reichen und belehrenden Überblick über die mannigfachen Versuche, den Gegenstand logischer Untersuchungen zu klären, daß man es dem Herausgeber nur Dank wissen kann, daß er gerade diesen Beitrag nicht gekürzt hat.

Höchst erfreulich aber ist nicht nur die Tatsache, daß gleichzeitig zwei so tiefgründige Zusammenfassungen der philosophischen Arbeit der Gegenwart erscheinen und die intensive Arbeit, die heute auf diesem Gebiet geleistet wird, offenbaren, sondern vor allem, daß diese Werke nicht nur die Früchte eines Alexandrinismus sind, der sich in der gewissenhaften Erforschung und kritischen Beleuchtung des bisher Geleisteten erschöpft, sondern daß sie überall den Mut zu neuen Fragestellungen zeigen und so der Forschung starke Antriebe geben.

Daß die philosophische Forschung sich in stark aufsteigender Linie bewegt — hin zu neuen Synthesen —, zeigt jeder Blick in das philosophische Schrifttum unserer Tage. Überall offenbart sich der Mut zu neuen Fragestellungen.

So veröffentlicht Nicolai Hartmann seine Erkenntnistheorie, die in 2. Auflage 1925 erschien, unter dem bezeichnenden Titel 'Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis'(3), um den Finger auf seine, ihm von der Gegenwartsforschung vernachlässigt erscheinende Grundüberzeugung zu legen, daß eine wirkliche Erkenntnistheorie nur so weit vorhanden ist, als sie Metaphysik der Erkenntnis ist. Ausgangspunkt aller Überlegungen ist für Hartmann der 'natürliche Realismus', der ihm als schlechthin gegeben 'diesseits' aller Theorien des Idealismus und Realismus zu liegen scheint: 'Aller philosophischen Standpunktbildung vorgelagert ist ein natürlicher Standpunkt, der nicht zur Deutung des Gegebenen erdacht wird, sondern selbst mit gegeben ist, auf dem sich der gesunde Menschenverstand vorfindet, wenn er zu reflektieren beginnt.' Er 'deckt sich mit der *natürlichen Weltansicht*, steht ausgesprochen diesseits aller Theorie, erstreckt sich aber mit seinen charakteristischen Kategorien bis tief in das wissenschaftliche Weltbild hinein' (S. 129). Selbstverständlich ist Hartmann trotz seiner kritischen Stellung zum Neukantianismus zu stark von Kant beeinflußt, als daß er nicht alle konstruktiven Deutungsversuche energisch ablehnen sollte, die um der Grundlegung irgendeiner Weltanschauung willen oder um der Konsequenz des Systems willen die Probleme künstlich zurechtlegen. Aber wenn er auch offen zugesteht, daß eine Lösung der Welträtsel und der Aufbau einer dogmatischen Metaphysik wegen der Irrationalität des Seins und Denkens unmöglich ist und daß das untrennbare Sinnganze des Erkenntnisaktes, der in der völlig unbegreiflichen Vereinigung der 'Beziehung auf den Gegenstand' und der 'Beziehung auf das Ich' besteht, sich zwar in einzelne Kategorien der Erkenntnis auseinanderlegen, aber nicht aus einer dieser Kategorien ableiten läßt und darum als eine der 'unerforschlichen, ruhig zu verehrenden Urphänomene' einfach anzuerkennen ist, so versucht er doch, indem er die bildliche Ausdrucksweise unserer Sprache wirklich nimmt, gleichsam 'hinter den Spiegel zu sehen'. — Cassirer weist (in den J. f. Ph. S. 88) mit Recht darauf hin: Hartmann 'spricht von dem «Ergreifen» des Gegenstandes durch das Ich, von dem «Eindruck» des Dinges auf das «Bewußtsein», von dem «Übergang» vom einen zum andern, als ob es sich hier um Wirklichkeiten, statt um bloße Bilder, handele'. Hartmann kommt so zu der Annahme eines real Seienden außerhalb des Bewußtseins, dessen sich das Subjekt, wenn auch nicht restlos, bemächtigt. Ja, indem er den symbolischen Charakter jener sprachlichen Bezeichnungen verkennt, wird ihm schließlich die Erkenntnisrelation zu einer Seinsrelation, trotzdem wir von dieser doch nur durch jene wissen. Kein Wunder, daß Hartmann in einer tiefen Skepsis endet und daß selbst 'das scheinbar Nächstliegende und Bekannteste bei näherem Zusehen ein unbegreiflich rätselhaftes Gesicht' zeigt und sich in Antinomien auflöst, für die freilich der Grund nicht in der 'Irrationalität' des Wirklichen, sondern in der Einordnung des erkennenden Subjekts in die Seinssphäre liegt.

Diesem Abgleiten in den Irrationalismus sucht R. Eisler in seiner 'Einführung in die Erkenntnistheorie' (4) zu entgehen, indem er im Anschluß an die großen nachkantischen Metaphysiker eine Synthese zwischen dem empirischen Realismus und dem transzendentalen Idealismus zu geben versucht in einem im absoluten Idealismus verankerten objektiven Phänomenalismus. Die Vorzüge, die des Verfassers bekannte Werke, besonders sein 'Wörterbuch der philosophischen Begriffe', zeigen, machen die Lektüre auch dieses Werkes zu einem Genuß: die souveräne Beherrschung der gesamten Literatur verbindet sich mit der Fähigkeit zu durchsichtig klarer Darstellung.

Die durchgängige Bedingtheit der Erfahrungswelt nötigt uns zur Idee eines 'An sich der Dinge', das wir selbst nicht zu erkennen vermögen, wohl aber in seinen Erscheinungen erfassen und bestimmen können. Sein Wesen bleibt uns dunkel, weil alle unsere Kategorien nur für die Erfahrungswelt gelten. Es ist nur als 'Grund' für das Sein und Sosein der Dingwelt d. h. als zur Begreiflichkeit der Erscheinungswelt Dienendes von uns als seiend zu setzen. Wenn aber das 'Ding an sich' auch nicht erkennbar ist, so ist es doch denkbar. Erkenntnis ist nur innerhalb der Erscheinungswelt, in der sich das absolute Sein darstellt, möglich. Sie allein ist uns zugänglich, aber sie führt uns auf die Setzung des Grenzbegriffs eines 'An sich', dessen Folge die Erscheinungswelt als Ganzes ist. Die 'intelligible Welt' aber ist nicht eine zweite Welt neben oder hinter der Erscheinungswelt, sondern es ist 'der ideale Wesensgehalt des absoluten Seins, der durch die «Phänomene» selbst verwirklicht wird. Alle Wirklichkeit ist Verwirklichung, sie bringt in Raum und Zeit und in unendlicher Entwicklung den ewigen Wesensgehalt zum Ausdruck, der jedem Geschehen einen zeitlosen Sinn gibt'. Das ewige Sein, das selbst über den Gegensatz von Subjekt und Objekt, Geist und Materie erhaben ist, offenbart sich im ewigen Werden; in ihm schließen sich Geistigkeit, Materialität und Individualität zu einer übergeistigen, überpersönlichen, übermateriellen Einheit zusammen; es ist der 'jenseitige' Grund von Vielheit und Einheit, Sein und Werden, Ursache und Zweck. Da das 'An sich' überphänomenal ist, besitzt es keine der Eigenschaften oder Attribute der Phämonene; wir können darum von ihm nur in Bildern sprechen und es nur negativ durch Ausschluß aller phänomenalen Prädikate bestimmen. Aber diese räumlich-zeitlich-bewegte Welt muß als so beschaffene und als die einzig existierende ihren Grund im 'An sich' der Dinge haben. Das 'An sich' der Dinge kann ohne Bewußtsein nicht gedacht werden, da dieses die oberste Voraussetzung aller Erscheinung ist und es undenkbar ist, daß 'dieses An sich ohne Bewußtsein ist und als ein solches nur erscheint.' Selbstverständlich aber ist es ein von allem endlichen, psychologisch bestimmten Bewußtsein sich unendlich unterscheidendes. Alles ist Erscheinung dieses transzendenten Überbewußtseins, und nichts fällt aus irgendeiner Art des Bewußtseins heraus.

So kommt Eisler bei aller Anerkennung des Kritizismus doch zu einer Befriedigung des metaphysischen Triebes und zu einem Ausblick in die Welt jenseits der Erscheinungen; aus den bloßen Negationen wird eine Position: 'In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.'

Die erkenntnistheoretische Grundfrage beantwortet sich so in bejahendem Sinn. H. Höffding formuliert sie in seiner Schrift 'Erkenntnistheorie und Lebensauffassung' (5) als das überall uns begegnende Problem, ob wir in den Grundvoraussetzungen, die wir in Wissenschaft, Kunst, Moral und Religion machen und durch die die dem menschlichen Geistesleben eigentümliche Struktur bedingt wird, 'Offenbarungen des innersten Wesens des Daseins haben, oder ob sie nur Formen sind, die menschliches Streben auf den verschiedenen Gebieten nun einmal gebrauchen muß.' Je nachdem,

wie die Entscheidung ausfällt, ist das Ergebnis entweder das Vertrauen in die Geltung unserer Denksetzungen oder jener Skeptizismus, der heut, selbst bis in das Reich der exakten Wissenschaften hinein, immer größere Ausdehnung gewinnt. Bei dieser Sachlage sind Untersuchungen, wie die vorliegende, sehr dankenswert, die alle Voraussetzungen der mannigfachen Schöpfungen in Wissenschaft, Kunst, Moral und Religion und ebenso die individuellen Totalitätsbildungen der Lebens- und Weltanschauungen zu erfassen und die Bedingungen ihrer Entstehung und Entwicklung festzustellen suchen. Das Ideal aller Erkenntnis ist dabei die 'völlig durchsichtige Totalität', d. h. die Verbindung des Chaos der Einzelwahrnehmungen und Vorstellungen zu einem Ganzen mittels der fundamentalen Kategorien Synthese und Relation, Kontinuität und Diskontinuität, Ähnlichkeit und Verschiedenheit, die schon das vorwissenschaftliche Denken beherrschen: 'Das Ideal der Erkenntnis ist eine rationale Totalität, gewonnen durch gegenseitige Bestimmung aller Glieder.' Dies Ideal führt aber zu immer neuen Aufgaben, wie Höffding in den Einzelabschnitten seiner Untersuchung (Organismus, Persönlichkeit, Lebensanschauung, Weltanschauung, Religion und Lebenspoesie) zeigt, und damit zu einer Entwicklung der Vernunft, durch die immer wieder einzelne Kategorien durch andere ersetzt werden, wie z. B. Leibniz den Begriff des Wirkens für den Substanzbegriff einsetzte. Daraus folgt, daß wir uns immer nur auf dem Wege zur Wahrheit befinden, auf einer bestimmten 'Stufe der Entwicklung in der Richtung dieses Ideals', und daß die Menschheit 'immer im Lernen begriffen' ist, weil sie immer unter bestimmten Voraussetzungen denkt. Aber sie ist doch auf dem Wege, und damit verliert der absolute Skeptizismus, der alles in ein Gewebe bloßer Fiktionen auflöst, seine Berechtigung. Es ist etwas wesentlich anderes, ob wir zugeben, daß wir niemals die ganze unendliche Welt erfassen werden, sondern uns immer nur auf dem Wege dazu befinden, oder ob wir all unsere Denkversuche von vornherein als bloße Anthropomorphismen abtun, die, weit entfernt, das Wesen der Wirklichkeit überhaupt irgendwie zu erfassen, nur den rein utilitaristischen Zweck haben, unser Leben inmitten dieser uns völlig irrationalen Wirklichkeit, so gut es eben geht, zu fristen. Wenn auch mit Höffding zuzugeben ist, daß alle die Wissenschaften, in denen Qualitäten, Zeitverhältnisse und Totalitätsformen entscheidend sind, im Vergleich zu den exakten, die auf Identitäten bauen, irrational sind, so versuchen doch auch sie das Irrationale unter rationale Gesichtspunkte zu bringen durch rationale Analogien. Gewiß stehen Identität und Totalität in Gegensatz, aber unsere Erkenntnis sucht das Dasein mittels der Anwendung des Identitätsprinzips auf seine einzelnen Teile als rationale Totalität zu begreifen, wie wir auch die faktischen Totalitätsbildungen: Organismus, Persönlichkeit, Lebens- und Weltanschauung und Religion durch Analyse in ihrer Möglichkeit zu verstehen suchen. Mag eine restlose Rationalisierung dieser Gebiete auch unmöglich und mögen Symbole hier unsere letzte Zuflucht sein, sie sind uns nicht nur unentbehrlich, sondern berechtigt, wenn sie der Forderung persönlicher Wahrheit und intellektueller Redlichkeit genügen, sie quellen aus unserem Selbstbehauptungsdrange und wurzeln im Glauben an das Leben und seine Werte.

Unter den philosophischen Einzeldisziplinen ist wohl keine heute in solcher Bewegung wie die Psychologie. Hier drängen sich die neuen Probleme und Aufgaben in einem Ausmaße, daß leicht der Eindruck entstehen kann, es sei auf diesem Gebiete alles in Frage gestellt, was die frühere Arbeit geleistet hatte. Karl Bühler gibt darum seiner Überschau über die Gegenwartslage der Psychologie den bezeichnenden Titel: 'Die Krise der Psychologie'(6), ohne daß er wohl Erich Jaensch das Recht dazu bestreiten würde, wenn dieser in seinem Referat in den 'Jahrbüchern der Philo-

sophie' von 'einer zweiten Blüte der Psychologie' redet. Solche Überblicke über die Gesamtarbeit der Forschung, über ihre Triebkräfte und Strömungen, ihre Grundgedanken und leitenden Ideen sind nicht nur als eine Art Selbstbesinnung dankbar zu begrüßen, sie fördern und befruchten zugleich die Forschung selbst, indem sie das einzelne in den Gesamtzusammenhang einordnen und dadurch in besondere Beleuchtung rücken. Auch bei noch so objektiver Berichterstattung ergibt sich daraus von selbst eine immanente Kritik, die dazu beiträgt, die Krise rascher zu überwinden, um so mehr, wenn man, wie Bühler, davon überzeugt ist, daß der gegenwärtige, verwirrende Reichtum an neuen Ansätzen, Gedanken und Forschungsmethoden 'keine Zerfalls-, sondern eine Aufbaukrise' ist, weil sich ja der gleiche Zustand der Überfülle neuer Ideen auch in anderen Geisteswissenschaften und in der Biologie zeigt. Bühler sieht mit starkem Optimismus den Auftakt zu einer neuen Synthese in der Hoffnung, daß wieder, wie einst zu Hegels Zeit 'eine himmelstürmende Idee die Geister eine Zeitlang vereinigt'.

Die Krise in der Psychologie setzt etwa um 1890 ein. Damals gab es noch so etwas wie ein 'gemeinsames Programm und eine gemeinsame Hoffnung', und die Vertreter des Faches scharten sich um die 1890 gegründete Zeitschrift für Psychologie, die Ebbinghaus herausgab und die heute bereits 100 Bände zählt. Heute dagegen ist der für jeden wissenschaftlichen Fortschritt unbedingt notwendige Kontakt zwischen den verschiedenen psychologischen Richtungen fast verloren gegangen. Die behavioristische Richtung, die ihre Seelenforschung auf das Benehmen (behavior) der Menschen und Tiere aufbaut, will von den Erlebnispsychologen nichts wissen, und die Interpretationspsychologen halten sich für die allein berechtigten Vertreter der Psychologie, während umgekehrt die Psychophysiker und experimentellen Psychologen verächtlich alle anderen als 'Systemdichter', als 'Geistreiche und Schönschreiber' behandeln. Dies verständnislose Neben- und Gegeneinander ist eine große Gefahr, und darum will Bühler vor allem die Wege zu einer Zusammenarbeit ebnen, bei der jede Richtung zum mindesten Verständnis für die Grundeinstellung der anderen haben muß und für die, wenn auch noch so berechtigte, Einseitigkeit ihrer eigenen Position.

Bühler lenkt die Aufmerksamkeit der psychologischen Forschung auf die fundamentale Wichtigkeit der inneren Beziehungen, die zwischen dem seelischen Erlebnis, dem sinnvollen Benehmen der Lebewesen und der Leistung, d. h. den Gebilden des objektiven Geistes bestehen. Ohne Klarheit über diese Beziehungen ist ein geschlossenes, in sich einheitliches psychologisches System unmöglich. Er führt den Nachweis, indem er in einer Untersuchung des Phänomens der Sprache zeigt, daß es überhaupt nur unter diesen drei Aspekten wissenschaftlich begreiflich zu machen ist. Das gleiche gilt von jeder wissenschaftlichen Psychologie. Es geht nicht an, die Gesamtheit der psychologischen Probleme nur unter *einem* Aspekt zu betrachten.

Diese Grundeinstellung gibt der aufbauenden Kritik Bühlers an den Gegenwartsströmungen der Psychologie ihren besonderen und bleibenden Wert. Sein Buch ist mehr als nur ein wertvoller Wegweiser in das uferlose Meer der psychologischen Literatur. Es zwingt ständig zur Besinnung auf die letzten Aufgaben der psychologischen Forschung.

Die ungeheure Arbeit, die hier seit 1890 geleistet ist, läßt sich bequem an einem Werke überschauen, das 1896 zum erstenmal erschien und 1924 die 5. und 6. Auflage erlebte: an FRIEDRICH JODLS 'LEHRBUCH DER PSYCHOLOGIE' (7). Schon in der 1. Auflage war der Versuch, das riesig angewachsene Spezialwissen in einem Lehrbuch systematisch zusammenzufassen, ein Wagnis. Aber Jodl hatte das Zeug zum Systematiker, und sein Werk hat darum auch bis heute seinen Platz zu behaupten gewußt. Sein Verdienst liegt

aber weiter in der energisch vertretenen Überzeugung, daß die Psychologie keine naturwissenschaftliche Disziplin ist, sondern eine philosophische Wissenschaft, daß also die Bearbeitung der psychologischen Probleme durch die 'allgemeine Theorie des Seins und Lebens' bedingt ist, die man vertritt, wie diese wieder durch psychologische Erkenntnisse aufs tiefste befruchtet wird. Jodl hat damit einen Standpunkt vorweggenommen, zu dem erst die neuere Psychologie sich wieder durchringt.

Schon vor seinem Tode 1914 hatte Jodl den Plan, bei einer Neuauflage Mitarbeiter heranzuziehen, da es allmählich über die Kraft eines einzelnen ging, das ungeheure Tatsachenmaterial, das die Spezialforschung angehäuft hatte, zu überschauen. Diesen Plan erfüllt die neue Auflage, bei der sich unter der Leitung von K. Siegel: Börner, Henning, Kraft, Roretz, Schmied-Kowarzik und Werner zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen haben, die das Werk auf die Höhe der Gegenwartsforschung brachte und zugleich entsagungsvoll genug war, die künstlerische Geschlossenheit, die den Wert des Jodlschen Werkes ausmachte, nicht zu zerstören. Diese Achtung vor der geistigen Note dieses Werkes war dadurch von selbst gegeben, daß fünf der Mitarbeiter Jodls Schüler waren.

Aufbau und psychologische Haltung des Werkes sind trotz mannigfacher Änderungen im einzelnen geblieben. Jodl vertritt einen positivistischen Realismus, wonach unsere Anschauungs- und Denkformen durch die Verhältnisse der Dinge 'selbst' bedingt sind. Alle psychologischen Vorgänge sind Bewußtsein, dessen 'Träger' der Organismus, nicht eine Seele, ist und das einen dreifachen Stufenbau von Zuständen aufweist. Die eingehende Behandlung besonders der tertiären Stufe war von je ein besonderer Vorzug dieses Werkes, das die Anerkennung des Fühlens und Strebens als eines ursprünglichen Faktors alles Bewußtseins verfocht. An Stelle einer psychophysischen Wechselwirkung vertritt Jodl einen psychophysischen Parallelismus: das Seelische ist nach ihm die Selbstwahrnehmung eines neurologischen Prozesses, in der sich der lebendige Organismus als Einheit erlebt.

An diesem zentralen Punkte gehen die Meinungen nach wie vor weit auseinander. So lehnt JOHANNES REHMKE, der Nestor der deutschen Philosophie, der jüngst seinen 80. Geburtstag feierte, in seinem 'LEHRBUCH DER ALLGEMEINEN PSYCHOLOGIE'(8) den psychophysischen Parallelismus wie die Wechselwirkung ab zugunsten der Annahme eines rein ursächlichen Verhältnisses zwischen Seele und Leib. Rehmke ist der Vertreter eines objektiven Idealismus, nach dem die Welt des Gegebenen Inhalt eines umfassenden göttlichen Bewußtseins ist. Darnach existiert alles, auch die sogenannte Außenwelt, überhaupt nur als Bewußtsein. Daß die Seele eine Welt von 'Dingen', Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen hat, ist nur begreiflich, weil sie 'konkretes Bewußtsein', also immateriell und kein 'Ding' ist. Auf den Leib wirkt sie im Sinne 'qualitativer Energieveränderung' ein. Ihr Wesen ist Wissen.

So fest ist Rehmke von der unbestreitbaren Richtigkeit seines Standpunktes überzeugt, daß er mit einem gewissen Stolz erklärt: 'Mit diesem *wissenschaftlichen Ergebnisse* ist dem trübseligen Zustand, der in der Tat ein «Skandal der Philosophie» zu nennen war, ein Ende gesetzt, daß nämlich die Seelenfrage nunmehr Spielball der Meinungen *gewesen* ist.' Während der 1. Teil des Lehrbuches dieser Frage, was die Seele sei, gewidmet ist und sie vom Selbstbewußtsein aus löst, da nur das Sichselbstwissen 'die einzige ursprüngliche Quelle psychologischer Erkenntnis' ist, führt der 2. Teil von dem Ergebnis aus, daß die Seele sich als wissendes Wesen mit dem Leib 'in Wirkenseinheit' befindet, den Nachweis, daß sie ein gesetzmäßig veränderliches Wesen ist. Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle sind ohne Bewußtsein, d. h. 'ohne ein Einzelwesen,

dessen Bestimmtheitsbesonderheiten sie eben ausmachen', nicht zu denken. Ein unbewußtes Wahrnehmen, Vorstellen, Fühlen kann es nicht geben, weil eben seelisches Sein Bewußtsein ist. Das Wollen ist keine dem menschlichen Bewußtsein ursprünglich zukommende, keine besondere Bestimmtheit der Seele wie Wahrnehmen, Vorstellen und Fühlen, sondern es ist nichts als 'das sich ursächlich Beziehen der Seele auf eine vorgestellte Veränderung', die etwas mit Lust oder Unlust empfindet.

Der ruhigen Sicherheit und Klarheit der Gedankenarbeit Rehmkes merkt man keine Spur von der skeptischen Zerrissenheit und Unruhe unserer Zeit an, wie sie uns aus dem Werke von THEODOR LESSING: 'GESCHICHTE ALS SINNGEBUNG DES SINNLOSEN'(9) entgegentritt. Daß dies Buch, von dem Hans Driesch im Vorwort bekennt, daß er sich dadurch 'stark beeinflußt und in nicht unerheblichem Grade zu einer Revision früher von ihm gelehrter Dinge veranlaßt' gesehen habe, bereits in 4. Auflage vorliegt, hat seinen Grund nicht nur darin, daß es ein zum Nachdenken zwingendes Buch ist, sondern vor allem darin, daß die Grundeinstellung des Verfassers einer starken Strömung im Gegenwartsdenken entgegenkommt. So hat sich das Buch doch schließlich durchgesetzt, trotzdem es, wie Lessing mit einer gewissen Bitterkeit bemerkt, gleichsam im Schatten von Spenglers ein Jahr später erschienenem 'Untergang des Abendlandes' seinen Weg gehen mußte und von diesem rasch bekannt gewordenen Werke fast völlig in den Hintergrund gedrängt wurde.

Lessings Geschichtsphilosophie ist ein Teil des von ihm geplanten Weltanschauungswerkes 'Philosophie der Not', in dem er die Welt als 'eine Wunde, welche doch sich selber heilt', und alles Denken, Bewußtsein, Wollen und künstlerisches Schaffen als den immer wieder erneuten Versuch auffaßte, den 'Bruch innerhalb des kosmischen Seins' durch Aufhebung der Bedingungen des Daseins versöhnend aufzuheben.

Der Weltkrieg verhinderte das Ausreifen dieses Werkes, und so erschien die Geschichtsphilosophie für sich allein. Daraus erklärt sich ihre Wendung ins Polemische, ihre Angriffsstellung gegen die Auffassung Rankes, daß Geschichte 'die Wissenschaft vom Wirklichen' sei und gegen die durch Windelband und Rickert 'allgemein gewordene Unterscheidung des auf unabänderliches Gesetz abzielenden Naturwissens von dem Geschichtswissen, welches das Einzelne und das Unmittelbare festzustellen bemüht ist'. Geschichte ist für Lessing weder unmittelbar gelebtes Leben, noch Wahrheit, noch Bewußtseinswirklichkeit des Menschen, sondern ewig neu werdende 'menschheitliche Mythendichtung': 'sie ist geboren aus tröstenden Selbstausheilungen und unvermeidlichen Wunsch(Ideal-)einblendungen der Menschennot'.

Was die Geschichtswissenschaft 'Tatsachen' nennt, sind nichts als 'Skelettreste'. In Wahrheit ist die Geschichte 'fließendes Leben, welches unter der Schau andersartigen Erlebens immer neu sich wandeln würde; wie denn keine geschichtliche Persönlichkeit oder Begebenheit *bleibt*, sondern fortdauernd neu gerichtet oder umgedichtet werden muß'. Daß die Geschichtsforscher Wirklichkeitsforscher sein wollen, beweist nur ihre Unfähigkeit, den Mythos zu erfassen. Denn Geschichte ist 'ein für das Leben der Menschen notwendiger Mythos', aber keine Wirklichkeit.

Lessings Anschauung ist herausgeboren aus dem durch die Gegenwartserlebnisse unerhört gesteigerten Widerwillen gegen 'die unser Machtbegehren verkleidende Zielverlogenheit, die sich stets in irgendwelche Ideale verhüllt, die jede Niedertracht und Abscheulichkeit im geschichtlichen Leben legitimieren'. Der Glaube an Ideale ist nichts als der Abfall der bewußt gewordenen Natur von ihrer Idee. Nur diese 'Welt der bewußtseinsimmanenten Wirklichkeit', nicht das Lebendige und Wahre hat Geschichte. Jene ist wert, daß sie zugrunde geht. Die Welt des Geistes und seiner Normen ist nur die unent-

behrliche Ersatzwelt eines am *Menschen* erkrankten Lebens, nur das Mittel zur 'Errettung einer in sich fluchwürdig gewordenen, nach kurzer Machtbewußtheit spurlos wieder versinkenden Gattung durch Wissenschaft größenwahnsinnig gewordener Raubaffen'.

Lessing gehört in den Kreis der sogenannten Lebensphilosophie hinein, in der gegenüber dem Intellektualismus und Rationalismus des naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters die ganze Irrationalität des flutenden Lebens Ausgang und Grundlage alles Philosophierens ist. Für Lessing ist 'alles Lebens dunkel strömende Gestaltenfülle', das wahrhafte Sein und alle geschichtliche Betrachtungsweise, die diese 'Lebensbilderschau' in eine zeiträumliche Geschehnisfolge auflöst, nur ein Abfall, eine 'Entnaturung, Entsinnlichung und Entstaltung' der Menschheit, hervorgerufen durch ein 'allmählich anwachsendes Übergewicht des Bewußtseins, d. h. des Wissens und Wollens auf Kosten des Unbewußten, d. h. des Dunkel-Triebhaften'.

Im besonderen ist die europäische Wissenschaft und ihr gleichsam lineares Geschichtsbild, das die unermeßliche Allfältigkeit des Lebendigen in einreihige dynamische Bewegung umdenkt, herausgeboren aus dem 'Herrschaftswillen des kaukasischen Menschengeschlechts'. Darum herrscht, bei aller sonstigen Skepsis, der Geschichte gegenüber ein geradezu schwärmerischer Fortschrittsglaube. 'Diese Zweizüngigkeit und Doppelsprachigkeit des «Idealismus» ist das eigentliche Wahrzeichen unserer deutschen Philosophie, unerbittlich im Theoretischen, im Praktischen banal . . . So bekämpft der Deutsche den «naiven Realismus» im Namen der Philosophie und dient ihm dann doch wieder im Namen der Geschichte.' Die ganze deutsche Geschichtsphilosophie spannt, wie die Theologie, 'das Absolute auf das Prokrustesbett der historischen Zeit'.

Lessing steht auf dem Standpunkt asiatischer Geschichtslosigkeit. Nach ihm bleibt dem zu Ende gedachten Zweifel am Sinn der Geschichte nur 'die Wahl zwischen Brahmanismus und Buddhismus, d. h. die Wahl zwischen einem *Versinken* ins Sein, geschichtelos, zeitlos, ohne Werden, oder aber einer Zielsetzung ins *Negative* hinein: der buddhistischen Aufhebung des Denkens *durch* das Denken'. Alles, was 'lebenbejahend, zielbewußt, aktivistisch, optimistisch, aufbauend, praktisch, politisch, wirklichkeitskundig, positiv' ist, muß hier als verwerflich empfunden werden. Und im Geschichtsglauben eines Hegel, Darwin oder Marx vermag Lessing nur den Ausdruck eines 'hochmütigen, demutlosen, selbstgerechten' Menschentums zu sehen.

1. Handbuch der Philosophie . . . Hrsg. von A. Bäumler und M. Schröter. Gesamtumfang 5 Bände, etwa 200 Druckbogen in 40 Lieferungen. München und Berlin, R. Oldenbourg. Bogensubskriptionspreis 0.65 *RM*. Vollendung Ende 1928.

2. Die Philosophie in ihren Einzelgebieten (Lehrbuch der Philosophie Bd. 2). Hrsg. von M. Dessoir. Berlin, Ullstein 1925. VI, 958 S. Br. 20 *RM*.

3. Nicolai Hartmann, Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis. Zweite, ergänzte Auflage. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter 1925. XV, 551 S. 14 *RM*.

4. Rudolf Eisler, Einführung in die Erkenntnistheorie. Leipzig, J. A. Barth 1925. VI, 298 S. Geb. 11.40 *RM*.

5. Harald Höffding, Erkenntnistheorie und Lebensauffassung. Leipzig, O. R. Reisland 1926. 101 S. 4.20 *RM*.

6. Karl Bühler, Die Krise der Psychologie. Mit 2 Abbildungen. Jena, G. Fischer 1924. XV, 223 S. 10 *RM*.

7. Friedrich Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 5. und 6. Auflage, besorgt von Karl Siegel. 2 Bde. Stuttgart-Berlin, Cotta 1924. Bd. 1: XIX, 394 S.; Bd. 2: XII, 498 S. 20 *RM*.

8. Johannes Rehmke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer 1926. IX, 329 S. 10 *RM*.

9. Theodor Lessing, Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen oder die Geburt der Geschichte aus dem Mythos. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, E. Reinicke 1927. VIII, 342 S. (Metaphysik und Weltanschauung, hrsg. von Hans Driesch und Werner Schingnitz.) 12.50 *RM*.

KUNST: AUSLANDSKUNST

VON FRIEDRICH KNAPP

Es fehlt, wie ich schon an anderer Stelle (N. J. 1927 S. 617) einmal bemerkte, grade in der deutschen Kunstgeschichte an großen Zusammenfassungen, die den Franzosen, nicht zum Schaden ihres Weltruhmes als der größten Kulturnation besser gelingen. Michels Histoire de l'art, die in 8 Doppelbänden erschienen ist, bleibt immer noch unübertroffen, während das große Handbuch der Kunstgeschichte, seinerzeit von W. Burger begonnen, jetzt von Brinkmann weitergeleitet, sich schon wegen des langsamen Fortganges der Arbeit und der Umständlichkeit ihm nicht an die Seite stellen kann. Es zerfällt in Einzelteile, der große zusammenfassende Geist fehlt. Neuerdings wird nun bei uns besonders von zwei Seiten versucht, eine große internationale Kunstgeschichte zu schaffen. Zeitlich voran steht die im Ullsteinhaus erscheinende 'PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE', die, nachdem die große, als Parallelwerk zur Ullstein-Weltgeschichte geplante Ullstein-Kunstgeschichte zurückgestellt wurde, jetzt als vielbändiges Tafelwerk (16 Bände) seit 1923 erscheint. Zahlreiche farbige Tafeln erhöhen den Wert für Gebiete, in denen die Farbe das wirksame Element ist, und man hat ihnen besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Der erste Band *E. von Sydows*, Die Kunst der Naturvölker und der Vorzeit, widmet den malerischen Leistungen ausgedehntes Abbildungsmaterial. Erschienen zu einer Zeit, wo noch der Expressionismus mit seinen Neigungen zum Exotischen und Primitiven blühte, erregte er sehr starkes Interesse und war ein günstiger Auftakt. Inzwischen sind folgende Bände erschienen: II. H. *Schäfer* und *W. Andrae*, Die Kunst des alten Orients. III. *G. Rodenwaldt*, Die Kunst der Antike. V. *H. Glück* und *E. Diez*, Die Kunst des Islam. VII. *H. Karlinger*, Die Kunst der Gotik. VIII. *W. v. Bode*, Die Kunst der Frührenaissance in Italien. IX. *P. Schubring*, Die Kunst der Hochrenaissance in Italien. X. *C. Horst*, Die Architektur der deutschen Renaissance. XI. *W. Weisbach*, Die Kunst des Barocks. XII. *M. J. Friedländer*, Die niederländischen Maler des XVII. Jahrh. XIV. *G. Pauli*, Die Kunst des Klassizismus und der Romantik. XV. *E. Waldmann*. Der Impressionismus. XVI. *C. Einstein*, Die Kunst des XX. Jahrh. Dazu *Feulners* Kunstgeschichte des Möbels und *Platz*, Die moderne Architektur. Man ersieht aus der Folge, daß entsprechend dem durchaus modernen Ideenkreis, aus dem diese stattliche Bildpublikation gewachsen ist, der neueren Kunst weitgehender Raum gewährt ist. Ob man es bei der bisherigen Bevorzugung älterer Kunst als einen Mangel bezeichnen kann, daß die älteren Epochen so kurz genommen sind, will ich nicht weiter entscheiden. Ich bemerkte schon bei der Besprechung von *Karlingers* trefflichem Band über die Gotik (N. J. 1927 S. 617), daß dies bedeutsamste Kapitel mittelalterlicher Kunst doch allzu knapp zusammengefaßt sei. Manchem, der sich für moderne Kunst interessiert — und mir scheint es eine Lebensnotwendigkeit, die Pflege und das Verständnis für das Lebende und Wachsende nach Möglichkeit zu fördern —, wird in den beiden Bänden *Waldmanns* und *Einsteins* vielerlei Anregung und Belehrung finden. Fragt man nun aber nach dem, was heute vielleicht am dringlichsten ist, so wird man unbedingt den Band von PLATZ, 'DIE MODERNE ARCHITEKTUR' herausgreifen(1). Nicht nur die seit dem Weltkrieg geschaffene, ganz neue soziale Lage, sondern auch die gewaltige Entfaltung der Technik hat die Architektur in den Vordergrund gerückt. Praktische Gesichtspunkte, die Forderung nach Vereinfachung haben zunächst einmal das Programm 'Zweckbau, reine Werkform' bedingt. Die Probleme werden in diesem Bande in all den vielen Beispielen verschiedenfachster Bauformen aufgerollt, und darum wird dieser Band nicht nur bei dem sachlich interessierten Architekten,

sondern auch bei dem Laien, der Erklärung für die scheint's unsinnigen neuen Formen verlangt, viel Anklang finden. Schon das Programm der 160 Seiten umfassenden Einleitung offenbart uns die Vielseitigkeit, mit der hier ein Kenner uns in die Probleme der modernen Architektur einzuführen sucht. Kap. I bringt 'Die neue Bewegung in der Baukunst (geschichtlicher Überblick seit 1893)'. Kap. II. heißt: 'Der Bau als Zelle des städtebaulichen Organismus' und umfaßt Stadtbau wie Landbau. Kap. III. bringt 'Die Elemente der Stilbildung', wobei der Verfasser nicht nur auf die Materialfragen sondern auch auf Fragen wie 'Stil und Mode', 'Typus und Persönlichkeit', 'Architekt und Ingenieur', 'Klassisch und Romantisch', 'Grundriß, Raum und Körper', 'Der Zweck (die Funktion)' u. a. eingeht. Im letzten Kapitel behandelt er 'Die Gesetze der architektonischen Komposition' nach verschiedenen Gesichtspunkten wie etwa Tektonik und Stereotomie, Statik und Dynamik, Symmetrie, Rhythmus, Proportion, Maßstab, Wirkung der Oberfläche, das Wesen des Monumentalen. Die hier sich darbietende Konzentration auf die rein architektonischen Fragen ist wohl dazu geeignet, uns die Probleme dieser Kunst vorzuführen und ihr Wesen näherzubringen.

Für den, dem eine kürzere Abhandlung erwünscht ist, möchte ich hier ein kleines Heft von Gustav Brandes, 'Neue holländische Baukunst' anführen (2). Hat doch Holland das Verdienst, das Heimatland des modernen Baustiles zu sein. Dort entstand, nachdem schon P. J. H. Cuypers die Gedanken der Vereinfachung und der Befreiung vom Alten gefördert hatte, in H. P. Berlage der eigentlich führende Architekt. Er griff als erster wieder auf die Urformen räumlicher Gestaltung, auf den Kubus, die Wand als raumbegrenzende Fläche, die besondere Qualität des Baumaterials, das natürlich in Holland nur der Backstein sein kann, zurück. Seine 1898 errichtete neue Börse in Amsterdam lieferte den ersten zugleich klassischen Beweis der künstlerischen und zugleich natürlichen Bildsamkeit dieser Grundgedanken. Keinerlei Zierform legt sich verdeckend, verhüllend auf. Allein in der feinen Rhythmisierung und Zusammenfügung dieser Urformen liegt seine Kunst, die eben durchaus in einer inneren, d. h. stofflich wie mathematisch begründeten Logik ihre intellektualistischen Gesetze, aber in dem feinen rhythmischen Gefühl des Meisters ihre künstlerische Schöpferkraft bewahrt. Neben dieser strengen, verstandesmäßigen Richtung erblühte nach dem Kriege die romantische Schule unter Führung des jung verstorbenen De Klerk; Piet und Dudop gehen verwandte Wege. Bei letzterem hat man von gefrorner Musik geredet. Dieser malerischen Amsterdamer Schule steht die klassische Rotterdamer Schule mit Oud und seinem strengsymmetrischen Wesen entgegen. So geht auch in der modernsten Architektur, bei der Zweckform und Werkform die großen Schlagworte sind, der ewige Kampf zwischen Klassik und Romantik weiter. Wer sich aber eine Kritik an den neuesten Bestrebungen in der Architektur erlaubt, sollte doch Platz oder Brandes durchgeblättert haben, um den inneren Sinn dieser modernen, neuen Zeitforderungen dienstbaren Kunst begreifen zu lernen.

Auf Feulners ausgezeichnete Kunstgeschichte des Möbels möchte ich bei dem Erscheinen der schon notwendig gewordenen Neuauflage zurückkommen. Von der andern großen Serie 'Pantheon' werde ich später einmal berichten. Hier möchte ich weiter Dvořak, 'Geschichte der italienischen Kunst', Bd. II. 'Das XVI. Jahrhundert' anführen (3). Es sind Vorlesungen des Wiener Kunsthistorikers, die man jetzt, über zehn Jahre nach seinem Tode, publiziert. Vorgetragenes zu drucken ist immer eine heikle Sache. So darf man sich nicht da und dort über das Bruchstückartige, Nichtgenügend-Verarbeitete wundern. Geistvoll ist alles, was dieser künstlerisch veranlagte Gelehrte sagt. Besonders lesenswert sind die Hochrenaissancekapitel, in denen er die

großen Meister charakterisiert. Michelangelo hebt er als den großen Neuerer am Anfang hervor: 'Während die ältere Generation über den «Naturalismus» auf dem Wege einer rationellen Norm oder neuer empirischer Erkenntnisse hinwegkommen wollte, griff Michelangelo tiefer, indem er die künstlerische Idee und die künstlerische Form als Maß aller Dinge über das Rationelle erhob', sagt er betreffs der Davidstatue. Gelegentlich der Medici-Grabmäler äußert er sich in bezug auf den noch nicht einmal gemachten Versuch einer Porträthaftigkeit: 'Das Kunstwerk als solches ist das Denkmal kraft seines künstlerischen Inhalts.' Von dem Paganismus des kolossalen Juliusdenkmales und dem idealistischen Pantheismus der sixtinischen Decke schreitet der Künstler im Lauf seines langen Lebens mit seiner Peterskuppel zurück zur Verherrlichung der Kirche. In dem Kapitel Raffael hebt er bei der Schule von Athen das Fortschrittliche gegenüber der Disputa heraus. Also auch hier eine stärkere Subjektivierung, 'doch nicht wie bei Michelangelo durch individuellen Willen allein bestimmt, sondern durch ein darüber stehendes künstlerisches Ideal der harmonischen Wirkung und einer in sich geschlossenen künstlerischen Relativität'.

Es folgen Kapitel über Correggio und Tizian. Dann wird im zweiten Abschnitt die Entstehung der Barockkunst behandelt, in dem über die Gesù-Kirche und Rom, über den Manierismus und schließlich Lorenzo Bernini gesprochen wird. Dvořak war einer der begeisterten Wortführer zu neuer Wertschätzung des Barocks. Heute, wo diese zu seinen Lebzeiten hochgehende Welle schon wieder im Abschäumen begriffen ist, würde er gewiß selbst sein Urteil etwas geändert haben. Jedenfalls darf man ihm hier nicht gleich unbedingt folgen, und man kann unmöglich seine Vergötterung Tintorettos mitmachen. Trotzdem wirken seine immer lebendigen und flüssig geschriebenen Auseinandersetzungen sehr anregend zu einem rein künstlerischen Schauen, auch wenn man vielleicht grundsätzlich anderer Meinung ist.

Aus der italienischen Kunstgeschichte möchte ich dann ANNY E. POPP, 'LEONARDO-ZEICHNUNGEN' empfehlen(4), ein Band, der sich in den Piperschen Handzeichnungsbänden an Wölfflins Dürer und Brinkmanns Michelangelo anreiht. Es geht eine schon durch ihre Forschungen auf dem Gebiete der Michelangelo-Zeichnungen bekannte scharfe Kritikerin an die Arbeit. Die Auswahl, die hier in den Abbildungen getroffen wurde, ist tatsächlich ausgezeichnet. Darunter findet sich nicht ein auch nur zweifelhaftes Stück, was besonders herausgehoben werden soll. 'Er war ein scharfer Beobachter, der sich bald seine Gedanken über die Dinge macht.' Früh schon tauchen seine psychologischen Beobachtungen auf, wobei es die beseelte Natur ist, die er festzuhalten sucht. Aber auch die Landschaft, kurz alles, was sich in der weiten Natur bietet, liegt vor seinem Auge offen da. Das Einzelne der Weiterentwicklung, wie sie hier an der Hand der Zeichnungen dargereicht wird, kann nicht vorgeführt werden. An der Persönlichkeit des tiefdenkerischen Meisters, der in dem Ernst wissenschaftlicher Geistesarbeit seiner Zeit weit voranging, entfaltet das Buch auch den Sinn der Zeichnung und dessen, was sie dem Meister selbst bedeutete. Ihm ist die Zeichnung mehr als nur Skizze oder Studie zu einem Bilde. Viele seiner künstlerischen Zeichnungen, besonders der Spätzeit, waren von vornherein ohne jeden anderen Zweck nur als Zeichnungen gedacht und sind darum in sich schon vollendete Kunstwerke. Auch für den, der sich für das geistige Wesen der Renaissance und die Erhöhung des künstlerischen Handwerkers zum höheren künstlerischen Genius, für die Manifestation des Geistes in jener Zeit interessiert, ist das Buch wertvoll. Leonardo war da der große Bahnbrecher und zugleich der erste moderne Mensch, der erste eigentliche Gelehrte voll aufopfernder Liebe für das Objekt. Man wünscht sich manchmal sogar eine weitere Auseinandersetzung über all die

angedeuteten neuen Gesichtspunkte. Eine katalogartige Aufführung der einzelnen Blätter und eine ausführliche Literaturangabe folgen der Einleitung.

Wenn man sich nach alledem eine größere Leonardo-Monographie wünschte, so kann zu der von W. v. Seidlitz (1909) und zu Marie Herzfelds inhaltreichem Buch 'Leonardo der Denker, Forscher und Poet' (1926) leider nichts weiteres genannt werden. Denn die neue Leonardo-Monographie von Edmund Hildebrandt ist nicht zu empfehlen. Schon der Blick auf die abgebildeten Zeichnungen erweist, daß dem Autor nicht das kritische Urteil, das Gefühl für das Echte zur Verfügung steht. Wenn nun gar die Wachsbüste und die Auferstehung in Berlin wieder als eigenhändige Werke aufgestellt werden, so schüttelt man den Kopf und legt das Buch unbefriedigt beiseite, zumal da auch die Charakteristik des Meisters und seiner Kunst wenig tiefgehend ist.

Über 'Die Bildhauerei der Barockzeit' berichtet, übersichtlicherweise auch Frankreich, Spanien, Deutschland und die Niederlande einbeziehend, das nachgelassene Werk eines begabten, im Krieg gefallenen Wiener Kunsthistorikers Georg Sobotka (5). In der Einleitung wird die Entstehung des Barockstiles in dem neuen päpstlichen Rom der Gegenreformation und seinem Weltimperium aus den Elementen der Nachfolge Michelangelos, der leidenschaftlichen Innerlichkeit seiner in übermenschlichen Konflikten aufgewühlten Persönlichkeit einerseits und der Veräußerlichung seiner formalen Probleme in dem neuartigen Spiel der Körper und Linien, den kunstvollen Kompositionen des Manieristen Giambologna andrerseits dargestellt. Die Antike und die Malerei spielen mit bei der Schaffung eines neuen Stiles in der Plastik. Lorenzo Bernini, dem Schöpfer dieses Stiles, wird ein ausführliches Kapitel gewidmet. Ist er doch zum mindesten für Italien der Meister, der alles in sich zusammenfaßt und über den hinaus das allmählich künstlerisch in sich zusammensinkende Italien nichts Nennenswertes mehr vermocht hat. Es folgen die Kapitel darüber, wie sich die anderen Länder mit diesem neuen Stil abgefunden haben. Frankreich, das am Ende des XVI. Jahrh. in Pierre Bontemps, Goujon, G. Pilon eine vergessene Blüte der Renaissance erlebte, gewinnt unter Ludwig XIV. und dem höfischen Stil eine eigne Mischung von sinnlich-leidenschaftlicher Fülle und steifer, klassizistischer Eleganz. Bernini, der selbst kurz in Paris war, aber auch die derberen Vlamen waren die Lehrmeister. Der Hof und die strenge Zucht der Gesellschaft gaben die Korrektur im Sinne einer kühlen, reservierten Eleganz mit klassizistischem Einschlag. François Girardon und Antoine Coyzevox sind die Hauptmeister. Des letzteren Neffe, G. Coustou, ging zu einem malerischen Naturalismus über. Von Pigalle bis Houdon zeigt sich ein reiches Zusammenspiel zwischen Barock und Klassizismus, bald vom römischen Barock bald von der Antike angeregt. Das Kapitel über Deutschland wünschte man sich ausführlicher.

Wer über Bernini Näheres erfahren will, dem sei Max von Boehns 'Lorenzo Bernini', in 2. Aufl. erschienen, empfohlen (6), in der auch auf die großen kulturellen Grundfragen in der Architektur, Musik, Theater, auf den niederländischen Einfluß in Italien und die ganzen sozialpolitischen Verhältnisse eingegangen wird. Das Werk des Meisters wird uns in historischer Folge und mit reichem Abbildungsmaterial ziemlich ausführlich vorgeführt und schließlich seine Bedeutung als Plastiker und als Raumkünstler zusammenfassend herausgehoben. Auch was er als Dichter und Schauspieler bedeutete ist zum Schluß angeführt. 'Bernini war der erste, der im Gange der Handlung Unbeteiligte als Zuschauer, Spaziergänger u. a. auf die Bühne brachte, ein Vorgehen, das man ihm zum Vorwurf machte, das aber sofort Nachahmung fand.'

Aus dem Gebiete der niederländischen Kunstgeschichte möchte ich zunächst Max J. Friedländers Niederländische Malerei, Band V 'Geertgen von Haarlem und

Hieronymus Bosch' anführen(7). Bei Geertgen hebt dieser erste Kenner der niederländischen Malerei in seiner trefflich klaren Weise den Ursprung, die Ahnentafel der Haarlemer Malkunst, deren Überlieferung nie unterbrochen wurde, heraus. 'Wir können glauben, daß van Ouwater, Geertgens Lehrer, und Geertgen nicht nur in Haarlem, sondern auch in Holland bedeutsam gewesen sind.' 'Gerardus Leydanus' dokumentiert sich schon mit seinem in Wien befindlichen Hochaltar der Johanniter zu Haarlem als Vertreter der Haarlemer Schule. Diese zwei Tafeln bilden die Grundlage zur stilkritischen Analyse des schon mit 28 Jahren verstorbenen Meisters († ca. 1488). Man hat dies Werk mit seinen vielen Porträts, die hier als Vertreter einer Körperschaft abgebildet sind, als das erste 'Doelenstück' bezeichnet. Die übrigen Werke des Meisters, die zumeist aus stilkritischen Vergleichen gewonnen sind — es sind 15 —, charakterisieren ihn als echten Holländer. Als solcher verlangte 'seine mit der Heimat vertraute Vernünftigkeit Klarheit der räumlichen Umstände'. Seine Phantasie beginnt die Erzählung mit dem Wo und Wann! Er hat in der Entwicklung der Darstellung dahin gewirkt, daß der Körper sich mehr und mehr von der Bildfläche löste und vollendete Freiheit im Raume eroberte. Von der 'handschriftlichen Offenheit', deren frühe Regungen in Geertgens Vortrag zu spüren sind, von der Hingabe an das sichtbare Objekt, die bei ihm das Porträt gefördert hat, u. a. als holländischen Eigentümlichkeiten spricht der Autor. Über die malerischen Qualitäten, über die Perspektive u. a. wäre noch mancherlei zu sagen. Zu den Nachfolgern des Meisters bringt Fr. auch einen Anonymus, den 'Meister der virgo inter virgines', der nach einer Altartafel im Amsterdamer Rijksmuseum so genannt wird. Der zweite große Meister ist Hieronymus Bosch van Aeken (ca. 1450—1516). Er lebte in Hertogenbosch. Mindestens fünf signierte Bilder seiner Hand sind vorhanden. Zu den Andachtstafeln mit den üblichen Marien- und anderen Darstellungen kommen als das Merkwürdigste seine Szenen aus dem Jüngsten Gericht und die Versuchungen von Heiligen (bes. des hl. Antonius), die ihm Gelegenheit zu phantastischen Schilderungen gaben. Durch sie wie durch genrehaft-satirische Motive ist er berühmt geworden und hat er auf die Nachwelt, besonders auf Breughel gewirkt. — In ihnen flackert die schon in der Miniaturmalerei lebendige Erzählerlust der Niederländer auf. Das ist eine echt germanische Anlage, die in den zeichnenden Künsten ihre Entfaltung fand und zur Entwicklung der Graphik führte. 'Der unermüdliche Erzähler macht sich wenig Sorge um die Realität des örtlichen Zusammenhanges' und nicht um die Realität der Formen. Das steht im schwersten Widerspruch zu dem romanischen Formalismus. 'Die Lust zu fabulieren' reißt ihn mit sich. Man kommt ihm mit üblichen formalistischen Auseinandersetzungen nicht näher. Wie Ferngesichte einer ewig lebendig sprudelnden Phantasie stehen diese Schöpfungen, kaum faßbar und doch lebendig vor uns. Erst sein großer Schüler Breughel hat es in seiner Spätzeit vermocht, seine Phantasien in die Erdennähe, in die greifbaren Wirklichkeiten herabzuzwingen.

Dazu möchte ich noch einige kleinere Bücher anführen. Oscar Beyer, 'Die Katakombenwelt'(8) bringt eine sehr brauchbare Einführung in diese Zeit ältester christlicher Kunst, wo auf die Verhältnisse der ältesten Christengemeinde, auf die Verfolgungen, auf den Lebensglauben und den Jenseitsglauben, die 'christliche Paradoxie' eingegangen wird. Auch die örtlichen Vorbedingungen, die der unterirdischen Kammern, werden beleuchtet. Weiterhin wird die rein symbolische Auffassung von der anschaulichen Darstellung eines Bilderkatechismus getrennt und es werden auch die verschiedenen künstlerischen Werte dieser Malereien wie auch der Skulptur gezeigt. Aus den hingebenden Worten am Schluß möchte ich zitieren: 'Hier gegenüber jenen innerlich

leeren Riesenleistungen der Oberwelt und ihren geistesentleerten, rohen Formen unten tief in Sumpf und Abwurf das Neue. Es kündet jenen absoluten 'Anfang', der keinem Anfang vorher, keinem nachher zu vergleichen ist; die Jugendkraft, die jugendlicher ist als alles Archaische, den Frieden.'

Leider ohne Abbildungen ist ein Büchlein über 'ALTRUSSISCHE IKONENMALEREI' von Fürst EUGEN N. TRUBETZKOY (9). Es ist ein religiöses Buch, erfüllt von der Freude über die Verklärung der Welt und führt uns in die Tiefen der religiösen, d. h. der höheren, wahren, ja der einzig wahren Wirklichkeit hinein. Es ist von wirklich besonderem Reize, in die 'zwei Welten in der altrussischen Ikonenmalerei' (Kap. I) einzudringen zu beiden Polen des vertieften Weltbildes, die hier untrennbar miteinander verbunden erscheinen. Einerseits ist es grade dieses Gefühl von der unendlichen Tiefe der höllischen Verkommenheit, die sich unter der irdischen Decke birgt, das bei den Ikonenmalern jenes Brennen zum Kreuze, jenen heilvollen Schmerz entzündet. Aber andererseits gibt grade die durch dieses Brennen sich öffnende Höhe des geistiges Fluges dem Ikonenmaler die Kraft, mit seinem Blicke die ganze dunkle Tiefe des unter ihm liegenden Abgrundes zu ermessen. Der zweite Abschnitt bringt 'Eine Weltanschauung in Farben, die Frage vom Sinne des Lebens in der altrussischen kirchlichen Malerei'. Begeistert sagt der Verfasser: es unterliegt überhaupt keinem Zweifel, daß nicht nur diese Ikonenmalerei das Tiefste ausdrückt, was die altrussische Kultur enthält, sondern in ihr besitzen wir eines der größten Kleinode der religiösen Malerei überhaupt. Liebe und Mitleid bringen im Menschen den Anfang einer 'neuen Kreatur' zum Vorschein. Und diese neue Kreatur findet ihre Darstellung in der Ikonenmalerei. Das Grundpathos der symbolischen Zeichensprache offenbart sich besonders deutlich in den Ikonen, wo wir ausdrücklich die 'Gegenüberstellung zweier Welten vor uns haben — des alten, von der Sünde geknechteten Kosmos und des weltumfassenden Tempels, wo diese Knechtschaft gänzlich aufgehoben ist.' 'Aber nicht nur Weltschmerz sondern auch der Gedanke von der heilenden Macht der Schönheit wohnt in der Idee der geoffenbarten und wundertätigen Ikone.'

Zum Schluß sei noch HANS VOLLMERS 'KUNSTGESCHICHTLICHES WÖRTERBUCH' genannt (10). Es ist ein sehr brauchbares Nachschlagebuch, in dem nicht nur die Künstler mit kleinen Monographien bedacht sind, sondern auch die Fachausdrücke erklärt werden und über die verschiedenen Techniken berichtet wird. Endlich sind auch die wichtigsten Städte in ihrer kunsthistorischen Bedeutung kurz charakterisiert und knappe Literaturangaben geben wichtige Hinweise. Die Literaturübersicht am Schluß erscheint mir nicht besonders vorteilhaft. Es sind einige Serienpublikationen aufgezählt; im übrigen fehlen sehr wichtige Handbücher, während der Autor doch sonst bemüht ist, die literarischen Grundlagen zu geben.

1. PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE, SONDERBAND: PLATZ, DIE MODERNE ARCHITEKTUR. Berlin, Propyläen-Verlag 1928. Geb. 50 *RM*.

2. GUSTAV BRANDES, NEUE HOLLÄNDISCHE BAUKUNST. Bremen, C. Schünemann 1927. 3.30 *RM*.

3. MAX DVOŘAK, GESCHICHTE DER ITALIENISCHEN KUNST. BD. II. DAS XVI. JAHRHUNDERT. 104 Taf. München, R. Piper & Co. 1928. 14 *RM*.

4. ANNY E. POPP, LEONARDO DA VINCI, ZEICHNUNGEN. 58 S. 90 Taf. München, R. Piper & Co. 1928. Lw. 20 *RM*.

5. GEORG SOBOTKA, DIE BILDHAUEREI DER BAROCKZEIT. HRSG. VON H. TIETZE. 180 S. 48 Taf. Wien, A. Schroll & Co. 1927. Lw. 12 *RM*.

6. MAX VON BOEHN, LORENZO BERNINI, SEINE ZEIT, SEIN LEBEN, SEIN WERK. Künstlermonographien VI, 105. 112 S. 78 Abb. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 8 *RM*.

7. Max v. Friedländer, Niederländische Malerei, Bd. V: Geertgen von Haarlem und Hieronymus Bosch. 168 S. 78 Taf. Berlin, Paul Cassierer. 30 RM.

8. Oscar Beyer, Die Katakombenwelt. 30 Taf. Tübingen, Rud. Koch 1927. Lw. 11.50 RM.

9. Fürst Eugen N. Trubetzkoy, Die religiöse Weltanschauung der altrussischen Ikonenmalerei. Paderborn, Fr. Schöningh 1927. XI, 99 S. Hlw. 4.20 RM.

10. Hans Vollmer, Kunstgeschichtliches Wörterbuch. Leipzig, B. G. Teubner 1928. 272 S. Geb. 7.50 RM.

BILDUNGSWESEN: DIE DREI PHASEN DER PÄDAGOGISCHEN REFORMBEWEGUNG UND DIE GEGENWÄRTIGE LAGE

Von Wilhelm Flitner

Die pädagogische Bewegung der letzten Jahrzehnte kann heute geschichtlich verstanden und beinahe als ein geschlossenes Ganzes dargestellt werden. Wenn dieser Zeitpunkt für eine geistige Bewegung erreicht ist, so pflegt man darin einen Beweis dafür zu sehen, daß ein Abschluß der Entwicklung erreicht ist und die Schaffenskraft aufhört. Nicht mehr eigenwüchsige, riskierte und schöpferische Gedanken und Versuche, sondern nur noch synthetische Leistungen pflegt man in einem solchen Augenblick zu erwarten.

Die pädagogische Bewegung, die seit den 1890er Jahren in Deutschland sich regte, hat etwa diesen Entwicklungsgang genommen: in einer *ersten Phase* sind von verschiedenen Ansatzpunkten aus Einzelreformen in unserem Erziehungswesen gefordert worden, und einzelne Pädagogen sind aufgetreten, die von bestimmten Erfahrungen, bestimmten Deutungen der Gegenwartslage aus eine Theorie und ein praktisches Reformsystem entwickelt haben, das sie dann auch eigenwillig gestaltet haben. Untereinander hatten die Reformer keinen unmittelbaren Zusammenhang, und einer hat den Ansatzpunkt des anderen kritisiert.

So ist damals die Kunsterziehungsbewegung hervorgetreten. Ihr Ausgangspunkt ist die Lage des deutschen Kunstmarktes, dann unter größerem Gesichtspunkt der Stilverfall im künstlerischen Gebiet, dessen erzieherischen Grund man sucht. Adolf Lichtwark in Hamburg kann als der Führer dieser Bewegung angesprochen werden. Die pädagogischen Mittel, die diese Bewegung entwickelt, sind von ihm gefordert worden: die Pflege des echten Dilettantismus, die allgemeine künstlerische Schaffenstätigkeit, die im Kindesalter naiv vorhanden ist und durch eine neue Art der Führung in das Erwachsenenalter weiter entwickelt werden kann in den Grenzen, die dem Laientum gezogen sind; und weiter die Einführung in das Verständnis echter Kunstwerke, die keine belehrende verbale Einführung sein darf (diesen Weg hat Lichtwark zwar zunächst versucht), sondern eine Beteiligung am Kunstgenuß — ein Miterleben der Kunst auf Grund einer gemeinschaftlichen inneren und echten Beziehung zwischen dem, der einführt, und dem, der folgt.

Neben der Kunsterziehung tritt die Arbeitsschulbewegung in jener Epoche gleichzeitig hervor. Ihr Ausgangspunkt ist die Volksschule mit ihrem veralteten Lehrverfahren, das auf mechanische Gleichheit und Subordination des Schülers eingerichtet ist. Die Leipziger Lehrerschaft zeigt sich besonders rührig; als der Führer und Meister dieser Bewegung darf Hugo Gaudig angesehen werden. Die Benutzung des spontanen Prozesses, durch den der junge Mensch sich in seiner geistigen Welt selber voranhilft zur Bildung seiner Kräfte, zum Verständnis der Kultur, zur Tüchtigkeit in der Verfolgung eines allmählich geschaffenen Lebensplanes: die Benutzung dieses Prozesses, um mit seiner Hilfe auch die Schularbeit zu bewältigen und die Schularbeit wiederum in

den Dienst jenes Prozesses zu stellen: das kann als das Thema der Arbeitsschulbewegung hingestellt werden. So entsteht das von Gaudig radikal durchgeführte Programm der 'aktiven Schule', das 'Prinzip der freien geistigen Tätigkeit'. Es wird eine Fülle neuer pädagogischer Mittel bereitgestellt, die hier vorwiegend dem didaktischen Gebiet zugehören: das freie Unterrichtsgespräch, die Laboratorienarbeit, die Arbeitsgemeinschaft der Schulklasse, die Neugestaltung der Hausarbeit; forscherische Methoden werden auf das schulmäßige Lernen, auf die Bewältigung der Schularbeit übertragen. Man lernt im Grunde nicht mehr Pensum und Lehrstoff, sondern man lernt geistig 'arbeiten', sich selbst weiterhelfen, man lernt das Lernen, das Lernen in seiner produktiven Form. Die Arbeitsform des in unserem öffentlichen Leben herrschenden Typus — des Forschers, Ingenieurs, Erfinders, Kolonisators — führt zu einer Umwälzung des alten Begriffs vom Lernen und von der Schularbeit.

Ein anderes Problem fügt G. Kerschensteiner hinzu. Er knüpft an die Bestrebungen an, das deutsche Volk in allen seinen Schichten dem Staatsgedanken im neugeeinten Reich innerlich zu gewinnen: an die Bestrebungen, eine staatsbürgerliche Erziehung zu entwickeln. Diese Bewegung hatte sich zunächst auf das veraltete Mittel der direkten Belehrung verlassen, auf 'Verbreiterung der Volksbildung' und Aufklärung, und sie war damit gescheitert. Kerschensteiner vertiefte die Forderung staatsbürgerlicher Erziehung. Er sah, daß sie mit dem Problem der Berufserziehung verkettet war. Die Reform der Berufserziehung wurde der Ansatzpunkt, von dem aus er sein Programm der Arbeitsschule aufbaute. Das neue Mittel, das er entwickelte, ist die 'Arbeit': die Arbeit im Sinne der handwerklichen oder gelehrten, freigewählten Leistungsarbeit, und die Arbeitsgemeinschaft sowie die Selbstverwaltung als Formen der Arbeitsorganisation und des Schullebens

Vom Gedanken des Internats gehen Lietz und Wyneken aus: die Landerziehungsheime und freien Schulgemeinden. Sie haben zwei Ansatzpunkte. Einmal soll das ländliche Schulheim eine pädagogische Insel bilden, in der die Jugend vor den Verfallserscheinungen unserer Kultur und nach Wyneken vor allem vor der philiströsen Familie bewahrt und in einem Reich der Jugend auferzogen werden soll. Und zweitens soll die Schule begründet werden auf dem kameradschaftlichen Verhältnis von Lehrern und Schülern, auf natürlicher Autorität, und ihre sittliche Kraft soll sich lebendig halten durch die öffentliche Meinung, die in offener Aussprache in den Versammlungen der Schulgemeinde sich bilden soll. Der Keim zur Ausbildung der pädagogischen Mittel, die in den freien Schulen geschaffen sind, liegt ebenfalls hinter der schulischen und kindlichen Welt. Die Haltung des Subalternen der Wirtschaft und des Staatslebens war in unseren Schulen in der übersteigerten Distanz zwischen Lehrer und Schüler dargestellt: die freien Schulen führen die gesellige humanistische Haltung der gebildeten Gesellschaft wieder in die Schule ein. Und es steht ferner dahinter die idealistische Kritik an der modernen Kultur, an ihrer verfrühten und maßlosen Anfüllung unseres Daseins mit dem Zweckhaften: die freien Schulen befreien wenigstens die Jugend in ihrer bildsamsten Zeit von dieser Tyrannei der Kulturzwecke, indem sie die zweckfreie Jugendgemeinde aufrichten, in der die Schularbeit im Glauben an Ideen und aus Idealen heraus geleistet werden soll.

Der Wandervogel in jener Epoche verfolgt beinahe geheim und isoliert den Weg der Selbstbildung der Jugend und löst das Problem, die Jugend von der Übermacht der Zwecke zu befreien, rein für sich selbst.

Bertholds Ottos Ansatzpunkt scheint damals gewesen zu sein die Frage, wann der Erzieher ein Recht hat, in den Entwicklungsgang des Jugendlichen einzugreifen.

Er stellt die Erziehung auf den geselligen Verkehr zwischen den Generationen, aus dem sich schulische Hilfe organisch entwickelt. Die organische, der Gemeinschaft der Generationen und der jugendlichen Gemeinschaft entsprechende Entstehung von Lehrplan, Disziplin, Lehrverfahren ist der Grundgedanke, von dem er ausgeht. Der Gegensatz des abstrakten künstlichen Schulaufbaues zum organischen volksmäßigen Aufbau steht hinter diesem Problem.

Als weitere einseitig bestimmte Richtungen sind dann noch die Individualpsychologie, das Montessorisystem, die einzelnen Gymnastikschulen hervorgetreten.

Alle diese reformerischen Richtungen handeln in jener ersten Phase auf eigene Faust und bekämpfen sich oder nehmen nicht Notiz voneinander: Wyneken behandelt die didaktischen Reformen geringschätzig, die Arbeitsschulrichtung steht der radikalen Kunsterziehung mißtrauisch gegenüber, Gaudig will den manuellen Arbeitsunterricht Kerschensteiners nicht so hoch einschätzen: das kennzeichnet diese Epoche.

In eine *zweite Phase* ist die Reformbewegung kurz vor dem Krieg eingetreten. Ist die erste eine Epoche der Einzelreformer und der isolierten Ausgangspunkte und Reformsysteme, so bricht jetzt die Überzeugung durch, daß die Erziehungsreform total ist: sie muß sich auf alle Zweige des Bildungswesens und auf alle Mittel und Formen der Erziehungsarbeit erstrecken. Was die einzelnen Reformer gefunden haben, ist alles berechtigt, löst das Gesamtproblem an einer Stelle, die Erziehungserneuerung geht aber auf ein ganzes System von Mitteln und Formen der Erziehung und wendet sich zuerst einmal an den einzelnen. Die Selbstbildung zu einem neuen Menschentum und die Lebensreform, mit der man bei sich selber beginnen muß, werden das Wichtigste. Diese Phase ist am deutlichsten vertreten in dem akademischen Zweig der Jugendbewegung. Der Wandervogel beschäftigte sich noch mit sich selber, die freideutsche Jugend von 1913 stellt Forderungen an die Jugend, an die Öffentlichkeit, entwickelt einen Stil, eine Haltung gegenüber dem Leben, aus der sich eine neue Erziehung von selbst ergibt, zumal dieser Lebensstil der Jugend von Anfang an einen pädagogischen Sinn hatte. Auf Grund dieser Haltung konnte nun ein ganzes Geschlecht entstehen, das zu allen erzieherischen Fragen eine bestimmte und neue Stellung hatte. Die Mittel der einzelnen Reformen wurden alle willkommen geheißen, und es fragte sich nur, unter welchen Umständen sie verwendbar waren und Geltung hatten; alle neuen Mittel wurde allen bekannt und standen zur produktiven Verwendung bereit. Der Erzieher, der aus dieser zweiten Phase der pädagogischen Bewegung hervorgegangen ist, kann nicht mehr genauer Anhänger eines Systems sein, er ist den Systemen gegenüber duldsam und kritisch zugleich; er hat alle Möglichkeiten im Sinn, die entwickelt worden sind, und verwendet sie seiner Kraft und Lage entsprechend. Auf dieser Stufe ist auch möglich das Zusammenwirken von Erziehern verschiedener Denkart und Neigung, weil in den reicher aufgebauten Bildungsgemeinschaften, die auch Spannungen in sich enthalten, ein pädagogischer Wert erkannt wird. Auf dieser Stufe haben verschiedenartige Bünde der Jugendbewegung, sozial, beruflich, konfessionell und politisch getrennte Gruppen in der Erziehungsarbeit kooperieren können; ebenso verschiedene Gruppen in der freien Volksbildungsarbeit. Für diese Stufe der Reformbewegung sind Gesamtprogramme kennzeichnend: jede Richtung der Jugendbewegung hat ein solches Gesamtprogramm entwickelt, ebenso der 'Bund entschiedener Schulreformer', die kulturkundliche und deutschkundliche Richtung, die sozialpädagogische Bewegung. Kennzeichnend ist auch, daß diese Gesamtprogramme auf eine Deutung der kulturellen Gesamtlage unseres Volkes und der europäischen Völker sich stützen und die ganze kulturkritische Denkart zur Begründung heranziehen. Diese Kulturkritik greift jetzt

nicht mehr, wie in der ersten Phase, nur diese oder jene Gebrechen oder ungelöste Aufgaben heraus, sondern sie stützt sich schon auf ein ganzes System von Einzelbefunden, das sie durch eine kulturphilosophische oder geschichtsphilosophische Theorie stützt. Der Gegensatz von Gemeinschaft und Gesellschaft, den die Soziologie aufgewiesen hat, wird dabei immer mehr zur bestimmenden Kategorie, mit der man sich die Kulturlage deutet. Auf Erziehung zur Gemeinschaft sind alle Gesamtprogramme dieser Stufe eingerichtet: die alte Erziehung, so urteilt man, erzog, ohne es Wort zu haben wollen, zu bloß gesellschaftlichen Zwecken und durch gesellschaftliche Mittel und Formen; die erneuerte Erziehung soll zur Gemeinschaft erziehen, und sie kann das nur tun, indem alle ihre Mittel getragen werden von der Bildungsgemeinschaft, die Mittel, Weg und Ziel zugleich ist. In der Gemeinschaft haben alle neuen Mittel darum eine Einheit gewonnen.

Man soll nicht verkennen, welche Bereicherung unser pädagogisches Leben durch diese einheitliche Verbindung aller neuentwickelten Einzelmittel gewonnen hat, und vor allem auch, welche innere Einheit die vielfältigen Formen unseres Bildungswesens erhalten. Gleichgültig ob es sich um eine 'akademische Gilde', eine proletarische Jugendgruppe, ein Volkshochschulheim, die Schülerschaft einer höheren Schule handelt, um einen Kindergarten oder um die Volksschule — wo die neue Lehrergeneration wirkt, stehen ihr zur Verfügung: die Mittel der Kunsterziehung (Chor, Tanz, Gymnastik, Sprechchor, Erzählen und Vorlesen, Laienbühne, freies Zeichnen, Basteln und Werkarbeit usw.), das Wandern, das Landheim, die Geselligkeit, Feier und Fest; die Mittel der Arbeitsgemeinschaft und der freien geistigen Tätigkeit, Benutzung von Selbststudien, Selbstverwaltung, Kameradschaft mit den Lehrern, freie Meinungsäußerung, Verbindung mit dem öffentlichen gegenwärtigen Leben.

Mit diesem Programm haben sich utopistische Forderungen verbunden, deren Charakter sich erwies, sobald man von diesen Gesamtprogrammen aus praktische Versuche aufbaute. Die Reformer der ersten Periode waren vor dieser Gefahr bewahrt geblieben. Sie hatten Einzelprobleme gestellt und sich an deren Lösung begeben, wobei sie vieles vom Überlieferten unangetastet ließen. Hamburg hat das Verdienst, den Reformern der zweiten Stufe Versuchsfreiheit vergönnt zu haben, so daß doch in einigen Formen unseres Bildungswesens die Gesamtprogramme in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnten. Freilich sind die Hamburger Versuche doch insofern noch einseitig, als z. B. die Erfahrungen Gaudigs und Kerschensteiners anscheinend nur begrenzt in den Versuch aufgenommen worden sind, so daß der Gedanke der Kunsterziehung und der Lebensgemeinschaftsschule nicht genug Gegengewichte erhielt, um sich in größeren Schulsystemen halten zu können.

Die utopistischen Züge in jenen Gesamtprogrammen haben dann schnell eine *dritte Phase* der pädagogischen Bewegung hervorgetrieben, die seit 1924 deutlich sichtbar geworden ist. Sie verrät sich in der reichlichen Kritik an jenen Gesamtprogrammen, und zwar einer Kritik, die von Anhängern der Reformbewegung selber geäußert wird. Alles warnt vor der Übertreibung einzelner *Prinzipien* der Reformbewegung und vor der oft wahllosen Verquickung der einzelnen Mittel zu einem Ganzen, das dann keine Klarheit mehr hat und oft das Wesen der Schule verwischt. Natürlich kommen in dieser Kritik auch die Feinde der gesamten Reformbewegung, die in der zweiten Periode kaum mehr ernst genommen waren, mit ihren Einwänden wieder zu Wort. Außerdem erhält die Theorie, die Erziehungswissenschaft als Geisteswissenschaft, die das Ganze der erzieherischen Situation zu durchdenken hat, wieder praktische Bedeutung. Sie muß die Besinnung leiten und Überlegenheit über die Lage zu gewinnen

versuchen. Denn freilich besteht eine Neigung stets in solchen Lagen, die Kritik wieder so radikal zu führen, daß der berechtigte Kern der Reformpädagogik mit von ihr vernichtet wird.

Die Kritik hat von verschiedenen Seiten her eingesetzt. Am einfachsten war zunächst der utopistische Zug der Reformpädagogik zu erkennen: die Meinung, es könne durch eine Erziehungsreform die Zeit selber, Gesellschaft und Geistigkeit der Zeit gewandelt werden. Die Kritik ist hier am leichtesten vorangekommen, am leichtesten auch in den entgegengesetzten Irrtum verfallen, die Erziehung für durch und durch heteronom und für geistig wie gesellschaftlich machtlos zu erklären. Die Schule wurde wieder auf ihren eigentlichen Sinn zurückgeführt.

Die Kritik wandte sich dann weiter gegen die kulturkundliche Richtung, gegen den Versuch, eine geistige Einheit der deutschen Bildung von der Schule aus herbeizuführen, und gegen die didaktischen Mittel, die die Kulturkunde ausbildet. So hat sie die normative Verwendung des historisch gefundenen Begriffs vom deutschen Menschentum bekämpft, ferner die verfrühte Verwendung geisteswissenschaftlicher Kategorien im Sprach- und Geschichtsunterricht, und die Zerstörung der Sachzusammenhänge selbständiger Unterrichtsfächer zugunsten des kulturkundlichen Konzentrationsgedankens. Diese Kritik war wohl in allen ihren Beweisgründen richtig, hat aber kein klares Ergebnis hervorgebracht, weil die innere Konzentration der höheren Schulen auf einen verbindenden Grundgedanken humanistischer Bildung noch in keiner Weise ernsthaft gelungen war: die Kritik hat Lösungsversuche getroffen, die der gestellten Aufgabe überhaupt nicht entsprachen, so daß nun das Problem nach wie vor gestellt bleibt. Das Problem nämlich, daß die höheren Schulen einen wenn auch nur vorbereitenden, ins Studium nur einführenden Abschluß in sich haben müssen, daß sie einen geschlossenen Zusammenhang entwickeln müssen, der ihre Lehre darstellt und der unbeschadet des Sonderrechts und Sonderzusammenhangs der Fächer bestehen muß; daß weiterhin die neuen Wissenschaften des XIX. Jahrh., die ausgebildeten Geisteswissenschaften und unsere klassische deutsche Geistesperiode, einen Platz in der höheren Schule beanspruchen, der durch eine neue Didaktik bestimmt werden muß. Wenn auch Vertreter des altsprachlichen Humanismus diese Problemstellung nicht anerkennen, so läßt sie sich doch für die anderen Schularten nicht zurückdrängen, die nun einmal da sind und sich auch nicht zu bloßen Unterrichtsanstalten ohne ideellen Gehalt herunterdrücken lassen wollen.

Ferner hat die Kritik sich gegen die weltanschaulichen Grundlagen der Reformpädagogik gerichtet und damit auch die psychologischen Voraussetzungen angegriffen. Im allgemeinen steht die Reformpädagogik wie das gesamte kulturelle Schaffen um die Jahrhundertwende auf dem Boden einer mystisch-pantheistischen Religiosität und ihrer Spielarten bis hinüber zum Naturalismus. Zunächst war hier eine Kritik des Naturalismus möglich, die von Frischeisen-Köhler und Theodor Litt auf pädagogischem Gebiet geleistet worden ist und bündig geblieben ist; ernste Widerlegungsversuche sind nicht gemacht worden. Dann war eine Kritik vom Standpunkt katholischer und protestantischer Theologie möglich im Zusammenhang mit der allgemeinen Kritik, die im letzten Jahrzehnt gegen die liberale Theologie, gegen den Humanismus und seine Persönlichkeitsidee gerichtet worden ist. Diese Kritik traf jedoch insofern ins Leere, als die Mittel und Formen der Reformpädagogik sich im Krieg und in den ersten Nachkriegsjahren bereits im katholischen wie protestantischen Ideenkreis heimisch gemacht hatten: auch die konfessionelle Jugendpflege hatte Sport, Gymnastik, Selbstverwaltung, Laienbühne in ihre Bildungsmittel aufgenommen und hatte die patriarchalische

Stellung zur jüngeren Generation aufgegeben, der Plan eines katholischen Landerziehungsheims wurde erörtert, eine katholische Jugendbewegung entstand usw. Die Reformpädagogik hatte sich also teilweise schon von der Bindung an die religiöse Grundlage der ersten Phase freigemacht.

Von den psychologischen Voraussetzungen erfuhr besonders die Lehre von den schöpferischen Kräften des Kindes eine Einschränkung. Die Reformpädagogik war in der zweiten Phase immer mehr dahin gelangt, die Zurückhaltung des Erziehers aufs Äußerste zu treiben und zu glauben, daß die Jugend ihr geistiges Wachstum spontan bestimmen werde. Die Zurückhaltung wurde prinzipiell genommen. Bei den Reformern der ersten Periode hatte sich die Zurückhaltung immer nur auf eine bestimmte Sphäre bezogen, die neben sich eine andere Sphäre hatte, in der die Führerschaft und das Eingreifen des Erziehers um so wirksamer sein sollten. So hat Berthold Otto in seiner Schule und seiner Theorie die Zurückhaltung gegenüber Neigung, Interesse, Beschäftigung, Schularbeit vertreten, aber die Wahrung des Gemeinschaftsgeistes in der Schule nicht dem freien Wachstum überlassen, sondern sie mit allen Mitteln gesichert. Die Schulen in Lietzens Art haben die Freiheit niemals auf den Unterricht erstreckt, Wyneken hat sogar scharf betont, daß in der Schule die Jugend zuhören und lernen müsse — die Sphäre der spontanen Tätigkeit verlegt er in das Schulleben. Hugo Gaudigs Unterricht gewährt größte Freiheit in der Ausdehnung des Unterrichtsstoffes, läßt der freien Tätigkeit und der Neigung allen Raum, greift aber scharf zu, sobald das für Gaudig Wesentliche in Frage gestellt wird: die Arbeitsmethode. Diese will er diszipliniert haben; in ihr gibt es genaue Regeln und keine Laxheit, das geistige Arbeitsverfahren müssen die Schüler handhaben lernen, und sie werden genau angehalten, dagegen nicht zu verstoßen. Ähnlich steht es im System Kerschensteiners, wo es Selbstverwaltung und Berücksichtigung der Neigung gibt, aber daß die Arbeit vollendet wird und geprüft und daß die Arbeitsgemeinschaft in der Arbeit zusammenhält, das muß gefordert werden. In den Schulen nach dem Daltonsystem ist größte Freiheit des Arbeitsverfahrens gestattet — aber daß der Vertrag eingehalten und das übernommene Pensum erledigt wird in der vertraglich vorgesehenen Zeit, darauf wird alle moralische Energie konzentriert. Höchst kennzeichnend ist für alle Systeme, wohin sie die Grenze zwischen Freiheit und Verpflichtung verlegen, an welcher Stelle sie äußerste Zurückhaltung des Erziehers, an welcher sie straffes Eingreifen fordern. Alle Reformpädagogen dieser ersten Phase suchen demnach eine Atmosphäre der Freiheit, des spontanen Lebens, echten geistigen Verkehr zu erzeugen, und daß sie das tun, unterscheidet sie allesamt von der überlieferten, alles mechanisch regelnden Staatsschulerziehung. Die Reformer wollen durch Freiheit ein organisches Leben, wie es sich von selber gestaltet, auch in ihrem pädagogisch überschaubaren Bereich wachsen lassen, um in dieser Sphäre sich den Punkt herauszusuchen, der entscheidend ist für den Aufbau der Person, und an diesem Punkt erlauben sie und fordern das Eingreifen. Sie folgen darin einem pädagogischen Gesetz, wonach die Formung durch Tradition, geistige Sachgehalte, Sitte und Stil der Gemeinschaft und durch den Glauben nur da sich durchsetzt, wo ein Boden organischen Lebens, von Freiwilligkeit, freier Produktivität, von Glück und Absichtslosigkeit die Bildungsgemeinschaft trägt. Wenn die zweite Periode der Reformpädagogik das manchmal übersehen und aus den einzelnen Freiheiten ein Prinzip gemacht hat, so stellt die heutige Kritik und Besinnung dieses Bewußtsein der Grenze wieder her. Allerdings scheint mir von der Kritik das Ausmaß dieses Problems noch nicht erkannt zu sein. Auch sie kämpft gegen jene Prinzipien wieder prinzipiell und mißversteht so das Problem. Wo Kritik und Besinnung jedoch wirklich durchgeführt

sind, ergibt sich eine ganz neue Problemstellung. Es öffnen sich nämlich nun erst in ihrer ganzen Fülle, weil zugleich in ihrer Begrenztheit, die erzieherischen Mittel, die im Lauf der letzten drei Jahrzehnte wiedergewonnen worden sind. Sie verlieren aber alle die dogmatisch prinzipielle Bedeutung, mit der sie zuerst verfochten worden sind. Sie stellen sich nun erst dem freien erzieherischen Schaffen als Mittel zur Verfügung, über deren Verwendung nicht dieses oder jenes Prinzip entscheidet, sondern *das Ganze* des konkreten Bildungsplanes, den der Erzieher sich formt.

Einige Hinweise, zu denen das wichtige Buch von C. Zeidler über die 'Wiederentdeckung der Grenze' Anlaß geben kann, mögen das andeuten. Ein Zweig der Reformer der ersten Periode hatte ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen den Generationen für erzieherisch notwendig gehalten. In der zweiten Periode war ein solches Verhältnis allgemein und immer, für alle Formen von neuen Erziehungswegen, für notwendig erklärt worden. Jetzt liegt die Erfahrung vor, daß die Kameradschaft unter den Generationen auch eine Grenze hat, jenseits deren die Erziehung leidet. Bildend ist auch die Distanz von Lehrer und Schüler, die Distanz zwischen den Generationen. Das alte Autoritätsverhältnis hat also auch seine gesunde Seite gehabt. Will man nun nicht einfach hinter die Reformbewegung zurückgehen und tun, als ob ihre Fragestellung gar nicht zu Recht bestanden hätte, so ergibt sich, daß von einer neuen Erziehungssitte gefordert werden muß, daß Nähe und Distanz der Generationen wie Ein- und Ausatmen zusammengehören. Wohin die Grenze zwischen beiden gelegt wird, das hängt von keinem Prinzip mehr ab, sondern von dem konkreten Bildungsplan, der immer Einseitigkeit, Eindeutigkeit haben muß und aus dem sich ergibt, wo organische Kameradschaft, wo um des Geistes und der Sitte und Verantwortung willen Distanz das Verhältnis bestimmen muß.

Ähnliches gilt für das Prinzip der Selbstverwaltung. In der ersten Periode war die Selbstverwaltung in den einzelnen Systemen auf bestimmte Aufgaben beschränkt, in der zweiten wurde sie Grundsatz. Schulordnung, Disziplin, Schulleben, Schularbeit können aber nicht alle gleichzeitig auf die Schultern der Jugend gelegt werden; das bedeutet für sie eine moralische Belastung, der die Jugend innerlich nicht gewachsen ist und die ihr ein gut Teil des unbeschwerten und bildenden spielhaften Lebens verkümmert. Die Jugend will Zonen des Schutzes haben und Zonen, in denen sie nicht verantwortlich ist und nicht selbst ordnen und befehlen, sondern nur gehorchen muß. Auch hier sieht die kritische Phase der Reformpädagogik nun die Aufgabe so, daß der Wunsch zur Fremdordnung und der Wunsch zur Selbstverwaltung, zur Selbstordnung, beide ihr Recht haben; und wie sie unbewußt und unvernünftig miteinander da sind, so wird vom Erzieher ein elastisches Eingehen auf beide gefordert, wobei der Erzieher nun wieder die Freiheit hat, seinem konkreten Bildungsplan entsprechend die Grenze zu legen und so seiner Schule eine feste Architektur zu geben.

Auf ein drittes Prinzip sei noch hingewiesen. Die zweite Phase der Reformbewegung hatte, ihrer kulturkritischen Besinnung entsprechend, das Bestreben, alle erzieherischen Verhältnisse als Gemeinschaften aufzubauen und das gesellschaftliche Verhältnis aus der pädagogischen Zone zu entfernen. Die Kritik hat nun überall die Sachlichkeit betont, Kerschensteiner sogar das Paradox gewagt zu sagen, daß Sachlichkeit Sittlichkeit sei. Der Ingenieurtypus tritt gelegentlich an Stelle des freideutschen Typus, wenn man das Ziel der neuen Schule jetzt beschreibt: kurz es ist neben der konfessionellen Gegenwirkung gegen die zweite Phase der Reformpädagogik nun auch eine Gegenwirkung vorhanden, in der sich um das Stichwort 'Sachlichkeit' eine Reihe von Motiven versammeln, die unter anderem mit Recht geltend machen, daß unser Leben als

Gesellschaft aufgebaut ist und daß diese Eigentümlichkeit des modernen Geistes durch die Erziehung nicht aufgehoben werden kann und darf. Auch hier besteht die Gefahr, daß man wieder auf den Zustand vor der Reformbewegung zurückgeht, denn die Schule jener Zeit und die heutige Durchschnittsschule noch sind allerdings eine Schule bloßer Gesellschaftlichkeit, fremd vor Gemeinde, Volk, Gemeinschaft und frei von organisch-glaubensmäßigen Wurzeln, nur daß vor der Reform die Theorie der Schule das nicht wahr haben wollte. Die Wahrheit ist aber auch hier, daß alles erzieherische Wirken heute von gesellschaftlichen Aufgaben ausgeht und diese auch bewältigen muß, daß aber in diesem Wirken ein gläubiges und organisches Wirken seinen Raum findet, das auf gemeinschaftliche Lebensformen drängt. Abermals wird der Erzieher die Lebensform seiner Schule so bestimmen, daß er das gesellschaftliche Wirken an den Stellen eingrenzt, wo für ihn, seinem konkreten Bildungsplan entsprechend, das erzieherisch Wesentliche liegt, das sich nur in der Bildungsgemeinschaft, nicht in der 'Bildungsgesellschaft' auswirken kann.

Somit ist erst heute das erzieherische Problem von den Voraussetzungen der Reformbewegung aus richtig und vollständig gestellt. Es ist aus der Situation klar, daß produktive, einseitige Systeme wie in der ersten Periode heute nicht mehr leicht erwartet werden können; die Möglichkeiten sind beinahe erschöpft; es sind nur noch einzelne Gebiete übrig, in denen noch keine solchen ersten riskierten Systeme geschaffen worden sind (so das industriepädagogische Gebiet). Andererseits ist jetzt erst die wahre Fülle der Mittel vorhanden, und es ist in der Besinnung und Kritik der letzten Jahre deutlich geworden, in welchem Sinne die Totalität der Mittel allein verwendbar ist. Nicht steife Prinzipien dürfen die einzelnen Mittel sein, sonst ergeben sie nur Mißgestalten, wenn man sie zusammenfügen will. Diese neuen Mittel stellen vielmehr nur Pole dar, zwischen denen jene bestimmende Grenze zwischen Freiheit und Verpflichtung, zwischen organischem Leben und bildender Forderung zu ziehen ist. Das Ganze dieser Grenzlinien erst ergibt markante Architekturen, kraftvolle und der heutigen Lage entsprechende, mit Bewußtsein und Bescheidenheit einseitige Bildungsstätten. Das organische, freiheitlich entstehende Leben jedoch bleibt der Boden, ohne den jenes Eingreifen wirkungslos bleibt oder verbildend, mechanische und subalterne Erziehung schafft.

Die Versuchsfreiheit, die in der zweiten Periode an wenigen Stellen gegeben worden ist: heute hätte sie erst ihre Bedeutung. Der Staat sollte Freiheit des Schaffens einzelnen Persönlichkeiten verstatten, wo er vertrauen kann, daß die Freiheit jene Funktion für die Bildung hat, die in diesen Erörterungen geschildert worden ist.

NACHRICHTEN

ALTERTUMSKUNDE

Die fast zwanzigjährigen Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft und die Verwertung der mannigfachen Keilschriftdokumente, die topographische, Handels-, Geschichtsquellen und religiöse Texte bieten, lassen jetzt ein klares Bild des *Stadtplans von Babel* zur Zeit Nebukadnezars (um 600 v. Chr.) gewinnen. Er bildete ein oblonges regelmäßiges Viereck von 10 km Umfang. Eine doppelte Stadtmauer mit Graben umzog die ganze Stadt, eine dritte, erst von Nebukadnezar erbaute, sicherte in einer Ausdehnung von etwa 18 km Umfang den Außenraum; die Mauern hatten acht Stadttore, zu denen aus dem Innern je eine breite Straße führte. Zum Haupttempel Esagila im Zentrum gehörte der 'Turm zu Babel', der nach der 'Esagila-Tafel' eine Basis von 90 m Länge, Breite und Höhe gehabt haben soll und selbst über Tag in sieben Stockwerken wiederum zu derselben Höhe emporstieg. Über die wichtigsten bisher erzielten Ergebnisse orientiert Prof. Eckhard Unger (Berlin) in mehreren Aufsätzen der 'Forschungen und Fortschritte' (1926 Nr. 21, 1928 Nr. 6 und 7).

Von dem großen *Numantiawerk Adolf Schultens*, das die reichen Ergebnisse seiner im J. 1905 begonnenen Ausgrabungen enthält, erschien der erste Band, 'Die Keltiberer und ihre Kriege mit Rom' kurz vor dem Weltkriege. Der zweite war der Stadt Numantia gewidmet, der jüngst (1927) vollendete dritte behandelt die sieben Lager, durch die Scipio im J. 133 sie einschloß und zur Übergabe zwang. Die scipionischen Lager sind im Gegensatz zu dem von Polybios (VI 27—32) bewunderten und ausführlich geschilderten römischen Schema des offensiven Feldlagers ganz auf Defensive berechnet und dem Gelände der Hügel, auf denen sie liegen, angepaßt. Schulten meint, daß Scipio, der Schüler der Griechen, hierin der griechischen Praxis gefolgt sei. Die Darstellung eines weiteren bedeutenden Fundes auf den Hochebenen Altkastiliens ist dem vierten Bande vorbehalten. 5 km östlich von Numantia, bei dem Dorfe Renieblas hat Schulten 1908—1912 fünf aus verschiedenen Phasen der keltiberischen Kriege stammende Lager aufgedeckt, von denen eines mit dem von Polybios beschriebenen Schema im wesentlichen übereinstimmt. Es ist das vom Konsul Q. Fulvius Nobilior im J. 153 für eine Armee von ca. 25000 Mann erbaute Winterlager, 'ein steinerner Kommentar zu Polybios', wie der Entdecker sagt. Die Lager von Renieblas und Numantia nennt er 'das größte Baudenkmal, das uns aus der Zeit der römischen Republik erhalten ist' (Forsch. u. Fortschr. 1928 Nr. 5).

'*Dichterzitate in Galens Erklärung einer Hippokratischen Fieberbezeichnung*' lautet der Titel einer gründlichen Abhandlung von *Ernst Wenkebach* (Abh. d. Philol.-hist. Kl. der Sächs. Akad. d. Wiss. 1928, Bd. XXXIX Nr. 1). Daß der schreibseligste aller antiken Mediziner nicht selten auch aus Dichtungen zitiert, gewöhnlich allerdings mittelbar auf Grund gelehrter Alexandrinerliteratur, hat uns manche Fragmente verlorener Werke erhalten. In seinem Kommentar zum 6. Epidemienbuche des Hippokrates (XVII A 879 ff. K.) zog er, um die Bedeutung eines veralteten Wortes aufzuklären, ein Dutzend Belege aus Aischylos (Befreitem Prometheus, Pentheus, Xantriai), Sophokles (Kolcherinnen, dem Satyrspiel Salmoneus) sowie aus Ibykos, Kallimachos, Euphorion heran; doch konnte dieses Zitatennest trotz der Bemühungen erster Gräzisten, wie eines Bentley und Gottfr. Hermann, da nur in einer schlechten Handschrift überliefert, bisher nicht befriedigend hergestellt werden. Mit Hilfe einer getreuen arabischen Galenübersetzung des trefflichen Gelehrten Hunain aus dem IX. Jahrh. ist es Wenkebach mit seinem arabistischen Mitarbeiter Pfaff nunmehr gelungen, wie andere wichtige Galentexte

auch jene kleinen aber wertvollen Bruchstücke zu rekonstruieren.

Hunains große Bedeutung für die Übermittlung des medizinischen Schrifttums der Griechen ist vor allem durch G. Bergsträßers Arbeiten klar geworden. Demnächst haben wir die Veröffentlichung des ersten Buches von *Galens Werk über die medizinische Terminologie* (*Περὶ τῶν ἰατρικῶν ὀνομάτων*) in deutscher Übersetzung des Kairener Augenarztes *Max Meyerhof* zu erwarten, das von Hunain ins Syrische, von seinem Schüler Hubaisch daraus ins Arabische übertragen wurde und so in einer Leidener Handschrift vorliegt. Damit wird zum Teil ein gewisser Ersatz für das vermißte Original geschaffen und mancher beachtenswerte Aufschluß über den bereits im Altertum eingetretenen Bedeutungswandel auf dem Gebiete der ärztlichen Fachausdrücke vermittelt, die noch heute weitergeführt werden. Den Philologen wird besonders der Passus über eine persönliche captatio benevolentiae des Aristophanes aus einer unbekannten Parabase interessieren (schade, daß wir die Verse nicht im Urtext haben) sowie eine neue Bereicherung der Fragmente aus Antiphons zweitem Buch 'Über die Wahrheit'.

Der *Erste internationale Etruskische Kongreß* wird vom 27. April bis 3. Mai in Florenz abgehalten werden und mit dem Besuch von Marzabotto und Bologna abschließen. Für die Vorträge ist die italienische, deutsche, englische und französische Sprache zulässig. Näheres durch das Generalsekretariat des Kongresses in Florenz, Via Ginori 13.

DEUTSCHKUNDE

Von der Geheimrat-Jean-Andreasschen Erbengemeinschaft wurde dem Frankfurter Goethe-Museum als Leihgabe der literarische *Nachlaß der Marianne von Willemer* überwiesen. Darunter befinden sich 76 Briefe Goethes, ferner die Handschrift des Dornburger Gedichtes 'Dem aufgehenden Vollmonde'.

In der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur legte Else von Monray (Schwerin) *15 unbekannte Briefe Goethes* vor. Sie sind in den Jahren 1806—1815 an den Göttinger Historiker G. Sartorius gerichtet. Aus dem Inhalte sind besonders hervorzuheben Berichte über die Zeitverhältnisse und kriegerischen Ereignisse, Gründe für die Ablehnung der Teilnahme am Wiener Kongresse und Äußerungen über die Arbeit am Westöstlichen Divan. Ein Brief über Newton bietet eine gelungene Aufklärung über das Gedicht 'Katzenpastete'.

Die Witwe *Paul Heyses* schenkte den gesamten. in ihrer Hand befindlichen *handschriftlichen Nachlaß* ihres Gatten, darunter gegen 10000 Briefe, der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München.

Eine unbekannte Arbeit *Friedrich Schlegels* entdeckte Prof. J. Körner (Prag) in einer Nachschrift der im Wintersemester 1800/01 in Jena gehaltenen Vorlesungen über Transzendentalphilosophie. Die Veröffentlichung in Buchform soll demnächst erfolgen.

Das sogenannte *Gebetbuch der Königin Agnes von Ungarn*, der Tochter Albrechts I., ist in Schweizer Privatbesitz wieder aufgetaucht. Es befand sich noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts im Besitz des Klosters Muri im Aargau, aus dem es in den Wirren des Aargauischen Klostersturms verschwand. Der kleine Kodex umfaßt 95 Pergamentblätter mit 2 schwarz-roten Federzeichnungen. Er enthält lateinische und mittelhochdeutsche Gebetsformeln, Legendentexte, Beschwörungen und Segenssprüche.

Der *Literaturpreis* des Württembergischen Goethebundes (1000 RM) wurde dem Dichter Hans Heinrich Ehrler, der der Stadt München (3000 RM) dem Lyriker Hans Carossa verliehen.

Die Auslandsabteilung des Zentralinstituts f. E. u. U. in Berlin gibt im Verlage von Julius Beltz in Langensalza unter dem Sammeltitel '*Der Deutsche im Auslande*' Hefte heraus, die bei billigem Preise (0.60 bis 0.75 RM) und schmucker Ausstattung wohlgeeignet erscheinen, die reifere Jugend mit der Tätigkeit des Vereins für das Deutschtum im Auslande vertraut zu machen und sie in das Leben und die Nöte unserer Stammesbrüder in der Ferne einzuführen. — Die Beschäftigung der Hoch-

schule mit dem Problem des Auslandsdeutschtums hat einen Mittelpunkt in dem Institut für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg. In einer fesselnden Schrift 'Hochschule, Deutschtum und Ausland' (Marburg, N. G. Elwert 1927, 2.50 ℛℳ), der dem 4. Jahresbericht des Instituts beigefügt ist, unterrichtet Joh. Wilh. Mannhardt über diese neuen Wege politischer Wissenschaft und Erziehung. Auch die Rektoratsrede, die C. Uhlig in der Universität Tübingen am 29. April 1926 über 'Auslandsdeutschtum und deutsche Hochschularbeit' (Tübingen, J. C. Mohr 1926) gehalten hat, gehört in diesen Kreis. Das Deutsche Ausland-Institut Stuttgart wirkt außer durch seine Zeitschrift 'Der Auslandsdeutsche' im gleichen Sinne durch zwei Reihen besonderer Schriften, eine rechts- und staatswissenschaftliche und eine kulturhistorische. Diese wird von W. Goetz (Leipzig) und K. Sapper (Würzburg) herausgegeben.

Als neues Unternehmen für volkskundliche Forschungen erscheint die '*Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde*' (1. Jahrgang 1927; Verlag Konkordia, Bühl i. Baden). Eine Anzahl von Vereinigungen, vor allem oberdeutsche Lehrerverbände, haben sich zu ihrer Herausgabe, die von E. Fehrle geleitet wird, zusammengefunden. Die Zeitschrift erscheint jährlich zweimal, der Preis beträgt 4 ℛℳ.

Ende November 1927 starb in Greifswald Prof. Dr. *Paul Pietsch*. Er ist besonders durch seine Forschungen über die neuhochdeutsche Schriftsprache bekannt geworden. Längere Zeit leitete er die Weimarer Lutherausgabe.

Am 6. Februar verschied in Wolfenbüttel der Freund und Biograph Wilhelm Raabes Oberschulrat Dr. *Wilhelm Brandes*.

AUSLANDSKUNDE

Ein '*Verein der Freunde des Neusprachlichen Gymnasiums*' ist in Berlin gegründet worden. Er bezweckt einen Zusammenschluß aller derer, die die Einsicht in die gerade heute so bedeutungsvollen Bildungswerte des neusprachlichen Unterrichts fördern und insbesondere dem durch die preußische Reform geschaffenen Schultyp des neusprachlichen Gymnasiums zu einer gedeihlichen Entwicklung verhelfen wollen. Eine im Februar abgehaltene Versammlung hat dem neuen Verein eine große Zahl von Mitgliedern aus allen Kreisen des öffentlichen Lebens zugeführt. Beitrittserklärungen (Mindest-Jahresbeitrag 2 ℛℳ) nimmt der 1. Vorsitzende, Oberstudiendirektor Dr. H. Strohmeyer, Berlin-Oberschöneweide, Zeppelinstr. 18, entgegen.

Ein interessanter Zweig des Keltischen, das sog. *Manx*, scheint nach einer kürzlich bekannt gewordenen Zählung dem Untergang geweiht zu sein. Das jahrhundertelang von den Bewohnern der Insel Man gesprochene Idiom ist heute nur noch 1000 von den 50000 Bewohnern der Insel, also nur 2% der Gesamtzahl, geläufig, während zu Beginn unsres Jahrhunderts noch 5000 Inselbewohner vorhanden waren, die das Manx neben dem Englischen beherrschten.

Am 19. April d. J. wird der letzte Teil des '*Oxford English Dictionary*' der Öffentlichkeit übergeben und damit der Schlußstrich unter eine 70jährige Gelehrtenarbeit von gewaltigem Ausmaß gesetzt werden.

Zwei gedruckt vorliegende, an der Universität London (University College) gehaltene *akademische Reden* verdienen um der Redner und ihrer Gegenstände willen unser Interesse. In der einen behandelt Prof. R. W. Chambers unter dem Titel 'Philologists at University College' einen bedeutenden Abschnitt aus der Geschichte der Anglistik in England, und in der andern erörtert G. K. Chesterton in der ihm eigenen Art das Thema 'Culture and the Coming Peril'. Er sieht in der unaufhaltsam fortschreitenden 'standardisation by a low standard' die große Gefahr für das geistige Leben. Die Reden sind in der University of London Press (10—11 Warwick Lane, E. C. 4) zum Preise von je 1 sh. erschienen.

Die '*Grundzüge der Geschichte der englischen Sprache*' von *N. Lindelöf* (Leipzig, Teubner, geb. 5.20 ℛℳ) liegen in einer neuen, verbesserten Auflage vor. Das vielbenutzte Buch konnte dabei Ergebnisse der neueren Forschung berücksichtigen

und dadurch seinen Rang als eine der besten kürzeren Darstellungen der englischen Sprachgeschichte behaupten, die ein reiches und zuverlässiges Material in klarem und übersichtlichem Aufbau vorführt. Die Verbesserungen sind namentlich der Darstellung der Laut- und Flexionsentwicklung in mittel- und neuenglischer Zeit zugute gekommen, wo die Forschungsergebnisse Luicks, Jordans, Jespersens u. a. nachzutragen waren. Leider wird auch in der Neubearbeitung der Syntax kein Platz eingeräumt.

Das für englische Schulen geschriebene Handbuch von *E. J. Kenny*, *'A New Course in English Composition'* (London, University of London Press 1927), enthält eine solche Fülle feiner methodischer Winke und treffender Beispiele aus Prosa und Poesie zu einer lebendigen Sprachbetrachtung und Ausdrucksübung, daß es verdient, auch der Aufmerksamkeit deutscher Lehrer des Englischen empfohlen zu werden.

Mit dem Anfang Januar d. J. verstorbenen *Thomas Hardy* verliert das englische Schrifttum seinen bedeutendsten Vertreter, der aus einer großen Zeit der Romankunst in unumstrittener Autorität herüberragte. Seine Wessex-Romane mit ihrer tiefen, unerbittlichen und ernsten Charakteristik von Landschaft und Menschen, seine dramatische Dichtung 'The Dynasts' und seine Gedichte haben bereits ihren festen Platz in der neueren Literaturgeschichte. Der Dichter ist in der Westminster-Abtei beigesetzt worden.

Der um die Förderung des englischen Unterrichts hochverdiente Philologe und Schulmann *Emil Hausknecht* ist im Dezember v. J. in London gestorben.

Von November 1927 an und seit dem Beginn dieses Jahres erscheinen zwei neue Zeitschriften, die, jede für sich von der anderen nicht abhängig, beide dem gleichen Ziele zustreben: die Kenntnis Deutschlands für die Franzosen, die Kenntnis Frankreichs für Deutsche zu vertiefen. Die *Revue d'Allemagne* (Émile-Paul Frères, Paris) wird geleitet von Maurice Boucher; dem comité de direction gehören außer einigen französischen Deutschlandkennern die deutschen Frankreichkenner Ernst Robert Curtius, Otto Grautoff und der Schriftsteller Thomas Mann an. Unter den Herausgebern der *Deutsch-französischen Rundschau* (Verlag W. Rothschild, Berlin-Grunewald) sind wieder die Franzosen Maurice Boucher, Edmond Jaloux, Henri Lichtenberger zu finden, die auch dem comité de direction der Revue d'Allemagne angehören. Also für die innere Verbindung beider Zeitschriften ist gesorgt. Was die Ziele der beiden Zeitschriften angeht, so geben zwei Einführungen die Arbeitsprogramme kund. Die deutsche Zeitschrift deutet an, daß sie keine philologisch-historische Frankreichforschung treiben wird, sondern Frankreichkunde in kulturkundlichem Sinne, besonders den Gegenwartsfragen zugewandt und den Schwerpunkt des Frankreichstudiums in den französischen Geist selbst legend. Die Zeitschrift wendet sich an das große Publikum derer, denen an der Erkenntnis Frankreichs gelegen ist; sie will überparteilich sein und einer offenen Aussprache zwischen Deutschen und Franzosen Raum zur Verfügung halten. Die französische Zeitschrift bekennt sich im Grunde zum selben Ziel, doch sind feine Abweichungen in Ton und Haltung der programmatischen Einleitung kennzeichnend. 'Traut unserer Vaterlandsliebe und unserer Redlichkeit! Auch der Gegner der Versöhnungspolitik muß sich informieren über Deutschland. Wir wollen der reinen Wahrheit dienen und damit in alte Traditionen Frankreichs einlenken. Weder tendenziös noch oberflächlich sollen unsere Artikel sein. Es gibt peinliche Unstimmigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen. Es wäre unklug, gerade sie zuerst zu erörtern. Fangen wir lieber mit dem an, worüber wir uns eher verständigen, mit Fragen der Volkswirtschaft, der Philosophie und Soziologie, der Literatur, Wissenschaft und Kunst. Hier wollen wir die für sich Arbeitenden zusammenfassen'. Nach dem ersten dem Referenten vorliegenden Heft hält jede der beiden Zeitschriften, was sie verspricht. Sie sind weder ein Konkurrenzunternehmen gegenüber den bekannten wissenschaftlichen Zeitschriften, noch verfallen sie in flache Journalistik. Von der deut-

schen kann man schon eher als von der französischen sagen: sie enthält eine für Deutschland neue Form. Diese Form ist neben — aber auch nur neben — der philosophisch-historischen Fachzeitschrift nötig. Dem Lehrer der höheren Schule, der auf deutschen Universitäten in einem ganz bestimmten Sinne philologisch geschult ist, tut für die Ausweitung seiner Frankreichkunde das Lesen gerade einer solchen Zeitschrift not.

Für *Studienreisen in Frankreich* seien folgende kurze Angaben gemacht: Für *Paris* erteilt jetzt Auskunft die Vereinigung deutscher Studierender in Paris, 4 Rue des deux Ponts, Paris IVᵉ. Ferienkurse vom 1. Juli bis 1. November. — Für *Grenoble* erhält man Auskunft von der Association allemande grenobloise, Hôtel Majestic, Grenoble. Ferienkurse vom 1. Juli bis 31. Oktober. — Über *Nancy* erteilt Auskunft das Office de renseignements de l'Université, 13 Place Carnot. Ferienkurse vom 9. Juli bis 21. September. — In *Genf* sind Ferienkurse vom 4. Juli bis zum 28. August. Auskunft erteilt das Sekretariat der Universität.

Julien Bendas Aufsätze *La trahison des clercs* (Nouvelle revue française, Paris VIᵉ, 3 rue de Grenelle) sind jetzt auch als Buch erschienen. Sie beschäftigen die Geistigen Frankreichs weiterhin in hohem Maße. Artikel dazu erschienen im Temps, in den Nouvelles littéraires, in der Nouvelle revue française, in L'Europe nouvelle. Der Inhalt des Buches ist kurz gesagt dieser: Die geistigen Führer sind ihrem wahren Beruf untreu geworden, dem Dienst am Geiste; sie sind Diener der weltlichen Macht und ihrer Organisationen geworden. Das Buch ist in klarer, scharf formulierter Sprache geschrieben. Der Schluß enttäuscht. Einseitigkeit und ein paar schwache Partien vermögen nicht den Gesamteindruck auszulöschen, daß hier ein kühnes, scharf durchdachtes Buch vorliegt.

GESCHICHTE

Die *Vorträge der 5. Hauptversammlung des Verbandes deutscher Geschichtslehrer* zu Graz (21.—23. Sept. 1927) sind nunmehr im Verlage Teubner erschienen. Über die Debatte Cauer-Struntz wurde bereits berichtet (N. J. 1927, S. 764). Daneben bringt das Heft noch die Vorträge von Fritz Friedrich, Kurt Krause, Gerhard Noack u. a.

Daß die *Wissenschaftspflege in Deutschland* immer stärker von den Ländern auf das Reich übergeht, ist das Thema einer Flugschrift, die Karl Griewank in der vom Reichstagsabgeordneten Georg Schreiber herausgegebenen Schriftenreihe 'Zur deutschen Politik' erscheinen läßt (Verlag Herder, Freiburg).

Hermann Oncken hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Berlin angenommen. Er ist dort berufen, die in den Ruhestand getretenen Professoren Friedrich Meinecke und Erich Marcks zu ersetzen.

Die *badische Regierung* beabsichtigt, den durch den Tod Georg von Belows erledigten Lehrstuhl für mittlere Geschichte nicht wieder zu besetzen, indem ein zweiter Lehrstuhl des gleichen Faches vorhanden ist, der durch den Rücktritt Finkes neu zu besetzen ist. Doch hofft die Fakultät, die Regierung noch umstimmen zu können.

Bei der *Akademie der Wissenschaften in München* ist eine Kommission für bayerische Landesgeschichte errichtet worden. Zur Vorgeschichte des Münchener Geisteslebens bringt wertvolles neues Material Hermann Thiersch in dem Werke: 'Ludwig I. von Bayern und die Georgia Augusta' (Berlin, Weidmann, 12 *RM*); es behandelt die Studienaufenthalte Ludwigs I. und Maximilians II. in Göttingen und zeigt die großen Anregungen, die von da nach München gegangen sind.

Vier Reden über das Vaterland legt Friedrich Wolters im Druck vor (Breslau, Ferd. Hirt, 6.50 *RM*). Wie zu erwarten, erinnern sie in Inhalt und Form an Stefan George, mit welchem das Ästhetentum in die Politik und bis in die Jugendbewegung vorgedrungen ist; so wollen auch die 'Vier Reden' eine studentische Jugend durch ästhetische Mittel zu Volkstum und Heldentum begeistern.

Das *Ende des Julianischen Kalenders* ist gekommen, indem die Synode der

griechisch-orthodoxen Kirche beschlossen hat, vom 1. Oktober dieses Jahres ab den gregorianischen Kalender auch im Bereiche der östlichen Kirche einzuführen. In Sowjetrußland ist die alte Zeitrechnung bereits sofort nach dem Umsturz abgeschafft worden.

Eine *Polnische Akademie* ist in Warschau gegründet worden.

Die aus der Geistes- und Wirtschaftsgeschichte berühmte *Familie Sarrasin* in Basel feierte im März den 300. Gedenktag ihrer Einwanderung nach Basel. Die Geschichte der Familie ist in dem zweibändigen Werke von Frobenius (1914) beschrieben.

Die südfranzösische Hafenstadt Cette hat die Erlaubnis zur *Namensänderung* erhalten, indem die Stadt in Anknüpfung an ihre antike Bezeichnung Setium oder Sitius Mons sich künftig *Sète* schreiben darf, was einer bis in das XVII. Jahrh. üblichen Schreibart entspricht.

KUNST

Dürerfunde. In Schweden tauchte letzthin ein bisher unbekanntes stattliches Porträt eines Mannes auf mit dem Monogramm Dürers und der Jahreszahl 1507. Von M. J. Friedländer als echter Dürer anerkannt, konnte das in den Berliner Kunsthandel (Gal. Matthieson) übergegangene Porträt leider nicht für Deutschland erhalten bleiben. Es wanderte, wie heute üblich, nach Amerika. — Nicht anders ging es einer ebenfalls von Friedländer als Dürer anerkannten hl. Familie im Besitz des Berliner Sammlers S. P. v. Schwabach. Sie ist ausführlich mit *Albertus Dürer Norenbergensis Faciebat post Virginis partum 1509* bezeichnet. Man fragt sich da ernstlich, ob es denn bei uns in Deutschland keinen Schutz des alten Kulturbestandes gibt wie etwa in Italien. Ferner sei hier ein im erzbischöflichen Palais zu Kremsier befindliches Männerporträt mit dem Datum 1505 genannt, das vielleicht ein Selbstporträt des Meisters während seines Aufenthaltes in Italien ist. Schließlich muß auch ein Jugendporträt Dürers angeführt werden, das T. Hervig in der graphischen Abteilung des Stettiner Museums entdeckte mit der Bezeichnung: *im 13 jar · was · ich · 14-8.*

Grünewaldfund. Auch die Grünewaldforschung hat mancherlei Neues aufgebracht. Voran sei die im Kölner Kunsthandel auftauchende Kreuzigung, das Original zu der in Berlin befindlichen Kopie eines Frühwerkes des Meisters genannt. Leider wanderte auch dieses Bild nach dem Ausland. Für $^3/_4$ Million wurde es nach dem Haag verkauft. — Weiterhin glaubt Dr. Braune, Direktor des Schlesischen Museums in Breslau, der seinerzeit in der Geißelung Christi der Universitätssammlung zu München (heute Pinakothek) die Hand des Meisters richtig erkannte, die vier Altarflügel in Münnerstadt, U.-Franken als jungen Grünewald ansehen zu können. Man muß aber dagegen ernste Zweifel hegen und lieber an der alten Zuschreibung an Veit Stoß festhalten, was sich durch Vergleich mit signierten Kupferstichen des Nürnberger Plastikers rechtfertigt. Braune spricht nun weiterhin ein Bildnis Friedrichs des Streitbaren von der Pfalz im Museum zu Heidelberg vermutungsweise für einen jungen Grünewald an. Den Beweis ist er uns freilich schuldig geblieben.

Nürnberg, Dürerfeier. Zum 400. Todestag Albrecht Dürers (6. April) wird eine große Dürerausstellung veranstaltet werden. Die Eröffnung wurde auf den 11. April festgesetzt. Das gesamte graphische Werk des Meisters in besten Exemplaren, dazu Zeichnungen und Aquarelle sollen dort zusammen mit Gemälden von Dürer und von Meistern seiner Zeit ausgestellt werden. H. Wölfflin wird die Gedächtnisrede halten.

Berlin, Manet und Manetausstellung bei Matthieson und bei Tannhauser. Man wird im Interesse der Anerkennung des wahrhaft Großen in der Kunst, sei es, woher es auch komme, besonders die erste Ausstellung nur begrüßen, mag auch das Ausland z. T. nicht in gleicher Weise eine derartige ideale Auffassung vertreten. Manet ist nun einmal einer der größten Maler seines Jahrhunderts. Selbst das Louvre hat das Zolaporträt zur Verfügung gestellt.

RELIGION

Im Verlage von Vandenhoeck und Ruprecht (Göttingen) erscheint seit Januar 1928 eine ökumenische Vierteljahrsschrift unter dem Titel '*Stockholm*'. Sie ist das offizielle Organ für alle durch die Stockholmer Weltkonferenz angeregten Arbeiten und im besondern für das Internationale sozialwissenschaftliche Institut in Genf, das seinerzeit in Stockholm gegründet wurde.

Die ablehnende Haltung der Kurie gegen die ökumenischen Bestrebungen, die in Stockholm und Lausanne unzweifelhaft stark gefördert wurden, ist durch das *Rundschreiben*, das *Pius XI.* am 6. Januar 1928 an die Bischöfe der ganzen Welt 'Über die Förderung der wahren Religionseinheit' ergehen ließ, noch besonders unterstrichen worden. Dieser Erlaß weist nicht nur die Anschauung, die in jeder Religion eine Form der menschlichen Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott sieht, als einen zu Naturalismus und Atheismus führenden Irrtum zurück, sonauch die Bestrebungen, die eine Einigung unter den Christen herbeizuführen versuchen, da dadurch 'die Fundamente des katholischen Glaubens völlig zerstört werden'. Denn da die katholische Kirche sich im alleinigen Besitz der geoffenbarten Wahrheit weiß, ist eine Einigung der Christenheit nur in der Weise möglich, daß die Außenstehenden, die als 'Abgefallene' und 'Irrende', 'verderblichen Täuschungen' Verfallene bezeichnet werden, sich in gläubigem Gehorsam dem Papst als dem Stellvertreter Christi unterwerfen. Nicht das Band der Liebe kann die Christenheit zur Einheit führen, sondern das Band des Glaubens, den das katholische Lehramt in absoluter Unfehlbarkeit darbietet. Eine ausführliche Wiedergabe des Inhalts der Enzyklika bringt das 'Evang. Deutschland' in Nr. 4.

Die *Missionsausstellung*, die während des 'hl. Jahres' *in Rom* ein Bild von der Tätigkeit der katholischen Mission gab, ist als Ethnologisches Missionsmuseum erhalten geblieben und der wissenschaftlichen Leitung des Wiener Ethnologen Pater Prof. Dr. Schmidt unterstellt worden. 26 Säle und 7 Galerien enthalten zahlreiches Material für das gesamte kulturelle Leben der Missionsvölker.

Mit diesem Jahre begann ein '*Russischer evangelischer Pressedienst*' zu erscheinen, herausgegeben von D. Schabert (Riga) und D. Grühn (Dorpat). Die Beziehungen der Herausgeber zu Rußland lassen erwarten, daß sie 'der Christenheit Westeuropas zuverlässige Nachrichten über Not und Sieg des Evangeliums in Rußland unter besonderer Berücksichtigung von Kirche und Schule vermitteln' werden. Wer sich in Rußland offen zur Religion bekennt, muß sich noch immer auf schwere Drangsalierungen von seiten der Machthaber gefaßt machen.

In der *Türkei* ist die arabische Sprache in der Liturgie durch die türkische ersetzt worden. Damit ist der Grund zu einem nationalen religiösen Leben gelegt, zumal die modernen islamitisch-türkischen Prediger die stark supranaturale Wertung des Koran zugunsten einer Betonung seiner ethischen Grundsätze zurückstellen.

Der durch seine tiefreligiösen Gedichte weithin bekannte ehemalige Volksschullehrer *Gustav Schüler* vollendete am 27. Januar sein sechzigstes Lebensjahr. Im Cottaschen Verlage hat W. Knavels eine eingehende Würdigung dieses eigenartigen Gottsuchers herausgegeben, dessen Lebensluft bei aller Aufgeschlossenheit gegenüber den Triebkräften unserer Zeit doch die deutsch-evangelische Frömmigkeit ist.

Am 13. Januar starb der bekannte Hallenser Kirchenhistoriker *Friedrich Loofs*, der 40 Jahre lang zahlreichen jungen Theologen ein Führer namentlich auf dem Gebiete der Dogmengeschichte und Symbolik war, wobei er die Entstehung des christlichen Dogmas, Luthers Rechtfertigungslehre und die Sekten mit besonderer Liebe behandelte.

HERRN Dr. PHIL. ALFRED GIESECKE-TEUBNER ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG, 16. APRIL 1928

'Es war in unsres Lebensweges Mitte', vor dreißig Jahren, als auf Deine Veranlassung, lieber Freund, in gemeinsamen Beratungen, zugleich mit dem damaligen Mitherausgeber, unserm unvergeßlichen Richard Richter, eine zeitgemäße Umgestaltung der ältesten Zeitschrift Deines Verlages, der 'Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik', von uns erwogen und beschlossen wurde. Das lange bewährte Organ sollte nicht mehr der Einzelforschung in strenger Weise dienen, sondern in allgemeinerem Sinne der Verbindung von Wissenschaft und höherer Schule, die seit seiner Begründung im Jahre 1826 von ihm stets gepflegt worden war, durch übersichtliche Zusammenfassung der Forschungsergebnisse vom Standpunkte der Gegenwart und treffende Charakterisierung neuer Strömungen und Ziele. Deinem Wunsche zufolge hatte die erste Abteilung künftig nicht allein, wie vorher, den Bereich des altphilologischen, sondern auch des geschichtlichen und deutschen Unterrichts zu berücksichtigen, die Grundlagen einer historischen Bildung; damit war ein methodischer Gedanke gegeben, den man damals mit 'Konzentration' bezeichnete, jetzt spricht man ja von 'Querverbindungen'. Siebenundzwanzig Jahre hindurch ist die Zeitschrift in dieser Richtung gesteuert worden; dank ihren verständnisvollen Mitarbeitern hat sie die zugedachte praktische Aufgabe erfolgreich erfüllen können, und in der zuständigen Literatur findet man ihre Aufsätze noch heute gebührend verwertet. Aber die Zeitenwende, in der wir gegenwärtig stehen, forderte ein Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege, sollten die Jahrbücher 'neu' bleiben, wie es seit einem Jahrhundert stets ihr Bestreben gewesen war. Eine noch umfassendere Erweiterung des Stoffkreises mit gleichzeitiger Verschmelzung der seit siebzig Jahren unabhängig voneinander redigierten philologischen und pädagogischen Abteilungen erschien Dir, dem weitschauenden Verleger, aus wirtschaftlichen und ideellen Gründen geboten; der langgehegte Reformplan wurde bedächtig ausgearbeitet und nach Verständigung mit einer Reihe regelmäßiger und anderer Mitarbeiter von bestem Namen Ende 1924 ins Leben gerufen. Vor Weihnachten konnte das erste Heft unserer 'Neuen Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung' ausgegeben werden. Ich sage 'unserer', denn wie Du den Anstoß auch zu dieser zweiten Umgestaltung gegeben hast, bist Du weiterhin bemüht gewesen, ihr mit Rat und Tat die Wege zu ebnen, und fast keines der bisher zwanzig Hefte ist seitdem hinausgegangen, ohne daß Deine Initiative oder Dein Urteil irgendwie daran beteiligt war.

In wie weitgehendem Maße das überhaupt von den Erzeugnissen Deines Verlages gilt, davon liefert die an Deinem Ehrentage von dreizehn Autoren eines engeren Kreises Dir gewidmete Festschrift eine Fülle von Beweisen aus den nahezu sechsunddreißig Jahren Deiner Verlagsarbeit. 'Wirtschaft und Idealismus' ist der Band betitelt; die darin von namhaften Kennern behandelten Einzelgebiete decken sich absichtslos in überraschender Weise mit den von den Neuen Jahrbüchern nunmehr synthetisch vertretenen. Walter Goetz bespricht einleitend die wirtschaftliche und idealistische Grundrichtung des Verlags B. G. Teubner, Eduard Norden sein Wirken für die Altertumswissenschaft, Johannes Ilberg für das Corpus medicorum antiquorum, Gerhard Michaelis und Wilhelm Hartke für den altsprachlichen Unterricht und die humanistische Bildung, Theodor Litt für Philosophie und Pädagogik, Hans Lietzmann für Religionswissenschaft und Religionsunterricht. Die evangelische Kirche und die soziale Frage ist das Thema von Johannes Herz, die Deutschkunde von Walter Hofstaetter, Geschichte und politische Bildung von Franz Schnabel, die staatsbürgerliche Erziehung in den letzten 30 Jahren von Georg Kerschensteiner. Wie sich die Verlagstätigkeit auch auf die neueren Sprachen, das Berufs- und Fachschulwesen sowie auf Volkstanz und Singspiel erstreckt hat, zeigen endlich die Beiträge von Hans Ehlers, Alfred Kühne und Elfriede Ritter-Cario.

Diese so Vielfaches umfassenden Wissenschafts- und Bildungskreise Deiner verlegerischen Obhut, wofür die genannten Vertreter in dem Buche zu Worte gekommen sind, bilden kein zufälliges Konglomerat. Der Leser vermag in dem scheinbar nach den verschiedensten Seiten weit ausgreifenden Aufsätzen eine innere Einheit zu erkennen, und aus den mannigfaltigen Zeugnissen tritt ihm stets von neuem die Gestalt der Führerpersönlichkeit entgegen, die es verstanden hat, das große wirtschaftlich-idealistische Unternehmen zu einem wesentlichen Kulturfaktor von bestimmter Richtung planvoll auszugestalten. Hier erscheint nicht bloß der 'bibliopola honestissimus' altphilologischer Präfationen, der Verlagsbuch*händler*, sondern der bewußte Förderer des Gesamtfortschrittes deutscher Kultur nach seinem Teile, den auch die so außerordentlichen äußeren Schwierigkeiten der Gegenwart an seiner Sendung nicht irregemacht haben.

Solcher Überzeugung an Deinem sechzigsten Geburtstag an dieser Stelle Ausdruck zu geben, ist dem Herausgeber der Jahrbücher ein besonderes Bedürfnis. Er weiß aus der Erfahrung eines Menschenalters, wie sehr Dir diese Zeitschrift am Herzen liegt; daß sie an dem festlichen Tag im Chore der Glückwünschenden nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Auf ihrer Bahn fernerhin rüstig fortschreiten zu können, ist ihr lebhaftes Bestreben und ihre Hoffnung. Erfreue sie sich noch lange Deiner Gunst, und bewähre sich an ihr auch in Zukunft Schillers Wort: 'Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund'!

Johannes Ilberg.



PROLEGOMENA
ZU EINER ZEITGEMÄSSEN LEHRERPSYCHOLOGIE

VON MAX GLATZEL

Unsere Zeit, in der alle rein geisteswissenschaftlichen Probleme immer entschiedener aus dem Bannkreis quantitierender Naturwissenschaft heraustreten, steht unter dem Zeichen der Strukturpsychologie. Geist, der objektive im Sinne Hegels ebenso wie der subjektive, ist für uns gleich dem Naturorganismus ein Gebilde von gegliedertem Bau, eine Struktur, deren Leistungen es nicht in ihrer äußeren Aufeinanderfolge zu erklären, sondern zu verstehen, als sinnvoll aufzufassen gilt. Diese Überzeugung bestimmt einmal die jugendpsychologische Einstellung der heutigen Bildungsarbeit, zumal seit Spranger den Strukturbegriff als methodische Grundvoraussetzung moderner Jugendpsychologie herausgearbeitet hat, und ferner das kulturkundliche Unterrichtsprinzip, dessen Zusammenhang mit Diltheys Strukturpsychologie nicht nur hinsichtlich seiner Herkunft, sondern auch der Versuche, es durchzuführen, ganz offen zutage liegt. Werden auf diese Weise fast alle Bildungsprobleme der Gegenwart von dem Strukturgedanken geradezu beherrscht, so gibt es hier doch ein Gebiet, auf dem von einem solchen Einfluß noch wenig zu spüren ist, das ist die Psychologie des Lehrers; und doch würde sich, wenn man sie etwas mehr berücksichtigte und zugleich mit denselben Methoden wie die moderne Jugendpsychologie in Angriff nähme, manche Diskussion viel fruchtbringender gestalten lassen.

Schon der so oft gegen die preußischen Richtlinien erhobene Vorwurf, sie stellten zu hohe Anforderungen nicht bloß an die Schüler, sondern vor allem auch an die Lehrer, läßt sich vielleicht auf die zunächst paradox erscheinende Formel bringen, daß die Schulreform nicht, wie man häufig sagt, mit 'idealen' Lehrern rechnet, sondern mit solchen von jener ausgeprägten 'Strukturlosigkeit des Bewußtseins', auf die Spranger im Vorwort zur 2. Auflage seiner 'Lebensformen' einmal zu sprechen kommt. Wenn er dort erklärt, es gehöre zur Einsicht in die Strukturverhältnisse des Lebens, daß der Universitätslehrer nicht zugleich Volkshochschulkurse und Fortbildungskurse, Tagesschriftstellerei und Verwaltungsarbeit, verantwortliche Weltpolitik und Parteisachen betreiben kann, wenn er 'daneben' noch die Wissenschaft fördern und seiner Lehrtätigkeit wahrhaft leben soll, so darf man von dem Lehrer an höheren Schulen behaupten, daß er seelisch ein ganz farb- und gestaltloses Etwas sein müßte, wenn er sich einreden wollte, er könne allen innerhalb eines Faches an ihn herantretenden Aufgaben in gleicher Weise genügen.

Es ist ja z. B. nicht so, daß die Richtlinien etwa die geistesgeschichtliche Interpretation eines Kunstwerkes vorschrieben und die ästhetische ablehnten, auch nicht so, daß sie die Entscheidung der jeweiligen Lehrerindividualität überließen — täten sie das, dann wären sie wirklich nach allen Seiten strukturpsychologisch orientiert —, sondern, auf die Forderungen der Kulturkundler und der Kunst-

erzieher in gleicher Weise Rücksicht nehmend, lassen sie sich das fragwürdige Ideal einer Synthese beider Verfahren vorgaukeln, und so entpuppt sich denn auch die lebhafte Auseinandersetzung, die seit einiger Zeit zwischen Anhängern und Gegnern des sogenannten Historismus stattfindet, als ein Streit, der nicht unter Heranziehung der Jugendpsychologie entschieden, sondern nur im Hinblick auf die Psychologie des Lehrers geschlichtet werden kann. Es stehen sich hier einfach zwei 'Grundtypen der Individualität', wie Spranger sie in den 'Lebensformen' nennt, gegenüber, die des theoretischen und des ästhetischen Menschen, und es ist im Interesse eines wirklich lebensvollen Unterrichts zu begrüßen, wenn eine Schülergeneration im Laufe der Jahre beide kennen lernt, vorausgesetzt freilich, daß sich zwei so ausgeprägte Lehrerindividualitäten an einer Anstalt zusammenfinden. Ganz vernunftwidrig wäre es dagegen, wenn man an dem Unterrichtsverfahren eines solchen Lehrers das Außerachtlassen von irgendwelchen Einzelheiten beanstanden wollte, die nur im Zusammenhange mit der Methode eines andern von vielleicht entgegengesetzter Veranlagung sinnvoll sind und verstanden werden können.

Im übrigen ist es in vielen Fällen möglich, diese strukturpsychologischen Erwägungen aus der Sphäre des Individual- in die des Kollektivtypischen zu erheben, und gerade das Problem des Historismus im Unterricht bietet dafür wieder ein höchst aufschlußreiches Beispiel. Wer sich gegen die geistesgeschichtliche Interpretation eines Kunstwerkes zugunsten einer vorzugsweise ästhetischen wendet, sollte sich darüber klar sein, daß er damit weniger eine deutsche als vielmehr eine romanische Bewußtseinshaltung einnimmt. Mit dieser Feststellung soll keineswegs der Vorwurf mangelnden Nationalgefühls verbunden sein, aber wie es in dem feinsinnigen Buche von E. R. Curtius 'Französischer Geist im neuen Europa' (1925) einmal heißt, versteht es der vom Stabilitätsgedanken beherrschte Franzose, den zeitlichen Quotienten aus seinen Klassikern zu eliminieren, so daß er seinen Racine lieben kann, ohne ihn als Exponenten einer bestimmten Kulturphase zu sehen, während für den Deutschen jede große Persönlichkeit ihre unvertauschbare Rolle in dem dialektischen Prozeß der Geschichte hat. Besteht tatsächlich ein solcher Unterschied zwischen der Struktur des deutschen und der des französischen Geistes, dann wird in den preußischen Richtlinien nicht mit Unrecht dem Historismus ein breiter Raum gewährt, dann wird bei deutschen Lehrern nicht ohne Grund mit einer starken Neigung dazu gerechnet, auch die Besprechung von Wort- und Bildkunstwerken dem allgemeinen Prinzip der Kulturkunde unterzuordnen.

Wenn sich ebenso wie der Historismus noch viele andere Bildungsprobleme von dem Standpunkte einer Strukturpsychologie des Lehrers aus beleuchten lassen, wenn also z. B. auch der Gegensatz von Lern- und Arbeitsschule mit den Sprangerschen Typen des Macht- und des sozialen Menschen in Verbindung gebracht werden kann, wird gegen eine derartige Psychologisierung der Pädagogik doch mancher Bedenken haben, der wie von jeder Wissenschaft so auch von der des Erziehens Normen verlangt. Gewiß ist Psychologismus gleichbedeutend mit einer gewissen Gesetzlosigkeit, und vielleicht leiden wir heute auch in der Pädagogik schon an einem Zuviel von Psychologie, aber es geht nicht an, nur im Hinblick auf den zu Bildenden und den Bildungsstoff Strukturpsychologie zu treiben. Ebenso

wie jene beiden muß auch der Bildner in diese Betrachtungsweise hineinbezogen werden. Dann erst ist der Ring geschlossen, und man kann nun in eine Erörterung darüber eintreten, ob die Durchtränkung des Bildungsproblems mit dem Strukturbegriff überhaupt zweckmäßig ist. So wie die Dinge aber heute noch liegen, kann es nicht bloß darauf ankommen, der individuellen Geistesstruktur des einzelnen Schülers liebevoll nachzuspüren und ihn dann dahin zu bringen, daß er sich das Verständnis für überindividuelle Strukturen, für die Sinn- und Wirkungszusammenhänge des geschichtlichen Lebens, womöglich selbständig erarbeitet, sondern man muß auch dem Lehrer angesichts der Fülle von Aufgaben, die er innerhalb eines einzigen Faches zu lösen hat, das Recht zuerkennen, das der eigenen individuellen Geistesstruktur Gemäße in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit zu stellen, alles andere aber an die Peripherie zu rücken.

Der eben in seinen Grundzügen entwickelte Fragenkomplex läßt sich jedoch noch in eine ganz andere Beleuchtung rücken, in eine sozusagen kulturphilosophische, und in ihr treten dann aus ihm als greifbares Ergebnis die Umrisse eines neuen Lehrertypus hervor, der, im wesentlichen soziologisch bedingt und erst in seiner Wechselwirkung mit einem gleichfalls im Entstehen begriffenen Jugendlichentypus verständlich, seinerseits wieder der Methodik neue Wege weist. Es ist nicht, wie man freilich oft sagen hört, so, daß unsere Zeit einen aktiveren Jugendlichentypus braucht und das Ministerium ihn schafft, indem es die Lehrer dazu anhält, im Unterricht nicht zu sehr in den Vordergrund zu treten, sondern jener Typus ist, wenn auch nicht schon überall vorhanden, so doch wenigstens im Anmarsch, und er wird die Lehrer auch ohne behördliche Anordnung auf eine größere Passivität zu beschränken suchen. Die letzteren werden, wollen sie sich ihm gegenüber behaupten, gut tun, wenn sie das Heft in der Hand zu halten bemüht bleiben, allerdings nicht bloß in ihrer Eigenschaft als mit einer gewissen Autorität ausgestattete Amtspersonen, aber auch nicht nur als ältere von Liebe zur Jugend erfüllte Freunde (es wird heute schon zu viel mit dem sogenannten pädagogischen Eros kokettiert), sondern es kommt hier wie überall darauf an, zwischen zwei Gegensätzen die richtige Mitte zu finden, und wenn das Wort 'Gemeinschaft' nicht schon zu abgegriffen wäre, könnte man den unserer Zeitlage entsprechenden Lehrertypus vielleicht dahin definieren, daß man sagt, er sei nicht nur wie bisher Bestimmer, Leiter und Beurteiler der von den Schülern zu leistenden Arbeit, sondern auch wirklich mitarbeitendes Mitglied einer ihn und sie umfassenden Arbeitsgemeinschaft. Diese Definition schließt keine ideale Forderung in sich, sondern entspricht den Verhältnissen, die sich in den letzten Jahren tatsächlich schon herausgebildet haben und noch mehr herausbilden werden, wenn man sich ihrer erst einmal bewußt geworden ist und an ihnen nichts Sonderbares mehr findet, Verhältnissen, die natürlich nicht für alle Fächer und für alle Klassenstufen in gleicher Weise zutreffen, die jedoch als Ganzes stark genug sind, um einen neuen Lehrertypus zu gestalten.

Der bereits oben in einem anderen Zusammenhange erwähnte Vorwurf, die preußischen Richtlinien stellten zu hohe Anforderungen an Schüler sowohl als auch an Lehrer, verliert vieles von seiner Berechtigung, wenn man bedenkt, daß wir nun eben in einer Zeit der 'Vermassung' (diesen Ausdruck hat Scheler in seiner

Soziologie des Wissens geprägt) leben, in einer Zeit, die nichts mehr geheimhalten kann, die mit den Mitteln der Presse, des Kinos und des Rundfunks auch die feinsten und kompliziertesten Dinge gleich verwässern und für die breiten Massen schmackhaft machen muß. Die Massen beherrschen heute das öffentliche Leben. Sie überfluten auch die höheren Schulen und lassen ihnen nichts mehr von dem Charakter kleiner exklusiver Bildungszentren, die einst aus dem Schatze allgemein anerkannter Werte einer jeden Altersstufe das ihr Zukommende nach festen Regeln spendeten. Die oft ausgiebiger in der Theorie erörterten als in der Praxis angewandten Ergebnisse der Jugendpsychologie schützen den Lehrer nicht vor der sich immer mehr aufdrängenden Verpflichtung, für seine Schüler der oberflächliche Popularisator von Dingen zu sein, die er sich selbst nur flüchtig angeeignet hat und daher um so flüchtiger weitergeben muß. Das ist die Kehrseite der viel gerühmten Lebensnähe der modernen Schule. Die jedes fremdsprachliche Unterrichtswerk heute durchtränkende und das sprachliche Können oft nur hemmende Kulturkunde ist als Verdünnung Diltheyscher Kulturpsychologie in diesem Zusammenhange nur eine Erscheinung neben manchen anderen. Überall ist das Ergebnis dasselbe: der Lehrer ist selbst wieder viel zu sehr Lernender geworden, als daß er mit Aussicht auf Erfolg den Schülern gegenüber die Rolle einer Wissensautorität weiter spielen könnte.

Es wäre grundfalsch, wollte man hierin nur einen vorübergehenden Zustand sehen, der veranlaßt worden sei durch den Umstand, daß die Richtlinien von einer nicht für sie vorgebildeten Lehrergeneration durchgeführt werden müßten. Das hieße ihnen eine Bedeutung beilegen, die sie nicht besitzen. Sind sie doch in allem, was ihnen den Vorwurf der Überspannung ihrer Ansprüche eingebracht hat, die bloße Auswirkung folgender allgemeinen Tatsache: das Tempo, in dem das Wissen von den Spitzen des geistigen Lebens, von dort, wo es erzeugt wird, in die tieferen, sich im wesentlichen rezeptiv verhaltenden Schichten eindringt, hat sich beschleunigt. Dabei kann an dieser Stelle unerörtert bleiben, ob diese Beschleunigung ihrerseits nicht wieder nur ein Symptom darstellt für den umfassenderen und zugleich katastrophalen Vorgang einer Proletarisierung unserer bürgerlichen Kultur. Die höhere Schule hätte sich gegen diesen wissenssoziologischen Prozeß stemmen und damit, freilich nicht für die Dauer, außerhalb des Lebensstromes stellen können. Sie hat das nicht getan, sondern sich ihm — in den Richtlinien — vielleicht zu rückhaltlos überlassen, ohne an die dritte Möglichkeit einer mehr tastend vorfühlenden, etwas zögernden Hingabe zu denken. Aufzuhalten ist die ganze Bewegung jedenfalls nicht, aber es wäre auch verfehlt, ihr mit den Illusionen des unbedingten Fortschrittsgläubigen entgegenzujubeln.

Lassen sich zwar die Umlagerungen in der Struktur der höheren Schule, wie wir sie gegenwärtig erleben, nicht etwa auf die 'Verfügung' der Richtlinien zurückführen, so kann man doch andrerseits an diesen, ihren Forderungen und deren Auswirkungen, eben weil sie an der Oberfläche erscheinende Anzeichen für einen sich in der Tiefe abspielenden Vorgang sind, am besten zeigen, wie sich das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler im Sinne jener oben bereits angedeuteten 'Arbeitsgemeinschaft' langsam verschiebt. Der Deutschlehrer z. B. muß sich, will

er einer neu an ihn herantretenden Aufgabe wie der Kunstbetrachtung gerecht zu werden scheinen, in vielen Fällen darauf beschränken, den Kategorienapparat des ihm bisher wenig oder gar nicht bekannten Arbeitsgebietes in sich aufzunehmen, d. h. ungefähr das, was Goethes Werther einmal zornig 'abgestempelte Kunstworte' nennt. Handelt es sich um die Volkskunde, so muß er sich damit begnügen, die Merkmale primitiver Mentalität schlechthin, so wie sie etwa Lévy-Bruhl entwickelt hat, seinem Wissensbestande einzuverleiben, was jedoch die konkreten Einzelheiten anbetrifft, so wird er hier oft von Schülern lernen können, die aus ländlichen Verhältnissen stammen oder sonst irgendwie in der Basis der bekannten Le Bonschen Pyramide verwurzelt sind. In diesem Zustande wird selbst dann keine Änderung eintreten, wenn Lehrbefähigungen für die genannten Teilgebiete in größerer Menge erworben worden sind. Denn in absehbarer Zeit werden sich schon wieder neue Wissenskomplexe aus den Sammelbegriffen der Kulturkunde und der philosophischen Vertiefung abdifferenziert und als relativ selbständige Unterrichtsgegenstände Einlaß in die höhere Schule verlangt und erhalten haben, alles infolge der vorhin skizzierten Beschleunigung der Wissensbewegung von oben nach unten. Bei einer solchen Labilität, die auf der einen Seite eine gewisse Unsicherheit des Lehrenden, auf der anderen eine gewisse Überheblichkeit des Lernenden zeitigen muß, ist ein fester Abstand zwischen beiden nicht mehr möglich. Das Gefühl für Distanz, das eine ihrer selbst sichere Kulturepoche kennzeichnet, ist heute wie überall so auch in der Schule im Hinschwinden begriffen. Der Geist der Kritik, gefördert auch durch die Bedeutung, die dem einzelnen Schüler bei arbeitsteiliger Behandlung eines Stoffgebietes zukommt, beginnt sich mächtig zu regen, und man braucht sich nicht zu wundern, wenn schon heute Universitätslehrer die jugendliche Anmaßung unausstehlich finden.

Diese Einstellung des Jugendlichen ist natürlich im letzten Grunde Disziplinlosigkeit, ist aber zugleich weit entfernt von dem Gebaren, das man gemeinhin unter diesem Wort zu verstehen pflegt. Denn sie hat gewöhnlich nichts von trotziger Auflehnung an sich, sondern wählt die weit höflichere Form einer stillschweigend-selbstverständlichen Erweiterung der bisher gewährten Rechte, indem etwa — ein Beispiel aus der Praxis — ein Aufsatzthema durchaus befriedigend bearbeitet, aber ganz nebenbei, in der Ausführung selbst, 'ein wenig paradox' genannt wird. Dieser kritische Geist, den nicht etwa die Schulreform hervorgerufen, sondern der eher sie als Mittel zu seiner Selbstdurchsetzung gewählt hat, kann nicht unterdrückt, sondern höchstens gelenkt werden, am besten dadurch, daß der Lehrer, mitten in die Arbeitsgemeinschaft der Schüler hineintretend, sich wenigstens den Anschein gibt, als ob er in allem, was er selbst im Unterricht leistet, grundsätzlich nur einen Versuch zur Lösung der Aufgabe, niemals aber die Lösung selbst sieht. Der Lehrer, könnte man beinahe sagen, entspricht am meisten unserem Zeitgefühl, von dem die Schüler, natürlich nicht in klarer Bewußtheit, wohl aber instinktiv den Eindruck haben: Ein interessantes Fragment, keine langweilige Vollendung. In fast allen Fächern ist ein dementsprechendes Verhalten des Lehrenden denkbar und oft schon Tatsache. Die sogenannte 'Muster'-Übersetzung hat wohl bereits überall dem bloßen Streben Platz gemacht, an den Sinn

des Originals in entsprechender sprachlich-stilistischer Höhe so weit wie möglich heranzukommen. Ja, es bieten sich gelegentlich Möglichkeiten, sogar noch einen Schritt weiter zu gehen. Wenn ein Deutschlehrer z. B. sich selbst noch nie in der heute so sehr empfohlenen Aufgabe der Beschreibung von Gegenständen versucht hat, wird er Leistungen der Schüler auf diesem Gebiete nie beurteilen können, und wenn er daher diesbezügliche Vorübungen mit seiner eigenen Person anstellen muß, warum sollte er seine Kräfte nicht an demselben Gegenstande erproben wie jene und ihnen dann seine Arbeit ebenso zur Begutachtung unterbreiten wie sie ihm die ihre? Das wäre dann eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft, die sich hier ganz zwanglos ergibt und außerdem das Gute hat, daß sie die Schüler zu einer bei gegenseitiger Beurteilung gewöhnlich nicht beachteten Vorsicht und Sachlichkeit erzieht. Denn fruchtbar kann eine solche herausgeforderte Kritik am Lehrer natürlich nur dann sein, wenn der Stützpfeiler des alten Autoritätsverhältnisses noch steht, verdeckt freilich von dem Rankenwerk des Zeitgemäßen.

So bedingen sich Lehrer und Schüler in der Umgestaltung ihrer Beziehungen zueinander bis in methodische Einzelheiten hinein gegenseitig, und alle Veränderungen, die hier ununterbrochen stattfinden, gehen wieder auf das zurück, was Simmel 'Wandlungen in der rein soziologischen Struktur' nennt. In Zukunft werden nicht mehr allein die Akten der Provinzialschulkollegien unausgewertete Materialsammlungen für eine Psychologie des Lehrers darstellen dürfen, sondern es wird sich als zweckmäßig erweisen, in dieses Gebiet fallende Fragen auch öffentlich zu erörtern und sie namentlich dem pädagogischen Nachwuchs während der Ausbildungszeit nahe zu bringen. Eine Notwendigkeit ist dann schließlich das Einbetten derartiger Untersuchungen in eine Soziologie des Wissens, wie sie etwa Scheler in seinem letzten großen Werke in Angriff genommen hat.

IMMER WIEDER 'KULTURKUNDE'

Von Victor Klemperer[1])

I

Immer wieder und in steigendem Maße wird seit dem Ende des Krieges Begriff und Möglichkeit, Gefahr und Notwendigkeit der Kulturkunde erörtert. Es kann nicht anders sein, denn Anhänger wie Gegner fühlen deutlich, daß es sich hierbei nicht um ein bloßes Modethema handelt, sondern um ein buchstäblich 'aktuelles', d. h. um ein solches, das sofort in Aktion, und zwar in ungeheuer wichtige umgesetzt wird; der Schulunterricht und damit in sehr hohem Grade die geistige Prägung der kommenden Generation ist davon abhängig, was man unter Kulturkunde versteht, und ob und wie weit die so oder so verstandene im Unterricht maßgebend sein soll. Dabei ist man im Hin- und Wider- und Aneinandervorbeireden von Klärung und Einigung noch sehr weit entfernt. Kaum zwei Menschen, die heute 'Kultur kunde' sagen, verstehen darunter wirklich das gleiche.

1) Vortrag vor der 'Philologischen Fachschaft der Universität Marburg', gehalten 15. Februar 1928.

Demgegenüber soll im folgenden ein Dreifaches versucht werden.

Ein ausgeführtes Einzelbeispiel kulturkundlicher Betrachtung wird am Anfang stehen. Sofort erhebt sich der Einwand, daß solche Beispiele zum Beweis irgendwelcher Thesen gar nichts beweisen, denn es sind sorgfältig ausgewählte Einzelfälle, denen man einen anderen, etwas ganz anderes beweisenden Fall entgegenstellen kann. Gewiß, ich werde als Beispiel etwas nehmen, woran besonders deutlich wird, was ich meine und worauf es mir ankommt, und ich weiß natürlich, daß in tausend anderen Fällen die Dinge tausendfach anders gelagert und nicht gleicherweise durchsichtig sind. Aber wohlgemerkt: ich werde ein Beispiel geben und kein 'Exemplum'. Unter einem Exemplum verstand der mittelalterliche Prediger (von dem Novellisten und Dramatiker lernten) eine Geschichte, die der Illustrierung und Unterstreichung eines einzelnen Charakterzuges, einer Sünde oder einer Tugend, diente. So stark war die Unterstreichung, so streng die Isolierung dieser Einzelheit, daß dadurch die Wahrheit eines ganzen Charakters oder eines ganzen Lebenszusammenhanges entstellt wurde. Ein solches Exemplum ist etwa die aus dem Dekameron über die lateinische Nachbildung Petrarcas ins französische Marienmirakel gedrungene 'Griseldis'. Griseldis, als wirkliche Frau aufgefaßt, ist eine bis zur Unmöglichkeit verzerrte Gestalt. Aber sie soll ja gar keine wirkliche Frau darstellen, sondern nur die eine ganz isolierte Tugend der Demut und Gefügigkeit möglichst grell illustrieren. Worauf es in meinem Beispiel ankommt, das ist nicht solch ein Einzelzug, es ist vielmehr eine Verflechtung.

Zuzweit will ich aus dem Einzelbeispiel die allgemeinen Grundsätze herausheben und mich mit den hauptsächlichen Bedenken und Verneinungen beschäftigen, die, wie ich zeigen möchte, mißverständlicherweise dagegen vorgebracht werden. Dieser Teil meiner Studie ist dadurch erleichtert, daß Eugen Lerch vor kurzem in einer sehr sachlichen und an die Grundprobleme rührenden Arbeit die wesentlichen Einwürfe (die vor ihm zerstreut bald da, bald dort geäußert wurden) systematisch zusammengefaßt hat.[1])

Drittens endlich soll auf die Frage eingegangen werden, wie weit Kulturkunde im Schulunterricht möglich und nützlich sein mag. Aber diese Frage steht in völliger Absonderung von dem, was über Wesen und Möglichkeit der Kulturkunde überhaupt festgestellt wird. Es ist sehr wichtig, diese völlige Absonderung zu betonen. Und ich möchte hier mit Nachdruck eine Selbstverständlichkeit herausheben, gegen die man in der Debatte um die Kulturkunde allgemein verstößt. Es werden nämlich gar zu gern gegen die Möglichkeit und Zuträglichkeit der Kulturkunde überhaupt Argumente beigebracht, die auf das Sonderkapitel 'Kulturkunde und Schule' Bezug haben. Das muß Verwirrung stiften, da zwischen Schule und Hochschule (und selbst zwischen dem Unterricht in einer Oberprima und etwa einem Proseminar für erste Semester) ein grundsätzlicher Unterschied besteht. Denn obwohl sicherlich das letzte Ziel alles Erkenntnissuchens in der sittlichen Vervollkommnung des Menschen liegt, so wird doch im Hochschulunterricht dieses Ziel nur indirekt, in der Schule aber direkt und unmittelbar angestrebt. Anders

1) E. Lerch: 'Kulturkunde?' Ztschr. f. franz. u. engl. Unterricht 1928, H. 1.

ausgedrückt: die Hochschule lehrt jedes Fach um des Faches willen, und die erzieherische Wirkung der Philosophie oder der Mathematik oder irgendwelcher Sprachen ist hier etwas, das sich von selber einstellen muß, das keineswegs auf Art und Umfang des Unterrichts in diesen Disziplinen bestimmend einzuwirken hat. In der Schule dagegen ist die erzieherische Wirkung der unmittelbare und erste Zweck aller Unterrichtsgegenstände, und alle (ihrer Natur nach die einen mehr, die anderen weniger), alle werden nur so weit und in solcher Form vorgetragen, wie sie der pädagogischen Absicht dienlich sind.

II

Als Beispiel wähle ich Paul Raynals Tragödie 'Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe', die zuerst Anfang 1924 an der Comédie française aufgeführt wurde (was eine Art staatlicher Anerkennung in sich schließt), und die seitdem unter dem Titel 'Das Grabmal des unbekannten Soldaten' auch in Deutschland viel gespielt worden ist. Allein aus dieser Tatsache der Verbreitung über viele deutsche Bühnen, die unter französischen Stücken sonst eher gewagten Schwänken oder sensationell spannenden Handlungen zuteil zu werden pflegt, was beides hier nicht zutrifft — allein daraus geht schon hervor, daß es sich um kein eng national umgrenztes Drama handeln kann.

Als Charles Maurras in seiner 'Invocation à Minerve' 1902 eine Rückkehr zum Klassizismus forderte, schrieb er als Motto die Worte des Aristoteles darüber: *L'homme et non l'homme qui s'appelle Callas.* Diese Forderung, den Menschen schlechthin darzustellen, ist von Raynal in höherem Grade befolgt worden als von den französischen Klassikern; denn während die Menschen Corneilles und Racines unter allen antiken Kostümen immer wieder als Franzosen des XVII. Jahrh. sofort und deutlich kenntlich sind, hat man es bei Raynal wirklich mit 'Menschen' im allgemeinsten Sinn zu tun, und sein starkes Gefühl und seine große Gestaltungskunst müssen auf Italiener und Engländer genau so unmittelbar wirken wie auf Franzosen und Deutsche. Will man die Art seiner Menschen umgrenzen, so kann man sagen, daß sie Europäer der Gegenwart sind, Menschen, die vom allgemeinen und nicht auf ein Einzelvolk beschränkten, auch nicht von einem Einzelvolk geschaffenen Kulturgut erfüllt, und die durch das allgemeine Leiden des Weltkrieges geprägt sind. Der unbekannte Soldat, der unter dem Triumphbogen begraben liegt, symbolisiert hier nicht nur die französischen Opfer des Weltkrieges, sondern all seine Opfer überhaupt.

Denn ganz allgemein handelt dies Drama thematisch davon, wie sich unter dem Druck des Krieges das Verhältnis des Mannes zur Frau, des Sohnes zum Vater, des Individuums zum Staat gestaltet habe. Und die Situation, aus der sich bei Raynal die Tragödie dreier Menschen ergibt, konnte genau so in allen anderen kriegführenden Ländern wie in Frankreich zustande kommen.

Bräutigam und Braut sind durch den Krieg auseinandergerissen worden. Das Mädchen, verwaist, zog zum Vater des Verlobten. Die Eheschließung soll vollzogen werden, sobald der Soldat Urlaub erhält. (Er ist wirklich der unbekannte Soldat, er führt keinen Namen im Stück, wie auch sein Vater mit verallgemeinern-

der Namenlosigkeit nur *Le Vieux* heißt. Benannt ist von den drei Personen des Stückes nur das Mädchen, aber auch ihr Name greift symbolisch über die Einzelpersönlichkeit hinaus, sie heißt wie Rolands Braut im Rolandslied: Aude.) Der Augenblick, in dem der lange vorenthaltene Urlaub endlich bewilligt wird, zeichnet sich, genau wie die Gesamtsituation, ebenfalls dadurch aus, daß er ähnlich bei allen Kriegführenden wiederholt eintrat. Ein Teilsieg ist eben erfochten worden, und der öffentlichen Meinung war aus Gründen scheinbarer Nützlichkeit dieser Teilsieg als Entscheidung dargestellt, der in etlichen Wochen der ersehnte Friede folgen müsse.

Der junge Soldat kommt, aber schon vor ihm ist ein Telegramm eingetroffen, das ihn sofort an die Front zurückbefiehlt. Von zwei Uhr nachts bis zum nächsten Morgenzuge: das ist alles, was ihm übrig bleibt für das Zuhause. Auf Audes Wunsch ist die schon vorbereitete Zeremonie abbestellt, ist den Gästen abgesagt worden. Sie will die wenigen Stunden ganz für sich allein haben, zur völligen Vereinigung mit dem Geliebten; sie will sich ihm ganz eröffnen und ganz hingeben. Kirche, Staat, Schicklichkeit, alle äußeren Mächte haben zurückzutreten, von Mensch zu Mensch, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit ist eine äußerste Rechnung zu begleichen, eine äußerste Probe zu veranstalten.

Ich wähle die kalten Ausdrücke der Rechnung und Probe mit Bedacht; denn wenn Aude auch aus größter Liebe, vielmehr aus dem Willen zur größten Liebe handelt — aus rein gefühlsmäßiger Leidenschaft oder gar aus gespeicherter Sinnlichkeit tut sie es gewiß nicht. Ein Doppeltes bewegt sie: sie will bezahlen, und sie will Sicherung ihres eigenen Wesens. Hier ist unter dem zeitlichen Thema der Menschen im Kriege ein ewiges, Raynals tiefstes und originellstes Thema angeschlagen, das der *absence*. Aude hat an ihrem Verlobten mit tiefer Verehrung gehangen, sie hat ganz zu ihm gehört. Die Trennung machte sie unglücklich, ließ ihr Lebensgefühl stocken. Dann aber ging das Leben weiter, neue Aufgaben, neue Eindrücke, ein neuer Frühling kamen. Tag um Tag schrieb sie an den Verlobten, mit aller Kraft hielt sie an ihm fest, und doch entglitt er ihr allmählich. Sie führt ein Leben ohne ihn, sie ist ihm nicht in allen Punkten verbunden, sie kann sich dem Zwang, der von der Trennung, von der *absence* ausgeht, nicht entziehen, sie weiß nicht, was von ihrer Liebe noch übrig ist. Wenn sie sich jetzt an ihn hingibt, bezahlt sie eine Schuld und rettet sich vielleicht im Bezahlen. Denn ganz von ihm erfüllt und wirklich und körperhaft ihm gehörig, mag sie gegen den Diebstahl der *absence*, die ja nun bei bevorstehendem Frieden nicht mehr lange dauern kann, besser gesichert sein als zuvor. So ist ihre Hingabe ein Akt der Gerechtigkeit und ein verzweifelter Versuch, sich selber zu halten; er ist in beiden Punkten von einem Willen diktiert, den nicht Leidenschaft unterjocht, sondern den ein qualvolles Denken leitet. *Le plus pur des mariages* steht über der hier entscheidenden Szene (I 6).

Dem Geliebten bedeutet diese Vereinigung ein bitteres Glück. Er sieht den inneren Zwang in Audes Hingabe, er sieht seinen Verlust durch die *absence*. Und er weiß um die Dauer seiner 'Abwesenheit'. Aude ist mit einem 'Ich bin verloren!' zusammengebrochen, als sie gehört hat, daß der Sieg doch nur ein Teilsieg war, und daß der Krieg noch unberechenbar lange dauern wird. Und der Soldat weiß auch,

daß für ihn selber die *absence* eine ewige sein wird. Denn er geht in den sicheren Tod zurück. Er hat den der Truppe gesperrten Urlaub für seine Person mit dem Leben erkauft. Freiwillige wurden für ein tödliches Unternehmen der nächsten Tage (für eine Sturmvorbereitung) gesucht. Niemand meldete sich, und die Ehre der Kompagnie erforderte doch 'Freiwillige'. Der Offizier gab dem Soldaten den Urlaub für seine 'Freiwilligkeit', den tödlichen Auftrag ein paar Tage später auszuführen. Der Offizier fühlte dabei die moralische Verwerflichkeit seines Verhaltens und wußte sich doch nicht anders zu helfen. (Auch hier wie gelegentlich der Aufbauschung des Teilsieges zeigt sich Raynals übernationale Abneigung gegen den Militarismus.)

Nun fragt sich der Soldat, wofür er sein Leben geopfert hat. Und diese Frage greift über Audes Person hinaus. Von Anfang an spürt man in ihm ein Mißtrauen und eine Entfremdung dem Vater gegenüber, den der Dichter ein wenig gar zu lau und unväterlich, den er nicht objektiv genug und mit der Abneigung des Jungen gegen den Alten gezeichnet hat. Der 'Alte' ist zu zärtlich gegen Aude, er fühlt sich allzu behaglich wohl in seiner behüteten Zweisamkeit mit ihr. Früher war ich dein Sohn, sie deine Schwiegertochter — jetzt ist sie deine Tochter, und ich bin der Schwiegersohn, pointiert der Soldat. Und in der Übertreibung des Zornes ist einen Augenblick von Incest die Rede. Indem aber dieses Lieblingsthema des XVIII. Jahrh. eine Sekunde lang offen gestreift wird, ist es auch sofort entgiftet. Es liegt keine bewußte Verirrung des Alten gegen die Natur vor. Er liebt Aude wirklich als seine Tochter, aber er liebt sie, wie ein eifersüchtiger Vater sein einziges Kind liebt; er hängt mehr an ihr als dem eigenen, durch die *absence* ihm fremd gewordenen Sohn, der jetzt als Eindringling erscheint. Und er liebt in Aude die ruhige Ordnung und sichere Sitte des Friedens, die nun der Sohn durch seine illegitime Liebesnacht angetastet hat.

Der Soldat ist in den Augen des Alten nicht mehr der heldenhafte Verteidiger, er ist zum Störer des Friedens geworden. Ein anderes Bild hat sich der Alte zu Hause von den Helden der Front gemacht. Es entsetzt ihn, daß der Sohn fessellos geworden, es entsetzt ihn, daß der Sohn ohne Begeisterung vom Kriege spricht, daß er die Autorität des Vaters, daß er die überkommenen Ordnungen und Anschauungen nicht mehr heilig hält wie früher.

Die Frage des Soldaten, wofür er sterbe, bezieht den Vater mit ein. Er sieht einen egoistischen, genußsüchtigen, an Phrasen hängenden Alten vor sich, der das Opfer der Jugend draußen als etwas Selbstverständliches hinnimmt, der seinen Nutzen daraus zieht und im Recht auf Genuß diebisch an ihre Stelle tritt.

Und hier langt die Frage verzweiflungsvoll ins Allgemeine. Wofür stirbt die Jugend von 1914 überhaupt? Sie ist in einen Krieg geschickt worden, den nicht sie heraufbeschworen hat, sie kämpft für eine Generation, der sie sich fremd fühlt und täglich mehr entfremdet, sie kämpft für Menschen, die ihr den Lebensgenuß stehlen und im Genießen die draußen geopferte Jugend jetzt schon vergessen. Sie opfert sich für undankbare und wertlose Schützlinge.

Die *absence*, die den Menschen um sein Recht betrügt, indem sie ihn aus seinem Lebenskreis entfernt (und selbst reinster, selbst der in Aude ringende Wille ist

machtlos dagegen), die *absence* ist das zeitlos tragische Thema dieser Tragödie. Und das zeitgebundene aber übernationale Thema, das sich damit verknüpft, ist die Anklage gegen den Krieg. Er bringt die *absence* auf widernatürliche Weise, besonders vielfältig, besonders heftig, besonders chronisch, hervor. Und er entrechtet nicht nur, sondern er verwirrt und erniedrigt auch menschliches Fühlen. Aude, die reinste und allein reine unter den drei Menschen des Stückes, erliegt ihrer Gefühlsverwirrung. Sie wird den Tod des Geliebten nicht oder nur unheilbar gebrochen überleben. Und sie stirbt nicht wie ihre Namenspatronin im Rolandslied am Übermaß des Liebesleides, sondern an der Verzweiflung, sich nicht auf der Höhe ihres Wesens bewahren zu können. Der Alte in seinem naiven, ursprünglich weder ihm noch der Welt unzuträglichen Egoismus übersteigert, und dann durch den Zusammenstoß mit dem todgeweihten Sohn über sich selber aufgeklärt, sieht sich schuldlos für immer aus dem Gleichgewicht gebracht und zu dauernder Unsicherheit verurteilt. Und das Opfer selber, der Soldat, ist mit zu vielen Gefühlen des Neides beladen, zu sehr von seiner Opferwürde durchdrungen (ohne sie doch wahrhaft freiwillig auf sich genommen zu haben), zu überheblich zum Richter aufgeschwellt, als daß er ganz frei und rein dastünde. Versöhnliche Schlußworte können über die eigentliche Tragik des Vorgangs, über die ethische Zerrüttung der kriegsbefallenen Menschheit nicht forttäuschen.

So aufgefaßt, und man muß es in erster Linie so auffassen, ist Paul Raynals 'Grabmal' ein übernationales Trauerspiel, das überall dort hätte entstehen können, wo Menschen vom allgemeinen europäischen Kulturgut genährt und in das Leiden des Weltkriegs gestoßen worden sind.

Und in der Tat wurde auf deutscher Seite schon acht Jahre vorher, gerade in jenen Kampfmonaten, in denen Raynals Handlung spielt, eine dunkel eruptive dramatische Dichtung stark verwandter Art geschrieben: 'Ein Geschlecht' von Fritz von Unruh. Auch hier ist der Vorgang allein schon durch Unterdrückung der Eigennamen ins Allgemeine erhoben, auch hier ist das innere Geschehen alles, und die sparsame Aktion drängt sich wie bei Raynal in einen Raum und eine Nacht, auch hier heißt das Thema: Zerrüttung der menschlichen Natur durch den Krieg und Auflehnung der Jugend. *Toutes les conventions sont dépassées, toutes les lois et tous les rites*, sagt Raynals Soldat (I 6), und bei Unruh, der das von Raynal angedeutete Incestthema buchstäblich durchführt, kehrt die Rebellion des Einzelnen gegen Vater, Staat und Sitte immer wieder. 'Da liegt es wie ein Steinklotz überm Weg' ruft der aufrührerische Sohn vor dem ehedem gottgleichen und nun gestürzten Vaterbild; 'Ich ducke mich nicht länger unter Tempel, die Vaterland um unsere Ohnmacht baut', trotzt er gegen Staats- und Sittengesetz, und die Alten und Regierenden, die Kriegsentfeßler verhöhnt er: 'He, fette Bäuche hinterm grünen Tisch, ihr habt es leicht, die Leuchter anzuzünden und aus vergilbtem Recht den Tod zu rufen!'

Ist derart Raynals Stück kein auf Frankreich beschränktes nationales Drama, so läßt sich unter anderm Gesichtspunkt sogar sagen, daß es mit der nationalen Tradition breche. Nicht etwa wegen seines immer wiederholten, variierten, gesteigerten, auf immer andere Weise begründeten Entsetzens vor dem Kriege.

Brudermörderisch und sinnlos sei der Krieg, die überwundenen Menschheitsgeißeln der Sklaverei und des Menschenopfers bringe er wieder; von 'Elan' sei nur hinter der Front die Rede, heroische Bilder finde man nur in illustrierten Zeitschriften; das Ich vernichte der Krieg: *j'étais cultivateur,* hat ein nach seinem Beruf Gefragter erwidert, und der Soldat ist schmerzbewegt, wenn ihm Aude sein früheres Bild malt. Nicht in diesem Kriegshaß liegt das Unfranzösische des Dramas, denn Pazifisten hat es unter den Franzosen so gut wie unter allen Menschen immer gegeben. Aber unfranzösisch könnte man es nennen, wenn Raynal die *gloire* ablehnt, das kavalierhaft elegante Verhalten im Kampf, das dem Franzosen seit Joinville so lieb und so tief eingewurzelt ist. *Je les trouve toujours charmants,* läßt er Aude sagen (I 4), *ces allègres héros des anciennes guerres, avec leur cliquetis d'éperons, leur goût des paroles heureuses qui se cisèlent dans la mémoire . . . avec leur chantante bravoure . . . leur joli honneur.* Aber die Soldaten des gegenwärtigen Krieges ragen über diese 'hübsche Ehre' hinaus. *Ce sont des hommes. Ils demeurent simples comme leur costume.* So wird abgestreift, was durch Jahrhunderte ein besonderes Merkmal französischer Haltung in Krieg und Frieden war: *le geste, le panache.*

Und dennoch: man versteht die Individuen und damit das Allgemein-Menschliche dieses Dramas nur zur Hälfte, und also falsch, wenn man darin die reichlich vorhandene Menge ererbten und penetranten Franzosentums außer acht läßt.

Wie ich vorhin Raynals leidenschaftlichen Haß wider den Krieg nicht als unfranzösisch buchte, so mag ich es nun auch nicht auf ein französisches Sonderkonto schreiben, wenn der Soldat in der französischen Sache die Sache der Menschheit zu verteidigen glaubt (*en préservant la famille humaine nous affranchissons la famille humaine,* A. II, *scène unique*), denn als Verfechter der menschlichen Freiheit sahen sich alle Parteien des Krieges an.

Aber die drei handelnden Menschen sind in ihren Charakteren nicht nur Menschen schlechthin und nicht nur Individuen. Sondern etwas schließt diese Einzelnen zur Gruppe zusammen und grenzt diese Gruppe von der allgemeinen Menschheit ab.

Daß der Vater als 'der Alte' französischer Tradition verkettet ist, versteht sich von selber. Er ist ja als Vertreter dieser Tradition gedacht, der Dichter behandelt ihn mit geringer Liebe, gibt ihm nicht Eigenwert, sondern braucht ihn als Kontrastbild und Türkenkopf für den aufrührerischen Sohn.

Anders steht es um Aude, die für Raynal höchsten Eigenwert besitzt und ihm eine Idealgestalt bedeutet (wie schon der Name unterstreicht). Aude befindet sich in einer Lage, die sie mit vielen Frauen in allen kriegführenden Ländern teilt, und sie nimmt an der Auflehnung ihres Verlobten gegen das Überkommene äußersten Anteil. Aber ihr entscheidender Wesenszug trennt sie von den Frauen anderer Länder. Sie überläßt sich keinen Augenblick durchaus ihrer Liebe oder ihrem Liebesleid, sie ist nie mit ihrem Herzen allein. Sondern sie denkt in jeder Sekunde, sie zergrübelt sich, sie martert durch eine ewige Denkkontrolle ihr Fühlen, sie durchleuchtet ihre Gefühlsverwirrung unablässig und unbarmherzig. In ihrer Hingegebenheit an die Pflicht des Herzens und ihrem Klarheitsuchen über diese Pflicht und über sich selber erinnert sie an die Heldinnen Racines. Aber noch enger ist sie mit den Mädchen und Frauen Corneilles verschwistert. *On met ce lâche cœur sous*

les ordres de l'âme qui est nous-mêmes, notre volonté, qui adopte et qui seconde nos plus exigeantes ambitions, heißt ihr stolzestes Wort (A. III, *scène unique*). Sie befiehlt ihrem Herzen, sie bekämpft bis zum letzten die Naturmacht der *absence*, und wenn Natur doch stärker sein sollte als ihr Wille, so wird sie sterben. In ihrem Leiden mit den Frauen aller Nationen verwandt, ist Aude dennoch traditionsgeprägte Französin, und im Kern ihres Wesens steht sie den Camille und Pauline näher als allen zeitgenössischen italienischen oder deutschen oder englischen Mädchen.

Aber der Soldat nennt sie seine *chère Aude romanesque*, seine romantisch verstiegene Rolandsbraut, und so mag Raynal auch in ihr bewußt ein traditionalistisches Element zum Ausdruck gebracht, ein Gegenspiel wider seinen Empörer ersonnen haben. Worauf es ankommt, das ist schließlich nur die Gestalt des Soldaten, der den neuen Geist schlechthin verkörpert. Ihn nennt das Personenverzeichnis nicht mit Namen, aber auch nicht bloß den Sohn oder den Soldaten, sondern *un soldat français*. Und in ihm, dem Neuerer, dem Rebellen, dem (wie Aude willenshaften) Individualisten — *les destins marchent à mon service . . . je gouverne cet univers comme un dieu*, sagt er von seiner Innenwelt (I 5) — tritt ererbtes Franzosentum bei jedem Atemzug entscheidend zutage. Seine Haltung ist durchweg oratorisch. Man verwechsle das nicht mit rhetorisch oder deklamatorisch. Es soll nicht heißen, daß er ein Wortemacher um des Wortschmuckes willen ist. Sondern daß er sich immer, bis in die privatesten und geheimsten Augenblicke seines Lebens hinein durchaus der Aufgabe bewußt ist, ein Sprecher der Vielen zu sein, für ein Ganzes zu einem Ganzen zu reden und durch Reden wirken zu wollen. Bei der Vereinigung mit Aude, und nicht etwa nur vor seinem Vater, im engsten Zueinander von Bräutigam und Braut, macht er bewußt den Sprecher des Heeres, der lebenden und der toten Kameraden. *Les gens du front . . . que de fois ils m'ont répété: . . . tu parleras pour nous* (A. II). Und wie er immerfort und unveräußerlich das Ethos und Pathos des Redners besitzt, so auch immerfort seine Geste. Feierlich beschwört er seine gefallenen Freunde, ihm Trauzeugen zu sein, ruft sie bei Namen, nennt die Schlachtfelder, auf denen sie verbluteten, füllt ihnen die Weingläser. Wie prahlerisch würde das wirken (zu Unrecht wirken!), risse man es aus dem Zusammenhang eines besonderen Volkstums, dem Geste und Rede, Rede und Handlung inniger verknüpft sind und sich notwendiger herbeirufen als etwa dem deutschen Volkstum. Wenn Aude seine narbenzerrissene Hand küßt, quittiert der *soldat français: Quelle récompense follement magnifique!* (I 1.) (Man mache hier einen deutschen Soldaten aus ihm, und das ist Phrase, einen spanischen, und das ist wortkarger Undank.) Die Geste ist ihm mehr als Schmuck oder Unterstreichung, sie gibt ihm Halt, sie läßt ihn die seelische Fassung bewahren. Wenn ihn der Vater fragt, warum er so gar nicht lustig sei, antwortet er, weshalb er denn lachen solle, es gehe ihm ja augenblicklich gut; *quand je ris, c'est que ça va mal* (I 2). Und später zwingt er sich und Aude, das gegenwärtige Elend zu verlachen, lachend die Gegenwart zu vergessen und Frieden zu spielen. Hier steigert und wandelt sich die Geste zu Suggestion und Autosuggestion. Und auch das Dritte im traditionell französischen Bunde ist reichlich vorhanden, zu Rede und Geste findet sich auch der *panache*, der wehende Helmschmuck, den Aude aus dem französischen Heer verbannt glaubt. Es sei heute für

das *cliquetis d'éperons*, für die 'hübsche Ehre' einstiger Zeiten kein Spielraum mehr, verkündet Aude. Wenn aber der Soldat Rechenschaft ablegen soll, was ihn zu dieser tödlichen Urlaubsfahrt gedrängt habe, so gibt er als einen Grund zum mindesten neben andern auch diesen an: *la gloire, en secret, de tout mon sang offert pour un baiser de femme* (II). Und gleich darauf hält er der über seinen sichern Tod verzweifelnden Geliebten entgegen: *Eh bien, mourir d'amour en mourant pour la France, on peut bien trouver ça plus charmant que la vie.* Das ist im reinsten Cyranostil empfunden und gesprochen.

Ich sage Cyranostil; ich bin aus dem unmittelbaren Charakterisieren der Menschen in die Betrachtung ihres sprachlichen Ausdrucks übergeglitten. Hier ist engster Zusammenhang. Die Muttersprache denkt für jeden Einzelnen mit und zwingt ihm ihr Denken auf. Auch der Denkmächtigste, auch der Sprachschöpferischste bleibt doch seiner überkommenen Sprache verhaftet, jeder seiner eigenen Sätze ist von einer unentrinnbaren Ahnenreihe umstellt. Man spricht etwas 'auf Deutsch' aus oder entwickelt es *en français*, niemand kann 'auf sich' oder 'in sich' sprechen, es gibt keinen selbständigen Ausdruck des isolierten Individuums, es gibt auch keinen Ausdruck der ganzen Menschheit.

Durchaus französisch geschrieben ist das 'Tombeau sous l'Arc de Triomphe'. Seine Prosa ist stark oratorisch — der oratorische Charakter der Worte und dessen, was sie ausdrücken, steigern sich gegenseitig. Antithetische Zuspitzungen drängen sich vor: *Ne dis pas non, j'aurais trop de honte! Ne dis pas oui, j'aurais trop de peine!* (A. II). Oder: *Et c'est pour subir ça que tu étais parti! — C'est pour apprendre ça que je suis revenu* (A. II). Die glitzernde Kälte einer Bravade bietet dem Soldaten Halt. Wenn er sich verloren sieht und sich zu Hause überflüssig glaubt, überspielt er seine Verzweiflung: *Je suis venu pour être heureux. Quoique les contingences ne paraissent pas absolument favorables, je prétends accomplir cet honnête projet* (I 3). Das wäre im Deutschen geistreich und gezwungen bis zur Unnatur. Es ist ein natürliches Hilfsmittel in der Sprache der Cyrano von Bergerac, der Corneille, Voltaire und Hugo. Das Pathos findet die breit ausladende rednerische Periode, auch wo sich zwei Menschen ganz allein ihre Herzen öffnen. *Le lit nuptial* ist der zweite Akt überschrieben, wo der Soldat in seitenlanger Rede den ciceronianisch rhythmierten Satz spricht: *Comme, dans un château illuminé que la racaille nomade détestera toujours, si l'on ouvre par hasard les fenêtres sur la vaste nuit, on entend de très loin les chiens, aux prises en rase campagne avec des malfaiteurs, qui jettent avec désespoir, pour avertir et rassurer, un long hurlement fidèle, nous aussi, quand le pays joyeux se retournera vers les obscures étendues de son histoire, on nous entendra qui vous appelons. Gardez notre mémoire, les gens du front vous en supplient...* Steigert sich die Erregung, und vor allem dort, wo Rede und Gegenrede kurz und in Stichomythien aufeinanderprallen, dann geht die Prosa in deutliche Alexandriner über. Bald ist es ein Alexandriner nur für das Ohr und irgendein stummes *e* entfernt ihn von völliger Regelmäßigkeit, bald folgen einander drei korrekte Halbverse, und nun schiebt sich ein Prosasatz ein, ehe der Alexandrinerrhythmus wiederkehrt, aber fast immer bei diesem Übergehen in die Versform ist es gerade der klassische Alexandriner mit seiner betonten Zweischenkligkeit, mit seinen vier

Takten und sehr viel seltener der freier gegliederte dreitaktige romantische Vers, worin sich das erhöhte Gefühl kundgibt. *Sais-tu quelque beau conte? — J'en sais un. — Il est beau? — Le plus beau. — Il faut qu'il soit très beau. — C'est celui de la paix. — Il faut qu'il soit trop beau. — C'est celui des époux joyeux que nous serions* (A. II). Dies ist ein Beispiel für viele. Und wird gar ein allgemeiner Ausspruch, eine 'Sentenz' in diese Form gegossen: *Un fils trop offensé ne se sent plus qu'un homme* (A. III), oder, weiter ausgedehnt: *Les vieux mots de toujours qu'on avait oubliés: honneur, devoir, vertu. On n'en a pas l'emploi aux époques trop douces. Il faut beaucoup d'espace à ces géants austères. Mais voici leur triomphe et des jours à leur taille . . .* (A. III) — — in solchen Fällen glaubt man, der alte Corneille sei kopiert worden. Aber der Dichter, der ja in seinen Gedankengängen voll freier Menschlichkeit, durchaus 'europäisch' und durchaus individualistisch ist, der auch formal, durch das ständige Übergehen von Prosa in reimlose Verse, ein Mann der Gegenwart und geradezu Gegner der jahrhundertealten französischen Tradition ist, Paul Raynal kopiert keineswegs in gewollter Reaktion das XVII. Jahrh. Sondern in all seiner Auflehnung, seiner Freiheit und Weite steht er unter dem Diktat eines kontinuierlichen französischen Volkstums und Sprachgeistes.

III

Dies also verstehe ich unter Kulturkunde: die Erfassung eines Mittleren, das den Einzelnen an eine Menschengruppe bindet und diese Gruppe von der Gesamtheit der Menschen — nicht etwa gänzlich abtrennt, wohl aber unterscheidet, die Erfassung gleichbleibender Wesenszüge innerhalb eines Volkes, die Erfassung eines Volkscharakters. Daß solch ein Volkscharakter nie und nirgends nackt und für sich allein zutage tritt, sondern immer in der Verflechtung mit dem Individuellen und dem Allgemein-Menschlichen, daß in allen Menschen auch solche Züge wirksam sind, die zwar nicht der ganzen Menschheit, aber doch größeren Gruppen als dem Einzelvolk angehören ('europäische' Züge etwa), daß jedes Alleinbetrachten des Individuellen oder Nationalen oder Europäischen oder Menschlichen zu falschen Ergebnissen führen muß — das soll aus meiner Analyse des Raynalschen Dramas hervorgehen. Noch einmal, denn das ist entscheidend: sie steht als Beispiel einer Verflochtenheit hier und nicht als Exemplum eines Einzelzuges.

Nun hat Eduard Wechßler in seinem umfassenden Werk 'Esprit und Geist' (Velhagen & Klasing 1927) die Herausarbeitung des Volkscharakters als 'Wesenskunde' loszulösen versucht von der Darstellung der 'geistigen Wesensäußerungen' eines Volkes, die er 'Kulturkunde' nennt. Und auch Lerch will 'Strukturkunde' (worunter er eben jene 'Wesenskunde' versteht) unterscheiden von 'Kulturkunde', die man aus 'Wirtschaft, Verfassung, Recht, gesellschaftlichen Einrichtungen usw.', die man aus 'soziologischen Tatsachen' studiere (aO. S. 6 u. 7). Das ist doppelt unrichtig. Einmal degradiert man dadurch den Begriff Kulturkunde, der sich langsam zu seiner Reinheit entwickelt hat. Als in den ersten Kaiserjahren Wilhelms II. der höhere Schulunterricht mit realeren und Gegenwartsinhalten gefüllt zu werden begann, als Technisches und neuere Sprachen mit den alten humanistischen Schulfächern in Wettbewerb traten, als man innerhalb des Unterrichts

in den neueren Sprachen auf die Gegenwartseinrichtungen der Nachbarvölker zu achten anfing, da mag man das alles als 'Kulturkunde' aufgefaßt, wenn auch noch nicht oder nur vereinzelt so benannt haben. Als dann aber im und unmittelbar nach dem Weltkriege Bedürfnis und Notwendigkeit, die umgebenden Völker genauer zu erkennen, sich jedem furchtbar aufdrängten, und als nun erst das Wort Kulturkunde ein Programmwort wurde, da enthielt es lange vor Wechßler und gleich von Anbeginn die Kernforderung, das 'Wesen' und die 'Struktur' der Völker zu erfassen. Zugleich aber ist mit dieser degradierenden Zurückschraubung oder historischen Unrichtigkeit ein Denkfehler verknüpft. Denn tatsächlich kann man aus den gesammelten 'soziologischen' Tatsachen kein reines und unmittelbares Bild von der geistigen Höhe und also von der 'Kultur' eines Volkes gewinnen. Denn in Wirtschaft, Verfassung, Politik usw. ist ein Volk niemals allein mit sich selber, mit seinem geistigen Wesenskern, sondern es ist abhängig von seiner Umwelt, von Materie aller Art.

Die Geistigkeit eines Volkes hat freies Spiel und tritt frei zutage allein in seinem Wunschbild, in seiner Kunst. Aus seinen Bauten, Bildern, Opern erkenne ich Italien besser als aus seiner gegenwärtigen Rechtsprechung oder Handelsbilanz. Am besten aber erkenne ich ein Volk aus einem besonderen Kunstzweig, aus seiner Literatur. Denn hier ist der Kunstausdruck nicht an den mehr allgemeinmenschlichen Stoff des Tones, der Farbe, des Steins, sondern an das nationale Material der Sprache gebunden. Der Dichter steht nicht für sich allein da und ebensowenig als ein Glied innerhalb der gleichförmigen Menschheit. Er hat die Sprache einer bestimmten Menschengruppe überkommen — bisweilen auch wählt er, mehr oder minder freiwillig, die Sprache eines anderen Volkes als die seiner Vorfahren und ändert dadurch sein Volkstum —, und die Sprache diktiert ihm ihr Gesetz.

Gegen diese Auffassung der Kulturkunde als einer aus der Dichtung der Völker zu entnehmenden 'Wesens'- oder 'Struktur'-Kunde werden immer wieder einige Einwände vorgebracht, die zuletzt, wie gesagt, Eugen Lerch in prinzipieller Vertiefung formuliert hat.

Einmal heißt es, man könne nicht von verschiedener Art der Kultur und der Kunst bei verschiedenen Völkern sprechen, dann es gebe nur eine, nur die Kultur schlechtweg, und nur eine, nur die Kunst schlechthin (oder die Musik, die Malerei, die Dichtung, und nicht die englische, französische, deutsche usw. Musik, Malerei, Dichtung). Nun gibt es gewiß nur die eine Kultur im Sinne vollkommener Menschheitsbildung und nur die eine Kunst im Sinne des vollkommenen Ich-Ausdrucks oder der vollkommenen Weltdarstellung auf dem Wege der Intuition. Aber was ist das für ein 'Geben', für ein Vorhandensein? Doch ein solches, das auf einer andern Stufe steht als das der greifbaren Gegebenheiten. Die Kultur und die Kunst treten irdisch nur in teilweisen, annähernden, gefärbten, zersplitterten Gestaltungen zutage; ganz vorhanden, in reiner Vollkommenheit, sind sie nur in der Idee. Man kann diese Idee (die, ethisch erwärmt, zum Ideal wird) nur durch Abstraktion von den Teilgegebenheiten, man kann die Kultur und die Kunst nur durch Abstraktion von Kulturen und Künsten begreifen, indem man die Einzelerscheinungen zusammenfassend überblickt, und man kann solche synthetische Zusammen-

fassung nur auf einer vorangehenden Zergliederung und Unterscheidung des real Vorhandenen aufbauen.

Der Einwand, es gebe nur Kultur und Kunst, aber nicht Kulturen und Künste, spielt also die Idee gegen das Reale aus. Hand in Hand damit geht merkwürdigerweise ein Einspruch, der auf eine Umkehrung des Spießes hinauskommt, nämlich auf ein Ausspielen des real Gegebenen gegen die Idee. Um der Idee 'Kultur' und 'Kunst' willen leugnet Lerch die vorhandenen Kulturen und Künste, und wiederum die vorhandenen Einzelnen und Generationen versperren ihm die Idee 'Volk'. Eben hat einer nur den Wald gesehen und die Bäume geleugnet, und nun sieht er vor lauter Bäumen den Wald nicht. '*Der Franzose* und *der Deutsche*', schreibt Lerch, 'sind nur Abstraktionen, Trugbilder, die der Sprachgebrauch uns vorgaukelt', und *der Franzose* ist nur ein populäres Schlagwort, das näherer Prüfung nicht standhält' (aO. S. 6). Indem hier die Abstraktion dem Trugbild und Schlagwort gleichgesetzt und also in wissenschaftlicher Hinsicht mit dem Begriff Volk aufgeräumt wird, bleibt nichts übrig als eine Menge einzelner Menschen, die, innerhalb der gleichen Generation schon voneinander verschieden, von Geschlecht zu Geschlecht erst recht sich wandeln, derart, daß zwischen Ahn und Enkel überhaupt keine Ähnlichkeit mehr zu bestehen braucht.

Das ist genau so falsch und so richtig wie die Leugnung der Kulturen und Künste zugunsten der einen Kultur und einen Kunst. Es beruht auf der gleichen Verwechslung von ideeller und realer Wirklichkeit. Gewiß, es gibt nicht den Franzosen schlechthin. Es gibt auch nicht die Krankheit, es gibt nicht einmal die Blinddarmentzündung schlechthin. 'Jeder Fall ist anders', sagt der Chirurg, aber um den Fällen entgegenzutreten, muß er den Typus, die Idee der Krankheit kennen. Er muß das kennen, was niemals im Einzelfall ganz vorhanden und doch in jedem Einzelfall verkörpert ist und ihn charakterisiert.

Das naturwissenschaftliche Beispiel leitet zum dritten Einwand über. Wer Volkstum als etwas Dauerndes annehme, heißt es, der denke naturwissenschaftlich oder 'positivistisch', der leugne die Freiheit des Geistes. Wer den 'Dauerfranzosen' konstruiere, meint Lerch, stelle sich die Entwicklung der Menschen 'zoologisch' vor, derart als folge im Ablauf der Jahrhunderte eine Rinderherde der andern in unveränderlicher Art. Aber was heißt denn 'der Franzose', womit die zusammenfassende Idee des Franzosentums, die übergeordnete und Ordnung schaffende Synthese aller Einzelfranzosen ausgedrückt ist? Es bedeutet keineswegs die Sinnlosigkeit, daß die Franzosen heute genau so aussehen wie vor dreihundert und sechshundert Jahren. Dies wäre eine sinnlose Behauptung, weil es auf die Behauptung hinausliefe, daß die Franzosen seit sechshundert Jahren tot seien. Ein lebendiges Volk nicht anders als ein lebendiger Mensch ist etwas in ständigem Wandel, in ständiger Entwicklung Befindliches. Aber die Idee der Wandlung oder Entwicklung widerspricht nicht der Idee der Dauer, vielmehr sie bedingt die Dauer. Denn etwas Unwandelbares, etwas Festes muß kontinuierlich da sein, woran der Wandel oder die Entwicklung sich vollziehen können. Das Dauernde in jedem Volkstum ist nicht eine umrissene, starre, einmalige und unveränderliche Gestalt; sondern es besteht in einer Grundanlage, die ständig vorhanden ist, viel-

mehr in einigen Charakter-, d. h. in einigen 'Prägezügen', die alles Neue, was der Gesamtheit des Volksgeistes zugeführt wird, nicht nur passiv überdauern, sondern aktiv stempeln. Diese Prägezüge drücken sich allem auf, was im XVI. Jahrh. Antike und Italien Frankreich zuführen; sie prägen dies Kulturgut in Frankreich französisch, wie sie es in Deutschland deutsch prägen. Sie sind am Werk, wenn Montesquieu sich ganz an die englische Verfassung hingibt. In seinem 'Esprit des Lois', der an entscheidender Stelle die englische Verfassung zu kopieren scheint, wird deren englisches Wesen zu einer durchaus französischen, mit französischer Tradition verschmolzenen Einrichtung. Und die französische Grundanlage bewährt sich im Sturm der großen Revolution. Wenn der Sturm vorüber, wenn scheinbar alles Alte eingerissen und ganz Neues erstanden ist, dann treten die Wesenszüge des *ancien régime* in aller neuen Gestaltung wieder deutlich ans Licht. Und die Prägezüge tun ihre stempelnde Arbeit, wenn aus England und Deutschland Romantik nach Frankreich dringt. Das heißt nicht, daß Frankreich sich undurchlässig gegen die Romantik abschließe, daß der 'Dauerfranzose' genau so um 1830 aussehe wie um 1630, daß die Helden Corneilles und Hugos identisch seien. Identisch sind sie nicht — aber verwandter untereinander als ein Hugoscher und etwa ein Byronscher Held. Das heißt auch nicht, daß Frankreich sich in seinen geistigen Schöpfungen, sei es dem Inhalt, sei es der Form nach wiederhole. Wenn in meinem Beispiel Raynal die Reden seiner Menschen zwischen Prosa und Vers schwanken läßt, wenn seine Prosa in reimlose Verse übergleitet, so ist das in Frankreich etwas Neues und geht hier im Wesentlichen auf ausländische Vorbilder zurück. Aber indem dieses Übergleiten zu klassischen Alexandrinern führt, läßt es Grundzüge des französischen Wesens klar durchscheinen. Wo diese 'ewigen Züge' der Völker herstammen, das bleibt im letzten genau so rätselhaft wie alle letzten Lebensfragen. Aber Unerklärliches um seiner Unerklärlichkeit willen fortzuleugnen, wäre gar zu bequem. Und über solcher Bequemlichkeit ginge die Erkenntnis dessen, was ist, in die Brüche. Wenn ich in Raynals Drama die spezifisch französischen neben den allgemein-menschlichen, den europäischen und den individuellen Zügen übersehe, dann habe ich die menschlichen, die europäischen und die individuellen Züge seines Wesens alle miteinander verkannt und bin weder dem Kunstwerk noch dem darin enthaltenen Kulturwert gerecht geworden.

Nein, es geht nicht ohne 'Kulturkunde'. Wer die Kultur schlechthin, wer die Kunst schlechthin richtig erfassen will, muß ihre irdischen Einzelgestaltungen unterscheiden lernen. Und dazu ist nötig, daß er die dauernden Charakterzüge der einzelnen Menschengruppen, der Völker erforsche und die Wirkungen der nationalen *traits éternels* auf alles Individuelle und alles Allgemeine in Betracht ziehe.

Aber wie hat er sie in Betracht zu ziehen, wie ist Kulturkunde zu treiben?

Hier ist zuerst zu sagen, und vielleicht kann bei der Jugend dieser ganzen Wissenschaft vorläufig nur dies Negative mit voller Sicherheit gesagt werden, wie es bestimmt nicht zu machen ist.

Vor allem sollte sich eines von selber verstehen, und doch wird gerade gegen dies eine besonders oft gesündigt. Zwischen den Völkern, die alle an den gleichen europäischen Grundlagen der gegenwärtigen Bildung teilhaben, und die alle seit

Jahrhunderten in ständiger Wechselwirkung stehen, immerfort vom andern nehmend und dem andern gebend, zwischen ihnen kann wissenschaftlich unmöglich der Überheblichkeitsgedanke einseitiger Auserwähltheit Raum haben. Wenn Charles Maurras von der *médiocre demi-culture des Allemands* schreibt, wenn Eduard Wechßler den französischen *esprit* um viele Stufen unter den deutschen 'Geist' stellt, kann beidemale von wirklicher 'Kulturkunde' keine Rede sein. Sodann darf man im Suchen nach jenen *traits éternels* unmöglich sie als Einziges und isoliert Vorhandenes sehen. Sie sind niemals allein und für sich da. Nicht der Mensch, nicht der Europäer, nicht der Franzose oder Engländer, nicht das Individuum steht für sich allein. Sondern was ist, ist immer eine Verflechtung. Wissenschaftliches Erkennen bedingt Analyse. Analysieren aber heißt zerlegen und heißt nicht: eines auf Kosten des andern unterdrücken, es heißt auch nicht: an der Einzelfaser des gelösten Flechtwerks die Einwirkungen der andern Fasern auf die eine gerade betrachtete außer acht lassen. Und so wenig ich wahre Kulturkunde treibe, wenn ich an einer Einzelerscheinung nur den nationalen Zug und ihn allein ins Auge fasse, ebensowenig, ja noch viel weniger treibe ich Kulturkunde, wenn ich solche isolierten und schon durch die Isolierung verzerrten Charakterzüge willkürlich unter Zerreißung aller Zusammenhänge über Raum und Zeit hinweg zusammensetze. Dann entstehen Trug- und Zerrbilder einer Geistigkeit, worin alles Einzelne 'bewiesen' ist, und dennoch ist schon das Einzelne in seiner Isolierung falsch, und das aus solchen Einzelheiten Zusammengefügte ist krasse Karikatur. An der vernichtenden Wirkung dieser Methodenfehler ist mit all seiner aufgehäuften Wissensfülle Wechßlers 'Esprit und Geist' gescheitert, und es bedeutet einen schweren Schlag für die junge Wissenschaft der Kulturkunde, daß das erste auf ihren Kern zielende umfassende Werk sie ad absurdum zu führen scheint.

Wenn aber derart Kulturkunde nicht zu erzielen ist, wie kann man sie gewinnen? Ich kenne zum mindesten ein Werk, das ihr in fast vollkommener Weise dient. Es ist schon an fünfundsiebzig Jahre alt: Hermann Hettners 'Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts'. Hettner wußte nichts (und das dürfte sein Glück gewesen sein) von dem Programmwort 'Kulturkunde'. Er wollte die Geistesgeschichte der Aufklärungsepoche schreiben. Sie gliederte sich ihm mit Selbstverständlichkeit in die Betrachtung der drei Hauptkulturen, die in ihren Sonderstrahlungen und in ihren gegenseitigen Beeinflussungen, in ihren Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten die eine Kultur des XVIII. Jahrh. ergeben. Und indem er die englische, französische und deutsche Geistigkeit erforschte, lenkte er mit Selbstverständlichkeit den Blick vor allem und zentral auf die Literaturen dieser Völker. Er ließ weder ihre Musik noch ihre Baukunst, ihre Malerei und Architektur außer Betracht; aber er fügte dies alles demjenigen Geistesausdruck ein oder ordnete es ihm unter, der am entscheidensten nationale Sonderart aufweist, der Dichtung (die im XVIII. Jahrh. weniger als je von der Philosophie zu trennen ist). Und die Literatur selber betrachtete er nicht nur in ihren Gipfelleistungen, sondern auch in ihren durchschnittlichen, für das Geistesniveau der Vielen charakteristischen Werken. Damit sprengte er nicht etwa den Rahmen der Literaturgeschichte zugunsten einer Kulturgeschichte — im Gegenteil: erst dadurch machte

er sie zu einer völligen Literaturgeschichte. Denn (das betone ich immer wieder) man kann Gipfelleistungen nicht in ihrer Gipfelung erfassen, wenn man nicht den Boden kennt, aus dem sie erwachsen sind, und die Durchschnittshöhe, die sie überragen.

Noch ein zweites Buch ist zu nennen, das, vor der eigentlichen Kulturkundebewegung entstanden, in vielen Punkten eine Kulturkunde enthält, Karl Voßlers Sprachgeschichte: 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung'. Unter den 'vielen Punkten' verstehe ich die rein oder im Wesentlichen literarhistorischen Abschnitte des Werkes, nicht aber, ausdrücklich nicht seinen spezifisch sprachgeschichtlichen Inhalt. Sprache ist geistbeherrscht, aber nicht dem Geist allein verhaftet. Wer sie rein geistig erklären und aus ihr allein in allen Punkten den Geist eines Volkes deuten will, wird der Gefahr des Deutelns nicht immer entgehen können. Kulturkunde kann sich nicht auf Lautgesetze, sie kann sich auch nicht auf eine absolut betrachtete Verbalform stützen. Lerchs breite Studie über das romanische Futurum tut der Kulturkunde ebenso Gewalt an wie Wechßlers 'Esprit und Geist'. Wohl 'dichtet und denkt' die Sprache für den Einzelnen. Aber erst der einzelne Dichter und Denker erlöst sie aus Naturgebundenheit und Mechanismus zu voller Geistigkeit.

So sehe ich, wenigstens bisher, keine Möglichkeit, und ich glaube auch aus allen angestellten Überlegungen schließen zu müssen, daß prinzipiell keine Möglichkeit besteht, Kulturkunde an sich, als besondere Disziplin zu betreiben. Es ist damit (mutatis mutandis) wie mit dem akademischen Studium der Volksschullehrer, worin die Pädagogik den Kern und fast das Ganze bildet: Leerlauf und Verzerrung drohen. Es muß ein Substrat vorhanden sein, an dem die Pädagogik, an dem die Kulturkunde sich methodisch entfalten, woraus sie Nahrung schöpfen. Ich habe begründet, weswegen ich für das eigentliche Substrat der Kulturkunde die Literaturgeschichte halte.

Entfremde ich damit die Literaturgeschichte ihrer eigentlichen Aufgabe, 'degradiere' ich, wie Lerch sagt (aO. S. 2), 'die Dichtung, die ein Selbstwert ist, zur Magd für irgendetwas anderes'? Doppelt nein. Denn einmal ist die Literaturgeschichte mehr als nur die Summe ästhetischer Betrachtungen über die sprachlichen Kunstwerke einer Epoche oder einer Sprachgemeinschaft — ich habe sie in einer anderen Untersuchung die Geschichte nationaler Ideale genannt. Und zum andern kann ich auch rein ästhetisch einem Kunstwerk nicht gerecht werden, wenn ich neben seinem individuellen und generellen Gehalt nicht auch die färbende nationale Eigenart ständig in Betracht ziehe. Man prüfe daraufhin irgendeine ernstlich um Totalität ringende Literaturgeschichte: die italienische Gasparys oder die deutsche Scherers oder die französische Lansons: man wird das Element Kulturkunde immer in ihnen finden. Es ist auch da vorhanden, wo nach der Absicht des Autors Ästhetik allein herrschen soll, bei Lanson und selbst in den literarhistorischen Studien Benedetto Croces, der die Kulturkunde theoretisch aus der Kunstbetrachtung verbannt.

Wenn in den letzten zehn Jahren Kulturkunde ein Ding für sich und ein Programm geworden ist, so hat dadurch die Notwendigkeit mit einem Schlage Gutes

und Böses geweckt. Die Notwendigkeit hieß: genaueres Erkennen der umwohnenden Völker. Das Gute bestand in der schärferen Erfassung der kulturkundlichen Aufgabe. Was dem einen Hettner aus seiner Natur heraus als etwas Selbstverständliches geglückt ist, was andere Literarhistoriker nur mehr oder minder streifen, das muß nun bewußt erarbeitet und ins volle Licht gestellt werden. Die böse Wirkung aber sehe ich in den Verzerrungen einer selbständig auftretenden Kulturkunde, die, ihres natürlichen Substrats beraubt, sich willkürlich und gewaltsam gebärdet.

IV

Wieviel aber von alledem gehört in die Schule, für die es doch ursprünglich gedacht ist? (Denn als das Programm 'Kulturkunde' aufgestellt wurde, da galt es nicht so sehr neuer Forschung als neuem Inhalt und neuer Art des Schulunterrichts.)

Sicherlich haben die Gegner der Kulturkunde ein leichteres Spiel, wenn sie unter dem Gesichtspunkt des Schulunterrichts ihre prinzipielle Gegnerschaft verfechten. Nur ist das keine sonderlich logische Kampfart, denn es gibt sehr viel mögliche und notwendige Wissenschaft, die nicht in die Schule paßt.

Es sind vor allem zwei Einwände, die sich gegen den kulturkundlichen Schulunterricht erheben und kaum gänzlich widerlegen lassen.

Den einen habe ich mir selber schon vor etlichen Jahren zu eigen gemacht.[1]) Eduard Schön, der wärmste und tiefste Vorkämpfer der Kulturkunde gerade im Schulunterricht hat die oft zitierte und umstrittene Forderung aufgestellt, 'daß das Franzosentum auch in zugespitzten Formeln, gleichsam verwendbar, verfügbar deutschen Jungen zur Hand liege'.[2]) Das Formelhafte mit all seinen Gefahren ist auf diesem Gebiet in der Schule nicht ganz zu vermeiden, da es an Zeit fehlt, wirkliche Entwicklungen den Schüler selber gewinnen zu lassen. Ich frage mich heute, ob dieser Einwand nicht ein ganz klein wenig Heuchelei oder Selbstbetrug birgt. Denn so gewiß aller pädagogische Fortschritt darin besteht, den Schüler denken zu lehren, ihn sich Begriffe selber entwickeln, sich Kenntnisse selber erarbeiten zu lassen, so wird doch ein gewisses Formelquantum, ein vorläufiges Darbieten von Ergebnissen, die der Schüler in ihrer Entwicklung erst sehr viel später überblicken lernt, auf überhaupt keinem Gebiet ganz zu vermeiden sein. Wer die 'Formel' schlechthin und radikal aus der Schule verbannt, der wird schließlich um der idealen Forderung willen den tatsächlichen Unterricht in mancherlei Gegenständen (und nicht nur in der Kulturkunde) einstellen müssen. Ich gebe dabei zu erwägen, daß zwischen den beiden Polen 'Formel' und 'Entwicklung' oder 'selbständiger Erarbeitung' sehr viele Zwischenstufen liegen.

Aber freilich muß man die Gefahr des Formelhaften im Punkte der Kulturkunde zusammen denken mit einer andern Gefahr, auf die sich der zweite Einwand stützt. Er hängt mit jenem grundsätzlichen Unterschied zwischen wissenschaftlichem

---

1) In meiner Studie 'Der Streit um den Begriff Kulturkunde', Die Neueren Sprachen 1925.

2) 'Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht', Teubner 1925, S. 43.

Unterricht an der Hochschule und in der Schule zusammen. Dort ist die einzelne Wissenschaft souverän; man studiert Englisch und Französisch, um das Englische und das Französische kennen zu lernen; hier steht die Wissenschaft im unmittelbaren Dienst der Erziehung; man treibt Englisch und Französisch nur teilweise deshalb, um in fremde Sprachen und fremdes Wesen Einblick zu gewinnen — Mitzweck aber, ja Hauptzweck ist die Erkenntnis und Heranbildung des eigenen Wesens am fremden. Anders ausgedrückt: man beschäftigt sich in den deutschen Schulen nicht deshalb mit den Fremdsprachen, um ein Philologe oder auch um ein Handelskorrespondent, sondern um ein seines Wesens bewußter deutscher Mensch zu werden. Das hat Eduard Schön sehr tief erkannt und sehr warmherzig und überzeugend ausgesprochen. Liegt es aber so, dann ist die vorhin genannte Gefahr des Überheblichkeitsgedankens in sehr hohem Maße vorhanden, und sie muß ins Riesenhafte wachsen, wenn man dem Schüler fertige Formeln und Schlagworte vorsetzt. Ein kulturkundlicher Unterricht, der auf französischem Gebiet mit der bloßen Antithese Esprit und Geist operierte und hierbei den Geist als das Schöpferische, den Esprit als das Flinke, Gewandte, praktisch und oberflächlich Klare hinstellte, ein solcher Unterricht wäre eine Katastrophe. Er würde den Schüler nicht nur über das Wesen der Franzosen unbelehrt lassen; er würde den Schüler auch in seinem deutschen Wesen nicht bilden, sondern verbilden und verzerren.

Diese Gefahren sind unwiderlegbar vorhanden, aber sie sind auch derart offensichtlich, daß sie überwunden werden können, wenn der Unterrichtende ihrer nur eingedenk ist und — wenn er selber den nötigen Grad unformelhafter, unerstarrter und lebendiger Erkenntnis auf dem Gebiet der Kulturkunde besitzt. Und hierauf, auf die Ausbildung des Lehrers scheint mir alles anzukommen. Die Kulturkunde ganz aus der Schule zu entfernen, ist unmöglich, sofern man nicht den Unterricht in den neueren Sprachen, sei es abschaffen, sei es zurückschrauben und entseelen will, sofern man den Schüler nicht gerade auf dem Gebiet ahnungslos lassen mag, auf dem er als Erwachsener in einerlei welchem Beruf, auf dem er als Bürger nicht ahnungslos sein darf. Die Kulturkunde, nicht als selbständiges Fach, sondern dem Literatur- (und Sprach-)Unterricht inhärent, ist schon auf der Schule unvermeidlich. Aber sie erfordert den geschultesten Lehrer und die behutsamste Hand. Ich weiß aus Erfahrung, daß es diesen behutsamen Unterricht bereits da und dort gibt. Es ist mir freilich nicht sicher, daß er schon die Regel bildet und nicht mehr die Ausnahme bedeutet. Daß er die Regel werde, dafür kann nur von den Hochschulkathedern her gewirkt werden.

VOM WERTEN DER FRANZÖSISCHEN KULTUR IN DER DEUTSCHEN SCHULE

VON EDUARD SCHÖN

Man findet in der pädagogischen Presse immer wieder die Auffassung ausgesprochen, daß es möglich sei, eine Fremdkultur als einen reinen Tatsachenkomplex aufzunehmen. So unterschied Schwabe in seinem Düsseldorfer Vortrag 'Der kulturkundliche Unterricht der neueren Sprachen im Lichte der Schulpraxis' (Neuere Sprachen XXXIV 343ff.) zwei Arten von Menschen: eine, die 'sich identifiziert kraft ihrer schöpferischen Phantasie mit dem inneren Wollen und Wesen der Dinge, um es von sich aus neu zu erfüllen und neu zu gestalten; die andere Art... sucht das Objekt von außen her zu begreifen durch geschärfte Beobachtung und exakteste Aussagen über das Wesentliche seiner Erscheinungsmerkmale. Sie zerlegt und stellt fest und scheut sich vor einer auch nur leisen Überbetonung des tatsächlichen Befundes.'

Gegenüber dem in den letzten beiden Sätzen ausgedrückten erkenntnistheoretischen Materialismus möchte ich darauf hinweisen, daß wir alle, und nicht nur eine Art von Menschen, auch Tatsachen stets wertend aufnehmen. Wir finden nicht einfach Gegenstände vor und bilden sie in unserem Erkennen ab. Und wir fassen nicht zunächst 'nackte' Tatsachen auf und verbinden damit nachträglich Sinn- und Wertgebung. Sondern unser Erkennen ist von vornherein formend, gestaltend, wertend. Schon die sprachliche Benennung ist ein Gestalten und Werten, nicht aber ein Übernehmen fertiger, unveränderter Inhalte.

In Diltheys Kulturphilosophie finden sich zu der hier berührten Frage folgende Sätze: 'Das, was ist, erweist sich als nicht lösbar von dem, was es gilt und was es soll.' — 'Da Tatsachen und Normen untrennbar verbunden sind, geht die Verknüpfung beider durch alle Geisteswissenschaft hindurch.' — 'Wertung und Zweckzusammenhang sind schon im Tatsachensystem enthalten.' — 'Das Tatsachensystem ist schließlich überall in der Struktur des Seelenlebens begründet, und diese enthält die Richtung auf Erzeugung der Lebenswerte in sich.'[1])

Die Person sowohl wie auch das überpersonale Subjekt der geschaffenen Kultur haben wir uns als ein teleologisch angelegtes, auf Wertverwirklichung gerichtetes Ganzes vorzustellen. Wer französische Kultur erkennen will, hat die bestimmten Werttendenzen dieser Kultur zu studieren. Wie uns Neuphilologen aus der Praxis die Vorstellung der Artikulationsbasis als der Grundlage aller Lauterzeugung vertraut ist, so wäre gut, sich ähnlich eine Wertbasis vorzustellen als Grundlage des Wertschaffens durch einen einzelnen wie durch ein Volk. Die Werte, die ein Volk schaffen kann, sind mit seiner Struktur gegeben. Eine Reihe besonders schwieriger, aber auch besonders wichtiger Fragen der Schulpraxis sind mit diesen allgemeinen Sätzen schon angedeutet.

Zweierlei Erwägung kompliziert die Frage nach den besonderen Werten der französischen Kultur ganz außerordentlich. Zunächst dieser Gedanke: Alles auf

1) Dilthey, Beiträge zum Studium der Individualität: Die geistige Welt, 1. Hälfte S. 267.

Wertverwirklichung gerichtete Leben schafft Werte, die mit einer bestimmten Zeitlage gesetzt sind. Die Werttendenzen der Zeiten sind verschiedene, z. B. die der Klassik, die der Romantik. Sie engen die Möglichkeiten der Wertverwirklichung ein: es gibt in jeder Zeitlage Kampf zwischen neuer und alter Wertordnung. Und die andere Erwägung ist diese: In die Ordnung der nationalen Werte greifen die Ordnungen der gegenständlich differenzierten Werte hinüber, die Wertreiche des Guten, Wahren, Schönen. Auch diese Werte sind wie die Werte einer besonderen Zeit mit ganz bestimmten Strukturen gesetzt. Von den eben genannten Komplikationen soll in diesem Zusammenhang zunächst abgesehen werden, und nur den Werten, die Franzosen als Franzosen schaffen, den Werten der französischen Wertbasis sollen einige Bemerkungen gelten. Die ganze Kultur ist Wertverwirklichung. In diesem umfassenden Sinne kann natürlich hier von einer Wertbetrachtung der französischen Kultur nicht die Rede sein. Ich begnüge mich, Einzelnes, Umstrittenes aufzugreifen und an ihm Grundsätzliches zu besprechen.

Die französische Geste. Geste ist hier in weitestem Sinne gemeint, als Kundgebung in Körperbewegung, Wort, Handlung, in Bild und Denkmal. In de Vignys Roman 'Stello' wird an einer Stelle (Kapitel XXVIII) beschrieben, wie französische Aristokraten im Gefängnis ihre Zeit damit vertreiben, ein elegantes Besteigen einer Art von Schafott einzuüben. Die furchtbare letzte Lebensminute suchen sie mit einer graziösen Handlung auszufüllen. Ihr letzter Schritt im Leben soll eine Geste sein, soll sinnfällig ausdrücken, was sie sein wollen und was ihnen am Leben wertvoll dünkt: Beherrschtheit, Zucht. Durch die Anmut ihres Sterbens wollen sie sich noch einmal zu der Anmut bekennen, die ihnen Lebensideal war, und den neuen Herrschern ihren unbeugsamen Stolz bekunden. Ihre Geste ist ein Bekenntnis und ein Protest. — Und ähnlich wollten die Schüler der Militärschule von Saint-Cyr zu Beginn des Weltkrieges in Galauniform ins Feld ziehen. Sie schworen, dem Feind mit weißen Handschuhen und Federbusch auf dem Tschako entgegenzutreten. In dieser Geste fand die feierliche Hochgestimmtheit ihrer Seelen Ausdruck.[1]) — Man denke weiter etwa an die ehemals trauerumflorte Statue der Stadt Straßburg auf der Place de la Concorde, an das in einsamer Höhe dem Meere zugewandte Grab Chateaubriands bei Saint Malo, an das Grab des unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen in Paris — in alledem haben wir Gesten, die protestierende Geste nationaler Trauer, die grandiose Geste romantischen Überschwangs, die menschliche und soziale Geste eines alle gefallenen Volksgenossen in gleicher Liebe umfassenden Gedenkens. Als besonders bedrohliche Geste empfanden die Franzosen die Ankunft des Kriegsschiffes 'Panther' vor Marokko, als Geste deuteten sie die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten, als Geste das Bild Friedrichs des Großen auf der Briefmarke. So ließen sich zahlreiche weitere Beispiele zusammenstellen, die allesamt dartun würden: Franzosen neigen dazu, in Worten und Handlungen Gesten, d. h. sinnerfüllte Zeichen, erregende Kundgebungen zu erblicken und auszudrücken.

Auf diese französische Geste reagiert nun deutsches Wertgefühl. Wir empfinden manchen französischen Gesten gegenüber, daß sie für unsere Art nicht 'Natur',

1) Klemperer, Die moderne französische Prosa, 2. Aufl., S. 236.



nicht 'natürlich' sind. Wir denken leicht an den Schauspieler, der sie einstudiert und als Kunstübung pflegt, und dann erscheinen uns Gesten als 'gemacht'. Und doch sind Gesten 'Natur', französische Gesten französische Natur. In ihnen sprechen sich Franzosen echt und wahr aus, wie es ihnen gemäß ist. Man kann sie physiologisch zu erklären suchen als Wirkung der französischen *sensibilité*, als Entladung expansiver Naturen, aber damit hat man sie nicht 'verstanden'. Verstehen, richtiges Verstehen ist nur möglich innerhalb des Gefüges der fremden Wertwelt. Das französische Wertsystem ist ein anderes als das deutsche, muß ein anderes sein, da das entscheidende Wesen der Person in ihrem auf eine ganz bestimmte Wertverwirklichung angelegten Strukturzusammenhang beruht.

In die Wertwelt gilt es also jedesmal einzudringen. Denken wir an Chateaubriands Grab als Geste, so ist nicht nur unser, sondern wahrscheinlich auch der gegenwärtigen Franzosen Werterleben so geordnet, daß jene großartige Geste für uns und für sie nichts mehr bedeutet. Die Bedeutung war hier gebunden an das Wertsystem der Romantik. Die Geste der Aristokraten in der Gefängnisszene des de Vignyschen Romanes 'Stello' kann in ihrer wahren Bedeutung nur erkannt werden, wenn man sie in Beziehung setzt zu den Lebenswerten dieser Menschen in dieser Zeit. Es lassen sich aber nicht nur zeitgültige Wertsysteme als Bezugsysteme zugrunde legen, sondern es gibt auch für jedes Volk eine allgemeine Grundhaltung dem Leben gegenüber; es hat seine bestimmten nationalen Werttafeln, auf die es seine Werte verzeichnet; es glaubt an seine Werte, es erstrebt die Verwirklichung seiner Werte, gerade dadurch zu einer Einheit zusammengefaßt. Es gibt also ein nationales a priori; was den Kosmos des französischen Geistes zusammenhält, das ist vor allem das französische Wertsystem. Hier ist ein fester Standort des Wertens gegeben: die französische Geste stimmt zum französischen Wertsystem.

Ich kann es mir nicht versagen, ein vorzügliches Beispiel für das hier Gemeinte aus Ernst Robert Curtius' Aufsatz 'Frankreichkunde' (Deutsch-französische Rundschau I 25ff.) anzuführen. 'Wenn eine Pariserin sich schminkt, so besagt das nicht dasselbe wie bei der Bewohnerin einer deutschen Kleinstadt. In Frankreich ist es — sehr weitgehend wenigstens — selbstverständliche Konvention. In Deutschland ist es — oder war es? — etwas «Besonderes», in irgendeinem — guten oder schlechten — Sinne Ungewöhnliches. Aber warum ist es in Frankreich selbstverständlich? Weil als selbstverständlich von der französischen Frau erwartet wird, daß sie auf ihre äußere Erscheinung Sorgfalt verwendet. Sie soll gefallen: soll es, unbeschadet ihres sonstigen persönlichen Wertes ... In unserem deutschen Wertsystem hat ein solches Streben nach ästhetischer Lebensgestaltung einen untergeordneten Platz. Wie leicht ist da die Versuchung, es überhaupt abzuwerten und auch bei der anderen Nation gering zu schätzen. Das Gefallenwollen erscheint uns als etwas Unwahres, Unaufrichtiges. Und wir empfinden es als unernst und untief, die Schönheit und Genußfreudigkeit so zu betonen. Wir haben das gute Recht zu solcher Empfindungsweise, wenn sie unserer Natur entspricht. Aber wenn wir Frankreich verstehen wollen, müssen wir sie ablegen. Wir müssen sogar noch mehr tun: nämlich zu begreifen suchen, welche eigentümlichen Werte sich auf dem Boden der französischen Lebenskultur entfalten können.'



Kehren wir noch einmal zur Geste zurück. Wir haben sie schon auf die Wertsysteme zeitlich gültiger und national gültiger Werte bezogen. Obwohl nicht eigentlich Ziel dieser Betrachtung, sei doch eines anderen Wertsystems vorübergehend gedacht: es ist das der gegenständlichen Werte. Eine Geste kann nicht nur danach bewertet werden, was sie als Ausdruck bedeutet, ob sie als Ausdruck wahr, echt, tief oder das Gegenteil davon ist. Sie läßt sich auch darauf prüfen, ob sie, unbeschadet dessen, was sie meint, gut ausgeführt ist, ob sie anmutig und gewandt oder eckig und unsicher ist. Auch dann drückt sie gewiß etwas aus, aber unterliegt zugleich einer rein ästhetischen Beurteilung, d. h. einer sachlichen und nicht mehr auf eine Seelenart bezogenen Wertordnung. Und hier, glaube ich, gelangt Wechßler, der die französische Geste in seinem Buch 'Esprit und Geist' wertet, zu Wertverschiebungen, weil er Ausdruck und Sachwert nicht trennt (vgl. Esprit und Geist S. 478ff. und S. 492ff.). Wechßler stützt sich sehr stark auf malerische und bildnerische Darstellungen der Gesten. Er sieht aber in ihnen 'Französisches' oder 'Deutsches', also seelischen Ausdruck, nicht Malerisches oder Bildnerisches, also nicht ästhetischen Wert, und danach fällt denn auch die Bewertung aus, die man hier wohl 'artfremd' nennen könnte. Denn eines Malers Wert ist, daß er gut malen kann, nicht aber, daß er Französisches oder Deutsches gut zum Ausdruck bringt. Wenn man die Geste in der Malerei aufsucht, so sollte die künstlerische Darstellung der Bewegung durch den Maler nicht Nebensache, sondern Hauptsache sein. Außerdem bezieht Wechßler zwar die französische Geste auf das französische Wertsystem, er kontrastiert aber sofort mit dem französischen das deutsche Wertsystem, und es bleibt dann gar nicht zweifelhaft, daß die französischen Werte im großen ganzen den deutschen nachgeordnet werden. Ihre Eigenbestimmtheit geht verloren. Das 'für uns' drängt sich als Kriterium vor und hebt das 'an sich' des Wertes auf. Es genügt ferner Wechßler der Nachweis, daß ein Wert ursprünglich in nichtdeutscher Wertwelt entstanden ist, um seine Aufnahme als eine Überfremdung der deutschen Seele zu bezeichnen. Wenn man ihm darin auch recht geben muß, daß die Werte mit der Struktur der Werteschaffenden gegeben sind, so ist doch diese Struktur nichts so Starres und Unabänderliches, daß sie nicht ständig erweiterten Werterlebens und ständig reicheren Wertschaffens fähig wäre. Ist ein Wert 'Wert an sich', so kann man nicht von Überfremdung durch diesen Wert sprechen. Was mich 'überfremden' kann, kann kein 'Wert' sein.

Noch einmal die vorhin gewonnene Position überblickend, kann man sagen: wir haben beim Werten der französischen Kultur die Aufgabe, das einzelne zu Bewertende auf das nationale Wertsystem zu beziehen. Seit einer Reihe von Jahren sind deutsche Romanisten zu einer neuen Bewertung der französischen Klassik gelangt. Heiß, Klemperer, Voßler kommen zu neuen Werturteilen über Racine und Corneille, weil sie allerlei mit unserm Reagieren als Deutsche gesetzte Vorurteile beiseite schieben, Vorurteile gegen Corneilles 'Rhetorik' und 'deklamierendes Pathos', gegen seine Auffassung der Liebe, Vorurteile gegen Racinesche Alexandriner, gegen das Gesellige als die gestaltete Welt des Dichters, gegen das Galante, höfisch-Glatte, akademisch Kalte. Die klassische Tragödie erscheint trotz allerlei Verschiedenheit im Auffassen der einzelnen Forscher doch als ein unbezweifelbar

hoher und edler Kunstwert, und als Hindernis ihres Verständnisses erscheint unsere Gewöhnung an das Werten mit deutschem Maßstab oder an das Messen mit dem Muster: Shakespeare.[1]) Für die Schule ergibt sich daraus die Forderung, eine Einführung in das Verständnis der französischen Klassiker nicht nur auf dem Weg über das Äußere der höfischen Gesellschaftskultur in der klassischen Zeit zu versuchen, sondern dazu anzuleiten, die Eigenart der klassischen Wertwelt zu verstehen; aus ihr heraus wird dann auch das kulturelle Äußere zu verstehen sein als verwirklichter Wert, als faßbare Leistung. Dadurch wird unsere pädagogische Aufgabe reizvoller, aber auch viel schwieriger. Denn damit, daß man Schülern allerlei *sagt* über klassische Ordnung, klassische Lebensdeutung und Lebensbewertung, über die Kunstform der Sprache, über Rationalismus, Rhetorik, Galanterie, über den architektonischen Bau der Tragödie, über die drei Einheiten, über den Begriff des 'Geschichtlichen' und der 'Umwelt' bei denKlassikern und was noch sonst, ist nicht viel gewonnen. Alles einzelne muß am konkreten Dokument sichtbar gemacht werden. Unmöglich aber läßt sich eine so vieles umgreifende 'Einführung' vorwegnehmen. So muß sich einführende Vorbereitung in das Werk und auf die allgemeine Wertwelt übergreifende Deutung aus dem Werk durchdringen. Für die Praxis sind dabei die ausgewählten Textproben, die einen Einzelzug wie etwa das Galante anschaulich belegen, neben dem Einzelwerk unentbehrlich. Doch soll und kann in diesem Zusammenhang nicht auf die methodische Frage in aller Breite eingegangen werden. Die entscheidende Schwierigkeit, um die sich alles dreht, sei jedoch angedeutet. Es ist diese: Als Grundlage des Verstehens kann nur etwas dienen, was schon verstanden ist. Eine Exkursion aus Molière oder Racine heraus in 'das Galante' hat nur dann Wert, wenn 'das Galante' dabei anschaulicher, schlichter, nackter hervortritt. Und das ist durchaus der Fall, wenn etwa die 'Carte du pays de tendre' studiert wird oder die Lektüre von 'Une belle galanterie' aus Magnes Buch über Voiture das Galante in anekdotischer Zuspitzung, in vergröberter, handfester Form auch dem einfachen Schüler zugänglich macht, so daß er dann auf Grund des Verstandenhabens des Gröberen auch die feinere, höhere Sphäre des Galanten im Racineschen Kunstwerk versteht.[2])

Alle diese Ausführungen wollen dartun, wie wichtig, auch für die Schule, es ist, fremde Kultur als eine fremde Wertwelt zu erfassen. Wer die französische Klassik als Deutscher unterwertet, der irrt damit in geschichtlicher oder ästhetischer Beurteilung. Und das ist schließlich ohne ernsthafte Folge. Wer aber das Ganze einer Kultur unterwertet, kann dadurch auch zu praktischen Folgerungen geführt werden, die unter Umständen Schaden stiften können. Völker betrachten einander auf dem Grunde einer allgemeinen und simplen Psychologie: der Deutsche ist der unvollkommene Franzose, der Franzose der unvollkommene Deutsche.

---

1) Vgl. H. Heiß, Deutschland und die klassische Tragödie der Franzosen. Internationale Monatsschrift für Wissenschaft. 12. Jahrgang Nr. 5; V. Klemperer, Zur französischen Klassik. Festschrift für O. Walzel, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion; K. Voßler, Jean Racine, Kapitel: Die Dichtung, ihre Sonderart, ihr Wert.

2) S. die Belegstellen in Fröhlich-Schön, Französische Kultur im Spiegel der Literatur, 2. Aufl., S. 45 und S. 48.



Fabre-Luce stellt in seinem Buche 'Locarno sans rêves' S. 72[1]) fest, wie in der Nachkriegszeit auf politischem Gebiet die Franzosen mit dem alten Schema ihrer Revolutionsideologie arbeiteten. Sie sahen die Welt 'durch das Vokabular der französischen Revolution', sie erdachten den 'ewigen Deutschen', 'die beiden Deutschland'. So verfährt im Grunde wohl jedes Volk gegenüber allen anderen Völkern: es preßt die fremde Volksart in sein eigenes Wertschema. Das ist ein summarisches und naives Verfahren, und man könnte darüber hinweggehen, wenn es nicht immerfort gewaltige geschichtliche Wirkungen ausgelöst hätte, wenn der 'legendäre' Deutsche, der 'mythische' Franzose nur psychologische Vergröberungen wären und nicht unheimliche Gewalten. Grundsätzlich halte ich es für eine der vornehmsten Aufgaben der fremden Kulturbetrachtung, einmal bei gegebener Gelegenheit den Schülern reiferen Alters zu zeigen, daß das sich selbst überlassene Bewerten einer fremden Volksart notwendig zu einem Unterwerten führt, daß es als ein Axiom zu gelten habe: fremde Kulturwerte sind von der fremden Wertbasis aus zu betrachten.

Ebenso gehört nach meiner Meinung in die Schule hinein, wenn auch nicht in systematischer Ausführlichkeit, so doch als zu erörterndes und an einem Einzelfall zu demonstrierendes Prinzip, die Frage nach der rückwärts gewandten Wertung. Jede kräftig wirkende Gegenwart deutet die Vergangenheit um, positiv überhöhend, überschönend, verklärend, oder negativ verkleinernd, verdunkelnd, verlästernd. Die Wertordnung der Gegenwart, die sich durchsetzen will, bedarf stets der Bekräftigung und Rechtfertigung aus der Vergangenheit. Der Kampf um die Werte der Gegenwart wird in die Vergangenheit zurückverlegt und geht dort noch einmal vor sich als Kampf um die großen Männer und um die großen Lebensziele. Man kommt auch in diesem Punkt in der Schule nicht mit der Vorstellung einer abzubildenden Tatsächlichkeit des vergangenen Lebens weiter, man muß sie ersetzen durch den Gedanken der Sinngebung und Wertung. Nicht den französischen Unterricht allein geht dieses Problem an, nicht einmal ihn in erster Linie. Aber er sollte es nicht umgehen, wenn es sich darbietet. Und es bietet sich sehr oft dar. Eine Jungfrau von Orleans, ein Ludwig der Vierzehnte, ein Voltaire, ein Rousseau, ein Bossuet, ein Zola ändern Sinn- und Wertaspekt ihrer Lebensleistung je nach dem Wertsystem, zu dem ein Schriftsteller oder Redner sie in Beziehung setzen. Der skeptisch-ironische Anatole France schreibt ganz anders über Jeanne d'Arc als der gläubige Katholik Charles Péguy. Soll der Schüler nicht alle Umrisse der historischen Gestalten verschwimmen, alles Feste sich in Relatives verflüchtigen sehen, so ist zu zeigen, daß der Wert jedesmal in seinem eigentümlichen Wertbereich aufzusuchen ist. Anatole France hat oft genug beteuert, wie er Mystisch-Religiöses zu erleben vergebens gesucht hat. Er war also denkbar ungeeignet, über die Jeanne d'Arc zu schreiben. Sein Nichtverstehen dieser Gestalt beweist nicht die Relativität des religiösen Wertcharakters der Johanna, es beweist überhaupt nichts über die Johanna, es zeigt nur, daß Anatole France für diesen Wert unempfänglich war. Wohl kann ein Schüler sehen, daß Rousseau von einem ge-

1) Paris 1927, Verlag Grasset.

wissen Wertsystem aus bei den Franzosen verworfen wird als Vater eines sündhaften Individualismus und romantischer Verirrung, doch darf darüber der Wert 'an sich' seiner Leistung nicht verkannt werden.

Mit der Wendung unseres Arbeitsverfahrens zum Deuten eines kulturellen Tatbestandes als eines verwirklichten Wertes ergeben sich nun noch zwei Folgerungen, eine für den Lehrer, eine für die Schüler. Der Lehrer übernimmt die Aufgabe, Vermittler fremder Kulturwerte zu sein. Das klingt wie eine banale Selbstverständlichkeit, ist es aber doch nicht, sobald man nur den Akzent auf das Wort '-werte' verlegt. Es fürchtet auch jetzt noch mancher Lehrer, als Anwalt und Fürsprecher französischer Kulturwerte angesehen zu werden; er will den ehemaligen Feinden nichts zu verdanken haben, er will gerade ihre Werte nicht; er sucht sich zu retten, indem er eine streng wertfreie Sachlichkeit erstrebt, und muß doch sehen, daß wir gar nicht anders können als deuten und werten, daß auf allen Gebieten der geisteswissenschaftlichen Forschung die durch ein positivistisches Zeitalter zurückgedrängte Sinngebung mit aller Gewalt wieder durchbricht. Ist denn aber die Angst vor 'Überfremdung', vor dem Untreuwerden gegen sich selbst berechtigt? Ich glaube es nicht. Ich glaube vielmehr, daß die entgegengesetzte Gefahr weit größer ist, die Gefahr einer Wertverkennung der fremden Kultur. Sieht es denn nicht so aus, als ob jedes Volk aus der Berührung mit dem fremden Volk zunächst einmal ein Zerrbild gewinnt, daß es in naiver Weise sein eigenes Ich dem fremden Ich substituiert und das so entstellte Du unwert findet? Ist nicht das Unterwerten der normale und notwendige psychologische Vorgang und das Werten aus der fremden Wertwelt heraus ein seltenes und schwieriges, behutsam zu sicherndes Verfahren? Ich höre den Einwand: Deutschland *war* überfremdet, die weitgehende Abhängigkeit von französischer Kultur ist geschichtliche Tatsache. Gewiß. Aber sie ist aus der geschichtlichen Lage zu verstehen. Sie heute zu fürchten, liegt kein Anlaß vor. Die andere Folgerung betrifft den Schüler. Welche Werte der französischen Kultur sind dem deutschen Schüler zugänglich? Voßler hat einmal ausgesprochen, daß die neufranzösische Literatur von Reflexion, Esprit, Geschmack und feinen Nuancen durchsetzt sei, so daß erst das reifere Alter sie richtig verstehen könne.[1]) Spranger meint, daß das Klassische auf den Jugendlichen nicht wirkt.[2]) Beides trifft in gewissem Sinne zu, aber gilt doch wohl nur von einer unvermittelten und ungeleiteten Begegnung der Schüler mit einem französischen Klassiker oder einem subtilen französischen Schriftsteller. Die Wertempfänglichkeit des Schülers hängt natürlich mit seiner Reife und Lebenserfahrung zusammen, aber sie ist nicht starr, sondern bildsam. Immer aber bleibt doch die Möglichkeit, zwischen die objektiven Werte der Fremdkultur und die subjektive Aufnahmefähigkeit des Schülers das Werterleben des Lehrers als Medium einzuschieben. Und selbst wenn wir die schwierigen Fälle des Werterlebens wie die hier berührten ausscheiden, so bleibt doch genug und übergenug des Bildenden der französischen Kultur zu entnehmen, um dem Fach seine Stellung im Bildungsplan der höheren Schule zu sichern.

1) Vgl. Voßler, Vom Bildungswert der romanischen Sprachen, Neuere Sprachen XXX 226 ff. 2) Vgl. Spranger, Psychologie des Jugendalters, 3. Aufl., S. 61.



THOMAS HARDYS HEIMATKUNST

Von Erich Weltzien

Am 11. Januar dieses Jahres ist Thomas Hardy hochbetagt eingegangen zu den großen Toten seines Landes. England betrauert in ihm, der in Deutschland nur einem verhältnismäßig engen Kreise genauer bekannt geworden ist, seinen größten zeitgenössischen Dichter. Er gilt als der 'Meister der englischen Heimatkunst', eine Kennzeichnung, die richtig ist, insbesondere insoweit, als sie die Meisterschaft auf diesem Gebiete betont, die aber doch nicht ausreicht, um das Wesen dieser als Denker wie als Künstler bedeutenden Persönlichkeit ganz zu umfassen. Gewiß ist seine eingehend und anschaulich dargestellte engere Heimat der feste Grund, in den die Schicksale seiner Menschen eingebettet sind, aber sein großer und freier Geist läßt sich doch nicht einengen durch die Grenzen dieses Landes, das ihm zur Erlebniszelle ward, aus der eine allumfassende Liebe zur Welt, zur Natur und allen ihren Offenbarungen erwuchs.

Es war bedeutungsvoll, daß dieses 'Wessex'[1]) — schon die Wahl dieses längst versunken gewesenen Namens ist dafür bezeichnend — zu der Zeit, da der Dichter geboren wurde und zum Manne reifte, von der großstädtischen Zivilisation noch so gut wie völlig unberührt war. Nur so konnte dieses selbst im Jahrhundert des sich mächtig entwickelnden Verkehrs der Natur noch in einzigartiger Weise nahestehende Land dem empfänglichen Dichter zum großen Erlebnis seines Lebens werden. Unermüdlich betont er demgemäß die Altertümlichkeit und Urwüchsigkeit dieses dem Lärm der großen Städte entrückten Landes[2]), dessen Hauptstadt Casterbridge so eng mit dem umgebenden Lande verwachsen ist, daß man sie als einen Teil dieses Landes selbst bezeichnen kann, und die innige Verbundenheit seiner 'Eingeborenen'[3]) mit der umgebenden Natur. Doch bleibt dem gründlichen Kenner des Landlebens der verachtende Hochmut des Gebildeten, dessen Torheit in dem Erwachen Angel Clares zur wahren Erkenntnis des Bauern, des 'Hodge', gekennzeichnet ist, ebenso fern wie eine märchenhafte, romantisch-schäferliche Auffassung. Die Gründe für einen recht kennzeichnenden Wandel in der Auffassung des Dichters werden noch genauer zu erörtern sein. Gerade in dieser Einsamkeit, die die Leidenschaftlichkeit der Menschen nicht abschwächt, sondern im Gegenteil aufs höchste zu steigern vermag, findet der Beobachter menschlichen Lebens ein reiches Feld für seine Aufmerksamkeit: *It was one of those sequestered spots outside the gates of the world where . . ., from time to time, dramas of a grandeur and unity*

---

1) Die Grenzen dieses nur in der dichterischen Vorstellung als Einheit bestehenden Landes decken sich selbstverständlich nicht mit denen des altwestsächsischen Reiches. Es reicht im N. bis Bath und 'Christminster' (d. i. Oxford), im O. bis 'Aldbrickham' (d. i. Reading), 'Wintoncester' (d. i. Winchester) und Southampton. Im S. begrenzt es der Kanal, und im W. gibt es keine klare Grenze. Von Wichtigkeit ist jedoch eigentlich nur der Kern dieses großen Gebietes, die Gegend von 'Casterbridge' (d. i. Dorchester) und der n. und nö. davon gelegene Teil.

2) 'Fern von des Lebens verworrenen Kreisen' — 'Far from the Madding Crowd' heißt der sehr bezeichnende Titel des Romans, der Hardys Dichterruhm begründet hat.

3) 'The Return of the Native' heißt ein anderer ebenfalls sehr charakteristischer Titel.

truly Sophoclean are enacted in the real, by virtue of the concentrated passions and closely-knit interdependence of the lives therein. (The Woodlanders I.)

Nicht in allen Romanen unseres Dichters ist freilich die Verflochtenheit mit der Natur gleich eng, und es ist für die weltanschauliche Bedeutung der Natur kennzeichnend, daß diejenigen Werke, in denen die Naturverbundenheit am stärksten ist, auch künstlerisch und philosophisch am höchsten stehen.[1]) Wer nur ästhetisch genießen will, mag sich an diesen Werken erfreuen, er wird dabei auch von der Persönlichkeit des Dichters einen starken und bleibenden Eindruck davontragen. Für die Forschung aber sind auch die leichter wiegenden Romane von höchstem Werte, denn das Romanwerk Hardys ist durchaus als Einheit zu fassen, als der großartige und erfolgreiche Versuch einer geschlossenen Darstellung jenes 'Wessex' und der Weltanschauung seines Dichters. Da jeder der zahlreichen Romane eine andere Gegend darstellt, ergibt erst die Gesamtbetrachtung ein Bild des ganzen großen und vielgestaltigen Gebietes, doch sind — auch das ist wiederum kein zufälliges Zusammentreffen — die großen Romane so gut wie ausschließlich in dem Kernstück des Landes verankert.[2])

Es gehört eine große, aus tiefstem Verständnis geborene Liebe zur Natur und eine starke künstlerische Gestaltungskraft dazu, um diese Naturschilderungen hervorzubringen, die so viel hellen Glanz und so viel düstere Pracht über die Schicksale der Menschen breiten. Vieltausendstimmig tönt das Hohelied der Natur in immer neuen Melodien durch Hardys Werk, bald leise und gedämpft, bald in mächtigen Akkorden emporbrausend. So fein und so geübt sind die Sinne des Dichters, daß er selbst in dunkler Winternacht, wenn alle Äste der Bäume kahl sind, aus den Bewegungen der Bäume im Winde mit Sicherheit ihre Art zu erkennen vermag (UGT I). Solche feinen Sinne sind den 'Eingeborenen' seines Landes eigen, aber nicht dem Fremden; ein Angel Clare kann das Rauschen der Föhren von dem des Meeres nicht unterscheiden.

Will man dem Naturverständnis und der Kunst des Dichters im einzelnen nachgehen, so ergibt sich eine gewisse Schwierigkeit aus der engen Verbundenheit verschiedener Elemente in einer Schilderung. Die Landschaften ebensowohl wie die Gegenstände der Natur sind gleichzeitig abhängig von der Jahreszeit, der Tageszeit, der besonderen Stimmung der Natur und, da ein fühlendes Wesen diese Natur

---

1) Enthalten in Gruppe I der vom Dichter selbst festgestellten Vierteilung seiner Wessex-Romane: I. Novels of Character and Environment: Under the Greenwood Tree (UGT) 1872, Far from the Madding Crowd (FMC) 1874, The Return of the Native (RN) 1878, The Mayor of Casterbridge (MC) 1886, The Woodlanders (W) 1887, Wessex Tales (WT) 1888, Tess of the D'Urbervilles (TD'U) 1891, Life's Little Ironies (LLI) and a Few Crusted Characters (FCC) 1894, Jude the Obscure (JO) 1895. — II. Romances and Fantasies: A Pair of Blue Eyes (PBE) 1873, The Trumpet Mayor (TM) 1880, Two on a Tower (TT) 1882, The Well Beloved (WB) 1897 (periodisch schon vorher veröffentlicht), A Group of Noble Dames (GND) 1891. — III. Novels of Ingenuity: Desperate Remedies (DR) 1871, The Hand of Ethelberta (HE) 1876, A Laodicean (L) 1881. — IV. Mixed Novels: A Changed Man usw.

2) Dessen einzelne Teile sind: Mellstock (UGT), Weatherbury (FMC), Egdon Heath (RN), Casterbridge (MC), The Hintocks (W), das Tal von Blackmoor und das Tal des Var sowie das Hochplateau von Flintcomb Ash (TD'U).

betrachtet, auch von der besonderen Seelenlage dieses Menschen. Bei der wissent schaftlichen Untersuchung kann also immer nur das vorwiegende Element beton- werden.

Die Art, wie die Landschaften uns künstlerisch nahegebracht werden, richtet sich nach dem Charakter der Landschaft. Offene, weite Landschaften werden mit Vorliebe in ihrer Ganzheit dargestellt, ganz so, wie sie sich in der Wirklichkeit dem Blick des Betrachters erschließen; dichte Gegenden, also vor allem die Wälder, werden uns in einer Reihe einzelner kennzeichnender Züge allmählich zum Erlebnis. Durch diese Anpassung seiner Darstellungsart gelingt es dem Dichter, die zahlreichen Gegensätze der vielgestaltigen Landschaft, die Felder, Weiden, Heiden, Wälder, Berge, Täler, Hochplateaus, Meeresküsten, das Meer selbst und alle die zahlreichen Einzelzüge dieser großen Geländearten uns aufs anschaulichste vor das innere Auge zu zaubern.

Das Geheimnis des künstlerischen Vorgangs im einzelnen besteht darin, daß der Dichter uns die Landschaft in der gleichen Weise erleben läßt, wie ein wirklicher Betrachter sie erlebt. Im allgemeinen schauen wir demgemäß die Natur durch die Sinne der handelnden Personen. Als Tess auf das Hochplateau von Flintcomb Ash hinaufsteigt, erschaut sie zunächst das unregelmäßig geformte kreidige Tafelland mit den halbkugelförmigen Erhöhungen. Die Luft dort oben ist trocken und kalt, die Fahrwege daher schon bald nach dem Regen weiß und staubig. Es gibt nur wenige Bäume dort oben. In der mittleren Entfernung sind die Gipfel von Bulbarrow und Nettlecombe Tout zu erkennen, die aus dieser Entfernung verhältnismäßig unbedeutend erscheinen, obwohl sie aus der Nähe stattlich genug sind. Inzwischen ist Tess oben angelangt und läßt nun den Blick frei ausschweifen, der sich naturgemäß nach Süden der Kanalküste zuwendet. In weiter Ferne, an einer Stelle nahe der französischen Küste, glänzt der Englische Kanal wie blanker Stahl (TD'U XLII). Am eindringlichsten ist wohl die ausführliche Schilderung der nächtlichen Egdon Heide, deren Darstellung sich jedoch wegen der Länge leider von selbst verbietet (RN). Hingewiesen aber sei auf die Feinheit der Beobachtung, der es z. B. nicht entgeht, daß in den mit Regenwasser gefüllten Stapfen der Kühe und Pferde sich des Nachts das Sternenlicht spiegelt.

Am großartigsten von den Naturschilderungen dürften dem Dichter wohl die Darstellungen der Jahreszeiten gelungen sein. Mit allen Sinnen ergreift dieser verständnisvolle Freund und Kenner der Natur ihr Wesen. Das Auge saugt die Licht- und Farbeneindrücke, das Ohr, besonders zur dunklen Nachtzeit, die Laute, Töne und Geräusche ein, und beide Sinne werden ergänzt durch das Geruchsvermögen. Und das durch diese Sinne nicht Wahrnehmbare wird mit dem ahnenden Gefühl ergriffen, wie z. B. das Emporsteigen der Säfte in den Pflanzen, insbesondere natürlich in den Bäumen, wenn das große Frühlingswunder geschieht. Und mit welcher Eindringlichkeit, welcher hinreißenden Kraft und Schönheit der Sprache bringt uns der selbst im tiefsten Herzen ergriffene Dichter dieses alljährlich uns ergreifende Wunder der Natur zum Bewußtsein!

Nicht nur die charakteristischen Hauptjahreszeiten, sondern auch die verschiedenen Übergänge sind mit größter Kraft der Stimmung ausgestattet. Das

Ahnungsvolle des Frühlings, die brütende Hitze des hohen Sommers, die bunte Blätterpracht des Herbstes, die dichten Nebel und die pfeifenden Winde des Spätherbstes sowie die schneidende, bittere Kälte des tiefen Winters auf dem trostlosen, allen Unbilden der unerbittlichen Witterung ausgesetzten Hochland von Flintcomb Ash, alle diese Stimmungen erleben wir auf das lebhafteste mit. Erstaunlich bleibt dabei vor allem, wie mannigfaltig die beobachteten Naturstimmungen sind und wie wunderbar stets das Charakteristische in treffenden und nie alltäglichen Wendungen ausgedrückt wird. Erstaunlich bleibt es auch, daß der Dichter sich von allen Wiederholungen freizuhalten versteht. Nur *ein* Beispiel möge die Feinheit der Beobachtung andeuten:

Der gleiche Monat, der März, hat ein anderes Aussehen im Walde als auf der Heide, um so mehr, wenn das Wetter verschieden ist. Es ist ein feuchtkalter, nebeliger Abend im Walde von Hintock. Die Wälder scheinen wie in kaltem Schweiß gebadet dazuliegen, Schweißtropfen hängen von jedem kahlen Zweige herab; der Himmel ist farblos, und die Bäume sehen aus wie hagere, graue Gespenster. So feucht ist die Luft, daß der Rauch des Holzfeuers schwer in der Luft hängt und, ohne sich vom Boden erheben zu können, zwischen den Zweigen der Büsche fortkriecht (W XXXI). — In der Heide von Egdon erlöst derselbe Monat die Natur aus der winterlichen Erstarrung, doch tritt der Frühling so verstohlen — 'katzenartig' — ein, daß sein Wirken sich nur dem aufmerksamen Auge erschließt: *A timid animal world had come to life for the season. Little tadpoles and efts began to bubble up through the water, and to race along beneath it; toads made noises like very young ducks, and advanced to the margin in twos and threes; overhead, bumble-bees flew hither and thither in the thickening light, their drone coming and going like the sound of a gong* (RN III—III).

Als Beispiel für die Feinheit der Aufnahme und die Kraft der Wiedergabe der Gehörseindrücke nehme man etwa die wundervolle, eingehende Schilderung des Novemberwindes auf der nächtlichen Heide (RN I—VI); für die Verflechtung von Gesichts-, Gehörs-, Geruchs- und Gefühlseindrücken die des nächtlichen Gewitters mitsamt der von tiefster Kenntnis der Naturvorgänge Kunde gebenden Schilderung der mannigfaltigen Vorboten des Gewitters (FMC XXXVI ff.).

Die Pflanzen- und Tierwelt ist natürlich in den verschiedenen Gegenden von Wessex verschieden. Es zeigt sich jedoch auch hier, daß der Dichter eine so erstaunliche Kenntnis nicht nur der Namen der einzelnen Arten, sondern auch der genaueren Merkmale und der Lebensweise besitzt, wie sie außer dem Forscher von Fach nur der wirkliche Naturfreund besitzen kann, der sich liebevoll selbst mit den unscheinbarsten Pflanzen und Tieren beschäftigt hat. Mindestens fünf bis sechs Dutzend Pflanzen und ebensoviele Tiere finden Erwähnung, in zahlreichen Fällen mit anschaulich kennzeichnenden Zusätzen oder gar längeren, von genauer Kenntnis zeugenden Beschreibungen. So haben die Bäume nicht nur für das Ohr ihre besondere Sprache — besonders ergriffen hat den Dichter offenbar das klagende Sausen der Föhren —, sondern auch ihr ganz besonderes Gepräge für das Auge, und zwar weist er nicht auf die jedem bekannten Unterschiede der Blattformen hin, sondern stellt viel anschaulicher den Gesamteindruck der verschiedenen Baum-

arten in charakteristischer Ausprägung vor uns hin: *The pollard willows, tortured out of their natural shape by incessant choppings, became spiny-monsters as they stood up against it* (nämlich den Abendhimmel). Er zeigt uns die halbabgestorbene Eiche, *hollow and disfigured with white tumours, its roots spreading out like claws grasping the ground,* die Ulmen und Eschen *with great forks, in which stood pools of water that overflowed on rainy days, and ran down their stems in green cascades. On older trees still than these huge lobes of fungi grew like lungs* ... Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die Aufzählung in ihrem Reichtum zu erschöpfen.

Bei der Zeichnung der Tiere kann das tiefe Verständnis für die Natur selbstverständlich noch kräftiger in die Erscheinung treten. Auf die wichtigen Erkenntnisse, die sich aus der Einstellung des Dichters insbesondere zu den Tieren ergeben, ist weiter unten noch genauer einzugehen. Hervorgehoben sei daher hier nur, daß seine Liebe sich nicht nur auf die Haustiere, die dem Menschen ja ohnehin besonders nahe stehen, erstreckt, sondern ebenso auch auf die wildlebenden Tiere und selbst auf die kleinen und kleinsten Lebewesen. Nur ein kurzes Beispiel sei dafür angeführt: Ein Eichhörnchen läuft bei Melburys und Graces Anblick vom Wege fort hinter einen Baum und geht, entsprechend dem Vorwärtsschreiten der Menschen, um den Baum herum, *assuming a mock manner, as though saying, 'Ho, ho! you are only a timber-merchant, and carry no gun!'* (W VII).

Die Zeichnung der Städte und der sonstigen bemerkenswerten Bauwerke der Gegend gehört mit zur Darstellung des Hintergrundes und findet in Hardy, dem ehemaligen Architekten, einen geeigneten Schilderer. Dem Gepräge der Gegend entsprechend, findet man nur kleine Landstädte in dem Herzstück des Landes. Von der Hauptstadt, Casterbridge (= Dorchester), wird die enge Verbundenheit mit dem umgebenden Lande immer erneut nachdrücklich betont. Erst jenseits dieses Bezirks finden wir bedeutungsvollere Städte wie Christminster (= Oxford), Bath, Shaston (= Shaftesbury). Die Beschreibungen sind alle anschaulich und ziemlich ausführlich gehalten. Die umfangreichste Schilderung hat natürlich Casterbridge, der Schauplatz von MC, erhalten.

Besondere Hervorhebung verdient die Einfühlungsfähigkeit des Dichters selbst in die leblosen Dinge. Die Beschädigungen an den schönen mittelalterlichen Gebäuden in Christminster ergreifen ihn so, als wären sie an fühlenden Wesen begangen worden: *Cruelties, insults, had, he perceived, been inflicted on the aged erections. The condition of several moved him as he would have been moved by sentient beings* (JO II—II). Bei einem derartigen Einfühlungsvermögen wundern wir uns nicht, auch die Beseelung der vom Menschen geschaffenen Gegenstände ganz wie bei den Landschaften, Pflanzen und Tieren als ein hervorragendes Mittel zur Erregung der Stimmung verwandt zu sehen. Als Jude nach langem Irrwege endlich nach Christminster, dem heiß ersehnten Ziel seiner Wünsche, gelangt, zeigen uns die Lampen die Stimmung des Ankommenden: *They winked their yellow eyes at him dubiously, and as if, though they had been awaiting him all these years, in disappointment at his tarrying, they did not want him now* (JO II—I).

Das infolge der Vielgestaltigkeit des Landes reichgegliederte Landleben von Wessex findet bei Hardy eine entsprechend vielgestaltige Darstellung. Die für Eng-

land so bedeutungsvolle Viehzucht wird eingehend dargestellt in FMC (Schafe) und TD'U (Kühe), und zwar werden genauer dargestellt das Lammen, das Schafwaschen, die Schafschur, die Heilung der Schafe, als sie sich im Klee überfressen haben, das Verhalten der Schafe vor dem Gewitter, der große Schafmarkt sowie die verschiedenen Schafrassen; das Melken, das Kalben, das Verhalten der Kühe in der drückenden Sommerhitze sowie die mit der Kuhzucht in Verbindung stehende Molkereiwirtschaft, nämlich das Entrahmen, das Buttern in der altertümlichen Weise des durch ein Pferd getriebenen Butterfasses, die Käsebereitung und das Absuchen der Kuhweide, weil die Butter einen Beigeschmack von Knoblauch hat. Weniger eingehend werden Schweinezucht (JO) und Bienenzucht (UGT und FMC) dargestellt.

Die in England weniger bedeutsame Ackerwirtschaft wird besonders in TD'U dargestellt, und zwar die Bestellung des Ackers im Winter, das Mähen, das Garbenbinden, das Dreschen, das Rübenhacken, das Rübenschneiden und Schilfziehen (*reed-drawing*).

In W findet dann die Holzwirtschaft, von der z. B. das Entrinden eingehend beschrieben wird, und das Schneiden der zur Bedachung der Häuser verwandten Späne, in RN das Schneiden der Ginsterreiser (*furze-cutting*) seine Darstellung.

Die Schilderung dieser verschiedenen Seiten des englischen Landlebens wäre an sich nicht weiter bedeutsam, wenn es dem Dichter nicht gelungen wäre, die Schicksale seiner Menschen tief und fest in diese ländliche Umwelt einzubetten. Oaks Liebe zu Bathsheba und sein Schmerz über den Mangel an Liebe auf ihrer Seite prägt sich bei diesem äußerlich so stillen und gefaßten Manne nur darin aus, daß er das Schaf, das er gerade schert, so schneidet, daß es blutet, ein Versehen, das bei diesem überaus geschickten Manne lauter spricht als noch so viele und noch so laute Reden. Die Liebe zwischen Angel und Tess ist unlösbar verbunden mit der ländlichen Umgebung von Talbothays. Eines Tages hat Angel sich Tess genaht, als sie gerade mit Melken beschäftigt ist, doch die Kuh — Old Pretty — ist so erstaunt darüber, daß sich plötzlich zwei Menschen unter ihr befinden, wo doch nur einer sein sollte, daß sie ungehalten das Hinterbein hebt, um auszuschlagen. Käsegeruch und das Tropfen des Molkens begleiten die Unterhaltung der Milchmädchen über Angel, den Gegenstand ihrer hoffnungsvollen Liebe: ... *the words of her informant coming to her along with the smell of the cheeses in the adjoining cheese-loft, and the measured dripping of the whey from the wrings downstairs.*

Eine entsprechend liebevolle Darstellung finden die alten Sitten und Gebräuche des Landes, das Shearing-supper (FMC XXIII), das Harvest-supper (ebd. XXXVI), die Freudenfeuer auf der Heide von Egdon (RN I—III), der May-Day-Tanz (TD'U II) und die so gemütlichen Weihnachtsgesellschaften (UGT; RN; W; FMC, in diesem letzten Werke findet die Gesellschaft durch Troys plötzliches Auftreten freilich ein erschütterndes Ende). Bemerkenswert an diesen Gebräuchen ist vor allem ihr hohes Alter. Deutlich tritt bei dem Shearing-supper die Verbindung der ländlichen Gegenwart mit der Vergangenheit in die Erscheinung, vor allem in dem patriarchalisch-einfachen und treuherzig-innigen Verhältnis zwischen der Gutsherrschaft und den Leuten: *The shearers reclined against each other as at suppers in*

the early ages of the world ... denn, wie es an anderer Stelle heißt: *In these Wessex nooks the busy outsider's ancient times are only old; his old times are still new; his present is futurity.* Entsprechend sind auch die Freudenfeuer auf der Heide von Egdon nicht so jungen Datums, wie gemeinhin angenommen wird: die Asche der Scheiterhaufen der britischen Ureinwohner liegt noch frisch und unberührt in den Hünengräbern der Heide. Feuer, die für Thor und Wodan entfacht worden waren, hatten in gleicher Weise wie die druidischen Feuer über die düstere Heide geleuchtet, bis mit der Einführung des Christentums die Erinnerung an diese Bedeutung der Feuer ausgerottet wurde. Die Feuer selbst aber ließ sich die zäh am Überkommenen haftende Bevölkerung nicht rauben, mochte man auch später vorgeben, daß sie zur Erinnerung an das Mißlingen der Pulververschwörung alljährlich entzündet würden: ... *such blazes as this the heathmen were now enjoying are rather the lineal descendants from jumbled Druidical rites and Saxon ceremonies than the invention of popular feeling about Gunpowder Plot* (RN I—III).

Von unserem Standpunkt der Betrachtung aus können wir die in den Wessex-Romanen auftretenden Menschen einteilen in die 'Eingeborenen' und die Fremden, von denen einige in das einsame Land verschlagen werden, andere dagegen für immer in der Großstadt haften. Diese letzten insbesondere sind es, an denen der Unterschied zwischen Stadt und Land oder im Sinne unseres Dichters der zwischen Zivilisation und Natur seinen klarsten Ausdruck findet. Während die Landbevölkerung unlösbar fest mit der Heimatscholle verwachsen ist, von ihr nicht getrennt werden kann und nicht getrennt werden will, ist die sogen. 'gute' Gesellschaft völlig entwurzelt, überall im Grunde gleich: ... *whether I am in Row, Boulevard, Rialto, or Prado, they all speak the same language* (PBE XIV). Der Hauptgrund für diese Gleichförmigkeit der Gesellschaft liegt in der Ausbildung der unbedingten Selbstbeherrschung, der self-control, die einen so hervorstechenden Zug im englischen Wesen bildet, die aber — und hier wird nun Hardys Schilderung des englichen Landbewohners von unschätzbarer Bedeutung für die gerade in unseren Tagen mit solchem Eifer unternommenen Versuche, das englische Wesen zu erkennen — auf einen bestimmten Teil der englischen Bevölkerung, nämlich die vornehme Großstadtschicht beschränkt ist. Diese Selbstbeherrschung ist für den Verkehr der Menschen untereinander, insbesondere wenn eigennützige Ziele erstrebt werden, allerdings von großer Bedeutung. Die Stimme des Herzens ist lästig, wenn große Dinge erreicht werden sollen, sagt Christopher Julian (HE), und Ethelberta spricht es klar aus, daß man nur durch Unterdrückung der Gefühle im Leben vorwärts kommen kann. Hier liegt der Hauptunterschied zwischen den Leuten in der Stadt und denen auf dem Lande. Hier wird auch klar, daß die englische Führerschicht auf politischem und kommerziellem Gebiete die mit dieser Eigenschaft unleugbar verbundenen Vorteile teuer erkauft hat mit dem Verlust der inneren Herzenswärme, denn durch die äußerlich zur Schau getragene Kühle wird schließlich auch das Innere kalt und teilnahmlos für die Leiden und Freuden anderer. Hardy hat uns in der Gesellschaft, die im Hause der Doncastles verkehrt, gezeigt, wie leer und wenig menschenfreundlich diese Menschen trotz aller äußeren Höflichkeit, die bei ihnen doch nur eine große Lüge ist, im Grunde sind (HE VII).

Wie unberechtigt ist unter diesen Umständen der Hochmut, den diese Menschen gegen diejenigen zeigen, die gesellschaftlich unter ihnen stehen! Und doch ist dieser Hochmut einer der kennzeichnendsten Züge, insbesondere gegenüber den einfachen und in ihren Manieren häufig so plumpen Landleuten. Hier bewährt sich des Dichters Großherzigkeit und Treue der Beobachtung aufs glänzendste, indem er sich in der Schilderung der Landleute von jeder billigen Idealisierung auf Kosten der Wahrheit ferngehalten hat, denn diese Leute, und gerade die allerbesten unter ihnen, gerade die Warmherzigsten und Selbstlosesten, zeigen die Plumpheit, ja Taktlosigkeit am deutlichsten. Aber auch diese beherrschten Stadtmenschen, und das ist für die Erkenntnis 'des' Engländers wieder von allerhöchstem Werte, sind im Grunde gar nicht so, wie sie sich geben. Wenn die Erregung nur genügend stark ist, schmilzt die äußere Eishülle, und der darunter verborgene Mensch im vollen Sinne des Wortes wird sichtbar: ... *when the heart was hot with a dream Pall Mall had much the same asp·ct as Wessex* (HE XXVIII). So wird uns der phlegmatische Neigh vorgeführt, so sehen wir, hemmungslos bis zur Gewöhnlichkeit, die Lady Petherwin (HE X) und den Bruder des Lord Mountclere (ebd. XLV), diesen aber bezeichnenderweise erst, als er sich unbeobachtet glaubt! Das wahre Wesen 'des' Engländers werden uns also — und das ist eine Erkenntnis von größter Bedeutung — die Beobachtungen der beherrschten Stadtmenschen niemals geben können!

Wir werden uns unter diesen Umständen nicht wundern, daß die unverbildeten Naturmenschen, die mit dieser Stadtkultur in Berührung gekommen sind, sich zurücksehnen in die Heimat, wo trotz mancher Unvollkommenheiten der Menschen doch die Herzen warm, offen und von aufrichtiger Teilnahme für den Mitmenschen erfüllt sind. Den stärksten Ausdruck hat wohl diese Sehnsucht bei Grace gefunden, die nach genauer Kenntnis von Stadt- und Landleben doch in einem wehen Aufschrei bekennt, daß es außerhalb von Hintock noch kein Glück für sie gegeben hätte (W XXX). Selbst Ethelberta, die doch auf Grund ihrer ganzen Anlage den Bedingungen der großstädtischen Gesellschaftskultur am vollkommensten genügen kann, äußert diese Sehnsucht deutlich (HE XIV), ohne daß sie ihr freilich nach Lage der Dinge folgen könnte.

Diesen Landleuten fehlt nicht nur die berechnende Selbstbeherrschung, sie sind auch keineswegs, wie die hochmütige Unkenntnis des Städters es sich vorstellt, eine große, ungebildete Masse. Am deutlichsten ist dieser Irrtum bei Angel Clare berichtigt worden, der schon nach kurzem Aufenthalt auf dem Lande erkennt, daß es den 'Hodge' nicht gibt, daß vielmehr alle diese Leute dem aufmerksamen Auge klar als wertvolle Einzelwesen von durchaus persönlichem Gepräge erkennbar sind (TD'U XVIII). Es ist ganz im Sinne dieser auf liebevolles Verständnis gegründeten Erkenntnis, daß der Dichter in allen seinen Werken auch die unbedeutendsten Nebenpersonen mit dem vollen Namen einführt.

Es gibt natürlich soziale Unterschiede der verschiedensten Art unter den Landleuten, doch sind für Hardy diejenigen des Charakters die weitaus wichtigeren. Es gibt einfache Naturen, die in der Herde bleiben, und es gibt solche von stärkerer Erlebnisfähigkeit und Tiefe, die sich zu Führern der einfachen Menschen aufwerfen können, weil diese ihre Überlegenheit anerkennen. Sie werden die 'Helden' der

Romane, weil sie Träger von Schicksalen werden. Unter diesen unterscheidet nun Hardy zwei Haupttypen, die leidenschaftsarmen, mehr duldenden und die leidenschaftlichen, ungestümen, aktiven Charaktere. Die kräftigsten Ausprägungen jenes Typs sind etwa Oak, Diggory, Winterborne, Thomasin, Marty, dieses dagegen Boldwood, Henchard, Jude, Bathsheba, Eustacia, Tess. Es ist von größter Bedeutung für die Erkenntnis des englischen Wesens, daß Hardy diesen jäh aufbrausenden, hemmungslos leidenschaftlichen Typ immer und immer wieder gezeichnet hat, denn es folgt daraus, insbesondere im Zusammenhang unserer Beobachtungen an den Stadtmenschen, daß er im englischen Volke tief verwurzelt und weit verbreitet ist. Hier, in dem von großstädtischer Zivilisation unberührten, altertümlichen Wessex zeigt sich ganz deutlich die geradlinige Entwicklung des Renaissancemenschen, wie er in Shakespeare eine so gewaltige Ausprägung gefunden hat, während in den Städten sich das bürgerliche Ideal der self-control durchgesetzt hat[1]), das man gewöhnlich, da ja dieses Bürgertum dem England der neueren Zeit so beherrschend sein Gepräge aufgedrückt hat, für allgemein englisch zu halten geneigt ist. In Wirklichkeit liegen die Dinge nicht so, was ja auch aus den verschiedensten Gründen unwahrscheinlich sein muß, daß 'der' englische Charakter sich seit dem XVII. Jahrh. mehr oder minder plötzlich grundstürzend gewandelt hätte, sondern eine ganz bestimmte Schicht hat sich seither gebieterisch in den Vordergrund drängen können. Ob unserm Dichter diese Entwicklung mit dieser Deutlichkeit vorgeschwebt hat, ist schwer zu sagen, doch ist es sehr bemerkenswert, daß er eine sehr starke Vorliebe für den naturnahen Shakespeare und eine ebenso klare Abneigung gegen die Puritaner gehabt hat. Unter diesen versteht er die bürgerlichen Reichen, die unter Cromwell gegen die Aristokratie zu Felde zogen, und ihre Nachkommen. In diesem Sinne gehört ihm Paula Power, die reiche Tochter des großen Eisenbahnenerbauers Power, zu den 'Puritanern'. Für des Dichters Einstellung zu diesen ist es nun bezeichnend, daß er die durchaus sympathisch gezeichnete Heldin dadurch ehrt, daß er sagt, sie sei '*not a creature starched very stiffly by Puritanism*' (L I—XII).

Des Dichters Weltanschauung können wir erschließen aus unmittelbaren Äußerungen und aus der Art, wie er seine Menschen gestaltet hat. Daß dafür nur die 'Eingeborenen' von Wessex ernstlich in Frage kommen, bedarf nach dem bisher Gesagten keiner weiteren Begründung mehr, doch kommen unter diesen Eingeborenen vornehmlich die mit besonderer Teilnahme und besonderer Liebe gezeichneten Charaktere als Träger seiner eigenen Weltanschauung in Betracht. Das sind nun in erster Linie die gediegenen, selbstlos duldenden Menschen, diejenigen, die so in Harmonie mit der umgebenden Welt leben, daß ihnen große Irrungen infolge eigenen Verschuldens erspart bleiben. Die anderen, die Stürmischen, Leidenschaftlichen, deren Schicksal es ist, aus der ruhigen Bahn herausgerissen zu werden, sind uns wichtig, weil sie uns die Stellungnahme des Dichters zu ihren Irrungen erkennen lassen.

Hauptkennzeichen für jene ist die nahe Verbundenheit mit der Natur, die diese Menschen befähigt, selbst in tiefer Nacht aus dem Stand der Gestirne die

1) Dieser Punkt ist erst jüngst von Schücking sehr klar dargestellt worden. Neue Jahrbücher (1928) IV 79ff.



Zeit sicher abzulesen (Oak, FMC II), in dunkler Nacht beim Vorbeistreifen am Laube der Bäume die Arten der Bäume zu erkennen (Winterborne und Marty, W XLIV), aus einer großen Zahl einzelner Beobachtungen am Firmament, an der Atmosphäre und den verschiedenen Tieren, den Krähen, Pferden, Kröten, Schnecken, Spinnen und Schafen das heraufziehende Wetter, an das die weniger Kundigen nicht glauben wollen, mit Sicherheit zu erkennen (Oak, FMC, XXXVI) und die in einigen so tief und innig ist, daß sie völlig eins werden mit der Natur selbst. So sind Winterborne und Marty zum restlosen Verständnis der Natur, zum '*intelligent intercourse with Nature*' vorgedrungen, zur lichten Klarheit, wo andere nur dunkel ahnen: *The casual glimpses which the ordinary population bestowed upon that wondrous world of sap and leaves called the Hintock woods had been with these two, Giles and Marty, a clear gaze. They had been possessed of its finer mysteries as of commonplace knowledge; had been able to read its hieroglyphs as ordinary writing; to them the sights and sounds of night, winter, wind, storm, amid those dense boughs, which had to Grace the touch of the uncanny, and even of the supernatural, were simple occurrences, whose origin, continuance, and laws they foreknew* . . . (W XLIV). Ja, ihre Verbundenheit mit der Natur ist so eng, daß sie die Sprache der Natur nicht nur verstehen, sondern sogar selbst sprechen können: '*Yet you and he could speak in a tongue that nobody else knew — not even my father, though he came nearest knowing — the tongue of the trees and fruits and flowers themselves.*' (Marty, W XLIV). Diese Sprache wird von den Pflanzen verstanden, die unter der verständnisvollen Berührung gedeihen (vgl. das Pflanzen durch Winterborne und Marty; W VIII; durch Bathsheba, FMC XLVI).

Es ist demgemäß sehr bedeutungsvoll, daß eines der Hauptkunstmittel unseres Dichters zur Veranschaulichung der Stimmung die Beseelung der Natur, insbesondere der Tiere, aber weitgehend auch der leblosen, von Menschenhand geschaffenen Dinge ist. Dieses Kunstmittel sagt einem Geiste zu, der sich selbst und die umgebende Welt als Einheit empfindet. Am klarsten wird diese Weltauffassung, wenn wir das Verhältnis der edelsten Gestalten seiner Romane zu den Tieren ins Auge fassen, denn diese werden durchaus als Brudergeschöpfe empfunden. Für Oak ist es allezeit ein dunkler Schatten auf seinem Leben gewesen, daß seine Schafe geschlachtet werden mußten, daß ein Tag kam, an dem der Schafhirt zum Verräter an seiner schutzlosen Herde wurde. Und so gilt sein erster Gedanke, als das verständnislose Vorgehen seines Hundes ihn um seinen gesamten Besitz und die Aussicht auf Wohlstand gebracht hat, seinen armen Schafen. Der Gedanke an sich selbst kommt ihm erst in zweiter Linie. Der Hund, der seinen Lebenszweck so gründlich mißverstanden hat, wenigstens nach der Ansicht der selbstsüchtigen Menschen, wird nicht sinnlos geschlagen, sondern als unbrauchbar auf eine möglichst schmerzlose Weise getötet (FMC V). Eine entsprechende Einstellung zeigt sich bei Jude, als er das selbstgefütterte Schwein schlachten muß. Tess fühlt sich als Mörderin, als durch ihre Schläfrigkeit das Pferd Prince ums Leben kommt. Aus tiefem Mitgefühl tötet sie die von rohen Jägern angeschossenen Fasanen, wobei ihr die heißen Tränen über die Wangen laufen. Diese Tierliebe erstreckt sich auf kleine wie große Wesen. Als Oak eine Kröte findet, die er getreten hat, hebt er sie auf, um

ihr durch einen schnellen Tod langes Leiden zu ersparen, setzt sie aber, als er sie unverletzt findet, wieder ins Gras. Jude weicht behutsam den zahlreichen Regenwürmern auf dem Wege aus, um keinen zu treten und läßt die Krähen auf dem Felde, die er vertreiben soll, ruhig ihren Hunger stillen.

Oben war schon auf die aus tiefer Liebe geborene, eingehende Art der Tierschilderung verwiesen worden, hier sei nur noch hingewiesen auf die Darstellung jenes Hundes, der Fanny Robin auf ihrem elenden Wege in das Armenhaus zu Casterbridge begleitet und zum ragenden Symbol der Treue des Hundes wird, wobei noch hervorgehoben werden muß, daß dieser Hund ein Bastard, für den eitlen Durchschnittsmenschen also meist kein Gegenstand der Bewunderung ist: *Being thus assignable to no breed, he was the ideal embodiment of canine greatness — a generalization from what was common to all* (FMC XL). Welch herbes Urteil über die Menschen liegt in der Antwort des Mannes, der die Tür für Fanny geöffnet hat, auf ihre Frage nach dem treuen Gefährten: '*I stoned him away.*' . . .

Daß dieses Gefühl allgemeiner Bruderliebe auch den Menschen mit einbegreift, ist selbstverständlich und findet seinen erhabensten Ausdruck in Sues Worten: '*The beggarly question of parentage — what is it, after all? What does it matter, when you come to think of it, whether a child is yours by blood or not? All the little ones of our time are collectively the children of us adults of the time, and entitled to our general care*' (JO V—III). Und das oben gekennzeichnete Mitgefühl Judes mit den durch menschliche Eingriffe beschädigten mittelalterlichen Gebäuden, was ist es schließlich weiter, als die Ehrfurcht vor der Schöpfung eines einzelnen menschlichen Geistes, der zugleich auch den Geist der Zeit, in der er lebte, ausgeprägt hat?

So sind alle Geschöpfe Offenbarungen eines Gottes, der sie alle durchdringt. Schon in FMC findet sich bei der Beschreibung des Frühlingswunders das eindrucksvolle Wort '*God was palpably present in the country . . .*' (XXII). Tess wird im Angesichte der Herrlichkeit der Frühlingslandschaft hingerissen zu der Aufforderung an Sonne, Mond, Sterne und alle grünen Dinge auf der Erde, einzustimmen in den Preis Gottes (TD'U XVI). Die geheimnisvolle Lebenskraft, die durch die ganze Natur in unzähligen Strömen braust, ergreift Tess ebenso wie sie die wildlebenden Tiere ergreift (ebd. XV). Es bedarf nur einer weihevollen Stunde, um den so von der Natur trunkenen Menschen über sich selbst hinaus zu reißen bis zur Anbetung der Gestirne als der eindrucksvollsten Sinnbilder der Naturkräfte. Als Jude sich eines Tages in der Stunde des Sonnenunterganges, als gleichzeitig mit der untergehenden Sonne der Vollmond emporsteigt, sich allein weiß, kniet er nieder und betet die beiden Gestirne an (JO I—V). In derartig weihevollen Stunden schwingt sich der empfängliche Geist über sich selbst hinaus ins All, grenzenlos, über Raum und Zeit erhaben. Dies Gefühl erlebt Oak in einsamer Winternacht auf dem Hügel von Norcombe, und auch Tess berichtet es von sich. Es vermag recht eigentlich dem Menschen seine Kleinheit und die so oft vom Dichter betonte Bedingtheit aller menschlichen Gefühle, Schicksale und Satzungen zum Bewußtsein zu bringen.

Das alle Wesen, also auch den Menschen durchdringende Lebensgefühl und die Erkenntnis der Bedingtheit alles menschlichen Tuns und Fühlens führt nun unseren Dichter zu zwei wichtigen Ablehnungen, nämlich der des Christentums und der der

willkürlichen Menschensatzungen, insbesondere der herkömmlichen Moralbegriffe, wie sie insbesondere das Verhältnis der Geschlechter untereinander betreffen.

Die mechanische Rechtgläubigkeit — '*automatic orthodoxy*' — ist unwahr in der Natur, vor allem aber die Askese, die unter Berufung auf Augustinus abgelehnt wird (TD'U XV). Nicht Weltflucht, sondern Weltfreudigkeit entspricht dem Wesen der Natur. Der Lebenshunger, der alle Geschöpfe durchdringt, ist deshalb auch dem Menschen einzig angemessen. Die heidnischen Religionen waren daher dem Christentum weit überlegen. Eine gesündere Religion als die Verehrung der Sonne hat unter dem Himmel niemals bestanden, urteilt der Dichter (TD'U XIV) und verkündet durch den Mund Angels seine Ansicht, daß es besser gewesen wäre, wenn die Quelle der abendländischen Religion nicht in Palästina, sondern in Hellas entsprungen wäre (ebd. XXV). Unter Übergehung weiterer Belege sei noch hingewiesen auf die Ablehnung des orthodoxen Kirchentums in JO. So lange Sue im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte ist, bekennt sie sich zum Griechentum und lehnt das Christentum ab, sobald jedoch ihr Geist zerrüttet wird, verfällt sie in die ärgste Buchstabengläubigkeit, die ihren grauenhaften Ausdruck findet in der erschütternden Opferung ihres Leibes am Schluß des Buches. Bis zur Unerträglichkeit steigert der Dichter die Brandmarkung der salbungsvollen amtlichen Moral in den Glückwünschen der Priester, die sie Jude und Arabella (JO VI—V) und Sue und Phillitson (ebd. VI—VII) nach den unnatürlichen Eheschließungen aussprechen. Das Verbrennen der theologischen Schriften durch Jude ist eine sinnbildliche Handlung, die den Bruch mit dem Christentum ausdrückt (ebd. IV—III). Auf die Behandlung der Geistlichen bei Hardy kann hier leider nicht eingegangen werden, doch sei nur festgestellt, daß der sympathischste von ihnen, Mr. Clare, zwar edel und gütig, aber nicht groß ist. —

Abgelehnt werden ebenso Gesetz und Sünde als willkürlich und ohne Begründung in der Natur. Die Tiere kennen diese Begriffe nicht, ihnen fehlt daher eine wesentliche Quelle des Leides. Denn nur dadurch, daß Tess unter Menschen lebt, muß sie leiden: *Alone in a desert island would she have been wretched at what had happened to her? Not greatly* (TD'U XIV). Die Welt ist ja nur eine Vorstellung der Seele — *only a psychological phenomenon* — und was die Dinge scheinen, das sind sie für den urteilenden Menschen. Nicht Tess ist außer Einklang mit der wirklichen Welt, sondern die Moralbegriffe — '*moral hobgoblins*' nennt sie der Dichter respektlos — der Menschen (TD'U XIII). Wie eine trotzige Fanfare tönt schon der Untertitel zu TD'U, 'A Pure Woman', in die Welt hinaus.

Hardys vielberufener Fatalismus erwächst folgerichtig aus dem Gefühl der innigen Naturverbundenheit. Wer seine Winzigkeit im All oder im Wirken der Natur erkannt hat, wird bescheiden in der Beurteilung des Einflusses, den er kraft seines eigenen Willens auf die Gestaltung des Schicksals nehmen könnte. Als eine einzelne der unendlich vielen Offenbarungen des Urgrundes alles Seins[1]) ist der

1) '*First Cause*', '*great Power who moves the world*', '*God*' sind Versuche, das Unfaßbare, Unaussprechliche in Worte zu zwingen; '*President of the Immortals*' (TD'U LIX) ist nur eine spöttisch-verzweifelnde Wendung, ein erschütterndes Eingeständnis der Tatsache, daß es auch dem Menschen der Neuzeit nicht gelungen ist, das Rätsel des Lebens zu lösen.

Mensch eingegliedert in das allgemeine, ihm nach Ursprung und Ziel unbegreifliche Geschehen der Welt. Die Schicksalgebundenheit des Menschen besteht demgemäß in der besonderen Charakteranlage des Menschen, auf die er keinen Einfluß nehmen konnte. *Character is Fate* tönt es uns aus des Dichters Munde klar entgegen (MC XVII), und er weist ausdrücklich darauf hin, daß Henchards und Farfraes verschiedene Schicksale sich aus diesen verschiedenen Charakteranlagen erklären lassen. In der Tat ließe sich ein derartiger Nachweis für alle anderen Charaktere Hardys ebenso führen; denn das Verhalten in einer bestimmten, sei es noch so unerwarteten Lebenslage richtet sich nach dem Charakter des Menschen, der eine Entscheidung zu treffen hat. So quillt das Schicksal des Menschen aus seinem eigenen Verhalten, dieses aus der Charakteranlage, diese aus dem alles bewegenden Urgrunde. Glück und Unglück der Menschen hängen davon ab, ob sie sich in diese Tatsache schicken können oder nicht. Jene, die Naturnahen, ahnen den Sinn des Lebens, diese versuchen sich zu empören und richten sich dadurch zugrunde. Eine solche Natur ist Eustacia. An ihrem Beispiel veranschaulicht der Dichter jene äußere Art des Fatalismus, die so viele irrtümlich für seine eigene halten, wenn sie nach Mrs. Yeobrights Tode die Schuld daran nicht in sich selbst, sondern in dem Wirken irgendeines mächtigen Fürsten der Welt suchen will (RN IV—VIII) oder wenn sie sich selbst von außen betrachtet und denkt ... *what a sport for Heaven this Eustacia was* (ebd. V—V).

Hardys ebenfalls oft berufener Pessimismus strömt aus demselben einen einzigen Quell wie seine gesamte Lebensanschauung, nämlich der innigen Naturverwachsenheit. Zwei Ursprünge kann er haben: er kann einmal auftreten als Folgeerscheinung des Fatalismus oder als Störung eines naturnahen Lebens durch den Eingriff einer naturfremden Gewalt, d. i. der Großstadtkultur.

Schon die Geburt des Menschen ist ein Vorgang, der jenseits seiner Willensentschließung liegt. Mit schneidender Schärfe gegen den ungenannten Wordsworth, auf dessen Wort von dem 'heiligen Plane der Natur' hingewiesen wird, zeigt er uns die sechs hilflosen Kinder der sorglosen Durbeyfields, die niemand gefragt hat, ob sie zu leben wünschen und gar unter den ihnen schicksalmäßig zugefallenen harten Bedingungen (TD'U III). Nach dem Heranreifen zur selbständigen Persönlichkeit fragt es sich, ob man zur Erkenntnis der naturgegebenen Schranken kommt, und wie man sich gegebenenfalls mit seiner Ohnmacht abzufinden vermag. '*All laughing comes from misapprehension. Rightly looked at there is no laughable thing under the sun*', sagt der frühreife Sohn Judes (JO V—III) und leiht damit dem Schopenhauerschen Wort 'Bewußtsein ist Schmerz' ein neues Gewand. Hieraus ergibt sich als erste Antwort auf die Frage nach der Glücksfähigkeit der Menschen, daß zunächst alle die in Frage kommen, deren Bewußtsein vom Leben so primitiv ist, daß ihnen die Erkenntnisse erspart bleiben, die die verstandesklaren Grübler, die um den Sinn des Lebens ringen, die gefühlswarmen Schwärmer, die fremdes Leid wie eigenes mitempfinden, und die trotzigen Kraftnaturen, die sich vermessen, ihren starken Willen gegen die dem Menschen naturgesetzten Schranken durchzusetzen, durchleiden müssen. Zu ihnen gehören alle die zahlreichen einfachen Landleute in den Wessex-Romanen, die in der Masse bleiben. Zwar herrscht bei ihnen

nicht etwa schäferlich-romantische Glückseligkeit, aber ihre Sinne sind so einfach, daß sie unter ihrem Schicksal nicht leiden und nicht dagegen aufbegehren. Sie sind auch die Träger eines köstlichen Humors, der freilich später der eindringenden Stadtkultur zum Opfer fällt. Bei den anderen hängt der Grad des Leidens von der Intensität des Charakters ab: *Capacity for intense feeling is proportionate to the general intensity of the nature, and perhaps in all Fanny's sufferings, much greater relatively to her strength, there never was a time when she suffered in an absolute sense what Bathsheba suffered now* (FMC XLIII). Daher kommt es, daß gerade ein Boldwood, ein Henchard, ein Jude Selbstmordversuche machen, daß bei keinem der Pessimismus so erschütternd in die Erscheinung tritt wie in dem Testament des in die einsame, düstere Heide geflüchteten Henchard und in den letzten Worten des sterbenden Jude.

Nur eine Gruppe von Menschen gibt es, die weit über die primitive Masse hinausragen und die doch nicht dem Pessimismus verfallen. Das sind die Oak, Diggory, Winterborne, Marty usw., also diejenigen, die sich ganz als Teile der Natur fühlen. Diese kommen zwar auch zur Erkenntnis der Winzigkeit des Menschen im All und zu seiner Hilflosigkeit, aber ihnen ist — ohne ihr Zutun — auch das Glück beschert, sich als Teil der ganzen Natur fühlen zu können. Sie haben das höchste, tiefste und letzte Glück vom Schicksal auf den Weg bekommen, nämlich das Gefühl der Harmonie mit dem All, mit der umgebenden Natur. Sie fühlen sich ohne philosophische Klarheit nur als einzelne Emanationen des Urgrundes alles Seins und Werdens und sehen demgemäß ihre eigene Person nicht als besonders wichtig für die Welt an. Diese Menschen gehen aber nicht zugrunde, sondern gelangen alle zu einem bescheidenen Glück. In W allerdings — also nach der entschiedenen Wendung Hardys zum unbedingten Pessimismus — muß Winterborne an seiner Treue zugrunde gehen, und Marty bleibt nur die Klage am Grabe des hoffnungslos Geliebten.

So ist denn also wenigstens 'fern von des Lebens verworrenen Kreisen' Glück, wenngleich nur ein bescheidenes, möglich? Hardys Werke zeigen uns, daß dem in der Tat so ist, so lange — und nun kommt wieder eine Einschränkung — die städtische Zivilisation fern bleibt! UGT zeigt uns diesen paradiesischen Zustand, in den anderen Romanen ist es eine Person, bei der ein starker Einschlag städtischer Zivilisation in Verbindung mit einem ausgeprägten Eigennutz — also einer dem naturnahen Menschen fremden Eigenschaft — vorhanden ist, die die tragischen Verwicklungen schafft. Solche Menschen sind die Troy, Wildeve, Fitzpiers, Alec, Arabella.

Eine andere Quelle des Elends, zumindest eine Steigerung davon entspringt aus dem Zusammenprall zwischen dem naturgegebenen Lebenshunger und den Schranken, die das menschliche Gesetz und die willkürliche Bestimmung des Begriffs der Sünde errichtet haben. Diese menschlichen Satzungen sind naturfremd; wenn sie in die Natur eingeführt werden, dann flieht die fromme Unschuld, dann 'zischt die Schlange auch da, wo die süßen Vöglein singen' (TD'U XII), dann sinkt das Paradies dahin. Beklagenswert ist nun die Tatsache, daß gerade die zartesten und edelsten Naturen am meisten unter den willkürlichen Menschensatzungen

leiden müssen. Als hervorragendstes Beispiel dafür greift Hardy die Ehegesetze heraus, die die innigsten Verhältnisse der Menschen durch Zwang regeln sollen und ein langes Zusammenleben auf ein meist vergängliches Gefühl gründen wollen.

Eine starke Steigerung des Pessimismus ist im Fortgang der Wessex-Romane unverkennbar. Wenn wir den recht unvollkommenen Erstling DR, der für Hardy in keiner Weise charakteristisch ist, beiseite lassen, finden wir in UGT ein volles Glück verkörpert und in den folgenden Romanen immerhin ein halbes, insofern als nicht alle Menschen unglücklich werden. PBE und TT nehmen eine gewisse Ausnahmestellung ein, gehören jedoch nicht zu den großen Romanen und sind jedenfalls nicht Ausdruck einer besonders tiefgehenden Verdüsterung. Von MC ab wird es dann deutlich anders. Wenngleich Farfrae und Elizabeth-Jane eine Ehe schließen, von der wir uns Bestand versprechen dürfen, so ist doch Henchards Testament Ausdruck einer äußerst herben Menschen- und Lebensverachtung. Hinfort gibt es keine glücklichen Ehen mehr. Zwar bleiben Grace und Fitzpiers am Ende in der ehelichen Gemeinschaft zusammen, doch versinkt diese Ehe in der Gewöhnlichkeit infolge der Unfähigkeit des Mannes, die Heiligkeit der Ehe durch die Tat anzuerkennen. Zwar hält erst neuerdings *Grimsditch*[1]) es für nötig, die Folgerichtigkeit des Dichters zu erweisen, doch hat er dessen Absichten völlig verkannt, wenn er sich bemüht nachzuweisen, daß Fitzpiers nun geläutert sei und die Ehe nicht mehr brechen wird. Demgegenüber ist darauf zu verweisen, daß Fitzpiers zu den Menschen gehört, die gleichzeitig mehrere Frauen lieben können (W XXIX) und daß auch nach der Wiederaussöhnung mit seiner Frau wiederholt betont wird, daß dieser Mann nicht treu bleiben wird (ebd. XLVIII). Es wäre doch auch dem Dichter nicht schwer geworden, den Charakter so anzulegen, daß die Bekehrung glaubhaft gewesen wäre! Nein, der junge Arzt gehört in die Reihe jener leichtsinnigen, sinnlich veranlagten Menschen, zu denen auch Troy, Wildeve, Alec, Arabella gehören, die sich nicht einmal Mühe geben, über den Begriff der Treue nachzudenken. Auch Grace gehört nicht zu den erhabenen Gestalten des Dichters. Sie ist durch die städtische Bildung in ihrer Heimat entwurzelt, wovon ihr weher Aufschrei kündet. Deutlich wird ihr Verhalten durch dasjenige Martys ins Licht gestellt (W Schlußabsätze).

In TD'U und JO steigert sich dann der Pessimismus bis zur vollkommenen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. '*All is vanity*', sagt Tess, und Sue scheut sich vor der Verantwortung, die darin liegt, Kindern das Leben zu geben (JO V—VII). Seine grausigste Verkörperung aber findet diese Abneigung gegen das Leben selbst in der Gestalt 'Father Times', des Sohnes Judes. Mag diese Gestalt auch für uns ein wesenloser Schatten ohne Überzeugungskraft sein, er zeigt uns doch, welche Formen die Lebensverneinung des Dichters inzwischen angenommen hat: . . . *it is the beginning of the coming universal wish not to live* (JO VI—II).

Vergeblich sind auch die etwaigen Hoffnungen auf die Wundermacht der Bildung. Welches Verzagen klingt aus den Worten Judes, als er die Grausamkeit des Kutschers zu seinem Pferde vor der Universität mit ansehen muß: '*If that can*

1) Herbert B. Grimsditch, Character and Environment in the Novels of Thomas Hardy. London 1925.



be done . . . at college gates in the most religious and educational city in the world, what shall we say as to how far we've got?' (JO VI—I). Nicht weitere Steigerung der städtischen Kultur kann uns das Heil bringen; wir haben es verloren mit dem Verlust der naturnahen Ursprünglichkeit.

1895 erschien JO. Über ein Menschenalter lang hat der Wessexdichter noch gelebt und bis zum Tode sich die poetische Schaffenskraft bewahrt, aber im Roman blieb er seither stumm. War er, der mit solcher Regelmäßigkeit seinem inneren Schauen Gestalt gegeben hatte, durch die nörgelnde Kritik an seinem letzten Romane so verstimmt, daß ihm die Schaffensfreude, die er auf einem anderen Gebiete noch so nachhaltig bewähren sollte, im Roman gebrochen war? Liegt nicht vielmehr der Gedanke näher, daß er sein Werk, die Darstellung seines Wessex und der daraus erwachsenen Weltanschauung vollendet sah? Was seine Schöpfungslust so mächtig beflügelt hatte, das altertümliche Wessex, in dem ihm ein günstiges Geschick 'fern von des Lebens verworrenen Kreisen' ein Stück Natur, ein Stück Paradies bewahrt hatte, war inzwischen versunken, verschlungen von der unersättlichen Großstadtzivilisation. Die Abgeschiedenheit dieses Landes war im Jahrhundert der Entwicklung des Verkehrs in steigendem Maße vernichtet worden. Es war ein günstiges Geschick, das den Dichter noch das Abendrot eines versinkenden Tages schauen ließ, denn so ist ein in seiner Gesamtheit gewaltiges, kulturgeschichtlich unschätzbares Denkmal jenes Wessex in der Zeit des Überganges aus einer uralten in eine neue Weltordnung entstanden. Es ist kein Zufall, daß mit dem fortschreitenden Eindringen der naturfremden Zivilisation der Pessimismus des Dichters wächst. In MC wird das erste Mal eine Erntemaschine eingeführt und von den schlichten Leuten wie ein Weltwunder bestaunt. In diesem Romane wird uns auch statt der alten gemütlichen, von einem goldenen Humor übersonnten Wessexbauern ein Proletariat übelster Art vorgeführt. In diesem Roman wird uns auch — gewiß kein Zufall — in dem Testament Henchards ein Beispiel des maßlos angewachsenen Pessimismus des Dichters gegeben, eines Pessimismus, der sich nur noch steigern, nicht mehr mildern konnte. In Graces Aufschrei gegen die Stadtkultur, die dem Landmanne keinen Segen gebracht hat, dürfen wir des Dichters eigene Ansicht ausgesprochen finden. Die Entwicklung ist nicht nur unaufhaltsam, sondern auch rasend schnell. Zwischen Tess' Mutter und Tess selbst ist ein Unterschied, der im gewöhnlichen Ablauf der Dinge einem Zeitraum von zweihundert Jahren entsprochen hätte (TD'U III). So war denn auch in weltanschaulicher Hinsicht das letzte Wort gesprochen. Der Dichter konnte nicht weiter gehen als in der Verneinung des Lebens selbst, und eine andere Möglichkeit sah er nach dem Untergange seines alten Wessex, eines naturnahen Paradieses, nicht mehr. So konnte er verstummen, weil sein Werk vollendet war, ein Werk von einer Wucht und Geschlossenheit ohnegleichen.

Das ist Thomas Hardys Heimatkunst: erdgebunden und weltumspannend zugleich. Und so gleicht der Dichter einem mächtigen Baume, der fest in der heimatlichen Erde wurzelt, aber aus diesem Erdreich so viel Kraft gezogen hat, daß er sein Geäst hoch und weit durch das ganze All streckt.

ZU DEN DEUTSCH-ENGLISCHEN BÜNDNISVERHANDLUNGEN VON 1898—1901

VON JUSTUS HASHAGEN

Wichtige Quellen zur Geschichte der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen (1898—1901) sind auch heute noch nicht veröffentlicht: die Lebensbeschreibungen der beiden Männer, die an ihnen auf englischer Seite teils fördernd, teils hemmend beteiligt waren. Wir hoffen seit langem auf die Fortsetzung der wertvollen Biographie des Premierministers Marquis von Salisbury von seiner Tochter Lady Gwendolen Cecil und auf die des Kolonialministers Josef Chamberlain aus der Feder J. L. Garvins. Man wird diese seit Jahren angekündigten Veröffentlichungen abwarten müssen, ehe man sich ein einigermaßen abschließendes Urteil bildet. Denn die ersten beiden erst im Sommer 1927 ans Licht getretenen Bände der englischen Vorkriegsakten, der 'British Documents on the Origins of the War', die von 1898—1904 reichen, bringen zwar über die Verhandlungen des Jahres 1901 manches Neue und ebenso natürlich über die gesamte auswärtige Politik Großbritanniens in diesen Schicksalsjahren, wenn auch in sorgfältig abgewogener Auswahl, enthalten jedoch über die Verhandlungen des Jahres 1898 so gut wie gar nichts. Hier vor allem müssen die aus den angegebenen beiden privaten Quellen zu erwartenden Aufschlüsse ergänzend eintreten. Auch hat man die internationale periodische Presse als eine unschätzbare Quelle für die Charakteristik einer mit der 'öffentlichen Meinung' innig zusammenhängenden Politik wie der englischen bisher noch fast ganz außer acht gelassen, eine Unterlassungssünde, die sich schon jetzt mehrfach gerächt hat.

Friedrich Meinecke hat in seiner *Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890—1901* (München, Oldenbourg 1927. 268 Seiten, 11.50 *RM*) auch das Erscheinen der British Documents nicht abgewartet, sondern seine Darstellung meistens nur auf den einschlägigen Bänden der großen Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes, der 'Großen Politik der europäischen Kabinette' aufgebaut. Er läßt selbst keinen Zweifel darüber, daß sie schon deshalb nur einen vorläufigen Charakter tragen kann.

Man wird aber auch sonst Bedenken gegen dies Buch nicht unterdrücken. Zwar macht der Verfasser einige Versuche, sich aus den anglophilen Banden seiner Vorgänger von Haller über Hammann, Eckardstein, Theodor Wolff, Erich Brandenburg bis zu Otto Fischer, die zuerst von Martin Spahn in der Einleitung zu der unten erwähnten Schrift Herkenbergs in ihrer grundsätzlichen Bedeutung erkannt und kritisiert worden sind, allmählich etwas mehr zu lösen. Meinecke befleißigt sich auch durchweg eines sachlichen Tones und sieht die Schatten nicht immer einzig und allein auf Seiten der deutschen Unterhändler. Vor allem ist er mit Erfolg bemüht, die allgemeine Weltlage in ihrer eigentümlich dynamischen Entwicklung zur Beurteilung der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen und ihres Scheiterns ständig heranzuziehen: dieser mehr rein genetische Standpunkt wird von der Flut der auf dem Gebiete der Eventual- und Konjekturalpolitik ausgesprochenen

Werturteile wenigstens nicht ganz verschlungen. Meinecke ist sich durchaus darüber klar, daß die Pflicht des Verstehens dem Historiker höher stehen muß als die Pflicht des Bewertens.

Und doch ist auch Meinecke der in die deutsche Nachkriegsliteratur nun einmal tief eingedrungenen Vorstellung von der weitgehenden Bündniswilligkeit und von der einwandfreien Bündnisreife des damaligen Englands noch vielfach unterlegen: er hat deshalb auch die entgegenstehenden sachlichen und persönlichen Kräfte, die sowohl Bündniswilligkeit wie Bündnisreife auf britischer Seite immer wieder als durchaus fraglich erscheinen lassen, nicht immer genügend beachtet, obwohl diese Kräfte doch auch schon in den deutschen Akten deutliche Spuren hinterlassen haben und vor allem in der Arbeit Herkenbergs über die Times und das deutsch-englische Verhältnis im Jahre 1898 (1925) vor dem unbefangenen Leser bereits greifbar erscheinen. Als wie unverbindlich das Foreign Office die Bündnisverhandlungen gerade dieses Jahres auffaßte, ergibt sich darüber hinaus aus der einfachen Tatsache, daß die betreffenden Akten gar nicht in seine Registratur gelangt sind. Die Verhandlungen wurden damals und noch später von Chamberlain eben rein persönlich geführt, und einen amtlichen Charakter ließen sie nach der Meinung der englischen Staatsleitung durchaus vermissen. Das wäre zu ertragen gewesen, wenn nur eben die vielfach hemmungslose diplomatische Aktion des Kolonialministers die rückhaltlose Billigung seines Chefs, des dafür letztlich allein verantwortlichen Premierministers Salisbury, gefunden hätte. Davon kann aber gar keine Rede sein. Das ist auch Meinecke klar geworden. Aber trotzdem unterschätzt er gelegentlich noch immer den starken, tief eingewurzelten Widerwillen Salisburys gegen das Bündnis mit Deutschland, der durch vereinzelte gegenteilige Behauptungen des Staatssekretärs Lord Lansdowne nicht aus der Welt geschafft werden kann. Salisbury war nun einmal der Vater aller Hindernisse. Diese Tatsache wird namentlich durch seine schlechtweg deutschfeindliche Denkschrift vom 29. Mai 1901 (British Documents II Nr. 86 S. 68f.) nunmehr allen Zweifeln entrückt. Und wenigstens in dem Unterstaatssekretär Sir F. Bertie hatte der Premier einen zuverlässigen Gesinnungsgenossen, wie man aus Berties Memorandum (Nr. 91 S. 73—76) ebenfalls völlig zweifelsfrei erkennen kann. Und selbst Lansdowne, der dem Bündnisse freundlicher gegenüberstand, war doch voller Bedenken. Diese Bedenken richten sich jedoch weder bei ihm noch bei jenen anderen Leitern des Foreign Office auch keineswegs gegen den deutschen Wunsch, das englische Bündnis auf den Dreibund auszudehnen, was nun freilich die deutschen Akten nahelegen könnten; sie richten sich vielmehr mit voller, in uralten Überlieferungen der auswärtigen Politik Großbritanniens begründeten Wucht gegen einen Bund mit dem durchaus suspekten Deutschen Reiche allein. Auch wird man jenen deutschen Wunsch nur dann zutreffend würdigen, wenn man beachtet, daß auch Chamberlain ihm zunächst keineswegs ablehnend gegenüberstand und daß dieser Wunsch sich ferner auf Überlieferungen und Tatsachen aus der größten Zeit der auswärtigen Reichspolitik Bismarcks berufen konnte. Andrerseits ist die Abneigung gegen die Erfüllung dieses Wunsches auf englischer Seite von gewissen austrophoben Strömungen der öffentlichen Meinung abhängig, die ebenso wie die weit

verbreiteten frankophilen schon längst eine eindringliche Untersuchung verdient hätten.

Jene Unterschätzung der wurzelhaften Deutschfeindlichkeit der damals leitenden englischen Staatsmänner hat dann auch noch bei Meinecke wieder zu einer Unterschätzung der Unzuverlässigkeit der englischen Politik gegenüber Deutschland und entsprechend zu einer allzu scharfen Kritik des deutschen Mißtrauens gegenüber England geführt. Die englischen Maßnahmen im zeitlichen und sachlichen Umkreise der Bündnisverhandlungen verdienen gerade dann, wenn man diese selbst würdigen will, eine noch genauere Untersuchung als hier zuweilen für nötig gehalten wird, weil sie über den inneren Geist und besonders über die Vertrauenswürdigkeit der englischen Politik Aufschlüsse durch Tathandlungen gewähren können, denen eine weit größere Beweiskraft innewohnt als den übrigens ziemlich spärlichen wohlwollenden Äußerungen der englischen Diplomaten. Meinecke hätte deshalb beispielsweise nicht verschweigen sollen, daß England den Konflikt, der während des Burenkriegs zwischen England und der Reichsregierung wegen der in den afrikanischen Gewässern völkerrechtswidrig beschlagnahmten deutschen Dampfer ausgebrochen war und den zweiten Versuch der Bündnisverhandlungen von 1899 zum Scheitern brachte, dazu benutzte, um durch ein arrangiertes Blaubuch die öffentliche Meinung gegen Deutschland aufzuhetzen (Große Politik XV 485f. u. ö.). Aber auch Meineckes Darstellung des deutsch-englischen Streites über die Auslegung des Yangtsevertrages vom 14. Oktober 1900 ist für England zu günstig, wie man selbst den British Documents entnehmen kann. Diese lassen ferner, was aber auch schon aus den deutschen Akten erhellt, die englische Politik gegenüber Deutschland in Sachen der Aufteilung der portugiesischen Kolonien in ungünstigem Lichte erscheinen, wovon ja auch bei Meinecke die Rede ist. Aber andre ähnliche Angelegenheiten wie der Samoakonflikt, die Kuweitfrage und Englands antideutsche Wühlarbeit in den Vereinigten Staaten finden bei dem Verfasser nicht überall die nötige grundsätzliche und vor allem kritische Beachtung. Endlich war es nicht belanglos, daß Salisbury am 28. Juli 1899 im Oberhause die Erklärung abgab, daß der englisch-burische Londoner Vertrag von 1884 für die englische Regierung nicht mehr bindend sei. Was damals den Buren passierte, konnte unter Umständen auch einmal den Deutschen mit ihrem Bundesvertrage passieren (vgl. meine Bemerkungen im Politischen Magazin 1925 S. 28ff.). Es wäre endlich gewiß nicht überflüssig, den deutsch-englischen Beziehungen während der ersten Haager Friedenskonferenz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Man kann nach alledem kaum noch verkennen, daß die in Berlin gegenüber der englischen Politik herrschende Atmosphäre des Mißtrauens teilweise durchaus sachlich begründet war, nämlich in bestimmten Maßnahmen und Verhaltungsweisen der englischen Politik, die damals so wenig wie später Brüskierungen scheute, auch wenn sie den Frieden und nun gar das Bündnis gefährdeten, so daß man vielleicht besser als Meinecke begreift, warum die deutschen Diplomaten schließlich zu der Meinung gelangten, daß England auch die Entfesselung eines Festlandkrieges riskieren würde.

Die Kritik, die der Verfasser an anderen Grundanschauungen der deutschen

Diplomaten übt, ist gewiß in mancher Hinsicht berechtigt. Es war ein schwerer Mangel an weltpolitischem Instinkt, daß sie dem werdenden Dreiverbande fast jede Realität absprachen, und eine nicht minder schwere Unterlassungssünde, daß sie sich nach Kündigung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages zwar der ebenso unberechenbaren wie schwer belasteten auswärtigen Politik des Wiener Ballplatzes recht kritiklos auslieferten, aber nicht energisch genug waren, um die Bundesgenossen nun auch in größere Abhängigkeit von dem weit stärkeren Deutschen Reiche zu bringen. Die British Documents lassen diese und andere peinliche Unzulänglichkeiten der deutschen Diplomatie begreiflicherweise noch deutlicher erkennen als die Akten des Auswärtigen Amtes. Einer durchaus berechtigten Kritik ist hier weiterer Stoff geliefert. Es sollten nun aber auf der anderen Seite doch auch die günstigeren Züge in Gesinnung, Anschauungen und Taktik um so deutlicher hervorgehoben werden, wie sie sich bei Bülow und selbst bei Holstein und beim Kaiser finden. Auch Meineckes lobende oder tadelnde Urteile über andere Beamte des Auswärtigen Amtes entbehren bisweilen der nötigen sachlichen Begründung, während man andererseits gewünscht hätte, daß er eine Persönlichkeit wie den Baron v. Eckardstein noch viel schärfer abgelehnt hätte. Da Meinecke endlich auf die Deutung der wahren Beweggründe, Triebkräfte und Ziele der beiderseitigen Kabinette und überhaupt auf ein breit ausladendes weltpolitisches Räsonnement das Hauptgewicht legt, so läßt er andererseits bei der Darstellung des äußeren Verlaufes der Verhandlungen und bei der Spezialanalyse der Dokumente nicht immer die nötige Genauigkeit walten.

Daß aber Meineckes Werk trotz dieser und andrer Bedenken, die sich dagegen begründen lassen, einen wesentlichen Fortschritt über die weit unbedeutenderen Leistungen seiner Vorgänger darstellt, erklärt sich vor allem aus dem zeitlich und örtlich so breit angelegten Rahmen, in den er die Darstellung immer wieder einspannt. Hier verdienen besonders die inhaltreichen Kapitel über die Anfänge des Neuen Kurses bis 1898, auf die nur noch im allgemeinen verwiesen werden kann, eindringliche Beachtung, obschon auch sie wohl zu einer Überschätzung deutschfreundlicher Annäherungsbereitschaft auf Seiten Englands neigen. Trotzdem ist es hier gelungen, die Problematik der auswärtigen Politik des Neuen Kurses plastisch zur Anschauung zu bringen.

DIE RÖMISCHE GESELLSCHAFT IN DER ZEIT CICEROS[1])

Von Wilhelm Kroll

Römische Gesellschaft bedeutet senatorische Gesellschaft; wenigstens kennen wir in der republikanischen Zeit keine andere als diese. Wie der Senat der eigentliche Leiter des Staates war, so beherrschte der Senator die Gesellschaft. Die gewaltige Tradition, die sich im Senat verkörperte, ließ ihren Glanz auf die Gesamtheit wie auf die einzelnen fallen; jene wurde mit ehrfürchtiger Scheu betrachtet, die sich weit über die Glanzzeiten der Senatspolitik hinaus erhielt, und stellte die einzige Partei dar, die diesen Namen verdiente: das waren die 'Guten' oder die 'Besten'. Dementsprechend waren alle, die gegen das Senatsregiment Front machten, 'schlechte Bürger', Unruhestifter und Aufrührer; sie hatten nach der Auffassung ihrer Gegner hinter sich außer einigen Vertrauten meist nur geworbenes Gesindel, das durch das Tragen adliger Namen um nichts besser wurde und das bereit war, in jedem Augenblick zu den 'Guten' überzugehen, wenn diese mehr boten oder zu bieten schienen. Daß diese 'Aufrührer' oft das Beste wollten, das ist erst erkannt worden, als die historische Entwicklung ihnen recht gegeben hatte, und auch da noch nicht sofort; selbst einsichtige Senatoren sahen in ihnen nur unliebsame Ruhestörer, die ein durch Jahrhunderte geheiligtes Herkommen frevelhaft zu durchbrechen versuchten.[2])

Diesen Anschauungen entspricht die Stellung des einzelnen Senators. Hinter ihm steht zunächst die ehrwürdige Körperschaft, der er angehört, dann aber eine Gens, die um so eifersüchtiger über ihrem Ansehen wacht, je älter sie ist: Caecilius Metellus, Cornelius Lentulus, Claudius Marcellus sind auch im ersten Jahrhundert noch so wohlklingende Namen, wie sie es im dritten gewesen waren. Man sieht es in diesen Kreisen nicht gern, wenn ein Neuling zur senatorischen Würde aufsteigt, und wagt er gar gegen einen Sprossen des alten Adels aufzutreten, so muß er gewärtigen, daß ihm in hochfahrendem Tone 'der Glanz unserer Familie' entgegengehalten wird.[3]) Der Einfluß dieser Leute ist gewaltig, und ihre Hand reicht weit, bis an die Grenzen des Reiches, manchmal darüber hinaus. Diese Macht beruht teilweise auf Imponderabilien, dem Klange des Namens und dem Glanz des äußeren Auftretens; aber es stehen auch sehr reale Faktoren dahinter. Da ist zunächst ein großer Reichtum, ohne den es unmöglich war, Senator zu sein. Wenn in Ciceros Kinderjahren ein Angehöriger der hohen Aristokratie erklärte, es gäbe im

---

1) Über dieses Thema hat vom politischen Standpunkt M. Gelzer, Neue Jahrb. 1920 XLV 1—27 gehandelt; für mich steht der soziale und kulturelle Gesichtspunkt im Vordergrunde.

2) *boni* massenhaft bei Cicero, Gegensatz meist *improbi*, auch *impii*; das entsprechende Verbum *bene* (*male*) *de rep. sentire*. In aufgeregten Zeiten heißen die Gegner auch *perditi* und *latrones*. Die Gracchen sind *seditiosi cives*: Münzer RE II A 1398, 60. 1417, 30. 1424, 43.

3) *familiae nostrae dignitas* Q. Metellus Celer an Cicero in dem hochfahrenden Briefe vom Januar 62 (Ep. V 1). Cicero klagt darüber in der Zeit, wo er *popularis* ist, p. Quinct. 31 *Dolabella* (*quemadmodum solent homines nobiles; seu recte seu perperam facere perseverant, ita in utroque excellunt, ut nemo nostro loco natus assequi possit*) *iniuriam facere fortissime perseverat*.

Staate keine zweitausend Leute, die 'etwas hätten', so meinte er die Senatoren und die angesehenen — eben ihres Geldes wegen angesehenen — Mitglieder des Ritterstandes und verstand unter dem 'etwas' beträchtliche Summen.[1]) Man darf aber bei diesen Vermögen nicht an Geldflüssigkeit und geordnete Finanzverwaltung denken; die hohen Herren gaben sich nicht gern selbst damit ab, und wer es tat, wie der 'reiche' Crassus, konnte deshalb leicht über die Achsel angesehen werden. Meist besorgte diese unbequemen Dinge ein griechischer Freigelassener, im besten Falle ein Freund aus dem Ritterstande, der an ordentliche Finanzgebarung gewöhnt war; aber nur zu leicht herrschte eine geniale Unordnung, und der Bankerott konnte jeden Augenblick vor der Tür stehen. Schlimm war dabei die Verquickung des Fallens und Steigens der Einnahmen mit der senatorischen Laufbahn: es war unmöglich, zu einem hohen Amte zu gelangen oder aus einem politischen, die ganze Existenz gefährdenden Prozeß siegreich hervorzugehen, ohne große Bestechungssummen aufzuwenden; diese aber stellten im Falle eines Wahlsieges ein gut angelegtes Kapital dar, denn nach der Prätur oder dem Konsulat durfte man auf eine fette Provinz hoffen und aus ihr mit einem erheblichen Reingewinn heimkehren. Die meisten besaßen größere oder mittlere Liegenschaften, und diese stellten einen beträchtlichen Reichtum dar; aber es waren zum Teil Luxusvillen, und auch bei den anderen verstand sich intensive Bewirtschaftung nicht von selbst.[2]) So beruhte der Einfluß dieser Leute nicht nur auf ihrer Geldmacht, sondern auch auf den Verbindungen, die sie unterhielten und die weitverzweigt waren. Dazu gehörte in erster Linie die Familie, blutsverwandte und angeheiratete. Die Angehörigen derselben Gens schoben sich gegenseitig voran, und auch ein unwürdiges Glied konnte wohl wenigstens bis zur Prätur gebracht werden; aber auch bei der Verheiratung wog man die Verdienste der anderen Familie sehr genau ab, und wenn etwa ein Senatorssohn eine Ritterstochter heiratete, so mußte sie den Defekt ihrer Geburt durch eine ansehnliche Mitgift wettmachen. Aber weitreichenden Einfluß verschaffte erst die Klientel im engeren und weiteren Sinne, die sich bei wirklich mächtigen Leuten über ganz Italien und das Reich erstreckte. Schon die eigentlichen Klienten bedeuteten manches, die Freigelassenen, von denen der oder jener es in Rom selbst oder einem Municipium zu Wohlstand und Ansehen gebracht hatte; aber schwerer ins Gewicht fielen die anderen Verbindungen, die sehr verschiedenen Ursprunges waren. Da waren die Beziehungen zu einer italischen Stadt, aus der die Familie stammte (wie Cicero aus Arpinum), oder zu einer Landschaft, in der ein Vorfahr tätig gewesen war oder für die der Senator einmal eingetreten war: so wandten sich die Spanier mit ihren Anliegen an die Gracchen, die Sikuler an Cicero, die Transpadaner an Cäsar, und es gab wohl keinen angesehenen Provinzialen, dem nicht die Tür oder die Hintertür zu irgendeinem Senator offen stand[3]); unzählige sich kreu-

1) Sallust an Cäsar II 10, 9 *homines nobiles ... per superbiam cunctis gentibus moderantur.* — Marcius Philippus sagte im J. 104 *non esse in civitate duo milia hominum qui rem haberent* (Cic. off. II 73); dazu Ed. Meyer Kl. Schriften I 142.

2) Vgl. Lichtenberger, De Ciceronis re privata (Paris 1895) und das erste Kapitel in Rostovtzeffs bedeutendem Werk: The Social and Economic History of the Roman Empire (Oxford 1926). 3) Vgl. Neue Jahrb. 1924 LIII 179.

zende Fäden der Interessengemeinschaft spannten sich über das ganze Reich, und wer praktische Politik treiben wollte, mußte dieses engmaschige Netz kennen. Diese Verbindungen ließen sich nur mit Hilfe eines ausgedehnten Briefwechsels aufrechterhalten; die Großen in Rom mußten ein förmliches Bureau unterhalten, das oft unter der Aufsicht ihrer griechischen Sklaven oder Freigelassenen stand; diese Leute waren die eigentlichen Vertrauten ihres Herrn, in alle seine Geheimnisse tiefer eingeweiht als seine Familie und seine Standesgenossen und selbst von erheblichem Einfluß. Durch ihre Vermittlung oder durch direkten Verkehr mit dem vornehmen Manne einen Empfehlungsbrief, etwa an einen Statthalter in der Provinz, zu erhalten, bedeutete oft gewonnenes Spiel: die erfolgreiche Durchführung eines Geldgeschäftes, die Erlangung einer Erbschaft, die Abwehr eines gefährlichen Prozesses, die Freisprechung eines blutbefleckten Aufrührers. Solche Briefe, für die es ein beinahe festes Schema gab, flatterten in großer Zahl von Rom ins Reich hinaus und waren von viel höherer Bedeutung als heute, wo schon die größere Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Reisens ganz andere Möglichkeiten erschlossen hat.[1])

Aus dem allem ergibt sich, wieviel an der einzelnen Persönlichkeit hing; mancher dieser Senatoren war ein kleiner König, wenn er es auch ängstlich vermied, mit diesem in Rom verhaßten Namen benannt zu werden.[2]) Das zeigte sich besonders im Verkehr mit auswärtigen Fürsten, die um die Gunst der Prokonsuln und Proprätoren buhlen mußten, am deutlichsten wohl auf Pompeius' großem Siegeszuge durch den Osten: als er in Amisos Hof hielt, erschienen zwölf barbarische Könige bei ihm, und Tigranes, der Großkönig von Armenien, warf sich vor ihm zu Boden und war dankbar, sein Stammland als römisches Lehen behalten zu dürfen. Es ist vielsagend, daß der achte Ptolemäer um Cornelia, die Mutter der Gracchen, warb und einen Korb erhielt. Über den Thronprätendenten von Kappadokien schreibt Cicero im Jahre 45 an Atticus: 'Ariarathes, des Ariobarzanes Sohn, ist nach Rom gekommen. Ich glaube, er will von Cäsar ein Reich kaufen; denn, wie es jetzt liegt, kann er den Fuß nicht auf eigenen Boden setzen. Unser Freund, der Staatskommissar Sestius, hat ihn ganz mit Beschlag belegt; da ich indessen zu seinen Brüdern, denen ich große Gefälligkeiten erwiesen habe, nahe Beziehungen habe, so lade ich ihn brieflich ein, bei mir abzusteigen.'[3]) Im Jahre 55 führte Gabinius im Auftrage der Triumvirn den König Ptolemaios Auletes von Ägypten in sein Reich zurück, der dafür enorme Bestechungssummen teils gezahlt, teils in Aussicht gestellt hatte.

Was waren es für Männer, von denen das Schicksal so vieler einzelner und ganzer Reiche abhing? Eine einfache Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben, da es sich um Individualitäten von starker Verschiedenheit handelt; schon die Führer, Cäsar, Pompeius, Crassus, Cicero, weisen starke Besonderheiten auf, die

1) Das dreizehnte Buch der ciceronischen Briefsammlung ist dafür von erheblichem Interesse.

2) Im internen Verkehr wird freilich der reiche Gönner von Parasiten und anderen abhängigen Existenzen *rex* genannt: Hor. Ep. I 17, 43.

3) Cic. ad Att. XII 2, 2. RE. II 820.

sich in der Überlieferung deutlich ausprägen. Wohl aber lassen sich gewisse Einflüsse aufzeigen, die auf alle diese Leute wirken und die ein gewisses Durchschnittsbild ergeben. Da ist zunächst klar, daß ihre ganze Haltung und Führung bestimmt ist durch das Gefühl: ich bin ein römischer Senator. Jeder war überzeugt von seiner *dignitas*, einem schillernden und durch eine scharfe Definition nicht zu fassenden Begriff, der aber durch unsere Worte Würde und Ansehen leidlich wiedergegeben wird. Diese Würde wird gewahrt durch eine äußere, teilweise auch amtlich festgelegte Etikette. Wie der Senator sich durch seine Tracht vom gewöhnlichen Bürger unterscheidet, so hat er im Theater und bei Spielen seinen Ehrenplatz vor ihm; ist er Beamter, so wird er ständig, auch im Privatleben, begleitet von den Rutenbündel und Beile führenden Liktoren, die die Menge von ihm fernhalten. Auf diese Begleitung verzichtet er auch dann nicht, wenn sie unbequem wird; zum Beispiel wenn er nach der Heimkehr aus der Provinz gern triumphieren möchte und deshalb das *imperium* nicht niederlegen darf: dann muß er, wo er geht und steht, die Liktoren mit sich führen, bis er entweder triumphiert oder auf den Triumph verzichtet hat.[1]) Auf Reisen ist der Senator von einem Troß von Sklaven und Freigelassenen begleitet, dessen Unterbringung für die Gastfreunde, bei denen man meist übernachtete, oft ein Problem war. Als Cäsar an den Saturnalien des Jahres 45 Cicero auf seiner Villa bei Puteoli besuchte, speisten die Herrschaften und die angeseheneren Freigelassenen des Diktators an drei Tischen, was auf etwa siebenundzwanzig Personen schließen läßt; die gewöhnlichen Freigelassenen und die Sklaven aßen wohl mit dem Gesinde des Wirtes.[2]) Einen Gradmesser für die Bedeutung des Senators bildet der Besuch seiner *salutatio*, mit der er das Tagewerk eröffnet; zu ihr erscheinen nicht nur die Klienten im weitesten Sinne, sondern auch Freunde, nicht nur in Rom, sondern auch auf dem Lande; daher kann Cicero sagen, er habe auf seiner Villa bei Cumae ein kleines Rom gehabt. Das greift schon in die eigentliche Lebensgestaltung über; sie muß die Ansprüche erfüllen, die die Würde des Standes an den einzelnen stellt. Dazu gehört beispielshalber der Besitz von Villen, deren Lage wiederum nicht bedeutungslos war, da die fashionablen Orte eine gewisse Rangordnung hatten; und wie man in Rom am liebsten ein Haus auf dem Palatin bewohnte, so eine Villa am Golf von Neapel; dort war man der Nachbar vieler Kollegen, und es entfaltete sich eine rege Geselligkeit, der es natürlich nicht an politischer Bedeutung gebrach: wichtige Dinge konnten hier vorbesprochen werden, ehe sie im Senat in Rom zur Entscheidung gelangten.[3])

Welche Rolle spielte innerhalb dieser festgegründeten, rein römischen Tradition das Griechentum? Bei der alten und engen Berührung beider Kulturen muß diese Frage gestellt werden. Wie weit war der Römer hellenisiert, wie weit war er *barbarus* geblieben? Durfte man sagen: *grattez le Romain, et vous aurez*

---

1) Cicero, der im Juli 50 seine Provinz verlassen hatte, behielt seine Liktoren mindestens bis Dez. 48 bei sich (ad Att. XI 6, 2; 7, 1).

2) Cic. ad Att. XIII 52.

3) Cic. ad Att. V 2, 2 *habuimus in Cumano quasi pusillam Romam.* Ebd. XIV 8, 1 *Baiana negotia chorumque illum.* Im Okt. 44 schreibt er XV 13, 6 *ego in Pompeianum properabam, non quo hoc loco quicquam pulcrius, sed interpellatores illic minus molesti.*



le barbare? — Man wird gut tun, sich bei der Betrachtung dieser Dinge die Analogie vor Augen zu halten, die der Einfluß der französischen Kultur auf den deutschen Fürsten- und Adelsstand im XVIII. Jahrh. bietet. Vieles, sehr vieles war von vornherein griechisch; vor allem das, was zur äußeren Kultur und zum Komfort des Lebens beitrug. Es ist bezeichnend, daß Architekten und Künstler fast ausschließlich Griechen sind; Cicero hat einmal eine chauvinistische Anwandlung, weil Cäsar die Ausführung seines großen Planes zur Erweiterung Roms einem Griechen übertragen hatte, der Rom vor zwei Jahren zum ersten Male gesehen hatte.[1] Wichtiger war es vielleicht, daß in der näheren Umgebung der oberen Zehntausend Griechen eine bedeutende Rolle spielten. Sie waren Sekretäre und Geschäftsführer und hatten das Ohr ihres Herrn; obwohl bisweilen Mißbrauch vorkam und dann über die Unzuverlässigkeit der Griechen beweglich geklagt wurde, so änderte das nichts daran, daß sie fast regelmäßig in diesen Vertrauensstellungen erscheinen. In literarischen Fragen wandte man sich meist an sie: das war ein Gebiet, auf dem die Römer sich oft nicht recht trauten.[2] Atticus hatte einen Freigelassenen Dionysios, den Cicero einen wunderbaren Menschen nennt und dem er behauptet, mehr Ehre erwiesen zu haben als Scipio dem Panaitios; an ihn wendet er sich um Rat, als er über Geographie schreiben will. Theophanes von Mytilene, der bevorzugte Ratgeber des Pompeius, der den Krieg seines Gönners gegen Mithradates beschrieb und im Bürgerkriege sogar ein militärisches Kommando erhielt, übte in Rom einen nicht unerheblichen Einfluß aus und wurde nach seinem Tode in seiner Vaterstadt göttlich verehrt. Auffallend ist, wie oft die Griechen die Zeugen der letzten Augenblicke römischer Großen waren: Diophanes von Mytilene, ein Lehrer der Rhetorik, starb mit Tiberius Gracchus; bei Pompeius' Ermordung war sein Freigelassener Philippos anwesend; Cassius ließ sich nach der Niederlage bei Philippi von Pindaros den Tod geben, Brutus kurz darauf durch den Rhetor Straton. Rom war voll von griechischen Lehrern der Grammatik, Rhetorik und Philosophie, die hier leichter als an irgendeinem anderen Orte ihr Brot fanden; für Rhetorik und Philosophie fanden sich überhaupt selten andere als griechische Lehrer. Griechen waren vor allem seit alter Zeit die Ärzte, so daß der alte Cato von einer Verschwörung zur Austilgung aller Römer reden konnte; meist Sklaven oder Freigelassene. So bei Cicero Alexion, dessen Tod er aufrichtig beklagte; bei Pansa Glykon, der verdächtigt wurde, den Tod seines Patrons verschuldet zu haben; der wohl für einen Römer (nicht einen Freigelassenen) zu haltende A. Rupilius bedient sich bei seiner Praxis eines Sklaven Straton, der im Cluentiusprozeß eine üble Rolle spielte.[3] Es gab wohl kaum noch einen Senator, der nicht mit einiger Geläufigkeit Griechisch sprach; einem so gebildeten Manne kamen griechische Wendungen von selbst in die Feder, so wie den Vornehmen des XVIII. Jahrh. französische. In breitem Strome ergoß sich der hellenische Kultureinfluß über Rom; wir müssen die Frage stellen, wie weit er die römische Psyche verändert hat.

---

1) Ad Att. XIII 35, 1.

2) Vgl. meine Studien zum Verständnis der röm. Literatur (Stuttgart 1924) Kap. 1.

3) Cic. ad Att. XV 1, 1. Brut. ad Cic. I 6, 2. Cic. Cluent. 176. Vgl. die Listen bei Marquardt-Mau 156, 771 und die Darlegungen von Ilberg, Neue Jahrb. 1905 XV 276, 1907 XIX 404.

Die Römer selbst empfanden den Gegensatz gegen die Griechen lebhaft und waren immer bereit, über ihren Mangel an Ernst zu klagen; dem Senator mißfiel besonders ihr Nichtstun, wie er die Beschäftigung mit Literatur und geistigen Dingen nannte, da ihm nur die mit der Politik als wirkliche Tätigkeit galt. Aber es gab noch ein Gebiet, auf dem die Griechen den stärksten Einfluß auf die römische Seele ausüben konnten und wollten und die Römer sich ihm auch willig hingaben: das war die Moralphilosophie. Sie war in hellenistischer Zeit so spezialisiert worden, daß sie den einzelnen auf allen seinen Wegen geleiten konnte; seit die Römer in den Gesichtskreis der Griechen getreten waren, hatten diese wohl auch ihre Lehren hier und da auf das Verständnis und den Geschmack der lernbegierigen und große Hoffnung erweckenden Barbaren zugeschnitten. Griechische Traktate wurden in Rom in ziemlichem Umfange gelesen; nun begann Cicero, auch in lateinischer Sprache eine sehr achtbare philosophische Literatur zu schaffen. Die hier vorgetragene Moral steht auf einem hohen Niveau, auch nachdem und gerade nachdem sie die rigorosen Lehren der älteren Stoa aufgegeben hatte; daß ein nicht sehr großer, aber in dieser Zeit schon nicht mehr unerheblicher Teil der römischen Gesellschaft sich an diesen Lehren wirklich erbaut hat, darf nicht bezweifelt werden; die Frage ist aber, wie weit ihr wirkliches Verhalten davon beeinflußt wurde.

Vor dreißig Jahren ist ein gründliches und umfangreiches Buch über die antike Humanität[1]) erschienen, in dem gerade Quellen unserer Zeit, vor allem auch Ciceros philosophische Schriften stark ausgenutzt sind. Das Ergebnis ist, wie nicht anders zu erwarten, das Vorhandensein einer Humanitätslehre, die sich mit christlicher Lebensanschauung oft nahe berührt. Es ist auch keine Frage, daß im Kreise des Panaitios ein hohes Persönlichkeitsideal ausgebildet worden ist und daß manche Römer diesem Ideal nachzuleben versucht haben; wenn Cicero sich unter seinen Zeitgenossen durch vornehme Gesinnung und reine Lebensführung auszeichnet, so verdankt er das zum großen Teil seiner gründlichen philosophischen Schulung. Die bezeichnendste Äußerung steht vielleicht in einem Brief aus dem Jahre 44, wo er über verschiedene auf einem seiner Grundstücke nötig gewordene Reparaturen schreibt: 'Andere Leute nennen das ein Unglück, ich nicht einmal eine Unbequemlichkeit. Ich kann Sokrates und den Sokratikern niemals genug danken: wie wenig mir doch solche Dinge bedeuten!' In trüben Zeiten betont er immer wieder, was ihm die Studien, in erster Linie doch eben philosophische, sind; aber es bleibt nicht bei dieser allgemeinen Versicherung, auch im Einzelfalle muß ihn die Philosophie trösten. Als zu seinem tiefen Kummer der Bürgerkrieg ausbricht und er den Sieg Cäsars fürchtet, in dem er den kommenden Tyrannen sieht, greift er zu Platons 'Staat' und entnimmt aus ihm die tröstliche Gewißheit, daß der Tyrann sich nicht lange werde halten können. Schon vorher arbeitet er politische Thesen aus und ist überzeugt, damit etwas Förderliches zu leisten. Nach dem Tode seiner geliebten Tullia verschafft er sich die gesamte Trostliteratur der Griechen und schreibt für sich selbst eine Consolatio, die ihm wirklich etwas Trost gewährt. Als er mit dem adelsstolzen Appius Claudius Pulcher eine ernsthafte Auseinander-

1) Von M. Schneidewin (Berlin 1897). Vgl. die ausführliche Besprechung von Zielinski, Neue Jahrb. 1898 I 1—22.



setzung hat, über der ihre schon rissige Freundschaft vollends in die Brüche zu gehen droht, verweist er ihn auf die Schrift des Athenodoros über den Adel und auf die große Literatur über die Freundschaft. Das ist ähnlich gemeint, aber viel feiner, als wenn wir auf Knigge verweisen; wie denn überhaupt die Höflichkeit der Umgangsformen in diesen Kreisen bis zum Raffinement ausgebildet ist.[1])

Das ist viel, aber es ist nicht alles. Bei großem Unglück versagt der Trost der Philosophie, wie das Cicero bei seiner Verbannung und im Bürgerkriege offen gesteht. Mit dem durch den Stoizismus sanktionierten Selbstmord liebäugelt er wohl öfters, aber zur Ausführung kommt es nicht; das scheidet ihn von Cato, dem er einmal geschrieben hatte, sie beide seien die einzigen, die die Philosophie aufs Forum und in die Politik hinaustrügen.[2]) Wer gerecht urteilt, wird zugeben müssen, daß eine Verwirklichung hochgespannter Morallehren im damaligen Leben besonders schwer war. Greifen wir ein Gebiet von praktischer Wichtigkeit heraus, die Freundschaft. Darüber gab es eine reiche Literatur von Aristoteles an, und Cicero hat selbst eine vielgelesene Schrift darüber verfaßt. Hier wurde auseinandergesetzt, daß Freundschaft nur zwischen Guten möglich sei und man daher immer nur wenige wahre Freunde haben könne; Rücksicht auf den Nutzen und Verstellung sei dabei ausgeschlossen. Berühmte Freundespaare wurden genannt, nicht nur aus der griechischen Sage und Geschichte, sondern auch aus dem Römertum: Scipio und Laelius stellt Cicero in den Mittelpunkt seiner Schrift. Wie aber sah es in Wirklichkeit damit aus? Hier hatte man sehr viele Freunde; rechnen wir alle zusammen, die Cicero seiner Freundschaft versichert, so kommen wir wohl auf eine dreistellige Zahl. Die 'Guten' im philosophischen Sinne wurden dabei nur zu leicht durch die politisch 'Guten', das heißt die Anhänger der Senatspartei ersetzt; aber man muß es Cicero lassen, daß er darin nicht engherzig ist und auch mit manchem Cäsarianer, der ihm sympathisch ist, freundschaftlich verkehrt. Es ist nicht zu verkennen, daß in den meisten Fällen eine Interessengemeinschaft das eigentliche Band herstellt. Dabei spielen auch geistige Interessen eine gewisse Rolle, wie denn öfters Schulfreundschaften die Knabenzeit überdauern; so die des Cicero und Atticus, die durch die Heirat des Q. Cicero mit Pomponia auch zur Verschwägerung führte. Auch in Empfehlungsbriefen wird gern betont, daß der Empfohlene den Studien ergeben ist. Aber naturgemäß überwiegen die politischen und materiellen Interessen. Ohne Frage wurde Ciceros und Atticus' Freundschaft durch eine starke innere Sympathie, die Begeisterung für griechische Bildung, die Nachsicht des Atticus mit Ciceros ungestümem Temperament zusammengehalten; aber daß Atticus den Bankier des Freundes spielte, ihm in Verlegenheiten half und ihm die Sorge um materielle Dinge fast ganz abnahm, fiel schwer ins Gewicht; umgekehrt wird der kluge Ritter den immer wachsenden Einfluß des berühmten Senators als einen Hauptfaktor mit in Rechnung gestellt haben. Auch sonst hat Cicero Freunde, mit denen er durch

1) Cic. ad Att. XIV 9, 1 (vgl. Ep. XII 23, 4). — Ebd. X 8, 6f. 9, 4; 9, 1. X 1, 3. — Ebd. XII 28, 2. — Ep. III 7, 5. Freilich schrieb er in einem Briefe an seinen Sohn (Frg. S. 302, 6 Müll.) *philosophiae quidem praecepta noscenda, vivendum autem esse civiliter* (d. h. nach römischer Art).

2) Ep. XV 4, 16.

innere Sympathie verbunden ist, denen sich mitzuteilen seinem reichen und lebhaften Geiste Bedürfnis ist: so den reichbegabten, aber unzuverlässigen Caelius und die Rechtsgelehrten Sulpicius Rufus und Trebatius Testa, besonders aber seinen treuen Freigelassenen Tiro: in dem Verhältnis zu ihm, bei dem jede egoistische Berechnung fortfiel, zeigt er so recht, daß er echter Empfindung fähig ist. Glaubt man seinen eigenen Versicherungen, so liebt er viele Menschen zärtlich; so überschwenglich wie an Lentulus im Jahre 54 schreibt er an viele Menschen [1]: 'Gib mir von allen deinen Angelegenheiten und den Studien und Übungen deines, nein unseres Lentulus recht freundschaftlich und recht oft Nachricht, und sei überzeugt, daß mir nie jemand teurer und sympathischer war als du; ich werde dafür sorgen, daß nicht nur du das empfindest, sondern die ganze Welt, auch die Nachwelt.' Namentlich in Empfehlungsbriefen geht er mit den Begriffen 'Freundschaft, Liebe, Hochschätzung' so freigebig um, daß man sieht: dergleichen gehörte zur gesellschaftlichen Scheidemünze und wurde in diesem Sinne von den Empfängern verstanden. Peinlich aber ist, daß er solche Gefühle bisweilen da zur Schau trägt, wo er sie nicht hegen konnte. Dahin wird man manche Äußerungen in den Briefen an den offenbar recht unerfreulichen App. Claudius Pulcher rechnen müssen, der ihm als sein Vorgänger in der Verwaltung Ciliciens ziemlich arge Ungelegenheiten durch Eitelkeit und Habsucht bereitet hatte. Er versichert dem M. Antonius seine Liebe (und umgekehrt), obwohl ihm dieser als Gehilfe Cäsars zuwider sein mußte. Auch Cäsar selbst gegenüber nimmt er eine freundschaftliche, ja unter Umständen herzliche Haltung an, auch noch, als er ihn in vertrauten Briefen schon als Tyrannen bezeichnet; das hindert ihn nicht, über seinen Tod zu frohlocken. Dolabella hatte ihm als Schwiegersohn arge Ungelegenheiten bereitet, auch nach der Scheidung, die an sich nach damaliger Auffassung kein Zerwürfnis bedeutete, und war überhaupt ein übler Geselle; das hält Cicero nicht davon ab, ihn seiner Liebe zu versichern. Es handelt sich hier um die 'egoistischen, unwahren' Freundschaften, von denen er einmal redet, wo er seine wahre Meinung äußert. Niemand wird ihm einen Vorwurf daraus machen; wer in diesen Kreisen etwas bedeuten wollte — und er bedeutete viel —, der mußte mit den Wölfen heulen.[2]) Wir sehen auch, daß starke Umschläge im Verhältnis zu anderen in diesen Kreisen an der Tagesordnung waren, sehen es auch an Catull, bei dem der Ehrgeiz und der Wunsch, den gewonnenen Einfluß zu behaupten, nicht hineinspielen. Worauf es mir

---

1) Ep. I 9, 24.

2) An Antonius im April 44 (ad Att. XIV 13 B 1): *non enim solum ex oratione, sed etiam ex vultu et oculis et fronte, ut aiunt, meum erga te amorem perspicere potuisses.* Im Mai 44 an Tiro (Ep. XVI 23, 2): *ego tamen Antoni inveteratam sine ulla offensione amicitiam retinere sane volo.* — Über Cäsar z. B. an Atticus XII 45, 3 (Mai 45): *de Caesare . . . eum σύνναον Quirini † malo quam Salutis;* nach seinem Tode redet er von ihm als einem *homo impurus* (Ep. XII 1, 1). — Freundschaftsbeteuerungen an Dolabella z. B. Ep. IX 14 = ad Att. XIV 17 A; ganz anders ebd. XVI 15, 1 f. — Ehrlich ad Att. I 18, 1 *ambitiosae nostrae fucosaeque amicitiae.* Wie Freundschaften im Grunde auf politischer Berechnung beruhten, zeigt Cälius' Äußerung über Curio Ep. VIII 4, 2, er werde sich für *bonos et senatum* entscheiden: *huius autem voluntatis initium et causa est, quod eum non mediocriter Caesar, qui solet infimorum hominum amicitiam sibi qualibet inpensa adiungere, valde contempsit.*



ankommt, ist die Feststellung, daß die theoretischen Lehren über die Freundschaft an den harten realen Dingen zerbrechen mußten. Die Tradition der römischen Gesellschaft war stärker als die von außen kommenden ethischen Anschauungen.

Als ein Gradmesser für die Höhe der gesellschaftlichen Kultur wird dem Modernen namentlich die Stellung der Frauen erscheinen. Wenn das auch für das Altertum nicht ohne weiteres zutrifft, so verdient der Gegenstand doch durchaus eine Betrachtung. Man muß sogleich sagen, daß hier der griechische Einfluß kaum hineinspielt; die Stellung der griechischen und besonders der attischen Frau war gedrückt, und Versuche zu ihrer Hebung sind nur von Muckern gemacht worden.[1]) Unabhängig von solchen moralphilosophischen Versuchen hatte sich an den Diadochenhöfen eine gewisse Emanzipation der Frau vollzogen; und da manche römischen Großen, nachdem sie den Orient kennengelernt hatten, ein Bestreben zeigen, es den dortigen Herrschern gleichzutun, so ist mit einer Rückwirkung der dortigen Verhältnisse auf ihre Frauen immerhin zu rechnen. Aber im ganzen haben sich die Verhältnisse, die ich jetzt schildern will, ohne äußere Einflüsse entwickelt. In den senatorischen Kreisen finden wir eine ganze Reihe von Frauen, die in der Lage sind, ein Gewicht in die häusliche und sogar auch in die politische Wagschale zu werfen. Dafür ist es bezeichnend, daß Cäsar bei den großartigen Geschenken, die er aus der gallischen Beute nach Rom sandte, auch die Frauen der Consularen und Prätorier bedachte; das hätte dieser überlegene Rechner nicht getan, wenn er sich von ihrem Einfluß nicht wirkliche Förderung versprochen hätte. Der jüngere Cato zeigte sich als Sonderling und Doktrinär auch darin, daß er erklärte, eine durch den Damensalon gehende Politik nicht mitmachen zu wollen; das war nach Pompeius' Rückkehr aus Asien, wo dieser große Mann sich durch eine vornehme Heirat einen Rückhalt zu schaffen suchte und Munatius Plancus zu Cato schickte, um diesem vorzuschlagen, ihm seine ältere und seinem Sohn die jüngere Base zur Frau zu geben. Als der Tribun Metellus Nepos eine feindliche Haltung gegen Cicero einnahm, wandte dieser sich an zwei vornehme Damen, *ut eum ab illa iniuria deterrerent:* das waren Clodia (die berüchtigte), die Gattin von Metellus' Bruder, und Mucia, die damalige Gattin des Pompeius. Die Namen Cornelia und Fulvia brauche ich nur zu nennen; von Ciceros Gattin Terentia behaupteten seine Feinde, daß sie bei der Aufspürung der Catilinarier eine erhebliche Rolle gespielt habe. Eine der einflußreichsten Damen jener Zeit war Servilia, die Mutter des Brutus, die allerdings durch ihre Abstammung und ihre beiden Ehen dafür geschaffen war; sie hatte sogar auf den Dickkopf Cato, ihren Halbbruder, Einfluß. Als nach Cäsars Tode die politische Situation gänzlich verfahren war und die 'Tyrannenmörder' urbi et orbi klar machen zu wollen schienen, wie wenig innere Berechtigung sie zu der Tat besaßen, fand auf Brutus' Villa bei Antium eine Zusammenkunft statt, von der Münzer sagt: 'Es war ein Familientag und ein Parteitag zugleich'; anwesend waren außer Brutus, Cassius, Cicero und Favonius drei Frauen: Servilia, Tertulla, des Brutus' Schwester und Cassius' Gattin, und Porcia, die Gattin des Brutus, ebenfalls eine Frau von männlicher Energie. Der Senat hatte damals dem Brutus

1) Besonders neupythagoreische Schriften darüber: F. Wilhelm, Rhein. Mus. LXX 161.



und Cassius, um sie zu entfernen, den Auftrag gegeben, Getreide anzukaufen; Servilia versprach, dafür zu sorgen, daß dieser Beschluß aufgehoben würde. Ihr Name erscheint in Ciceros Briefen aus jener Zeit immer wieder: sie war wirklich eine Egeria der Partei (geb. um 100). Das erinnert stark an das Auftreten der Fürstinnen an den Diadochenhöfen, Kleopatra, Berenike, Arsinoe usw.; aber es ist nicht zu verkennen, daß die römischen Zustände sich von selbst entwickelt haben.[1])

In diesen Kreisen spielt die Frau schon darum eine wichtige Rolle, weil sie die Verbindung zu ihrer Gens herstellt: daher die sorgfältige Auswahl der zukünftigen Gattin, die kaum je durch den Bräutigam selbst geschieht, sondern meist durch die beiderseitigen Eltern — nicht Väter. Denn mindestens oft haben die Mütter ein gewichtiges Wort mitzureden, ein Moment, dem Münzer volle Würdigung hat zuteil werden lassen. Als für Ciceros Tochter Tullia im Jahre 50 ein dritter Gatte gesucht wird, interessiert sich außer Brutus' Mutter Servilia auch eine Pontidia dafür; an Cicero, der damals fern von Rom war, hatte sich ein Ti. Nero gewendet und dieser deshalb Boten an Frau und Tochter geschickt. Aber sie kamen zu spät: die Damen hatten sich indessen für Dolabella entschieden, und dem Vater blieb nichts übrig, als seinen Segen zu geben — ein Vorgang, der in Griechenland unerhört gewesen wäre.[2]) Da die Ehen ein Ergebnis politischer und finanzieller Berechnung sind, so gehen sie leicht in die Brüche, auch ohne daß ein Zerwürfnis vorliegt. Der krasseste Fall dieser Art ist der des berühmten Redners Hortensius. Dieser wünschte durchaus eine Verschwägerung mit Cato und bat ihn um die Hand seiner Tochter Porcia, obwohl diese mit Bibulus vermählt war: es liege ihm nur daran, ein Kind von ihr zu bekommen, und wenn Bibulus an ihr hänge, so wolle er sie ihm nach der Entbindung wieder zustellen. Darauf konnte Cato nicht eingehen; nun schlug Hortensius vor, er solle ihm seine eigene Frau Marcia abtreten, da er ja hinreichenden Nachwuchs von ihr habe. Darauf ging Cato ein, zumal auch Marcias Vater sein Einverständnis erklärte; aber als Hortensius nach einigen Jahren starb, nahm er sie zurück. Böse Zungen rechneten ihm nach, er habe dabei ein gutes Geschäft gemacht; denn Marcia hatte den sehr vermögenden Hortensius beerbt. Aber auch sonst werden Ehen aus Gründen der Familienpolitik ebenso leicht geschlossen wie gelöst. Als Cäsar den Bund mit Pompeius schließt, vermählt er ihm seine Tochter Julia, obwohl diese mit Servilius Cäpio verlobt war; als man Pompeius aus der Verbindung mit Cäsar lösen will, rät man ihm, sich von Iulia scheiden zu lassen. Sulla verlangt von Cäsar die Trennung von der Demokratentochter Cornelia, mit der er jung verheiratet war, und suchte ihn zu vernichten, weil er nicht darauf einging. Die namhaften Männer dieser Zeit waren alle mehrmals verheiratet, und vier Ehen sind keine Seltenheit; von einer Cornificia, 'die viele Ehen hinter sich hatte', spricht Cicero.[3]) Die Ursache liegt nicht selten in der Zügellosigkeit der Frauen, die

1) Cäsar: Plut. Pomp. 51, 3f. — Cato: Plut. 30. — Cicero Ep. V 2, 6. — Terentia: O. E. Schmidt, Neue Jahrb. 1898 I 174. — Servilia: Münzer, Römische Adelsparteien und Adelsfamilien (Stuttgart 1920) 362; dieses wertvolle Buch ist fortwährend zu vergleichen.

2) Cic. ad Att. V 21, 14. VI 1, 10. Vermittlung bei Ehescheidung z. B. ebd. XIV 19, 4. XV 1, 4.

3) Hortensius: Plut. Cato min. 25. 52. — Pompeius: Plut. 49, 4. — Cäsar: Plut. 14. RE. X 187. Cornificia: Cic. ad Att. XIII 29, 1.

große Freiheit genossen; sie nahmen an Gelagen der Männer teil, übernahmen wohl auch in vorgerückter Stunde das Präsidium und gaben die Trinkparole aus; ja, im Jahre 52 gab ein Amtsdiener ein Gelage, bei dem sich zwei Damen der Gesellschaft und ein Knabe prostituierten. An der catilinarischen Verschwörung waren Frauen beteiligt, die sich das Geld zur Befriedigung ihrer großen Ansprüche lange durch Preisgabe ihrer Reize verdient hatten und nach dem Hinwelken dieser tief in Schulden geraten waren. Untreue der Frau ist daher nichts Ungewöhnliches, und die Chronique scandaleuse der Hauptstadt wußte fortwährend von solchen Dingen zu berichten. Im Januar 60 schreibt Cicero an Atticus: 'Das Jahr fing damit an, daß das übliche Opfer an die Iuventas nicht dargebracht wurde; denn Memmius hat die Gattin des M. Lucullus in seine Mysterien eingeweiht; Menelaos hat das übel genommen und sich scheiden lassen.' Clodia wird nicht so schlimm gewesen sein, wie Catull und Cicero sie darstellen; aber daß sie keine Scheu trug, sich über die Schranken der Konvention hinwegzusetzen, dürfen wir ohne weiteres glauben.[1])

Es wäre unrecht, diese Dinge mit dem Maßstabe unserer Zeit zu messen; man nahm sie damals nicht sehr schwer und verdeckte sie nicht in heuchlerischer Weise. Es fehlt auch nicht an Ehen, die auch vor dem Richterstuhl der heutigen Gesellschaft eine gute Note bekommen würden. Die des Cicero ließ lange Zeit nichts zu wünschen übrig, scheiterte aber schließlich an Terentias Selbständigkeit in Geldangelegenheiten; bezeichnend ist, daß ein intriganter griechischer Freigelassener, der ihr Vermögen verwaltete, dabei seine Hand im Spiele hatte. Pompeius, der sehr viel älter war als Iulia, war ein so zärtlicher Gatte, daß man ihm sogar Vernachlässigung wichtiger Pflichten seiner Frau zuliebe vorwarf. Brutus' Gattin Porcia war eine wirkliche Genossin seiner Pläne, eine Frau von männlichem Geist, die in schwerer Krankheit ihrem Leben selbst ein Ziel setzte. Daß man Verständnis für zarte Empfindungen hatte, zeigt etwa Catulls Hochzeitsgedicht für Manlius Torquatus; daß sie im Leben nicht ganz zu ihrem Recht kamen, lag an dem männlichen Charakter der damaligen Gesellschaft. Die Ehefrau war, wenn nicht bloß Haushälterin und Mutter der Kinder, oft nur ein Posten in der kühl aufgestellten Lebensrechnung; was der Mann von weicheren Empfindungen in sich trug, befriedigte er im Umgange mit der Geliebten. Das war in dieser Zeit bisweilen schon die griechische Schauspielerin und Tänzerin: dies ein Punkt, an dem sich wieder einmal der griechische Kultureinfluß zeigt.[2])

Diesen gesellschaftlichen Zuständen hat die Kaiserzeit ein Ende bereitet. Gleich Augustus ging mit Bewußtsein darauf aus, die Moral der Oberschicht zu heben; die Hauptsache dabei hat die Veränderung aller Verhältnisse und die Beruhigung des Reiches getan. Es ist überaus reizvoll, wie das senatorische Blut immer noch einmal gelegentlich aufwallt und sich gegen den natürlichen Zwang der solideren Verhältnisse wehrt. Aber das kann hier nicht mehr verfolgt werden.

1) Vgl. zu Catull 27. 37, 2. Sall. Cat. 24, 3ff. Cic. ad Att. I 18, 3.

2) Cic. Ep. XIV 4, 1. 3; 2, 3. ad Qu. fr. I 3, 3. — Plut. Pomp. 48, 8. 53, 1. — Cic. ad Brut. I 9, 2.

ABERGLÄUBISCHES BEI PETRONIUS

Von Eduard Stemplinger

Otto Waser weist in seiner dankenswerten Bibliographie 'Volkskunde und griechisch-römisches Altertum' (Basel 1916, S. 24) in dem Abschnitt 'Volksglauben' mit Recht darauf hin, daß auf diesem Gebiet noch viel brach liegt und vermißt insbesondere Einzeluntersuchungen zu Lukian, Älian u. a.; noch mehr darf man sich verwundern, daß das Abergläubische bei Petronius, einer Hauptquelle römischen Volkshumors und niederen Volkslebens, noch nicht zur Behandlung stand.

Der neureiche Trimalchio vereinigt in sich den orientalischen Aberglauben seiner Heimat und den italischen seines späteren Wohnsitzes. Zunächst fällt seine Hinneigung zur *Astrologie* auf. In der Zeit Neros, da Petronius die Abenteuer des Enkolpius spielen läßt, ist bekanntlich die Sterndeuterei in hoher Blüte, bei Hof und im Volk, nachdem schon unter Tiberius der Hofastrolog Thrasyllus eine einflußreiche Rolle gespielt hatte. Tacitus, der unsicher schwankend der Astrologie ziemlich viel Gewicht beilegt, erzählt (Hist. I 22), daß Poppäa mit vielen Astrologen insgeheim Verkehr pflegte, welche auch für sie 'die unseligen Werkzeuge der fürstlichen Ehe' gewesen waren; Pammenes, der in den letzten Jahren der neronischen Herrschaft als 'Chaldäer' in der Verbannung lebte, wurde von vielen römischen Adeligen wegen der Sternkonstellationen befragt und erhielt von dem Konsularen P. Anteius eine Jahrespension; Nero selbst schenkte dem Balbillus alles Vertrauen: als im J. 65 ein Komet erschien, riet er dem Kaiser verschiedene Häupter der Aristokratie zu beseitigen, und diese tat's (Sueton, Nero 36). Die Astrologie war, seit Poseidonios die Mantik sozusagen in der stoischen Philosophie salonfähig gemacht hatte, die Beherrscherin aller Kreise geworden: römische Damen unternahmen nichts, ohne zuvor die Handbücher des Thrasyllus oder Petosiris befragt zu haben, und im Zirkus Maximus fanden die Winkelastrologen, die schon zur Zeit des Horaz mit Globus und Planetarium das Horoskop gestellt hatten, ungeheuren Zulauf. Die 'Astronomica', dem Kaiser Tiberius gewidmet und in der Humanistenzeit einem Manilius zugeteilt, verherrlichen im Gegensatz zu dem Atheismus des Lucretius die Astrologie als göttliche Offenbarung.

Trimalchio, von Haus aus der Sterndeuterei zugänglich, huldigt selbstverständlich auch der 'wissenschaftlichen' Sternkunst. An die Türpfosten des Speisesaals sind die Bahn des Mondes und die Bilder der sieben Planeten gemalt, die guten und bösen Tage mit verschiedenfarbigen Knöpfen bezeichnet (c. 30). Erinnern wir uns, daß nach dem geozentrischen Weltbild der antiken Astronomie von der Erde aus übereinander die sieben Planetensphären emporsteigen, konzentrische Kugeln; zu unterst von ihnen kreist der Mond. Der Epitomator des Petronius hat vermutlich die Beschreibung des Bildes gekürzt. Man kann vergleichsweise an den herrlichen Rundbau (Pantheon) des Agrippa auf dem Marsfeld denken, in dessen Zylinderwand sieben Nischen mit den sieben Planetengöttern sich befanden, von den Zeitgenossen als 'Gleichnis des Himmels' bestaunt; oder an die bekannte Marmortafel des Bianchini, auf der Büsten von Planetengöttern abgebildet sind.

Die *Tagewählerei* hängt mit der Astrologie eng zusammen: bei den Römern galten alle auf die Iden folgenden Tage als unglücklich, dazu kamen noch die drei großen Unglückstage des römischen Volks: der 7. Mai, 8. Juli und 8. November; an solchen Tagen durften von Staats wegen keine Neubauten, Reisen, Unternehmungen jeder Art begonnen, keine Ehen geschlossen werden; selbstverständlich richtete sich das Privatleben darnach. Die Astrologie brachte für jeden einzelnen gemäß der Sternkonstellationen noch eigene Unglückstage, und diese werden wohl für Trimalchio besonders gekennzeichnet gewesen sein. Denn auch die Tagewählerei hatte in den besten Kreisen Eingang gefunden; demgemäß muß der 'gebildete' Trimalchio mitmachen. Vom Kaiser Augustus erzählt Sueton (c. 92): '*observabat et dies quosdam, ne aut postridie nundinas quoquam proficisceretur aut nonis quidquam rei seriae incoharet*'. Und Plinius (N. h. XXVIII 28) vermerkt: *ungues resecari nundinis Romanis tacenti atque a digito indice multorum persuasione religiosum est.*

Sogar beim Mahle spielt die Astrologie herein. Nachdem das Skelett herumgereicht ist und Trimalchio seinen Vers gesungen hat, folgt ein merkwürdiger Gang (c. 35), sozusagen ein astrologisches Menu. Das runde Speisebrett enthält nämlich die zwölf Tierkreiszeichen, in der Runde geordnet, und bei jedem Zeichen liegt eine entsprechende Speise: Auf dem Widder liegen Widdererbsen. Hier ist ja der Zusammenhang klar; nach Plinius (XVIII 124) ist diese Pflanze dem Widderkopf ähnlich, *unde ita appellant.* Auf den Stier legte der Aufwärter ein Stück Rindfleisch. Auf die Zwillinge legte er Hoden und Nieren; natürlich, weil die Hoden und Nieren beim Menschen stets doppelt vorhanden sind. Auf den Krebs kam ein Kranz zu liegen; die Erklärung lesen wir später (c. 39): es ist dies eine Huldigung für Trimalchio, der im Zeichen des Krebses geboren ist; er selbst hatte nichts darauf legen lassen, um die Nativität nicht zu drücken, d. h. um jedes Omen zu vermeiden. Auf dem Löwen prangt eine afrikanische Feige. Der Löwe versinnbildlicht nach antik-astrologischer Ansicht das Feuer; während des heißesten Monats steht die Sonne im Zeichen des Löwen; das Land der größten Hitze sah der Römer in Afrika; daher legte der Aufwärter eine Frucht Afrikas auf dieses Tierzeichen. Die Jungfrau wird mit der Gebärmutter einer noch nicht zugelassenen Sau bedacht. Man erinnere sich, daß in hellenistischer Zeit das Sternbild der Jungfrau (im babylonischen Kalender = Ischtar) mit Isis gleichgestellt wurde, welcher nach Herodot und Manetho das Schwein geopfert wurde. Die Ägypter trugen auch Amulette aus Knochen oder Tonerde in der Gestalt von Schweinchen, welche, der Isis geweiht, die Aufschrift trugen: 'Möge Isis dem Besitzer dieses Schweinchens Glück verleihen!' Dabei ist nicht zu übersehen, daß man nach der Opposition des Augustus und Tiberius gegen den Isiskult in Rom etwa im J. 40 der ägyptischen Göttin den ersten Staatstempel erbaute und somit den Isisdienst staatlich anerkannte.[1]) Auf die Wage legte der Aufwärter eine wirkliche Wage als Sinnbild der Tag- und Nachtgleiche; auf den Skorpion einen kleinen Seefisch, vermutlich den *cottus scorpio* (Seeskorpion); auf den Schützen den *oclopecta,* einen Fisch oder Vogel, dessen Deutung zweifelhaft ist. Auf den Steinbock kommt ein Heuschreckenkrebs zu

1) Wissowa, Religion und Kultus der Römer² S. 355.



liegen (*locusta*) wegen der Ähnlichkeit der Scheren mit dem Gehörn des Steinbocks; auf den Wassermann eine Gans als Wasservogel, auf die Fische zwei Seebarben, die damals zu den geschätztesten Leckerbissen gehörten.

Trimalchio will mit dieser gastronomischen Allegorie zeigen, daß man sich auch bei Tische mit Bildung beschäftigen müsse (c. 39) und vor allem, daß er überall bewandert sei. Im Anschluß an diesen astrologischen Anschauungsunterricht gibt er seine Sterndeutekunst zum besten. Mit dem Widder, dem Zeichen des Frühlingsbeginnes, hebt er an und hält weiterhin die herkömmliche Reihenfolge fest (c. 39). Die Horoskope, die er nach den einzelnen Tierzeichen stellt, entsprechen keineswegs den Deutungen der Astrologie, sondern sind die nächstliegenden Folgerungen aus den Namen. Wer im Widder geboren ist, hat viel Vieh, viel Wolle, einen harten Kopf, ein spitzes Horn (man vergleiche Horaz, Sat. I 6). In den Zwillingen werden Zweispänner geboren und Ochsen und Hoden und solche, die auf beiden Achseln tragen; im Löwen werden Fresser geboren, in der Jungfrau Weiber, in der Wage Metzger und Parfümeriehändler, im Skorpion Leute, welche mit Gift und Dolch arbeiten, im Schützen Schieler, im Steinbock Leute, denen vor lauter Kummer und Sorgen Hörner wachsen, im Wassermann Weinschenken, in den Fischen Köche. Man hat den Eindruck, daß Petronius sich über die astrologische Deuterei lustig machen will.

Schließlich erfahren wir auch, was ein griechischer Astrolog, namens Serapa, dem Trimalchio aus der Sternkonstellation verkündete. Er sagte ihm sogar, was er selbst schon vergessen hatte: 'Du hast eine Gattin aus der Hefe des Volks geholt; du bist nicht glücklich mit deinen Freunden; du erntest Undank; du nährst eine Schlange an deinem Busen', lauter Weisheiten, die auf der Straße liegen. Doch halt! Serapa meldet ihm auch, er werde eine Erbschaft machen; er werde von jetzt ab noch 30 Jahre 4 Monate und 2 Tage leben. Man wird bei diesen Prophetien lebhaft an die Künste unserer Kartenschlägerinnen und Planetenfrauen gemahnt.

Aber nicht bloß Astrologisches findet man bei Petronius; noch mehr sonstigen Aberglauben der römischen Kaiserzeit. Mit der Astrologie wurde vielfach die *Physiognomik* verquickt. Von einem Sklaven heißt es: 'Deswegen kann er nicht reinen Mund halten, weil seine Augen kaum jemals geschlossen sind' (c. 68). Wie man äußerliche Absonderlichkeiten und Auffälligkeiten mit inneren Eigenschaften auch sonst in Verbindung brachte, zeigt die Physiognomonia des Apuleius (Rose, Anecd. I 103), z. B. gebogene Nasen sind Großherzigen eigen; kleine Augen zeigen Verliebtheit; verschleierte Augen verraten Tücke u. a.

Als die Gäste in den Speisesaal gehen wollen, ruft ihnen ein eigens dazu aufgestellter Sklave zu: *dextro pede* (c. 30)! Natürlich hängt diese Warnung mit dem antiken und modernen Aberglauben zusammen, daß die rechte Seite die glückbringende ist, d. h. der Osten, den der griechische Zeichendeuter, mit dem Angesicht nach Norden gewendet, zu seiner Rechten hatte. Diese babylonisch-griechische Anschauung war zur Zeit des Augustus auch in Rom durchgedrungen. Und so verstehen wir die Bemerkung Suetons (Octav. 92), Augustus habe einen Unglückstag vorausgeahnt, *si mane sibi calceus perperam ac sinister pro dextero indueretur.*

Mit den orientalischen Kulten fand der altrömische Glaube an Hexen (*strigae*, ital. *streghe*) neue Nahrung; diese Nachtunholdinnen (*nocturnae* c. 63s.) kehren das Oberste zu unterst, schlagen unsichtbar ihre Gegner, holen ihnen das Herz aus der Brust und stopfen ihnen dafür einen Strohwisch hinein (c. 63). Es ist eine ganz irrige Ansicht, den Hexenglauben dem Mittelalter aufzubürden; dieser ist nur eine Fortsetzung des Hexenwahns der römischen Kaiserzeit. Dies wird auch von mittelalterlichen Schriftstellern erkannt; so wenn z. B. Guilelmus Alvernus sagt (S. 1066): ... '*malignis spiritibus, quos vulgus stryges et lamias vocant* ...; *apparent autem in specie vetularum.*' Ebenso glaubte man an Kobolde mit unsichtbarmachenden Tarnkappen (c. 38); gelang es, einem die Kappe zu nehmen, so zeigte er, um sie wieder zu bekommen, die von ihm bewachten verborgenen Schätze. Wer denkt nicht an Siegfrieds Überlistung des Mime? Wer nicht an Hagens Überlistung der Schwanjungfrauen? Wie schon bemerkt, war der Kappadoker, der gegen eine Nachtunholdin vorgehen wollte, grün und blau geschlagen, 'weil ihn nämlich die bösen Hand berührt hatte' (c. 63). Das ist die Berührung des Alps (*daemon incubus*), der die Menschen anhaucht, tritt, schlägt, reitet usw.; wir sprechen heute noch vom Hexenschuß; eine Krankheit kommt 'wie angeflogen'; einen 'trifft der Schlag'. Trimalchio erzählt mit echt südländischer Gestikulation, wie der Kappadoker mit dem Schwert dem Nachtmahr entgegentritt, die linke Hand sorgfältig umwickelt, und ihn durchbohrt. Dabei zeigt er am eigenen Leibe die Stelle, wo ihm die Wunde beigebracht worden sein soll, fügt aber die Formel hinzu: *salvum sit quod ego tango.* Noch heute hütet man sich in Thüringen und Deutschböhmen, bei der Beschreibung von Geschwüren, Verletzungen und derlei leiblichen Gebresten an sich oder andern die betreffende Stelle zu berühren, weil man sonst die geschilderte Krankheit zu bekommen meint. Man hat hier eine Seite der Krankheitsübertragung vor sich, die in der Volksmedizin eine so überragende Rolle spielt.[1])

Eine sehr wichtige Stelle über den *Werwolfglauben* der Antike findet sich im Kap. 62. Niceros geht mit einem fremden Mann, stark wie der Teufel, um die Zeit des Hahnenschreis zum fünften Meilenstein der Landstraße, zu deren beiden Seiten Grabdenkmäler im hellen Mondlicht blinken; der Fremde begibt sich auf einmal von der Straße weg zwischen ein paar Grabsteine, zieht sich aus und legt die Kleider neben die Straße. Dann pißt er um die Gewänder herum und ist plötzlich ein Wolf, fängt zu heulen an und flieht in die Wälder. Wie er heimstürzt, erfährt er von Melissa, ein Wolf sei in den Hof eingebrochen und habe dem Vieh 'wie ein Metzger zur Ader gelassen'. Ein Knecht aber stach ihn mit einer Lanze in den Hals. Niceros läuft wieder zum fünften Meilenstein zurück, findet aber nichts mehr vor wie Blut; daheim aber liegt der Fremde 'wie ein Ochs, und ein Arzt verbindet seinen Hals'. Da erkennt er klar und deutlich, daß der Fremde ein Werwolf ist. Die Werwolfsage erscheint im Altertum fast ausnahmslos nur in kultischer Legende; hier haben wir eine einzigartige Stelle vom Werwolfzauber, wie er im mittelalterlichen und neueren Aberglauben gang und gäbe ist. Werwölfe ziehen sich

1) Stemplinger, Antike und moderne Volksmedizin (Leipzig 1925) S. 56ff.



vor der Verwandlung völlig nackt aus und werfen, wovon wir bei dem gekürzten Petronius nichts lesen, ein Wolfshemd oder einen Wolfsgürtel um. Dann eilen sie heulend und raubend durch das Land. Offenbar hängt seine Rückverwandlung in den Menschen davon ab, daß er seine menschlichen Kleider wieder anzieht; dieselbe Ansicht, die wir auch bei den Schwanjungfrauen im Nibelungenlied antreffen.

Um nun diese Kleider vor Diebstahl zu behüten, d. h. sie gegen Schadenzauber festzubannen, umharnt er sie (c. 62). Liegt schon im Kreis selbst ein Bannzauber, so noch mehr, wenn dieser von der magischen Kraft des Urins gebildet wird. Pischel (Abh. f. M. Hertz, 1888, S. 69) wies dies uralte Zaubermittel schon aus dem indischen Altertum nach (Paraskara III 7), wo der Herr seinen neuen Knecht mit dem eigenen Harn dreimal umpißt mit den Worten: 'Von dem Berge, von der Mutter, von der Schwester, von den Eltern, von dem Bruder, von den Freunden mache ich dich los. O Knecht, du bist umpißt, wohin wirst du gehen (können)?' Friedlaender macht auf eine verwandte Stelle in der Legenda aurea des Jacobus a Voragine aufmerksam (c. 4), wo es von der hl. Lucia heißt: '*putans vero Paschasius secundum quorundam figmenta, quod lotio fugarentur maleficia, iussit Luciam lotio perfundi*'. Vom Harn sagt Plinius (N. h. XXVIII 65) zusammenfassend: *magna et urinae non ratio solum, sed etiam religio*' und belegt diesen Satz mit vielen Beispielen. Im Mittelalter glaubte man fest, der Harn einer Jungfrau vernichte alle Magierkünste. Nun verstehen wir auch, wie bei Petronius der Gegner des Ascyltus über diesen spottet: 'Wenn ich um ihn da herumpisse, weiß er wohl nicht, wohin er laufen soll' (c. 57). Ganz eigenartig ist schließlich bei Petronius noch die Bemerkung (c. 62), durch das Umharnen der Kleidungsstücke seien sie zu Stein geworden. Wir wissen, wie bei Homer das Schiff der Phäaken (*ν* 163) und die aulische Schlange (*B* 139) durch Götter versteinert werden; dieselbe Umwandlung ist uns bei Niobe (*Ω* 617), Phineus u. a. bekannt, von der ähnlichen Wirkung des Medusenhauptes ganz abgesehen. Aber von einer Versteinerung mittels Urin ist mir weiter nichts geläufig.

Als Trimalchio in unflätiger Weise Fortunata abkanzelt und ihr die niedere Herkunft vorrückt (c. 74), bemerkt er: 'Aber sie bläht sich auf wie der Frosch in der Fabel, und es fällt ihr nicht ein, in ihren Busen zu spucken', d. h. die Nemesis abzuwenden. Man spuckte nämlich, wie wir bei Theokrit VI 39, Kallimachos fr. 235, Plinius N. h. XXVIII 35 u. a. sehen, meist dreimal in den eigenen Busen, um dem *φθόνος* zu entgehen; sollte doch nach antiker Legende (Athen. IX 50, 394b) der Täuberich seine junge Brut bespucken, um den bösen Blick abzuwehren; bespuckt man doch bis in die neuere Zeit herein die im Handel erworbenen Geldmünzen, um allem *φθόνος* zu entgehen (Del Rio, Disquis. magicae VI 11). Dem gleichen Grundsatz entspricht unser 'unberufen', wenn wir einen Zustand oder eine Tatsache lobend erwähnen, um ja keinen 'Neid' zu erwecken. Darum setzt auch Trimalchio das '*praefiscini*' hinzu, als er von einem ordentlichen Sklaven spricht (c. 73).

Gleich nach diesen Worten kräht ein Hahn. Trimalchio, durch diesen Laut erschreckt, läßt sofort Wein unter den Tisch gießen und auch die Lampe mit unge-

mischtem Wein besprengen. Er steckt zugleich den Ring von der linken in die rechte Hand und sagt: 'Dieser Trompeter hat nicht ohne Grund das Signal gegeben; denn nun muß es entweder einen Brand geben oder in der Nachbarschaft wird jemand mit Tod abgehen' (c. 74). Die Vorstellung, daß der Hahn mit seinem roten Kamm ein Feuerdämon sei, ist indogermanisch, infolgedessen bei Griechen, Römern wie Germanen vorhanden; ist er bei iranischen Völkern dem Zoroaster heilig, so bei Griechen und Römern dem Helios. So lag es nahe, beim Hahnkrähen zur Unzeit — die Mahlzeit findet doch abends statt — als einem auffälligen Omen an einen Brand zu denken. Noch heute sagt der deutschböhmische Aberglaube: Wenn der Hahn mitten im Hof kräht oder mit den Flügeln schlägt, steht ein Brand bevor. Außerdem galt der Hahn als chthonisches Tier und war als solches der Persephone geweiht; daher sehen wir ihn oft auf antiken Grabstätten abgebildet. Insofern sagt der römische Aberglaube, das unzeitige Krähen des Hahns bedeute ein Unglück (Plin. N. h. X 49) oder, wie Petronius genauer definiert, einen Todesfall; da der Hahn hier in der Nachbarschaft kräht, bedeutet es natürlich einen Todesfall in der Nachbarschaft. Noch heute sagt man in Österreich, wenn der Hahn in das Haus hineinkräht, zeigt er einen Todesfall an.

Trimalchio sucht die angedeuteten Gefahren sofort abzuwenden, und zwar, indem er Wein unter den Tisch schütten läßt. Nach Plinius (N. h. XXVIII 26) beschwören die Römer das Omen eines Brandes — wenn bei Tische von Feuersbrünsten gesprochen wird — dadurch, daß sie Wasser unter den Tisch schütten, eine symbolische Form des 'Unberufen'. Trimalchio natürlich in seiner Protzigkeit benützt auch dazu Wein, wie er auch Wein zum Händereinigen reichen läßt (c. 34). Ferner schiebt er den Ring von der linken in die rechte Hand. Es wird auf die Stelle bei Plinius (XXVIII 57) verwiesen, wonach man bei Schlucksen und Niesen den Ring von der linken Hand auf den Mittelfinger der rechten Hand stecken soll. Wir haben es hier wieder mit einer symbolischen Handlung zu tun, die sich natürlich auf das zweite Omen, den Todesfall in der Nachbarschaft, bezieht. Durch das Umstecken des Rings soll verhindert werden, daß der Todesfall sich vom Nachbarn auf das Haus des Trimalchio wendet.[1])

Daß man bei Wünschen sehr vorsichtig sein muß, ist uns zum mindesten aus deutschen Märchen geläufig. Auch Petronius bietet ein wenig beachtetes Beispiel. Als Trimalchio mit den Künsten seines Kochs prahlt, bemerkt er (c. 70): '*ita crescam patrimonio, non corpore, ut ista cocus meus de porco fecit*'. Er setzt ausdrücklich *non corpore* hinzu, um eine unwillkommene Ausdehnung des Wunsches zu verhindern. Aus demselben Grunde sagt Horaz (Sat. II 6, 14): '*pingue pecus domino facias et cetera praeter ingenium*'. Wie sehr mißverständliche Wünsche schaden können, zeigt uns die Phädrusfabel von den zwei Frauen (App. 3 ed. L. Mueller).

Phileros beteuert eine sehr phantasievolle Erzählung mit den Worten (c. 43): *de re ego verum dicam, qui linguam caninam comedi*'. Der Hund gilt zwar, wie

1) Ganschinietz bei Pauly-Wissowa (*R* S. 839) ist sicher im Irrtum, wenn er diese Stelle mit römischen Totenriten in Verbindung bringt; denn es handelt sich hier um das *Umstecken* des Rings, nicht um das *Abziehen* von der Hand des Toten.



Brehm sagt, als wandelnde und bellende Apotheke; aber nirgends sonst lesen wir, daß einer die Wahrheit sagen muß, der eine Hundszunge gegessen hat; man hat daher an die gleichnamige Pflanze (Diosc. Mat. med. IV 127) gedacht; aber auch hier fehlt jeder andere Beleg. Wir müssen die Sache unentschieden lassen.

An sich ist es ja ein unersetzlicher Verlust, daß uns die Satirae des Petronius nur in wenigen Bruchstücken erhalten sind; am empfindlichsten aber trifft er das Gebiet des antiken Aberglaubens, für den die volkstümlichen Schilderungen des römischen Werktaggetriebes eine Quelle ersten Ranges gewesen wären.

DIE DEUTSCHE HANSE

Von Fritz Rörig[1])

Um das Wesen einer historischen Erscheinung zu verstehen, ist es notwendig, von ihrem Werden zu wissen, wie sie Gestalt wurde und welchen inneren Kräften sie das äußere Gewand lieh. Das gilt insbesondere von der deutschen Hanse. Denn es besagte wenig oder nichts, wenn wir von ihr nur wüßten, daß im J. 1358 zum ersten Mal von einem Bunde der Städte von der deutschen Hanse die Rede ist. Es ist auch ein wenig fruchtbares Wissen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß dieser Bund unter Lübecks Führung große Geltung gewonnen hat und vier ausländische Kontore in Brügge, London, Bergen und Nowgorod besaß. Irreführend wäre es, wenn wir als das Wesentliche der Hanse kriegerische Handlungen, ausgeführt von meerbeherrschenden Flotten, hervorheben wollten. Staatsrechtlich gedacht hat die Hanse als solche überhaupt nie einen Krieg geführt, ja nicht einmal führen können. Jene bekannten kriegerischen Handlungen der hansischen Geschichte sind, staatsrechtlich betrachtet, nicht von der Hanse selbst vorgenommen worden, sondern von Sonderbündnissen, die eigens zu diesem kriegerischen Zweck geschlossen wurden; allerdings von Sonderbündnissen, die im wesentlichen aus den Hansestädten oder größeren Gruppen von ihnen bestanden. Die Hanse selbst legte jedenfalls großen Wert auf die Feststellung, daß sie kein corpus, d. h. kein staatsrechtlicher Verband sei, sondern ein wirtschaftspolitischer Verband. Darauf weist auch der Name 'Hanse' selbst hin. Denn unter dem Wort Hanse verstehen wir zunächst eine Schar von fahrenden Kaufleuten im Auslande. Dieser Begriff ist im ganzen Norden Europas üblich gewesen. Zunächst also wurden die Niederlassungen deutscher Kaufleute an einzelnen ausländischen Plätzen, namentlich in England, als Hansen bezeichnet, dann der Name auf die Gesamtheit der deutschen Kaufleute, die mit den nordwesteuropäischen Ländern in Berührung kamen, übertragen, und endlich ist der Name von dem Bunde der Heimatstädte dieser Kaufleute übernommen worden. Auch die Geschichte des Wortes Hanse weist also deutlich auf die wirtschaftspolitische Zielsetzung hin. Das eigentliche Ziel

1) Auf Nachweis der Literatur und Quellen ist hier verzichtet. Ich verweise dafür auf meine 'Hansischen Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte', Leipzig-Breslau 1928, Ferd. Hirt, 284 S.



des Bundes war Sicherung und Mehrung der wirtschaftlichen Berechtigungen seiner Glieder im Ausland, Berechtigungen, die in der Form von Privilegien von den verschiedenen politischen Machthabern des weiten hansischen Wirtschaftsgebietes erworben worden waren.

Wie kam dieser merkwürdige Bund zustande? Was für Kräfte standen hinter ihm? Hat er Aufgaben gelöst, die ihm bleibende Bedeutung in der Geschichte Europas und seines deutschen Ursprungslandes sichern? Um diese Fragen beantworten zu können, ist es notwendig, sich zunächst einmal zu vergegenwärtigen, wie Nordeuropa etwa um das Jahr 1100 wirtschafts- und verkehrsgeographisch gegliedert war. Zwei ganz verschiedengeartete Gebiete heben sich da im Osten und Westen des Kontinents voneinander ab. Im Westen, an beiden Seiten der überaus wichtigen Rheinstraße mit Köln als Mittelpunkt, ein Gebiet milderen Klimas, noch durchsetzt mit starken Einwirkungen der antiken Kultur. Die niederländische Tuchindustrie wie auch die hochentwickelte Metallverarbeitung am Niederrhein und andere Gewerbe, die hochwertige Erzeugnisse herstellten, standen noch in unmittelbarem Zusammenhang mit der Spätantike. Und als letztes Ziel der von Norden nach Süden durch dieses Gebiet in Fortsetzung der Rheinstraße ziehenden Verkehrswege lockte das Haupt der alten Welt: Rom. Nach nördlicher Richtung fand diese Verkehrslinie, das Meer überschreitend, ihren Endpunkt in England, das mit den reichen Wollerträgen seiner Schafzucht die unerläßliche Voraussetzung der hochentwickelten Tuchindustrie Flanderns bildete.

Gleichfalls von Norden nach Süden verlief die Hauptrichtung der Handelswege in der östlichen Hälfte Europas, und auch darin liegt eine gewisse Ähnlichkeit, daß wie im Westen Rom so im Osten Byzanz, die zweite Hauptstadt der spätantiken Welt, den Endpunkt bildete. Aber damit sind auch alle Ähnlichkeiten zwischen den beiden Wirtschafts- und Verkehrsgebieten erschöpft. Vom Schwarzen Meere bis zum Finnischen Meerbusen ein weiträumiges Land primitiver Kultur, aber doch reich an Naturprodukten, die ein höher entwickeltes und stärker bevölkertes Gebiet alter Kultur begehren mochte. In Nowgorod am Ilmensee trafen sich griechische Händler aus Byzanz, mohammedanische aus Arabien mit skandinavischen Händlern. Hier in Nowgorod tauschten sie mit der einheimischen Bevölkerung die ungezählten Mengen kostbaren, vom mittelalterlichen Menschen hochbegehrten Pelzwerks.

Fast ganz getrennt voneinander spielte sich in beiden Gebieten Verkehr und Handel ab. Vom rheinischen Verkehrszentrum aus stießen die letzten östlichen Ausläufer bis zur Elbe vor. Bardowik und Magdeburg waren letzte vorgeschobene deutsche Handelsplätze im Osten, nicht bestimmt zum Durchgangshandel, sondern ausgesprochene Umschlagsplätze an der Grenze. Die Elbe selbst eine Völkergrenze zwischen Germanen und Slawen; von Lauenburg an der Elbe bis hinüber in die Kieler Gegend lief diese Grenze in der Befestigungsanlage des sogenannten limes saxonicus weiter. An der Ostsee selbst noch keine deutsche Bevölkerung; das Meer selbst ein slawisch-skandinavisches Binnenmeer. Immerhin fanden schon zu Anfang des XII. Jahrh. deutsche, namentlich westfälische Kaufleute über Schleswig in steigender Zahl den Weg in dies zukunftsreiche Handelsgebiet. Soest

hatte seine Schleswigfahrer, und das Stadtrecht des kleinen westfälischen Ortes Medebach sah Handelsgeschäfte mit den Russen vor.

Noch aber handelte es sich nur um deutsche Eindringlinge in ein fremdes Gebiet; auf slawische und skandinavische Schiffe waren diese deutschen Kaufleute angewiesen. Erst als der deutsche Kaufmann und deutsches Städtewesen an der Ostsee selbst festen Fuß faßten, wurden die ganzen Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse Nordeuropas von Grund aus umgestaltet.

Gewiß steht diese Umwälzung in unlösbarem Zusammenhange mit jener großen Kolonisationsbewegung des deutschen Volkes, die um 1150 mit voller Stärke einsetzt und alles heute deutsche Land östlich von Elbe und Saale erst dem deutschen Volkstum gewonnen hat. Gewiß ist es auch richtig, die Großtat des mittelalterlichen deutschen Bauern zu preisen, der mit seinem schweren Pfluggerät gerade den besten Ackerboden in dem bis dahin dünnbesiedelten slawischen Lande erst erschlossen hat. Nimmermehr hätte aber die ostdeutsche Kolonisation so tiefgreifende Wandlungen der Handelswege und der ganzen Wirtschaftsstruktur Nordeuropas herbeiführen können, wenn nicht die Initiative und Unternehmungslust des deutschen Bürgertums des XII. und XIII. Jahrh. eine ihrer Haupttriebkräfte gewesen wäre und dem Kolonisationswerk eine größere Planmäßigkeit gegeben hätte. Im Nordosten bis nach Riga und Reval, im Südosten über Krakau hinaus bis zu den Städten Siebenbürgens hat so deutsches Städtewesen in der Anlage von Handels- und Bergbaustädten seinen Siegeslauf vollzogen.

In hervorragendem Maße, weit mehr, als die bisher bekannten und verwerteten Quellen vermuten ließen, war diese bürgerliche Initiative schon bei der Gründung der ersten und wichtigsten deutschen Ostseestadt, Lübecks, beteiligt. In dem Unternehmerkonsortium, welches 1158 in Vereinbarung mit Heinrich dem Löwen die Neugründung dieser Stadt durchführte, finden sich die Namen von Bürgern jener westfälischen Städte, die vorher als geduldete Fremdlinge in die slawisch-skandinavische Ostsee vorgedrungen waren. Bei diesen Fahrten mögen sie erkannt haben, was für aussichtsreiche Möglichkeiten das Ostseegebiet umschloß, wenn nur erst die auf einem geordneten Städte- und Marktwesen beruhende wirtschaftliche Überlegenheit des deutschen Kaufmanns an der Ostsee selbst festen Fuß gefaßt hätte. So schuf sich dieses unternehmende Bürgertum an jener Stelle, wo die bis dahin städtelose Ostsee am weitesten nach Südwesten einschneidet, in Lübeck, seine feste Basis. Von Lübeck aus springt die Linie, auf der zunächst die Stadtgründungen erfolgten, hinüber zur schwedischen Insel Gotland. Hier entstand jene sagenumwobene Stadt Wisby, eine deutsche Gründung mit deutscher Bevölkerung, auf jener Insel, die bis dahin der Mittelpunkt der Handels- und wohl auch Kriegsfahrten des skandinavischen Bauernkaufmanns gewesen war. Und weiter führt die Linie der Stadtgründungen hinüber an das andere Ende der Ostsee, wo an der baltischen Küste Riga und Reval entstehen; schon ins Binnenland vorgeschoben Dorpat. Teils gleichzeitig, im ganzen aber erst später, erwachsen auch noch aus der Initiative des städtegründenden Bürgertums die Städte am Südufer der Ostsee, von Wismar bis hinüber nach Elbing.

Wenn Wisby und Riga zu den frühesten der Gründungen nach Lübeck ge-

hören, so gibt das einen lehrreichen Hinweis für die Beurteilung des städtegründenden Vordringens der Deutschen ins Ostseegebiet: Von Lübeck über Wisby und die baltische Küste führt eben der Weg nach Nowgorod. Denn hinter diesem schnellen Vordringen nach der baltischen Küste liegt der klare Wille, möglichst schnell und sicher feste Etappenpunkte zu gewinnen auf dem Wege nach dem Mittelpunkt des osteuropäischen Handelsgebietes: nach Nowgorod. Teilzunehmen an dem Handel mit den Erzeugnissen des damaligen europäischen Koloniallandes — denn das waren jene weiträumigen Gebiete Westrußlands —, war das nächste Ziel der Wirtschaftspolitik des deutschen Kaufmanns. Die Städtegründungen folgen den ihr vorausgehenden Handelsfahrten einzelner deutscher Kauffahrer; sie sind zugleich das wichtigste Mittel, im Wettbewerb mit dem slawischen und skandinavischen Kaufmann den Sieg davonzutragen: denn dieses deutsche Städtewesen, wie es jetzt in der vollen Reife, die es in Altdeutschland erlangt hatte, in das Ostseegebiet verpflanzt wurde, gab dem Kaufmann eine ganz andere Unterlage zu einem geordneten Handel, als die war, welche bisher etwa der skandinavische Bauernkaufmann besessen hatte. Und dazu kam, daß der in die Ostsee vordringende deutsche Kaufmann ein für die Zwecke des Handels ungleich geeigneteres Schiff mitbrachte als das schmale Ruderschiff der Skandinavier: das breite Segelschiff, die Kogge, das über einen wesentlich größeren Laderaum verfügte. So konnte es in der kurzen Zeit von etwa 100 Jahren dahin kommen, daß aus dem friedlichen Wettbewerb des deutschen Kaufmanns im Ostseebecken mit dem slawischen und skandinavischen Händler eine vollkommene Vorherrschaft des deutschen Kaufmanns erwuchs; dem deutschen Kaufmann fiel die monopolartige Beherrschung der Ostsee und ihrer im Westen hochbegehrten Handelsware zu.

Erst jetzt wird die außerordentlich glückliche Lage Lübecks vollkommen deutlich. Schon im XIII. Jahrh. den Handel mit Nowgorod monopolartig beherrschend, liegt diese Stadt zugleich auf jener Linie, die Nowgorod und Brügge verbindet. Von Lübeck aus brauchten die Waren auf dem Landwege nur den schmalen Isthmus zu durchqueren, der Lübeck von Hamburg scheidet, dann fanden sie von Hamburg aus ihren Weg weiter bis zu jenem wichtigsten Seeplatze des westeuropäischen Handelsgebietes, Brügge. Im sicheren Besitz der hochbegehrten Kolonialprodukte Osteuropas, in erster Linie von Pelzwerk, Wachs und Honig, lauter Dingen, die im Leben des mittelalterlichen Menschen eine weit höhere Rolle spielten als in dem des Menschen der Gegenwart, vermochte der deutsche Kaufmann sich in dem Welthandelsplatze Brügge eine angesehene und kaum zu erschütternde Stellung zu verschaffen. Im Austausch jener Kolonialprodukte gegen die hochwertigen Erzeugnisse der flandrischen Tuchindustrie erzielte er seine höchsten Gewinne. Zu gleicher Zeit vermochte er es, in geschicktem Ausbau der Handelsstellung, welche sich der rheinische, namentlich der kölnische Kaufmann seit dem XII. Jahrh. in England erworben hatte, auch in England festen Fuß zu fassen. Das englische Königtum begünstigte solches Unternehmen. Mit seinen Abgaben an Zöllen füllte der hansische Kaufmann die königliche Kasse und verstand es in klugem Entgegenkommen, das Kreditbedürfnis der Krone für seine

Zwecke zu nutzen. Endlich sicherte sich der deutsche Kaufmann in Norwegen die Ausfuhr des Stockfisches; in Schonen, der Südspitze des heutigen Schwedens, die handelsmäßige Ausnutzung der gewaltigen Heringsfänge, die hier zur Verarbeitung kamen. In der Einfuhr von Korn, Lüneburger Salz und Hamburger Bier standen dem deutschen Kaufmann sehr begehrte Gegenwerte für den skandinavischen Handel zur Verfügung.

Ein außerordentlich glückliches Zusammentreffen günstiger wirtschaftsgeographischer Möglichkeiten und allgemeiner Zeitverhältnisse hat dieses Handelssystem gewiß gefördert, aber doch nicht geschaffen. Denn erst die überlegene und weitschauende Initiative des deutschen Kaufmanns hat doch die wirtschaftsgeographischen Möglichkeiten hinübergeführt auf den Boden der realen Wirklichkeit. Zudem bedingten dieselben geographischen Voraussetzungen eine schwere und bleibende Gefahr für den Bestand dieses Verkehrssystems: das war die Lage des dänischen Reiches. Wie eine drohende Wetterwolke, aus der immer wieder der zündende Strahl zucken konnte, hing im Norden der Landverbindung, an der verwundbarsten Stelle des lübeckisch-hansischen Verkehrssystems, die dänische Macht, den Rücken nach der Nordsee, das Gesicht nach Süden gekehrt. Es ist ein eigentümlich Ding um die imperialistischen Bestrebungen der mittelalterlichen dänischen Könige. Zweifellos hat eine Reihe echter Herrschernaturen von großem Zuschnitt auf dem Throne Dänemarks gesessen. Von Knut dem Großen an geht die Reihe über Waldemar den Sieger zu Anfang des XIII. Jahrh., dann über Erich Menved zu Beginn des XIV. Jahrh., zu Waldemar IV. und endlich der großen Margarethe um die Wende des XIV. zum XV. Jahrh. Aber immer wieder steht und fällt alles mit der einen Persönlichkeit. Es ist typisch, wie der Nachfolger Margarethes, Erich der Pommer, in kurzer Zeit das große politische Erbe verdirbt, das ihm die kluge Margarethe hinterlassen hatte. Diese schroffen Wechsel mögen darin ihre Ursache haben, daß es sich in Dänemark um das Machtgefühl einzelner starker Herrscherpersönlichkeiten handelt, hinter denen aber nicht die Lebensnotwendigkeiten eines Volkes standen. Denn das in der Hauptsache agrarische Dänemark mit seinem nur gering entwickelten Städtewesen war durch keine inneren Interessen mit dem Imperialismus der größten seiner Herrscher verbunden. Hinter dem politischen Gegenspieler seiner Könige, der Städtehanse, standen aber die Lebensinteressen der kräftigsten und politisch geschultesten Kaufmannschaft Nordeuropas. Und deshalb hebt sich die innere Logik des Werdens dieser Hanse gar seltsam ab von dem wirren und oft zusammenhanglosen Auf und Nieder der mittelalterlichen dänischen Geschichte. Das Gegenspiel zwischen der Hanse und Dänemark gewährt schon wegen der so verschiedenen Wesensart der beiden Spieler ein höchst reizvolles Bild; es ist so bedeutsam, daß sich im Grunde genommen die ganze hansische Außenpolitik um das dänische Problem gruppiert. In diesem heißen Ringen hat sich Lübeck zunächst den Anspruch auf die Führerstellung erkämpft. Das geschah im J. 1227 auf dem Schlachtfeld von Bornhöved in Holstein. Der vorbildlichen Verbindung von diplomatischem Geschick, weitester Blickrichtung und letzter Opferbereitschaft in der rechten Stunde, wie sie schon damals in der politischen Führung Lübecks hervortritt,

ist es zu verdanken, daß damals für das weite Ostseebecken bis nach Reval hinauf die Gefahr eines dänischen Imperialismus beseitigt wurde. Damals wurde aber auch der Grund gelegt zu der von jetzt an immer klarer hervortretenden Führerstellung Lübecks in diesem Ostseeraum; und jene Organisation, die willig die Führung Lübecks anerkannte, war dann jene Städtehanse, deren Namen uns 1358 zum ersten Male begegnet. Aber kaum ist das organisatorische Werk dem gerecht geworden, was sich in inhaltsreichen Jahrzehnten vorbereitet hatte, da muß es seine erste große Probe im Kampfe bestehen, wiederum gegen Dänemark, das nun einmal das Schicksalsland der Hanse war und blieb. Es sind jene bekanntesten Kämpfe aus der hansischen Geschichte, die mit Waldemar IV. von Dänemark; ihr für die Hanse glänzender Abschluß war der Friede von Stralsund im J. 1370. In der Übergabe der Sundbefestigungen an die verbündeten Städte auf die Dauer von 15 Jahren und in der Einräumung eines offiziellen Einflusses auf die dänische Thronfolge kam der militärisch-politische Erfolg des Krieges zum deutlichsten Ausdruck; in der Sicherung und dem Ausbau der Handelsprivilegien sein wirtschaftlicher. Ganz Nordeuropa staunte über den unerhörten Erfolg der niederdeutschen Städte.

Der Stralsunder Friede bedeutete Höhepunkt und Wende hansischer Geschichte zugleich; deshalb ist hier der rechte Ort, nach den Kräften zu fragen, welche in rund 200 Jahren diese gänzliche Veränderung des Antlitzes von Nordeuropa in Wirtschaft und Verkehr geschaffen haben. Denn es ist allein ein Verdienst des niederdeutschen Bürgertums, wenn in diesen 200 Jahren der hochentwickelte europäische Westen und der rohstoffreiche koloniale Osten Europas zu einer zwar differenzierten, aber dennoch geschlossenen großen Wirtschaftsgemeinschaft zusammenwuchsen. Das ist das große weltgeschichtliche, europäische Verdienst der deutschen Hanse, und ihr nationales ist dies: daß dieser Zusammenschluß zugunsten des deutschen Kaufmanns, der ihn vermittelt hatte, sich vollzog; daß ihm in seiner wirtschaftlichen Herrschaft in Nordeuropa der reiche Gewinn für sein wagendes Unternehmen zufiel. Denn das alles geschah ja nicht zufällig, sondern in planmäßiger Durchführung eines wirtschaftspolitischen Programms von imponierender Größe. In den fernhändlerischen Kreisen altdeutscher Städte ist der Gedanke einst lebendig geworden, das Ostseegebiet durch planmäßige Städtegründungen sich wirtschaftlich zu erobern und die damit gewonnene wirtschaftliche Macht zu nutzen zugunsten der Stärkung des deutschen Kaufmanns in Flandern. Es ist ja nicht so, daß ein Bund von fertigen Städten zusammengekommen wäre; das Ganze war, wenn auch zunächst als Idee, früher da als die Teile; aus dieser Idee des Ganzen heraus erwuchsen erst jene Städte, welche später die wichtigsten Stützen des gesamten Gebäudes wurden: Lübeck und Wisby, Riga und Dorpat. Hinter dem Ganzen stehen stärkste seelische und geistige Kräfte, echter, wagender Unternehmergeist. Denn von diesem Geiste waren die fernhändlerischen Kreise des norddeutschen mittelalterlichen Bürgertums durchaus erfüllt, nicht etwa von einer behäbigen handwerksmäßigen Gesinnung, die nur erstrebt, die tägliche Nahrung zu gewinnnen. Und dieser starke Erwerbstrieb wurde noch gesteigert, als der niederdeutsche Kaufmann seit dem Ende des

XIII. Jahrh. seinen kaufmännischen Betrieb mit Hilfe der Schriftlichkeit rationell umgestaltete. Nicht mehr brauchte er mit seinen Waren über See und Sand zu ziehen und irgendwo im Ausland die Retouren einzutauschen; jetzt leitete er von dem Zentrum seines kaufmännischen Betriebes, seiner 'Skrivekamere', etwa von Lübeck aus, gleichzeitig seine Geschäfte im Baltikum und in Brügge, in Stockholm und in Frankfurt am Main. In seiner Schreibkammer führte er seine Geschäftsbücher, schrieb er seine Geschäftsbriefe; und ein ganzes System von Kommissionären, Gesellschaftern, kaufmännischen Angestellten und Geschäftsfreunden erleichterte ihm seine kaufmännische Tätigkeit im Auslande. Es ist deshalb kein Wunder, daß gerade in der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. rücksichtsloser kaufmännischer Erwerbstrieb sich in den führenden Hansestädten deutlich bemerkbar macht; es ist deshalb auch kein Wunder, daß eben damals Lübeck und die Hanse in Norwegen ein Wirtschaftssystem durchsetzten, das einer unbedingten Handelsherrschaft über das Land in hansischen Händen ungefähr gleichkam.

Dieselben Kreise des kaufmännischen Fernhandels waren aber zugleich die Träger der politischen Macht; sie saßen in den Ratsstühlen der einzelnen Städte und bestimmten die städtische Politik. Wenn in einer dieser Ratsfamilien der Frühzeit der Kaufmannsgeist erlahmte, verschwand sie aus dem Ratsstuhl; andererseits fanden Kaufleute, die sich mit Energie heraufgearbeitet hatten, ihren Weg in die städtischen Ratskörperschaften. Eine enge Verbindung von wirtschaftlicher Initiative und politischer Leitung erzeugte jene Verantwortungsfreudigkeit in Politik und Wirtschaft, die vielleicht als das letzte Geheimnis der großen Erfolge der hansischen Politik zu betrachten ist. Generationen mochten gehen und kommen, das Ziel blieb immer das gleiche: die ruhige Fortführung einer Politik, für welche die Durchsetzung und Behauptung der wirtschaftlichen Vormachtstellung in Nordeuropa das alles beherrschende Ziel blieb. Der Ausfall des einzelnen Mannes bedeutete unter diesen Umständen nicht allzu viel, ließ keine Katastrophe aufkommen, da die Ratsverfassung einen ständigen Nachwuchs geeigneten Führermaterials garantierte.

Wenn der Kaufmann selbst durch die Verwendung der Schriftlichkeit den ländlichen Kreisen durchaus überlegen war, so galt dasselbe im Verhältnis der Städte als Ganzes gegenüber den noch ganz unfertigen Territorien. Die Ratsverfassung sicherte nicht nur die Autonomie der Stadt, sie erwies sich nicht nur als vortrefflicher Träger einer politischen Führung von größter Weite des Blickes, sie ermöglichte zugleich jene großen Fortschritte auf dem Gebiete der Verwaltung, in denen ein gutes Teil der bis ins XV. Jahrh. hinein dauernden Überlegenheit der Städte gegenüber Fürsten und Herren begründet ist. Gerade auch auf militärischem Gebiet. Denn einmal ist die Artillerie ihrer Herkunft nach so recht eine bürgerliche Waffe, gepflegt und ausgebildet von klugen städtischen Verwaltungen. Und andererseits sei hier daran erinnert, daß alles, was an deutschen Seetaten bis ins XVI. Jahrh. hinein zu nennen ist, von den Bürgerschaften niederdeutscher Städte geleistet worden ist. Sie stellten die Schiffe, sie stellten die Mannschaft, sie stellten vor allem auch die Führer.

Und nun das zunächst Merkwürdige. Auf der Höhe des Erfolges beginnt die

von Lübeck geleitete hansische Außenpolitik nach dem Stralsunder Frieden sich möglichst zurückzuhalten; sie zieht es vor, Dänemark und den skandinavischen Norden mehr durch eine unbedingt ehrliche, Vertrauen erweckende, vermittelnde Tätigkeit zu gewinnen, als weiter zu bekämpfen. Auf der Höhe des Erfolges wirft man also in der Lübecker Ratsstube das Steuer um. Vielleicht zeigt sich in nichts so sehr jener höchste Grad echter politischer Kunst und echten politischen Verantwortlichkeitsgefühls wie gerade in dieser bewußten Resignation. Man hatte mehr errungen, als überhaupt zu hoffen war; das Errungene auf die Dauer zu behaupten, stellte allein schon der politischen Leitung schwerste Aufgaben. Denn es entbehrt nicht einer echten, tiefen Tragik, daß von dieser Höhe des Erfolges an sich alle Fäden des inneren und äußeren Geschehens neigen zuungunsten der Hanse und des hansischen Wirtschaftssystems. Nur einiges sei hier kurz angedeutet. Wenn der hansische Verkehr bisher von der Ostsee nach der Nordsee, und umgekehrt, in der Hauptsache über die Linie Lübeck-Hamburg ging, so gewinnt jetzt die Umlandfahrt durch den Sund eine steigende Bedeutung: eine nach den verschiedensten Richtungen hin für die Hanse gefährliche Tatsache. Der dänische Einfluß wurde dadurch noch stärker, da Dänemark den Sund beherrschte. Von nun an finden in steigendem Maße auch Ausländer den Weg in die Ostsee, erst die Engländer, dann die Holländer. Bei dänischen Spannungen mit der Hanse war es nur zu natürlich, daß Dänemark und die neu aufkommenden hansischen Konkurrenten sich gegen die Hanse zusammenfanden. England war gerade um die Mitte des XIV. Jahrh. zur eigenen Tuchherstellung für den Export übergegangen. Damit verlor der westliche Eckpfeiler des hansischen Wirtschaftssystems, Brügge, an Bedeutung; der hansische Kaufmann war nicht mehr der alleinige Tuchlieferant für den Osten Europas. Und ebenso hörte jetzt die bis dahin dominierende Stellung des Lüneburger Salzes auf, auf dessen Bezug seither ganz Nordost-Europa angewiesen war; durch den Sund kamen jetzt Schiffe mit französischem Salz in die Ostsee. Dazu wirkte die Sundfahrt der Ausländer zerrüttend auf die bisherige Geschlossenheit der Hansestädte. Wenn Lübeck und die westlichen Ostseestädte in den Engländern und Holländern den schlimmsten Konkurrenten und damit Feind erblickten, so hatten umgekehrt die östlichen Teile der Ostsee, die Städte in Livland und im Gebiete des deutschen Ordens, ein erhebliches Interesse an dem gesteigerten Ostseeverkehr, der ihnen selbst zugute kam. So wirkte das Sundproblem wie ein Erisapfel in den Reihen der hansischen Städte selbst. Wenn bis zur Zeit des Stralsunder Friedens ein ständiger, starker Bevölkerungsstrom, der von Westen nach Osten ging, die alte Blutsgemeinschaft zwischen westlichen und östlichen Städten immer wieder unterstrich, so hörte dieser Zustrom nach den schweren Verwüstungen, welche die Pestjahre um die Mitte des XIV. Jahrh. in ganz Europa zurückließen, auf. Damit beginnen die einzelnen Städte mehr ihre örtlichen Interessen zu pflegen; das starke Betonen der alten Gemeinsamkeit tritt zurück. Besonders bedenklich gestalteten sich aber seit dem Stralsunder Frieden die politischen Verhältnisse. Die deutsche Zentralmacht, das Königtum, war seit dem XIII. Jahrh. als politischer Faktor in Norddeutschland endgültig ausgeschieden; der alte, instinktive Wunsch auch der deutschen

Städte, einen engen Bund mit einer starken nationalen Zentralmacht einzugehen, war endgültig unerfüllbar. Zur selben Zeit aber begannen in den Ländern des hansischen Absatzgebietes nationale Staaten sich zu wirklichen geschlossenen Machtfaktoren herauszubilden. Und in ihnen gewann, im Gegensatz zu Deutschland, das Bürgertum jene enge und feste Verbindung mit dem nationalen Königtum, auf die gestützt es den wirtschaftlichen Kampf aufnehmen konnte gegen die bis dahin unbestrittene Vorherrschaft des deutschen Kaufmannes auf den westöstlichen Handelswegen. Das gilt namentlich von England. Eben damals kam unter dem Szepter des Hauses Burgund der niederländische Gesamtstaat zusammen. Gestützt auf die Machtmittel des burgundischen Staates, wurde die Reederei und Frachtfahrt der Holländer in der Ostsee zu einer wirklichen wirtschaftlichen und politischen Gefahr für die Hanse. Und das um so mehr, weil sich die Entwicklung der politischen Machtverhältnisse in Deutschland ganz entgegengesetzt gestaltete. Sie bedeutete eine schwere Gefährdung der bis dahin so selbständigen und in sich starken Stellung der Städte, insbesondere der niederdeutschen Seestädte. Denn in Deutschland kommen, im Gegensatz zu England, Frankreich und den nordischen Ländern, alle Fortschritte der staatlichen Macht nicht der Zentralgewalt, dem Königtum, sondern den sich eben jetzt zusammenschließenden Territorien, den späteren Einzelstaaten, zugute. Wollten die einzelnen Landesherren wirklich Herr eines geschlossenen Territoriums werden, dann mußten sie versuchen, die zwischen ihren einzelnen ländlichen Gerichtsbezirken und Herrschaften liegenden Städte ihrem Machtbereich ein- und unterzuordnen. Seit dem Ende des XIV. Jahrh. setzen Versuche nach dieser Richtung ein; zunächst noch vergeblich; 1388 wird eine fürstliche Koalition bei dem Versuche, die Reichsstadt Dortmund zu bezwingen, zurückgeschlagen. Aber die Gefahren, die nach dieser Richtung drohten, lagen schon zu Ende des XIV. Jahrh. offen vor aller Augen, und im XV. Jahrh. ist es denn ja auch zum ersten Male einzelnen Landesherren geglückt, bis dahin zur Hanse gehörende Städte ihrem Machtbereich fest einzuordnen und sie zu zwingen, das Band zur Hanse zu lösen. So drohte also der Hanse die Gefahr, in Deutschland selbst ein Bundesglied nach dem anderen zu verlieren. Ein Überblick über all diese Gefahrenquellen läßt deutlich erkennen, wie berechtigt die politische Leitung der Hanse verfuhr, wenn sie auf dem Höhepunkt des Erreichbaren jetzt bewußt in die Verteidigungsstellung des Errungenen eintritt. Jedenfalls verstand dieses hansische Bürgertum die Zeichen der Zeit und die Grenzen des Möglichen. In weiser Selbstbeschränkung mäßigte es rechtzeitig das Tempo seiner Expansionspolitik und sicherte so noch auf Jahrhunderte den Nachfahren eines Geschlechtes energischer und rücksichtsloser Unternehmer den sicheren Genuß des Errungenen.

Wenn es der hansischen Politik gelungen ist, nach dem Stralsunder Frieden des Jahres 1370 noch auf fast zwei Jahrhunderte hinaus das Errungene zu behaupten, so ist dieses Ergebnis vielleicht noch bewundernswerter als der großzügige Vorstoß aus dem Westen Deutschlands in das Ostseegebiet, dem die Hanse ihre Entstehung verdankt. Denn um 1400 war die Position, auf der die Hanse beruhte, bereits aus den schon erwähnten Gründen untergraben. Es ist eigentlich

nur ein ausgesprochen geistiges Mittel, mit dem die politische Leitung der Hanse den Zwiespalt zwischen dem immer noch vorhandenen Ansehen der hansischen Stellung und der dauernd stärker hervortretenden Unzulänglichkeit ihres Unterbaues zu verdecken verstand. Gewiß haben die Hansestädte auch noch im XV. und XVI. Jahrh. mit ihren Orlogschiffen gegen Engländer, Holländer und Dänen gekämpft; es sei daran erinnert, daß der erste und einzige deutsch-englische Seekrieg vor dem Jahre 1914 ausgefochten wurde um 1470 auf deutscher Seite von hansischen Seestreitkräften. Aber gerade dieser erste deutsch-englische Seekrieg zeigt deutlich, daß die Hanse es vorzüglich verstand, eine solche kriegerische Aktion durch einen großzügig angelegten Wirtschaftskrieg zu ergänzen und die kriegerischen Verwicklungen vor allen Dingen im günstigen Augenblick durch eine glänzend geleitete Diplomatie zu beenden. Als sich im J. 1473 die Hansen und die Engländer zu Utrecht an den Verhandlungstisch setzten, da haben die von dem Lübecker Bürgermeister Hinrich Kastorp geführten hansischen Unterhändler so sehr die hansischen Wünsche durchzudrücken vermocht, daß der englische Unterhändler John Russel seufzend in den Ruf ausbrach: 'Ich will lieber mit allen Fürsten der Welt verhandeln, denn mit hansischen Ratssendeboten!' Demselben Hinrich Kastorp wird jenes für die hansische Politik dieser Jahrzehnte so charakteristische Wort zugeschrieben: 'Laßt uns tagfahrten,' d. h. verhandeln, 'das Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, doch schwer in Ehren wieder heruntergeholt.' Man konnte sich zu diesem Worte bekennen, weil man sich im diplomatischen Spiele Meister wußte. Und dennoch! Jahrhundertelang ließ sich dieses künstliche Gebäude zum Nutzen des hansischen Kaufmanns aufrecht erhalten, aber nicht für ewig. Gewiß ist die Vorstellung längst als irrig erwiesen, als ob die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien den hansischen Niedergang bewirkt habe. Gering waren ihre Einwirkungen auf das hansische Wirtschaftsgebiet im XVI. Jahrh.; die Masse des Verkehrs nahm in Nord- und Ostsee eben damals sogar gewaltig zu; der hansische Anteil und die hansische Führung in ihm aber schwand. Auf ihrem eigensten Wirkungsfeld, in Ostsee und Nordsee, ist die Hanse wirtschaftlich zurückgedrängt worden. Während man einst unter dem Zeichen des Freihandels die Ostsee sich erobert hatte, bemühte man sich in dieser hansischen Spätzeit, durch allerlei etwas kleinliche Mittel dem fremden Kaufmann in den hansischen Städten das Leben so sauer wie möglich zu machen. Gleichzeitig aber ging das ganze Streben der hansischen Außenpolitik darauf hinaus, dem deutschen Kaufmann jene Vorzugsstellung in den nordischen Ländern zu sichern, die man ihm einst durch Handelsprivilegien gern eingeräumt hatte, als man auf ihn als den alleinigen Vermittler der östlichen Waren angewiesen war. Jetzt lagen aber die Dinge so, daß weder der Engländer noch der Holländer diese hansische Vermittlung wünschten und daß beide bereit waren, die für sie notwendigen Ostwaren auf eigenen Schiffen zu holen. So stand die Hanse dem Problem gegenüber, den geschlossenen, wirtschaftlich kraftstrotzenden Staaten gegenüber die Beibehaltung der alten Privilegien für den hansischen Kaufmann abringen zu sollen und gleichzeitig die Bürger jener Staaten aus den hansischen Städten fernzuhalten. Es gehörte schon das ganze ungemeine Geschick hansischer Diplomatie

dazu, mit dieser Quadratur des Zirkels bis tief ins XVI. Jahrh. hinein fertig zu werden. Dann aber hatte dies Bemühen sein Ende. Das galt nicht nur von den hansischen Beziehungen zum Ausland; auch die innerdeutschen Beziehungen wurden durch diesen auf die Dauer unhaltbaren Widerspruch vergiftet. Die Entwicklung des Verhältnisses Lübecks zu Nürnberg, einer Stadt, die gerade ihren stolzen Aufschwung erlebte, als Lübecks Höhe bereits überschritten war, zeigt deutlich, wie unvereinbar wachsende Fremdenfeindlichkeit in der einen Stadt mit dem etwas naiven Verlangen war, die freiheitlichen Grundsätze der anderen Stadt für die eigenen Bürger zu beanspruchen. Nach langen und zunehmend verstimmteren Schreibereien zwischen beiden Städten muß sich Lübeck 1571 in etwas beschämender Form von Nürnberg darüber aufklären lassen, daß man nicht den fremden Kaufmann nach dem Grundsatze des Gästerechts schikanieren könne und gleichzeitig in dessen Heimatsort freie Handelsbetätigung für den eigenen in Anspruch nehmen. Das, so meinte der Nürnberger Rat, sei keine proportio, weder eine proportio arithmetica noch geometrica. Und damit hatte er offenbar vollkommen recht. Wirtschaftspolitisch ist die Hanse schließlich an dieser Unmöglichkeit gescheitert. Das gilt vor allem aber von den ausländischen Beziehungen der Hanse. Die offizielle Ungültigkeitserklärung der Privilegien der Hanse in ihren alten Absatzgebieten, wie sie etwa in Schweden und in England im XVI. Jahrh. erfolgte, die Schließung ihrer Auslandskontore, so des Stalhofs in London, bedeuten den Endpunkt ihrer alten wirtschaftlichen Vormachtstellung. Zur selben Zeit fand sich in Hamburg jene deutsche Stadt, die aus der Überzeugung der Unhaltbarkeit der hansischen Position in bewußtem Bruch mit der bisherigen hansischen Politik und in scharfer Auseinandersetzung mit den Vertretern der anderen hansischen Städte, insbesondere Lübecks, die Konsequenzen zog und auf dem Standpunkt einer wirtschaftlichen Gegenseitigkeit den englischen Kaufmann nach Deutschland hereinließ. Das geschah um 1600. Gewiß gab es auch noch weiter Hansestädte; gewiß fanden auch noch im XVII. Jahrh. Tagungen dieser Hansestädte statt; aber die eigentliche Hanse war erdrückt, da ihr der Rückhalt an einem starken nationalen Staate fehlte. Als Faktoren untergeordneter Bedeutung führten seitdem die einzelnen isolierten Städte ihr politisches Dasein im Schatten der neuen, als Nationalstaaten in sich gefestigten nordischen Mächte. Holländer und Engländer waren die Erben der wirtschaftlichen Vormachtstellung des deutschen Kaufmanns; und im Süden wurde das hansische Verkehrssystem über Land umgangen durch die gerade im XV. und XVI. Jahrh. ungemein kräftige kaufmännische Tätigkeit der Nürnberger. Diese Nürnberger Kaufleute, die vorher in und über Lübeck die Handelsgüter des Ostens bezogen hatten, zogen sich wegen der ständig zunehmenden Fremdenfeindlichkeit der alternden Hansestädte aus ihnen zurück und fanden über Land von der Hanse unabhängige Zugangswege nach dem Osten; Leipzig und Posen gewannen als Etappenplätze dieses von Nürnberg angeregten Handelsverkehrs ihre Bedeutung. Nach Posen brachte der Nürnberger Kaufmann zur gleichen Zeit flandrische und holländische Tuche. Die Hauptachse des hansisch-lübischen Handelsverkehrs war also nunmehr von beiden Endpunkten her zu Lande umgangen. Leipzig ist im Zusammenhange mit diesen

neuen Handelslinien zu einer führenden Stellung als Handelsplatz emporgewachsen; im Pelzhandel hat es Lübeck unmittelbar beerbt. Noch heute hat diese Umgehung des alten hansischen Wirtschaftssystems in der Konzentration des osteuropäischen Pelzhandels auf dem Leipziger Brühl ihren sehr bedeutenden Niederschlag hinterlassen.

* * *

Ich fasse zusammen. Was das Studium hansischer Geschichte so anziehend macht, das ist ihre Geschlossenheit, die innere Logik, die Eigengesetzlichkeit dieses Geschehens von seinen Anfängen bis zur langsamen, nicht katastrophalen Auflösung. Die Wurzel ihres Werdens ist geistiger Art; es ist ein wirtschaftspolitisches Planen von imponierender Weiträumigkeit, das in den Köpfen führender fernhändlerischer Kaufleute westdeutscher Städte im XII. und XIII. Jahrh. wirkende Kraft war. Dieselben Kreise waren es, die dann die Idee in die Wirklichkeit umzusetzen verstanden, indem sie die alten westdeutschen und die in Ausführung dieses alles bestimmenden Programms neuentstandenen Städte des Ostseegebiets zusammenfaßten zu einer wirtschaftlich, aber auch blutmäßig bedingten Einheit der Städte von der dudeschen Hanse. Begründet wurde auf diese Weise für Jahrhunderte die wirtschaftliche Vorherrschaft des deutschen Kaufmanns in Nordeuropa. Begründet durch die führenden Schichten des niederdeutschen Bürgertums und zu seinen Gunsten. Die gewaltigen Trümmer von Wisby, die stolzen Steinmassen der Türme von St. Marien in Lübeck sind so recht ein Zeugnis des ungemein kraftvollen Geistes dieser hansischen Frühzeit. Höchste Erfüllung und Wende zugleich war der im Kampf gegen Dänemark errungene Friede von Stralsund im J. 1370. Auch die Hanse mußte jene bittere Erfahrung machen, die das Bürgertum der deutschen Städte überhaupt zu machen hatte: daß es kein gut Ding ist, wenn kulturelle und politische Entwicklung eines Volkes so ganz entgegengesetzte Wege gehen, wie das Deutschlands tragisches Los seit der Mitte des XIII. Jahrh. war. Auf der einen Seite jene glücklichste Aufwärtsbewegung deutschen Volkstums, wie sie in dem Aufschwung bürgerlichen Lebens, in der Kolonisation des deutschen Ostens, gerade auch in dem Werden der Hanse selbst so herrlich offenbar wird; auf der anderen Seite, seit dem Interregnum in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh., jene Desorganisation der staatlichen Verhältnisse, wie sie in dem Niedergang der deutschen Zentralmacht, des Königtums, in dem Aufkommen einer Fülle einzelner herrschaftlicher Gebilde, der Territorien, ihren verhängnisvollen Ausdruck findet. Kultureller Aufschwung bei staatlichem Niedergang ist aber auf die Dauer nicht möglich. Und das um so weniger, wenn in dem bisher wirtschaftlich beherrschten Ausland sich gleichzeitig eine gesunde Festigung des nationalen Staates vollzieht. Das war ja die Tragik der Hanse, daß die gesamte Entwicklung staatlichen Lebens in Deutschland und im Ausland sich zu ihren Ungunsten vollzog. So hat sie es zwar vermocht, durch höchstes politisches Können sich weit länger zu behaupten, als es nach dem wirklichen Kräfteverhältnis möglich schien; so hat sie Niedergang und Auflösung hinauszuschieben vermocht; verhindern konnte sie ihn nicht. Das weite hansische Wirtschaftsgebiet redet in seinen politischen Schicksalen während

des XV. und XVI. Jahrh. eine höchst eindringliche Sprache über das Verhältnis von staatlichem Schicksal und materieller Kultur: Dort, wo sich der nationale Staat erfolgreich durchsetzt, ein ungemeiner Aufschwung, namentlich in England, dort, wo er fehlt, Stillstand und Niedergang: das Schicksal der Hanse. Und dieser Niedergang blieb nicht beschränkt auf die materielle Kultur, er ergriff auch die Seelen. Der Zug ins Große, der die Frühzeit hansischer Geschichte auszeichnet, geht verloren; allzusehr drückt die Not der Lage auf den einzelnen und macht ihn kleinmütig. In einer Zeit wirtschaftlichen Stillstandes gewinnt das Rentnertum mit seiner dem Handwerk nahestehenden Wirtschaftsgesinnung Einfluß auf die städtische Wirtschaftspolitik; an Stelle der älteren wirtschaftlichen Ungebundenheit tritt die Gebundenheit der sogenannten geschlossenen Stadtwirtschaft und dringt sogar ein in die Kreise des Fernhandels, der sich jetzt in sogenannte Fahrerkompagnien, die Bergenfahrer, Rigafahrer, Schonenfahrer usw. gliedert. Vor allem aber lernt dieser einst so stolze und selbstbewußte deutsche Kaufmann seinen Rücken beugen, seit er nicht mehr Herr des nordeuropäischen Wirtschaftsgebietes ist, sondern mehr geduldet neben den neuen Mächten, den Holländern und Engländern, seine Geschäfte betreibt. Jetzt macht er seine Politik gewissermaßen mit dem Hute in der Hand, und ein Gustav Adolf meint, daß die Städte lieber bemitleidet als bewundert sein wollen. Traurig sah es dort aus, wo die als Wirtschaftskörper unzulänglichen Territorien Hansestädte von stolzer Vergangenheit aus ihren alten weiträumigen Lebenszusammenhängen herausgezwungen hatten; so lebte z. B. in Stendal unter dem Schatten jener stolzen Bauten des XIV. und XV. Jahrh. ein kleinbürgerliches Geschlecht in den armseligen Gassen der brandenburgischen Landstadt des XVII. Jahrh.

Das spätere Schicksal der Hanse redet eine eindringliche Sprache, derart, daß nur der möglichst weiträumige nationale Staat die bleibenden Grundlagen schafft auch für eine gesunde seelische Entwicklung der Nation. Frühzeit und Blüte der Hanse zeigen uns dagegen deutsches Bürgertum in frischer Vollkraft am Werke, bevor diese Kraft durch eine unselige Gestaltung der staatlichen Verhältnisse erschöpft wurde. Wenn wir aus der ganzen deutschen Geschichte von nichts weiter wüßten als vom Werden der deutschen Hanse — dies eine Wissen allein sollte genügen, die lähmende Mär von der grundsätzlichen politischen Unfähigkeit der Deutschen Lügen zu strafen.

GRUNDZÜGE VON GOETHES ALTERSSCHAU

Von Martin Kaubisch

In seiner geistvollen metaphysischen Studie über die Idee Goethe berührt *Georg Simmel* (Goethe S. 212) unter anderem auch das große Problem der natürlichen Polarität von Alter und Jugend und charakterisiert deren Wesen, von gewissen grundlegenden Kategorien des Lebens ausgehend, u. a. dahin, daß in der Jugend der Prozeß des Lebens das Übergewicht über dessen Inhalte habe, im Alter dagegen die Inhalte über den Prozeß dominierten — eine prinzipielle Erkenntnis, die tatsächlich bei jeder Altersbetrachtung, vor allem aber bei der des Goetheschen Alters mit seiner unverwandt wachsenden Neigung zu immer stärkerer Selbstobjektivierung wertvolle Dienste zu leisten vermag. Indessen: den vielleicht innersten Kern jenes ewigen Weltgegensatzes von Alter und Jugend trifft auch diese bedeutende und vielfach verwendbare Formel noch nicht, da das, was Simmel hier zur Bezeichnung des Wesens jener ewigen Spannung heraushebt, bei schärferer Betrachtung doch noch als ein Von-außen-Gesehenes, mehr oder minder Formales erscheint, dem gegenüber sofort die weitere Frage auftaucht, warum denn in jüngeren Jahren der Lebensprozeß, im Alter dagegen die Inhalte dieses Prozesses die Vorherrschaft führen.

Diese Frage aber ist heute auf rein empirischem Wege und mit nur empirischen Mitteln kaum wirklich zu lösen, da diejenige Wissenschaft, deren Urteil hier vor allem gehört werden müßte, die empirische Psychologie, sich noch nicht auf dem Stande befindet, um über ein in psychischer Hinsicht so komplexes Problem wie das des inneren Verhältnisses von Alter und Jugend wirklich entscheiden zu können — vorausgesetzt, daß sie das überhaupt kann.

Will man daher, trotz dieser Schwierigkeiten, eine solche Entscheidung dennoch versuchen, so bleibt auch vor dieser, wie vor so vielen anderen Seelengrundfragen zuletzt nur ein einziger Ausweg: der Appell an die psychologische Intuition, allerdings einer von genauer Sachkenntnis und sorgsamster Einfühlung gespeisten und geleiteten Intuition. Unter Berufung auf deren berechtigte Mithilfe aber ließe sich nun der Hauptgrund jenes ewigen inneren Weltgegensatzes von Alter und Jugend — intuitiv-psychologisch — vielleicht dahin bestimmen, daß das innere Stärkeverhältnis oder auch die gegenseitige Mischung der unterbewußten und vollbewußten (oder der irrational-schaffenden und rational-ordnenden) seelischen Fähigkeiten und Kräfte im Alter ein anderes ist als in der Jugend; und zwar in dem Sinne, daß mit wachsendem Alter das seelische Schwergewicht immer mehr nach der rational-ordnenden Seite hinrückt, also eine immer umfassendere Selbst- und Weltbewußtwerdung eintritt, und daß deshalb im Alter, im Gegensatze zur Jugend, die Inhalte des Lebens- oder auch des persönlichen Entwicklungsprozesses über diesen selbst die Vorherrschaft führen.

Mit dieser Grundtatsache, d. h. dieser besonderen psychischen Altersverfassung, hängt aber nun eine ganz besondere Art des geistigen Erlebens und Sehens zusammen, die — im Grunde allgemeinmenschlich und vor allem alternden Künstlern zu eigen — bei Goethe nur deshalb mit besonderer Klarheit hervortritt, weil

sie sich hier bekanntlich in dem Überreichtum eines fast alle Gebiete des Lebens umfassenden Alters-*Werkes* weithin erkennbar objektiviert. Von den verschiedenen Eigentümlichkeiten dieses besonderen Altersschauens und -erlebens aber sei hier zunächst jenes immer klareren und umfassenderen Selbst- und vor allem Weltbewußtseins des alternden Menschen gedacht, welches mit der soeben erwähnten stärkeren Welt- und Selbstbewußtwerdung und der dadurch bewirkten, bei Goethe fast bis in den Moment des Todes hinein sich steigernden Helle aller Geistesfunktionen natürlich in engstem Zusammenhang steht.

Dazu aber tritt weiter — vor allem bei immer noch rastlos vorwärts schreitenden Greisen, insbesondere aber bei Goethe — der Drang des alternden Menschen, diese im letzten Grund freilich kosmisch verursachte Erhellung und Weitung seines Wesens nicht nur, gleichsam naturhaft, an sich vollziehen zu lassen, sondern sie auch bewußt und persönlich zu wollen, d. h. alles Noch-triebhaft-Unterbewußte, alles Noch-nicht-Erkannt- und Erforschte des eigenen wie des All-Lebens nun auch bewußter, erforschter, erhellter zu *machen*, um so die äußere wie die innere Welt immer mehr in eine Art Kristallkosmos der Vernunft, allerdings einer intuitiv-schöpferischen Vernunft, zu verwandeln. Jener unaustilgbare innere Lichtdrang des Menschen, zu dessen erlösender Kraft ja auch Goethe sich immer wieder bekannt hat, erschiene somit, vor allem bei schöpferischen Naturen, im Alter noch bedeutsam gesteigert, ja ein unmittelbares philosophisches Klarheitsbedürfnis wäre als ein entscheidender Grundzug in der Geistesphysiognomie solcher Schöpfergreise kaum zu verkennen — bis zu dem Grade, daß deren Wille zur Wahrheit in der Tat sehr oft, fast bis zur Täuschung, jenem Willen zur 'Denkbarkeit alles Seienden' ähnelt, den Nietzsche einmal als den Grundwillen gerade der Weisesten unter den Weisen im II. Teil des Zarathustra apostrophiert und der diese Meister des Alters vielleicht deshalb so glühend erfüllt und begeistert, weil sie, schon an der Grenze irdischer Wirksamkeit stehend, hinter allem empirischen Irrsal bereits den Ewigkeitsglanz jener transzendenten Lichtheimat 'ahnden', zu der 'wir alle kehren auf gewundenen Stegen' (Stefan George im 'Jahr der Seele').

Nur muß man sich hüten zu glauben, daß diesem Willen zur 'Denkbarkeit alles Seienden' jemals restlose Erfüllung zuteil werden könnte. Denn niemals umwölbt den notwendig begrenzten und begrenzenden Menschen ein ganz Wissen, ganz Vernunft, ganz Erkenntnis gewordener Kosmos. Weder von innen noch auch von außen. Von innen nicht, weil hier eine volle Durchleuchtung des seelischen Kosmos notwendig die restlose Bewußtwerdung des unterbewußten Selbstes oder der metaphysischen Individualität voraussetzen würde, was bei dem unbedingten Übergewicht der unterbewußten Seelenweltkräfte, besonders in schöpferischen Naturen, eine bare Unmöglichkeit ist, selbst wenn man mit Nietzsche gern einmal 'völliger Sklave' dieses inneren 'Schattens', der metaphysischen Ichheit, sein möchte um den Preis der 'vollen Menschenerkenntnis', d. h. eines wenigstens intrasubjektiv errungenen und erreichten Allwissens.[1])

Aber auch von außen, in unserer Stellung zur Umwelt, ist eine solche volle

1) Nietzsche, Der Wanderer und sein Schatten, Einleitung u. Schlußdialog.

Durchleuchtung nicht möglich, weil schon mit der Gegebenheit der Welt als Erscheinung die Menschengrenze gesetzt ist: das Geheimnis des Wesens, in dessen innerste Tiefen wir niemals einzudringen vermögen — glücklicherweise; denn auch hier wäre Allwissen Tod, d. h. Ende irdisch erfüllter und erfüllender Menschheit. Und hat nicht gerade der Schöpfer des Faust diese 'Grenzen der Menschheit' (und diese Allmacht der Gottheit) immer gewahrt, wohl wissend, daß, drinnen wie draußen, ein 'Rätsel bleibt Reinentsprungenes; auch der Gesang kaum darf es enthüllen?' (Hölderlin).

Je mehr aber nun dieser im Alter noch gesteigerte allmenschliche Grunddrang, alles Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche still zu verehren, im Wirken und Wesen sich stillt und erfüllt, um so mehr wird das inneres Auge des alternden Menschen, d. h. sein wachsendes Selbst- und vor allem Weltbewußtsein, den Kosmos allmählich in seiner Gesamtheit umspannen; ja mehr noch: die innere Sicht dieses intuitiv und überpersönlich erlebten Weltganzen wird in allem, was ihn berührt und was von ihm ausgeht, unbedingt überwiegen.

Dies aber, dieser Erlebnisprimat einer von vornherein überlegenen inneren Ganzheit, hat wieder eine durchaus veränderte Stellung des Einzelerlebnisses für den alternden Menschen zur Folge — im Vergleich etwa zu der z. B. durchaus andersgearteten Erlebnisweise der Jugend. In dieser überwiegt ja bekanntlich der volle Subjektivismus oder auch Individualismus der zunächst ganz an die Seligkeit des Augenblickes verhafteten Einzelerfahrung, da sich, in jüngeren Jahren, der gleichsam noch in sich verschlossene innere Lichtwille zur Höhe objektiver Welterfassung und -meisterung erst mühsam tastend und dämmernd emporringt; während dort, im Weltreich des Alters, jedes Tag- oder Einzelerlebnis sofort, gleichsam wie von oben her, überstrahlt wird von der inneren Allgegenwart der ewigen Lebens- und Daseinsgesamtheit, an deren Glanz es sich bricht und deren strenger Architektur es sich, notgedrungen, entsagungsvoll einordnen muß. Das heißt aber: das Einzelerlebnis verändert im höheren Alter sich selbst. Es verliert die stürmische Ausschließlichkeit der in sich befangenen Jugend — die subjektive Absolutheit, wie man auch sagen könnte — und gewinnt dafür ein neues, objektives Absolutsein durch sein immer unbedingteres Über- und Eingehen in den Lichtring eines inneren Alls.

Demgemäß erscheint es nun auch im Falle einer Objektivierung, d. h. vor allem in der Alters*kunst* großer Meister, nicht mehr subjektiv-unmittelbar, sondern geistig distanziert und verwandelt: die einmalig-individuellen Züge treten zurück, das Typisch-menschheitlich-Generelle hervor, und auch das letzte Persönliche erscheint noch umwebt von dem Zauber der überpersönlichen Macht der Idee, der alles umwaltet. Daher der kühle, manchmal fast theoretische Hauch, wie er so viele Alterswerke umwittert, und die dünne, geistige Luft ihrer seelischen Landschaft; daher ferner die Neigung zu Symmetrie, Formalismus und Allegorie, die zwar streng künstlerisch oft einen Verlust, d. h. ein Zurückgehen der zeugenden Kraft des Geblütes bedeutet, andererseits aber auch ein notwendiges Korrelat höchster Geistigkeit bildet; und daher endlich auch der großartige *Symbolismus* der großen Spätwerke, der nur noch in Zeichen und Gleichnissen redet und in dem sich bereits

ein neuer *Irrationalismus* ankündigt, der dann — auf einer letzten Stufe schöpferischer Innenentwicklung, d. h. allein dem höchsten Greisentume zu eigen — gipfelt in einer besonderen *Mystik* des Alters. Und dies ist der letzte, entscheidende Grundzug, auf den wir innerhalb dieses Sonderzusammenhanges noch hinweisen müssen. Und zwar hinweisen müssen nicht nur aus dem Grunde, weil gerade der Schöpfer des Faust sich wiederholt und ausdrücklich zu dieser Altersmystik persönlich bekannt und in den Dichtungen seiner letzten Epoche deren wesentlichen Gehalt allsichtbar verkörpert und dargestellt hat, sondern vor allem auch deshalb, weil in und mit dieser Mystik die Weltschau des Alters sich überhaupt erst krönt und vollendet. Es unterscheidet sich aber diese besondere Mystik des Alters von anderen Arten, wie sie teils anderen Epochen, teils anderen Lebens- und Entwicklungsstufen zu eigen, vornehmlich dadurch, daß sie nicht aus dem Dunkel, in welches der Strahl einer höheren Erleuchtung nur wie vorübergehend hineinblitzt, hervorgeht, sondern umgekehrt gerade aus der vollendeten inneren Helle, d. h. immer erst dann geboren wird und hervortritt, wenn der göttliche Lichtdrang eines großen Gestalters den ganzen Bereich des empirischen Wissens und Könnens, Gestaltens und Forschens in sich erschöpft hat. Und wohin sollte denn auch dieser ewige Lichttrieb, der natürlich auch nach der schöpferischen Durchdringung des gesamten durch Vernunft und Sinne erforschlichen Kreises in solchen Naturen nicht stillsteht, zuletzt anders münden als in das Reich des Unerforschlichen, Unendlichen, Übersinnlichen, kurz, in das Reich Gottes selber? Auch diese besondere Mystik des Alters kennt somit jenen eigentümlichen seelischen Vorgang, den die großen mittelalterlichen Gottschauer mit der berühmten inneren Schicksalsweltformel die 'Unio mystica' nannten und dessen Erringung deren gesamtes Sinnen und Suchen so ergreifend beherrschte. Nur läßt sich vermuten, daß hier, in diesem Ausnahmefalle des höchsten genialischen Alters, der mystisch ergriffene Mensch *nach* seiner inneren Vereinigung mit dem göttlichen Einen nicht sogleich wieder hinaustritt in die besonderte Welt der Erscheinungen, wie dies z. B. auch bei den meisten der großen mittelalterlichen Mysten und Seher der Fall ist, vielmehr: in diesem seltsamen, gesamtwesenhaften Entrückungszustande länger, ja vielleicht dauernd verharrt. Denn: wer empirisch vollendet ist und damit aus der Form der Erscheinung schon leise zurückzutreten beginnt in die Absolutheit des Wesens, der erlebt schließlich in sich nur noch das, was man vielleicht seine eigene All- und Weltwerdung nennen könnte, und ist eben damit, d. h. weil er selber schon Gott und leibhaftiges kosmisches Jenseits geworden, jener marternden Not einer nur augenblicklich gefühlten Ekstase und Seelenerleuchtung oder eines besonderen 'Königswegs der Erkenntnis' in der Tat überhoben. Was daher jene Mysten einer anderen Entwicklungsepoche und anderen Weise der Gottoffenbarung nur an gewissen Gipfelpunkten ihrer inneren Verzücktheit erreichten: sterblichen Auges bereits 'in ein anderes Licht' und 'in andere Sonnen'[1]) zu schauen und schon hier in dieser rätselvollen irdischen Existenzform, 'ganz von überirdischen Gesichten erfüllt, sich stetig dem Überweltlichen zuzubewegen'[2]), das wird ihm, diesem höch-

1) Humboldt über das Auge des greisen Goethe.
2) Wilhelm Meisters Wanderjahre, III. Buch, Kap. 15. (Makarie.)

sten Meistermysten des Alters, in der selig bewegten Ruhe seiner eigenen Welt- und Gottwerdung *Dauer*. Was Wunder, wenn er nun, aus der inneren Ferne solcher Sternenentrückung, die gesamte erforschliche Welt nur noch als Zeichen und Gleichnis verwendet, ja, schon vom Zauber des Unendlichen selber berührt, auch sein eigenes, sichtbar gelebtes und noch zu lebendes Leben bereits als Erscheinung empfindet? So steigt, in der inneren Schicksalsbahn seiner höchsten Berufenen, in immer neuer Verwandlung, deren letzte der Tod ist, durch alle Gluten und Stufen menschlich-irdischer Leiboffenbarung Gott selbst zu sich selber wieder empor — aus unendlichen Fernen wolkenlos lächelnd.

EIN DEUTSCHER BAUERNROMAN[1])

Von Robert Petsch

Wenn wir heute das seltene Glück haben, eine Dichtung zu lesen, die uns bis in den Kern unseres Wesens aufwühlt und die uns magisch in ihren Dunstkreis bannt, ohne uns doch der Welt, in der wir stehen, zu entreißen; die uns eben diese Welt innerlich bereichert und klareren Auges wiedersehen läßt, so daß wir nun erst durch die äußere Schale hindurch eine Schicht hinter der anderen wahrzunehmen glauben und daß der Kreis, den unsere eigene Wirksamkeit erfüllt, uns selbst gleichsam durchsichtig wird: dann fühlen wir etwas von der Bedeutung echt empfundener und deutsch gestalteter Poesie gerade für das Deutschland unserer Zeit, das dem äußeren Anschein nach alles andere erstrebt als eine Tiefenrichtung in der Führung des Lebens, das aber von allem Lachen und Lärmen des Tages, von aller Sportbegeisterung und aller Vergötterung technischer und sonstiger Erfolge, selbst von allen Modetheorien und -philosophien wie ein rechter Doktor Faust 'immer unbefriedigter und gequälter zurückkommt'. Neben echter Wissenschaft, und vielleicht mit viel breiterer und selbst tieferer Wirkung als sie, ist deutsche Kunst berufen, den Deutschen der Gegenwart aus dem Lärm in die Stille, aus der Weite in die Tiefe, aus der Ungeheuerlichkeit in die Unendlichkeit zu führen. Und zusehends bildet sich bei den besten unter unseren Dichtern (die nicht immer die genanntesten sind) eine ganz eigentümliche 'innere Form' aus, die jenen tiefsten Bedürfnissen der gegenwärtigen deutschen Seele in einer geheimnisvollen Weise zugeordnet erscheint.

Wir können mit einer Lebensdarstellung vorwiegend naturalistischen und impressionistischen Stils schlechterdings nichts mehr anfangen. Daß diese Wirklichkeitsschilderungen und Eindrucksformungen als literarische Mode überlebt sind, ist eine Binsenwahrheit. Aber vielleicht fühlen wir heut erst recht stark, wie alt, wie überholt, wie innerlich leer das alles ist, selbst wo die Bilder aus der Wirklichkeit mit wahren, mit guten Gedanken durchwoben, wo sie mit meisterlichem Blick aus der Erfahrung herausgeholt und in die ihnen gemäße Form gebildet worden sind. Der ganze Lebensblick und das mit ihm aufs engste verbundene Formstreben sagt uns nichts mehr, weil es irgendwie immer (ohne stets im üblen

1) *Friedrich Griese, 'Winter'*. Roman. Lübeck, Otto Quitzow Verlag. 1927.

Sinn oberflächlich zu sein) an der Oberfläche der Dinge, an ihrer sinnlichen Erscheinung und ihrer Rückwirkung auf unsere psycho-physische Natur hängen bleibt. Sie dringen nicht zu jenen Tiefen und Abgründen, nicht zu jenen höchsten Ordnungen des Lebens vor, deren Dasein und deren Problematik uns die furchtbaren Erfahrungen des letzten Jahrzehnts so mächtig nahe gebracht haben und denen wir uns mit der innersten, höchsten, mit der eigentlich wertesetzenden und wertenden Schicht unseres Wesens nahe verwandt fühlen. Und es ist ja gerade der sprechende Mensch, der aus jenen Tiefen schöpft und der, was ihn von jeder anderen Kreatur unterscheidet, in der künstlerisch geformten Rede, in der Dichtung am reinsten vollendet und in objektiven Gebilden von eigenem Lebensrechte aus sich ablöst. Von alledem konnte und durfte ein Geschlecht und eine Kunst nichts sagen und nichts 'bilden', denen jene letzten Werte und Ordnungen Schall und Rauch waren, die sie allenfalls als Fiebertraum eines kranken Kindes oder als Hirngespinste überspannter Mitbürger mitleidig lächelnd, vielleicht auch wehmütig entsagend, aber immer im tiefsten Grunde verneinend darstellten. Im vollsten Gegensatz dazu leugnete ja der Expressionismus die sinnfällige Gegenwart überhaupt und wollte möglichst unmittelbar zum Wesentlichen vordringen. Er baute sich ein Wolkenkuckucksheim außerhalb der Wirklichkeit und vergaß darüber, daß alles, was er von höheren Werten und vom wahrhaft Wesenhaften wußte, ihm nur aus einer (freilich oft sehr dilettantischen und bruchstückweisen) geistigen Durchdringung eben dieser Wirklichkeit zugeflossen war, daß außerhalb der 'Welt' der Geist für uns Menschen schlechthin unfaßbar ist. Trotz allem hat gerade der deutsche Expressionismus, ehe er (oder: soweit er nicht) zur Tendenzliteratur mit bequemen Agitationsphrasen ausartete, den tiefen Drang der deutschen Seele nach dem Mehr-als-Wirklichen, nach dem ewig Geheimnisvollen, aber im letzten Grunde überall entscheidenden irrationalen Plus so kräftig in uns allen erweckt, daß wir heute den Weg zu der Kunst 'von vorgestern' nicht mehr zurückfinden, daß wir sie nur da noch schätzen können, wo sie über ihren eigenen Umkreis, über ihre Einstellung und den ihr gemäßen Stil verstohlenerweise hinausgedrungen war. Viel stärker fühlen wir uns heute — methodisch gesehen — dem Schaffen der Klassiker wieder nahe, die eben gerade aus jener deutschen Problematik der Lebensauffassung und -gestaltung ihre beste Kraft zogen; nur daß sie zumeist noch von dem ehrlichen Glauben getragen waren, als müßte im letzten Grunde der Lauf der Welt mit jenen Normvorstellungen, die unsere Seele aus dem Tiefsten schöpft, in befriedigender Weise zusammenstimmen, und die darum in Gehalt und Stil zum schönen Ausgleich, zur Harmonie hinstrebten und mitten in der harten Wirklichkeit zuletzt doch ein Traumreich errichteten, in dem dann Heinrich von Kleist und Hölderlin fürchterlich erwachen sollten.

Was man heute mit einem Schlagwort (nicht besser und vielleicht nicht schlechter als tausend andere) bequem, aber auch mißverständlich als 'neue Sachlichkeit' bezeichnet, beruht auf der Einsicht in die Fragwürdigkeit dieses 'Lebens' im weitesten Sinn, das doch alle echten und über jeden Zweifel erhabenen Werte uns ganz allein andeutend zu vermitteln berufen ist — nur daß wir über die Welt der Erscheinung fortwährend hinwegblicken, daß wir immer von der

Schale der Erscheinung auf den Kern vorstoßen müssen, um des Wesens teilhaft zu werden. Eine sozusagen 'transparente' Darstellung des Wirklichen ist die Folge. Aber weit entfernt, nun das Dauernd-Wahre in und an den gegebenen Stoffen etwa in der Form von Sentenzen oder allgemeinen Reflexionen zu 'demonstrieren', wird der echte Dichter der Gegenwart die objektive Darstellung in die Tiefe führen: bis dahin, wo in aller Erscheinung uns immer wieder letzte, wesentliche Sinnhaftigkeiten entgegentreten; wo wir uns mit beglückender und erschütternder Überraschung im Kern unseres Menschentums — selbst über die individuelle Persönlichkeit hinaus — den obersten gestaltenden Kräften des Kosmos, der Geschichte, der menschlichen Gesellschaft verwandt fühlen. Wir dringen damit über die natürliche, unserer sinnlichen Beobachtung und logischen Verarbeitung zugängliche, wie über die moralische, unserer Vernunft gemäße Ordnung der Dinge vor in jenes Reich, wo Goethe die geheimnisvolle, den tatsächlichen Geschichtsverlauf im weitesten Sinne eigentlich bestimmende Macht des 'Dämonischen' ansiedelte. Und doch haben wir dauernd das Gefühl, mit beiden Füßen fest auf der angestammten Erde zu stehen und uns von der menschlichen Gattung nicht zu entfernen, auf die wir angewiesen sind: nur daß ein Schleier nach dem anderen gelüftet wird und wir Welt und Menschheit in ihrem wahren Lichte zu sehen glauben.

Die Dichtung der Gegenwart — und es handelt sich hier zumal um die erzählende Dichtung — wird sinngemäß am besten von einem gegebenen Punkte der Wirklichkeit ausgehen, den sie mit der ganzen Kraft der Seele umfaßt und dem sie in immer wiederholtem Jakobsringen seinen letzten Segen zu entreißen strebt. In der Dichtung führen zuletzt alle Wege nach Rom, wenn wir sie nur weit genug und mit der rechten Gesinnung beschreiten. Näher als je fühlt sich der geistige Mensch von heute der Lehre Leibnizens verwandt, der in jedem Wesenhaft-Lebendigen das Universum gespiegelt sieht. Von jedem Punkte aus, den ein echter Dichter ergreift, sehen wir irgendwie den Kosmos selbst aufleuchten, ohne daß es dazu besonderer Hinweise und einer den Rahmen der Darstellung überspringenden Wortung bedürfte.

In dieser Weise arbeitet der zeitgenössische Dichter. Und wie er gern die abgegriffenen Formen meidet, ohne sich doch dem mächtig rauschenden Strome unserer in steter Wandlung und Fortbildung begriffenen dichterischen Wort- und Formensprache entwinden zu können, so sucht er gern Lebensgebiete zur Darstellung auf, die zum mindesten bei der vorigen 'Richtung' kaum beachtet worden sind. Es hing wohl mit der politischen Einstellung der Jüngsten von gestern zusammen (war aber doch mit der ganzen geistigen Haltung des 'Expressionismus' gegeben), daß sie von dem Leben auf der Scholle, von dem der Erde am festesten verbundenen und in alten Formen wie unlösbar gefesteten Bauerntum nicht viel wissen wollten. Anders war freilich der Naturalismus verfahren, um von den Abwegen der vielbeschrienen 'Heimatkunst' ganz zu schweigen: an Bauernromanen, -novellen und -dramen war da kein Mangel. Aber greifen wir selbst die vollblutigste und in ihrer Art gediegenste deutsche Bauerngeschichte aus der Zeit der Jahrhundertwende heraus, eine so vortreffliche Leistung wie den 'Büttnerbauern' von *W. v. Polenz,* so hinterläßt es doch einen Eindruck, der weltenweit

von dem verschieden ist, den wir heut von der Kunst erwarten. Statt tragischer Erschütterung über ewig lauernde, verderbenbringende Notwendigkeiten, die gerade mit dem Besten in uns wie mit den innewohnenden Werten unserer Arbeit und unserer Lebensverhältnisse unlösbar zusammenhängen, finden wir eine bedrückende, beklemmende, die Kehle uns abschnürende, wenn auch naturalistisch nur zu 'richtige' Darstellung des Bauernlebens unserer Tage (oder besser der Tage vor dem Kriege) mit seinen schweren Gefahren, die aber doch alle nicht im *Wesen* des Bauerntums, in seinem Verhältnis zur Natur und zur Gottheit, sondern in geschichtlich gewordenen und im letzten Grunde 'zufälligen', sozialen u. a. 'Verhältnissen' begründet sind. Wir fühlen, daß derselbe Bauer, der hier in der Schlinge elendiglich zugrunde geht, unter anderen Verhältnissen, in einer seinem Wesen gemäßen, wenn auch tragischen Situation zum mindesten einen heroischen Kampf ausfechten und seinem Ringen (vielleicht ahnungslos, doch um so wirkungsvoller) einen die Erscheinung weit überragenden Sinn gegeben haben würde. 'Ein großer Aufwand schmählich ist vertan.' Wie die Stimme unerlöster Geister klingt es aus dem Roman zu uns herüber, aber der Naturalismus und selbst seine nächsten Nachfolger konnten das lösende Wort nicht sprechen, konnten den Schemen des Lebens den Bluttrank nicht reichen, der ihnen, über die rohe Körperlichkeit hinaus, jene höhere Leiblichkeit der Dichtung verlieh.

Heut begrüßen wir mit einem aus Dank, Vertrauen und hoher Verantwortung gemischten Gefühl einen jungen mecklenburgischen Dichter, der aus engster täglicher Fühlung mit dem Bauerntum hervorgegangen ist und der sein im schönsten Sinne bäuerliches Herz bei eindringlichster Beschäftigung mit allen Problemen der Gegenwart nicht verloren hat. Von tastenden Versuchen abgesehen, ist er in den letzten Jahren still und fast unbeachtet seinen Weg gegangen, anscheinend mit nachtwandlerischer Sicherheit — in Wahrheit natürlich nicht ohne schwerste Krisen, wie sie immer wieder dem Gegeneinanderwirken visionärer Schau und wacher Kunstarbeit oder dem rauhen Gegensatz poetischer Versenkung und ernstester Lebensverpflichtung entspringen. Immer tiefer ist *Wilhelm Griese*, dessen erster großer Roman unter dem Titel 'Winter' heut vor uns liegt, in die eigentümliche Wesenheit des deutschen Bauern, in das ganz Besondere, Auszeichnende und zugleich für eine unveräußerliche Schicht deutschen Menschentums Symbolisch-Bedeutsame der dörflichen Existenz eingedrungen. Seine Novellen, besonders die in der jüngsten Sammlung[1]) vereinigten drei Geschichten, packen das Bauernproblem schon gleichsam an der Wurzel: sie sehen so weit als möglich von allen geschichtlich entwickelten, nur für den Bauern der Gegenwart oder einer bestimmten Zeitspanne bezeichnenden Verhältnissen ab, soweit sie eben einmalig, dem Wechsel unterworfen und damit 'zufällig' sind. Auch da, wo er den Bauern unter dem Drucke harter Kriegsnot in verschiedenen Jahrhunderten schildert, dringt er rasch und entschlossen durch die zeitliche Hülle durch und zeigt den Mann, der aufs engste mit seinem Lande verwachsen ist und den die schwersten Schicksale nur um so fester an die Erde ketten; den Menschen, zu dem Wind und

1) 'Die letzte Garbe', Lübeck, Otto Quitzow. 1925.



Wetter, Tiere und Pflanzen und nicht zuletzt die harte, duftende Ackerkrume eine ganz vernehmliche Sprache reden; den Bauern, der mit allen um ihn her webenden Kräften so ganz eins wird, daß er aus seiner Scholle gleichsam ins Unendliche, ins Ganze hineinwächst.

In den Novellen zuckt die schicksalhafte, beschränkende und zugleich beseligende Erdgebundenheit des Landmannes mehr in einzelnen großen, erlebnisschweren Augenblicken auf: blitzartig wird die Sache selbst mit ihren weltweiten Hintergründen beleuchtet, wird unser Herz auf den Punkt gerissen, von dem es die Dinge dieser Welt in dem eben umschriebenen bäuerlich-menschlichen Sinn betrachten kann. Aber das echte bäuerliche Menschentum enthüllt sich ja nicht nur in solchen meist dramatischen Augenblicken oder in Ballungen von kurzer Dauer. Mit einer gewissen Dumpfheit, aber mit instinktiver Sicherheit entfaltet es sich am reinsten und tiefsten im langen, unbeirrbaren Kampfe mit der Natur. So ist seine Art, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, denn auch nicht eben 'kompliziert', seine Rede nicht gewandt, sein Gebärdenspiel nicht geschmeidigt, seine Gesinnung nicht 'kultiviert'. Dafür birgt die ungeheure Naturnähe des bäuerlichen Menschen tragische Konflikte von ganz ungeheurer Wucht in sich, die zu einer dichterischen Behandlung großen Stils auffordern und dann ganz allgemeine Bedeutung gewinnen können. Was den tätigen Menschen immer wieder bis in die Wurzeln unseres Wesens erschüttert, ist ja die Wahrnehmung, daß alles, was uns zu persönlichem Wirken und Schaffen auffordert, was verwandte oder gegnerische Kräfte in uns gebieterisch aufweckt, was uns unsere Selbstbestimmbarkeit, unsere 'Heautonomie' uns erst zum Bewußtsein bringt, aus einer Grundlage, Vorbedingung und mithelfenden kosmischen Umhüllung unseres Wesens gleichsam über Nacht zu unserem erbitterten Feinde wird. Was die Persönlichkeit in uns erweckt hat, will sie nun wieder zerschlagen, und wir sehen uns plötzlich im Kampfe mit unserem erweiterten Selbst, mit jener Welt, der wir uns eben noch so innig zugetan, so unendlich verpflichtet fühlten. Diese tragischen Verhältnisse, die Hegel in der Einleitung zu seiner Philosophie der Geschichte im Hinblick auf die großen Menschen in der Geschichte und auf die mit ihnen nach Belieben schaltende List der Vernunft so eindringlich (und mit fast dichterischer Wirkung) dargelegt hat, werden heute wieder mit ganz besonderer Stärke empfunden.

Hier setzt der neue Bauernroman an, wie ihn Friedrich Griese zum ersten Mal ganz aus der Idee heraus und doch in engster Berührung mit der gegebenen Welt. also ganz deutsch zu gestalten unternommen hat. Denn jenes tragische Verhältnis wird uns ja nirgends klarer als in dem täglichen Ringen des Bauern mit den schaffenden Kräften seines Bodens, mit seiner leibhaft-lebendigen oder aus unbekannten Gründen her geheimnisvoll belebten Umgebung, vor allem aber mit den Elementen, mit der Atmosphäre, mit allen den unberechenbaren, bald gütig-segenvollen, bald dämonisch-tückischen Mächten, die den Erfolg seiner Arbeit, das Schicksal seines Hauses, die Grundstimmung seiner Seele im tiefsten bestimmen. Alle Arbeit des Bauern, alle seit unzähligen Generationen aufgespeicherte Erfahrung und Übung zielt dahin, sich diese Kräfte untertan zu machen, das Unberechen-

bare bis zu einem gewissen Grade zu durchschauen und zu meistern, das Instinktive zum Bewußtsein zu erheben. Zwei ungeheure Gefahren aber lauern fortwährend im Hintergrunde: zunächst verliert der Mensch, auch der ländliche Mensch, im Laufe der Jahrhunderte und Geschlechter, unter der Anhäufung abstrakter, erlernter oder eingeübter Weisheit und Geschicklichkeit die unmittelbare, intuitive, augenblickliche Fühlungnahme mit der Natur; damit aber wird die andere Gefahr um so größer, daß die mehr schematisierte als wirklich beobachtete, die mehr bekannte als erforschte und erlebte Natur ihre ganzen aufgespeicherten Energien eines Tages mit ungeheurer Kraft gegen den Menschen wendet, der sie zu meistern wähnte. Es ist mit der Bändigung anderer Naturkräfte, es ist mit der Beherrschung gegebener Verhältnisse und mit der Lösung selbstgestellter Aufgaben (auch im allerhöchsten geistigen Sinne) nicht viel anders. Aber im Leben des Bauern tritt uns das alles mit einer überwältigenden, wahrhaft elementaren Kraft entgegen. Hier ist sozusagen das Urphänomen des schaffenden Menschen zu finden — für den, der es zu finden weiß.

Friedrich Griese steht nun dem Ringen zwischen Natur und Mensch nicht mit blinder Schicksalsergebenheit gegenüber. In ihm lebt ein heiliger Glaube, ein starker Wille: aber sein Glaube hat nichts Weichliches, sein Wille nichts Verwegenes. Von dem 'Optimismus' der Kleinen ist er weit entfernt; hier webt etwas von dem abgründigen Heroismus, der einst deutsche Bauernstämme, die stolzeste Blüte unserer Art, in die Ferne ziehen ließ, auf Gedeih oder Verderb, nur um der Enge zu entfliehen und das Leben in seiner Kraftfülle auszukosten. Das Weltbild des Dichters, das er uns nicht aufdrängt, das aber seine ganze Darstellung belebt, ist voll von solcher Dynamik und getragen von einem gewaltigen Rhythmus, dessen Wellenschläge einer höheren Einheit gehorchen. Natur und Mensch stehen einander nicht innerlich fremd gegenüber: alles, was in unserer Brust wahrhaft lebt und nach außen drängt, ist zuletzt irgendwie veredelte Naturkraft, und auch die 'unbelebte' Außenwelt läßt des Geistes Kraft nicht ganz vermissen. Nur hat sich der Mensch weiter von dem gemeinsamen Boden alles Lebendigen entfernt als irgendein Geschöpf und tritt der großen Mutter nun wie ein Abtrünniger gegenüber, der sie doch eigentlich sucht und auf den sie mit ihrem ungeheuren Zeugungswillen hinzielte, um ihn dann scheinbar zu verstoßen. So glüht im Innersten gewaltiger Menschen der geheime Funke der Sehnsucht nach einer verlorenen Heimat, die sie sich aber nur im Sturm, nur im Kampfe wiedererobern können. Da herrscht eine stete, verborgene, aber um so mächtigere Wechselbeziehung zwischen den dämonischen Kräften in der Natur und denen in der Brust des heldischen Menschen; es ist, als zöge sie sich in ihrem Liebling ihren Gegner heran, der sie aus dem Zustande der Dumpfheit, der Gebundenheit befreien, der sie zum Geiste hin erlösen sollte. Ob sie dann nicht gerade ihren Vollender und Erlöser wieder verschlingen wird? Griese sagt uns nichts darüber. Er hat keine Weltanschauung zu verkünden, er hat nur das eine große Ringen in seiner sinnhaften Bedeutung in einem symbolischen Bilde aufzufangen und das Bild ins Wort zu gestalten. Das ist genug getan.

Dieses ungeheure Ringen bildet nicht bloß den Hintergrund der Darstellung, es ist ihr eigentlicher Gegenstand; in die Geschichte, d. h. in die epische Gestal-

tung der Hauptgestalten hineingebildet, gibt es den 'idealen Nexus' ab, von dem Otto Ludwig spricht; die Bedeutsamkeit dieses Gegenstandes wie die Distanz des Dichters selbst bringt es mit sich, daß daneben die Vorgänge im Vordergrunde, so deutlich sie zu einem 'pragmatischen Nexus' verknüpft sein mögen, in der Wertung des Dichters zurücktreten: sie sind gleichsam das Material, an dem die überlegene Kraft und Bestimmung der führenden Gestalten sich zu bewähren hat. Es hätte wenig Zweck, den Inhalt des Romans zu erzählen: die tatsächlichen Vorgänge an sich sind ohne überragende Bedeutung, sie wirken nur vermöge ihrer Durchsichtigkeit. Ihre eigentliche Lebendigkeit besteht in ihrer eigentümlichen Schichtung, die überall vom Alltäglichen und fast Sinnlosen auf bedeutsame Hintergründe weist. Und von diesen Hintergründen her ist eben alles erst zu verstehen, empfängt es Einheit, Ordnung und Wert.

Wie die Natur draußen, so strebt die Natur im Menschen aus dumpfer Befangenheit zur Klarheit hin, die sich hier als bewußtes Wollen, als kräftiges Widerstreben gegen jede brutale Vergewaltigung offenbart. Aus der Dumpfheit müssen sie beide befreit werden, um zum Leben durchzudringen: Jona, der Jüngling, zu dem der Sturmwind spricht und der auch der Sprache der Tiere kundig scheint, der aber das Wort nicht finden kann, das die vom Schicksal ihm zugebildete Frau zu seinem Eigen machte — und Grita selbst, die von einem rohen Gesellen in der brutalsten Weise angegriffen und verunglimpft wird und die noch so tief in alter Sitte befangen ist, daß sie den Schimpf nur durch eine Scheinehe auswischen zu können glaubt. Im stillen freilich hofft sie auf ein Wunder der Befreiung: das Wunder, das der Himmel dem Menschen nie gewährt, wo eigene Kraft und Klarheit ihm helfen sollen. So gelangen sie erst auf Umwegen zu sich selbst und zueinander. Jona, der an sich Versonnene, Sanftmütige, dem das Leiden der Tiere am Herzen frißt; der dumpfe, in Weltdingen nur schwer zugreifende und eigentlich in höherer Heimat wesende Mann, er kommt nicht um den Kampf auf Leben und Tod mit dem hinterlistigen Gegner herum, dem zuletzt sein treuer Hund den Garaus macht. Und Grita wird nur durch den Todeskampf ihres Vaters davor bewahrt, das Haus und womöglich das Lager des verhaßten Mannes zu teilen. Es findet auch keine eigentliche, das Letzte klärende Aussprache der beiden Liebenden statt, als sie endlich zueinander finden: sie gehören längst zusammen und wachsen nun mit einer Art unwiderstehlicher Naturkraft ineinander: das neue Paar, das die alte Lebensstufe trotz und gerade in seiner Dumpfheit überwunden hat und das neue Geschlecht klarer, hellblickender Menschen aus sich erzeugen wird.

Denn die sich da hell und klar dünken, sind rettungslos dem Tode verfallen. In diesen Höfen der 'Langen Reihe', die auf einer zerstörten Siedlung uralter Zeit, auf unterhöhltem Boden begründet ist, herrscht kein eigentliches Gemeinschaftsleben, so stark die Bande der Sitte sein mögen. Jeder Hof hat seine geheime Last, krankt an irgendeiner Lüge im Hause. Die prachtvollen, in Holz geschnittenen Typen des ehebrecherischen Kirchenältesten oder des Bauernpriesters mit dem verlotterten Sohn, den er als Prediger ausgibt; all die Hofbesitzer und Bauernsöhne, Knechte und Mägde, sie sind zum großen Teil eben gerade durch eine Lüge oder durch eine Verkehrtheit gekennzeichnet, die ihnen ihr Gepräge gibt. Es

gibt in diesem Dorfe so gut wie keine Kinder, und die wenigen, die da sind, gehen nachher ihrem Untergange entgegen wie die Hofsöhne, die gegenüber einem ungeheuren Naturereignis jede klare Überlegung verlieren. Die Alten aber leben und kommen zu keinem Entschlusse, zu keinem mannhaften Widerstande und nähren sich zuletzt von törichten Hoffnungen, um mit einer Farce ihren Lebenslauf zu beschließen. Nur ein paar ganz alte Leute, vor allem zwei hexenhafte Frauengestalten ragen aus einer fernen Urzeit herein. Mürrisch und verschlossen, helfend aber scheltend stehen sie abseits von einer in die dumme Alltäglichkeit abgeirrten Welt und ihren gebrochenen Lebensformen: sie, die noch die geheimen Warnungen und Andeutungen der Natur verstehen.

Szene für Szene, in der Art, wie das homerische Epos bald diesem, bald jenem Helden eine große Einzeldarstellung gönnt, rücken die Hauptfiguren der Höfe vor uns auf; Schicht auf Schicht dieser Lebenssphäre enthüllt sich in ihrer eigentümlichen Werthaftigkeit oder Wertlosigkeit, bis das verhängnisvolle Ineinander und doch Gegeneinander der Naturnahen und der durch die Konvention Gezeichneten klar und klarer wird. Einzelne jener Szenen sind von außerordentlicher Lebendigkeit, wie die Hochzeit Gritas, die mit der Tragödie ihrer rasch verführten Schwester endet und zugleich dem Vater den entscheidenden Stoß versetzt. Da krampft sich in einem erfüllten Augenblick alles Schicksalhafte der ganzen Familie, ja der Dorfgemeinschaft zusammen. Sie sind den Stürmen von innen, sie sind den Wirren des Lebens nicht gewachsen, geschweige denn den Dämonen der Natur. Lockerer scheint mit dem Ganzen etwa die prachtvolle Szenenreihe verbunden, wie Jona seinen trefflichen Hund findet, den Widerstrebenden mit unsäglicher Geduld an sich gewöhnt und endlich an ihm den Lebensretter gewinnt. Erst in der großen Kampfszene wird uns klar, wo das alles hinaus wollte. Aber weit entfernt von bloß äußerlicher 'Verursächlichung' hat das Ganze eine tief sinnbildliche Bedeutung. Kein blöder Zufall, keine äußere Verkettung an sich zusammenhangloser Tatsachen ist hier am Werke, sondern Jonas tiefes Gefühl für die Natur, für das seelische Leben im Tiere ist es, was gleichsam einen Schutzwall um ihn herum zieht. Er ist zum Untergange durch die Hand des Schurken nicht bestimmt; die reine Ausstrahlung seines Wesens hat ihm ohne alle Voraussicht und Berechnung den Geführten zugebildet, der ihn vor dem Siege menschlicher Tücke und Bosheit schützt.

Dafür bleibt ihm der Riesenkampf mit der Natur selbst vorbehalten. In diesem Kampf mit der Dürre, mit einem Winter von wahrhaft mythischer Urgewalt erliegt die Dorfgemeinschaft, groß und klein. Alle Bande der Gesellschaft lösen sich auf, die Häuser verfallen, der Hunger treibt das Wild des Waldes und der Lüfte mit allerlei scheußlichem Ungeziefer in die Wohnstätten der Menschen und die Ställe des Viehes. Tiere und Menschen werden von den dämonischen Gewalten verschlungen, denen auch der Wald erliegt, denen nur die mütterliche Erde auf die Dauer noch trotzen kann — wieder in Erwartung der starken Hand, die ihr aufs neue das Leben zu entreißen vermag. Und diese tiefe Bezogenheit zwischen Mensch und Welt ist es, die dem Roman nicht bloß seine innere Einheit, die ihm seine eigentümliche Form gibt.

Immer wieder durchbricht der Erzähler die Darstellung kleinmenschlicher Verhältnisse, um zu dem eigentlich Wesentlichen vorzudringen. Da sind die Führergestalten, noch halb im Erdboden darinsteckend, wie die Riesen der Urzeit, in der Art, wie Griese seine Bauerngestalten von jeher gern charakterisiert hat. Wir hören nicht von ihnen, wir hören sie selbst mit ihrem schweren Tritt, mit ihren eckigen Bewegungen auf dem Boden einherschreiten, wir fühlen dennoch, wie diese scheinbar ungeschlachten Gestalten in Wahrheit so zarte Sohlen haben, daß ihnen kein unterirdisches Zittern und Grollen des Bodens entgeht; wie alle ihre Sinnesorgane überaus fein und überaus wach sind und sie mit der gesamten Atmosphäre ringsumher verbinden; wie in ihnen das Menschentum in seiner bäuerlichen Lebensform noch unmittelbar mit dem Göttlichen zusammenhängt und wieder zu ihm hinstrebt. Diese feinsten Töne in Gesten und Wendungen abzufangen, versteht Griese meisterhaft; und dabei tritt seine Wortung wieder so ganz in den Dienst seiner Schau, daß wir fast die Erzählung vergessen, daß wir die Personen selbst sehen, ja mehr, daß wir uns in sie verwandeln.

Freilich, was ihm bei der Gebärde so meisterlich gelingt, das ist in seiner Handhabung der Sprache noch nicht zur letzten Vollendung gediehen. Tapfer widerstrebt Griese immer wieder der Lockung zu naturalistischer Wiedergabe bäuerlicher Rede, etwa mit Hilfe der Mundart; klug weicht er auch der Versuchung aus, die Bauern über ihre Sphäre hinaussprechen zu lassen. Aber die isländische Saga des Mittelalters, an die seine Darstellung nicht selten erinnert, versteht es besser, die Rede messerscharf zu schleifen, mit Anzüglichkeiten und geheimen Beziehungen zu spicken und dabei doch dicht bei der Alltagsweise zu bleiben. Freilich sind auch Grieses Hintergründe von anderer Art als die der alten Sagamänner, wie er ja denn für ein anderes Publikum schreibt als sie. Aber die Sprache gleichzeitig farbig, lebendig, körperlich und durchscheinend zu machen, ist eine der Riesenaufgaben, welche die epische Kunst der Gegenwart überhaupt noch zu erfüllen hat. Auch das wäre 'neue Sachlichkeit'.

Um so glanzvoller heben sich die Abschnitte heraus, in denen die Natur mit ihren geheimnisvollen Kräften lebendig wird. Neben Josef Ponten erscheint mir Friedrich Griese als der größte lebende Meister wortkünstlerischer Darstellung der Landschaft in deutscher Zunge. Aber wenn Ponten vor allem die kultivierte Landschaft mit ihren zahllosen Lebensbeziehungen, die Landschaft unter den Händen und unter der Gewalt des Menschen in Worte faßt, sich also auch auf einer ganz anderen Gefühlslage angesiedelt hat, so ist es Griese gegeben, die echte ursprünglich-unverwandelte oder der Berührung durch den Menschen widerstrebende, zum mindesten ihre Selbständigkeit behauptende Außenwelt zu gestalten: nicht also sie zu schildern, nicht von ihr zu erzählen, sondern sie von innen her, aus den sie aufbauenden Kräften heraus wirklich für uns lebendig zu machen. Dabei sieht er sie immer durch die Augen der Menschen und wieder mit den Abtönungen und Abschattungen, die ihrer Verschiedenheit entsprechen. Anders sehen Sonntagsjäger und diebische Trottel das Bild des Waldes, anders Jona, der sich ihm in einer sehr kräftigen Weise verwandt fühlt. Die Hasen und Füchse, die Krähen und die Wanderratten, das alles wird in seiner Naturhaftigkeit geformt und verliert nicht

an Eigenkraft, sondern erwächst zu wahrhaft dämonischer Gewalt, wenn es sich den Hütten der Menschen nähert. Dann erscheint es als Bundesgenosse der Winterriesen, die schließlich das ganze Dorf begraben.

Nur Jona und sein junges Weib sind ihnen allen gewachsen. Und um das verständlich zu machen, legt der Dichter einen breiten Rahmen um das Ganze. Jonas Vorgeschichte wird in zwei Teilen erzählt, am Anfang und am Ende des Buches, die so kräftig ineinandergreifen. Die tiefen Rätsel, die sein erstes Erscheinen aufgibt, werden am Schluß gelöst — nicht mit kaltem Rationalismus, sondern so, daß wir in letzte Geheimnisse hineinblicken. Es liegt auch nicht so, als bedeutete die Flucht und die heimliche Ehe, das nothafte Beisammensein und der Untergang der ungleichen Eltern, der verschlossen-eigenwilligen Bauerntochter und des lebhaften slawischen Knechts, nun eine äußerliche 'Erklärung' der 'Eigentümlichkeit' des Helden. Seine Mutter ist die Selbständigste ihres Geschlechts, wie sie denn nicht einmal von ihrem eigenen Vater verstanden wird. Um sie webt noch etwas von germanischer Frauengröße, von frauenhafter Unergründlichkeit. So wittert sie in dem östlichen Gesellen, den alle verachten und in dem hündische Unterwürfigkeit und ein unbändiger Stolz sich so seltsam paaren, eine tiefe Urverwandtschaft. In dem Knechte Petrusch steckt etwas, das durch sie erlöst sein will, wie er sie zur Freiheit mit sich emporreißt: ein unseliges Wälsungen-Paar, aber ein Paar, in dem die Urkräfte der Menschheit, in dem die Riesenkraft des westlichen und die innige Naturverwandtschaft des östlichen Menschen sich ihrer tiefen schicksalsmäßigen Zusammengehörigkeit bewußt werden. Der Mensch erst, der aus dieser Ehe hervorgeht, kann den Kampf mit den Dämonen aufnehmen und den Namen der Menschheit weitertragen — zusammen mit dem Weibe, das er zu sich emporgezogen und dessen Liebe ihn über dumpfe Gebundenheit erhoben hat.

So schließt sich der Ring der ganzen Darstellung, die immer vom Gegenwärtigen auf das Ewige, vom Seienden auf das Wesentliche hinzeigt. Wahrlich, Griese hat ein Stück Welt in diesem Roman bewältigt und eine Leistung vorgelegt, von deren Bedeutung sich nicht erst die Zukunft überzeugen sollte. Wir verbauen uns den klaren Blick für die Größe des Werkes, wenn wir uns durch eine rasche Tageskritik immer wieder an die Norweger erinnern lassen, die auf ähnlichem Boden stehen und vielleicht teilweise von ähnlichen Gesichtspunkten aus die Welt erschauen. Mit ihnen hat Friedrich Griese gemein, was dem germanischen Menschen dieser Zeit angehört. Möge gerade der deutsche Leser von geistigen Ansprüchen darüber das Eigenste nicht übersehen, was nur er zu bieten weiß.

Niemand wird zu behaupten wagen, daß mit Grieses Werk das letzte Wort gesagt wäre, was in der Gegenwart dem Dichter zu sagen bleibt, daß hier der deutsche Mensch der Gegenwart in seinen letzten Fragestellungen, in seiner tiefsten Schau bereits zu Worte käme. Ungeheure Aufgaben bleiben der Dichtung dieser Zeit noch vorbehalten, und es ist die Frage, ob eine von ihnen so weit gelöst wird, wie Griese die seine zu lösen berufen war. Hier sei nur auf eines hingewiesen. Es wäre aufs höchste zu begrüßen, wenn andere Lebenskreise als der bäuerliche in ihrer ganz eigentümlichen Beziehung auf das Göttliche so eindringlich dargestellt würden — eine Hoffnung, die sich vielleicht noch am ehesten erfüllen ließe. Aber

was dem Gesicht der Gegenwart seine kennzeichnenden Züge gibt, was ihm freilich auch ein tragisches Gepräge aufdrückt, ist ja eben dieses, daß keine der ursprünglichen Lebensformen mehr in ihrer Reinheit und Ungebrochenheit unter uns wirkt. Selbst der Bauer ist zum Handelsmann, zum Industriellen, zum Politiker geworden. Diese unheimliche Verschränkung aller Lebenskreise bedeutet nicht nur Verluste, nur Brüche und Flecken, sie stellt uns vor neue Rätsel. Es ist doch wohl nicht bloß die zufallsmäßige Verknotung des äußeren Daseins, was jene unendlichen Komplikationen hervorruft. Auch sie antworten starken Bedürfnissen der Menschennatur, die sich immer mannigfacher entfalten und nicht bloß in die Tiefe, die auch in die Breite sich erstrecken will. Auch in der Verwobenheit der Zielsetzungen dieses Lebens offenbart sich etwas von geheimnisvoller Schicksalsmacht, die des Dichters Auge eher erfassen und gestalten wird als das Auge des Forschers, das im wesentlichen nur die Tatsachen und ihre nächste, mehr an der Oberfläche der Dinge haftende, 'ursächliche' Verknüpfung feststellen kann. In der Erfassung und Gestaltung des letzten Sinnes, der dämonischen Kraft und der ganz eigenen Problematik jener Allverknüpftheit des Menschen der Gegenwart liegt vielleicht die höchste Aufgabe der Dichtung unserer Zeit. Aber wer vermag zu sagen, ob ebendiese Zeit den hervorbringen wird, der sie zu lösen berufen ist?

DEUTSCH IN OSTASIEN

VON WALDEMAR OEHLKE

Der dritte und letzte meiner Berichte über Ostasien an dieser Stelle[1]) gilt, nach Betrachtung der Jugendbildung und der Wissenschaften schlechthin, meinem Fach. Einiges darüber habe ich unter verschiedenen Gesichtspunkten je nach dem Leserkreise, der vorauszusetzen war, schon gesagt in meinem Reisebericht 'In Ostasien und Nordamerika als deutscher Professor' (Darmstadt und Leipzig 1927, Verlag E. Hofmann & Co.), in Bölitz' und Schmidts zweibändigem Sammelwerk über Deutsche Bildungsarbeit im Auslande (II 304ff., Langensalza 1927/28, Verlag J. Beltz) und im Oktoberheft 1927 der von E. Heilborn herausgegebenen 'Literatur' (Lit. Echo, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Hierauf beziehe ich mich, um — in großen Zügen wenigstens und von ein paar Einzelheiten abgesehen — mich nicht wiederholen zu müssen, denn ich bin mir bewußt, hier zu Fach- und Amtsgenossen zu sprechen. Für sie aber können Kleinigkeiten methodischer und didaktischer Erfahrungen, die man weiteren Kreisen nicht zumutet, Bedeutung und Belang haben.

Da meine Pekinger Professur etatsmäßig die erste geisteswissenschaftliche in China und germanistisch sogar in ganz Ostasien war, soweit deutsche Hochschullehrer in Betracht kommen, halte ich es für nützlich, die unmittelbaren Eindrücke, Erlebnisse und Ergebnisse in ihrem Nacheinander wiederzugeben, weil nur so auch Irrtümer, Enttäuschungen und Fehlschläge zu ihrem Recht kommen. Dann weiß jeder, der dieses oder jenes anders angefangen hätte, von vorn-

1) S. Neue Jahrb. 1927 III 80—85, 1928 IV 90—96.

herein, ob im einzelnen Fall die Sache oder die Person — also ein Nebensächliches, weil Ersetzliches — für Entwicklung und Resultate entscheidend gewesen sein mag. Zur Sache gehört es zu erwähnen, daß ich persönliche Unbefangenheit und Aufrichtigkeit nach meiner glücklich erreichten Befreiung von allem Amtlichen wohl für mich in Anspruch nehmen darf, soweit das menschlich überhaupt denkbar ist; denn Partei bleibt jeder, im Auslande aber Partei nur des Deutschtums, wenn er Deutscher ist, und auf diesem Standpunkt bin auch ich sechs Auslandsjahre hindurch im Gegensatz zu so mancher 'weltbürgerlichen Objektivität' um mich herum stehen geblieben. Das einleitend zu sagen war um so notwendiger, als es sich hier um Asien handelt.

Deutsch in *China* wiederum bedeutet z. T. etwas ganz anderes als Deutsch in Japan, zunächst schon rein persönlich und äußerlich, und auch davon darf ich hier nicht schweigen.

Nach unserer Ankunft in Peking — ich war überall mit meiner Frau zusammen — wurden wir alsbald der Universität zugeleitet, wo ich bei einem Schälchen Tee den Vertrag unterzeichnete; ich erwähne das, um darauf hinzuweisen, daß ein chinesischer 'Staatsvertrag' mit einem Ausländer natürlich genau so sicher ist wie die hinter ihm stehende Staatsautorität, nämlich gar nicht. Das ist zwar selbstverständlich, wurde mir aber sogar von dem Dekan bei Gelegenheit noch besonders zugegeben. Als einziger von allen Dozenten einschließlich der ausländischen erhielt ich regelmäßig mein Gehalt, anfänglich indessen auch ich nicht ohne persönlich mahnende Nachhilfe, an der sich die Führer meiner Studenten sofort beteiligten, da wir gut miteinander standen. Ist letzteres nicht der Fall oder streiken die Studenten gar bisweilen, was deutschen Dozenten vor meiner Ankunft ebenfalls begegnet war, so fällt der eigentliche Machtfaktor der erwähnten Nachhilfe aus. In ganz Ostasien ist innerhalb solcher und verwandter Hochschulfragen z. B. für Organisation, Studienplan, praktischen Betrieb der Student meist mächtiger als der von der Jugend und vom Staat bezahlte Professor. Man denkt sehr nüchtern. Etwas ganz anderes würde es natürlich sein, wenn die diplomatische Vertretung des eigenen Vaterlandes, die ich nie in Anspruch zu nehmen brauchte, vor Antritt der Stellung die Garantie übernimmt. Ein zeitweilig der Deutschen Gesandtschaft zugeteilter Sinologe, der daneben an der Universität dozierte, wurde deshalb jedenfalls von der chinesischen Kasse nicht besser behandelt. Es würde ja auch für die Beziehungen zweier so sehr verschiedener Völker nicht gut sein, Personalfragen aus dem Kultur- und Unterrichtsrahmen zu politischen Haupt- und Staatsaktionen werden zu lassen. Wer sich nicht Mut und Kraft zutraut, ohne den Staat fertig zu werden und im Notfall alle Folgerungen zu ziehen, auch wenn sie ihn enttäuschen und belasten, der lasse im Interesse der deutschen Sache lieber die Hände weg. Für kein Land mehr als für Ostasien gilt die alte gute Wahrheit: Selbst ist der Mann!

Nach Besprechung des vierjährigen Kursus und Studienplans mit dem Dekan und Abteilungsleiter stellte ich im Dezember 1920 mein Programm auf. Die Art seiner Durchführung machten wir von meinen Erfahrungen abhängig. Das erstrebte Ideal aber sollte feststehen als ein vorwiegend wissenschaftliches im Gegensatz zu dem mehr praktischen der anderen fremdsprachlichen Ab-

teilungen, insbesondere der englisch-amerikanischen. Ein neuer Typus sollte geschaffen werden, von vornherein gekennzeichnet durch Begründung einer germanistischen Seminarbibliothek nach fachmännischen Gesichtspunkten, also unter Vermeidung doppelsprachiger Texte oder bloßer Unterhaltungsliteratur, die der großen Ausleihebibliothek vorbehalten bleiben sollte. Bücher hatte man massenweise in Deutschland aufgekauft. Nun kam es auf Auslese, Aufstellung und Benutzungsordnung an. Ältere Texte wurden natürlich nach Dialekten, jüngere chronologisch unter Berücksichtigung großer Strömungen (Romantik) gruppiert; getrennt folgten die wissenschaftlichen Disziplinen, beendet durch Wörterbücher und Grundrisse in den letzten Regalen. Der Student suchte also systematisch nach den Bücherrücken, alphabetisch nach dem Zettelkatalog. Das schreibt sich hier so leicht, aber es war ohne deutsche Hilfe eine heiße Sache. Noch einmal täte ich es nicht.

Mangels wissenschaftlicher deutscher Buchhandlungen galt es, noch vor Beginn des Kursus gotische, mittel- und althochdeutsche Texte zu vervielfältigen, was die mit der Universität verbundene Druckerei denn auch sofort nach meinen Vorlagen tat. Gotisch genügten mir zunächst Vaterunser und Weihnachtsgeschichte bis Jantzens Göschenbändchen ankam. Althochdeutsch griff ich dagegen erheblich weiter, um jedes Lesebuch, das dem Studenten den Mut genommen hätte, überflüssig zu machen, ebenso mittelhochdeutsch mit epischen Stücken, so daß wir uns in Buchform auf Walther mit Vor- und Nachläufern beschränken konnten. Für die Zeit von Luther bis Klopstock konnte ich meine Schulausgabe (Velhagen & Klasing) heranziehen. Günstig traf es sich, daß ich in demselben Verlage einst einen winzig kleinen Abriß der deutschen Literaturgeschichte in halbamtlichem Auftrage (Jaeckh) für die Türkei, also ohne Voraussetzung deutscher Schulbildung, geschrieben hatte; den entdeckten die Studenten ohne meine Hindeutung und übersetzten ihn ins Chinesische, so daß also ein wesentlich erhöhter Absatz des deutschen Textes selbst kaum zu spüren war.

Wie praktisch die chinesischen Studenten dachten und handelten, erlebte ich ja nun auch sonst. Zwanzig schwarze Augenpaare waren bei meinem ersten Eintritt forschend auf mich gerichtet, blieben dann aber auf die Tischplatte gesenkt, bis sich ein persönliches Verhältnis hergestellt hatte und dem einzelnen ein paar Antworten geglückt waren. Diese am Anfang zu ermöglichen, so daß der Lernende Zutrauen gewinnt, ist vielleicht das wichtigste. Kann der Hörer nicht antworten, so gibt er dem Lehrer die Schuld. Das Hören aber tut es nicht, sondern die Wandtafel. Der Chinese ist empfindlich, strahlt aber vor innerer Freude, wenn er dasselbe an die Tafel schreiben kann, was der Dozent am Schluß der letzten Stunde zusammenfassend dort vorgeschrieben hatte. Diese Methode, an der ich vier Jahre festhielt, brachte mir bald Gäste aus anderen Klassen und Abteilungen. Als ich die Bedeutung der Frage, ob dieses oder jenes sehr berühmt sei, richtig begriffen hatte, verfügte ich über eine vorzügliche Waffe gegen heimliche Schläfer; sagte ich laut 'sehr berühmt', so fuhren sie auf, tasteten nach dem Federhalter und sahen sich hastig nach dem sehr Berühmten um, das ich denn auch langsam wiederholte. Sie blieben dann wach, was man ja eigentlich bei einer so fremden Vortragssprache mit allem Humor nicht immer verlangen und erreichen kann.

Wenden wir uns nun den Sondergebieten des Faches zu.

Da ergab sich zu meiner Überraschung, daß am leichtesten war, was ich für das Schwierigste gehalten hatte: die *ältere Sprache und Grammatik;* und umgekehrt: die Literaturgeschichte, zumal wenn sie irgendwie auf das klassische Altertum zurückging, machte die größten Schwierigkeiten. Eigentlich aber war es ganz verständlich, daß man lieber mit Worten und Buchstaben als mit Sätzen und Zusammenhängen zu tun hatte. Selbständig Beispiele zu suchen für Lautverschiebung, Ablautreihen usw. war den Studenten ein reines Vergnügen, zumal wenn sie dabei einander überbieten konnten. Natürlich mußte ich jede Stunde schriftlich für mich vorbereiten, da ich allein ja wußte, wieviel meine Studenten nicht wußten. Ein einziger noch nicht erklärter Fachausdruck, den zu erfragen der einzelne sich vielleicht gescheut hätte, konnte alles weitere unverständlich, eine ganze Stunde fruchtlos machen. Es ist ein mühsames Treppensteigen im Dunkeln, die historische Grammatik in China, aber der Ausblick lohnt nachher die Mühe, wenn auch nur bei den Besseren, die leidlich Deutsch verstanden. Einer hatte ein Hamburger Gymnasium bis zur Sekunda besucht. Termini technici wurden stets gebraucht und an die Tafel geschrieben, weil sonst die betreffenden Stellen in grammatischen Hilfsbüchern nicht gefunden werden konnten. Was ich nicht vorschrieb, wurde unter keinen Umständen beachtet und nachgeschlagen. Ob Metathesis oder Prothese: sie mußten von meiner Hand geschrieben sein mit einem Beispiel, und für dieses bevorzugte ich anschauliche Dinge, die das Sprachgut vermehren und verbildlichen konnten, in den soeben erwähnten Fällen also Natter (*adder*, *âter*, Otter), Bernstein (Brennstein[1]), auch deshalb, weil sie Ausländern besser im Gedächtnis haften als etwa Born — Brunnen. Alles Verwirrende muß man sorgsam für später zurückstellen. Erfolgreich war immer wieder das Erratenlassen, was sich mit Hilfe von Pauls trefflicher Grammatik sehr gut machen ließ, da sie auf dem Neuhochdeutschen aufbaut, der reine Segen für Deutsch in Ostasien. Dabei ließ sich sogar ein bißchen Latein und Griechisch mitlehren, z. B. wenn ich die Entstehung deutscher Wörter aus den alten Sprachen, reihenweise nach Buchstaben geordnet, verdeutlichte und das fremde Wort an die Tafel schrieb, etwa *regula;* 'Regel' riefen dann ziemlich alle; aber *tabella* hatte schon ein Zögern, dafür aber auch ein besonderes Verständnis der 'Tafel' durch das frühere entsprechende Lautlehrekapitel zur Folge. Wir kamen über die Flexion richtig bis zur Syntax, bei der sich für Wortstellung, Konjunktional- und Relativsätze jede noch so kleine Kenntnis der älteren Sprache sehr einbrachte. Jedenfalls waren die grammatischen Prüfungsarbeiten durchschnittlich die besten, weil hier weniger der deutsche Stil als die Fülle einzelner Beispiele die entscheidende Rolle spielte; und gerade für Mechanisches hat der Chinese ein staunenswertes Gedächtnis.

In zweiter Reihe glückte die *deutsche Altertumskunde*, denn da konnten wir zeichnen, auch Bilder betrachten, erfragen, erklären und solche aus dem chinesischen Altertum zum Vergleich heranziehen. Vorgeschichtliche Funde, Kartenskizzen, Pflanzen und Tiere, Burgen und Siedlungen, Haus und Kleidung, Gerät und Handarbeit, Waffen und Grabstätten bedurften nur persönlicher Vermittlung,

1) In China gibt es eine tiefbraune Abart unseres hellen Bernsteins.

um unmittelbar zu wirken. Aber auch Wirtschaft, Geld, Gemeinschaftsleben, Sitte und Kolonisation fanden stets Interesse; gar nicht dagegen Religion, Mythos, Geselligkeit, Tanz, auch nicht Sagen und Märchen, die man neben den chinesischen einfach nicht gelten ließ oder doch nur mit äußerer Höflichkeit aufnahm, was ja auf dasselbe hinauskommt: ich bemerkte deutlich ablehnendes Kopfschütteln und erhielt auch nie ein selbstgewähltes Thema aus diesen Gebieten, wobei natürlich die Frage offen bleibt, ob ich den Gegenstand richtig angefaßt habe — vielleicht war ich gerade hier nicht Spezialist genug, um ostasiatische Vorstellungskreise mit indogermanischen zu verbinden, während mir im übrigen die chinesischen Abbildungen geholfen hatten.

Anschließen möchte ich hier die *Geschichte der deutschen Philologie*, die gern aufgenommen wurde, schon mit Rücksicht auf die Bücherfrage. Ich gab nämlich nicht große geistesgeschichtliche Zusammenhänge, die zwecklos gewesen wären, sondern einfach nacheinander Namen, an die man sich halten und über die man nachlesen konnte, mit den zugehörigen Schriften, deren Bedeutung einst und jetzt dargelegt und deren letzte Herausgabe notiert wurde. Zugleich ergab sich so mancher andere Überblick von selbst, z. B. über die deutschen Universitäten, an denen die betreffenden Germanisten gewirkt hatten, über die Übertragungen aus der älteren Sprache, über Schrift und Rechtschreibung — letztere bei dem Namen v. Raumer, hatte ich doch selbst s. Zt. mit anderen Kollegen radikalen Umsturzversuchen als Delegierter des Deutschen Germanistenverbandes im Reichsministerium des Innern entgegentreten müssen, was ich natürlich in Peking für mich behielt —, endlich auch über deutsche Kunst, soweit sie unser Fach näher angeht, Gotik und andere Stilarten, Schwind, Wagner, für den ich das Klavier des Musikzimmers heranzog, einmal als Sänger auch einen chinesischen Dozenten, Schüler der Lilli Lehmann, und über das Theater, für das Bezugnahme auf die chinesische Bühne selbstverständlich war. Hauptsache blieb immer die unermüdliche Wandtafel.

Bei der *Metrik* war es so, daß die mittelhochdeutsche interessierte, weil ihre technische Formspielerei an Chinesisches erinnerte, wenig oder gar nicht dagegen die neuhochdeutsche. Mit Rhythmus, Schwung oder gar Dithyramben war überhaupt nichts anzufangen, und Klopstock ist seinem Wesen nach sicher unbegriffen geblieben. Bei der 'Frühlingsfeier' bemerkte einer, der Dichter habe sich wohl nicht genug mit Naturwissenschaft beschäftigt, und die moderne Physik mache solche Gedichte doch ganz unmöglich. Ausnahmen bildeten folgerichtig neuere Strophenformen wie Sonett und Sestine; da konnte man wieder mit Worten spielen und selbst Proben machen.

Damit komme ich zum schrecklichsten Kapitel, der *Lyrik*, sofern sie laut als Vortrag oder Lektüre auftrat, besonders der mittelhochdeutschen, ungeachtet oder vielleicht gerade infolge metrischer und sprachlich-grammatischer Interessen. Nach jeder Stunde fühlte ich mich, was man scherzhaft wohl 'gerädert' nennt, nicht allein durch die Anstrengung, sondern mehr noch durch die Aufnahme lautlicher Ungeheuerlichkeiten, die man nicht wiedergeben, nur erleben kann, daher mir denn kollegiales Mitgefühl, falls es das gibt, versagt bleiben dürfte.

Die älteste und fremdeste *Prosa* war bei weitem nicht so schwierig wie die kleinste Minnestrophe. Daß die Minne selbst wie etwa auch Goethisches Liebesleben völliger Gleichgültigkeit begegnete, bedarf für ganz Ostasien kaum der Erwähnung, wiederum mit einer Ausnahme: der ja auch für die ostasiatische Lyrik typischen Liebesklage der Frau. Um so dunkler blieb die Vorstellung einer 'Herrin' — von Hebbel und Ibsen zu schweigen.

Die *Literaturgeschichte* wird dadurch schon etwas beleuchtet. Ihre erfolgreiche Verarbeitung als Ganzes blieb auf wenige beschränkt, wie die schriftlichen Arbeiten deutlich bewiesen. Nur das einzelne kam zur Geltung, und nach ihm wieder ein einzelnes. Das Verbindende konnte ich allein durch die Wandtafel dem Gedächtnis zuführen; ich bin überzeugt, daß dieses Angelernte nie zu innerem Leben gelangt ist, von seltenen Ausnahmen persönlich wie sachlich abgesehen. Der Mann und sein Werk, gut, zumal wenn beide 'sehr berühmt' sind. Entwicklung und Geschichte aber hat eigentlich nur China, die anderen Kulturvölker sind doch auch viel zu jung und lassen sich nur zur Verarbeitung der chinesischen Kultur als der zentralen des Weltenbaus heranziehen und benutzen. Anfang und Ende sind sie nicht. Im Grunde gibt es auch nur eine lebenswürdige Welt, die chinesische. Am begehrtesten waren die philosophischen Abschnitte, namentlich der Rationalismus und Kant. Ich merkte es u. a. daran, daß sich dazu Hospitanten aus allen Lagern einfanden, woraus zugleich hervorging, wie genau die Studenten der verschiedenen Abteilungen einander auf dem laufenden hielten.

Von textkritischen und ähnlichen philologischen Bemühungen im *Seminar* konnte keine Rede sein. Froh war ich, wenn ich mit den Besseren einen bestimmten Motivfaden zu verfolgen imstande war, also etwa Faust, Hero und Leander u. s. f. Das ergab dann wenigstens Quer- und Längsschnitte. Und ich erhielt darüber ganz hübsche und vor allem oft rührend fleißige Arbeiten.

Aber die *Prüfungen!* Waren sie hart für die Prüflinge, so härter noch für mich, nicht nur durch das unbehilfliche Deutsch der Darstellung, sondern auch durch die Betrügerei der Minderwertigen, immerhin des vierten Teils der Klasse. Das Ärmelfutter schlitzten sie sinnreich auf, um darin Zettel zu verbergen, hohle Federhalter waren mit Papierröllchen gefüttert, der Boden der Tintenfässer war beklebt, Löschblätter waren mit Klecksen und chinesischen Zeichen bedeckt, und auf dem Radiergummi fand ich wörtlich Kants kategorischen Imperativ als herrliche Anwendung des durch ihn ausgedrückten Sittengesetzes: handle so, daß! Nahm ich dann die Hilfstruppen weg, dann reichte mir der Ertappte seinen halbleeren Bogen und verließ mit orientalisch-wehmütigem Lächeln den Raum; im Seminar ließ ich ihn später mit anderen Sündern ein anderes Thema bearbeiten. Einer besuchte mich am Tage vor der schriftlichen Prüfung, erkundigte sich mit höflichen Verbeugungen nach meiner Gesundheit und deutete mir an, wenn ich ihm vorher das Thema nennen wollte, so würde er morgen die Arbeit viel besser schreiben können, besser auch als mancher andere. Er verbeugte sich aber bei einem Blick auf mein Gesicht sofort rückwärts durch die Türe hinaus. Solche — sagen wir Naivität — gab es dort also noch, aber sie blieb Ausnahme. Die Mehrzahl war schwach, aber fleißig, dabei stets bescheiden und so pietätvoll, daß beim Säubern der Wand-



tafel das Wort, das ich verbessernd etwa zu Niederschriften eines Studenten hinzugefügt hatte, nicht mitgelöscht wurde, wenn ich nicht ausdrücklich dazu aufforderte.

Im ganzen ist mir mein Deutsch in China eine liebe und dankbare Erinnerung, durch Schülerbriefe hier und durch unser Seminar dort für beide Teile wachgehalten. Um etwas ganz anderes handelte es sich in *Japan*, wo ein neugegründeter Östlicher Kulturbund *(Daito bunka kyokai)* für sein Vergleichendes Institut eines deutschen Wissenschaftlers bedurfte, der zugleich japanische Dozenten und Examinanden aller Universitäten Tokios — also der kaiserlichen, der Waseda und Keijo — in schwierigere Gebiete und Probleme der deutschen Literatur durch Sondervorträge einzuführen hatte, übrigens bedacht mit dem Gehalt eines etatsmäßigen ausländischen Universitätsprofessors, was sich ja in solchem Falle von selbst verstand. Auch dozierende Japaner erhielten an dieser vom Ober- und Unterhaus bestätigten halbamtlichen Stelle, deren Vorstand aus Ex-Ministern und Parlamentariern bestand, mehr Honorar als irgendwo anders. Über Goethe kamen wir nicht hinaus, da mein Urlaub in einem Jahr ablief, aber soviel konnte ich doch beobachten, daß die Vorbildung weit besser, das selbständige Eindringen in den Gegenstand dagegen weit schlechter war als in China. Der Japaner ist und bleibt Nachahmer, im Chinesischen wie im Deutschen, ist aber fest vom Gegenteil, d. h. von seiner produktiven, alles überflügelnden Schaffenskraft überzeugt. Ich freute mich jedenfalls, als wirklicher Lehrer in China und nicht in Japan tätig gewesen zu sein, sobald ich bemerkte, wie sehr japanisches Aufnehmen und Lernen auf bloßes Nachahmen und gespreizte Selbstüberschätzung hinauslief, worüber ich denn auch bald Näheres von anderen ausländischen Dozenten hörte. Bei Vorträgen, wie ich sie zu halten hatte, blieben mir natürlich unangenehme Erfahrungen erspart, konnte ich mir aufmerksamere und intelligentere Köpfe als Zuhörer gar nicht wünschen. Mit dem Kapitel 'Deutsch in Ostasien' hatte das jedoch nicht viel zu tun. Nur was der einzelne Lehrer an Leiden und Freuden berichten kann, hat praktische Bedeutung, und davon trennte mich eine akademische Distanz, die vorsichtig eingehalten wurde; denn die japanischen 'Germanisten' sind ängstlich bestrebt, einerseits alle etatsmäßigen Stellen sich selbst vorzubehalten, was ihnen niemand verdenken kann, andererseits entsprechend deutsche Hochschulkonkurrenz von ihren Instituten und vor allem Studenten fernzuhalten. Der Yen wird heute in Japan hart verdient, die Arbeitslosigkeit wächst namentlich in akademischen Kreisen. Der Abbau des Ausländers trägt naturgemäß in alle akademischen Beziehungen etwas Unbehagliches hinein, das dem aufnahmefähigen Jungchina fremd ist. Es gelang mir auch beispielsweise nicht mehr, als meinen Nachfolger einen Deutschen allein und etatsmäßig durchzusetzen: man wollte künftig, durch anstürmende japanische Bewerber gedrängt, nur wöchentlich Ausländer, auch einen Deutschen, stundenweise zur Kontrolle und Korrektur heranziehen.

Was also in der Vergangenheit 'Deutsch in Ostasien' war, das heißt in der Zukunft vorzugsweise 'Deutsch in China', wenn man die Dinge praktisch sieht. Im übrigen hat natürlich auch in Japan der deutsche Geist bereits so tiefe Wurzeln geschlagen, daß ihn keine Macht der Erde, auch keine 'Übergroßmacht', mehr von diesem Boden verdrängen kann.



BERICHTE

ALTERTUMSKUNDE

VON JOHANNES ILBERG

Es ist ein stolzes Stück Geschichte der Altertumswissenschaft aus glänzender Zeit, das uns aus OTTO KERNS Doppelbiographie der beiden seit früher Jugend engverbundenen Freunde HERMANN DIELS und CARL ROBERT emporsteigt (1). Der Verf. hat schon während seiner Studentenjahre in Berlin dem einen wie dem andern als Schüler nahegestanden und war mit ihnen im späteren Leben kollegial und persönlich aufs freundschaftlichste verknüpft. So zeigt er sich berufen, sie uns in ihrem Werden und Wirken gemeinsam vor Augen zu führen und damit ein Werk zu schaffen, das gerade in der Synkrise der zum großen Teil parallel verlaufenden Entwicklung zweier in ihren hohen Zielen gewiß vergleichbarer, obwohl im Grunde recht verschiedener Charaktere einen besonderen Reiz besitzt. Freilich hat die Natur der Aufgabe auch unverkennbare Schwierigkeiten im Gefolge gehabt. Sie forderte eine verschränkte Darstellung der Lebensläufe beider Gelehrten, wodurch der Leser immer wieder vom einen zum andern abgelenkt wird und die Gewinnung des einheitlichen Bildes leidet, auf das ein jeder von ihnen für sich allein vollstes Recht hat.

Kern verfügte über reiches Quellenmaterial. Diels hat ausführliche Aufzeichnungen 'Aus der Jugendzeit 1848—1872' hinterlassen und nach Roberts Tode Jugenderinnerungen an den Freund für den Verf. niedergeschrieben. Der umfangreiche, von der Preußischen Akademie aufbewahrte Briefwechsel von Usener mit Diels und Zeller mit Diels gab wertvolle Aufschlüsse, kostbare Proben daraus sind im Anhang abgedruckt. Die Kindheit und die gemeinschaftlich auf dem Wiesbadener Gymnasium mit schlimmen Erfahrungen verlebten Jahre ziehen an uns vorüber; im Herbst 1868 treffen Diels und Robert in Bonn zusammen, wo sich jener vor allem an Usener und Buecheler, dieser an Kekule und Springer nahe anschloß und beide die stärksten Anregungen für ihre wissenschaftliche Lebensarbeit empfingen, verbunden mit gleichstrebenden Genossen, die uns eine Photographie (Abb. I) mit dem jugendlichen Wilamowitz in der Mitte vorführt. Schon damals, im Sommersemester 1869, schlug unter Useners Maieutik die Geburtsstunde von Diels' 'Doxographi Graeci' (1879), des gewaltigen Werkes, das dem Dreiunddreißigjährigen (1881) die Pforten der Preußischen Akademie und alsbald (1882), nach zehnjähriger aufreibender Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Flensburg, Hamburg und Berlin, die akademische Laufbahn in der Reichshauptstadt erschließen sollte. 'Solch lange Zeit', sagt Kern (S. 63f.), 'mußte seinem Leben einen Stempel aufdrücken, der nie ganz verschwunden ist. Er war und blieb ein Schulmeister, allerdings im höchsten Sinne dieses Wortes. Er hatte vor dem Stande der Gymnasiallehrer die allergrößte Achtung und verallgemeinerte niemals seine bösen Wiesbadener und Hamburger Erfahrungen. Aber er verlangte von ihm auch viel, vor allem stetes Mitgehen mit der fortschreitenden Wissenschaft.'

Robert hatte sich mittlerweile auf mehrjährigen Reisen in Italien und Griechenland ausschließlich archäologischen Studien und Publikationen widmen können; 1877 fanden sich die Jugendfreunde in Berlin wieder, wo sie bis zu Roberts Übersiedelung nach Halle (1890) gemeinsam wirkten. Die von Kern in Kap. V (S. 56—80) aus genauer Kenntnis liebevoll gebotenen Gegenbilder sind ungemein anziehend und lassen auf dem Wege 'wechselseitiger Erhellung' manchen Charakterzug deutlich hervortreten: 'Diels'

Wesen wurde im Laufe der Jahre ein patriarchalisches; Robert war bis zu seinem Lebensende ein Stürmer und Dränger ... der eine ein Lehrer und Weiser der Sophrosyne, der andre ein begeisternder Führer in die ewige Welt der Wahrheit und der Schönheit.' Wie sie, sich ergänzend, eine mächtige Wirkung ausübten, hat auch der Ref., der sie nach Abschluß seiner Doktor- und Staatsprüfung gleichzeitig hörte, damals an sich selbst erfahren. Über ihre reiche Forschertätigkeit geben die vollständigen Schriftenverzeichnisse am Ende des Buches Auskunft. Diels hatte die Riesenaufgabe übernommen, die Edition der griechischen Aristoteleskommentare zu organisieren, deren 26 Bände erst im J. 1909 vollendet waren, und Robert drei Lebenswerke begonnen: die antiken Sarkophag-Reliefs, die Neubearbeitung der griechischen Mythologie von Ludwig Preller und die Redaktion des Hermes, dessen 'Seele' er vierzig Jahre lang geblieben ist. Weshalb der höchst erfolgreiche Lehrer seine Berliner Professur Ostern 1890 mit dem Lehrstuhl für klassische Archäologie und Philologie in Halle vertauschte, mag man bei Kern selbst nachlesen, das Band mit Diels blieb bis zu seinem Tode trotz der räumlichen Trennung ungelockert.

'Carl Robert in Halle' und 'Hermann Diels in Berlin 1890—1922' sind die beiden folgenden Kapitel betitelt. In ihnen zeigt sich wohl am deutlichsten, daß es gewagt war, die Biographien beider Männer zu einer Einheit verbinden zu wollen, denn was sie auf der Höhe des Lebens erlebt und geleistet, mußte nun völlig gesondert berichtet werden. Die lehrreiche Besprechung der in Halle entstandenen Bücher und kleineren Schriften Roberts, die Mitteilungen über seine Arbeit an den neugefundenen Papyri des Menandros und Sophokles und über die Aufführungen im neuerstandenen Lauchstädter Goethetheater stehen vor einer Skizze von Diels' bewundernswerter Wirksamkeit in seinen drei letzten Jahrzehnten, als deren schönste Früchte vor allem die Fragmente der Vorsokratiker, das von ihm ins Leben gerufene Corpus medicorum Graecorum und der Lucretius sein Andenken dauernd erhalten werden.

'Wo lag die Heimatinsel des Odysseus? ... Athene ist am Werk; auch für uns beginnt der Nebel zu schwinden, der sein Vaterland verhüllte' — mit diesen Worten wiesen wir im J. 1900 auf die Hoffnungen hin, die Wilhelm Dörpfeld veranlaßt haben, auf *Leukas* den Spaten einzusetzen (N. J. V 596). Die Worte der Göttin an den erwachten Dulder *ἀλλ' ἄγε τοι δείξω 'Ιθάκης ἕδος, ὄφρα πεποίθῃς* (*ν* 344) hat der unermüdliche Forscher nunmehr als triumphierendes Motto vor seine abgeschlossene große Publikation 'Alt-Ithaka, ein Beitrag zur Homer-Frage' gesetzt(2). 'Nun aber will ich Dir Dein Ithaka zeigen, damit Du überzeugt bist' ruft er auch uns am Ende seiner mit zäher Ausdauer während eines Vierteljahrhunderts auf der Insel betriebenen Arbeiten zu. Von Anfang an scharf befehdet, ja verspottet, hat er den Mut nicht sinken lassen, sondern von Jahr zu Jahr immer von neuem Gönner, Helfer und Mitarbeiter für das weitschichtige und kostspielige Unternehmen gewonnen, bis er nach mancher Enttäuschung überraschende Ergebnisse verzeichnen konnte. Das nunmehr in zwei Bänden und einem Tafelheft vorliegende imponierende Prachtwerk vermittelt einen genauen Einblick in den wichtigen Fragenkomplex, um den es sich handelt, in den Gang der Ausgrabungen und Untersuchungen und geht den bekannten Konsequenzen des Hauptresultates nicht aus dem Wege, die sich dem Verf. für die homerische Frage ergeben haben, den meisten Gelehrten seither ein Ärgernis oder eine Torheit. — Dörpfeld zählt in dem Kapitel 'Die Ithakafrage im XX. Jahrh.' (S. 23—58) eine lange Reihe der 'entschiedenen Gegner', der 'halben Gegner' und der 'Anhänger' seiner Theorie auf und bespricht die Begründungen ihrer Standpunkte. Es kann nicht Aufgabe unseres



Berichtes sein, Stellung zu nehmen; wir müssen uns auf eine knappe Inhaltsangabe des Werkes beschränken. Mag sich bei seinem Studium Skepsis oder Zustimmung in höherem Grade geltend machen: die sich dem Zweifel entziehenden positiv ermittelten Tatsachen, folgere man daraus, was man will, sind von hoher Bedeutung, und mittels des beigegebenen reichen Materials von Abbildungen und Karten erheben sich vor dem Leser odysseische Landschaften in großer Anschaulichkeit. Der ruhige Ton objektiver Polemik auf so hart umstrittenem Gebiet ist ebenso erfreulich wie die Klarheit der Darstellung, die freilich oft allzu breit geworden ist und an Wiederholungen leidet.

Der *erste* der zehn Abschnitte des Textbandes behandelt die '*Geschichte der Ithaka-Frage*' (S. 1—58). Sie beginnt im XIX. Jahrh. nach einigen anderen Forschungen, besonders des Engländers W. Gell (1806), mit R. Herchers Hermesaufsatz (1866). Hercher erkannte nach Autopsie die homerische Schilderung nicht wieder und erklärte sie deshalb für Erfindung eines epischen Dichters, der die Insel nicht selbst besucht habe, eine Ansicht, die seitdem die herrschende wurde und bei Dörpfeld energische Gegnerschaft gefunden hat. Daß freilich Homers Beschreibung auf Ithaka-Thiaki Bestätigung erfahre, bezweifelte er schon bei der ersten Besichtigung (1897) und unternahm dort, um Sicherheit darüber zu erhalten, im J. 1900 mit dem Holländer Goekoop Ausgrabungen, die ihm seine Bedenken als berechtigt zeigten (s. den *dritten* Abschnitt '*Die Ausgrabungen auf Thiaki*', S. 144—151). Mittlerweile war er zu der Überzeugung gelangt, daß nicht Thiaki, sondern Leukas das wahre homerische Ithaka sein müsse und verlegte nun seine Nachforschungen auf diese nahegelegene nördlichste von den vier größeren Inseln der Gruppe, die von Odysseus an der klassischen Stelle ι 21 ff. erwähnt werden. — Im umfänglichen *zweiten* Abschnitt '*Die Insel Leukas: das homerische Ithaka*' (S. 59—143) wird diese Theorie begründet. Eine Reihe entscheidender Fragen finden darin Beantwortung. Herchers Feststellung, daß die örtlichen Angaben der Odyssee auf das heutige Thiaki in wesentlichsten Punkten nicht passen, ist jetzt, abgesehen von Verfechtern der lokalen Tradition, wohl allgemein anerkannt. Sie wird aber ganz verschieden verwertet, indem es viele, hauptsächlich unter der Führung von Wilamowitz, für prinzipiell unzulässig erklären, bei einem phantasievollen Dichter Übereinstimmung mit der geographischen Wirklichkeit vorauszusetzen, während Dörpfeld, von seinen Erfahrungen bei der Ausgrabung Troias ausgehend, die feste Überzeugung hegt, daß Homer auf allen Gebieten nicht nur das wirkliche Leben seiner Zeit genau schildere, sondern auch Schauplätze wie das Reich des Odysseus bis in alle Einzelheiten nach der Natur wiedergebe. Seine Frage 'War Leukas zur Zeit Homers eine Insel?' muß ohne jeden Zweifel nach seinen, von dem Geologen W. v. Seidlitz im *achten Abschnitt* (S. 352—372) bestätigten Beweisen bejaht werden; die zum Festland hinüberführende, überdies wiederholt für die Schiffahrt durchstochene schmale Kies- und Sandnehrung kann dagegen nichts besagen. Also gehört Leukas jedenfalls als 'äußerste' (πανυπερτάτη) zu der von Odysseus genannten Gruppe, so nennt er aber gerade sein Ithaka bei Alkinoos. Das Beiwort χθαμαλή ist seit langem strittig; Dörpfeld bleibt bei der schon von Strabon erwähnten Bedeutung 'dicht an der Küste' (S. 81 f., 105), die für Leukas, nicht für Thiaki zutrifft. Ferner beruft er sich auf die Insel Asteris, wo die Freier dem Telemach vergeblich auflauerten: damit könne nur das Eiland Arkudi südlich von Leukas gemeint sein, dessen Lage und Natur allerdings überraschend mit Homer übereinstimmen. Die Übereinstimmungen mehrten sich für den Entdecker auf Leukas selbst, sobald er die dortigen 'Landmarken' mit den unstimmigen auf Thiaki verglich. Das Hauptgebirge Neriton, den Berg Neïon, den Phorkyshafen, den Bezirk des Eumaios, die Landungsbucht Tele-

machs, den Hafen und die Stelle der Stadt Ithaka, sogar des Landgutes des Laertes und manches andere glaubt er dort einwandfrei identifiziert zu haben; vorzügliche Photographien und Karten sowie Panoramazeichnungen nehmen für die bestechende Hypothese gefangen. 'Wann und wie hat Leukas seinen früheren Namen verloren?' lautet die letzte Frage des zweiten Abschnittes. Vor vielen Jahren schon erklärte der Verf. die Namensänderung mit dem Vordringen der Dorier, vor denen die achäischen Bewohner um 1100 nach der südlichen, bis dahin Same genannten Nachbarinsel unter Mitnahme ihres Heimatnamens ausgewandert seien, während Paul Cauer, im übrigen der Leukastheorie zustimmend, die Übertragung des Namens erst ins VII. Jahrh. setzte (S. 52f., 139ff.). — Verlauf und Ergebnisse der leukadischen Ausgrabungen schildern der *vierte und fünfte Abschnitt* (S. 152—187, 188—274), denen eine genaue Beschreibung der Einzelfunde durch P. Goeßler als *sechster* (S. 275—338) und ein *siebenter* (S. 339 bis 351) über die Karten von R. Uhde hinzugefügt ist. Hier liegen unanfechtbare Verdienste des Meisters in der Wissenschaft des Spatens, denen niemand Bewunderung versagen kann. Was wußte man vorher von der ältesten Kultur der Insel, und jetzt ist die Hülle gefallen von Wasserleitungen, Wohnbauten, Heiligtümern und Grabanlagen in der Nidriebene, von zahlreichen Einzelfunden aus Siedlungen und Gräbern zweier Jahrtausende. Nach den ersten Ausgrabungen von 1901—1903 hatte der bisherige Mäzen Goekoop den Glauben an Leukas verloren; sie konnten aber im J. 1905 wieder aufgenommen werden, nachdem von deutschen Privatleuten, zu denen sich später Kaiser Wilhelm gesellte, neue Mittel gespendet waren. Die folgenden sechs Jahre bis 1910 sahen die Haupttätigkeit Dörpfelds und seiner archäologischen Mitarbeiter und zeitigten die meisten der erwähnten Ergebnisse. Der Kaiser, der im J. 1908 auf der 'Hohenzollern', von Dörpfeld begleitet, Leukas und Thiaki anlief, ließ aus Deutschland ein schönes Tropenhaus für die Forscher kommen, das noch jetzt, durch eine amerikanische Archäologin nach französischer Beraubung im Kriege wiederhergestellt, an der Nordspitze der 'Dörpfeldhalbinsel' über der homerischen Hafeneinfahrt mit seinem kleinen Museum den Altertumsforschern und -freunden aller Nationen Gastfreundschaft bietet. Es hat den Stützpunkt auch für die letzten, 1912—1914 vorgenommenen Arbeiten gebildet. — Ob man sich nun überzeugen läßt oder nicht, daß die Stadt des Odysseus in der Nidriebene nachgewiesen sei und der Königspalast an der Stelle des Olivenwaldes von Steno gelegen habe (wegen des Grundwassers konnte die Ausgrabung dort nicht weitergeführt werden), gefunden sind aus dem II. Jahrtausend Familien- und Bürgergräber, vor allem eine große Gruppe von 33 Rund-(Königs-)Gräbern, meist mit ihren Brennplätzen, samt vielen Beigaben. Auch an Zeugen der späteren Geschichte der Insel, die im *neunten Abschnitt* (S. 373—389) von E. van Hille beschrieben ist, fehlt es nicht, obwohl diese wenig bedeutend sind. — Eine 'Zusammenfassung der Ergebnisse' im *zehnten Abschnitt* (S. 390—399) beschließt den Textband. Acht Einzelpunkte werden uns eingeprägt und nochmals kurz begründet. Wir heben daraus hervor: 1. Die Insel Leukas ist die wahre Heimat des Odysseus. 2. Homer schildert in Ithaka und seinen Nachbarinseln den geographischen Zustand der Zeit vor der dorischen Wanderung, nämlich des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. 3. Die beiden homerischen Epen gehören zu den Liedern, die schon im XII. Jahrh. an den achäischen Königshöfen des Mutterlandes gesungen worden sind. In Kleinasien sind sie nicht entstanden, sondern von den aus dem Mutterlande um 1100 vertriebenen Achäern in ihre neue kleinasiatische Heimat mitgebracht worden. 4. Durch die Ausgrabung der Stadt in der Ebene von Nidri haben wir zum ersten Male die einfache geometrische Kunst der homerischen Achäer genauer kennen gelernt. 5. Dörpfelds bekannte, aber nicht anerkannte Theorie,

die Griechen hätten zu allen Zeiten nur eine einzige normale Bestattungsart gekannt, nämlich die Leichname zu dörren, um sie unverweslich zu machen und dann zu beerdigen, wird durch den Befund in den leukadischen Gräbern für deren Periode bestätigt.

Man sieht, der Erisäpfel sind nicht wenige, die der unentwegte 'tiefgründige' Pionier in den großen Kreis der Homerforscher geworfen hat. Das umfängliche Verzeichnis der wichtigsten neueren Literatur über Ithaka und Leukas im *elften Abschnitt* (Bd. II S. 405—415) wird jetzt voraussichtlich noch viel weiter anwachsen, doch ist bei den weitschichtigen grundsätzlichen Differenzen in der Gelehrtenwelt eine baldige Einigung nicht zu erwarten.

Von der Sammlung 'Kunst und Kultur', über deren erste fünf Bände in dieser Zeitschrift I 1925 S. 418—421 berichtet worden ist, sind zwei neue erschienen: August Köster, 'Die griechischen Terrakotten' (s, vi), und Bruno Schröder, 'Der Sport im Altertum' (s, vii). Kösters Text beginnt mit zwei kurzen Abschnitten über Bedeutung und Herstellung der Terrakotten. Die Tausende von Tonfiguren unserer Museen stammen zumeist aus Gräbern und waren Beigaben für die Verstorbenen; andere stellen Weihgeschenke dar, auch Kinderspielzeug, pflegten ja die Mädchen vor der Hochzeit ihre Puppen der Artemis oder den Nymphen darzubringen. Im VI. Jahrh. war aus dem Orient über Ionien die Fabrikation durch Hohlformen nach Griechenland gelangt, die jedoch individuelle Überarbeitung und Nachmodellierung der Figuren nicht ausschloß. Seit der Mitte des V. Jahrh. überwiegt das Künstlerische, wodurch die Terrakottenplastik gegen Ende des IV. ihre Blütezeit erlebte. Mannigfaltig war die Verwendung in der hellenistischen Periode; dasselbe Stück konnte wie als Votivgabe und Grabschmuck so auch als Geschenk und Zimmerschmuck verwendet werden, wie er z. B. bei der Ausgrabung von Priene zutage gekommen ist. — In acht Abschnitten gibt der Verf. einen Überblick über die kunstgeschichtliche und lokale Entwicklung der zahllosen kleinen Einzelwerke, von denen uns Proben auf 102 ausgezeichneten Tafeln in Kupfertiefdruck vorgeführt werden; die abgebildeten Stücke befinden sich zumeist im Antiquarium der Staatlichen Museen zu Berlin. Auf altkretische und spätmykenische Beispiele primitiver Art folgen frühgriechische, namentlich aus Böotien, das bereits im VIII. Jahrh. die Führung in der Terrakottaindustrie übernahm, die es jahrhundertelang beibehalten hat. Neben den anfänglich unkünstlerischen Götterbildern dieses Gebietes entwickelt sich in Ostgriechenland, so auf Rhodos, vom Orient her deutlich beeinflußt und im sichtbaren Anschluß an die frühionische monumentale Skulptur, eine andere Richtung, vielfach durch rhodische Gefäßfiguren vertreten, in denen wohlriechende Öle weithin verschickt wurden; bei weitem überwiegen, wie auch sonst in der Terrakottaplastik, die weiblichen Gestalten. Zur Zeit des archaischen und fortgeschrittenen Stiles lassen sich bestimmte Manufakturen unterscheiden. Die Erzeugnisse einer böotischen Fabrik sind Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, der z. B. die im thebanischen Kabirion massenhaft gefundenen Jünglingsfiguren mit Widder oder Hahn entstammen und die zahlreichen Grabfunde der auf den Trauerkult hinweisenden graziösen Statuetten meistens mit dem Mantel bekleideter Tänzerinnen. In Athen wurde die Tonplastik erst seit der Peisistratidenzeit bedeutsam, nachdem ionische Kunsthandwerker die Technik der Hohlform und die elegante Zierlichkeit und Vornehmheit ihres heimischen Stiles dort eingeführt hatten. Aus dem 'Perserschutt' der Akropolis sind Tonfiguren in ungeheurer Zahl ans Licht gekommen, die als Vorbild die anmutigen, der Athena geweihten marmornen Mädchenstatuen gleichen Fundorts erkennen lassen. Die Terrakotten stellen z. T. Athena selbst dar, stehend oder thronend, auch Artemis

mit dem Rehkalb, vielleicht die Brauronia nach dem Kultbilde. Vieles ist aus unbekannten Werkstätten der verschiedensten Gegenden hervorgegangen und erinnert an große Meister der Bronze- und Marmortechnik. Die als Lekythos gebildete Sikinnistänzerin von hoher Schönheit bildet den Schluß des Abschnitts. — Den Höhepunkt der griechischen Tonplastik überhaupt bezeichnen die 'Tanagräerinnen' seit der zweiten Hälfte des IV. Jahrh., die zu Tausenden aus den Gräbern bei Tanagra auferstanden und, wenn nicht alles täuscht, auch in tanagräischen Werkstätten angefertigt sind. Sie spiegeln in ihrer wundervollen Grazie und Feinheit den Stilwandel wider, der sich in der Kunstauffassung jener Zeit vollzogen hatte und uns vor allem in den Skulpturen des Praxiteles und seiner Schule vor Augen steht. Die Erscheinung des jungen Mädchens und der jungen Frau (auch der Hetäre) wird mit sinniger Lebendigkeit in wechselnden Motiven von immer neuem Reiz gebildet; namentlich gehören die ruhig sitzenden Figuren (Taf. 57—64) zum Köstlichsten dieser Art, was man sich denken kann. Auch mythologische und genrehafte Gruppen fehlen nicht, das Kind wird humorvoll in den Darstellungskreis gezogen. — In Ionien war unsere Kunstgattung zwar nie unterbrochen, wird aber mit dem Beginn der Diadochenherrschaft wieder aufs neue lebhaft gepflegt. Kybele, Artemis, Aphrodite, Eros werden dargestellt; Myrina, Smyrna, Priene sind kleinasiatische Fundorte; die Tanagratypen sucht man nachzuahmen. Zum Schlusse wird gezeigt, wie als Gegenstücke zu den lieblichen Frauen- und Mädchengestalten auch drastische Karikaturen aller Art geformt worden sind sowie sorgfältig ausgeführte Tierfiguren. Von den gesamten buntfarbigen Produkten dieser anspruchslosen Kunstübung sagt der Verf. am Ende seines schönen Buches: 'sie sind das Werk einer kunstdurchtränkten Zeit, und selbst in den unscheinbarsten unter ihnen glaubt man immer noch einen Hauch des griechischen Genius zu verspüren.'

Ein weit umfassenderes Thema behandelt Bruno Schröder, bilden ja die Leibesübungen, zumal in der hellenischen Kultur, einen Mittelpunkt des antiken Lebens. Der Direktor des Dresdener Albertinums hat ein Buch geschaffen, das sich der Reihe der vorangehenden unserer Sammlung würdig anschließt. Wir besaßen seit 1910 den ebenso gründlichen wie handlichen Band von E. Norman Gardiner 'Greek Athletic Sports and Festivals', nachdem schon vorher u. a. Julius Jüthner durch seine 'Antiken Turngeräte' und die Ausgabe von Philostratos' Schrift 'Über Gymnastik' das Gebiet erfolgreich behandelt hatte. Schröders 'Sport im Altertum' bietet nach einem kurzen Kapitel über Ägypten und Kreta (S. 7—13) ein zentrales (S. 14—166), worin die Gymnastik in ihren Beziehungen zur Religion, zum Staat, zur Bildung, zur Kunst besprochen wird (S. 14 bis 81) und sodann die einzelnen Übungen und Kämpfe sowie die Körperpflege zur Darstellung kommen (S. 82—166); antike Gymnastik und moderner Sport sind zuletzt gegenübergestellt (S. 167—170). Man findet hier die literarischen Zeugnisse und das in reicher Fülle durch Textabbildungen und auf Lichtdrucktafeln wiedergegebene archäologische Material übersichtlich gemeistert. Der kultur- und kunstgeschichtliche Teil schildert die Entwicklung der körperlichen Übungen und Wettkämpfe aus den Elementen der achäischen Zeit und hebt mit Recht hervor, daß sich die sportlichen Agone nicht allein an den Totenkult, sondern von Anfang an auch an den Gottesdienst geheftet haben, wie sie sich schon früh als Teile der großen Götterfeste finden. Der Staat förderte die Gymnastik vor allem als Vorbereitung für den Waffendienst und machte sie seinen kriegerischen Erfordernissen dienstbar; ihre wichtigste geistige Wirkung lag jedoch, wie der Verf. schön ausführt, auf ethischem Gebiete, indem sie sich den Erziehungsmitteln der Dichtung, Philosophie und Rhetorik hinzugesellte. Der im tiefsten Wesen des Hellenentums begründete edle Wetteifer, 'immer der erste zu sein und

hervorsichzutun vor den andern', auch nur um das Symbol des grünen Kranzes willen, wie meist in der Blütezeit, ist von vorbildlichem erzieherischen Werte; es ist ein schwerer Fehler der modernen Nivellierungspädagogik, wenn sie ihn auf dem wissenschaftlichen Gebiete der Jugendbildung zurückdrängt. Freilich hat bereits im Ausgang des V. Jahrh. das allgemeine Interesse am Sport nachgelassen, wie auch aus der gleichzeitigen Kunst erkannt wird, und ist erst in hellenistischer Zeit, damals in weiter Verbreitung, wieder aufgelebt. Das schon von Xenophanes, später von Euripides getadelte Athletentum griff nun allerdings um sich, natürlich auch bei den Römern, deren gymnastischer Betätigung samt dem Gladiatorenwesen kurz gedacht wird. Den Abschluß dieses ersten Hauptteiles bildet ein Kapitel 'Gymnastik und Kunst', in dem zuerst einschlägige Schriftquellen besprochen sind: die ältere griechische Dichtung und Fachliteratur, die Siegerlisten, die Schriftstellerei der zweiten Sophistik usw. Daß der Dilettant Philostratos abfällig beurteilt wird, begreift man; über die gesundheitlichen Wirkungen des Ringkampfes 'Geschwätz und Binsenweisheiten, wie gewöhnlich' (S. 123, 160) den Ärzten vorzuwerfen, geht aber im allgemeinen nicht an; die medizinische Literatur ist vom Verf. nur wenig gekannt und ausgenutzt, fehlt ja auch noch eine geeignete sachkundige Zusammenfassung der antiken Heilgymnastik. — Welche Motive der Gymnastik für Malerei und Relief, welche für statuarische Kunst als geeignet befunden wurden, ist treffend im Schlußabschnitt des ersten Teiles auseinandergesetzt; der zweite beschreibt nun an der Hand der Kunstdenkmäler ausführlich die verschiedenen Kampfarten in anschaulicher Weise. Mit Kinderspielen, Schwimmen, Tauchen, Tanz, Jagd usw. beginnt dieser Teil, hierauf folgen systematisch die einzelnen Gattungen, mehrfach mit Beziehung auf den modernen Sport. Der erfahrene Verf. schildert genau den Verlauf des Fünfkampfes (**ἅλμα, ποδωκείην, δίσκον, ἄκοντα, πάλην**), Wagenrennen und Reiten, endlich Faustkampf, Pankration (Ringen mit Boxen), Bogenschießen und Frauensport. Wir möchten diese zweite Hälfte des Buches als besonders dankenswert hervorheben.

Das neue Buch von T. Rice Holmes 'The Architect of the Roman Empire' (4), eine Fortsetzung seines großen Werkes 'The Roman Republic and the Founder of the Empire' (3 Bde., Oxford 1923), erzählt die politische Geschichte Roms in den Jahren 44—27, also von Cäsars Tod bis zur Begründung des Prinzipats. In Plan und Ausführung schließt es sich ganz dem älteren Werke an, auf dessen Besprechung in dieser Zeitschrift 1925, 814ff. ich also verweisen kann; alles was ich dort über die Arbeitsweise des Verfassers und über seine Zielsetzung, über Vorzüge und Schwächen gesagt habe, gilt auch hier. Aber während wir für die innere Politik der cäsarischen Zeit schon Eduard Meyers Buch besaßen, war man für eine zusammenhängende Darstellung der jetzt behandelten Übergangsepoche auf Gardthausens kritisch recht unbefriedigende und vielfach veraltete Leistung aus dem Jahre 1891 und Ferreros zwar höchst fesselnde, aber allzu phantasievolle Gestaltung des Stoffes angewiesen. Es ist erfreulich, daß wir jetzt einen Ersatz dafür in dem mit gründlicher Quellenkenntnis, erstaunlicher Beherrschung der einschlägigen Literatur und nüchternem Tatsachensinn geschriebenen Buch von Holmes besitzen.

Es gibt eine nicht gerade begeisternde, aber doch lesbare Darstellung, dazu eine sehr wertvolle Einführung in den jetzigen Stand der Forschung; den Exkurs z. B. über die Befristung des Triumvirats und den 'Staatsstreich' des Octavian (S. 231—246) wird niemand, den es angeht, ohne Nutzen lesen, auch wenn er dem Ergebnis des Verfassers nicht zustimmt. Auffallen kann es, daß Holmes trotz aller neuerdings über den



princeps gepflogenen Erörterungen noch immer dazu neigt, in dieser Bezeichnung des Augustus eine Abkürzung von *princeps senatus* zu sehen (S. 263ff.); über das Wesen der Neuordnung vom J. 27 dürfte man überhaupt tiefergehende Belehrung erwarten, als sie S. 179ff. gegeben wird. Ausgezeichnet ist auch in diesem Bande wieder die Darstellung der militärischen Operationen; dabei konnte sich Holmes auf treffliche Vorarbeiten anderer stützen, denen er sich aber nie kritiklos ergeben hat.

RICHARD HEINZE.

Die Neuauflage von CARL SCHUCHHARDTS 'ALTEUROPA' (5) ist nicht nur äußerlich an Seitenzahl und ganz besonders an Abbildungsmaterial erheblich vermehrt worden, sondern auch inhaltlich liegt eine tiefgehende Durcharbeitung und Erweiterung vor, so daß die erste Auflage als überholt erachtet werden muß. Stärker als in dieser, und nicht nur durch eine umfassende Änderung der Disposition, versucht Sch. eine *Vorgeschichte Europas* zu bieten, vermeidet also das Hin- und Herspringen zwischen den verschiedensten Kulturkreisen, das im Banne der Einhaltung der Zeitfolge bisher zu geschehen pflegte. Es kommt Sch. darauf an zu zeigen, daß bereits in der vorgeschichtlichen Zeit die Kulturen weniger gesondert nebeneinander bestanden, sondern daß sich zwei Entwicklungslinien feststellen lassen, die sich schließlich auf dem Balkan treffen und das Griechentum erzeugen. Vor der 'indogermanischen' Welle, die, von Nord- und Mitteleuropa ausgehend, während der Stein- und Bronzezeit sich nach Südost und nach Asien ausbreitet, entwickelt sich in West- und Südeuropa eine 'vorindogermanische' Kultur, die nicht zum mindesten dem Zinn und Kupfer Südenglands und Spaniens ihre Verbreitung verdankt, aber bereits von der Altsteinzeit an bis hinab zur Eisenzeit zu verfolgen ist. Der Vereinigung der beiden Ströme verdankt das Griechentum seine Entstehung und Entfaltung und vermag im weiteren Verlauf donauwärts einen Rückstrom seiner Kultur einzuleiten, so daß das 'Ex oriente lux' nur in diesem Sinne eine Berechtigung hat. Wenn man diesen Thesen Sch.s folgt, so gewinnt vieles an Klarheit, was bisher unerklärbare Einzelheit bleiben mußte. Sch. zeigt z. B. auf dem Gebiet des Haus- und Grabbaus, wie Beziehungen zwischen dem Gebiet der Ägäis und Sardinien, Portugal, Irland und England bestehen. Die Burg von Tiryns enthält in der Unterschicht den großen Rundbau der 'Pelasger'. Sch. weist ihn als eine Nuraghenburg wie die Sardiniens nach. Auf dem Rundbau dieser 'Pelasger' folgen dann zwei Meter höher die Megaronhäuser der aus dem Norden und aus Mitteleuropa kommenden indogermanischen Eroberer. Das Gräberrund von Mykene ist nach Sch. vorindogermanische Anlage, die Leichen im Gräberrund sind nach nordischer Art ausgestreckt, nicht als Hocker bestattet. — Die Ausführungen Sch.s sind sehr bestechend, seine Folgerungen beruhen oft auf Stil- und Kulturgleichungen, aus denen oft Schlüsse über Volksgleichheit gezogen werden. So erkennt Sch. eine sehr alte und sehr weitgehende Beeinflussung Europas vom Westen (England-Spanien) aus, die bereits um 2000 v. Chr. einsetzt, während eine von Osten ausgehende Strömung erst um 1000 v. Chr. bemerkbar wird. Wenn ich also auch nicht jedes Bedenken unterdrücken kann, so gestattet diese grundsätzliche Einstellung dem Verfasser, auf neuen Wegen an Fragen heranzugehen, die uns schon lange beschäftigen. Dazu gehört das *Etruskerproblem*, das in der neuen Auflage besondere Umarbeitung und Erweiterung erfahren hat. — Die Etrusker sind nach Sch. nordwestlicher Herkunft. Nach Etrurien kam weder die bemalte Keramik, noch die Spiralen oder die Mondhenkel der Donaugegend, wohl aber hat nur Etrurien kegelköpfige Zinnknöpfe bereits in einer Zeit, wo Zinn nur in England, Spanien, Frankreich vorkommt. Etrurien zeigt also früh

Beziehungen zum Westen. Die dann folgende Villanovakultur, eine der Italikerwellen, macht vor Etrurien nicht halt, aber die Etrusker haben die Villanovakultur nur als eine Kulturmode übernommen, nicht aber gebracht. Grab, Haus und Tempel aber beweisen die Beziehungen Etruriens zu Westeuropa: In Westeuropa ist das Atriumgrab heimisch. Das Atrium ist sprachlich ebensowenig indogermanisch, es ist mit dem Hof in Verbindung zu bringen, um den sich die Rundhütten gruppieren und die Ahnenbilder reihen. Ebenso zeigen Tempelbau und Götterkult westliche Beziehungen. — Auch als Rasse zeigen heute noch, wie ich bestätigen kann, die Bewohner Toskanas ihre Verwandtschaft zu den schwammigen Figuren mit den Rundköpfen, die wir auf den Deckeln der Grabdenkmäler abgebildet sehen, und zur alpinen Rasse. Die Etrusker sind also der Rest eines alten Mittelmeervolkes, das bei aller Empfänglichkeit für fremde Einflüsse sich die Eigenart ihres Wesens und ihrer Sprache bis lange in die Römerzeit bewahrt hat. — Dem Versuche, die festgestellten Kulturkreise auf bestimmte Rassen aufzuteilen, wird man ebenfalls Interesse entgegenbringen. Die Funde bestätigen die fünf Rassen Hans Günthers: die 'westliche' Rasse, uns als Mittelmeerrasse bekannter, zeigt sich in Westeuropa und dem Mittelmeergebiet, mit gutem Langkopf und ziemlich hohem Gesicht, in Süddeutschland die steinzeitlichen Bandkeramiker, die nach Schlitz Schädel in 'Kokonform' haben, danach aber in der frühen Bronzezeit im Rheinland, in Württemberg und in Bayern die Vertreter der alpinen oder dinarischen Rasse; dazu kommen die 'Cromagnonschädel und die nordischen Schädel'; der Aurignacmann endlich wird als der 'Urvater des heutigen Europäers' angesprochen, denn der Neandertaler ist mit der letzten Eiszeit als verschwunden zu erachten. Für Deutschland nimmt Sch. im Norden die Germanen und im Süden, in der Donaugegend, als Träger der Hallstattkultur, die Sch. also auf lokale Wurzeln zurückführt, die Urkelten als die ersten Indogermanen an, die sich von dieser Wiege an nach Asien und Südeuropa verbreiten.

Hans Philipp.

1. Otto Kern: Hermann Diels und Carl Robert. Ein biographischer Versuch. Mit 3 Bildnissen. Leipzig, O. R. Reisland 1927. (Auch als Bd. 215 der 'Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft' erschienen.) IX, 205 S. 8°. 11 *RM.*

2. Wilhelm Dörpfeld, Alt-Ithaka, ein Beitrag zur Homer-Frage. Studien und Ausgrabungen auf der Insel Leukas-Ithaka. Unter Mitarbeit von Peter Goessler, Ernst van Hille, Wilfried von Seidlitz, Richard Uhde. Erster Band XV, 399 S. mit 33 Abb.; zweiter Band 42 S. mit 89 Beil. u. 20 Taf. 4°. München-Gräfelfing, Rich. Uhde 1927. Ganzleinen 35 *RM.*

3. Kunst und Kultur. Berlin, Hans Schoetz & Co. 8°. Ganzleinen.

VI. August Köster, Die griechischen Terrakotten. Mit 7 Abbildungen im Text und 104 Tafeln. 1926. 98 S. 20 *RM.*

VII. Bruno Schröder, Der Sport im Altertum. Mit 45 Abbildungen im Text und 110 Tafeln. 1927. 196 S. 15 *RM.*

4. T. Rice Holmes, The Architect of the Roman Empire. Oxford, Clarendon Press 1928. XVI, 283 S. 15 s. net.

5. Carl Schuchhardt, Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. Zweite Auflage. Mit 42 Tafeln und 164 Textabbildungen. Berlin-Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1926. 307 S. gr. 8°. Geh. 20 *RM*, geb. 22,50 *RM.*

AUSLANDSKUNDE: ENGLISCH (SPRACHE)

Von Walter Hübner

Jede systematische Darstellung einer lebenden Sprache stößt heute auf die Grundfragen des Aufbaus der Grammatik und muß den Sprung in das philosophische Gebiet wagen, den schon Bacon (De dignitate et augmentis scientiarum) für den Grammatiker gefordert hat. Je mehr die Erkenntnis von bisher nicht beachteten Beziehungselementen

uns zu der Erkenntnis von der 'Grammar of Relativity' an Stelle einer 'Grammar of Rigidity' (Jespersen) bringt, um so problematischer wird das überlieferte grammatische Gebäude. Das gilt insbesondere für eine auf das äußere Geschehen so stark reagierende Sprache wie das Englische; der Anglist hat deshalb besonderen Anlaß, sich um die allgemein-grammatische Theorie zu kümmern. Max Deutschbein, Ernst Otto, Ferdinand Sommer, Theodor Engwer haben in neuerer Zeit unsere Einsicht in wichtigen Punkten gefördert, Ernst Cassirer hat das Problem des Wesens und Lebens der Sprache neuartig und geistvoll angepackt, Jespersen eine Philosophie der Grammatik versucht, die reiches Material bringt, ohne indessen zu einer voll befriedigenden Lösung zu gelangen. Jetzt legt THEODOR KALEPKY einen 'NEUAUFBAU DER GRAMMATIK' (1) vor, der eine grundlegende Neuorientierung des syntaktischen Systems begründen will. Er zieht unerbittliche Konsequenzen aus der Erkenntnis, daß das Sprechen auf einer Analyse eines dem Bewußtsein des Sprechenden vorschwebenden Bewußtseinsinhalts mit anschließender Subsumption der dabei festgestellten Glieder beruht. Der 'Subjekt-Prädikat-Irrtum' muß einer Gliederung in 'Träger' und 'Verlauf' weichen, was insofern mehr als ein bloßer Wechsel der Nomenklatur ist, als der 'Verlauf' der eigentliche Mittel- und Schwerpunkt des ausgesprochenen Gedankeninhalts wird, während alle andern Glieder — Träger, Erleider, Ziel, Art und Weise, Grund, Ort, Zeit — ihre Rollen je nach ihrer Beziehung zum Verlauf zugewiesen erhalten. Dem Träger (= Subjekt) kommt hierbei also nicht die Bedeutung eines Hauptgliedes zu; die Möglichkeiten der Attribuierung und Subsumption sind unbegrenzt. Von dieser Theorie der Attribuierung aus lehnt K. das Adverb als unhaltbar ab, auch die Unterscheidung von Haupt- und Nebensätzen, die Konjunktionen und viele andere Kategorien der herkömmlichen Grammatik. Er erkennt in der Vielheit der zur Verständigung notwendigen Benennungen nur drei Gruppen an: 1. die koexistierenden 'Seienden' oder 'Gegenstände', 2. die sukzessiven 'Verläufe', 3. die Verhältnisse oder Beziehungen zwischen Seienden und Verläufen. Die ebenso radikale wie anregende Schrift trägt mehr einen programmatischen Charakter, als daß sie schon zu einem in Einzelheiten gegliederten und überzeugenden System gelangte. Namentlich scheint mir die Bedeutung des Dynamischen und Intonatorischen als grammatischer Beziehungsmittel nicht zu ihrem Rechte zu kommen. Auch dürfte dem lebendigen Sprachgefühl in vielen Punkten — z. B. bei der Kritik der Pronomina — wohl doch eine größere Rolle zukommen, als der gar zu abstrakt konstruierende Verf. wahr haben will, und, von hier aus gesehen, dürfte auch der 'Subjekt-Prädikat-Irrtum' weniger groß erscheinen. Eine ausführliche Wiedergabe der interessanten Begründungen des ganzen Aufbaus und eine eingehende Stellungnahme zu ihnen sind an dieser Stelle unmöglich. Vom Standpunkt der englischen Grammatik aber lohnt es sich sehr, auf die Schrift hinzuweisen, weil sie namentlich zu dem umstrittenen Problem der Kasus und der Wortarten, insbesondere der Pronomina, viel Anregendes bringt.

Die Theorie der Kasus, Modi und Tempora bildet den Angelpunkt für den Nachweis des ungestörten kategorialen Zusammenhanges aller indogermanischen Sprachen, den der klassische Philologe E. A. SONNENSCHEIN in seinem Buche 'THE SOUL OF GRAMMAR' (2) unternimmt. S. lehnt Jespersens Behauptung eines tiefgehenden Bruches zwischen den ursprünglich verwandten alten und neueren Sprachen (Philosophy of Grammar S. 178) ab. Er illustriert die Gleichartigkeit des sprachlichen Denkens und Verfahrens auf syntaktischem, in geringerem Maße auch auf morphologischem Gebiet durch eine Fülle von Beispielen, die eine wertvolle und eigenartige Ergänzung zu Sommers 'Vergleichender Syntax der Schulsprachen' darstellen. Was Jespersen meinte, nämlich den Übergang von synthetischen zu analytischen Formen, ist damit

nicht widerlegt, und wenn überhaupt ein Widerspruch zwischen den Auffassungen der beiden Gelehrten besteht, so kann es sich nur um die abweichende Auffassung von der Möglichkeit einer 'Allgemeingrammatik' handeln. Für den schulmäßigen Unterricht in den Fremdsprachen, dem in den preußischen Richtlinien die Einsicht in die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des sprachlichen Aufbaus als Ziel gesetzt ist, kann die klar gegliederte und reichlich belegte Darstellung des bekannten englischen Gelehrten von großem Nutzen sein. Die Problematik der grammatischen Kategorien wird allerdings nicht tiefer behandelt, wenigstens nicht von der Fragestellung der lebenden Sprachen aus.

Von JESPERSEN selbst besitzen wir nun den seit langer Zeit erwarteten dritten Band der 'MODERN ENGLISH GRAMMAR'(3), dem der vierte bald folgen soll. Er bringt als zweiten Teil der Syntax die Behandlung der Nebensätze, insbesondere der Relativsätze, der Rektion des Verbs und der 'Prädikative'. Wie es nach den früheren Bänden dieses hervorragenden und längst zum unentbehrlichen Handwerkzeug des Anglisten gehörenden Werkes zu erwarten war, finden wir auch in dem neuen Bande eine Fülle von neuartigen und feinsinnigen Deutungen syntaktischer Erscheinungen, die bisweilen den Umfang und Charakter selbständiger Abhandlungen annehmen. So etwa der Abschnitt 'An old friend of Tom's', die gründliche und in ihrem Aufbau eigenartige Untersuchung der Relativsätze, das Kapitel über das direkte und präpositionale Objekt, über Transitivität der Verben und Passivgebrauch. Die wohlüberlegte und durch ein besonderes System der Bezifferung übersichtliche Gliederung eines ungeheuren Materials, die Sicherheit des Urteils, die knappe und klare Ausdrucksweise, die vorsichtige Anknüpfung der psychologischen Erklärung des heutigen Bestandes an das historisch Gewordene sind als Vorzüge der Darstellung des Verfassers längst bekannt. Was er unter historischer Grammatik versteht, wissen wir aus den eine großzügige Entwicklungsgeschichte innerhalb der einen Sprache zeichnenden und eine starke Zurückhaltung gegenüber der Annahme fremdsprachlicher 'Einflüsse' verratenden Abschnitten der früheren Bände. Die Darlegungen über die Differenzierung der relativen *wh*-Pronomina, über 'Contact-Clauses', über *that* als Pronomen, Konjunktion oder Partikel, über das Objekt mit *to* und viele andere Abschnitte sind von dieser Auffassung getragen. Daß die Kritik zu vielen Einzelheiten noch ein Wort zu sagen haben wird, ist bei der Schwierigkeit und dem Umfang der Aufgabe selbstverständlich, zumal es für viele Dinge noch an ausreichenden Vorarbeiten fehlte. Das Ganze aber ist eine hochwichtige Förderung der syntaktischen Forschung und ein unentbehrliches Hilfsmittel bei der täglichen Arbeit an der englischen Sprache. Die neu vorliegende vierte Auflage des I. Teiles der Grammatik ('Sounds and Spellings') ist ein unveränderter Nachdruck der ersten Auflage. Zu dem II. Teil ('Syntax, First Volume') ist ein Nachtrag erschienen, der eine Anzahl von Ergänzungen bringt.

Nach diesen systematischen Werken, wenn auch in gebührendem Abstande von ihnen, dürfen ein paar Arbeiten genannt werden, die sich in essayistischer Form mit dem inneren Leben der englischen Sprache befassen. ROBERT GRAVES versucht unter dem eigenartigen Titel 'IMPENETRABILITY'(4) eine kurze Kennzeichnung der Eigenart des Englischen, die er in der Geschmeidigkeit und der Eignung zu individueller Ausdrucksweise zu erkennen glaubt. Es gibt zwei Sprachen: das 'fixed English' ist das schulmäßig erlernte, dem internationalen Austausch von Gütern und Ideen dienende Englisch; das 'English proper' die biegsame Sprache der 'conceits', das bildhafte und auf das Temperament und den Geschmack des einzelnen reagierende Idiom des geborenen Engländers, das mehr und mehr grammatische Formen abstreift und durch Reichhaltig-

keit des Vokabulars und der Präpositionen ersetzt. Nicht die Herausbildung eines Standard, sondern die eines persönlichen Stiles ist die Entwicklungstendenz der Sprache. Die temperamentvolle und anregende kleine Schrift wendet sich augenscheinlich gegen die Bemühungen der 'Society for Pure English'. Sie ist sachlich anfechtbar, wenn sie einen grundlegenden Gegensatz zwischen dem Englischen und den 'logischen' Sprachen (Französisch, Italienisch und in geringerem Maße auch Deutsch) konstruiert und unter dem Mantel einer Verteidigung des Englischen eigentlich mehr eine Verteidigung der poetischen Diktion bringt; sie ist aber lesenswert wegen zahlreicher hübscher Beispiele und gelungener Einzelformulierungen.

Basil de Sélincourt ist behutsamer, wenn er in einer schönen Abhandlung mit dem Titel 'Pomona'(5) die Aussichten des Englischen für die Überwindung der gegenwärtigen Krisen erörtert. Ist die Sprache einer gealterten Literatur notwendigerweise auch gealtert? In welchem Teile des ausgedehnten heutigen Sprachgebietes hat sie die größte Vitalität? Sind die offenkundigen Verschiedenheiten rassenmäßig bedingt oder nur als Oberflächengekräusel von der Tagesliteratur abhängig? Wird von den neuen Teilen der Englisch sprechenden Welt eine Wesensveränderung der Sprache ausgehen? S. hütet sich wohl, vorschnelle Antworten auf diese Fragen zu geben. Er weist nur den Weg zu Lösungen durch eine allgemeine Betrachtung des sprachlichen Lebens und findet völkerpsychologische Verschiedenheiten in dem Stimmungsgehalt einzelner Worte. 'Love' bedeutet dem Volke, das es spricht, andres als 'amour' dem andren, 'Kultur' ist verschieden vom englischen 'culture', 'libertà' hat in dem Italien Mussolinis eine drastische Sinnverschiebung erfahren. Wenn man sieht, wie gewisse neue Modeworte aus Amerika oder Volksliedausdrücke ferner Inselbewohner etwas aus dem Vokabular Chaucers oder Ben Jonsons oder Drydens wiederaufleben lassen, so beweist sich darin die bindende und konservierende Kraft sprachlicher und kultureller Zusammengehörigkeit, und wenn auch das stärkere Temperament einiger jüngerer Glieder der englischen Sprachgemeinschaft der Sprache einen neuen Stempel aufdrückt, so wird das innere Wesen dadurch nicht umgebogen. S. glaubt an die Kraft der 'most companionable literature the world has seen'. Der starke Traditionalismus der Sprache, der letzten Endes im Poetischen wurzelnde praktische Sinn gibt ihm Zuversicht und Hoffnung auf die ungebrochene Kraft der Sprache, die er spricht.

Essayistischen Charakter tragen auch die Vorträge, die J. H. Jagger unter einem Bande 'Modern English'(6) vereinigt hat. Er spricht zu englischen Lehrern ihrer Muttersprache, denen er in gedrängter Übersicht das geschichtliche Werden des heutigen Lautbestandes und die von ihm beklagte Kluft zwischen Sprache und Schrift vorführt, um dann Fragen der Bedeutungslehre und des Bedeutungswandels, der Etymologie, der Morphologie und Syntax zu erörtern. Diese Art seiner Entstehung hat dem Buch eine Richtung auf das Praktische und eine lebendige Form der Darstellung gegeben. Neue wissenschaftliche Ergebnisse wird man vergeblich suchen. Aber die guten Beispielsammlungen, die vielfachen Sprachstatistiken, der interessante Überblick über die Geschichte der Grammatik als Lehrgegenstand und über den Kampf um die Befreiung der modernen Grammatik von den Fesseln der lateinischen, der gelungene und aufschlußreiche Abschnitt über die grammatische Struktur der Sprache mit ihrem ständig fortschreitenden Ersatz älterer Beziehungsmittel durch neue und das Schlußkapitel über neue Tendenzen in der Metrik verleihen dem frisch geschriebenen und von freiem Geiste beseelten Buche einen nicht geringen praktischen Wert.

Hier darf auch Bernhard Fehrs 'Englische Prosa von 1880 bis zur Gegenwart'(7) eingeordnet werden, weil eine wertvolle Untersuchung über den englischen

Prosastil das Schwergewicht der Einleitung bildet und die Texte selbst mehr in die stilistische Entwicklung der Prosa als in literarhistorische Zusammenhänge hineingestellt sind. In England, dem Lande des Individualismus, ist ein eigentlicher Zeitstil nach oben und unten schwerer abzugrenzen als etwa in Frankreich. Trotzdem gibt es Zeitstile, die F. an treffend gewählten Beispielen illustriert. Von Gibbon, Addison, Fielding und Sterne über Scott, Dickens, Thackeray, Macaulay, Ruskin und Pater zu Conrad, Wells und Walpole führen deutlich erkennbare Linien, deren Gesetzmäßigkeiten der Verf. nachspürt. Der 'Style indirect libre' ist als verbreitetes künstlerisches Instrument dem XVIII. Jahrh. noch unbekannt. Scott kommt ihm schon sehr nahe, Dickens und Thackeray handhaben ihn mit Selbstverständlichkeit, und nach ihnen stuft er sich in immer feinere Schattierungen ab. Der malerische Stil, gekennzeichnet durch Farbigkeit, Bildhaftigkeit und Bewegung, wird durch Gilpin und Mrs. Radcliffe vorbereitet und das eigentliche Instrument Sir Walter Scotts. Dickens und Thackeray, am meisten aber Meredith schlagen eigene Wege ein, die nicht wesentlich bestimmend für die allgemeine Stilentwicklung wurden. Ruskin und Pater bedeuten mehr als sie für den modernen Eindrucksstil eines Stevenson, Kipling und Conrad. Was F. dann über den äußeren Rhythmus, den äußeren und inneren Gang des Prosastils, über das stilistische Kunstmittel der sog. Coupe und die atonischen Stilarten zu sagen hat, ist wichtiges Neuland, dessen Erkundung durch die nachfolgenden Texte bequem gemacht wird. Wie die äußere Stilentwicklung aus Gestaltungstypen erwächst, die ihrerseits geistesgeschichtlich und soziologisch bedingt sind, wie die Prosa sich als ein Ausdruck wechselnder Weltanschauung erweist, wird in dem ersten Teil der Einleitung aufgezeigt, der aus einer umfassenden, uns bei dem Geschichtschreiber der neuesten englischen Literatur nicht verwundernden Kenntnis geschrieben ist. Die Texte selbst bringen 56 Stücke aus fast allen Gebieten des Prosaschrifttums, jedes mit einer knappen Einleitung, die die geistige Haltung des Autors umreißt und den gewählten Text durch diese gedankliche Einordnung der bei allen Anthologien vorhandenen Gefahr einer inhaltlichen Isolierung entreißt. Ein Gesamtbild der neuesten englischen Prosakunst hat F. mit seinen Texten nicht geben wollen. 'Sie schlagen nur Gänge verschiedener Richtung ein. Ein wichtiger Gang heißt Kulturkunde und Weltanschauung.' Wer diesen wichtigen Gang tun will, findet hier einen ausgezeichneten Führer. Das Thema ist wichtig genug, denn das Studium des Prosastiles als eines künstlerischen und zeitgeschichtlichen Gestaltungstypus findet auf Hoch- und höheren Schulen durchaus noch nicht die Pflege, die ihm zukommt. Ein vergleichendes Hinüberblicken auf die amerikanische Prosa wird durch das Parallelwerk von W. Fischer (vgl. N. J. III 249) ermöglicht.

Das eigentliche Studium des amerikanischen Englisch stützt sich bei uns immer noch in erster Linie auf das inhaltreiche Werk von H. L. Mencken, das Heinrich Spies jetzt einer durchgreifenden Bearbeitung unterzogen hat (8). Spies hat in der deutschen Fassung des Werkes den großen Stoff zusammengedrängt und 'in wissenschaftlich-deutschen Geist übertragen'. Seit Noah Websters Zeit vollzieht sich schrittweise die Lossagung von der Autorität des englischen Sprachgebrauchs bis zu dem am 1. Februar 1923 von McCormick im Repräsentantenhaus eingebrachten Gesetzentwurf, der die Bezeichnung 'amerikanische Sprache' amtlich einführen will. Die Beschreibung der Eigenarten dieser Sprache in Wortschatz, Wortbildung und Syntax, in Schreibung und Aussprache, in ihren vulgären Ausprägungen und ihrer Namengebung ist durch das Originalwerk und eine Reihe von Aufsätzen über dieses der deutschen Fachwelt bekannt. Vieles aber ist in dem umfangreichen (und teuren) Originalwerk für deutsche Benutzer entbehrlich, zum Teil auch schwer verständlich, da der amerikanische Ver-

fasser andre Leser und andre Voraussetzungen im Auge hatte. Die kürzende Bearbeitung von Spies erleichtert den Überblick durch strengere Sichtung und drucktechnische Hervorhebung, durch hinzugefügte Anmerkungen und bibliographische Ergänzungen. Das beigegebene Wörterverzeichnis hat selbständigen Wert als ein neuartiges Wörterbuch des Amerikanischen, dem man wegen der geringen lexikographischen Hilfsmittel gelegentliche Fehldeutungen gern verzeihen wird.

Wie bedenklich es ist, von einer im wissenschaftlichen Sinne haltbaren Durchschnitts- oder Normalaussprache so ausgedehnter Bezirke, wie es Kanada und die Vereinigten Staaten sind, zu reden, kommt einem zum Bewußtsein, wenn man von Menckens Darlegungen hierüber zu einem Werk wie dem neuen Ausspracheworterbuch kommt, das der bekannte Phonetiker H. E. Palmer in Verbindung mit F. G. Blandford und dem Amerikaner J. Victor Martin verfaßt hat (9). Die Verfasser sind sich der vielen ungelösten Probleme auf diesem Gebiet wohl bewußt und wollen deshalb die 'American Variants', die eine besondere Kolumne in den alphabetisch geordneten Wortreihen bilden, nicht als eine Normalaussprache der Nordamerikaner gewertet wissen, sondern nur als Abweichungen von der 'Received Pronunciation', die bei vielen gebildeten Amerikanern (einschließlich der Kanadier) mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu beobachten sind. Die Formulierung ist vorsichtig, und demgemäß sind auch die notierten 'Variants' alles andre als extrem. Als erster systematischer Versuch einer wissenschaftlichen Fixierung der amerikanischen Aussprache verdient dieser Teil des Buches besonderes Interesse. Es wäre zu wünschen, daß die Forschung sich auch bald der nordamerikanischen Intonation mehr annähme, die nach Menckens Meinung für die Kenntnis der Eigenart des gesprochenen amerikanischen Englisch wichtiger ist als die rein lautlichen Varianten. Die Notierung der englischen Aussprache ('Received Pronunciation') unterscheidet sich von der in dem bekannten Ausspracheworterbuch von D. Jones dadurch, daß Palmer das 'narrow system', Jones das 'broad system' der Umschrift (nach der Unterscheidung von Henry Sweet) verwendet. Für das 'narrow system' der Umschrift der Association phonétique internationale fehlte es bisher an einem Wörterbuch, und hierin liegt, abgesehen von den 'American Variants', die Existenzberechtigung des neuen Werkes neben dem älteren von Jones begründet. Es kann eine Reihe von feinen Lautunterschieden sicherlich genauer wiedergeben als das 'broad system', wenngleich es trotzdem noch nicht für alle Lautverhältnisse ausreicht. Wegen seiner praktischeren Verwendbarkeit wird jedoch die vereinfachte ('broad') Umschrift immer noch den ersten Platz behaupten können, namentlich für die Bedürfnisse des Sprachunterrichts.

Die 'Englische Metrik' von R. Spindler (10) ist ein für den praktischen Unterricht an Universität und Schule gedachtes Handbuch, das als solches gute Dienste leisten wird. Sie erhebt nicht den Anspruch, neue wissenschaftliche Ergebnisse zu bringen, sondern lehnt sich an bekannte größere Darstellungen an, besonders an Schipper. Den schwierigen neueren Fragen, die die metrische Forschung aufgeworfen hat, wie etwa der von der Experimentalmethode aufgeworfenen Frage nach dem Wesen des Verses oder dem Problem des Zusammenhanges zwischen Gehalt und Gestalt, geht der Verf. aus dem Wege. Auch beschränkt er sich im wesentlichen auf die neuenglischen metrischen Formen, deren geschichtlicher Werdegang allerdings überall aufgezeigt wird; für die Vers- und Strophenformen der älteren Zeit wird man nach wie vor auf die älteren Arbeiten (Schipper, Kaluza) zurückgreifen müssen. Innerhalb seines Rahmens aber bietet das Buch das Material in gründlicher und übersichtlicher Darstellung, deren Eindruck nur durch gewisse Nachlässigkeiten des Stils getrübt wird. Dem praktischen

Zweck des Buches entsprechend, sind die Textproben, von denen die Darlegung der metrischen Formen jeweils ausgeht, durchweg den verbreitetsten Chrestomathien (Herrig-Förster, Aronstein) oder bequemen Handausgaben der Dichter (Globe Edition) entnommen, die auch der Studierende besitzt.

1. Theodor Kalepky, Neuaufbau der Grammatik als Grundlegung zu einem wissenschaftlichen System der Sprachbeschreibung. Leipzig, B. G. Teubner 1928. IX, 105 S. Kart. 3.20 *RM*, geb. 4 *RM*.

2. E. A. Sonnenschein, The Soul of Grammar. A Bird's-eye View of the Organic Unity of the Ancient and the Modern Languages studied in British and American Schools. Cambridge University Press 1927. X, 120 S. 6/- net.

3. Otto Jespersen, A Modern English Grammar on Historical Principles. Part III. Syntax. Second Volume. (Germanische Bibliothek I, 1. Reihe 9 III.) Heidelberg, Carl Winter 1927. IX, 415 S. Geb. 13.50 *RM*. — Part I, 4th Edition. Geb. 12 *RM*. — Appendix to the 1st and 2nd Editions of Part II. 1 *RM*.

4. Rorert Graves, Impenetrability, or, the Proper Habit of English. (The Hogarth Essays III). London, The Hogarth Press 1926. 62 S. 2/6 net.

5. Basil de Sélincourt, Pomona, or, the Future of English. London, Kegan Paul. 94 S. 2/6 net.

6. J. Hubert Jagger, Modern English. London University Press 1925, 236 S. 5/- net.

7. Bernhard Fehr, Englische Prosa von 1880 bis zur Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner 1927. IX, 228 S. Geh. 6 *RM*, geb. 7,40 *RM*.

8. H. L. Mencken, Die amerikanische Sprache (Das Englisch der Vereinigten Staaten). Deutsche Bearbeitung von Heinrich Spies. Leipzig, B. G. Teubner 1927. VIII, 176 S. Geh. 5.60 *RM*, geb. 7 *RM*.

9. H. E. Palmer, J. Victor Martin, and F. G. Blandford, A Dictionary of English Pronunciation with American Variants. Leipzig, B. G. Teubner 1927. XLIX, 436 S. Geb. 5.60 *RM*.

10. Robert Spindler, Englische Metrik in ihren Grundzügen an Hand ausgewählter Textproben dargestellt. München, Max Hueber 1927. 229 S. Geb. 7 *RM*.

GESCHICHTE: DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

Von Franz Schnabel

Die Publikationen über die Geschichte des XIX. Jahrh. schwellen beängstigend an, aber nur langsam beginnt man das Wesen und die geschichtliche Stellung dieses Jahrhunderts zu erfassen. Denn dies wird nicht ohne gründliche philosophische und geisteswissenschaftliche Schulung möglich sein; die geistesgeschichtliche Forschung ist aber noch nicht über den Zeitraum hinausgelangt, zu dem allein Friedrich Meinecke in so feiner und vorbildlicher Weise den Zugang geöffnet hat. So knüpfen denn auch die bedeutendsten Monographien, die uns jetzt wieder vorliegen, an die preußische Reformzeit an. Die Entwicklung der Staatsidee Schleiermachers, die Ernst Müsebeck gibt (1), ruht auf dem von Dilthey bereiteten Material und zieht die Linien mit der bei dem Verfasser gewohnten Sicherheit. Doch dürfte der Beweis der Grundthese, die den Unterschied der protestantischen Staatsidee zur Romantik herausarbeiten möchte, nicht so ganz gelungen sein. Gundolf, gegen den (S. 33) polemisiert wird, wird doch mit Bezug auf den Schleiermacher der 'Monologen' und der 'Reden' recht behalten gegen Johannes Bauer. Neue Gesichtspunkte bietet die Untersuchung über das geistige Verhältnis zu Ranke, das so noch nicht gesehen worden ist. Eine dem Buch über Schleiermacher verwandte Arbeit legt Nico Wallner in seiner Studie über Fichtes politisches Denken vor (2). Man ist erstaunt, daß trotz der unerhört umfangreichen Literatur, die seit Schmoller, Lask, Marianne Weber und Gertrud Bäumer über den politischen Fichte angewachsen ist, doch noch ein neues Buch so viele Einblicke und neue Ansichten bieten konnte. Die Arbeit geht allen Wendungen des so wandlungsreichen staatlichen Denkens des Philosophen nach, legt mit großer Kunst die Gedankengänge und Ideen-

verbindungen dar und faßt sie mit packender Eindringlichkeit zusammen. Die Arbeit, deren Werdegang Spranger und Kerschensteiner betreut haben, zeigt eine glückliche Verbindung philosophischer Schulung und historischer Anschauung. Angesichts der hohen Bedeutung, die gerade Fichtes politischem Denken für die Geschichte des XIX. Jahrh. und für die Gegenwart zukommt, kann auf das Buch nicht entschieden genug hingewiesen werden, zumal es das schwierige Studium der Fichteschen Schriften durch seine Anordnung und Methode bedeutend erleichtert, auf vielen Strecken geradezu als Kommentar benutzt werden kann.

Ein Buch ganz anderer Art ist die große Biographie des Historikers JOHANNES VON MÜLLER, an welcher KARL HENKING arbeitet (3). Der verdiente Leiter des kantonalen Bildungswesens in Schaffhausen hat seinem großen Landsmanne vor zwanzig Jahren eine Biographie zu widmen begonnen, dann scheint er die Lust an dem seltsamen Manne zeitweise verloren zu haben, und nun überrascht er uns mit einem zweiten Bande, der den ersten an Umfang um das Doppelte übertrifft und doch noch nicht den Lebenslauf bis ans Ende führt. Wer den enormen, schwer zu entziffernden Nachlaß Müllers in der Bibliothek seiner Vaterstadt gesehen hat und wer bedenkt, daß dieser zweite Band sich nicht mehr auf dem heimischen Schauplatze, sondern in der weiteren Welt Europas bewegt, wird dem Verfasser die jahrelange Mühe des Sammelns und Gestaltens herzlichst danken. Denn was nun geboten wird, ist von erstaunlichem Reichtum in historischer und in menschlich-psychologischer Hinsicht. Der Verfasser ist Biograph im guten, hohen und — wenn man will — alten Sinne des Wortes. Er stellt zunächst einmal fest, wie die Dinge gewesen sind, wie sein Held von den Dingen geformt wurde und wie der Held selbst die Dinge gestaltet hat. Er zeigt von Verbindungslinien und Parallelen nicht mehr, als nötig sind, und behält Raum für anschauliche Schilderung. Dies ist im vorliegenden Falle, wo es sich um ein bis dahin unbekanntes Milieu und um völlig unbekannte Quellen handelt, von besonderer Bedeutung. Wir sprechen die Hoffnung aus, daß es dem betagten Gelehrten vergönnt sein möge, das Werk zu einem guten Abschluß zu bringen, das unter den neueren Werken zur Geschichte der deutschen Historiographie an erster Stelle stehen wird und der Schweizer Wissenschaft zur höchsten Ehre gereicht.

Einen bedeutsamen Schritt über die preußische Reformzeit hinaus hat die moderne geistesgeschichtliche Forschung mit den Studien getan, die FRITZ VIGENER drei geistigen Führern des modernen Katholizismus — MÖHLER, DIEPENBROCK und DÖLLINGER — gewidmet hat und die aus dem Nachlaß des frühe Verstorbenen herausgegeben wurden; die Arbeit über Döllinger ist unvollendet (4). Die oben gekennzeichnete Methode Meineckes erprobt hier sein ältester und bedeutendster Schüler an einem Stoffe, wie er der Schule bisher nicht geläufig war. Denn auch die große Kettelerbiographie Vigeners hatte es ausschließlich mit politischen und sozialpolitischen Ideen zu tun; hier dagegen mußte tief in religiöse und theologische Entwicklungen eingegriffen, und überaus zarte und schwierige Dinge mußten berührt werden. Man freut sich der feinen und sicheren Führung, mit der die Linien gezogen und die Persönlichkeiten wie die Ideen ergründet werden. Wenn man die biographischen Werke kennt, aus denen man sich über Diepenbrock und Döllinger bisher zu unterrichten pflegte — die Altkatholiken Reinkens und Johannes Friedrich haben sie unter den Nachwirkungen des Kulturkampfes geschrieben —, so ist man erstaunt über den Fortschritt der biographischen Kunst, der von jenen in Life-and-letters-Art geschriebenen Büchern zu diesen feinen und abwägenden Analysen geführt hat.

Andere Katholikenbiographien fügen sich hier an. Der Tübinger Schule Möhlers

gehörte JOHANN BAPTIST HIRSCHER an, über den eine Biographie von HUBERT F. SCHIEL vorliegt(5); sie führt in die innerkirchlichen Kämpfe der vierziger Jahre, die für die theologische Ausprägung des modernen Katholizismus so bedeutsam gewesen sind. Ferner gehört hierher noch die Biographie des REMBRANDTDEUTSCHEN, der ja Konvertit geworden ist und über den sein Freund, der P. BENEDIKT MOMME NISSEN ein umfangreiches, höchst belehrendes Buch geschrieben hat(6). Das Buch hat bei seinem Erscheinen einen Erfolg gehabt, der über den einem wissenschaftlichen Werke im allgemeinen beschiedenen hinausging, was begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß die Ideen des Rembrandtbuches auch heute noch aktuell sind und daß die Erinnerung an sie für jeden wesentlich ist, der über die Vorgänge des letzten Jahrzehntes und ihre Ursachen nachdenken will. Die Biographie ist mit großer Liebe und Eindringlichkeit geschrieben und ist voll der höchsten historischen und menschlichen Belehrung. Doch hat CORNELIUS GURLITT, der bei der Herausgabe des Rembrandtbuches dem anonymen Verfasser behilflich war, von seinem Standpunkte aus gegen die Auffassung, welche die Persönlichkeit Langbehns durch seinen Freund erfährt, Bedenken erhoben, was hiermit angemerkt sei(7). — *[Korrekturzusatz d. H.]* Soeben erscheint 'DÜRER ALS FÜHRER. VOM REMBRANDTDEUTSCHEN UND SEINEM GEHILFEN'(8). Die Abhandlung stammt aus dem 'Kunstwart' 1904, Gurlitt nannte sie 'mit das Beste, was von Langbehns Seite ausging'. Ihre tiefempfundenen, vielsagenden Sätze über den Meister als Künder der deutschen Seele, als Typus der deutschen Kunst treffen jetzt, nach einem Vierteljahrhundert noch schlagender 'inländische Mache und ausländische Mode'; die angefügten Proben seiner Griffelkunst und Malkunst in Kupfertiefdruck wünscht man in den Händen vieler.

Von Einzeluntersuchungen der jüngeren Zeit nenne ich noch das 3. Beiheft der Historischen Zeitschrift: HANS PRECHT, ENGLANDS STELLUNG ZUR DEUTSCHEN EINHEIT(9). Während die Beziehungen der fremden Staaten zur deutschen Einheitsbewegung für die der Reichsgründung unmittelbar vorangegangenen Zeit schon genügend geklärt sind, fehlen solche Untersuchungen für die frühere Zeit noch völlig. Von besonderem Interesse ist nun die vorliegende, die über Englands Stellung in der Zeit zwischen Malmö und Olmütz handelt und dabei Veranlassung nimmt, wesentliche Fragen — wie die schleswig-holsteinische oder die Begründung einer deutschen Flotte — durch neue Gesichtspunkte zu klären; das Material entstammt den Archiven von Wien und Berlin. Die Beihefte der Historischen Zeitschrift bieten auch sonst interessante Themata; wir werden darauf zurückkommen, wenn uns die neueren zugegangen sind.

Eine Ehrenrettung bedeutet die Schrift über den GRAFEN RECHBERG, von FRIEDRICH ENGEL-JÁNOSI mit großer Liebe und Hingabe aus dem archivalischen Material herausgearbeitet(10). Der gerechten Würdigung des in der Sybelzeit Verkannten hatte zuerst schon Friedjung vorgearbeitet, aber seine Stimme wurde in den zünftigen Kreisen Deutschlands nicht gerne gehört. Dann hat Srbik in seinem 'Metternich' kluge und wohlabgewogene Urteile ausgesprochen, so daß die Wege zur Aufnahme des jetzt vorliegenden Werkes geebnet sind. Die entscheidenden Jahre der preußisch-österreichischen Auseinandersetzung rücken hiermit in ganz anderes Licht, und wenn nun noch die große Aktenpublikation, die Srbik vorbereitet, hinzukommen wird, so ist mit einem völligen Neuaufbau zu rechnen, den das Bild der neueren österreichischen Geschichte erfahren wird.

Da wir vom Zeitalter der Reichsgründung sprechen, liegt es nahe, unseren Überblick über die neuere historische Literatur zur Geschichte des XIX. Jahrh. mit jenem Geschichtswerk großen Stiles zu schließen, das in drei Bänden die deutsche Geschichte

von der Vorbereitung der Reichsgründung bis zum Weltkriege führen soll. Es ist dies die 'Politische Geschichte des Neuen Deutschen Kaiserreiches' von Johannes Ziekursch; zwei Bände liegen bereits vor(11). Die Geschichte der Reichsgründung wird in straffer Gliederung im ersten Bande dargestellt; noch niemals ist der eherne Gang der Ereignisse in seiner inneren Zwangsläufigkeit so scharf herausgehoben, noch niemals das souveräne Spiel Bismarcks so realistisch geschildert worden, noch niemals sein Werk und besonders die Verfassung, die er dem Reiche gab, einer so ernsten Kritik unterworfen worden. Der zweite Band behandelt dann das Zeitalter Bismarcks und schließt mit 1890 ab. Das weitschichtige neue Quellenmaterial, das in den letzten Jahren gerade für diese Periode herausgekommen ist, hat alle früheren Werke veralten lassen. Wir werden daher die Kenntnis dieser für uns wichtigsten Periode unserer neueren Geschichte nur aus diesem in den Einzelheiten zuverlässigen und in seiner Linienführung sicheren Werke schöpfen können. Aber einen besonderen Wert des Werkes wird man auch in der unbestechlichen Wahrheitsliebe seines Autors erblicken müssen. Wir bleiben bei der Lektüre des Buches keinen Augenblick im Zweifel, daß der Verfasser seinen Standpunkt hoch genommen hat und daß er eine Unabhängigkeit des Urteils und einen allem Ästhetentum abholden politischen und ethischen Sinn besitzt, wie dies bei deutschen Historikern selten geworden ist. Dies hat ihm denn auch schon heftige Angriffe gegen sein Buch eingebracht, die in Tageszeitungen zum Austrag gekommen sind. Es würde schwer halten, aus diesem Werke zu erschließen, welcher politischen Partei sein Verfasser angehört. Die historischen Urteile über unsere jüngste Vergangenheit, wenn sie wirklich mit wissenschaftlichem Ernste gefällt werden, liegen gar nicht so weit auseinander, als die politischen Leidenschaften möchten, die an der künstlichen Vertiefung arbeiten. Der Mut zum wissenschaftlichen und historischen Richterspruch ist in Deutschland notwendig geworden, denn wir müssen mit einer Revision unserer überlieferten Auffassungen rechnen, wie sie hier begonnen worden ist: die innerpolitische Geschichte des neueren Deutschland ist von einer Dogmatik verdeckt, die nur aus Befangenheit zu erklären ist. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die deutsche Öffentlichkeit künftig nur aus diesem Buche die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts wird studieren können und daß sie daraus ganz unmittelbar auch ethische Belehrung schöpfen kann. Wir sind des dritten und abschließenden Bandes erwartend.

1. Ernst Müsebeck, Schleiermacher in der Geschichte der Staatsidee und des Nationalbewusstseins. Berlin, Hobbing 1927. 150 S. 6 RM.

2. Nico Wallner, Fichte als politischer Denker. Werden und Wesen seiner Gedanken über den Staat. Halle, Niemeyer 1926. 280 S. 12 RM.

3. Karl Henking, Johannes von Müller. Bd. II. Stuttgart, Cotta 1928. 615 S. 18 RM.

4. Fritz Vigener, Drei Gestalten aus dem modernen Katholizismus: Möhler, Diepenbrock, Döllinger. München, R. Oldenbourg. 192 S. 5.50 RM.

5. Hubert Fr. Schiel, Johann Baptist Hirscher. Freiburg i. Br., Caritasverlag 1926. 280 S. 8 RM.

6. Benedikt Momme Nissen, Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn. Freiburg i. Br., Herder 1926. 358 S. 10 RM.

7. Cornelius Gurlitt, Langbehn, der Rembrandtdeutsche. Berlin, Verlag des Evangel. Bundes 1927. 92 S. 1.80 RM.

8. Dürer als Führer. Vom Rembrandtdeutschen und seinem Gehilfen. Mit einem Brief von Hans Thoma und 81 Bildern in Kupfertiefdruck. München, Josef Müller [o. J.]. 16 S. 2.40 RM.

9. Hans Precht. Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848/50. München, R. Oldenbourg 1925. 181 S. 6 RM.

10. Friedrich Engel-Jánosi, Graf Rechberg. Vier Kapitel zu seiner und Österreichs Geschichte. München, R. Oldenbourg 1927. 152 S. 7 RM.

11. Johannes Ziekursch, Politische Geschichte des Neuen Deutschen Kaiserreiches. Bd. I u. II. Frankfurt a. M., Societätsdruckerei 1925 u. 1927. 362, 484 S. 10 u. 15 RM.

NACHRICHTEN

ALTERTUMSKUNDE

Nach Wiederaufnahme der Forschungen auf dem Burghügel von *Tiryns* durch Professor Kurt Müller (Göttingen) im Herbst 1926, dem 1927 Dr. Heinrich Sulze (Dresden) als Architekt zur Seite stand, ist die uralte Baugeschichte der Burg nunmehr im wesentlichen klargestellt. Es lassen sich sechs Bauperioden unterscheiden. Die älteste, mit einem gewaltigen Rundbau von 28 m Durchmesser, gehört dem III. Jahrtausend v. Chr. an, die zweite (etwa 2000—1600) zeigt zum ersten Male Terrassierung und Ummauerung, die auch in der dritten, frühmykenischen Zeit (XVI. Jahrh.) weiter verwendet wurde. Eine Burgmauer aus großen Blöcken mit mächtiger Toranlage wurde um 1400 errichtet, eine Erweiterung des Mauerrings etwa zwischen 1350 und 1250 vorgenommen und endlich, erst um 1200 v. Chr., kurz vor dem Untergang der mykenischen Kultur, die großartige Festungs- und Palastanlage mit ihren spitzbogig gewölbten Galerien vollendet. Einige Kilometer südöstlich ist am Ostabhang des Eliasberges die aus zahlreichen Felskammern bestehende Nekropole von Tiryns entdeckt worden.

Das Januarheft des 'Gnomon' bringt Nachrichten über die vorjährigen *deutschen Ausgrabungen in Griechenland,* und zwar im Kerameikos (Brueckner) und im Dionysostheater (Dörpfeld und Fiechter) zu Athen, in Aegina (Welter) und im Gebiete des großen Heratempels auf Samos (Buschor u. a.). Ebenda gibt Joseph Vogt Ratschläge für eine vorwiegend geschichtlich orientierte Reise im *französischen Afrika.*

Wie aus Rom berichtet wird, sind die Ausgrabungen im *Mausoleum des Augustus* erfolgreich gewesen. Vor einiger Zeit wurde die Grabinschrift des Kaisers Nerva gefunden und neuerdings die Inschrift mit dem Namen des Marcellus, Augustus' Neffen und Schwiegersohn, und seiner Mutter Octavia.

Über die Ausgrabung von 1927 in *Castra Vetera* auf dem Fürstenberg bei Xanten berichtet unter Beigabe eines Planes der bisher aufgedeckten Innenbauten Prof. Lehner, der Direktor des Bonner Provinzialmuseums, in den 'Forschungen und Fortschritten' Nr. 11. Östlich vom Prätorium ist jetzt der Legatenpalast der XV. Legion festgestellt worden, der dem westlich von jenem früher gefundenen Legatenpalaste der V. Legion entspricht. Ebenso entsprach den Tribunenpalästen nördlich dieses Westbaues, wie es scheint, eine ähnliche Gebäudereihe auf der Ostseite des Zweilegionenlagers, in dem beide Legaten vielleicht abwechselnd das Oberkommando geführt haben.

In einem Vortrag, gehalten im Bunde Deutscher Architekten in Berlin, besprach Prof. Daniel Krencker von der Technischen Hochschule '*Die Kaiserthermen in Trier und römische Thermen im allgemeinen*'. Bereits vor dem Kriege war Krencker mit Prof. Emil Krüger, dem Direktor des Trierer Provinzialmuseums, mit der Erforschung der Ruinen betraut worden, die man für die eines Palastes des Kaisers Konstantin hielt. Der im J. 1914 erschienene 'Vorbericht' brachte den Beweis, daß es sich vielmehr um eine schon unter Diokletian begonnene großzügige Thermenanlage handelt, die den älteren sog. Barbarathermen an die Seite treten sollte, vielleicht aber nicht fertiggestellt ist. Die endgültige Veröffentlichung der Ergebnisse im ersten Bande der 'Trierer Forschungen' steht bevor. Das mit einer weiträumigen, von Säulenhallen umgebenen Palästra versehene Gebäude bedeckte eine Grundfläche von 135 × etwa 250 m; es umfaßte nach dem monumentalen 'Kaisertyp' angeordnete Apodyterien, Räume für Schwitzen, Heißbad, Ölen, Massieren, Caldarium, Tepidarium, Frigidarium. Die bisher noch unzureichend verstandene Raumgruppierung der Caracalla- und Diokletiansthermen in Rom findet nunmehr durch die Ausgrabung in Trier willkommene Erklärung.

Der Thüringischen Landesbibliothek ist durch Vermächtnis des in Paris verstorbenen Altertumsforschers und Sammlers

Dr. *Wilhelm Fröhner* dessen kostbare, an Seltenheiten reiche Bibliothek zugefallen. Sie umfaßt etwa 8000 Bände, 10000 Broschüren und 12000 graphische Blätter, besonders aus den Gebieten der Archäologie, klassischen Philologie und Epigraphik; auch Numismatik, Gemmen- und Siegelkunde sowie französische Literatur sind z. T. sehr reich vertreten. Die historische Abteilung enthält u. a. eine bedeutende Napoleonsammlung, die germanistische wertvolle Flugblätter mit Volksliedern des XVI. Jahrh. Unter den eignen Manuskripten Fröhners fand man eine ungedruckte Sammlung antiker Sagen, an der er sechzig Jahre gearbeitet hat, und sehr interessante Tagebücher von seiner Jugend bis zum J. 1923, dem Beginn seiner Erblindung.

Die *Pompeji-Führungen* des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom werden vom 4. bis 17. Oktober unter der Leitung von Prof. Curtius, dem zum Nachfolger Walther Amelungs ernannten Ersten Sekretar des Instituts, Prof. Pernice (Greifswald) und Dr. von Gerkan, Zweitem Sekretar des Instituts, abgehalten werden. Anschließend sind einige Führungen in Rom und Ostia vorgesehen.

DEUTSCHKUNDE

Am 18. Mai beging Professor *Edward Schröder* in Göttingen seinen 70. Geburtstag. Vieles hat dem geschichtskundigen Textkritiker die mhd. Literaturgeschichte zu danken; aber auch Namenkunde, Wortkunde und Grammatik bereicherte er durch wertvolle Beiträge und gibt seit fast vier Jahrzehnten die 'Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur' heraus.

Auf der Insel *Bornholm* wurde kürzlich ein reich ausgestattetes Grab gefunden, das nach Untersuchungen des Kopenhagener National-Museums aus dem III. Jahrh. n. Chr. stammt. Ein Burgunderfürst ist in voller Kriegsausrüstung darin beigesetzt worden.

In dem unter dem Zeichen Dürers stehenden Nürnberg sollen im Mai '*Altdeutsche Spiele*' stattfinden: Stücke von Hans Sachs, Buckard Waldis' 'Verlorener Sohn' und Dramen der Hrotsvit von Gandersheim.

Unter den vom Zentralinstitut f. E. u. U. für den Sommer 1928 angezeigten *heimatkundlichen Studienfahrten* haben folgende für den Deutschkundler besonderes Interesse: Eine Fahrt durch deutsche Ostseestädte, eine archäologische Woche in Trier und Fahrten an den Mittelrhein und nach Ulm.

Das Deutsche Kulturamt in Rumänien (Adr. Hermannstadt, Straußenburggasse) veranstaltet Ende Mai, Mitte Juli und im August *Gesellschaftsreisen nach Siebenbürgen und dem Banat*, die ein Bild der siebenbürgischen Volks- und Heimatkunde geben und in die Lebensbedingungen auslanddeutscher Siedelungen einen Einblick vermitteln wollen.

Die Gesellschaft für Deutsche Bildung veranstaltet vom 18. bis 25. Juli in Regensburg und Augsburg eine *Tagung für geschichtliche Städtekunde*.

Der *Wiener Goethe-Verein*, die älteste Goethe-Gesellschaft, beging die Feier seines 50jährigen Bestehens.

In der deutschen Schule in *Konstantinopel* wurde eine *Deutsche wissenschaftliche Bibliothek* von etwa 20000 Werken vorläufig aufgestellt. Ihr Grundstock ist auf Veranlassung von Prof. Kampffmeyer von der Freien Vereinigung von Freunden türkischer Literatur zusammengebracht worden.

Die Gründung einer *Annette von Droste-Gesellschaft* ist im Werke. Als erste Veranstaltung soll eine Gedächtnisfeier zum 80. Todestage der Dichterin am 10. Juni in Münster stattfinden. Beitrittserklärungen an Dr. Schulte-Kemminghausen, Münster i. W., Hollenbecker Straße 15.

AUSLANDSKUNDE

Ein *geistliches Spiel von John Masefield*, 'The Coming of Christ' betitelt und auf Anregung des Dekans der Kathedrale von Canterbury verfaßt, wird am Pfingstmontag in dem Hauptschiff der Kathedrale von Canterbury durch Bürger der Stadt aufgeführt werden. Die interessante Wiederaufnahme einer großen mittelalterlichen Tradition gerade in der Kirche des Primas von England wird viel beachtet.

Tennysons Drama 'Harold' (1877) wird zur Zeit in dem Court Theatre in London gespielt. Dieser erste Versuch, das stark didaktische und moralisierende Erzeugnis einer für das echte Drama unergiebigen Epoche für die Bühne zu erobern, wird von der Londoner Kritik verhältnismäßig freundlich aufgenommen, wenn auch der Zweifel an dem Erfolg des Versuches durchklingt.

Ein *Denkmal für William Morris* ist in der Form eines seinen künstlerischen Absichten entsprechenden Rathauses für das Dorf Kelmscott in Gloucestershire geplant, in dem der Dichter und Künstler sein schönes Heim hatte. Der vorbereitende Ausschuß, an dessen Spitze W. Morris' Tochter steht, will in dieser Form des Denkmals besonders den großen Bahnbrecher des Kunsthandwerks ehren, der in seinem Vaterlande berühmter ist als der Dichter Morris.

Der historische *'Essexring'* ist von einer Familie Makower, in deren Besitz er war, der kirchlichen Verwaltung der Westminster-Abtei übergeben und jetzt in einer Glaskapsel neben dem Grabe der Königin Elisabeth in der Abtei niedergelegt worden. Es handelt sich um den Ring, den die Königin ihrem Günstling Robert Devereux, Grafen von Essex, übergab mit dem Anheimgeben, ihn als Zeichen der Bitte um Gnade an die Königin zurückzuschicken, wenn er einmal in Not wäre. Als es dazu kam, wurde die Rückgabe des Ringes durch andere vereitelt, und Essex konnte sich durch diesen Talisman der Hinrichtung nicht entziehen.

Das Geheimnis der unveröffentlichten Tagebücher der Brüder Goncourt hat die literarische Welt in Frankreich eine Zeitlang in Aufregung versetzt. Diese Tagebücher und die Briefe, welche von bedeutenden Persönlichkeiten an die Goncourts geschrieben wurden, sollten nach der Verfügung Edmonds de Goncourt 20 Jahre nach seinem Tode, d. h. 1915 veröffentlicht werden. Sie wurden damals nicht veröffentlicht, weil man skandalöse Enthüllungen befürchtete zu einer Zeit, in der nichts die nationale Einheit stören durfte. Sie sind auch heute noch nicht veröffentlicht, weil weiterhin das Bedenken von der Akademie Goncourt, der Verwalterin des Nachlasses der Goncourts, geltend gemacht wird, daß die Bekanntgabe Skandalprozesse zur Folge haben könnte. Nun sind aber die Kinder Émile Zolas an die Akademie Goncourt mit der Forderung herangetreten, die Briefe ihres Vaters auszuliefern, da sie in einer jetzt veranstalteten Gesamtausgabe der Werke Zolas unentbehrlich seien. Der Präsident der Akademie, J. H. Rosny, hat sich zunächst geweigert, Zolas Briefe — etwa 100 — herzugeben. Die Kinder Zolas haben auf ihrer Forderung bestanden. Poincaré und Herriot griffen ein, und Zolas Briefe wurden Zolas Erben zur Veröffentlichung überlassen. Damit ist denn aber die Hauptsache unberührt geblieben: die Herausgabe der Tagebücher der Goncourts. Ob sie wirklich wichtiges literarisches Material über die großen Zeitgenossen der Goncourts enthalten, oder ob sie nur Alltagsgerede, Bosheiten und Klatsch verzeichnen, bleibt uns weiter vorenthalten.

Der ehemalige Sekretär von Anatole France, *Jean-Jacques Brousson,* hat ein Buch über seinen Herrn und Meister veröffentlicht, 'L'Itinéraire de Paris à Buenos-Ayres', eine Art Fortsetzung des in dieser Zeitschrift (II 110) erwähnten Buches 'Anatole France en pantoufles'. Für die Kenntnis des Menschlichen - Allzumenschlichen in der Seele des großen Schriftstellers bietet das Buch neue Dokumente, für das Studium seiner Kunst hat auch dieses kaum Bedeutung.

Die 'Süddeutschen Monatshefte' betiteln ihre Aprilnummer 'Deutschland und Frankreich'. Sie bringen einen ausführlichen Aufsatz des Professors Édouard Dujardin in Paris über 'Geistige Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich', zu dem der Berliner Historiker Eduard Meyer eine Einführung geschrieben hat, worin er eine von gewissen Auffassungen Dujardins abweichende Meinung äußert. Der Pariser Gelehrte stellt fest, daß eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich solange nicht möglich ist, als 1. die Frage der Verantwortlichkeiten und der Kriegsverbrechen nicht beantwortet und 2. in Frank-

reich eine böswillige Gesinnung vorhanden sei, die Deutschlands Aufstieg verhindern möchte. Eine Annäherung ist aber dringend not, nicht nur, damit beide als Nachbarn nebeneinander leben können, sondern damit sie die Krisis der europäischen Kultur überwinden. Diese Krisis ist das eigentliche Thema Dujardins, zu dessen Erörterung er sehr weit ausholt, so daß sein Aufsatz eine geschichts- und kulturphilosophische Rhapsodie wird. Spenglers Art zu denken hat ihn offensichtlich stark beeinflußt, nicht zu seinem Heil. Der Ernst und die hohe Gesinnung darin ist unverkennbar.

Zu den Angaben über Ferienkurse in Frankreich (oben S. 254) sei jetzt nachgetragen: Das Institut de Touraine für Ausländer, Universität Poitiers/Tours. Der Prospekt macht auf das reine Französisch der Touraine aufmerksam und kündet Ausflüge nach den berühmten Loireschlössern unter Führung von Universitätsprofessoren an. Adresse: M. le Directeur de l'Institut de Touraine/Tours.

GESCHICHTE

Der *Parlamentarische Untersuchungsausschuß* hat seine Publikationsaufgabe nunmehr beendet. Nachdem jetzt 14 Bände vorliegen, sind nach dem Berichte seines Generalsekretärs Eugen Fischer im ganzen 36 Bände erforderlich, für welche noch nachträglich Mittel vom Reichstage zu bewilligen sein werden. Auch die von der *französischen* Regierung geplante Parallelveröffentlichung zu den 54 Bänden des Deutschen Auswärtigen Amtes ist jetzt in Angriff genommen; zunächst werden die Jahre 1901/14 behandelt werden. Auch das *amerikanische* Staatsdepartement hat soeben einen I. Band der Kriegsdokumente herausgegeben, der laut amerikanischen Zeitungsberichten das Jahr 1914 behandelt und nach dem Muster der deutschen und englischen Publikationen gestaltet ist.

Maurice Paléologue, der berühmte französische Diplomat und Schriftsteller, veröffentlicht in der Revue des deux Mondes vom 15. März Erinnerungen an die Kaiserin Eugenie mit neuen Mitteilungen über den bekannten Kronrat vom 5. Juli 1866, unmittelbar nach Königgrätz.

Die neubegründete '*Kommission für bayerische Landesgeschichte*' hat beschlossen, die seit Jahrzehnten ins Stocken geratenen 'Monumenta Boica' nunmehr weiterzuführen, ferner eine Serie 'Quellen und Erörterungen zur bayerischen Landesgeschichte' zu begründen, dazu je eine Serie Rechtsquellen, Quellen zur Städte- und zur Verfassungsgeschichte herauszugeben. Eine 'Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte' wird den Mittelpunkt der bayerischen Landesgeschichte in Bayern bilden.

Die Stadt Basel feierte am 7. März den 200. Geburtstag des Historikers *Isaak Iselin;* die von ihm 1777 gegründete 'Helvetische Gesellschaft' blüht noch heute in Basel.

Zum Ersten Vorsitzenden der *Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde* ist an Josef Hansens Stelle Gerhard Kallen gewählt worden.

Ludwig Quidde feierte am 23. März seinen 70. Geburtstag. Der bekannte Pazifistenführer ist von Hause aus Historiker und auch heute noch für die Herausgabe der Reichstagsakten des XVI. Jahrh. tätig.

In Florenz, seinem Wohnsitze, beging am 26. April den 75. Geburtstag *Robert Davidsohn*, der vom Journalismus zur Geschichte gekommen ist und seit 1896 seine monumentale 'Geschichte von Florenz' herausgegeben hat.

Michael Doeberl, der hervorragende bayerische Historiker, ist in Partenkirchen plötzlich gestorben. Überaus zahlreich sind seine Forschungen zur bayerischen Geschichte, die auf gründlichen Archivstudien beruhen. Am verbreitetsten ist seine zweibändige Entwicklungsgeschichte Bayerns.

Paul Sabatier, der Verfasser des berühmten Werkes über Franz von Assisi, ist siebzigjährig in Straßburg gestorben, wo er zuletzt Professor an der Universität gewesen ist. Das Werk von Sabatier hat lange zusammen mit dem Thodeschen das Zentrum der Forschung um Franz von Assisi gebildet und ist auch heute, wo es nicht mehr so bekannt ist, doch noch nicht übertroffen.

KUNST

Nürnberg. Dürerfest und Eröffnung der Ausstellung im Germanischen Museum. Am 10. April fand die erste Festversammlung im großen Rathaussaal statt. Oberbürgermeister Dr. Luppe hielt die Begrüßungsrede, nach der Heinrich Wölfflin das Wort ergriff. Dieser großer Dürerforscher, dessen Monographie des Meisters heute wohl als wichtigstes Werk anerkannt ist, meißelte in seiner kraftvollklaren Weise Dürers Verhältnis zur italienischen Renaissanceplastik heraus; wie er in unermüdlichem Ringen die fremde Form zu gewinnen suchte, dabei aber doch seine deutsche Art zu Worte kommen ließ. Nach der mit großem Beifall aufgenommenen Rede ging es zum Denkmal Dürers, wo sich der Fackelzug versammelte. Heinz Schiestl nahm als Vertreter der Nürnberger Künstlerschaft das Wort und rief den Geist des großen Meisters an, dem nachzustreben im Ringen nach Form und Klarheit er als Gelöbnis der Künstlerschaft aussprach. Dann zog der Fackelzug zum Dürerhaus, wo die Fackeln zusammengeworfen wurden. Die Burg erstrahlte über der festlich geschmückten Stadt in magischer Beleuchtung. — Am anderen Tag versammelte man sich in dem großen Kirchenraum des Germanischen Museums zur Eröffnungsfeier der Ausstellung. Sie wurde zu einer gewaltigen Huldigung an Dürers Genius. Nachdem Dr. Luppe die erste Ansprache gehalten hatte und Dr. von Keudell als Vertreter des Reiches, Kultusminister Dr. Goldenberger als Vertreter Bayerns die Gäste begrüßt hatten, traten die Vertreter des Auslandes vor. Man muß anerkennen, daß die beiden großen romanischen Nationen nicht nur der Aufforderung, die Ausstellung zu unterstützen, in reichstem Maße Folge geleistet — Paris hat sämtliche Stücke des Louvre geschickt —, sondern auch ihre Vertreter zur Feier gesandt hatten. Zuerst sprach der italienische Botschafter Conte Aldovrandi und betonte, bezugnehmend auf Dürers Ringen, daß die Kunst eine Blume wäre, die nicht verpflanzt werden dürfe und daß jeder nur sein Bestes gäbe, wenn er sich selbst gäbe, wie es Dürer doch auch getan habe. Der Vertreter Frankreichs, Comte d'Ormesson, entschuldigte den französischen Kultusminister Herriot, der seine Grüße sende, und begeisterte sich für Dürer sowohl wie für Nürnberg und das schöne Frankenland. Vor letzterem hatte Graf Koloman von Kanya als Vertreter Ungarns das Wort ergriffen, an die Abstammung der Familie Dürers aus Ungarn gemahnt und zugleich auf das jahrtausendlange Verknüpftsein der Kulturen beider Länder erinnert. Herzliche Worte deutscher Treue fand der österreichische Bevollmächtigte Dr. Franck, in Hinblick auf Dürer sei er stolz, ein Deutscher zu sein. Nachdem der Vertreter Portugals, das seinen Hieronymus nach Nürnberg geschickt hat, von der Beziehung Dürers zu Kaiser Maximilian und Karl V., damit auch zur iberischen Halbinsel gesprochen hatte, schloß der Schwede Dr. Axel Romdahl aus Göteborg die Reihe der fremden Ansprachen, auf Dürers Münchner Selbstporträt hinweisend, wo er, der sein Ohr an die Brust der Natur hielt, die Hand auf das eigene Herz lege. Dr. Bestelmeyer sprach weiter für die deutsche Künstlerschaft. Der Direktor des Museums Dr. Zimmermann übernahm dann, auf weitere Worte Verzicht leistend, die Führung durch die Ausstellung. — Am anderen Tag war die Eröffnung der Ausstellung moderner Kunst.

Dürerfeiern fanden überall statt. Berlin versammelte die Dürerwerke aus seinem Besitz in der Akademie, wo J. D. Friedländer die Rede hielt; München hat die Stücke, die es nicht nach Nürnberg sandte, voran die vier Apostel, in zwei Räumen der Pinakothek zusammengestellt. Auch aus dem Ausland kamen Nachrichten von Dürerfeiern.

Wie Nürnberg, so hat auch *Düsseldorf* in diesem Jahre eine sehr beachtenswerte Ausstellung der deutschen Kunst der Gegenwart.

RELIGION

Den neuen Vorschlägen für die Abänderung des *Common Prayer Book* (s. oben S. 124) hat die Generalsynode der englischen Staatskirche mit großer Mehrheit zugestimmt. Doch besagt das für das end-

gültige Schicksal, das ja im Parlament entschieden wird, nichts. Der erneute Kampf hat aber die Gegensätze innerhalb der englischen Staatskirche ungemein verschärft.

Das neue *russische Strafgesetzbuch* bedroht jeden Versuch religiöser Beeinflussung in den Schulen oder zu politischen Zwecken mit Gefängnis. Die Atheistenverbände werden von Staats wegen unterstützt. Alle christlichen Vornamen werden, soweit als die Macht der Arbeiter reicht, unterdrückt. Und trotzdem werden die Sowjets der religiösen Bewegung unter den Massen nicht Herr.

Vom 2. bis 5. September wird der *Stockholmer Fortsetzungsausschuß* in Prag unter dem Vorsitz des Erzbischofs Germanos tagen. Dieser nimmt in einer programmatischen Erklärung zu den Einigungsbestrebungen von Stockholm und Lausanne Stellung und bezeichnet den Weg der praktisch sozialen Betätigung im christlichen Geiste als den schneller zum Ziele führenden. In Nr. 9 des 'Evangelischen Deutschland' ist von ihm eine außerordentlich scharfe Zurückweisung der päpstlichen Enzyklika gegen die Einigungsversuche der christlichen Kirchen abgedruckt. Der Führer der griechisch-orthodoxen Kirche sieht in dem Anspruch Roms auf unbedingte Unterwerfung nur eine 'wahre Monopolisierung der göttlichen Gnade' und eine durch nichts gerechtfertigte Proselytenmacherei.

In diesem Jahr feiern die *Rheinische Missionsgesellschaft* und der *'Evangelische Heidenbote'* der Basler Missionsgesellschaft ihr hundertjähriges Bestehen.

Die rücksichtslose Unterdrückung des *Deutschtums in Südtirol* durch den Faschismus, der sogar vor einem Verbot des deutschen Religionsunterrichts nicht zurückgeschreckt ist, hat die Deutschen Südtirols veranlaßt, sich an den Papst zu wenden und ihn um die Entsendung eines Visitators zu bitten. Der Faschismus sieht in dieser bescheidenen Bitte offenen Aufruhr, und es bleibt abzuwarten, ob der Vatikan sich der Deutschen annehmen wird.

In dem Kampf gegen das unerhört große *Wohnungselend* ergreift der greise Adolf v. Harnack in einem Brief an Adolf Damaschke das Wort. Er sieht den rettungslosen physischen, moralischen und damit kulturellen Untergang unseres Volkes voraus, wenn dieser Not — gibt es doch in unseren Großstädten eine halbe Million selbständige Familien ohne eigene Wohnung! — nicht mit allen Mitteln gesteuert werde.

In 10. Auflage ist das bekannte Jahr- und Adreßbuch der kirchlichen Behörden und der gesamten evangelischen Geistlichkeit Deutschlands unter dem Titel *'Das Evangelische Deutschland'* (Leipzig, Schulze & Co. 1928, 1942 S. 20 *R.M*) für 1927/28 wieder erschienen. Der Krieg hatte auch dieses für jeden, der im kirchlichen Leben steht oder der sich darüber orientieren will, einfach unentbehrliche Werk verschwinden lassen. Mit unendlicher Sorgfalt — galt es doch allein 45000 Posteingänge zu verarbeiten — ist möglichste Vollständigkeit und Zuverlässigkeit erstrebt und erreicht worden. Gegenüber der letzten Ausgabe ist das Buch um die Hälfte seines früheren Umfangs gewachsen.

PHILOSOPHIE

Auf eine neue philosophische Zeitschrift sei mit wärmster Empfehlung aufmerksam gemacht, die Hugo Fischer (Leipzig) in Verbindung mit 18 anderen deutschen Philosophen herausgibt. Es sind die *'Blätter für deutsche Philosophie'*, die bei Junker & Dünnhaupt in Berlin als Zeitschrift der Deutschen Philosophischen Gesellschaft erscheinen und an die Stelle der 'Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus' treten. Sie verdanken der Überzeugung ihre Entstehung, 'daß deutsche Philosophie sich aus dem menschlichen Ringen um letzte Wahrheit seit beinahe tausend Jahren als etwas Besonderes heraushebt', und sie wollen 'den Ideengehalt und die Geschichte der deutschen Philosophie im weitesten Sinne dieses Wortes ergründen'. Diese Aufgabe wird sicher bei den Lesern unserer Zeitschrift volles Verständnis finden, um so mehr, als sie bei dem universalen Charakter der deutschen Philosophie gar nicht gelöst werden kann ohne 'ein gründ-

liches Eingehen auf die Wechselwirkungen mit den übrigen Kulturgestaltungen, vornehmlich mit der deutschen Dichtung, Musik und Bildnerei, mit den Wissenschaften, der Sprache, dem Geiste des gesellschaftlichen Geschehens und nicht zuletzt mit dem religiösen Leben'. Alle diese Erscheinungen gilt es aus der geistigen Eigenart und seelischen Struktur der Deutschen zu verstehen und damit der deutschen Philosophie zugleich die Wege zu stetiger Weiterbildung zu ebnen und ihre Leitgedanken fruchtbar zu machen innerhalb der Wirrnisse, Nöte und Verlogenheiten unserer Zeit. Der Inhalt der ersten drei Hefte berechtigt zu den größten Erwartungen. Ein besonderer Vorzug ist noch die einheitliche Gestaltung der Hefte, die jedesmal unter einen beherrschenden Gesichtspunkt gestellt werden. So schließen sich die Aufsätze des ersten und zweiten Heftes unter dem Grundgedanken der 'Metaphysischen Werkgestaltung', die des dritten unter der Leitidee 'Wendezeiten' zusammen. Für die folgenden Hefte sind folgende Themen vorgesehen: das Symbolische, Sebastian Franck, Idee und Idealismus, Staat und Wirtschaft, Naturphilosophie.

Die von Arthur Hoffmann (Erfurt) herausgegebenen '*Literarischen Berichte aus dem Gebiete der Philosophie*' bringen in Heft 15/16 einen eingehenden Forschungsbericht von Richard Müller-Freienfels über Kulturphilosophie, eine Bibliographie der Hume-Literatur, der deutschen Universitätsschriften zur Philosophie 1926 sowie der Zeitschriftenliteratur (systematische Philosophie) und eine Bibliographie des Wertbegriffes.

Ein besonders aufschlußreicher Aufsatz Karl Joëls im letzten Heft des Jahrg. 1927 der Kantstudien handelt von der '*Überwindung des XIX. Jahrh. im Denken der Gegenwart*' und sucht die Gegenwart als eine neue Renaissance im Hegelschen Sinne einer 'Aufhebung' des XIX. Jahrh. zu verstehen. Diese neue Renaissance sieht Joël in einer Befreiung der Natur aus ihrer mechanistischen Auffassung, in einer Befreiung des Lebens, des Menschen, der Seele und endlich des Logos, einer Ermannung der Seele zum Geist.

Der *10. Kongreß für experimentelle Psychologie in Bonn* (20. bis 23. April 1927) ist durch die im Auftrage der Gesellschaft für experimentelle Psychologie erfolgte Herausgabe seiner Ergebnisse von Erich Becher (G. Fischer, Jena 1928. 10 *RM*) allgemein zugänglich gemacht worden. Der Bericht gibt auf 192 S. zwei eingehende Sammelreferate von Charlotte Bühler über Sozialpsychologie und von Friedrich Sander über experimentelle Ergebnisse der Gestaltpsychologie sowie 34 mehr oder weniger ausführliche Berichte der Vortragenden über die von ihnen gehaltenen Vorträge. Das Buch bietet dadurch einen knappen Überblick über die dieses Forschungsgebiet heute beschäftigenden Probleme, Aufgaben, Untersuchungsmethoden und Ergebnisse.

BILDUNGSWESEN

Nunmehr sind die wesentlichsten Bestimmungen des neuen *tschechoslowakischen Schulgesetzes* bekannt, das den Wünschen der Deutschen nach *Autonomie im Schulwesen* entgegenkommen zu wollen scheint. Der Entwurf sieht die Errichtung von Landes-, Bezirks-, Stadt- und Ortsschulräten vor, von Ortsausschüssen bei den staatlichen Minderheitsschulen. Die Zahl der Landesvertretermandate wird die Regierung auf die einzelnen Nationen jedes Landes aufteilen, ebenso die Anzahl der Fachleute, die aus den Lehrerkreisen aller Schulkategorien entnommen werden. Die Mitglieder des Landesschulrats mit Ausnahme der Landesvertreter, die durch die Landesvertretung gewählt werden, ernennt der Präsident der Republik auf Grund der Vorschläge der Regierung. Der Prager und Brünner Landesschulrat werden je eine tschechoslowakische und eine deutsche Sektion haben. Sie werden von der Bezirksvertretung gewählt und haben die Bezirksvorsteher zu Vorsitzenden. In Bezirken, in denen mindestens 20 Prozent einer sprachlichen Minderheit leben, die mindestens 15 Schulen haben, konstituiert sich ein besonderer Bezirksschulrat für die betreffenden Minderheiten. In Städten mit nationalen Minderheiten kann der Vorsitzende des Landesschulrates die Errich-

tung eines Minoritätenschulrates bewilligen. Welche wirkliche Machtbefugnis den Sektionen und Bezirksschulräten zukommen wird, hängt noch sehr ab von der Ausgestaltung des Gesetzentwurfs durch die Volksvertretung.

Der preußische Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung hat die *deutsche Volkskunde* als Zusatzfach bei der wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen zugelassen (Erlaß vom 28. Dezember 1927). Vom Kandidaten wird gefordert: Vertrautheit mit der Methode und den Zielen der Volkskunde, ihren Hilfsmitteln, Einsicht in die volkskundlichen Erscheinungen, 'in die stammheitlichen Eigenarten und in die allgemein-deutschen Wesenszüge', und in die Sachgebiete der volkskundlichen Forschung (Siedlung, Sitten und Bräuche, Geräte, Aberglauben, Sage, Märchen, Mundarten usw.).

Die Gesellschaft für Heilpädagogik veranstaltete vom 11. bis 14. April in Leipzig (Universität) den *4. Kongreß für Heilpädagogik.* Der Kongreß orientierte die Interessenten aus den verschiedenen Berufen — Heilpädagogen, Psychiater, Seelsorger, Kinderärzte, Psychologen, Hilfsschul-, Taubstummen-, Schwerhörigen-, Blinden-, Krüppellehrer, Verwaltungsbeamte, Jugendrichter, Jugendämter, Fürsorger, Vormünder, Berufsberater, Anstaltserzieher usf. — über den neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung und der allgemeinen Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Heilpädagogik.

Die Herbsttagung des *Bundes Entschiedener Schulreformer* wird vom 29. September bis 2. Oktober in Dresden abgehalten. Thema: Beruf, Mensch, Schule.

Der Deutsche Ausschuß für Erziehung und Unterricht, nach einer Vereinbarung sämtlicher großen deutschen Lehrerverbände der beauftragte Träger der deutschen pädagogischen Kongresse, veranstaltet vom 5. bis 7. Oktober wieder einen *Allgemeinen pädagogischen Kongreß* zu Kassel. An der Durchführung sind sämtliche pädagogisch interessierten Organisationen beteiligt. Als Themen sind in Aussicht genommen 'Die theoretische Grundlage der Pädagogik' und 'Die Bedeutung der theoretischen Pädagogik für die Ausbildung der Berufserzieher'. Verhandlungen mit den führenden Männern der Pädagogik zur Übernahme der Vorträge sind eingeleitet. Nähere Nachrichten folgen. Anfragen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht, Berlin NW6, Schiffbauerdamm 5.

Die 7. *Reichsschulmusikwoche* des Zentralinstituts f. E. u. U. soll, gemeinsam mit dem bayerischen Kultusministerium veranstaltet, vom 15. bis 20. Oktober in München stattfinden.

Auf Grund amtlichen Materials der Staatlichen Hauptstelle für den naturwissenschaftlichen Unterricht sind von Studienrat Dr. M. Herberg die Fragen des *Schulgartens* in Gemeinschaft mit einer Reihe von Mitarbeitern in einer Sammelschrift dargestellt worden, die den Stand der Schulgartenbewegung in Preußen zeigt und über die Anlage und Auswertung die heutige Erfahrung wiedergibt (Der Schulgarten. Mit 67 Abbildungen und 4 Plänen. Leipzig, Quelle & Meyer 1928).

Die *Mannheimer* Städtische Kunsthalle, die in ihrer bekannten Ausstellung 'Der Genius im Kinde' 1921 bereits die zeichnerische Entwicklung des Kindes zur Erörterung gestellt hatte, bereitet die *Gründung eines internationalen Archivs für Kinderzeichnungen* vor, welches allen, die über kindliche Psychologie und kindliche Gestaltung wissenschaftlich arbeiten wollen, ein systematisch geordnetes und mit allen Nachweisen versehenes Material bereitstellen soll.

(13. Mai 1928)

HELMUT BERVES ALEXANDERBUCH

Von Friedrich Oertel

Helmut Berve, Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage. 2 Bände, XV, 357, 435 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1926. 45 *RM*.

Nur selten besitzen wir für Einzelabschnitte der alten Geschichte so reichliches Quellenmaterial, daß sich eine Art Statistik ermöglichen läßt. Zu diesen wenigen Ausnahmen gehört die Zeit Alexanders des Großen. Seine Tatkraft, sein genialisch-brutaler Wille hat so viele Menschen, darunter große und größte, in seinen Bann gezogen und zu Werkzeugen seiner Ideen gemacht, seine Erfolge waren so unerhört, daß sich mit dem Gedächtnis an diese auch das an eine große Zahl jener Mitbeteiligten erhalten hat. Es war ein überaus fruchtbarer Gedanke *Walter Ottos*, das z. T. sehr zerstreute Material — mit Einschluß des inschriftlichen, numismatischen, archäologischen — zu einer Prosopographie des Alexanderreiches zusammenstellen zu lassen. Denn nur so war es möglich, über die zahlreichen und z. T. ausgezeichneten Darstellungen, die wir für die Alexandergeschichte schon besitzen (Kaerst, Beloch!), noch hinauszukommen, bzw. die gewonnenen Ergebnisse zu erläutern oder auch zu korrigieren.

W. Otto hat in seinem Schüler *Helmut Berve* den Mann gefunden, der in hervorragendem Maße zu dieser Aufgabe befähigt war. Er hat mit fleißiger Hand alle erreichbaren Zeugnisse zusammengetragen und sie kritisch gesichtet, wobei zu den Quellenproblemen Stellung genommen, einer gesunden Sachkritik im Gegensatz zu einer bloßen Analyse mehrfach das Wort geredet wird (vgl. z. B. II 207, 394). Das Urteil ist in diesen wie in anderen Fragen selbständig und bestimmt, manchmal vielleicht zu bestimmt, die Polemik öfter, auch sehr verdienten Mitforschern gegenüber, leider unnötig scharf. Die Ergebnisse sind im zweiten Bande zu einer Prosopographie aller derjenigen Männer, Frauen und Kinder vereinigt, die nachweislich oder vermutlich (834 Personen) oder nachweislich nicht (82)[1]) mit Alexander in irgendeine Berührung gekommen sind, wobei zeitlich die Spanne des Alexanderreiches ins Auge gefaßt, für das Übrige auf die vorhandene Literatur verwiesen ist. In alphabetischer Reihenfolge erscheinen die Mitglieder der regierenden Häuser, die Politiker, Offiziere, Verwaltungsbeamten, Literaten, Philosophen, Künstler, Soldaten, Schauspieler, Hetären, Lustknaben u. a. m. in ihrer Nationalität, Rangstellung, Tätigkeit und Leistungsfähigkeit, ihrer politischen Einstellung, ihrem Verhältnis zu Alexander. Das alles ist zunächst Rohmaterial, auch der

1) Die Zuteilung der einzelnen Personen an die 1. oder 2. Liste ist ein Beispiel für die sehr bestimmte Stellungnahme. Es wäre, auch aus praktischen Gründen, hier wohl besser gewesen, die beiden Listen zu vereinigen und die Namen der zweiten durch ein äußerliches Kennzeichen irgendwie herauszuheben.

äußeren Form nach. Dieselben Dinge kehren naturgemäß in den verschiedenen Artikeln wieder (manchmal sogar wörtlich), Belangloses wird, da Vollständigkeit beabsichtigt, registriert, wodurch das Ganze sehr umfangreich wird. Trotzdem ist zu begrüßen, daß die Listen im vollen Ausmaße gedruckt worden sind, denn damit ist ein ungemein wertvolles Material leicht zugänglich geworden. Das Gebotene ist aber nicht etwa bloß eine Leistung antiquarischer Art, was man zunächst und auch wenn man den ersten Band nur anliest und seine antiquarische Disposition betrachtet, leicht vermuten könnte. Vielmehr zeigt sich, daß die tausend Einzelheiten in den historischen Zusammenhang gestellt werden. Ja es finden sich in dem zweiten Bande Partien, in denen die ganze Wucht der Ereignisse und das Ringen welthistorischer Ideen — z. B. altmakedonisch oder panhellenisch einerseits, neuhellenistisch andererseits — erfaßt und zum Ausdruck gebracht wird; es finden sich viele Abschnitte, in denen Menschen in ihrem Weitblick, Pflichtgefühl und ihrer Treue, in maßloser Herrschsucht, in ihrer Unentschlossenheit, Eitelkeit, geistigen oder politischen Begrenztheit vorgeführt werden, so daß hier die nüchterne Prosopographie zum Gemälde mit lebenswarmer Unmittelbarkeit wird. Man lese etwa die Artikel Antipater, Parmenion, Philotas und Kleitos, Aristoteles, Perdikkas und Krateros, Olympias, Darius, Kallisthenes, und man wird das Gesagte bestätigt finden.

Es wäre nun das Naturgegebene gewesen, aus all den Einzelheiten vor allem ein großzügiges Gesamtbild von Alexander als Menschen, als politischem und strategischem Genie zu zeichnen. Gerade Alexanders Gestalt und seine allerpersönlichste Wirkung drängt ja wie selten eine andere dazu, als volle Einheit gefaßt zu werden. Und ebenso natürlich wäre es auch gewesen, das Bild des großen Vaters wenigstens zu skizzieren und einleitungsweise auch den Standpunkt des Verfassers zu den Quellen zusammenfassend darzutun. Daß Berve die Kraft zu einem voll durchgeführten Alexanderbilde gehabt hätte, unterliegt keinem Zweifel. Manche der leitenden Ideen Alexanders und die Benutzung der vorhandenen Kulturelemente werden am Schluß des ersten Bandes (S. 327ff.), nicht zuletzt als Ergebnisse der prosopographischen Statistik, wenigstens angedeutet: der bleibende Gegensatz zwischen Makedonen und Hellenen, die sich zu ausgesprochener Hellenenfeindschaft beim makedonischen Adel steigert, Alexanders Stellung zum Griechentum, die alles andere als panhellenisch dem inneren Wesen nach war, die Wertung der weitherzigeren Kolonialgriechen im Gegensatz zu den Griechen des Heimatlandes und die Ausschließung der letzteren von der Mitarbeit, der Appell an den abenteuernden und nach Handelsgewinn strebenden Griechen statt an den nationalistisch orientierten, die Schwenkung vom Landmachtgedanken zur Land- und Seepolitik (Nearch! vgl. I 168), die Erweiterung des Reichsgedankens von der Herrschaft der Makedonen über orientalische Unterworfene zum makedonisch-griechisch-vorderasiatischen Reiche, dessen vorderasiatische Bevölkerung gräzisiert werden sollte, die Erweiterung zur *βασιλεία τῆς Ἀσίας* mit Gleichstellung und Verschmelzung von Makedonen, Griechen und Orientalen und schließlich zum Weltreich, das auch den Westen mit umfassen sollte als Ausdruck jenes Strebens ins Unendliche, das sich auch sonst, in dem Zusammengehen mit Künstlern gleicher Geistesrichtung

offenbart (Apelles, Deinokrates). Das alles ist glänzend skizziert, auch mit wachsender Gestaltungskraft, dem unendlich dramatischen Stoff entsprechend, und gipfelnd in dem schönen Wort von den 'letzten Empfängen, den grandiosen Huldigungen zu Babylon, welche Alexanders Leben mit einem rauschenden Finale beschließen' (I 326). Aber auch andere der großen bewegenden Ideen schimmern überall durch Berves Darstellung hindurch, so vor allem der Kampf gegen das Altmakedonentum, der gleich zu Beginn des Feldzuges in der Zurücklassung der altmakedonischen Adelsreiterei der Kernländer sich ankündigt (I 105, 115), und der in dem Verhältnis zu Parmenion (I 82) und seinem Sohne und in der Abberufung Antipaters (I 227) und sonst immer von neuem durchbricht. Und wie die großen leitenden Ideen bewußt erfaßt sind, so auch das Charakterbild Alexanders selbst, das überall durchleuchtet: Alexanders als der großen Synthese zweier an sich konträrer Elemente, der ursprünglichsten unheimlich-dämonischen, barbarischen Kraft einerseits (I 77 f.), die in entfesselter und im Trunke gesteigerter Leidenschaft sinnlos bisweilen zerstört (I 14 f.), jeden Widerstand, auch nur den einer anderen Meinung (II 302), gewalttätig niederschlägt, die in 'ganz persönlicher Lust am Streite Mann gegen Mann' das eigene 'Leben, an dem das Schicksal der Welt hing', unbekümmert einsetzt (I 20 f.) — der großzügigen, durchaus nüchternen Politik andererseits (I 100), der sich letzthin doch alle, auch die furchtbarsten Äußerungen seines Wesens wieder einordnen (I 15). 'Ein Unmensch in erschreckender Brutalität springt uns an, eine der urwüchsigen Kraftnaturen, welche die Welt erobern können, was niemals in Schönheit geschieht' (I 78 im Anblick des Goldmedaillons von Abukir).

Aber dieses Bild muß man sich großenteils selbst zusammenstücken, gerade so, wie man sich Berves Ansichten über die quellenkritischen Probleme überallher zusammentragen muß und man nur für die Primärquellen durch Einzelartikel des zweiten Bandes und durch den Abschnitt 'Die geistige Umgebung (Geschichtsschreiber)' I 69—71 unterstützt wird, und gerade so, wie man für die strategischen Leistungen des Königs, seiner Feldherren und Gegner auf die Prosopographie angewiesen bleibt. An Stelle der vollen Auswertung der Ergebnisse der Prosopographie wird der Stoff im ersten (darstellenden) Bande, abgesehen von dem schon gekennzeichneten Schlußkapitel, lediglich nach den Gesichtspunkten: Hof, Heer, Verwaltung gegliedert. Das ist zweifellos ein Nachteil, der sich zwar daraus erklärt, daß der Verfasser sich nur die Behandlung des Alexander*reiches* zum Thema gesetzt hatte, der aber doch vielleicht hätte überwunden werden können. Man wird bedauern, daß das nicht geschehen, das vortrefflich Gebotene aber trotzdem voll anerkennen.

In dem Abschnitte über den königlichen Hof werden zunächst die Gegensätze im Philippischen Hause beleuchtet, die vornehmlich aus Philipps Heirat mit der Attalostochter Kleopatra sich ergeben, Gegensätze, die auch hinüberspielen in Alexanders eigene Regierungszeit und seine ersten Bluttaten zur Folge gehabt haben. Für Alexanders Lebensführung wird behauptet, er 'scheint weiblichen Reizen auffallend wenig zugänglich gewesen zu sein' (S. 10), was nicht recht zu dem Bilde von dem urwüchsigen Kraftmenschen passen will und schließlich auch

nicht zu seinem Verhalten Rhoxane gegenüber.[1]) Bei der Untersuchung der Hoforganisation bringt das prosopographische Material das Ergebnis, daß das oberste Hofamt der Somatophylakes, die von den gelegentlich auch so bezeichneten Mitgliedern der Hypaspistenleibwache (S. 123) zu scheiden sind, eine feste Effektivzahl hatte (7 bis zum J. 325 [S. 26f.]). Sehr hübsch wird der Korpsgeist der Pagen und die aus überspanntem Ehrgefühl entstandene Pagenverschwörung geschildert (S. 39). Die Ausführungen über die königliche Kanzlei haben großes Interesse, besonders auch als Grundlage des hellenistischen Kanzleibetriebes. Die Charakterisierung der Hofgesellschaft enthält einen Querschnitt durch die geistigen Strömungen der Zeit und Alexanders Einstellung zu ihnen; bei seinem Verhältnis zu den großen Helfern — Antipater, Parmenion, Krateros, Perdikkas, Eumenes, Nearch usw. — wird die besondere Bedeutung der beiden letzteren herausgearbeitet: 'Alles, was Makedonen möglich war, erfüllte den König, von den Griechen hatte auch er noch zu lernen, auf Gebieten zumal, welche dem Makedonen an sich fern lagen, dem geordneten Schriftwesen und der Seefahrt' (S. 84). Es folgt die Behandlung von Kultus und Religion. Berve scheidet mit Recht zwischen Gottessohnschaft (Ammonssohn) und Gottkönigtum; wenn er dessen Propagierung freilich nicht nur für Griechen, sondern auch für Asiaten als wahrscheinlich (S. 97) betrachtet, so geschieht das ohne stichhaltige Gründe (vgl. Wilcken aO. Sp. 364), sodaß jener Behauptung eine Stütze für eine asiatische Wurzel des hellenistischen Herrscherkultes und ein Argument gegen die Anschauungen von Ed. Meyer, Kaerst, Wilcken u. a. jedenfalls nicht entnommen werden kann. Der Heeresbestand und seine Organisation gibt uns einen vorzüglichen Einblick in die Art, wie Alexander die grundlegende Idee von der Vermählung der Völker entsprechend den Etappen, in denen sie sich entwickelt, verwirklicht hat, und wie diese Idee wesentlich auch militärischen Notwendigkeiten entsprungen ist. Sehr lehrreich ist es, an der Hand der im J. 329 neugebildeten Hipparchieformationen die geistige Beweglichkeit des Königs zu verfolgen (S. 108f.), der ein starres Organisationsprinzip verschmähte und in diesen Hipparchien taktisch zusammenwirkende gemischte Formationen für Einzelfälle schuf (eine Art Heeresgruppen). Das letzte Kapitel ist der Verwaltung des Reiches gewidmet. Die griechischen und wesentlich durch den korinthischen Bund bestimmten Verhältnisse werden im Anschluß an Wilckens grundlegende Untersuchungen erörtert, die asiatischen Satrapien und Städtegründungen neu zusammengestellt. Das Finanzwesen wird in Kriegskasse und Reichsfinanzen gegliedert; bei der Verwaltung der letzteren auf den Unterschied der westlichen und östlichen Satrapien hingewiesen; im Osten die altpersische Form, im Westen die Loslösung der Finanzverwaltung von der allgemeinen Verwaltung und Übertragung an vier 'Finanzdirektoren', die die Finanzen von mehr als einer Satrapie unter sich haben (S. 315). Von der Seite der Finanzen fällt auch Licht auf die viel erörterte Frage der Flottenauflösung vom J. 334, die nicht bloß auf taktische Gründe (Unterlegenheit dem Feinde gegenüber) und auf politische (Mißtrauen den Griechen gegenüber) zurückzuführen ist, sondern auch auf Geldmangel (S. 303, vgl. 159).

1) Vgl. auch Wilcken, DLZ 1927, Sp. 361.

Zum Schlusse noch eine allgemeine Bemerkung im Zusammenhange mit dem Abschnitte 'Außenpolitik' des 3. Kapitels, der mit folgenden Worten schließt (S. 326): 'Mochten jene Völker (die des Westens) auch nicht alle die kommende Unterwerfung erwarten —, gekommen wäre sie unbedingt, und die Länder, die 323 noch als unabhängige Gebiete außerhalb des Reiches standen, wären früher oder später eingegangen in die um sich greifende Alexandermonarchie, deren Wesen Expansion war bis an die Grenzen des Möglichen, klug und mit nüchterner Überlegung geübt in den Mitteln und Wegen, aber hemmungslos in der Setzung ihrer Ziele.' 'Hemmungslos in der Setzung der Ziele' — das ist richtig, 'klug' — darüber läßt sich streiten; 'die Unterwerfung des Westens wäre unbedingt gekommen' —, das ist kühn. Wir stehen damit vor der Frage, die auch in der Diskussion zwischen Alexander und Parmenion eine große Rolle gespielt hat (vgl. dazu II 302) und die an den Grundzug von Alexanders Wesen rührt und auch das Gesamturteil über ihn und sein Werk betrifft — ohne daß damit das Übergenialische in ihm, der große Impuls, den der welthistorische Verlauf durch ihn erhalten, im geringsten angezweifelt, der Maßstab einer kleinbürgerlichen Moral (II 306) im Hinblick auf die Morde an Parmenion, Philotas und Kleitos angewandt oder etwa das kindliche Verlangen an Alexander gestellt wird, er hätte anders sein sollen, als er sein mußte. Denn es darf mit Fug der Gedanke aufgeworfen werden, ob Zielbeschränkung nicht staatsmännisch noch größer und darum klüger gewesen wäre als Unersättlichkeit der Ziele. Man denke an Bismarck gegenüber Wilhelm I., denke an Augustus gegenüber Cäsar, denke auch an Napoleon! Die Philippische Bundespolitik war klug, das Verbanntendekret war es nicht mehr. Wer kann behaupten, daß das, was dem römischen Senat erst in jahrzehntelangem, diplomatisch geschicktem Spiele glückte, als das Griechentum zudem schon sehr viel geschwächter war, daß das Alexander '*unbedingt*' gelungen wäre, daß Sizilien, Karthago, Italien ebenso eingegangen wären in das um sich greifende Alexanderreich wie Asien und Ägypten? Und ob es überhaupt richtig ist, den Standpunkt Parmenions dem Höhenfluge Alexanders gegenüber als letzten Endes engherzig zu stigmatisieren?[1]) Ist nicht zum guten Teile gerade durch die ungeheure Verzettelung die Axt an die Wurzeln des Griechen- (und Makedonen-)tums gelegt worden? Wie denn auch Berve mit Recht von der griechischen Kunst sagt, daß sie 'wohl zum äußeren Gedeihen, doch nicht zum inneren Erstarken . . . glanzvoll verflachte' (I 79) und von den griechischen Gottheiten, daß sie 'sich auflösten . . . in einen internationalen Synkretismus', während die orientalischen 'bestehen blieben in ihrer Kraft' (I 99). Man wird begreifen, daß Parmenion fallen mußte, aber man könnte es bedauern, daß er nicht der Stärkere war; und man könnte auch Alexander preisen, daß er glücklicher war als Napoleon, weil ihm früher zu sterben beschieden.

1) Vgl. II 306: Parmenion war 'von einer Gebundenheit und Begrenztheit, die ihn dem Fluge Alexanders nicht folgen ließ'.

SALLUST

Von Hans Drexler[1])

Die bis heute wohl allgemein herrschende Auffassung von Sallust und dem Zweck und Sinn seiner Schriften ist bekanntlich, nachdem schon Mommsen vorangegangen war, begründet worden von Ed. Schwartz in seinem Aufsatz im Hermes XXXII. Der Ausgangspunkt war die Tatsache zahlreicher, namentlich chronologischer Unrichtigkeiten. Der Grund für sie wurde in einer bestimmten Tendenz gefunden, um derentwillen Sallust die Wahrheit entstelle. Es ist im allgemeinen der Haß gegen die Nobilität, im besonderen für den Catilina die Absicht, Cäsar reinzuwaschen und die Tat Ciceros herabzusetzen. Zweifel an der These von Ed. Schwartz sind, wie ich mich überzeugt habe, weit verbreitet, und an einem Punkt, für die Stellung Sallusts zu Cicero, besitzen wir jetzt in dem Aufsatz von Baehrens in den Neuen Wegen zur Antike IV eine überzeugende Widerlegung. Aber die These ist überhaupt nicht aufrecht zu erhalten. Wenn dies aber richtig ist, dann ist es die Aufgabe, eine neue Erklärung an die Stelle der alten zu setzen. Dies zu versuchen ist, soweit es die knappe Zeit erlaubt, meine Absicht. Zu meiner Freude kann ich mich dabei berufen auf Friedrich Leos Ausführungen über Sallust in seiner Griechisch-römischen Biographie (S. 232), der bereits mit kurzen Worten alles Wesentliche gesagt hat.

Wir beginnen mit einer Bemerkung zur Methode. Angenommen, Sallust habe eine bestimmte Tendenz verfolgt, so mußte er sie natürlich hinter einer Maske von Objektivität und Wahrheitsliebe verstecken. Die Erklärung ist also vor die Aufgabe gestellt, das Raffinement aufzuzeigen, mit dem Sallust seine Hintergedanken verborgen hat. Daß man dabei gezwungen ist, immerfort zwischen den Zeilen zu lesen, ist klar. Die Folge ist, daß die Untersuchung allen Boden unter den Füßen verliert. Eine allegorische Erklärung kann man weder beweisen noch widerlegen. Nur daß die Hintergedanken, die man findet, nicht ausgesprochen sind, läßt sich zeigen, mehr nicht. Diesen einzig möglichen Gegenbeweis anzutreten, kann nicht die Absicht dieses Vortrags sein. Ich berufe mich darauf, daß Baehrens ihn für die Stellung Sallusts zu Cicero geführt hat. Sonst hat er leider sich von der Methode nicht frei gemacht. Infolgedessen kann man ihm für den ganzen übrigen Teil seiner Untersuchung schwerlich zustimmen. Aber nachdem einmal ein Muster gegeben ist, dürfen wir uns gestatten, den Gegenbeweis sehr bald positiv zu wenden, indem wir, wie gesagt, zu zeigen versuchen, was an die Stelle der angenommenen Tendenz,

1) Vortrag, gehalten bei der Göttinger Philologenversammlung. Ich wage es, auf die freundliche Aufforderung des Herrn Herausgebers hin, ihn in der ursprünglichen knappen Form zu veröffentlichen, in der Hoffnung, daß das Wesentliche auch so verständlich werden wird. Eine eingehendere Darlegung wird erst die Untersuchung Friedrich Klingners abzuwarten haben, die er in der Diskussion ankündigte. Über die Epistulae ad Caesarem senem, deren Echtheit nunmehr feststehen dürfte, denen also in der Entwicklung Sallusts ein Platz angewiesen werden muß, wird an andrer Stelle Gelegenheit sein, einiges zu bemerken. [Der wichtige Aufsatz ist inzwischen erschienen im Hermes LXIII H. 2. Leider ist es mir nicht mehr möglich, zu ihm Stellung zu nehmen.]



des Hasses gegen die Nobilität, als Entstehungsgrund und leitender Gesichtspunkt der Schriften zu treten hat.

Wir werden gut tun, unsre Untersuchung beim Iugurtha zu beginnen, weil hier die Dinge einfacher liegen. — Man sagt, aus Haß gegen die Nobilität habe Sallust Marius, den Demokraten, gegenüber Metellus und Sulla gehoben. Das ist unrichtig. Von Metellus und seinen Erfolgen wird mit warmer Anerkennung geredet. Nur eines wird an ihm getadelt: die *superbia, commune nobilitatis malum* (64, 1). — Die Parallelüberlieferung über den Iugurthinischen Krieg ist leider so dürftig, daß sich aus einem Vergleich mit anderen Berichten nicht viel ergibt. Trotzdem läßt sich sagen, daß wir über Marius zwar auch Ungünstigeres hören, aber bei Diodor (fr. 31, 38) ist die Behandlung, die Marius als Legat von Seiten des Metellus erfährt, viel schlimmer, bei Plutarch (Marius 7f.) steht nichts davon, daß er selbst gegen den Konsul Stimmung macht. Daß gerade dies in den Augen des Sallust ein sehr unehrenhaftes Verhalten ist, wird deutlich genug. Man sehe schon das infame Wort über Metellus aus Marius' Rede (85, 10): Natürlich, er muß sich in seiner Hilf- und Ratlosigkeit gegenüber seiner Aufgabe jemanden aus dem Volke nehmen, der ihn an das gemahnt, was seines Amtes ist. Marius ist nicht erst später, in der Zeit der Bürgerkriege, sondern schon bei seiner Bewerbung um das Konsulat vom Ehrgeiz zugrunde gerichtet worden, wie Sallust sagt (63, 6). Wenn noch irgendwelche Zweifel bestehen, so zerstreut sie Sallust selbst durch ein Wort aus der Charakteristik des Sulla (96, 3): Er suchte aber nicht, wie es schrankenloser Ehrgeiz zu tun pflegt, den Ruf des Konsuls oder sonst eines Ehrenmannes herabzusetzen. Die Beziehung auf Marius ist offensichtlich. Und was das Groß-von-sich-Sprechen des Marius anlangt, so dürfen wir das Urteil über Iugurthas Verhalten vor Numantia danebenstellen (6, 1): Sehr viel tat er, sehr wenig redete er selbst von sich. Ich möchte dabei gleich hier den größten Nachdruck auf die Tatsache legen, daß es uns möglich ist, das Verhalten des Marius, das indirekt durch seine Rede und sein Tun charakterisiert wird, direkt aus so weit entfernt liegenden Urteilen zu kommentieren, daß also eine Einheitlichkeit der moralischen Wertungen des Sallust festzustellen ist.

Und nun, um auf Einzelheiten zu verzichten, die Komposition der Schrift. Aus ihr folgt noch klarer, daß nicht der Haß gegen die Nobilität das entscheidende Moment ist. In c. 5 gibt Sallust die Gründe an, die ihn zur Darstellung des Krieges veranlaßt haben: weil er bedeutend und wechselvoll war, sodann weil damals zuerst der superbia der Nobilität entgegengetreten worden ist. Soweit pflegt man auszuschreiben und diese Worte als einen klaren Beweis für die Tendenz des Sallust zu buchen, aber es geht weiter: Dieser Streit hat alle menschliche und göttliche Satzung erschüttert und ist soweit in seinem Wahnsinn gegangen, daß der friedlichen bürgerlichen Tätigkeit Krieg und Verödung Italiens ein Ende machte. — Und noch deutlicher zeigt sich am Ende des ersten Teils der Schrift, der Geschichte der ersten beiden unglücklichen Kriegsjahre, daß er es keineswegs nur gutheißt, daß der superbia und Korruption der Nobilität entgegengetreten wird. Er erzählt dort (c. 40) von der rogatio des Tribunen Mamilius Limetanus, durch die ein besonderes Verfahren gegen die Schuldigen angeordnet wird. Mit ungeheurer Leiden-

schaft wird sie vom Volk durchgebracht: mehr aus Haß gegen die Nobilität, auf die es mit diesen Maßnahmen abgesehen war, als aus Sorge um die res publica, so groß war die Parteileidenschaft. Das Staatsinteresse ist also das Kriterium, nach dem Sallust die politischen Handlungen beurteilt. Und gleich darauf: Wie oft die Nobilität, so hatte damals die plebs, weil sie das Übergewicht hatte, der Übermut gepackt. Und an diese Worte, in denen gerade nicht der Nobilität sondern der plebs die Schuld gegeben wird, schließt eine zwei Kapitel lange Betrachtung über das Eindringen des *mos partium et factionum ac deinde omnium malarum artium* in Rom an, deren wichtigste Sätze diese sind: So wurde alles in zwei Parteien auseinandergerissen, das Interesse der Allgemeinheit, das in der Mitte gelegen hatte, mit Füßen getreten (41, 5). Und: Dies hat noch immer großen Staaten den Untergang gebracht, wenn eine Partei über die andere mit jedem Mittel den Sieg davonzutragen strebt und an dem Besiegten schonungslos Rache nimmt (42, 4). Man pflegt diese Betrachtung einen Exkurs zu nennen, und in der Form gibt sie sich als einen solchen. Tatsächlich läuft in sie der erste Teil der Schrift aus. Sie enthält den Gesichtspunkt, unter dem Sallust die in Rom eingerissene Korruption betrachtet. Dieser Gesichtspunkt ist die res publica. Und wenn die Schuld häufiger auf Seiten der Nobilität zu suchen ist, so liegt das allein daran, daß die Nobilität als festgefügte Partei stärker war, die Macht der plebs, uneinheitlich und zersplittert, da es sich um eine vielköpfige Menge handelte, ihr nicht das Gegengewicht halten konnte (41, 6).

Genau der gleiche Gesichtspunkt der res publica, der *corrupti civitatis mores,* die am Niedergang des Staates die Schuld tragen, beherrscht auch den Catilina. Er wird in ausführlichen Betrachtungen entwickelt. So gleich im Anfang. Die Verschwörung erscheint Sallust denkwürdig *sceleris et periculi novitate* (4, 4). Ihre Darstellung beginnt er mit einer Schilderung der mores des Catilina. Täglich mehr wurde er vorwärts getrieben durch seinen finanziellen Ruin und die Unruhe seines bösen Gewissens (5, 7). Es trieben ihn ferner, *incitabant praeterea corrupti civitatis mores* (5, 8). Mit diesem Satz leitet Sallust zu der Entstehungsgeschichte und Schilderung der allgemeinen Korruption über. Er will sagen, daß auf diesem Boden die Verschwörung erwächst. Dies drückt er unlogisch, aber verständlich genug aus: es trieb ihn die allgemeine Korruption. Von deren Schilderung lenkt er wieder zum Thema, der Darstellung der Verschwörung, zurück mit den Worten (14, 1): *In tanta tamque corrupta civitate* sammelt Catilina seine Schar des Lasters um sich, vor allem die Jugend, von deren besonderer Verdorbenheit unmittelbar vorher die Rede gewesen war (13, 4); es laufen der Fäden mehr hin und her, die die beiden Stücke miteinander verbinden. Diese verdorbene Jugend wartet nur auf einen Führer wie Catilina (cf. 13, 4). Also die Verschwörung ist sozusagen die Pestbeule, in der alle Krankheitsstoffe des Staates sich sammeln und zum Ausbruch kommen.

Eine so eingehende Auseinandersetzung das Folgende auch verlangte, so muß ich mich doch auf ganz knappe Bemerkungen beschränken. Daraus, daß die Verschwörung unter den Gesichtspunkt der Korruption des Staates gestellt ist, folgt, daß sie nicht als der Putsch eines durchgefallenen Kandidaten der Konsularkomitien des Jahres 63 behandelt werden durfte. Also wird ihr letzter Ursprung

weit zurückdatiert: Catilina hatte *post dominationem L. Sullae* die Begierde erfaßt, die Macht an sich zu reißen (5, 6). Sie wird also direkt mit den Bürgerkriegen oder um mit Sallust zu reden, dem mos partium in Beziehung gesetzt. Nachdem die Laster des Catilina und seiner Umgebung breit geschildert sind (c. 14—16), beginnt die Aktion mit einer großen Versammlung (c. 17ff.), bei der Catilina eine programmatische Rede hält (c. 20) und der die gerüchtweise Erzählung von einem schauerlichen Menschenopfer die rechte Farbe gibt (c. 22). Die Namen der senatorischen und ritterlichen Teilnehmer wollen schlecht dazu passen (17, 3f.), überhaupt die historischen Tatsachen, die Sallust natürlich nicht umhin kann zu erzählen. Sie werden dafür auch mit souveräner Gleichgültigkeit behandelt, der Beginn der Verschwörung ein Jahr zu früh angesetzt, auf das Jahr 64 (17, 1), wo Catilina sich zum ersten Mal bewarb. Dies konnte er natürlich nicht tun, ohne schon damals auf die Verwirklichung seiner lang vorbereiteten Pläne hinzuarbeiten. Das leere Jahr von 64 bis 63 wird mit Nichtigkeiten gefüllt (c. 24f.), die Ereignisse nach der zweiten Wahlniederlage roh in Aktionen des Catilina (c. 27f.) und in Gegenmaßnahmen des Senats (c. 23f.) gruppiert, wodurch alles durcheinander gerät. Daß bei dergleichen von Tendenz und bewußter Absicht keine Rede ist, zeigt die Heirat mit Aurelia Orestilla und die Ermordung des Stiefsohns (15, 2), die als wirksames Motiv, als ein Beispiel der mores des Catilina, die ihn zur Tat treiben (15, 3), an den Anfang genommen ist, ebenso wie Sallust im Iugurtha (63, 1f.) das Opfer des Marius in Utica und die Weissagung, die ihm zuteil wird, als passendes Expositionsmotiv am Beginn der Erzählung von Marius' Bewerbung um das Konsulat verwendet. Der erste Teil der Schrift, die Geschichte der Vorbereitungen bis zum offenen Ausbruch der Empörung schließt wie im Iugurtha mit einer allgemeinen Betrachtung über die Lage des Staats in diesem Augenblick (36, 4—39, 5). Daß für die Tätigkeit Ciceros, der übrigens als Hüter der Sicherheit des Staates durchaus mit Anerkennung behandelt wird (23, 5—24, 1; 27, 4), kein besonderes Interesse bestehen konnte, ergibt sich ohne weiteres aus dem Gesichtspunkt, unter dem die Verschwörung betrachtet wird. Dagegen wird man es verstehen, daß Cato eine sehr viel bedeutendere Rolle zugewiesen wird. Er, der Mann strengster Römertugend, war gleichsam ein Symbol der von der Verschwörung bedrohten res publica selbst. Daß ihm Cäsar gegenübergestellt wird, ist eine Tatsache, deren Wichtigkeit ohne weiteres in die Augen fällt. Was sie zu bedeuten hat, wird sich, wie ich hoffe, aus dem gedanklichen Gehalt der Synkrisis der beiden Männer ergeben. In dieser Synkrisis (53, 2—54) gipfelt ja die Schrift. Folglich wird es angemessen sein, ihr besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der gedankliche Gehalt der Synkrisis. Wir wollen uns nicht auf eine Auseinandersetzung mit der Auffassung einlassen, es handele sich in den sogenannten Exkursen um tralatizisches Gut, übernommen etwa von Poseidonios, der auch die *τρυφή* mit dem Niedergang des Staates in Verbindung gesetzt hat und ihn wie Sallust von der Zerstörung Karthagos an datiert[1]), um rhetorische Floskeln, angewandt zu dem Zweck, der Darstellung in der Art hellenistischer Geschichtschrei-

---

1) Siehe hierzu jedoch den Aufsatz Klingners.

bung $\pi\acute{\alpha}\vartheta o\varsigma$ zu verleihen; vielmehr wollen wir versuchen, aus Sallust den Beweis zu führen, daß in den moralisch-politischen Betrachtungen einheitliche und bewußt durchgeführte Gedanken vorliegen, Gedanken übrigens, damit kein Mißverständnis entstehe, die nicht in dem Sinne Sallusts Eigentum sind, daß er zuerst sie gefunden hätte. Sie sind vielmehr teils mit den Grundbegriffen und Ideen des römischen Staates, von der res publica angefangen, gegeben, teils sind sie in dieser Zeit allgemein, weil von den Ereignissen und Tatsachen hervorgerufen. Sie haben also eine sachliche Notwendigkeit. Nur darum aber sind sie von Interesse, nur darum der Analyse zugänglich.

Nicht allzusehr wird man bauen dürfen auf Sallusts Versicherung (53, 2), mit der er die Synkrisis einleitet, daß er bei vielfältigem Lesen und Hören sein Augenmerk in erster Linie auf die Kräfte gerichtet habe, mit denen die gewaltigen Leistungen Roms bestritten worden seien, und bei vielem Nachdenken gefunden habe (53, 4), daß es die hervorragenden Eigenschaften einzelner Bürger gewesen seien, die dies alles zuwege gebracht hätten, obwohl man sicherlich nur mit triftigen Gründen solchen Worten den Glauben versagen darf. Auch die Tatsache der weitgehenden Übereinstimmungen bis in den Wortlaut hinein, die sich zwischen den Urteilen des Sallust feststellen lassen, ist zunächst zu allgemein, als daß man etwas Bestimmtes aus ihr folgern könnte. Aber es gibt Stellen, wo diese Übereinstimmungen besonderer Art sind. In der Rede des Memmius im Iugurtha (31, 14) steht folgender Satz: *quos omnis* (die Optimaten) *eadem cupere, eadem odisse, eadem metuere in unum coegit. sed haec inter bonos amicitia, inter malos factio est.* Das stimmt wörtlich überein mit dem Satz aus der ersten Rede Catilinas (20, 4): *idem velle atque idem nolle ea demum firma amicitia est.* Aus dieser Kongruenz folgt, daß die Rede des Catilina bewußtermaßen als für den Führer einer factio geformt ist, offenbar nach der Theorie des bekannten Topos von den vera und falsa nomina der Dinge (s. z. B. Cat. 52, 11). Nun könnte man vielleicht sagen, daß es sich hierbei nur um eine Angelegenheit der Darstellung handelt. Aber wenn es uns möglich war, das Urteil Sallusts über Marius aus Sätzen, die er über Sulla und Iugurtha ausspricht, völlig sicher zu bestimmen, so läßt sich gegen *diesen* Beweis für die Einheitlichkeit und Bewußtheit der moralischen Werturteile des Sallust nichts mehr einwenden. Einen viel schlagenderen Beweis jedoch bietet eben die Synkrisis zwischen Cäsar und Cato, die uns zugleich um ihrer selbst willen beschäftigen und mitten in die Problematik der Anschauungen des Sallust hineinführen wird.

Um mit einer allgemeinen Bemerkung zu beginnen, so hatten wir schon gesagt, daß es von äußerster Wichtigkeit ist, daß Cäsar — und dies allein macht die Erklärung des Catilina als Rechtfertigungsschrift für ihn hinfällig — gerade mit Cato verglichen wird, und dies nach den Schriften von Cicero, Brutus und Cäsar über ihn, noch dazu in einer Weise, daß trotz aller Anerkennung für Cäsar Cato in dem Vergleich die Palme davonträgt. Dies ist ohne Frage der unmittelbare Eindruck, und es ergibt sich schon daraus, daß Cato jeweils an zweiter Stelle genannt wird. Es läßt sich jedoch beweisen, und zwar dadurch, daß man die moralische Bedeutung der einzelnen Prädikate aus anderen Äußerungen Sallusts und den all-

gemein römischen Anschauungen feststellt. Wenn an Cäsar die misericordia gerühmt wird, daß er den Unglücklichen eine Zuflucht ist, daß es Verzeihen übt (54, 2f.), so wird man nicht vergessen können, daß es die Staatsverbrecher waren, für die er eine Zuflucht hatte sein wollen und an das Wort Catos denken (52, 11): Hier redet mir jemand von mansuetudo und misericordia; wahrhaftig, wir haben schon lange verlernt, die Dinge mit dem wahren Namen zu bezeichnen, und an das Wort des Memmius (Iug. 31, 27. cf. 31, 21): Damit ihr nicht durch Verzeihung gegen die Schlechten die Guten zugrunde richtet. Und vollends wenn von Cato das nihil largiri (54, 3) gerühmt wird, so fällt damit ein ernster Makel auf Cäsar. Man vergleiche etwa Cat. 38, 1: Junge Männer begannen das Volk largiundo aufzuwiegeln, um selbst zu Ansehen und Macht zu gelangen. Eben dies, das Streben nach eigner Macht, ist das Ziel auch der largitio oder, wenn wir es freundlicher ausdrücken wollen, der munificentia, die Cäsar übt. Daß dies auch Sallusts Meinung ist, folgt daraus, daß sie zwischen dem laborare, vigilare und dem Streben nach einem imperium und einem Heer genannt wird (54, 4). Und wie Sallust über die imperii cupido denkt, ergibt sich aus den Worten über Cato (54, 6): *neque factione cum factioso certabat*; am klarsten ist sein Urteil ausgesprochen mit den Worten (38, 3): Seit dieser Zeit (es handelt sich um die Wiederherstellung des Tribunats) haben alle, die sich der Politik gewidmet haben, unter schönklingenden Namen, die einen als Verteidiger der Rechte des Volks, die anderen als Hüter der Stellung des Senats, unter dem Deckmantel des Staatswohles ein jeder nur für seine eigne Macht gekämpft. Und das Ziel und Ergebnis von Cäsars Machtstreben, seine Herrschaft, konnte man nicht anders denn als dominatio, als Tyrannis bezeichnen.[1])

Aber wir können, wie ich glaube, Sallust noch schlagender kommentieren und damit die Bewußtheit seiner Gedanken beweisen durch die Heranziehung einer Stelle aus Cicero de off. I 64f. Cicero spricht dort von der magnitudo oder elatio animi, der Eigenschaft also, die hier von Cäsar und Cato gerühmt wird, und sagt über sie folgendes: Je mehr einer durch magnitudo animi hervorragt, um so mehr wünscht er der erste von allen oder vielmehr der einzige zu sein. Schwer ist es dann, die bürgerliche Gleichheit zu wahren, und es erheben sich im Staat largitores und factiosi, die allein die Steigerung ihrer Macht im Auge haben und lieber durch Gewalt die Oberhand gewinnen als durch Gerechtigkeit gleich sein wollen. Und gleich darauf: Die wahre und dem Weisen angemessene magnitudo animi aber sieht jenes sittlich Gute, das der Natur gemäß und ihr *τέλος* ist, vielmehr in den Taten als in der gloria, *principemque se esse mavult quam videri*. Ich glaube, daß Sallust ganz direkt diese Worte, die übrigens an eine Äußerung des Sokrates bei Xenophon anzuknüpfen scheinen, vor Augen gehabt hat, als er von Cato schrieb: *Esse quam videri bonus malebat: ita quo minus petebat gloriam, eo magis illum sequebatur* (54, 6).

Es wäre nun aber doch unrichtig zu glauben, daß bei der Synkrisis alles Licht auf Cato, aller Schatten auf Cäsar fiele. Die munificentia, die von Cäsar gerühmt wird, ist eine wahrhaft königliche Eigenschaft. So sagt Bocchus (Iug. 110, 5): Für

1) Vgl. z. B. Hist. I 12 *dum pauci potentes, quorum in gratiam plerique concesserant, sub honesto patrum aut plebis nomine dominationes affectabant.*



einen König ist es weniger schimpflich, mit den Waffen als durch munificentia sich besiegen zu lassen. Vor allem fehlen in dem Bild Catos im Gegensatz zu Cäsar alle Züge der Aktivität. Dies muß bei der außerordentlichen Schätzung von industria und labor, die man geradezu die römischen Kardinaltugenden nennen könnte, schon an sich sehr ernst genommen werden. Aber wir können die Bedeutung dieses Mangels ganz genau bestimmen. In der zweiten der Epistulae ad Caesarem senem heißt es (9, 3): Eines Mannes, des Cato, Geriebenheit, Zungenfertigkeit und Schlauheit will ich nicht gering schätzen. Diese Eigenschaften verdankt er der Lehre der Griechen. Aber Tüchtigkeit, Regsamkeit und Energie gibt es bei den Griechen nicht. Ja, sie haben sogar aus Schwäche ihre Freiheit verloren. Und da sollte man nach ihren Grundsätzen ein Reich beherrschen können? Auch Annamaria Holborn hat in ihrer Berliner Dissertation von 1926 (S. 46) auf dieses Argument für die Echtheit der Epistula das größte Gewicht gelegt, ohne doch voll zu erkennen, wie schlagend es ist. Etwas nicht Ausgesprochenes in dem Urteil Sallusts über Cato, das sich uns nur durch sorgsame Interpretation enthüllt hatte, der Mangel an Aktivität, den er an ihm findet, wird durch die Stelle aus der Epistula überraschend bestätigt. So etwas konnte keine imitatio eines Rhetors erreichen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Probleme römischer Ethik diese wenigen Zeilen der Charakteristik des Cäsar und Cato bergen, die Sallust offenbar — und man wird das nicht leicht zu hoch einschätzen können — mit dem vollen Bewußtsein dessen, was er tat, gezeichnet hat. Ihr volles Verständnis wird nur möglich sein, wenn wir die moralisch-politischen Überzeugungen, die ihr zugrunde liegen und die auch die sogenannten Exkurse beherrschen, eingehend untersuchen. Wenigstens mit ein paar Worten muß ich darauf eingehen. Denn es handelt sich um den letzten Gesichtspunkt von Sallusts Schriften. Wir kehren dann noch einmal zur Synkrisis zurück und ziehen aus unsrer Betrachtung für sie die Folgerungen. Zugleich wird sich damit, wie ich hoffe, das Verständnis des Sinnes der ganzen Schrift letztlich erschließen.

Daß wir trotz der Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes, für den vorliegenden Zweck wenigstens, uns kurz fassen können, ist den Arbeiten von R. Heinze und R. Reitzenstein zu danken. Durch sie ist der Begriff der res publica, die auch für Sallust, wie wir gesehen haben, das Kriterium darstellt, nach dem er als Historiker urteilt, und das Verhältnis des Interesses des einzelnen, der res privata, zu dem der Gesamtheit bestimmt worden. Es ist ferner durch die Analyse der Begriffe dignitas und auctoritas gezeigt worden, wie in diesem Staat, der keineswegs durch seine Verfassung, seine Institutionen definiert ist, der einzelne eine ganz persönliche, inkommensurable Stellung und Geltung besitzt. Dies alles hat für Sallust unmittelbare Bedeutung. Denn für ihn, in der Zeit des Niedergangs und der Auflösung der res publica als Idee und Wirklichkeit, ist das Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit, seiner Interessen und seiner Stellung, d. h. sein persönliches Machtstreben, seine ambitio und imperii cupido, das zentrale Problem.

Auf drei Begriffe, die für Sallust im allgemeinen und für die Synkrisis im besonderen von großer Wichtigkeit sind, muß etwas näher eingegangen werden. Die Stellung und Geltung des einzelnen beruht auf seiner Gesamtpersönlichkeit

als Machtfaktor im Staat, im besonderen auf der Gesamtheit seiner Taten und Leistungen, seiner benefacta für die res publica. Wie an einem unsichtbaren Ordensband trägt ein jeder seine sämtlichen Verdienste mit sich. Das ist seine gloria. Daß es aber nicht allein die Verdienste sind, sondern auch Auszeichnungen, wie die Wahl zu Ämtern, die gloria verleihen, schafft das Problem der vera gloria (s. z. B. Iug. 41, 10). Die Nobilität hat die gloria ebensosehr wie den Staatsschatz und die Provinzen mit Beschlag belegt (Iug. 31, 9). Schon dadurch wird deutlich, daß auch sie mit zu den Grundlagen und Formen der Daseinsbehauptung gehört, auf die schlechthin jeder ethische und politische Begriff dieses Volkes bezogen ist. Noch deutlicher wird diese Funktion der gloria durch eine kleine Geschichte aus Tacitus' Annalen (I 79). Man will die Überschwemmungsgefahr des Tiber durch Ableitung seiner Nebenflüsse abwenden. Aber man steht davon ab, denn: auch der Tiber selbst wolle nicht, seiner Nebenflüsse beraubt, minore gloria dahinfließen. Es ist also gleichsam die ideale Existenz selbst, um die es sich handelt. Die Folgerungen für die Synkrisis brauche ich nicht zu ziehen. Wenn man diese Bedeutung und Funktion der gloria bedenkt, wird man aber auch verstehen, warum in den Einleitungen des Sallust dieser Begriff eine so große Rolle spielt und ihm sogar die virtus untergeordnet ist. Die Frage, ob er durch benefacere rei publicae oder als Schriftsteller gloria erwerben soll, ist im Grunde die: wie schaffe ich meinem Leben Existenz, Existenz in der Gesellschaft, die freilich damals schon nicht mehr imstande war, sie dem einzelnen zu garantieren. An dieser Stelle kann sicherlich von einer Entlehnung aus dem Griechischen, die man für die Einleitungen behauptet, nicht die Rede sein.

Auch die Beziehungen von Mensch zu Mensch oder vielmehr von Bürger zu Bürger sind, wie Heinze ausgeführt hat, ganz in den Bereich des Machtgedankens einbezogen. gratia ist die Verpflichtung, die man andern auferlegt hat, also eine moralische Abhängigkeit von Mensch zu Mensch. beneficia und munificentia sind Mittel, mit denen man gegenseitig solche Verpflichtungen schafft, im Grunde sich als der Stärkere ausweist und den andern bindet. Das wird sehr schön deutlich aus einer Stelle der Charakteristik des Sulla (Iug. 96, 2): Er sprach die Soldaten freundlich an, gab vielen auf ihre Bitte, anderen von selbst beneficia, nur ungern nahm er solche an und erstattete sie rascher als eine Schuld zurück, selbst forderte er sie von niemandem ein, strebte vielmehr darauf hin, daß ihm selbst möglichst viele schuldeten.

Wir hatten vorhin industria und labor die römischen Kardinaltugenden genannt. Es wird nun klar sein, warum sie es sind. Es sind die Eigenschaften des pater familias, der unablässig darauf bedacht ist, seinen Besitz zu mehren, des Bürgers, der Tag und Nacht seine Existenz und seinen Machtbereich verteidigt und ausdehnt, vor allem alle seine Kräfte in den Dienst der res publica stellt. Denn dies sind die Tugenden, die auch der Staat von ihm fordert. Die der industria entsprechenden Laster heißen desidia und inertia, luxuria und Hingegebensein an die voluptates. Sie sind es darum, weil sie den Verzicht auf die Daseinsbehauptung und den Machtkampf in sich schließen. Man könnte sie dem 'Verliegen' des Ritters vergleichen, wenn dessen Lebensideal nicht ein so völlig anderes wäre.

Weit sind jedenfalls alle griechischen Anschauungen fernzuhalten. Die römischen Begriffe stehen in einem gänzlich anderen Sinnzusammenhang.

All das hat seinen festen Rahmen und erhält seine richtige Funktion durch die res publica. Als der Staat Aufgabe und Gehalt verliert, bröckelt von dem Gebäude ein Stein nach dem anderen ab, bis es schließlich zusammenbricht. Das ganze Staatswesen war eingestellt und organisiert für den Kampf um die Existenz nach außen. Von dem Augenblick an, wo der letzte gefährliche Feind, Karthago, überwunden war — Sallust (Cat. 10, 1; Hist. I 11, 12) und vor ihm Poseidonios (Jacoby F. Gr. Hist. II A, S. 298 oben) haben völlig recht —, wurden zwar noch weiter Kriege geführt, ja die größten Eroberungen jetzt erst gemacht; trotzdem begann die Maschine irgendwie leer zu laufen. Es war nicht mehr die res publica, die res populi, um die es ging. Das Interesse hatten nur noch die senatorischen Familien und die ritterlichen Kapitalisten. Das römische Volk wurde ausgeschaltet, durfte zuerst noch die Lasten tragen, ohne am Gewinn zu partizipieren, und als es Grund und Boden verloren hatte, boten Getreidespenden und Bestechungen bei der Wahl eine eigentümliche Entschädigung für die verlorene Teilhabe an der res publica. Zugleich begann das Problem des Imperialismus, der Vereinigung von imperium und iustitia, sich zu erheben. Auch dies ist ganz richtig: nur der Kampf und die Furcht vor dem Feinde hatten die bonae artes der Bürgerschaft bewahrt (s. die oben angeführten Stellen). Jetzt waren die Lorbeeren, die man auf dem Schlachtfeld erwarb, nicht mehr durch die Hingabe an die res publica geadelt, folglich schwand die vera gloria. Die Stellung im Staat gewann man nicht mehr durch Verdienste um die Allgemeinheit, die industria fand keine Aufgabe, die es lohnte, und es gab keine Idee mehr, die imstande gewesen wäre, vor dem Hinabgleiten in desidia und luxuria zu bewahren, wenn es nicht der Gedanke an den eignen Vorteil und die eigne Macht tat. Denn nun rächte es sich, daß die Kräfte sich schrankenlos für das persönliche Interesse hatten regen dürfen. Die Privatinteressen, private Machtansprüche und der Ehrgeiz einzelner trugen den Sieg über die res publica davon. Die munificentia verkehrte sich in largitio, das Streben nach honos in ambitio und imperii cupido. Und also, wie wir es schon gehört haben, die Rechte des Volks, die auctoritas des Senats waren leere Namen, jeder kämpfte nur für seine eigne Macht (Cat. 38, 3; Hist. I 12). Dies ist der Zustand, den Sallust schildert, und er hat ihn in seinem Wesen richtig erfaßt. Er darf von sich sagen, daß er wahrheitsgetreu Geschichte geschrieben hat (Cat. 4, 3).

Von hier kehren wir noch einmal zu der Synkrisis Cäsars und Catos zurück. Der eine, Cato, hat sich bewußt in den Dienst der res publica gestellt, er ist vor allem von einer mehr als altrömischen Unbestechlichkeit und Untadelhaftigkeit. Aber seine Tätigkeit ist nur eine negative, ist im Grunde überhaupt keine Tätigkeit. Denn es fehlt ihm jedes positive Ziel. Er verbraucht seine Kraft in einem hoffnungslosen Kampf gegen notwendige Laster. Cäsar hatte alle Eigenschaften, die dem Römer wertvoll scheinen, die königlichen Tugenden der munificentia und der clementia — nur für einen Mann von seiner elatio animi, seiner absoluten Furchtlosigkeit war sie möglich — und die nie rastende Tätigkeit einer unendlichen Kraft. Alle Römergröße war in ihm vereinigt. Er zwang zu der reinen und vollen Bewun-

derung, zu der dieses Volk fähig war, das jede Größe und Autorität als ein Seiendes unumwunden anerkannte, und auch Sallust hat sie ihm im vollsten Maße entgegengebracht. Aber das Ziel all dieser unerhörten Tätigkeit, ein Ziel, das kein äußerlich gewähltes war, sondern ein aus der Natur Cäsars selbst sich entfaltendes, wie der Baum, der den Völkern Schatten gab, unter ihm zu wohnen, negierte die res publica und konnte darum von keinem Römer bejaht werden. Auch Sallust ist zwischen Bewunderung und Verurteilung hin- und hergerissen. Das zeigt, so scheint mir, seine Charakteristik der beiden Männer mit völliger Klarheit.

Dies, glaube ich, ist der letzte Sinn der Synkrisis. Der Catilina beginnt mit der Schilderung der Korruption der mores civitatis, aus der die Verschwörung erwächst. Also der Verfall, ja die Gefahr des Untergangs des Staates ist der leitende Gesichtspunkt, und an dem Höhepunkt der Schrift werden die beiden Männer einander gegenübergestellt, in denen in der Gegenwart noch die Idee und die Kräfte der res publica lebendig waren. Aber dies ist das Tragische: getrennt, und darum war auch von ihnen keine Hilfe zu erwarten, wie Sallust sie noch in den Epistulae von Cäsar erhofft hatte. Hinter der Schrift steht also die innere Beteiligung des Römers an dem Schicksal seines Staates und steht die persönliche Erfahrung eines Mannes, der nach seinem eignen Zeugnis und nach der Tradition mitten in der Korruption darin gestanden hat, eines Mannes vor allem, der ein leidenschaftlicher Anhänger Cäsars gewesen war und der — das hat sich uns ergeben — wie viele andere an ihm irre geworden war.

DIE WELTGESCHICHTLICHE BEDEUTUNG DER KÄMPFE ZWISCHEN ROM UND PERSIEN

VON WILHELM ENSSLIN[1])

Als Herodot aus Halikarnaß aus dem Schicksal seiner Heimat und dem Er lebnis des Kolonialgriechen heraus seine Geschichte schrieb, da verdichtete sich ihm das Nacheinander und Nebeneinander der Geschehnisse zur geschichtlichen Einheit, die er unter dem Gesichtspunkt eines ewigen Kampfes zwischen Hellenen und Barbaren betrachtete.[2]) Und dieser Gedanke macht ihn für uns zum ersten bedeutenden Historiker. Formulieren wir diesen Gedanken etwas anders, so ist es der Kampf von Europa und Vorderasien, den Herodot zum Leitmotiv seines Werkes nahm, ein Kampf, der mehr ist als bloß die politische Auseinandersetzung um Machtfragen, vielmehr der Zusammenstoß zweier Kulturwelten: in Asien die persische Großmacht, erfüllt von der Idee des Universalreiches und zugleich Erbe und Trägerin der orientalischen Kulturen[3]), im Westen Griechenland, das in der Abwehr der Perser neben der politischen seine kulturelle Freiheit behauptet hatte. Damit schien der Gegensatz der beiden Welten gesteigert und verewigt, bis der Siegeszug

1) Vortrag, gehalten auf der 16. Versammlung deutscher Historiker zu Graz am 20. September 1927.

2) Vgl. E. Täubler, Tyche S. 66.

3) E. Kornemann, Die röm. Kaiserzeit in Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft III² 298.

Alexanders mit einem Schlage die getrennten Welten vereinigte. Durch seine Eroberung des Achämenidenreiches hat der große Makedone für lange Zeit das kulturelle Übergewicht des Westens besiegelt[1]), aber doch mit seiner Politik der Ausgleichung, die aus der Übernahme der Universalreichsidee folgte, ebenso eine orientalische Bewegung vorbereitet, die wir in dem, was J. G. Droysen Hellenismus nannte, sich auswirken sehen.

Doch die politische Sicherung der Eroberung wurde durch den frühen Tod Alexanders jäh unterbrochen. Zwar blieb die Ausbreitung des Hellenismus im Fortschreiten, auch als die Diadochen sich um das Erbe ihres Königs stritten.[2]) Aber diese Kämpfe, vor allem die Rivalität der Seleukiden und Ptolemäer führten zu einer politischen Reaktion des Orients; die Verlegung des Schwerpunktes der Seleukidenmacht ins westliche Syrien begünstigte die Entstehung des parthischen Reiches der Arsakiden. Zwar blieb kulturell der Gegensatz von Orient und Okzident auch weiterhin dadurch gemildert, daß auch der neue Staat, der seine Hauptstadt schließlich nach Ktesiphon, also nach Mesopotamien verlegte, in seinen Herrschern und der Oberschicht vom Hellenismus nicht unberührt blieb.[3]) Aber der politische Antagonismus von Ost und West war wieder gegeben, in dem endlich das Römerreich die Rolle des Vorkämpfers für den Westen übernehmen mußte. Lange genug hatte die Senatsmehrheit sich dagegen gesträubt. 'Man fühlte sich', wie Werner Schur es formulierte[4]), 'noch keineswegs als ein Glied der hellenistischen Staatenwelt und hatte noch kein Bewußtsein der politischen Gemeinbürgschaft mit dem hellenistischen Kulturkreise.' Und doch galt von der Zeit an, da Roms Kampf um die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeerbecken sich vollendete, was Polybios in die Worte faßte:[5]) 'Von jetzt an erscheinen die Teile der Geschichte wie zu einem Organismus vereinigt; was in Afrika und Italien geschieht, verbindet sich mit dem, was in Asien und Griechenland sich ereignet, und die Beziehung aller Geschehnisse findet sich zu *einem* Endziel zusammen.' Die römische Geschichte wurde so dem Griechen zur Universalgeschichte; und es trug ihn dabei die Überzeugung, daß es Roms Bestimmung sei, die Oikumene zu beherrschen. Vom Scipionenkreis mag ihm dazu der Anstoß gekommen sein, aber er hat die Welt mit dem Gedanken erfüllt. Pompeius war es dann, der diesen Gedanken in die politische Praxis übersetzte, als er im Verfolge des dritten Mithridatischen Krieges durch Einbeziehen der Reste des Seleukidenreiches in das Imperium Romanum den Partherplan einer Wiederherstellung der Achämenidenmacht durchkreuzte und damit Rom zum Gegenspieler des iranischen Reiches machte.[6]) Der Hellenismus hatte den Römern den vom Osten stammenden Gedanken des Universalreiches vererbt, aber im Osten war derselbe Gedanke im Partherreich noch lebendig, wennschon die römische Politik

1) E. Kornemann, aO. S. 299.

2) Eduard Meyer, Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien, Berlin 1925, S. 14.

3) E. Kornemann, aO. S. 299. 4) Neue Jahrb. 1926 S. 270.

5) Polybios I 2: *ἀπὸ δὲ τούτων τῶν καιρῶν οἱονεὶ σωματοειδῆ συμβαίνει γίγνεσθαι τὴν ἱστορίαν, συμπλέκεσθαί τε τὰς Ἰταλικὰς καὶ Λιβυκὰς πράξεις ταῖς τε κατὰ τὴν Ἀσίαν καὶ ταῖς Ἑλληνικαῖς καὶ πρὸς ἓν γίγνεσθαι τέλος τὴν ἀναφορὰν ἁπάντων.* Vgl. E. Täubler, Tyche S. 83.

6) W. Schur, aO. S. 271.

die Großmachtstellung dieses Gegners nicht anerkennen wollte. Die Zufallsgrenze, wie sie Pompeius geschaffen hatte, bildete vor allem mit Armenien als Zankapfel für die Zeit des Prinzipats den Ausgangspunkt der römischen Orientpolitik. Das Auf und Ab dieser Kämpfe soll hier nicht weiter verfolgt werden. Ich kann dabei auf Werner Schurs Arbeiten zur Orientpolitik Roms verweisen.[1]) Die zweifellose Überlegenheit der römischen Macht war in der Orientfrage zumeist durch innerpolitische Erwägungen oder Hemmungen paralysiert, bis gerade dann, als mit Septimius Severus wieder einmal ein energischer Vorstoß ostwärts eingesetzt und das Partherreich in höchste Bedrängnis gebracht hatte, eben dadurch der Anstoß zu einer folgenschweren Umgestaltung im Bereiche der iranischen Welt gegeben war und so bald darauf die Sasanidenherrschaft der Neuperser die Lage im Osten grundlegend änderte.

Wir haben uns als Aufgabe gestellt, die weltgeschichtliche Bedeutung der Kämpfe zwischen Rom und Persien in kurzen Strichen zu zeichnen, die weltgeschichtliche Bedeutung, die darauf beruht, daß Wirkungen nachzuweisen sind, die über das Augenblickliche und Einmalige hinaus, das sich an den beiden Gegnern auswirkte, die weitere Entwicklung des Weltgeschehens hemmend und fördernd in neue Bahnen lenkte. Nicht von der kulturellen Auseinandersetzung zwischen Orient und Okzident soll hier die Rede sein, wenngleich auch für eine politische Geschichtsbetrachtung sich dies Element nicht ganz wird ausscheiden lassen. Hat man doch mit Recht gemeint, 'im kleineren Maßstab mögen noch die Züge Chosraus II. und des Heraklius eine ähnliche Bedeutung gehabt haben wie die Züge Alexanders des Großen, wenigstens im Hinblick auf die Herstellung einer einheitlichen, wenn auch gemischten Zivilisation'.[2]) Wie stark der orientalisch-abendländische Kulturzusammenhang sich auswirkte, ist in der letzten Gelehrtengeneration ja oft genug betont worden. Ich darf, um nur einige Namen zu nennen, an die Arbeiten von Fr. Cumont, Joh. Geffcken, Rich. Reitzenstein erinnern oder an die von Orientalisten wie C. H. Becker oder H. H. Schaeder, nicht zu vergessen den knappen, meisterhaften Abriß von E. Kornemann in den Gesichtspunkten und Problemen seiner Römischen Kaiserzeit[3]), wo er dem 'Iranismus', nach einer Bezeichnung, die Fr. Cumont prägte, seine besondere Rolle zuweist. Von der politischen Seite soll die Frage hier noch einmal angegriffen werden.

Hier wie dort stellt sich die epochemachende Bedeutung der Entstehung des neupersischen Sasanidenreiches in den Vordergrund. Noch einmal hatte Septimius Severus die Kräfte seines Reiches zusammengefaßt, um dem Osten die Überlegenheit der römischen Waffen zu zeigen. Er hat durch Einbeziehen von Mesopotamien bis Nisibis hin die Grenzen geschaffen, die in den nächsten Jahrhunderten mit wenigen Schwankungen das Reich vom Osten trennten. Aber wie schon angedeutet,

---

1) W. Schur, Die Orientpolitik des Kaisers Nero, Klio Beiheft XV (N. F. Heft II); derselbe, Die orientalische Frage im römischen Reiche, Neue Jahrb. 1926 S. 270ff. Vgl. auch Adolf Günther, Beiträge zur Geschichte der Kriege zwischen Römern und Parthern, Berlin 1922.

2) C. H. Becker, Der Islam als Problem in 'Der Islam' I (1910) S. 15 = Islamstudien I (1924) S. 17.

3) Gercke-Norden, Einleitung III² 298—306, 'Neurom und Neupersien'.

gerade diese starke Erschütterung des Partherreiches und dann die Behandlung der Arsakidendynastie durch Caracalla bildeten den Anstoß zu der nationalen Erhebung des Ardaschir, des Pabak Sohn, der von der Persis aus sich gegen den Arsakiden Artabanos erhob und nach dessen Sturz an der Stelle des schwachen Partherreiches mit einem Schlag einen jugendfrischen kraftvollen neuen Staat erstehen ließ; das in einer Zeit, da Rom schon im Westen und an der Donau in der neugesammelten Volkskraft der Germanen einen gefährlichen Feind an seinen Grenzen stehen hatte und bald im Innern einer Revolutionszeit entgegengehen sollte, die fast ein halbes Jahrhundert lang die Grundfesten des Reiches erschütterte. Mit dem Sasanidenreiche trat an die Stelle einer defensiven Politik des Ostens die Offensive. Ardaschir trat als der Erbe des Machtanspruches der Achämeniden auf und war gewillt, neben den Universalreichanspruch Roms den seines neuen Staates zu stellen. Was einst Augustus durch eine diplomatische Lösung der Ostfragen zu vermeiden gesucht hatte, einen etwaigen Zweifrontenkrieg, sehen wir gleich zu Beginn der Neugestaltung im Osten für Rom auftauchen.[1]) Im ersten Perserkrieg[2]), den Severus Alexander zu führen hatte, gelang es zwar, den Angriff der Perser zurückzuwerfen, aber um Angriffen der Germanen auf Rhein- und Donaugrenze zu begegnen, mußte er den Krieg abbrechen. Diese Doppelbelastung der Reichskraft ist von größter Bedeutung geworden; ein Glück nur, daß auch das Perserreich nicht immer seine ganze Kraft gegen den westlichen Gegner einsetzen konnte, weil auch ihm im Laufe der nächsten vier Jahrhunderte, die zu überblicken wir uns anschicken, wechselnde Gegner an seiner Nordostgrenze erstanden.

Was aber hatte zunächst dem Neuperserreiche seine große Stoßkraft gegeben? Es war hervorgegangen aus einer nationalen und religiösen Reaktion gegen das vom Hellenismus stark beeinflußte Arsakidenreich. Die Religion Zarathustras, die sich in der Persis in reinerer Form als sonstwo erhalten hatte, wurde in vermeintlich alter Reinheit wieder hergestellt[3]) und zur Hauptträgerin des neuen Staatsgefühls gemacht. Machtpolitisch aber wollte man die Grenzen des alten Perserreiches wieder herstellen. Es ist in der Tat so, wie Ranke in seiner Weltgeschichte sagt[4]): 'Dabei treten die ältesten Völkerberührungen, welche die Historie kennt, wieder hervor. Der vornehmste Gegensatz knüpft an den Kampf zwischen Griechen und Persern an, welchen Herodot beschreibt'; nur daß immerhin jetzt statt des vielfach zersplitterten Griechentums, das zur Zeit des Königsfriedens etwa dem alten Perserreich den Triumph, als wirklich einzige Großmacht dazustehen, gebracht hatte,

1) W. Schur, Neue Jahrb. 1926 S. 273.

2) Zu den Perserkriegen verweise ich auf Th. Nöldeke, Geschichte des Reiches der Sâsâniden in den Aufsätzen zur Persischen Geschichte, Leipzig 1887. P. Sykes, A History of Persia I, 2. Auflage 1921 S. 391ff.; ferner die Abschnitte in O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt I. IV—VI. J. B. Bury, History of the later Roman Empire from the death of Theodosius I. to the death of Justinian I. und II., London 1923. Ch. Diehl, Justinien et la civilisation byzantine, Paris 1901, S. 208ff. N. H. Baynes in Cambridge Medieval History II (1913) S. 263ff.; dazu E. Stein, Studien zur Geschichte des Byzantinischen Reiches vornehmlich unter den Kaisern Justinus II. und Tiberius Constantinus, Stuttgart 1919, und Geschichte des Spätrömischen Reiches I, Wien 1928.

3) Eduard Meyer, aO. S. 81. 4) V 1 S. 4.

dem neuen Persertum doch eine Macht gegenüberstand, die aus einer jahrhundertelangen Tradition heraus auch in Zeiten höchster Not nie den Machtwillen verlor, ihren Besitz im Osten zu behaupten. Wohl schien es fürs erste, daß durch die Usurpationswirren im Römerreich die Perser freie Hand haben sollten. Hatte Ardaschir seine Macht über Armenien ausgedehnt, so fiel sein Sohn Schapur I. nach siegreicher Abwehr eines Aufstandsversuches der Armenier in Mesopotamien ein, nahm Nisibis und rückte, ohne wesentlichen Widerstand zu finden, nach Syrien vor. Doch unter Gordian III., tatsächlich unter seinem Prätorianerpräfekten Timesitheus wurden die Perser bei Resaina geschlagen und das Verlorene zurückgewonnen. Doch als im weiteren Verlauf des Feldzugs der Nachfolger in der Präfektur, Philippus, auf dem Marsch nach Ktesiphon bei Zaitha am Euphrat den Kaiser ermorden und sich selber zum Kaiser machen ließ, schloß er zur Sicherung seiner Kaiserwürde im J. 244 mit den Persern Frieden. Der Frieden ermöglichte es Philippus, sich gegen die Feinde an der Donau, die Goten und ihre Verbündeten, zu wenden. Doch bald darauf verlor er Kaiserthron und Leben im Kampf mit Decius.

Decius hat nun zur Stärkung seiner Stellung und zur Konsolidierung seines Reiches einen Gedanken aufgegriffen, der ihm das Wesen von der Überlegenheit des Perserreiches auszumachen schien. War doch dort die Selbständigkeit der einzelnen Landschaften vor der zentripetalen Bewegung, die von der Staatsreligion ausging, zurückgetreten. Die Einheit der Religion schien die Kraft des Staates zu verbürgen. So versuchte jetzt Decius auch, an die Stelle der nationalen Einheit des Volkstums die Einheit der Religion als feste Grundlage des Staates zu schaffen, indem er das Heidentum als Einheit zusammenfaßte und im Kampf für diese Vereinheitlichung zur systematischen Verfolgung des Christentums schritt. Es ist Eduard Meyer[1]), der in seinem Vortrag auf dem vorletzten Historikertag in Frankfurt auf dieses Problem hinwies und das Vorgehen des Decius als aus der vom Osten stammenden Anschauungswelt hervorgegangen bezeichnete. Wir dürfen hierin eine aus politischen Gründen erfolgte Übernahme östlicher Verhältnisse und Vorbilder sehen. Wie so oft schon in seiner Geschichte suchte auch hier Rom von seinem Gegner zu lernen. Daß bei der kurzen Regierungszeit des Decius seinem Bestreben der Erfolg versagt blieb, daß er dabei auch die Widerstandskraft des Christentums unterschätzt hat, ist zuzugeben. Aber der Gedanke war einmal in das politische Denken des Kaiserreiches hineingetragen und ist wieder und wieder aufgetaucht — Valerian, Aurelian, Diokletian wären hier zu nennen —, bis dann Konstantin, der große Neuerer und Vollender, ihm zum entscheidenden Sieg verholfen hat, nur daß er das Christentum zur Stütze des Staates und der Kaisermacht nahm. Wenn irgendwo, so haben wir hier eine weltgeschichtlich eminente Wirkung des Kampfes der beiden Großmächte. Das Vorbild, welches das Sasanidenreich, das zugleich eine Kirche war, gegeben hatte, ahmte im Kampfe um die Weltherrschaft das Römerreich alsbald nach. Und Staat und Kirche bleibt eines der Leitmotive durch alle Folgezeit im europäischen und doch wohl auch in gewissem Sinn ebenso in dem

---

1) aO. S. 79.

eng mit ihm verbundenen, weil aus denselben Wurzeln mit ihm erwachsenen islamischen Kulturkreise.[1])

Durch die dauernde Berührung mit einem Gegner, dessen Macht man wiederholt zu spüren bekam, wurde der Blick der führenden Männer im Westen für mancherlei Einrichtungen des Sasanidenreiches auch sonst geschärft, die man für sich selber beim Neubau des Reiches politisch auszuwerten suchte. Wir müssen dabei immer im Auge behalten, daß ja die Beziehungen zum Osten nicht erst im dritten nachchristlichen Jahrhundert einsetzten, aber daß jetzt die mancherlei längst bestehenden Verflechtungen ein neues Gesicht und einen neuen Sinn bekamen. Schon vor Diocletian hatte das Kaisertum — das hat E. Kornemann wiederholt ausgesprochen[2]) — in seiner Entwicklung zur absoluten Monarchie eine theoretische Grundlegung erfahren, die an die mazdaistische Lehre anknüpfte. F. Cumont[3]) hat darauf hingewiesen, wie zu dem von der Achämenidenherrschaft durch Vermittlung der Reiche Alexanders und der Diadochen übernommenen Symbol der Herrschermacht, dem immer flammenden Herde im Kaiserpalast und der Strahlenkrone, wie sie schon Nero trug, vor allem aber auch die Kaiser des dritten Jahrhunderts, nun noch der ständig wiederkehrende Titel *pius, felix, invictus* getreten ist. Gerade in der Zeit, da die Kaiserwürde nicht mehr durch eine gesicherte staatsrechtliche Theorie oder durch eine irgendwie geartete Erbfolge in ihrer Übertragung gestützt wurde, brauchte man eine Bestätigung des Herrschaftsanspruches durch die göttliche Hilfe mehr als je, durch die göttliche Hilfe, die im Siege sich erweist. Wenn dabei der Invictustitel auch an den im Heer weitverbreiteten Herkuleskult mit anknüpfen konnte[4]), so trug das nur dazu bei, daß die neue Titulatur sich rasch einbürgerte, schließt aber nicht aus, daß sie von den Trägern des Titels dem orientalischen Vorstellungskreis entnommen ist. Und ganz deutlich haben wir für die seit Diokletian sich auswirkende Hof- und Reichsreform die Vorbilder im Osten zu suchen. Schon seinen Zeitgenossen und den Zeiten bald nach ihm ist aufgefallen, wie stark bei ihm und seinen Nachfolgern, fassen wir zusammen, wie stark in der diokletianisch-konstantinischen Reform der Bruch mit der Vergangenheit und die Angleichung an den Orient war.[5]) Das Zeremoniell, die Hoftracht, schließlich auch das Diadem, die peinliche Gliederung des Hofstaates sind übernommenes Gut.[6])

---

1) Anders C. H. Becker, Der Islam im Rahmen einer allgemeinen Kulturgeschichte, ZDMG 76 (N. F. 1) S. 18ff. = Islamstudien I 37.

2) Die römische Kaiserzeit in Gercke-Norden III² 301 und Vom antiken Staat, Breslauer Universitätsschriften 1 (1927) S. 25.

3) Die Mysterien des Mithra, deutsch von G. Gehrich, 3. Aufl., besorgt von Kurt Latte (1923) S. 84ff.; vgl. F. Drexel, Zum kaiserl. Hofzeremoniell, Philol. Wochsch. 1926, S. 157ff. und Walter Otto, Zum Hofzeremoniell des Hellenismus in *'Επιτύμβιον* für Swoboda, Prag 1927, S. 194ff.

4) Kurt Stade, Der Politiker Diokletian und die letzte große Christenverfolgung, Diss., Frankfurt 1926, S. 117.

5) Lactantius, De mortib. persec. 21, 2; vgl. Aurelius Victor 39, 4. 41, 14. Eutrop IX 26 = Ammian. XV 5, 18; vgl. Stade S. 53 A. 2.

6) E. Kornemann, Einl. S. 301f. und Vom antiken Staat S. 27 mit Anm. 1, wo die Literatur vermerkt ist. Zum Staat der Sasaniden verweise ich auch auf A. Christensen, L'empire

Jetzt wird die *adoratio*, die Proskynese, vorgeschrieben, der niemand sich entziehen kann, der deutlichste Ausdruck dafür, daß im Herrscher ein Übermenschliches verehrt wurde, wenn nicht ein Gott, so doch ein von der Gottheit mit besonderen Kräften und Gnaden ausgezeichnetes Wesen. In dieser Form konnte die Kaiserverehrung auch in dem christlich gewordenen Reiche weiterwirken.[1]) Alles, was mit des Kaisers Person zusammenhing, war *sacrum* oder *divinum*, im griechischen Sprachgebrauche *θεῖον*. Und wo Vegetius[2]) von der Verpflichtung des Soldaten gegenüber dem Kaiser spricht, findet er Worte, die diesen himmelhoch über die Menschen hinausheben: *Iurant 'per deum et Christum et sanctum spiritum et per maiestatem imperatoris, quae secundum deum generi humano diligenda est et colenda. Nam imperator cum Augusti nomen accepit, tamquam praesenti et corporali deo fidelis est praestanda devotio, impendendus pervigil famulatus. Deo enim vel privatus vel militans servit, cum fideliter eum diligit, qui deo regnat auctore.* Und wenn wir später in den prächtigen Mosaiken von San Vitale in Ravenna Justinian und seine Gemahlin Theodora mit dem Nimbus geschmückt sehen, so haben wir hier den bildgewordenen Ausdruck jener Vorstellungswelt, die im Gottesgnadentum weiter ihren Weg in der Weltgeschichte nahm, derweilen dann die Kirche selbst in dem monarchischen Streben, das ihr vom Römerstaate, nach dem sie sich gebildet, blieb, ihr Oberhaupt zum Stellvertreter Gottes auf Erden machte. Noch Theodor Nöldeke hatte in seiner Chronik des Tabari[3]) bei den vielfachen Parallelen, wenigstens was Rang- und Titelwesen am Römer- und Perserhofe betrifft, annehmen zu sollen geglaubt, daß die Römer die Gebenden seien. Die Anschauung hat sich mit Recht[4]) geändert, und neuerdings versuchte Einwände[5]) sind nicht geeignet, die eklatanten Übereinstimmungen durch eine Parallelentwicklung aus römischer Wurzel zu erklären, zumal wir im Verlauf der weiteren Entwicklung noch unmittelbare Beweise für das Entlehnen politischer Einrichtungen aus dem Osten beibringen können. Mag in Diokletian mit einer Neigung zu orientalisch-persischen Ideen und Formen noch ein starker konservativer Hang zum Romanismus[6]) sich gepaart haben, der in seiner Auswirkung noch dem byzantinischen Reiche sein Kolorit gab und um so eher geben mußte, als ja das östliche Gut nicht in ein Vakuum übernommen wurde, sondern sich mit dem vorhandenen römischen weithin verband[7]): mit Konstantin ging die Entwicklung weiter in der Bahn einer Angleichung an den Osten, vor allem auch in seinem Bestreben, eine Erbdynastie zu errichten.

Aber außer den zur Festigung und Heraushebung der Kaiserstellung getroffe-

---

des Sassanides. Le peuple, l'état, la cour, Kopenhagen 1907; vgl. auch Ernst Stein, Byz. Neugr. Jahrb. I 50ff. und Geschichte des Spätrömischen Reiches I 102.

1) Vgl. dazu L. Bréhier und Pierre Batifoll, Les survivances du culte impérial romain, Paris 1920 und Ch. Diehl, Histoire de l' empire byzantin S. 3; vgl. J. Maurice, Constantin le Grand S. 72.

2) II 5. 3) Leiden 1879 S. 8 A. 3.

4) E. Kornemann, Einleitung S. 301. und Vom antiken Staat S. 26. 5) Stade S. 56.

6) Darüber handelt sehr gut Stade S. 66ff.; vgl. E. Schwartz, Konstantin, 'Meister der Politik' I 173ff.

7) E. Stein, Byzant. Neugr. Jahrb. I 86f.

nen Maßnahmen haben wir noch weitere in der diokletianisch-konstantinischen Zeit sich auswirkende unmittelbare Folgen der Perserkriege. Was mit Gallienus anfing, haben Soldaten wie Diokletian und Konstantin zum Abschluß gebracht, nämlich die durch den Zweifrontenkrieg gegen Germanen und Perser nötig gewordene bedeutende Steigerung der Heeresmacht. Diese Maßnahmen führten aber zwangsläufig zu einer gewaltigen Steigerung der den Untertanen auferlegten Lasten, die in dem durch das ungeheuerliche Revolutionszeitalter des III. Jahrh. zerrütteten und ausgesogenen Lande nur mit stärksten Zwangsmaßregeln durchzuführen waren. Für das römische Ägypten hat einmal Rostovtzeff[1]) den Satz geprägt: 'Wie in der ptolemäischen so auch in der römischen Zeit hat das Prinzip: der Untertan ist für den Staat da, nicht der Staat für den Untertan, volle Geltung', ein Prinzip, von dessen Auswirkung für Ägypten bis ins IV. Jahrh. Friedrich Oertel in seiner Liturgie[2]) ein erschütterndes Bild gezeichnet hat. Dies orientalisch-hellenistische Prinzip wurde unter dem Druck der Verhältnisse nur immer mehr gültig. Und wenn Rostovtzeff in 'The social and economic history of the roman empire'[3]) von Diokletian und Konstantin sagt: 'Sie opferten sicherlich gegen ihren Willen die Interessen ihrer Untertanen der Erhaltung und Rettung des Staates', so ändert das nichts an der Tatsache, daß unter dem Druck der äußeren Verhältnisse eine Zwangsreglementierung stattfand, die dadurch nicht weniger drückend war, daß die Kaiser nicht müde wurden, die Wohlfahrt der Gesamtheit für den Staatszweck zu erklären. An Stelle der bürgerlichen Selbstverwaltung, wie sie dem antiken Staatsgedanken eignete, tritt eine staatssozialistische Zwangsorganisation mit einer bureaukratischen Bevormundung der Untertanen.[4]) Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Ausgestaltung der nachdiokletianischen Reichsverwaltung im einzelnen zu zeichnen. Nur auf das sei hingewiesen: wir finden sie verzeichnet im Rechte der absoluten Monarchie, im Codex Theodosianus und im Codex Iustinianus, und dieser hat nach der Rezeption des römischen Rechtes nicht unwesentlich zur Ausbildung des westeuropäischen Absolutismus beigetragen.

Gleichzeitig mit dieser Gestaltung des Neubaus oder vielleicht besser des Notbaus des Reiches ergab sich eine Verlegung des Schwergewichtes nach dem Osten. Schon Diokletian hatte sich als Sonderherrschaftsgebiet den östlichen Reichsteil gewählt, nicht, wie man wohl gemeint hat[5]), weil er sich den bequemsten Reichsteil vorbehalten wollte, sondern weil er hier der Persergrenze nahe war. Hier war ein gleichwertiger Gegenspieler, gegen den man mit den Waffen überlegener Diplomatie ankämpfen mußte, nicht bloß mit der Schärfe des Schwertes. Im Westen, den vordringenden Germanen gegenüber schien eher ein Schlagetot von Maximians Kaliber am Platze. Aber wieder ist erst Konstantin 'der rücksichtslose Neuerer', als den

---

1) Studien zur Geschichte des Kolonats. 1. Beiheft zum Archiv für Papyrusforschung (1910) S. 205.

2) F. Oertel, Die Liturgie, Studien zur ptolemäischen und kaiserlichen Verwaltung Ägyptens, Leipzig 1917. Derselbe, Neue Jahrb. 1920 XLV 361 ff.

3) S. 454.

4) M. Gelzer, Altertumswissenschaft und Spätantike, Hist. Zeitschr. CXXXV 186.

5) Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt I 32.

ihn E. Schwartz bezeichnete.[1]) Er schuf die neue Reichshauptstadt, deren Begründung gleichsam ein Symbol für die vollendete Neugestaltung des Reiches sein konnte. Die Wahl von Byzanz war dabei nicht zuletzt von außenpolitischen Gesichtspunkten geleitet.

Freilich erst im letzten Regierungsjahre Konstantins kam es wieder zum Krieg mit Persien. Der Feldzug, den Narseh anfänglich siegreich gegen den Cäsar Galerius geführt hatte, war 297 zu seinen Ungunsten ausgegangen und hatte Rom neuen Gebietszuwachs bis über den oberen Tigris hinaus gebracht, auch eine Verschiebung der Grenzen des Rom befreundeten Armenien und die Anerkennung von Roms Oberhoheit über Iberien am Kaukasus. Doch mit Schapur II., der seinem Vater Hormizd 309 in der Regierung folgte, bekam Persien wieder einen Herrscher, der zu wirklicher Bedeutung sich erhob. Kaum hatte er die Zügel der Regierung selbst ergriffen, da strafte er die Araber, die seine Minderjährigkeit zu Angriffen auf das Perserreich ausgenützt hatten. Dieser Herrscher war nicht geneigt, die Ansprüche des Konstantin auf eine Art Protektorat über die Christen, so vorsichtig es auch formuliert war, anzuerkennen. Außerdem war ein persischer Prinz Hormizd, der als Prätendent auftrat, zum Römerkaiser geflohen und ehrenvoll von ihm aufgenommen worden. Das gab Konfliktsmöglichkeiten, zumal Schapur II., wenn einer von den Sasaniden die Universalmonarchie der Achämeniden sich zum Vorbild nahm und 336 geradezu die Herausgabe seiner westlichen Provinzen vom Kaiser forderte. Andererseits scheint Konstantin noch einmal den Plan einer Angliederung der östlichen Macht ins Auge gefaßt zu haben. Denn als er zum Perserkriege rüstete, hatte er seinem Neffen Hannibalianus den Titel 'König der Könige' verliehen, worin Seeck[2]) mit Recht auf den Osten zielende Machtansprüche des Kaisers erkannte. Doch der Tod raffte den Kaiser hinweg, als er zum Perserkrieg aufbrechen wollte, und statt der geschlossenen Macht des Reiches unter der Führung des kriegsgewaltigen Konstantin fand Schapur den jungen Konstantius, der sich infolge der Reichsteilung zunächst nur auf die Kräfte des kleineren östlichen Reichsteiles stützen konnte, als Gegner. Dazu traten dann die Zwistigkeiten der Kaisersöhne, Germaneneinfälle und Usurpationen hemmend auf, so daß sich das Römerreich im Osten in die Defensive gedrängt sah. Erst Julian, sonst durchaus ein Gegner seines Oheims Konstantin, nahm dessen Angriffsplan wieder auf; aber der Verlauf seines Feldzuges, die gründliche Verheerung des durchzogenen Gebietes zeigt doch, daß er nicht an eine dauernde Eroberung dachte; er wollte nur dem angriffslustigen Perser zur Warnung einen empfindlichen Schlag versetzen. Und das gelang trotz dem für die Römer schlimmen Ausgang dieses Feldzugs von 363, der unter Jovian zum Verzicht auf die diokletianischen Eroberungen und auf die starke Grenzfestung Nisibis führte. Denn unter Valentinian und Valens, den sein Bruder im Osten als Mitregenten eingesetzt hatte, war doch Schapur vorsichtiger geworden. Aber die angedeutete Gewaltenteilung erweist sich doch wieder als unter dem Zwang der vom Osten drohenden Gefahr vollzogen. Und wenn auch diese Teilung keineswegs rechtlich eine Trennung des Ostens vom Westen bedeutete

---

1) Kaiser Konstantin und die christliche Kirche S. 11. 2) aO. IV 7 und 26f.



und noch lange nicht bedeutet hat, so war doch damit tatsächlich der Weg aufs neue beschritten, den die weitere Entwicklung ging. Für den jeweiligen Herrscher der östlichen Reichshälfte war außenpolitisch die Perserfrage immer von entscheidender Bedeutung; und da ihm auch der Reichsschutz an der unteren Donau zufiel, war er nach wie vor nach zwei Fronten hin in Anspruch genommen. Der Westen aber verlor in den kommenden Zeiten um so mehr das Gefühl für die Zusammengehörigkeit mit dem Osten, je mehr das Blickfeld im Verfolge der großen Völkerbewegung nur auf die eigenen Grenzen und das eigene Gebiet beschränkt war und je weniger die eigene Inanspruchnahme die Möglichkeit bot, sich um die Geschicke des Ostens tätig zu kümmern. Und bei aller schicksalhafter Verbundenheit, die ja immer wieder zu praktischer Einwirkung von Konstantinopel her nach Rom und Ravenna führte, war die eigene Not und der Selbsterhaltungstrieb oft gerade im entscheidenden Augenblick stärker und führte so zusammen mit anderen Gründen zu einer wachsenden Entfremdung. Gerade unter Valens wirkte sich ja zuerst der Vorstoß der Hunnen nach Westen aus. Die Goten, die der Kaiser kurz zuvor noch bekämpft hatte, baten um Aufnahme ins Reich. Und Valens gewährte, wie uns Ammian berichtet[1]), ihre Bitte, weil er sich einreden ließ, daß er auf diese Weise in ihnen Föderaten, billige Soldaten, bekommen könne, wir fügen hinzu, die er im Kampfe gegen die Perser, den er gerade, freilich nicht sehr energisch, führte, brauchen konnte. So hat der Gedanke an den Ostschutz dem Kaiser Zugeständnisse abgelockt, die zu Beginn der Völkerwanderungszeit zu Ereignissen führten, die von entscheidender Bedeutung für deren Ablauf werden sollten. Bei den Verhandlungen, die Valens nach schwächlicher Kriegführung mit Schapur II. aufnahm, sehen wir zugleich, wie das Auf und Ab der Gotengefahr sich auswirkte. Die enge Verstrickung der Geschicke des Reiches in die Umklammerung durch Perser und Germanen ist hier gleich zu Beginn der Völkerwanderungszeit besonders augenfällig.

Im Jahr nach der Schlacht bei Adrianopel starb Schapur II. sehr zur rechten Zeit für die Römer; denn seine schwachen Nachfolger nützten die gefährdete Lage ihres Feindes nicht aus. Ja Theodosius I. konnte im J. 384 sogar einen Vertrag erzielen, der ihm den römerfreundlichen Westen Armeniens brachte, während der größere Ostteil an Persien fiel. Der Frieden dauerte. Und ohne Gefährdung vom Tigris her konnte Arkadius die schweren Zeiten überstehen, die mit Alarichs Vorgehen zunächst über seine Reichshälfte hereinbrachen. Das gute Verhältnis der beiden Großreiche, die doch allmählich gelernt hatten, sich als gleichberechtigt anzuerkennen, hat sogar dazu geführt, daß Arkadius sein Söhnlein Theodosius dem Wohlwollen des östlichen Nachbars empfahl. Daraus hat die Überlieferung gar gemacht, der Kaiser habe den Perserkönig zum Vormund seines Sohnes bestellt. Und der Friede schien erst recht gesichert, als Yezdegerd I., der Sünder, unter dem Einfluß des Bischofs Marutha den Christen freie Religionsübung gewährte. Als er freilich unter dem Druck seines Adels und seiner Priester und infolge der Unduldsamkeit eines christlichen Bischofs wieder gegen die Christen vorging und diese

1) XXXI 4, 4.

Christenverfolgung unter seinem Sohn Bahram Gur fortdauerte, flüchteten sich viele persische Christen auf römisches Gebiet. Die Verweigerung ihrer Auslieferung führte zum Kriege, den Ardabur, des Theodosius II. Feldherr, 422 siegreich für Rom beendete. Und da die Perser jetzt von den Hephthaliten, den sogenannten weißen Hunnen, im Osten stark bedrängt wurden, brachen die Feindseligkeiten erst 440 unter Yezdegerd II. wieder aus. Doch ehe es noch zu einem ernstlichen Waffengang kam, wurde erneut ein Friede geschlossen, in dem neben einer Regulierung der Grenzhandelsplätze bestimmt wurde, daß Theodosius II. den Persern jährlich eine Summe zahlen sollte zur Befestigung und Bewachung der sogenannten Kaspischen Tore im Paß von Derbend.[1])

Über ein halbes Jahrhundert hatten danach die Römer im Osten Ruhe. Und so kam die östliche Reichshälfte über die große Gefahrzeit des Attilasturmes hinweg, ohne ihre Kräfte zersplittern zu müssen. Unter Theodosius' II. Nachfolgern Marcian und besonders unter Leo I. können wir daher auch wieder eine stärkere Beeinflussung des Westreiches von Konstantinopel her beobachten, die freilich im Westen Widerständen begegnete. Denn seit Aëtius haben wir eine immer wieder spürbare Strömung in führenden Kreisen, vor allem im gallischen Adel, die sich der Führung durch Konstantinopel entziehen will. Und durch die Festigung der Germanenreiche auf altem Reichsboden, der Vandalen, Westgoten, Burgunden und weiterhin auch der Franken, war letztlich ein Zustand geschaffen, der nur noch Italien als Einflußsphäre des Reiches beließ. Aber der Versuch des Kaisers Zeno, durch Entsendung Theoderichs gegen Odoakar Italien wieder zu gewinnen, hat dann dazu geführt, auch dies Land als Beute der Ostgoten nur um so sicherer dem Kaiser zu entfremden. Und unter seinem Nachfolger Anastasius setzte der Perserkrieg wieder ein.[2])

In Persien war Kawadh 487 König geworden, hatte sich jedoch erst 501 nach einem Rückschlag infolge seiner Hinneigung zur Lehre Mazdas wirklich als König behaupten können. Aber auch dann befand er sich in großen Geldnöten. Hier sollte das Römerreich aushelfen; hatte sich doch Theodosius II. vor 60 Jahren zu jährlichen Zahlungen verpflichtet. In der langen Friedenszeit war von der Zahlung nicht mehr die Rede gewesen. Kawadh verlangte jetzt Nachzahlung der ganzen aufgelaufenen Summe. Anastasius war nicht gewillt, das zu gewähren, so kam es 503 bis 505 zu einem neuen Kriege. Erfolge der Perser gegen Theodosiopolis und Amida machten den Kaiser zu einem Frieden auf Grund des status quo ante bereit. Kawadh nahm ihn an; denn sein Land war wieder einmal von den Hephthaliten bedroht, die er darauf in den nächsten zehn Jahren niederzwang, so daß sie künftig keine ernste Gefahr für das Sasanidenreich mehr bildeten. Aber auch so konnte Anastasius einen Konflikt mit Theoderich dem Großen nicht zu einem Waffenentscheid treiben, da er im Fall ernstlicher Verwicklungen im Westen doch immer wieder die Perser zu fürchten hatte. Wie hoch er die östliche Gefahr einschätzte, ergibt sich aus seinem Bestreben, den Grenzschutz zu verstärken, was ihm beson-

---

1) Vgl. W. Schur, Die Orientpolitik des Kaisers Nero S. 62.

2) Vgl. A. Cartellieri, Weltgeschichte als Machtgeschichte. 382—911. Die Zeit der Reichsgründungen (München-Berlin 1927) S. 50 und 187.

ders durch die Anlage der Festung Dara (Anastasiopolis) gelang. Auch Justin I. setzte diese Sicherungsmaßnahmen fort durch Bündnisschluß mit einem Hunnenkhan und mit dem Fürsten von Lazistan im heutigen Georgien. Zwar hatte der Perserkönig gegen diese Verstärkungsversuche seiner Gegner protestiert, aber er wollte doch keine Feindseligkeiten; denn ihm lag daran, die Nachfolge in seinem Reiche unter Roms Schutz seinem Lieblingssohne Chosrau zuzuwenden. Er richtete daher in dieser Angelegenheit an Justin das Ansinnen, dieser sollte den Chosrau adoptieren. Natürlich war damit nur gemeint, daß der Kaiser in der Thronfolgerfrage mit seiner Macht die Ansprüche dieses Prinzen decken sollte. Aber die römischen Juristen witterten darin eine Gefahr für das Reich, weil im Falle der Adoption Chosrau als Erbe des kinderlosen Justin auftreten könnte. Der Kaiser lehnte ab, und das entfesselte den Krieg, der von 524 an zunächst bis zum Tode Kawadhs 531 dauerte, aber immer aufs neue weiterhin entbrannte und so im Laufe des nächsten Jahrhunderts die Kräfte beider Reiche aufs äußerste schwächte.

Justinians Kräfte waren so bei Beginn seiner Regierung im Osten gefesselt. Doch der Herrscher, der den Gedanken faßte, das römische Recht zu kodifizieren, fühlte sich als Erbe des römischen Machtanspruches. Der verlorene Westen sollte zum Reich zurück. Dazu brauchte er freie Hand und brach daher den Perserkrieg, der nach des Belisar Sieg bei Dara doch auch seine Niederlage bei Kallinikum gebracht hatte, nach Kawadhs Tod ab. Thronfolgestreitigkeiten im Perserreich machten den Abschluß möglich.[1] Justinian verpflichtete sich wieder, die Hilfsgelder für die Schutzwehr an den Kaspischen Toren zu zahlen; Dara sollte dafür in römischem Besitz bleiben; die beiden Reiche werden als Verbündete bezeichnet. Es sei hier mit einem Worte bemerkt, daß bei den Verhandlungen der beiden Großreiche im Laufe der Generationen sich bestimmte Formen des diplomatischen Verkehrs herausgebildet haben, die für die Folgezeit vorbildlich geworden sind.[2] Als dann Justinian in raschem Angriff das Vandalenreich eroberte und bald danach die Ostgoten in Italien hart bedrängte, wurde dem Perser Angst vor der wachsenden Macht des Reiches. Wie nun Witigis in seiner Bedrängnis Chosrau I. Nuschirwan um Waffenhilfe bat, um den Kaiser wieder in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln, und weiter auch aus dem von römischen Beamten hart bedrückten Armenien Hilferufe erschollen, kam der Perserkönig zu dem Entschluß, die Gelegenheit zum Angriff zu benützen, und brach den 'ewigen' Frieden. Er überschritt den Euphrat und durchzog das schutzlose Land unter Sengen und Brennen bis Antiochia hin, dessen Bewohner er in die Gefangenschaft führte. Justinian, ohne Heer, das er dem Perser hätte gegenüberstellen können, war zum Frieden geneigt. 5000 Pfund Gold Kriegsentschädigung, 2500 Pfund Hilfsgelder fürs Jahr sollte er zahlen. Die Zeit bis zur Ratifizierung des Vertrages durch Justinian benützte Nuschirwan zu neuen Brandschatzungen des syrischen Landes. Inzwischen aber war die Nachricht vom Falle Ravennas in Konstantinopel eingetroffen; das italienische Heer schien für den Osten frei zu sein, und Justinian konnte des Perserkönigs Ver-

1) Cartellieri S. 55f.

2) Bury aO. I 93; vgl. Karl Güterbock, Byzanz und Persien in ihren diplomatisch-völkerrechtlichen Beziehungen im Zeitalter Justinians, Berlin 1906.

halten als Vertragsbruch bezeichnen. Der Krieg ging weiter. Nach langen, wechselvollen Kämpfen auf zwei getrennten Kriegsschauplätzen in Mesopotamien und vor allem in Lazistan endete der Krieg im J. 562. Durch Besetzung dieses Landes hatte Chosrau Nuschirwan einen Stützpunkt am Schwarzen Meer, von wo aus er über See Konstantinopel selbst bedrohen könnte, erhofft. Zwar blieb im Frieden Lazistan römisches Einflußgebiet, aber die erneuten Zahlungen von 30000 Goldstücken jährlich legten dem Reiche eine schwere Last auf. Und alsbald drohte mit den Slaweneinfällen, die noch in den letzten Jahren Justinians bis vor die Mauern Konstantinopels führten, eine neue Gefahr. Die Überspannung der Kräfte in diesen Perserkämpfen und zugleich im Gotenkriege wirkte sich in einer lähmenden Erschöpfung der Mittel aus. Und der ephemere Erfolg im Westen konnte nicht für den gezahlten Preis entschädigen. Das römische Reich war mit Persien als Gegner zu schwach geworden, zugleich die Geschehnisse im Westen zu kontrollieren. Alle Anstrengungen, die Justinian dem Reiche noch abgetrotzt hatte, konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß er außenpolitisch kein Förderer des Reiches gewesen ist. Seine Verdienste liegen auf anderem Gebiete.[1]) Doch das starke Bewußtsein, römischer Kaiser zu sein und damit Hüter der jahrhundertealten Tradition, hatte ihn das Wagnis unternehmen lassen. Und aus derselben Vorstellungswelt heraus suchten auch seine Nachfolger die alten Machtansprüche zu behaupten. Diesmal war es Justin II., der den Krieg im Osten erneuerte, weil er jetzt seinerseits in den Erfolgen des Chosrau I. gegen Hephthaliten und Chazaren eine unerträgliche Machtsteigerung des Erbfeindes fürchtete und überdies nicht länger die Zahlungsverpflichtungen anerkennen wollte. Von 572 bis zum Tode des Nuschirwan und weiter unter der Regierung Hormizds IV. dauerte der Krieg. Ein Glück auch diesmal für die Römer, daß die Türken inzwischen den Persern gegenüber die Rolle der Hephthaliten übernahmen und so ein Teil der Feindeskraft gefesselt wurde. War doch auch Konstantinopel von neuem in den Slawen und dann in den Awaren von der Donau her ein starker Gegner erwachsen, dessen Ausbreitung wieder erst durch die Kämpfe der Großmächte in dem folgenreichen Umfang möglich wurde. Die Slawisierung Südosteuropas ist die Folge. Erst die Ermordung des Hormizd und die Vertreibung seines Sohnes Chosrau II. Parvez brachte einen Umschwung. Denn er floh zum Kaiser Mauricius und wurde mit römischer Waffenhilfe in sein Reich zurückgeführt. Der Kaiser erhielt zum Dank dafür Persarmenien und bekam die Festungen Dara und Martyropolis, das alte Tigranokerta[2]), zurückerstattet. Aber das gute Verhältnis wurde durch die Usurpation des Phokas gestört. Chosrau II. trat gegen ihn als der Rächer seines Retters Mauricius auf. Und seinen Siegeslauf vermochte weder Phokas, noch auch dessen Bezwinger Heraklius, der 610 zur Herrschaft gelangte, aufzuhalten. Das Ende des Reiches schien gekommen. Schon 605 waren Dara und Amida gefallen. Zwei Jahre später folgten Edessa und Berhoia. Zugleich drang ein Perserheer in Armenien ein, um dann durch Kappadokien westwärts nach Galatien, Phrygien und bis Bithynien vorzustoßen. Schon konnte man von Konstantinopel aus jenseits des Bosporus den Feuerschein brennender Dörfer sehen.

1) Vgl. Ch. Diehl, Justinien S. 661ff.

2) So mit Recht C. F. Lehmann-Haupt, Armenien I (1910) S. 381ff., 501ff.

Doch auch der Sieger blieb nicht ohne Warnung. Um 611 brachten die Araber des Stammes der Banu Schaiban, eines Teilstammes der Bakr ben Wa'il einem Perserheer eine Niederlage bei Dū Kār bei. Aber der Perser blieb beim Angriff gegen den römischen Erbfeind. 611 wurde Antiochia wieder einmal geplündert und Kappadokien zum zweiten Male verheert. 614 nahmen die Perser Damaskus ein und bald danach Jerusalem. 616 folgte die Eroberung Ägyptens, und im Jahr darauf fiel Chalkedon in die Hand der Perser. Der alte Plan der Wiederherstellung des Achämenidenreiches schien verwirklicht. In dumpfer Verzweiflung wollte Heraklius zum Sitz seines Kaisertums statt des bedrohten Konstantinopel Karthago wählen. Da erweckte der Patriarch Sergius Kreuzzugsstimmung im Volke und vermochte auch dem Kaiser neue Zuversicht einzuflößen. Er stellte ihm die Schätze der Kirche zur Verfügung. 622 waren die Vorbereitungen fertig. Sechs Jahre lang dauerte der letzte Perserkrieg, und durch nichts ließ sich Heraklius von seinem Plane, den Krieg in Feindesland zu tragen, abbringen, auch nicht, als die Perser mit den Awaren vereint 626 sich vor seine Hauptstadt Konstantinopel legten. Mit einem Siege vor den Toren Ktesiphons konnte Heraklius den Rachekrieg abschließen. Der Tod seines Gegners Chosrau II. Parvez hatte Wirren im Sasanidenreiche zur Folge. Heraklius konnte dem Feinde im Frieden die Herausgabe aller Eroberungen auferlegen und brachte als Sieger das verlorene Kreuz nach Jerusalem zurück.

Der siegreiche Kaiser aber war auch noch einmal der Reorganisator seines Reiches, und wieder ist es das Vorbild Persiens, das ihn zur Übernahme dortiger Einrichtungen reizte. Kawadh und Chosrau Nuschirwan hatten im Perserreich Reformen durchgeführt, die ihrer Macht eine neue Schlagkraft gaben. Schwere Bedrängnis von außen durch die Hephthaliten und die Zerrüttung im Innern durch den Mazdaismus hatten den Anstoß gegeben zu Reformen, die in der Schaffung eines stehenden Heeres gipfelten. Dessen Kern bildeten als Militärbauern angesiedelte Barbaren und adlige Kleingrundbesitzer. Die Erfolge der Perser ließen Heraklius den Versuch mit denselben Mitteln wagen, lagen doch auch dieselben Voraussetzungen für eine Reform in seinem Lande vor. Die Neuordnung des Staates, die wir als den Beginn der Themenverfassung kennen, ist, wie Ernst Stein gezeigt hat[1]) eine bewußte Nachahmung persischer Einrichtungen. So hat das Sasanidenreich in der Tat kurz vor seinem Untergang den jahrhundertelang bekämpften Erbfeind sozusagen in letzter Stunde noch die Organisation gelehrt, auf die gestützt er dem hereinbrechenden Sturm des Islam in seinem kleinasiatischen Kernland wenigstens Trotz zu bieten vermochte. So war zuletzt noch im Verlauf der Perserkriege das Rüstzeug für das byzantinische Reich geschaffen, das es selber und mit ihm den Westen deckte und ihm die Kraft und Zeit verschaffte, den slawischen Osten kulturell zu durchdringen.

Zugleich ist aber gerade auch das plötzliche rasche Vordringen der arabischen Völkerwelle noch als eine Folge der langen Römer- und Perserkriege zu betrachten. Dies nicht bloß deshalb, weil durch diese Kämpfe die beiden Großreiche in solchem

1) Byzant.-Neugr. Jahrb. I 82ff. mit 60ff.

Maße sich geschwächt hatten, daß die Verhältnisse geradezu zu einem Eroberungszug einluden, nein vielmehr dadurch, daß die Stoßkraft der Araber erst ihre volle Stärke mit der Kampfkraft und militärischen Tüchtigkeit der Araberstämme erhielt, die im Kampfe für und gegen die Großreiche gestanden hatten. Sie hatten sich dabei zu den Kriegern entwickelt, welche die vorderasiatische Welt, die längst eine Kultureinheit geworden war, auch zum starken Einheitsstaat zusammenzufassen vermochten.[1]) Hat sich doch nachgerade die Erkenntnis durchgerungen: nicht erst von ihrem Propheten begeistert ergossen sich die Araberhorden über die christliche Welt, um sie mit dem Schwert zum Islam zu bekehren, vielmehr ist dieser Sturm der Abschluß eines langen, unaufhaltsamen Vorwärtsdrängens dieser Semiten.[2]) Anknüpfend an längst dort akklimatisierte Nachkommen früherer semitischer Einwanderer, der Aramäer, hatten sich kleinere und größere Araberstämme den Grenzen der benachbarten Kulturländer genähert und auf persischen und römischen Reichsboden sich allmählich eingedrängt. Beide Staaten hatten oft genug unter den Plünderungszügen dieser beweglichen Nachbarn gelitten. Man muß die Worte des Ammianus Marcellinus über die Sarazenen lesen, eines alten Soldaten, der sie aus eigener Anschauung kannte, um das recht zu würdigen. *Nec amici nobis umquam nec hostes optandi*, sagt er von ihnen.[3]) Aber schon längst hatten doch beide Reiche sich ihrer Hilfe bedient. Im III. Jahrh. nach Valerians Gefangennahme durch Schapur I. hat der Palmyrener Odaenath, der selber einen arabischen Namen trägt[4]), den Perservorstoß abgefangen und dabei sich auf sarazenische Hilfe gestützt. Und vielleicht zur selben Zeit haben wir andere Araber unter persischer Hoheit, die nach einer freilich sehr unsicheren Überlieferung gegen seine Gemahlin Zenobia kämpften und als Begründer des persischen Vasallenstaates von Hira gelten, der möglicherweise noch im III. Jahrhundert unter die Dynastie der Lakhmiden[5]) gekommen ist. Jedenfalls schon vor 328 unterstanden diese der persischen Oberhoheit; denn eine Inschrift auf Amrulkais el bed bezeichnet ihn, der im Dezember dieses Jahres gestorben ist, als den, 'der die Mithra trug', d. h. dessen Herrschaft sich auf persische Investitur stützte.[6]) Bury hat die Rolle der Araberstämme in den Kriegen der Großmächte mit der der Indianer in den amerikanischen Kriegen verglichen[7]), in der praktischen Auswirkung ihrer Plünderungs-

1) Ausgehend von E. Kornemanns Worten, Einleitung 227: 'Neben den Persern erwachten aber auch die arabischen Beduinen der Wüste, die aus der Rivalität der beiden Mächte von nun an Nutzen zu ziehen suchten' (Alois Musil, Kusejr 'Amra, Wien 1907, I 129ff.), hatte ich in meiner ersten Vorlesung über Justinian und seine Zeit den Gedanken weiter verfolgt und fand nachträglich dieselbe Anschauung kurz angedeutet bei J. Guidi, L'Arabie antéislamique, Paris 1921, S. 31; vgl. meine Bemerkungen dazu in Bursian-Münscher, Jahresberichte über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft Bd. 213 (1927) S. 75f.

2) Vgl. H. C. Becker, Der Islam als Problem, Der Islam I (1910) S. 6ff. = Islamstudien I 7ff. und Die Ausbreitung der Araber im Mittelmeergebiet in Cambridge Medieval History II (1913) S. 329ff. = Islamstudien I 66ff. (und dazu die Literaturangabe S. 530f.).

3) XIV 4, 1ff.; vgl. XXXI 16, 5. 4) Guidi S. 4.

5) G. Rothstein, Die Dynastie der Lahmiden in al-Hîra. Ein Versuch zur arabisch-persischen Geschichte zur Zeit der Sasaniden, Berlin 1899; vgl. C. Huart, Histoire des Arabes I, Paris 1912, S. 62ff. und C. H. Becker, Ausbreitung = Islamstudien I 69.

6) Huart S. 63f.; vgl. Guidi 12ff. 7) aO. I 95.

züge vielleicht mit Recht, aber sonst ist ein erheblicher Unterschied, insofern die Araber der Mischkultur der aramäischen Welt, die dem vorderen Orient sein Gepräge gab, sich anzupassen vermochten.[1]) Auch im Kriegswesen können wir wohl eine solche Anpassung darin sehen, daß z. B. Numan I. aus dem Lakhmidenhause, dessen Herrschaftsantritt um 418 anzusetzen ist, unter dem Titel eines persischen Generals zwei in der Tradition berühmte Reitertruppen befehligte, die eine aus Persern rekrutiert, die Schahbâ, die andere aus den arabischen Tanuk, die Dausar.[2]) Derselbe Lakhmide war der Erzieher des nachherigen Perserkönigs Bahram Gur, dessen außerordentliche Tapferkeit eben mit seinem Aufwachsen unter den Arabern erklärt wurde. Numans Sohn Al Mundhir I., den die griechischen Quellen Alamundaros nennen, half dem Bahram Gur zum Thron und stand ihm im Kriege gegen Theodosius II. zur Seite. Sein dritter Nachfolger Numan II., des el Aswad Sohn, bekämpfte die Römer 498, noch ehe Kawadh seinerseits zum Römerkriege schritt, an dem er dann regen Anteil nahm, bis er in der Schlacht bei Khabur in der Nähe von Kirkesion fiel. Und zwei Jahre später begann die Herrschaft des Al Mundhir II., der in den Kriegen gegen Justinian sich einen gefürchteten Namen machte. Spät erst haben die Römer ihrerseits ebenfalls eine solche dauernde Araberklientel sich zu schaffen gewußt, nämlich erst im VI. Jahrh. Nicht als ob sie vorher nicht auch gelegentlich die Hilfe der Sarazenen in Anspruch genommen hätten. So war es eine Sarazenenabteilung, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die nach der Schlacht bei Adrianopel einen Gotenhaufen vor Konstantinopel zum Abzug brachte. Sarazenen werden auch in der Notitia Dignitatum erwähnt. Ebenso hören wir immer wieder von freien Araberhäuptlingen, die ihre Hilfe anboten. Noch im Kriege des Anastasius kämpften die Tha'laba als seine Hilfstruppen. Aber erst Justinian hat ein festes Verhältnis geschaffen, indem er den Al Harith ben Gabala, den Ghassaniden[3]), den Arethas der Griechen, zum obersten Scheikh der syrischen Araber machte und ihm sogar den Patriciustitel verlieh.[4]) Natürlich war der Machtbezirk weder der Ghassaniden noch der Lakhmiden fest umgrenzt; er reichte soweit über die anderen Araberstämme, als ihre Waffen gefürchtet waren. Und auch für die eigenen Oberherren waren sie keine leicht zu lenkenden Vasallen. Oft genug haben sie sich an die Staatsverträge nicht gebunden und auch weiter ihre Sonderinteressen verfolgt. Immerhin waren diese Organisationen ein Damm gegen die Begehrlichkeit und Plünderungssucht der freien Stämme. Doch im Verfolg einer kurzsichtigen Religionspolitik entfremdeten sich Justinians Nachfolger die Ghassaniden, und der Grenzschutz brach in Stücke, so daß die persischen Araber wieder leichteres Spiel hatten, ja oft auch selbst die seitherigen Freunde gegen die Römer in Waffen standen. Zu Beginn des VII. Jahrh. endete auch die populäre Lakhmidendynastie. Wechselnde Statthalter, zumeist auch Araber, traten an ihre Stelle. Die oben erwähnte Schlacht von Dū Kār war die Folge dieser

1) C. H. Becker, Islamstudien S. 17. 2) Huart S. 65; Guidi S. 14f.

3) Theodor Nöldeke, Die Ghassânischen Fürsten aus dem Hause Gafna's. Abhdl. Berliner Akad. 1887; vgl. Huart I 57ff. und C. H. Becker, Ausbreitung, Islamstudien S. 69.

4) Über die Beziehungen des Araberreiches der Kinda zu Konstantinopel siehe Guidi S. 28ff. und Diehl, Justinien S. 391f.

Politik der Sasaniden. Was man seither in den Kriegen der Großreiche hatte tun dürfen, das Kulturland des Gegners brandschatzen, war so zur Gewohnheit geworden, daß man sich wohl nun gegen die eigenen Herren wandte. Und die Schlacht bei Dū Kār hatte gelehrt, daß man das Herrenvolk in der Feldschlacht schlagen könne, und das zur selben Zeit, da Muhammed seine Laufbahn begann. Und derselbe Stamm, die Banu Schaiban, die hier gesiegt hatten, und ihr Führer Mutanna waren es, die ein Menschenalter später den Feldherrn des Chalifen Abu Bekr, den Chalid, und seine Muslime zum ersten Vorstoß auf Persien veranlaßten.[1]) Die Araber hatten in den von Geschlecht zu Geschlecht dauernden Kämpfen genaue Kenntnis der Kriegskunst der beiden Großmächte gewonnen, die im übrigen im Laufe der Zeiten sich außerordentlich angeglichen hatte. Wie im Westen die Germanen vielfach im römischen Dienste militärisch sich die Schulung erwarben, die sie nachher zu den siegreichen Eroberern machte, so nicht viel anders bei der Völkerbewegung im Osten die Araber, die mit einem Schlage zum gefährlichsten Feinde der Großreiche wurden, als unter der einigenden Parole des Islam die zersplitterten Kräfte zum entscheidenden Stoße zusammengefaßt wurden. 640 war es aus mit dem Perserreiche der Sasaniden. Schon vorher hatten die Araber Syrien erobert. Und als im selben Jahrzehnt auch Ägypten und Nordafrika ihnen anheimfielen, war auch das Ende des Römerreiches im Osten da.

Die Völkerwanderung im Westen, die etwa 100 Jahre vorher mit dem Einbruch der Langobarden in Italien geschlossen hatte, und die Ausbreitung der Araberherrschaft gaben einer neuen Periode Grundlage und Richtung. Das, was wir Mittelalter zu nennen gewohnt sind, war heraufgezogen. Im Westen legte die Völkerwanderung den Grund zu der abendländischen Staatenbildung im Rahmen des romanisch-germanischen Kulturkreises, im Osten gab die Arabermacht dem alten Gegensatz von Orient und Okzident die bis auf unsere Tage fortwirkende Form.[2]) Daß zu der gewaltigen Umwälzung, die zu diesem Ende führte, der politische Gegensatz von Rom und Persien nicht unwesentlich beigetragen hat, das wollte ich zeigen, und zeigen zugleich an dem Beispiel dieser Periode das enge Verflochtensein der westlichen Geschichte mit der des vorderen Orients.

1) Julius Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, 6. Heft: Prolegomena zur ältesten Geschichte des Islams (1899) S. 37f. Huart S. 70ff. und S. 222f. C. H. Becker S. 77; vgl. P. Sykes, aO. I² S. 481.

2) C. H. Becker, Ausbreitung, Islamstudien S. 66. Zur kulturellen Entwicklung des Chalifenreiches; vgl. besonders Der Islam als Problem, Der Islam I 16ff. = Islamstudien I 18ff.

ALBRECHT DÜRER

DER REALIST, ROMANTIKER UND KLASSIZIST

Das Werden des Meisters

Von Fritz Knapp

Man könnte statt Romantik und Klassik auch sagen: Gotik und Renaissance in Dürers Kunst, jenseitiges Mittelalter und diesseitige Moderne, der Künstler als Phantast, der Künstler als Gelehrter, als Gestalter innerer Vorstellungen und äußerer Form, erdenwurzelnde Lebenskraft und himmelsferne Sonnenwärme in seinem Wesen. Mit diesen verschiedenen Titeln soll nur angedeutet werden, welche Fülle von Gedankengängen die Kunst Dürers auszulösen vermag. Damit ist zu gleicher Zeit zum Ausdruck gebracht, welch fesselnde Gewalt, welch magische Kraft diese Künstlerpersönlichkeit in sich trägt und wie darum aus sicherem inneren Instinkt heraus die Nachwelt diesen Albrecht Dürer so über alle anderen deutschen Meister stellt, selbst über einen Matthias Grünewald, der gewiß in der rein künstlerischen Leidenschaftlichkeit als der gewaltigere Genius erscheinen mag. Unserer Zeit, die anders denkt, weil sie das maltechnische Vermögen vor allem wertet, gilt Dürer als ein halber Künstler. Ja er wurde als Mann des Schicksals der deutschen Kunst bezeichnet, ein Wort, das so viel Unheil angerichtet hat, ebenso wie die andauernde Betonung des italienischen Einflusses, indem man bald überhaupt nur noch von den italienischen Reisen hörte.

Wenn ich zu alledem, was Treffliches über Dürer gesagt wurde, auch noch das Wort ergreife, so tue ich es erstens als Historiker, der den Künstler als ein aus dem Gewoge der Zeit emporgetragenes Wesen ansieht und so die Kunst als die lebendige Form, den sprechenden Ausdruck seiner Zeit und ihrer Kultur erfaßt. In dem Sinne werden wir sehen, wie viel gerade Dürers Kunst vom tragischen Schicksal seiner Zeit, in die er hineingestellt war, kündet, er also in diesem Sinne der Mann des Schicksals war. Aber ich möchte auch als Mensch sprechen und in Dürer die zwischen zwei Welten ringende Individualität sehen. Nur als Persönlichkeit, als Ganzes in sich erhebt sich der hohe, schöpferische Genius über die Massen, über die Zeit, und nur er vermag immer und immer wieder die nachgeborne Menschheit zu packen und in die Magie seiner individuellen Weise das Leben hineinzuziehen. Nicht indem wir ihn zerteilen, d. h. zerkleinern, und einseitig nur eine Saite seiner Art anschlagen, sondern indem wir ihn als vieltönendes Instrument, als organisches Wesen, begabt mit verschiedenfachen inneren Kräften, nehmen, wird er uns in seiner Größe klar werden.

Lassen wir ihn also aus dem Untergrund der Zeit wachsen, bis er, das Gestrüpp überragend, als stolzer Baumriese vor uns steht! Für ein rein malerisches Gestalten, aber auch für mittelalterliches Verträumtsein war nun die Stadt, in der er geboren wurde, war Nürnberg vielleicht der am wenigsten geeignete Ort. Dort blühten damals Handel und Gewerbe mächtig auf. Nürnberg wollte internationales Handelszentrum werden. Die Namen der Imhof und Pirkheimer sagen es. Daß kaufmännischer Geist immer die nüchternste Seite des Daseins packt und nur prak-

tische Forderungen stellt, ist sicher. Dementsprechend war auch die Kunst, die dort blühte, besonders die Malerei, an einen nüchternen Geist gebannt. Wolgemut, Dürers Lehrer, war doch ein recht trockener Geselle; höchstens das gröbste Handwerk konnte man bei ihm lernen. Freilich war in der Plastik ein ganz großer Meister, begabt mit außerordentlicher Leidenschaftlichkeit, Veit Stoß, tätig. Aber es müssen hier sonderbare Hemmnisse mitgewirkt haben, daß Dürer so wenig von diesem künstlerisch bedeutenden Mitbürger angenommen hat. Er war wohl im Leben eine rücksichtslose Kraftnatur, die in ihrer Grobheit den jungen Dürer abstieß. Wir brauchen im übrigen nur in der Gegenwart und überall in der Kunst wie im Leben Umschau zu halten, um zu wissen, daß die einander nahen Menschen, die man auch in ihren Schwächen kennt, oft viel weniger aufeinander einwirken als die irgendwann und -wie außerhalb in flüchtige Berührung kommenden. Jedenfalls aber war auch in der Plastik der Grundton der Gestaltung eine stark real gerichtete, oft nüchterne, aber oft auch lebendig dramatische Gestaltungsweise.

So kam es, daß Dürer von Anbeginn durchaus auf die Wirklichkeit gerichtet war, etwas, was ihn doch schon zum Renaissancegeist stempelt. Der Künstler brauchte nicht erst nach Italien zu gehen und nicht erst dort entfremdet zu werden. Hinzu kam, daß die weitgehenden Handelsbeziehungen Nürnbergs zu Venedig nicht nur die Kaufleute hin und her führten sondern auch die Künstler. Wie Dürer nach Venedig ging, so kam Jacopo de' Barbari von dort nach Nürnberg. Wir müssen weiter den innigen persönlichen Gedankenaustausch, in dem Dürer zu diesen Kaufleuten stand, herausheben. Das zeigen seine Briefe an Pirkheimer; mit ihnen wird auch erwiesen, wie sich der Künstler im geistigen Austausch mit diesen doch weltmännisch gerichteten Herren aus dem Niveau der zünftigen Kunsthandwerker und aus der Enge der kleinen deutschen Stadt erhob und auch schon damit dem Typ der Renaissancekünstler näher kam und sich von dem mittelalterlichen Zunftmeistertum trennte. So bildete sich Dürer schon dank der geistigen Regungen, die damals in der aufblühenden Reichsstadt aufwallten, zu jener höheren oder, besser gesagt, modernen Art des Künstlers, der nicht ererbte traditionelle Weise und zünftige Formel weiterbildet, sondern der sich als denkerischer Geist bewußt seine eigene Formel sucht. Das ist das erwachende Selbstbewußtsein des Renaissancemenschen.

Den Ausgang dazu bietet vor allem die Natur oder die individuelle Auseinandersetzung mit der Natur, und wir sehen denn auch, wie der Künstler als *Realist* anfängt. 'Die Kunst liegt wahrhaftig in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie'. Die ersten Zeugnisse seiner Kunst sind vor allem Zeichnungen. Unter diesen nehmen seine Landschaftsstudien einen breiten Raum ein. Man ist geneigt, gerade die schönsten, die in ihrer vollen Farbigkeit mit Deckfarben ausgeführt, eigentlich kleine Landschaftsgemälde sind, in die allerfrüheste Zeit zu setzen. Mit ihnen erhob er sich zum ersten großen Landschaftsmaler. Daß er dabei das Farbige der Erscheinungen in solcher Lebendigkeit sah, ist ein wichtiges Dokument für Dürer nicht nur sondern auch für das künstlerische Erfassen überhaupt. Wir wissen, daß die ersten Zeugnisse künstlerischer Gestaltung, die Tierbilder in den Höhlen von Südfrankreich und Nordspanien, lebhaft farbig sind, daß die poly-

chrome Plastik der farblosen Marmortechnik voranging, daß also die reine Zeichnung und zeichnerische Stilisierung erst einer fortgeschrittenen Zeit entspringen. Das gilt auch für Dürer. Der reinen Federskizze begegnen wir zunächst bei Entwürfen und Vorlagen zur farblosen Graphik, zu Holzschnitt und Kupferstich. Später, d. h. etwa 1510, taucht neben Silberstiftzeichnung die Federskizze nach der Natur auf, die dann auf seiner niederländischen Reise vorherrscht.

Weiterhin sind die ersten dieser Naturaquarelle von äußerster Präzision. Wie stark in ihm der Beobachtungswille war und mit welcher Intensität er an die Erfassung der Natur in seiner Anschauung ging, können wir da erkennen. Seine berühmte 'Dratziehmühle' (Berlin), 'Ansichten vom Johannesfriedhof bei Nürnberg' und andere Heimatbilder gehören hierher. Es sind im typisch topographischen Interesse der Zeit gemachte Landschaftsporträts, die also den Wirklichkeitsdrang des frühen Meisters in gleicher Weise bezeugen wie seine Porträts, etwa das Porträt seines Vaters von 1490 (Uffizien in Florenz), das wie eine liebevolle Naturkopie mit goldschmiedartiger Genauigkeit erscheint. So steht also der Realist Dürer, der im erwachten Daseinsgefühl, im wissenschaftlichen Forscherdrang der Renaissance — es war das Jahrhundert der Weltreisen — schuf, voran. Er hat seine Kunst nicht aus der Tradition genommen, sondern der Natur abgerungen. Er hat die Natur unter die Lupe genommen, von Anfang an bis zum Ende seines Lebens. Wir brauchen uns nur an solch minutiöse Zeichnungen wie das Rasenstück, den berühmten Hasen oder an die späten Porträts, den Holzschuher u. a. zu erinnern. Das sind die treffendsten Beweise dafür, daß der Renaissancegeist, der gelehrte Sinn dem Meister im Blute saß und ihm nicht erst durch Italienreisen als fremdes Gift eingeimpft werden brauchte.

Das ist der lernende und forschende Dürer, bei dem gewiß zu dem gelehrten Wissensdrang auch ein starkes Lebensgefühl gerade diese Erfassung der sinnlichen Natur als Aufgabe des Künstlers bedingte. Immer und überall drängt es hervor, als der erdgebundene Daseinsinstinkt, ohne den überhaupt kein künstlerisches Gestaltungsverlangen denkbar ist. Das ist ein Naturgeborenes, eine seiner Natur innewohnende Macht, ein Wesensteil seines Ich, freilich von der Umgebung zu kräftigem Wachstum begünstigt. In überraschender Entwicklungsfähigkeit sehen wir dann, wenn wir alle seine Landschaftsstudien verfolgen, an Stelle seiner bis ins kleinste gehenden porträthaften Wiedergabe allmählich ein breiteres Erfassen des Ganzen treten. Studien, die er auf seiner ersten italienischen Reise 1494—1495 machte, so die bekannten Ansichten von Innsbruck, Trient, aus dem Pustertal, erweisen dann, wie die gestaltende zusammenfassende Kraft sich auch in seinem Naturbild betätigte. Wir werden von dieser Kraft, die dann zum Wesen des klassischen Dürer gehört, noch später zu sprechen haben. Er kommt da zu beinahe genialer malerischer Freiheit. Das Stadtbild von Innsbruck wirkt fast impressionistisch in dem zarten Duft des Lichtes, andere Bilder wie die Ansicht von Trient erinnern an C. D. Friedrich, in weiteren Stücken wie dem Weiherhäuschen oder der Morgenstunde in London kommt er zu ausdrucksstarker Gestaltung atmosphärischer Stimmungen. Da wird in seinem Naturbild der *romantische* Dürer wirksam, von dem wir noch zu reden haben. Wie die genaue Beobachtungsgabe,

das Verlangen nach Erschauen der Wirklichkeit, das echt germanische Sichhineinarbeiten in die kleinsten Welten, die Freude am Mikrokosmos der Natur ihn beseelt, dafür nur ein Hinweis auf den feinen Christophorus in Dessau. Es ist ein erst neuerdings Dürer wieder zurückgegebenes Stück, bei dem man die hingebende Sorgfalt der Wiedergabe, besonders der Pflanzenwelt, nur ihm allein zumuten möchte. Auch seine erste Italienreise 1494—1495 ließ ihn zum stillen Beobachter werden, der die neuen Eindrücke mit dem Wissensdurst des modernen Bildungsmenschen und mit der Genauigkeit des deutschen Gelehrten erfaßte. Es drängte ihn zu Mantegna, der sein Lehrmeister wurde, wie das Dresdner Triptychon und das Porträt Friedrichs des Weisen in Berlin, ferner frühe Stiche und Zeichnungen erweisen. Aber bis zu seinen späten Porträts, dem Holzschuher u. a., bei denen der Realismus an dem nüchternen Wirklichkeitssinn der Niederländer neu gestärkt war, ist dieser realistische Dürer lebendig.

Damit kommen wir zu dem *romantischen* Dürer. Wir könnten ihn auch den gotischen nennen, oder noch besser sagen wir, den deutschen Dürer, der sich seiner inneren Gefühlswelt bewußt wird und so, in den Strudel erwachenden Empfindungslebens echt deutscher Art, in Sturm und Drang hinein tauchend, Phantasiewelten aus dem Nichts herauszaubert in der immer unfaßbaren, in Worten und Begriffen nicht klarzulegenden Weise intuitiven Gestaltens. Wir sind im einzelnen im unklaren, welche inneren Nöte und besondere persönlichen Anregungen den Künstler gepackt hatten. Vielleicht war er, der doch gerade nach seiner Heimat zurückgekehrt war und geheiratet hatte, durch die Pest im Herbst 1494 wieder in die Weite getrieben zu seiner ersten italienischen Reise. Die Prophezeiungen vom Weltuntergang u. a. wirkten mit, und im J. 1498 erschien seine erste große Holzschnittfolge, die Apokalypse des Johannes, zunächst mit deutschem Text, 1511 in zweiter Auflage mit deutschem und lateinischem Text. Das ist Dürers größtes, unvergänglichstes Werk; es ist die Tat des romantischen Dürer und darum ist es einzig. In Realismus und Klassik haben uns andere Völker übertroffen, die Romantik aber ist die uns allein eigene, die größte deutsche Weise. Dank der energischen Schulung an der Natur wurde der Künstler hier zum magischen Gestalter des Unendlichen im Endlichen, des Jenseitigen im Diesseits, himmlischer Herrlichkeiten in erdgeborenen Lebensformen. Man muß die simplen Vorbilder kennen, die dem Künstler in der Nürnberger Bibel, der Schedelschen Chronik u. a. vorlagen, um die Fülle an Wirklichkeitssinn und die Leidenschaft der inneren Regungen, welche hier lebendig werden, zu ermessen. Das Sonderbarste aber ist, daß jedes der Stücke durchaus wieder ein Neues ist, was allein aus der schöpferisch-wühlenden Macht seiner Phantasie, aus der Energie, mit der er die stürmenden Bilder seiner erregten Seele zu künstlerischen Vorstellungen bannte, geleistet werden konnte. Hier etwa eine formalistische Regel, ein künstlerisches Gesetz zu finden, auf das sich der Wert dieser Meisterstücke festlegen ließe, ist unmöglich. Das ist es, warum der Romane und seine Kunst, die immer mehr rationalistisch auf Formen zu bringen ist, für das Begreifen den gewaltigen Vorsprung vor der deutschen Kunst hat, die in ihrer Romantik eben nicht in Be-

griffe zu zwingen ist. Darum gelten wir Deutsche als unkünstlerisch, weil bei uns die Form nicht zur Formel wird.

Wenn in dieser nie übertroffenen Fülle der Gesichte dank eines gewaltigen religiösen Pathos, wie es uns als Ausklang des Mittelalters entgegentönt, die Romantik heroisch wurde und sich zu einer monumentalen Ideengestaltung emporrang, so sehen wir sie weiterhin im Marienleben und z. T. in der großen Holzschnittpassion in das Idyllisch-Behagliche hinübergehen. Die Flucht nach Ägypten wird zu einem entzückenden Waldidyll, indem der Meister, über die mehr symbolische Darstellung der Vorgänger, wie auch M. Schongauers, hinausgehend, so etwas wie Naturstimmung schafft. Die Ruhe auf der Flucht wird zu einem entzückend heiteren Genrestück, wo kleine Engelein bei der Arbeit helfen. Etwas derber, als Daseinsbild des Realisten Dürer der Wirklichkeit entnommen, ist die Wochenstube mit dem erstaunlichen Beiseiteschieben aller religiösen Momente. Die Nebenfiguren und ihr alltägliches Getriebe werden zur Hauptsache. Die Szene von Anna und Joachim vor den Toren ist in dem besonders feinen Stimmungston vielleicht das schönste Stück der Folge.

Diese Romantik wird unter dem Eindruck der zweiten italienischen Reise deutlich zurückgedrängt. Dann aber sehen wir sie wieder wach werden und erstarken, als der Meister nach 1511 den Pinsel beiseitelegte und sich mehr der Graphik zuwandte. Er hatte scheinbar das zeitraubende Malen satt und suchte in den zeichnerischen Künsten die Entfaltung intimer Stimmungsreize zu gewinnen. Dieses Stimmungsmoment ist unbedingt etwas Romantisches. Nehmen wir den Hieronymus im Gehäuse, so werden wir in den intimen Gestalten dieses Stimmungsinterieurs, dem zarten Lichtglanze, wie er durch die Scheiben in den Raum, über Wände und Boden spielt, den Künstler auf den Wegen der Romantik erkennen. Er ist damit der Vater des Stimmungsinterieurs geworden. Wie viel romantische Seelenstimmung in all den vielfachen Abstufungen der Beleuchtung und der Tongrade auf der Melancholie mitspricht, soll hier nicht erörtert werden. Auf dem Wege der Romantik wurde der Künstler hier zum Maler. Dasselbe gilt auch von dem hl. Antonius vor den Toren der Stadt — es ist die Burg von Nürnberg, die da im Grunde emporragt, und verklärt ist in zartem, atmosphärischem Glanz, der da in der Luft zittert. Dieser romantische Drang, die Wirklichkeit und die plastische Gegenständlichkeit zu verschleiern, schwindet mehr und mehr. Wir finden aber in den Zeichnungen des letzten Jahrzehntes manches Blatt voll packender Beseeltheit, wie verschiedene Darstellungen des Christus auf dem Ölberg, wo Christus in gewaltigem innerem Kampf zu Boden geworfen daliegt, u. a. Über das seelische Element in seinen Aposteln haben wir noch zu reden.

Dann kommen wir zu dem *klassischen* Dürer, der nun einmal in der Kunstwissenschaft am meisten herausgearbeitet ist. Wie wir die Romantik Dürers aus dem erwachenden Sichbewußtwerden eigener Gefühlswelten, dem Überschäumen seelischer Mächte deuten können, so ist die Klassik ein Erwachen des Bewußtseins eigener denkerischer Kräfte. Auch das ist ein Fortschritt im Sinne höherer künstlerischer Individualität. Er trat in Erscheinung, als er die Zeit des Sturmes und Dranges, des Aufschäumens innerer, religiöser Leidenschaftlichkeit in der Apoka-

lypse überwunden hatte. Wiederum ist es wohl der realistische Dürer, der nach Erkenntnis verlangt. Aber wenn in seiner Frühzeit die Landschaft und die Pflanzen- wie Tierwelt sein Interesse in Anspruch nahmen, sehen wir ihn sich jetzt der menschlichen Erscheinung zuwenden. Sei es dank persönlicher Anregungen von Seiten des Jacopo de' Barbari, sei es durch Stiche und Zeichnungen italienischer Meister, die er in die Hand bekam, gefördert, sehen wir den Künstler jetzt das formalistische Problem mit der ihm eigenen Energie, die sicher eine Renaissancebegabung ist, anpacken. Jetzt spüren wir nicht nur den beobachtenden, sondern auch den denkerischen Menschen. Er will nicht nur naturkopistisch das Gesehene wiedergeben, sondern sucht nach den höheren Gesetzen von Schönheit und Leben, das ewig unerforschlich in dem Wesen der Dinge verborgen liegt. Wir sehen ihn zunächst anatomisch den Knochen- und Gliederbau des Menschen, ferner die Gelenke und Muskeln in ihren Funktionen, ganz ähnlich wie etwa Leonardo da Vinci, der große, geistesverwandte Genius der italienischen Kunst, klarlegen. Das Bild des Herkules und der Stymphalischen Vögel im Germanischen Museum erweist, wie sehr er auch neben dem ruhig dastehenden Akt den lebendig bewegten Körper vorführt. Damit ist er zwar zunächst noch der realistische Dürer. Aber wir spüren deutlich, wie sein Sinn für klassische Formenschönheit wächst. Adam und Eva in Zeichnungen, ein Kupferstich und zwei Bilder in Madrid, zeigen ihn irgendwie durch die Antike angeregt — wir denken an den Apoll vom Belvedere —, auf sichtlich klassischen Bahnen nach schönen Proportionen und fein abgewogenen Bewegungen und Gegenbewegungen suchend.

Wer aber glaubt, hier wäre mehr Zufall als denkerisches Abwägen tätig gewesen, der wird sich von den verschiedenen Zeichnungen von Akten, die er mit Zirkel und Maßstab im Sinne fester Proportionsgesetze ausführt und aufbaut, von dem klassischen Formbegehren des Meisters überzeugen lassen müssen. Überall sehen wir in den Werken seit 1500 bis 1511 den klassischen Dürer am Werke, so am Paumgartnerschen Altar in München mit den beiden Ritafiguren. Das Mittelstück überrascht durch die eigene Pracht des Lichtes. Hellstrahlend verklärt er die Figuren sowohl wie den Raum, der sich perspektivisch klar nach den Regeln der italienischen Linienperspektive geformt mit einer nie wieder von Dürer gewonnenen Durchsichtigkeit in die Tiefe entwickelt. Wenn sich aber hier die Gestalten in einer noch gotischen Unklarheit gruppieren, so sehen wir den Meister in der Anbetung der Könige der Uffizien zu Florenz daran gehen, auch die Gruppe in klassischer Ordnung aufzubauen. Ein großer, einfacher Farbenakkord von blau, rot, grün, sinnlich greifbare Plastizität der Figuren, dazu dunkle Umrißlinien ergeben einen klaren Aufbau. Wir spüren, daß der große, ordnende Geist der Renaissance am Werk ist, wobei die bisher so sehr begünstigte Landschaft zum Hintergrund, zur Kulisse wird. Auch die Gestalt des Mohrenkönigs, die dunkel vor die helleuchtende Form gestellt ist, erweist, daß der Künstler komponiert und Werte und Gegenwerte aufbauend zusammenstellt.

Wir ahnen, daß Dürer schon vor seiner zweiten Reise zu einem entwickelten denkerischen Sinn für kompositionelle Gestaltung gekommen war und darum die Renaissance jetzt mit anderem Auge ansehen mußte als der Dürer von

dereinst, der nur mehr als Realist, als begieriger Beobachter kam. Der hatte an Mantegna sein Gefallen gefunden, jetzt war es vielmehr der späte Giovanni Bellini, zu dem er auch persönlich in Beziehung trat. Es sind seit seiner ersten Fahrt 1494 bis 1505 elf Jahre verflossen. Auch das bedeutet für solch reiche, sich in mächtiger Entfaltung aller künstlerischen Kräfte befindenden Zeit Außerordentliches. So war denn dies Italien, das dereinst quattrocentistisch-realistisch gewesen war, dem Ideal der cinquecentistischen Klassik bedeutend näher gekommen. Das Rosenkranzbild, das Dürer 1506 im Verlauf von fünf Monaten für das Deutsche Haus in Venedig malte, legt sprechendes Zeugnis von dem neuen klassischen Geist ab. Nicht nur der Gedanke des zentralen Aufbaues in Form einer beherrschenden Pyramide sondern auch die strenge Symmetrie und das harmonische Abwägen der Massen, der Gestalten, der Bewegungen zueinander erweist, daß hier der klassische Geist der Hochrenaissance tätig war. Er suchte höhere Ordnung, klassische Ausgeglichenheit, vollendetes Ebenmaß nicht nur in die Einzelfigur, sondern auch in die Gruppen und in den Bildaufbau zu bringen. Es ist die bewußt waltende Macht des höheren Geistes, der über die äußeren Begebenheiten der Natur und über die inneren Erregungen der Seele, d. h. über Realismus und Romantik, Herr wird und einen besonderen Grad schönheitlicher Vollkommenheit zu erreichen sucht.

Es hat bei allen Mängeln, die wir an dieser mühseligen Aufbauarbeit feststellen können, etwas Großartiges, zu sehen, wie dieser Dürer sein Thema meistert. Zwei weitere, vielfigürige Bilder kommen hinzu. Gibt das Rosenkranzbild eine reine Erdenszene in strenger Gebundenheit, so sehen wir auf dem Hellerschen Altar von 1509, der leider nur in einer Kopie erhalten ist, den Künstler eine Erdenszene mit einer himmlischen Erscheinung verbinden. Kniende und stehende Apostel, die dem Beschauer zum Teil den Rücken kehren und so dem Bild ein Ganz-in-sich-Geschlossenes geben, verbinden sich in einem kreisförmigen Linienschwung — die untere Halbkreislinie wiederholt sich in Puttengestalten in den Wolken — mit der Krönungsgruppe der Maria, wo die die Krone über dem Haupt der knienden Maria haltenden Arme den oberen Abschluß bilden. Man kann nicht leugnen, daß die kompositionelle Idee, sehr ähnlich der Madonna di Foligno Raffaels von 1511, etwas Außerordentliches ist.

Noch mehr muß uns die Kühnheit der kompositionellen Leistung des Allerheiligenbildes in Wien von 1511 in Erstaunen setzen, in dem zu gleicher Zeit auch hier die wiederum eigentümlichen Analogien zu Raffael überraschen. An nichts anderes als an Raffaels Disputa denken wir, wenn wir hier in der Himmelsszene — nur allein diese ist gegeben; die Erdenszene ist nur als weiter Fernblick da — die heiligen Scharen in kühnster perspektivischer Tiefengruppierung ausgebreitet sehen. Prächtige Gestalten knien, ebenfalls wieder zumeist dem Beschauer den Rücken kehrend, in der ersten Schicht, wo sich in starken Überschneidungen die Figuren hintereinander in die Tiefe schieben. Eine kniende Papstgestalt, die an Raffaels hl. Sixtus auf der Sixtinischen Maria erinnert, kniet in der Mitte links, dreiviertel von rückwärts gesehen, in prächtigem Brokatmantel. Ihm ist kompositionell auf der anderen Seite der Mitte eine dreiviertel

von vorn gesehene Kaiserfigur entgegengestellt. Dann vertieft sich das Bild scharf. Um rechts aber wiederum den Abschluß nach vorn zu finden, kniet im Profil von genanntem Kaiser noch eine Königsfigur. Dann wellt beiderseits die Komposition kreisförmig in die Tiefe. Darüber ist dann die weitere Zone der Heiligen uns wesentlich ferner gerückt, in ähnliche Kreisgruppierung gebracht. In der Mitte öffnet sich der Kreis, und oben schwebt die hl. Dreifaltigkeit, die freilich nicht die beherrschende Kraft besitzt, da sie perspektivisch stark verkleinert ist. Jedenfalls erkennen wir, wie der Künstler alle Mittel kompositioneller Gestaltung in Anwendung bringt, um eine einheitliche Wirkung, eine klassische Abklärung zu gewinnen. Es war vielleicht der größte Fehler, daß der realistische Dürer mit seinen perspektivischen Künsteleien arbeitete. Ich verweise auf Raffael und seine Transfiguration, der in größerer Einsicht und unbekümmert um alle realistischen Effekte die Himmelsszene mit den Hauptfiguren des Christus zwischen Petrus und Paulus in Verklärung in beherrschender Größe in die vordere Bildebene hineinrückt.

Es ist, als ob die Mühsal dieses überlegenden kompositionellen Gestaltens den Künstler abgeschreckt hätte. Das Allerheiligenbild ist das letzte große Altargemälde. Aber wir müssen auch sein übriges Werk durchblättern, um seine klassischen Neigungen klar zu erkennen. Alle Stücke seines Marienlebens und seiner Passionen, die er nach seiner zweiten Italienreise geschaffen hat, dokumentieren sie in gleicher Weise. Der große ordnende, gestaltende Geist ist am Werk, der, zugleich gepackt von der Höhe des geistigen Gehaltes, zunächst einmal alles genrehafte Detail ausläßt und daran geht, in größter Vereinfachung und zugleich in gesteigerter Wucht der Formen wie der Licht- und Schattengebungen monumentale Wirkungen zu gewinnen. Man vergleiche im Marienleben den Tod Marias mit der Wochenstube, um den gewaltigen Fortschritt im Sinne der Hochrenaissance zu erkennen. Dort in einem großen, aber unübersichtlichen Raum in wirrer Unordnung ein krauses Durcheinander allerlei lustiger Einzelgestalten, beunruhigt von realistischen Nebensächlichkeiten, hier ein klar vereinfachter, nur in einigen großen Linien und breiten Licht- und Schattenflächen angedeuteter, ganz frontal gesehener Raum. Dieser Raum aber ist nur Rahmen für die zu anders beherrschender Größe angewachsenen Figuren, die sich ebenfalls nach Dürers bekanntem Prinzip des kreisartigen Zusammenschlusses mit zwei Rückenfiguren vorn rechts und links von der offenen Mitte in die Tiefe zum Bett hin gruppieren. Maria selbst ist noch durch die einfachen Linien des Himmelbettes rahmenartig umfaßt und herausgehoben. Ähnliches zeigt das Abendmahl der großen Passion, bei dem freilich genrehafte Motive erkennen lassen, daß der Erzähler Dürer nicht hinter dem Denker, also der Romantiker nicht hinter dem Klassiker zurückstehen mochte.

So ist Dürers geistiges Vermögen gewaltig gewachsen; die Kunst ist ihm mehr als eine religiöse Aussprache im Sinne der Gotik oder anschauliche Betrachtung der Natur im Sinne des Realisten, sie ist ihm ganz im Sinne der Hochrenaissance bewußte Formung des Lebens und zugleich klare Gestaltung höherer geistiger Gedanken. Da ist er der Klassiker, der weit über zunftmäßiges Vermögen zum geistigen Beherrscher der großen Probleme der Kunst und der bildmäßigen Gestaltung der Natur gelangt. Bildmäßige Gestaltung wiederhole ich; wir müssen es



Dürer hoch anrechnen, daß er auch dazu kam, womit seine ungeheure Entwicklungsfähigkeit erwiesen ist. Und zwar gelang ihm das nicht im großen Gemälde sondern im Kupferstich. Er ist darin der echte Deutsche. Schauen wir uns bei den Romanen um, so finden wir nicht einen großen Meister, der auch im kleinen, d. h. da, wo die Arbeit leichter geht und mehr als intime Aussprache zu denken ist, tätig war; alle gehen nur aufs Ganze, Große. Bei uns aber hat schon fast jeder der großen Meister das Bedürfnis gehabt zu dieser Aussprache, um der überquellenden Fülle der Phantasie, der reichen Zahl der Vorstellungen Raum zu geben. Nicht umsonst ist bei uns die Buchdruckerkunst erfunden und von Schongauer bis Rembrandt, der ja in seinem Wesen viel mehr Deutscher als Holländer war, Menzel und Slevogt haben die großen deutschen Maler in der Graphik und in der Buchillustration reiche Betätigung gesucht. In seiner dritten, gerne etwas vernachlässigten Epoche seit 1512 ist er in seiner herrlichen Reihe von Stichen der intimen Gestaltung des Stimmungsmomentes in malerischer Weise nachgegangen. Von dem einzigschönen Hieronymus in der Zelle, der stimmungsschweren Melancholie war schon die Rede.

Mir erscheint diese Zeit als die am meisten ausgeglichene in Dürers Wesen. Alle drei Gewalten waren in ihm mächtig, die liebevolle Sorgfalt für das Kleine und die Natur bis ins feinste Detail hinein, also der Realist Dürer, die klarbeherrschende Energie einer ordnenden auseinanderfassenden Gestaltung, der klassische Dürer, wie er besonders in Ritter, Tod und Teufel entgegentritt, endlich aber der romantische Dürer, der seinem träumerischen Wesen nachgeht und seinen Gestalten einen inneren mystischen Sinn verleiht, tiefe Nachdenklichkeit in der Melancholie oder feine seelische Stimmungswerte, heiteres Behagen wie im Hieronymus gibt. Alles aber scheint sich zu einer besonderen malerischen Eigenart zusammenzufassen. So taucht er den Ritter in ein tiefes, weiches Halbdunkel ein, aus dem das Licht in spitzer, feiner Weise die Dinge herausholt, sei es die glänzende Oberfläche der Pferde oder den schillernden Panzer oder Tod und Teufel von dunkel getontem Helldunkel. Im Hieronymus läßt er den Duft leichten Sonnenglanzes erheiternd und verklärend über alles, Wand und Decke, Fußboden und Tisch, Löwe und Heiligen gleiten und führt uns die Verklärung in atmosphärischem Sonnenglanz vor. Das ist romantische Sentimentalität, nicht klassischer Rationalismus. So haben wir in dieser Epoche den *malerischen* Dürer zu verzeichnen als das vielleicht vollkommenste Produkt jener verschiedenen Teile seines Ichs. An größeren Bildern ist nur die Münchener Lukretia zu nennen, die aber schon 1508 begonnen war, wie zeichnerische Stücke unzweideutig erweisen. Ein kühler Stimmungston füllt auch hier den einfachen Raum und umhüllt den in blassem Karnat gemalten, fest geformten Akt.

Es bleibt ein Rätsel, daß Dürer seit 1512 eigentlich keine größere malerische Aufgabe in die Hand nahm. Nur einige großzügig hingeworfene Porträts wie die Kaiser Maximilians in Wien und Nürnberg, der markige, breitgemalte Kopf Wolgemuts in München, eine entzückende Madonna in Wien, endlich der prachtvolle Charakterkopf eines Greises in Paris sind zu nennen. Das Rätsel bleibt auch für die letzte Epoche seit 1520 bestehen, wo dazu die graphischen Leistungen

zurücktreten. Waren es vielleicht die geistigen Bewegungen, die Reformation, die den Künstler Dürer aus dem Sattel warfen? Das Altarbild fällt jetzt ganz fort. Und künstlerisch bieten seine an sich prachtvollen Porträts dieser Zeit, die hervorragenden Charakterköpfe in Dresden und Madrid u. a., keinerlei Ersatz. Der Eindruck, den die niederländische Reise (1521) auf ihn gemacht hat, war nichts weniger denn belebend. Am besten tritt er in dem mit warmen Farben gemalten hl. Hieronymus aus Lissabon zutage. Die nüchterne Realität der dortigen Kunst, die daran war, im Romanismus zu einem gesuchten Formalismus zu erstarren, spiegelt sich in ihm wieder. Das gilt auch von den späten Stücken, dem Jacob Maffel und Hieronymus Holzschuher (1526). Wir sind in ihnen zu dem Realisten Dürer, wie er uns am Anfang entgegengetreten war, zurückgekehrt. Die Intensität, mit der hier die Natur 'kopiert' ist, die Präzision der Ausführung bis auf jedes kleine Härchen, dazu die Glätte der Oberfläche, die bunte Härte der Farbe, all das mag man als Produkt gewissenhafter Sorgfalt und Genauigkeit bewundern, aber innerlich packen kann es uns nicht. Hier ist mehr Gelehrtenintensität und Fleiß als künstlerisches Pathos tätig.

Ob wir dieses strenge Urteil auch auf sein letztes großes Werk, auf seine vier Apostel in München ausdehnen sollen, weiß ich nicht. Jedenfalls sind auch da aller Schwung und jede Leidenschaftlichkeit dahin. Es war das Testament des Meisters an seine Vaterstadt (1526). Künstlerisch entfaltete der Meister sein malerisches Vermögen, die flache Bildtafel zu einem lebendigen, plastischen Gebilde zu erheben, zum Äußersten, als wollte er uns das, was er als Zeichner, als Formgestalter, als Maler, als Techniker vermochte, vorführen. Man kann bei der Gestalt des Paulus in seinem wuchtig weit geworfenen, weißen Mantel und dem großgeformten Kopf von monumentaler Plastik im Bilde und klassischer Einfachheit reden, während er in dem viel mehr warm in Licht geformten Johannes und dem warmen Rot seines Mantels weichere Akkorde anschlägt. Das, was diese kühl gebildeten Gestalten nun doch zu Meisterwerken erhebt, das ist erstens die überraschende Gestaltungskraft, mit der hier die Wirklichkeit zu fast bedrängender Wucht geformt ist, zweitens aber das machtvoll verhaltene, religiöse Pathos, das aus diesen Evangelisten glüht und das diese Verkünder von Gottes Wort in sich tragen. Es ist ein Glaubensbekenntnis, das hier zu uns spricht. Und diese Wirklichkeitsgestalten sind nicht nur Symbol für die tiefe religiöse Nachdenklichkeit des Meisters, sondern auch für den ungeheuren Lebenssinn, sein auch im Alter nicht nur nicht verlöschendes, sondern man möchte sagen besonders bewußt auftretendes Daseinsempfinden. Sie sind aber auch Zeugnisse für den bitteren, erbarmungslosen Ernst, mit dem er in einsam unentwegtem Drang nach Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit, wie sie ganz großen Geistern eigen ist und in ihnen gelehrte Geistigkeit und künstlerische Leidenschaftlichkeit zur Einheit zusammenfügt, ans Werk ging. Bis an sein Ende ist Albrecht Dürer der große Ringer und Streiter geblieben. Nie hat er die Kunst zum Handwerk, zum Selbstzweck erniedrigt, immer ist sie ihm Ausdrucksform und Symbol zugleich gewesen.

Damit habe ich versucht, den Künstler so zu schildern, wie er mir groß erscheint. Aber Dürer ist nicht nur Künstlerpersönlichkeit für sich, sondern wie jeder

große Genius ist er auch eine historische Persönlichkeit. Er stand zeitlich in der Epoche gewaltigster Wandlungen; das Mittelalter ging zu Ende, und eine neue Zeit brach an. Wenn er nun so recht der Repräsentant dieser Zeit und ihres tragischen Konfliktes, ihres ungeheuren Ringens um zwei Welten ist, so drückt ihn das nicht herab, so erhöht es ihn. Es macht ihn und seine Kunst zum vielfachen Symbol für die verschiedenfachsten geistigen Bewegungen, die durch die Welt gingen. Er selbst ist Symbol für die streitenden Energien und für das Ringen zweier gegensätzlicher Weltanschauungen gegeneinander, des mittelalterlichen, die ins Jenseits schwärmt, des modernen, der Renaissance, die im Diesseits schwelgt. So wird in seiner Kunst das Endliche zum Symbol für das Unendliche, das Faßbare für das Unfaßbare, das Diesseitige für das Jenseitige, das Individuelle für das Ewig-Menschliche. Es lag mir nicht daran, den Künstler zu zergliedern und zu zerkleinern. Man wird vielleicht das 'Zerlegen' der Persönlichkeit als Gewalttätigkeit bezeichnen. Aber wer temperamentvolle Künstlernaturen kennt, weiß auch, daß sie selten das Ausgeglichene kühler Verstandeshelden haben und daß vielleicht gerade das mehr oder weniger unvermittelte Nebeneinander verschiedenfacher innerer Kräfte ihr Künstlertum ausmacht. Aus den Reibungen und Widersprüchen mit sich und mit der Außenwelt wächst künstlerischer Gestaltungsdrang. So vermeine ich, daß aus den drei gewaltigen Lebensquellen, dem Realismus und dem Haften am Wirklichen, der Romantik und dem Sichverträumen in Idealen, endlich der Klassik, Dürer die höhere Herrschaft über seine eigenen Kräfte, über die Welt der Erscheinungen gewann und sie ordnenden Geistes zur abgeklärten Kunstform bildete. Die drei Dinge zusammen machen den Dürer aus in seiner Geisteskraft und seinem Seelenreichtum. Sie erheben ihn wie keinen andern deutschen Künstler zum höchsten Typus gestaltenden Menschentums. So schwebt er über Ort und Zeit und gehört nicht nur dem Künstler sondern auch jedem Geist in jedweder höherer Tätigkeit.[1])

1) Zum Schluß möchte ich für die, welche die Ausstellung in Nürnberg noch besuchen wollen, eine Beobachtung feststellen. Dort bietet sich ein eigentümlicher Zwiespalt zwischen Dürer und seiner Zeit. In weiten Sälen hängen dichtgedrängt und fast erdrückend Altaraufbauten größten Formates. Man könnte von monumentaler Größe aber auch von plumper Schwerfälligkeit reden, von imposantem Handwerk. Dann folgen die Dürersäle. Eine ganz andere Atmosphäre von viel höherer Geistigkeit, von wesentlich verfeinerter Kultur umfängt uns. Dort bei dem groben Format mochte man nicht mit, hier fühlen wir uns, und gerade wir modernsten Menschen — ich erinnere an den neuen Drang nach Sachlichkeit in der Kunst — ganz anders heimisch. Kleines Format, fast kleinliche Sorgfalt, harte Geistesarbeit, unendliche Vielfalt, ein Einsamsein mit sich und seiner Ideenwelt — kurz der Problematiker, der moderne Mensch. Und das ist die Magie dieses Meisters und seiner Kunst.

VOM GEIST DES SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERTS

VON WILHELM SCHUBART[1])

Die Kunst des Barock, prunkvoll und strahlend, freudig und beflügelt, großartig und majestätisch, will sich der deutschen Vorstellung vom Zeitalter des Barock, vom XVII. Jahrh., nicht recht einfügen. Denn nur Erniedrigung und Rückgang glauben wir hier zu finden, das Leben verarmt, ja es stockt, und eine trübe Unwahrhaftigkeit umnebelt das deutsche Wesen, das durch den Schleier fremder Art uns bald unklar bald verzerrt anzuschauen scheint oder wirklich anschaut. Noch immer sehen wir Deutschen dies Jahrhundert mit dem Auge der Geschlechter, die den Dreißigjährigen Krieg und die französischen Raubzüge erlitten haben, und fühlen wie jene, deren feinere Regungen sich in allem Elend, in aller Roheit rings umher nur in ausländische Formen zu retten wußten. Der Widerspruch ist vorhanden, ein Widerspruch für das deutsche Bewußtsein, unlösbar, so lange man nur unter deutschem Gesichtspunkte Leben und Kunst betrachtet. Aber wir dürfen ihn nicht einfach hinnehmen, denn letzten Endes drückt doch immer eine Kunstform irgendwie das Wesen ihrer Zeit und ihrer Träger aus, auch dann, wenn sie etwa als fremdes Gut von außen kommt und ohne eignes Schaffen angeeignet wird; auch der Empfangende empfängt nur, was ihm gemäß ist. Versuchen wir eine Lösung, so müssen wir über Deutschland hinausblicken: Europa als Ganzes seiner führenden Völker hat die Kunst des Barock entfaltet, hat sie erlebt, und im Zusammenhange der europäischen Geistesgemeinschaft kann verständlich werden, was aus deutscher Art allein sich nicht begreifen läßt. Auch das deutsche Volk gehört als wesentliches Glied zu dieser europäischen Gemeinschaft, freilich nicht als Führer, sondern als Folger stärkerer und glücklicherer Völker, und doch nicht ohne seinen inneren Reichtum durch allen Schutt eines schweren Zusammenbruchs hindurch dem großen europäischen Strome zuzuleiten.

So vielfältig auch dies Europa damals in allen Lebensäußerungen sich bewies, es gab eine letzte Einheit, es gab große Linien der sichtbaren Gestaltung und der inneren Kräfte, die wir noch erkennen können, sobald wir nur weit genug zu blicken wagen und nicht mit Deutschland, sondern mit Frankreich und England, mit Niederland, Italien und Spanien die Umschau beginnen.

Erst im XVII. Jahrh. überwindet der europäische Mensch völlig und endgültig den Geist des Mittelalters, diese große und umfassende Weltanschauung, die Gott und Mensch und Natur als Einheit ergriff und begriff und erklärte, in sich folgerecht und unerschütterlich; bis auf den heutigen Tag hat kein neues Weltbild an innerer Klarheit auch nur von ferne mit ihr wetteifern können, und das Beste, was wir von der Gegenwart hoffen dürfen, ist eben dies, daß sie einer künftigen Gestalt von ähnlicher Kraft und Geschlossenheit den Weg bereite. Renaissance, Humanismus und Reformation hatten freilich an vielen Stellen die festen Mauern durchbrochen; aber auch an den führenden Männern des XVI. Jahrh. wird es sichtbar, wie die neue Erkenntnis, die neue Gesinnung unsicheren Schrittes sich

1) Dieser Vortrag bildete den Beschluß eines Ferienlehrgangs für Lehrer und Lehrerinnen höherer Schulen, Ostern 1928, der die Kunst des Barock behandelte.



vorwärts tastet oder noch ohne Bindeglied neben mittelalterlichen Anschauungen steht. Nun erst, im Zeitalter des Barock, ringt ein anderer Geist sich zum Selbstbewußtsein, bald zur Herrschaft durch und prägt Europa nach seinem Bilde um. Der Staat gewinnt aus zahllosen Vorstufen der Vergangenheit die neuen Formen des Absolutismus und der Demokratie und hebt sie aus verworrenem Werden zu bestimmter Wirklichkeit empor; die Wirtschaft entfaltet sich zum Merkantilsystem und zum Welthandel, zur entschlossenen Selbstbeschränkung und zur nicht minder entschlossenen Weltweite; nüchtern und kühn, immer aber unermüdlich wagen sich Denker und Forscher an die Natur, ihre Erscheinungen, ihre Kräfte und ihre Gesetze und bauen mit Hilfe der Beobachtung und mit Hilfe einer erobernden Mathematik die neue Naturwissenschaft auf, die empirische Physik, deren Grundlage Sehen, Messen und Wägen ist. Mit demselben Atemzuge sucht sich der Menschengeist vom Zwange der Kirchenlehre zu befreien und der Seele den schlichten, geraden Weg zu Gott zu öffnen, aus dem innerlichen Erlebnis der Hingabe Kräfte heiligen und liebevollen Tuns zu entfalten. Und über alle, die nur von ferne etwas spüren vom Geiste der neuen Zeit, breitet sich verbindend und ausgleichend eine Weltsitte, eine gemeinsame Lebenshaltung.

Überall regt sich der gleiche Geist, der gleiche Wille: man strebt danach, die Welt, wie sie ist, zu betrachten und zu verstehen, ohne am geheiligten Erbgut der Überlieferung, sei es göttlichen, sei es menschlichen Ursprungs, noch länger zu haften. Und der Weg zu allen neuen Erkenntnissen ist die menschliche Vernunft; ihr vertraut man, ihrer Fähigkeit, alles zu ergreifen und zu deuten, und wenn der Mensch nur den Mut hat, ihr die Bahn frei zu geben, so kann er nicht in die Irre gehen. Gewiß ist es gefährlich, den Inhalt eines Zeitalters, eines Jahrhunderts in ein paar Worten einfangen zu wollen; aber nur so, mit solcher Gewalttat des rückschauenden Betrachtens, das doch auch Miterleben ist, kann es überhaupt gelingen, das Wesen vom Zufälligen zu unterscheiden. Und für das XVII. Jahrh. lauten diese Worte: Natur und Vernunft, Gegenstand und Werkzeug der Erkenntnis, miteinander verbunden durch ein jugendlich kühnes Vertrauen.

Frankreich trat mit gesammelter Kraft in das neue Jahrhundert hinüber. Hinter ihm lag sein dreißigjähriger Krieg, das mörderische Ringen der Hugenotten um Glauben und Bürgerrecht; die Regierung des großen Heinrichs IV. und im besonderen das Edikt von Nantes 1598 schlossen den Kampf. Dauerte auch der Zwiespalt fort, wachte auch bewaffneter Widerstand noch Jahrzehnte hindurch immer wieder auf, so konnte doch die errungene Einheit des französischen Volkes nicht mehr erschüttert werden. Volk und Staat streben bewußt zur Macht, zur Herrschaft auf dem Festlande, geführt von dem großen Staatsmann, den auch damals das Schicksal dem Würdigsten schenkte. In seinem politischen Testamente hat Richelieu mit klaren Worten ausgesprochen, was sein ganzes Volk wollte: Frankreich an die Stelle der spanischen Weltmacht zu setzen. Auf dem Grunde, den Richelieu legte, indem er fest und klug die innere Einheit durch eine geordnete Verwaltung sicherte, baute Mazarin weiter und dann sein Zögling Ludwig XIV., dessen lange Regierung Stetigkeit verbürgte, und weil der König ein großer Mann war, weite Ziele kühn verfolgte. Spanien und Deutschland mußten es zu ihrem

Schaden erfahren; freilich litt auch Frankreich unter der Kette seiner Kriege und Siege, und um das Ende des Jahrhunderts entluden sich Blutopfer und Steuerdruck im Aufruhr hungernder Städte, wie es in Rouen geschah. Dennoch stand Frankreich fest als die erste Großmacht Europas; sogar der spanische Erbfolgekrieg, der mit einer Niederlage und einer Demütigung ausging, änderte nichts daran.

Ludwig XIV., der roi soleil, vollendete in sich die Staatsform des Absolutismus zur reinsten Prägung, mit allen Schatten, aber auch mit allem Glanz, die sich von der unbeschränkten Macht eines Mannes nicht trennen lassen. Das große Vorbild äfften die Kleinen nach; zumal deutsche Fürsten wollten in Prunk und Schein Hof halten wie der König von Frankreich; auch der Kleinste brauchte sein Versailles oder Marly oder Trianon, seine Üppigkeit, seine Bauten, seine Mätressen. Nur daß den Kleinen der Inhalt fehlte, die der große Ludwig dieser Pracht und Verschwendung gab; auch Liselotte von der Pfalz hat seine Größe nicht verkannt, soviel sie von ihm leiden mußte. Sein Land machte er innerlich stark, indem er Straßen und Kanäle baute, die Gewerbe schützte und förderte, damit Frankreich selbst alles erzeuge, was es bedürfe. Den Päpsten zum Trotz beherrschte er auch die französische Kirche und ihre Bischöfe.

Frankreich das erste Volk und Reich der Welt: dafür arbeitet die Wissenschaft auf der neu gegründeten Académie 1635, dahin strebt auch die Blüte der Dichtung, die wiederum aus dem erstarkten Volke Kraft gewann und unter der königlichen Gnadensonne gedieh. Corneille und Racine erst haben das geistige Gut der Renaissance ins französische Wesen hinübergeleitet und einen großen Stil mit großem Inhalt erfüllt; was uns Deutschen leicht als kalte Strenge, wenn nicht gar als Leere erscheint, ist dem französischen Wesen reiner Ausdruck und von hier aus gesehen wirklich erhaben. Besser verstehen auch wir Molières hellen Blick über Menschen und Dinge, seine bürgerliche, freie Menschlichkeit, besser auch die Frische anderer Dichter, die in aller Bindung an Regel und Form oft so unverkünstelt von Garten, Feld und Blumen sprechen, das Bild der ausgeuferten Loire festhalten oder mit satzlos hingeworfenen Worten das Pariser Leben schildern, so keck wie wir es nur unsrer Zeit zuzutrauen pflegen. Immer wieder leuchtet Frankreichs Größe hindurch, und die Dichter huldigen dem Führer Richelieu wie dem großen Könige.[1])

---

1) De l'Étoile sagt von Richélieu: *vos jours sont précieux et n'ont pas un moment | qui ne puisse acquérir quelque honneur à la France.* — Cailly auf Ludwig XIV.: *Louis est notre roi; cependant aujourd'hui | il ne règne pas seul en France: | la Justice, la Paix, la Gloire, l'Abondance | y règnent aussi bien que lui.* — Perrault nennt in einem langen Gedicht auf den Pyrenäischen Frieden 1659 den König *de tous les monarques le plus grand qui fût jamais* und findet in seiner Zeit das *siècle d'or* verwirklicht. — Scarron über Paris: *un amas confus de maisons | des crottes dans toutes les rues | ponts, églises, palais, prisons | boutiques bien ou mal pourvues || Force gens noirs, blancs, roux, grisons | des prudes, des filles perdues | des meurtres et des trahisons | des gens de plume aux mains crochues || maint poudré qui n'a point d'argent | maint homme qui craint le sergent | maint fanfaron qui toujours tremble || pages, laquais, voleurs de nuit | carosses, chevaux et grand bruit | c'est-là Paris, que vous en semble?* Vgl. Boileau, 6. Satire, über *les embarras de Paris.*



England war schon um das J. 1600 den bisherigen Seemächten Spanien und Portugal auf dem Meere überlegen und besaß bereits Beziehung zu Nordamerika wie zu Indien; die große Elisabeth hatte zur Weltmacht den Grund gelegt, und der Untergang der spanischen Armada machte die Wendung der Geschichte weithin sichtbar. Im Laufe des XVII. Jahrh. eroberte sich zäh und sicher der englische Seefahrer das atlantische wie das indische Meer, und drüben faßte der Engländer Fuß, um nicht wieder zu gehen. Puritaner wanderten aus und gründeten Boston 1630; Neu-Amsterdam, wo die Holländer seit 1612 saßen, wurde 1664 englisch und hieß nun New York. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts legte die Ostindische Kompagnie, die es in England gab wie in anderen europäischen Staaten, ihre Hand auf indische Häfen, und die Namen Bombay, Madras, Calcutta bezeichnen die Fortschritte englischen Unternehmungsgeistes. Aber noch blieben die Niederländer mit ihren Kriegsschiffen wie mit ihren Handelsfahrern an der Spitze; Grund genug für ein erbittertes, unablässiges Ringen. Dieser Kampf um die Macht zur See bildet die große und gerade Linie, die Englands Volk und seine Regenten rücksichtslos und ohne Schwanken verfolgt haben bis zum Ende; als sie im spanischen Erbfolgekrieg Gibraltar besetzten, war England die erste Seemacht der Welt. Ob Absolutismus oder Demokratie, das änderte nichts an der Haltung gegen die Niederlande: gerade Cromwell hat mit der Navigation Act 1651 einen schweren Schlag gegen sie geführt.

Im Innern ringt der alte Unabhängigkeitssinn der Engländer mit dem Absolutismus der Stuarts; die Demokratie siegt, und König Karl I. fällt als ihr Opfer. Freilich fand die Freiheit in dem gewaltigen Cromwell einen Schützer, der zum Herrscher geboren war; aber er hat ihr doch für immer die Bahn gebrochen, so daß sie auch die Rückschläge der folgenden Jahre überstand. Wie die Habeas-Corpus-Act 1679 dem einzelnen die persönliche Unabhängigkeit sicherte, so legte die Declaration of rights fast alle Macht in die Hand des Parlaments, und der zum König berufene Oranier Wilhelm III. mußte die Tatsache anerkennen. Auch darin ging England unbeirrt seinen Weg. Die Feindschaft der Protestanten und Papisten konnte wohl hemmen, aber auf die Länge nicht hindern, denn so schroff man auch das no propery den Katholiken ins Gesicht schrie, die anglikanische Staatskirche stand ihnen innerlich nicht so gegenüber wie etwa in Deutschland die beiden 'Religionsparteien'; Engländer waren denn doch beide.

In schweren Kämpfen hat die Demokratie sich durchgesetzt und der englische Handelssinn und Herrschersinn den letzten Gegner vom Meere verdrängt; aber der Erfolg forderte und erhielt sein Opfer: damals ist the merry old England untergegangen, das noch in Shakespeares Bühnenspiel gern lacht und spottet und sich seiner Musik erfreut; puritanische Herbheit hat viel vernichtet und dazu beigetragen, jenen neuen englischen Geist zu schaffen, der bis heute noch herrscht, den Geist der Tatsachen, der Nüchternheit, den unbeugsamen Willen zur Macht. Dieser neue Engländer mit seiner gewollten Beschränkung auf das Wirkliche und Wesentliche, mit seiner Enge wie seiner Größe nahm Englands größten Dichter, einen der größten aller Welt, nahm Shakespeare nur zögernd und unvollkommen auf; fast dürfte man sagen, dieser Geist ohnegleichen habe sein Licht umsonst

verstrahlt über ein Volk, das gerade damals in eine völlig andre Lebensform hineinwuchs. Erst viel später begann man ihm näher zu kommen, und von Deutschland kehrte er heim nach England. War er auch einer jener wenigen Erhabenen, die weit über ihre Gegenwart hinwegschauen und fremd zu sein scheinen im nächsten Kreise, so hat ihn doch vor allem die innere Wandlung seines Volkes um die Wirkung gebracht, die ihm gebührte.

Achtzig Jahre kämpfen die kleinen *Niederlande* gegen das große Spanien um Glauben und Recht; ließ auch ein längerer Waffenstillstand sie aufatmen, so bleibt es doch nicht weniger wunderbar, wie das Volk freier Bürger noch unter den Waffen in Wissenschaften und Künsten verschwenderische Blüten trieb und handelnd alle Meere befuhr. Im Westfälischen Frieden erkannte Europa die unabhängige Republik an; hatten sie vorher schon die Sunda-Inseln erreicht und Batavia gegründet, so folgte nun Kapstadt, folgte Ceylon. Freilich der Übermacht Englands mußten endlich Niederlands siegreiche Admirale erliegen, seine Handelsfahrer weichen, in Europa, wo noch um 1600 jährlich an 4000 niederländische Schiffe durch den Sund segelten und den Ostseehandel beherrschten, wie draußen auf dem Weltmeer; aber sie haben es dem Gegner sauer gemacht mit derselben Zähigkeit, die auch heute noch inmitten des britischen Weltreichs kostbare Kolonien behauptet.

Italien, kaum weniger zerrissen als Deutschland und jedem Stärkeren preisgegeben, bedeutet nichts als Macht, als Staatsgebilde; aber noch sah die Welt in ihm das Führerland der Kunst, und mit Recht. Wie seine Maler, Bildhauer, Baumeister, so gingen auch seine Musiker auf neuen Wegen voran, schuf doch Italien die Kunstform der Oper und entwickelte sie schon im XVII. Jahrh. so rasch und mannigfaltig, daß die Völker Europas, jedes auf seine Weise, fortbilden konnten. Wir Heutigen freilich verweisen die italienische Oper jener Zeit lediglich in die Musikgeschichte, und nur selten wacht sie in einzelnen Werken wieder auf; doch lebendig klingt uns der Zauber alter Schönheit aus den Geigen der Stradivari, der Amati entgegen.

Anders und viel fremder erscheint uns *Spanien.* Noch stand die Weltmacht, aber sie wich Schritt um Schritt zurück vor französischen Heeren und englischen Flotten. Noch bewies der spanische Geist seine kraftvolle Besonderheit, und gerade die Meister des Barockjahrhunderts, von dem spanisch gewordenen Kreter an bis zu Velazquez und Murillo, von Cervantes bis Calderon gehören als ein kostbarer Teil Europa an, wahren für immer den Ruhm spanischer Kunst; aber sie gehen doch ihren eignen Weg, und man fühlt es, wie dies Volk und seine Führer sich allmählich von der Gesamtheit Europas lösen, wie sie doch nur zögend geben, zögernd empfangen, was damals in Frankreich und England, in den Niederlanden und in Italien, auch in Deutschland zu europäischem Gemeingut zusammenwuchs.

Nur damit das Bild dieser Welt sich runde, muß auch vom *Osten* und *Norden* gesprochen werden, von Völkern und Ländern, die kaum oder gar nicht zu jenem Gemeingut beisteuerten und nur eben erst sich ihm zu erschließen begannen. Noch stand bedrohlich im Südosten die türkische Großmacht, furchtbarer sogar als das starke Frankreich, und Wien war 1683 dem Falle nahe; aber die Habsburger führten die französischen Feldzüge so lau, um alle Kraft gegen die Türken zu

wenden. Der Friede zu Karlowitz 1699 krönte nicht Zufallserfolge sondern eine entschlossene Abwehr und erhob Österreich zur Großmacht des Südostens. Habsburg opferte im Westen, um im Osten zu gewinnen.

Zur gleichen Zeit suchte Rußlands großer Zar Peter den Anschluß an Europa für sein Reich, das seine Vorfahren aus dem Hause Romanow bis tief nach Sibirien hinein ausgedehnt hatten. Nur aufs Nehmen kam es an, nicht aufs Geben; aber Rußland mußte zuerst zum Empfangen und Lernen auf Peters gewaltsame Weise erzogen werden, bevor es, fast zwei Jahrhunderte später, seine eignen Schätze an Europa verschenken konnte.

In manchem vergleichbar verlief Schwedens Geschick; große, stürmische Führer, von Gustav Adolf bis zu Karl XII., stürzten es in das Gewirr europäischer Politik und europäischer Bildung, und wenigstens im Geistigen hatte der Gewinn Dauer. Großmacht konnte Schweden nicht bleiben; denn ein kühner Sprung mag gelingen, aber den breiten Grund, dessen die Macht bedarf, ersetzt kein Wagemut.

Während die führenden Völker Europas, jedes in seiner Art, auf allen Gebieten des Staats, der Wirtschaft, des Geistes bestimmt und klar vorwärts gehen, erfüllt von der werdenden Gemeinschaft im Wesentlichen, fällt es schwer, im *Deutschland* des XVII. Jahrh. irgendeine gerade Linie der Entwicklung zu entdecken; neben seinen westlichen Nachbarn sieht es zurückgeblieben und, so weit es mitzukommen strebte, zwiespältig aus. Der Dreißigjährige Krieg verdarb und zerstörte viel; alle Verworrenheit dieser Jahrzehnte, Mut und Roheit, Feigheit und Angst, Kerngesundheit und verfälschte Maske wird uns heute noch in Grimmelshausens Simplizissimus zum Erlebnis. Aber das Übel war älter und lag tiefer, und der verheerende Krieg wie auch die folgenden französischen Übergriffe waren nicht Ursache sondern Zeichen des Verfalls. Niemand hat das schärfer gesehen und wahrhaftiger geschildert als Ricarda Huch: Fürsten ohne Charakter und ohne Ziele, Untertanen voll ängstlicher Sorge um den Augenblick, voll Haß und Streit um Glaubenslehren, die eigentlich niemand mehr verstand. So ging es schon lange Zeit im XVI. Jahrh.; wer Reformation und Gegenreformation beschuldigt, nennt doch nur die letzte Veranlassung, nicht die Ursache, die viel weiter zurückliegt, wenn sie nicht gar die verhängnisvolle Art des deutschen Volkes selbst ist, das im heftigen Auf und Nieder sich größer und kleiner als andre zeigt. Welch ein Gegensatz im Raume von hundert Jahren: einst Luthers trotziger Kampfruf: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen, und nun Paul Gerhardts müde Ergebung: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.

Nach jahrelangen Verhandlungen kam endlich 1648 der ersehnte Friede, das Ende zwar der Verwüstung, aber auch das Ende des Deutschen Reichs, denn nur ein Schattengebilde blieb, ohne Inhalt und fast ohne Form. Die verlorenen Gebiete, vor allem an Frankreich und an Schweden, hätte man verschmerzen können; viel gefährlicher war die superioritas territorialis, die volle Landeshoheit der Reichsstände, die von nun an sich als europäische Staaten betrachten, mit fremden Mächten Bündnisse schließen durften, nur nicht gegen Kaiser und Reich. Von diesem Rechte machten sie bald und reichlich Gebrauch, ohne allzu viel Bedenken

auch gegen Kaiser und Reich, wenn der Vorteil es gebot. Nicht minder tief griff fünfzehn Jahre später eine neue Änderung der Reichsverfassung: der alte Reichstag, die Versammlung der Reichsstände selbst, vom Kaiser nach Bedarf und für bestimmte Aufgaben berufen, war 1654 zum letzten Male vereinigt und gab den 'Jüngsten Reichsabschied' heraus; an seine Stelle trat 1663 der neue Reichstag, der nur die Gesandten der Stände enthielt und von nun an dauernd in Regensburg tagte, eine Art von Parlament, freilich nur ein Oberhaus, eine Vertretung der Staaten, nicht des Volkes, immerhin ein Schritt aus dem Mittelalter hinaus. In einem genau festgelegten, ziemlich umständlichen Verfahren behandelte man hier jede Vorlage, bis sie entweder abgelehnt wurde oder angenommen als Reichsgutachten, consultum imperii, dem Kaiser zuging, der das Recht besaß, zu verwerfen. Nach dem Wortlaute vermochte der Reichstag sehr viel, in Wirklichkeit der Kaiser viel mehr, weil er als einer den vielen gegenüberstand und sein groß gewordenes Österreich hinter sich hatte. Dem schwerfälligen Reichsgericht in Speyer tat er mit seinem kaiserlichen Reichshofrat in Wien Abbruch genug und zog, wenn er wollte, sogar Reichsstände vor seinen Stuhl.

Samuel Pufendorf, Deutschlands großer Staatsdenker, sah durch den Schein der Würde, den Ludwig XIV. verhöhnte, die Wirklichkeit: das Reich ein Chaos, seine Verfassung eine Mißgeburt. Während im übrigen Europa Absolutismus oder Demokratie sich rein gestalten, steht vor dem Auge des unbestechlichen Richters Deutschland als 'ein regelloses Gebilde, geradezu ein Monstrum'. Und mit bitterem Spotte, der doch den Ernst trauernder Liebe nicht verbirgt, nimmt er die einzelnen Einrichtungen her, um ihre Leere zu zeigen: wenn etwa Neugierige fragten, was denn die vielen Gesandten in Regensburg täten, weshalb sie vormittags spanischen Wein, nachmittags aber Moselwein und Rheinwein trinken müßten, so sei zu antworten, da ihre Geschäfte doch unlösbar seien, könnten sie wenigstens sagen, sie seien nicht müßig gewesen. Warum verschleppe das Reichsgericht in Speyer die Prozesse und komme nicht zum Urteil? Weil die Räte selbst wüßten, daß die Mächtigen sich an ihre Sprüche nicht kehrten; so fällten sie lieber kein Urteil, um sich nicht lächerlich zu machen.[1])

Einen Gewinn vielleicht brachte Deutschland aus Münster und Osnabrück heim: das Reich gestand den Konfessionen gleiches Recht zu, nicht nur den Katholiken und Lutheranern sondern auch den viel gehaßten Reformierten; bei der Besetzung wichtiger Reichsämter hielt man nunmehr peinlich auf 'Parität'. Aber sobald Fragen des Bekenntnisses vor den Reichstag kamen, trat er in ein Corpus evangelicorum und ein Corpus catholicorum auseinander.

1) S. Pufendorf, Severinus de Monzambano V 2: *et tamen curiosos homines scire velle, quidnam tanta multitudo legatorum per tot annos egerit et cui bono horis quidem antemeridianis vinum Hispanicum, pomeridianis vero Rhenanum aut Mosellanum fuerit bibitum; objectam igitur illis esse materiam inextricabilem, ut cum circa eandem diu incassum laborarint, demum liquido possint jurare se otiosos non fuisse.* V 20: *inde qui propriae confidunt potentiae, susque deque habent, quid Spirenses pronuncient; et his ipsis tantum salis est, ut quod superest autoritatis non temere velint prodigere sententias dicendo validioribus ludibrium debituras; imbelles tamen muscas hic ut et in aliis tribunalibus irretiri mos est.* Von der Reichsverfassung: *irregulare aliquod corpus et monstro simile.*

So zwiespältig waren die Deutschen in allem: Fremdländerei und Vaterlandsgefühl stehen gegeneinander oder kreuzen sich oder fließen in einem und demselben Menschen zusammen. Die Weltbildung, die draußen eine gemeinsame und feste Gestalt gewann, überkam die Deutschen übermächtig, damals vornehmlich französischer Prägung, bis im XVIII. Jahrh. das englische Vorbild zu wirken begann. Und zwar nahmen, wie sich von selbst versteht, zuerst die führenden Stände, Fürsten und Adel, die alamodische Bildung an: der junge Kavalier erhielt eine besondere Erziehung; während noch in der Reformationszeit der Adel, soweit er überhaupt etwas lernen wollte, im allgemeinen an der gelehrten Bildung Anteil suchte, schickte er jetzt seine Söhne auf die standesgemäße Ritterakademie oder vertraute sie dem Hofmeister an, der ihnen beizubringen hatte, was modern war: Benehmen und gesellschaftliche Fertigkeiten, diese oder jene lebende Sprache, und wenn's irgend die Mittel erlaubten, ging er mit dem jungen Herrn auf die Reise, nach England, Frankreich, Niederland oder Italien, wo der galanthomme den weltläufigen Schliff bekam. Damit schied er sich vom gebildeten Bürger, denn der lernte nach alter Art sein Latein und was sonst die noch recht scholastische Wissenschaft bot. Gewiß gab es Bürger, die sich die neue Weltbildung aneigneten, und Adlige, die ernsthafte Gelehrsamkeit erwarben; aber im großen gesehen vertiefte sich wie auf jedem Gebiet so auch hier die Kluft zwischen den Ständen. Die alten Reichsstädte blieben zurück und damit ihr stolzes Bürgertum, das einst auf die Junker herabgesehen hatte; jetzt wurde der Bürger zum engen Spießer, ging den Welthändeln aus dem Wege und bückte sich vor dem adligen Herrn. Jedoch neben dem allgemeinen Verfall der Städte erhoben sich einzelne nun erst recht zur Blüte und wurden Träger des neuen Geistes: Hamburg und Leipzig begannen damals die Stellung zu erlangen, die sie seitdem behauptet haben.

Wie der deutsche Mensch nach modischer Bildung strebte, so bedurfte er auch einer modischen Sprache, und da sein Deutsch ihm zu ungefüge schien, es in vielem auch war, so durchflocht er es mit französischen Wendungen, zog französische Wörter hinein und preßte es in französischen Satzbau. Dies verkünstelte Gebilde war doch insofern nicht verfälscht, als es den Stand der deutschen Bildung in ihrer inneren Mißhelligkeit getreu genug wiedergab.

Aber viele, nicht nur gelehrte Bürger sondern auch modisch erzogene Kavaliere, empfanden diesen Zustand als unwürdig und kämpften dagegen an, manchmal in einer Weise, die billigen Spott erfahren hat, doch mit einem echt deutschen Ernst; sehr bewußt taten es die Kreise, die sich in den literarischen Gesellschaften, im Palmenorden, bei den Schäfern an der Pegnitz, zusammenfanden, ohne nach Stand und Bekenntnis zu fragen. Und trotz aller Erniedrigung lebte doch im deutschen Volke noch das Bewußtsein deutscher Art, ja der alte Stolz auf deutsches Wesen, wie er den Simplizissimus durchzieht, und blieb so stark, daß sogar die höfische Politik damit rechnen mußte und durfte. Um in den Augen der Deutschen die verschlungenen Wege der brandenburgischen Politik zumal gegen Schweden und Polen zu rechtfertigen, um die öffentliche Meinung günstig zu stimmen, erließ der Große Kurfürst das Flugblatt an den 'Ehrlichen Teutschen', dessen berühmtes Schlußwort: 'gedenke, daß du ein Teutscher bist', in diesen Zusammenhange

mehr die vaterländische Gesinnung des Volkes als des Fürsten bezeugt. Der wirkliche 'ehrliche Teutsche' spricht unverfälscht zu uns aus den derben und herzlichen Briefen der Liselotte, zumal wenn sie frisch von der Leber weg an ihre liebe Jungfer Uffeln schreibt. Und aus der Tiefe deutscher Seele klang gerade in diesem Jahrhundert des Elends die schlichte Schönheit des deutschen Liedes auf, so rein wie nur je auf seinen Höhepunkten; der tapfere Todesmut des Soldaten: kein selgrer Tod ist in der Welt als wer vorm Feind erschlagen auf grüner Heid im freien Feld, und das zarte Einfühlen in das Leid von Gethsemane bei dem Jesuiten Friedrich von Spee, der ein frommer und reiner Mensch war. Wie hat der Dichter des Simplizissimus Gott und die Nacht geliebt und den Trost der Nacht, die Nachtigall; wie freut sich Paul Gerhard der blühenden Sommererde. Vielleicht mehr noch überrascht das Mitleben mit der Natur bei einem so kunstfertigen Dichter, wie es Logau war, wenn er den Mai grüßt: dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde, daß sie jetzund eine Braut, künftig eine Mutter werde. Bis nahe an Goethe heran muß man gehen, bevor man wieder so fein empfundene und gedachte Liebesworte findet wie bei dem vielgereisten, welterfahrenen und weltgebildeten Paul Flemming; noch heute spricht die Treue mit den Worten Simon Dachs an Anke von Tharaw, und das Lied eines Namenlosen von der heimlichen Liebe 'Willst du dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an', bewegt in einer Melodie aus dem Kreise Bachs noch heute gleichschwingende Herzen.

Zur selben Zeit schulmeistert Martin Opitz die deutsche Sprache, den deutschen Vers und zwingt sie in die strenge Schule des romanischen Vorbilds. Dichtung ist ihm eine Kunstgelehrsamkeit, ein lernbares Wissen um Versbau, Wortwahl, Vergleiche und Bilderkreise; aber es war eine heilsame Zucht, die er in seinem Buche Von der deuten Poëterei zusammenfaßte, denn damit erst wurde der Geist der Renaissance an der deutschen Sprache wirksam. Es ist leicht, an der Unzahl schwülstiger und steifer Gelegenheitsgedichte das Lächerliche hervorzukehren oder zu spotten, wenn um ein hochfürstliches oder auch kleinjunkerliches Beilager die olympischen Götter bemüht werden, wenn Hoffmann von Hoffmannswaldau vom Anblick seiner Lesbia geblendet erst Bild um Bild beruft, bis er begreift, daß es ihre weißen Schultern seien; aber wir tun Unrecht, diese aufgeplusterte Nüchternheit, die Dekoration für Phantasie hält, mit dem Maße zu messen, das wir erst Goethe verdanken; jene Dichter wollen aus ihrer Zeit begriffen werden.[1])

---

1) Beispiele: Grimmelshausen: Komm Trost der Nacht, o Nachtigall | laß deine Stimm mit Freudenschall | aufs lieblichste erklingen. | Komm, komm und lob den Schöpfer dein | weil andre Vögel schlafen fein | und nicht mehr mögen singen. | Laß dein Stimmlein laut erschallen | denn vor allen | kannst du loben | Gott im Himmel hoch dort oben. — P. Gerhardt: Geh aus mein Herz und suche Freud | in dieser lieben Sommerzeit | an deines Gottes Gaben. | Schau an der schönen Gärten Zier | und siehe, wie sie mir und dir | sich ausgeschmücket haben. || Die Bäume stehen voller Laub | das Erdreich decket seinen Staub | mit einem grünen Kleide. | Narcissus und die Tulipan | die ziehen sich viel schöner an | als Salomonis Seide. — P. Flemming: So reise denn auch du, du freundlicher Smaragd, | zu meiner Freundin hin und lasse dir behagen, | daß eine solche Hand dich förderhin soll tragen | die, auch wie keusch du bist, dich doch noch keuscher macht. || Sei um sie, wenn sie schläft, sei um sie, wenn sie wacht, | oft wird sie dich von mir und meiner Liebe fragen. | Halt andrer Steine Brauch, die nichts nicht

Alles in allem hat das fremde Wesen in Sitten und Sprache und Dichtung zwar viel Deutsches verwirrt und erstickt, aber auch das Zerfließende gestaltet, das Rohe verfeinert und durch seine Übermacht dem Deutschen geöffnet, was er aus sich heraus nicht zu finden vermochte: den Zugang zur europäischen Bildung.

Auch im XVI. Jahrh. gab es etwas wie eine europäische Bildung, gestaltet im Humanismus, und auch Deutschland nahm Teil daran. Aber weder sie noch die italienischen und spanischen Einflüsse auf die Lebenshaltung unterdrückten die besondere Art der Völker, die sich vielmehr daneben klar behauptete, auch bei den Deutschen. Erst gegen Ende des Jahrhunderts begann das französische Vorbild die spanische Sitte zu verdrängen, erst das Zeitalter des Barocks erzeugte in vollem Sinne eine gemeineuropäische Art zu denken, zu sprechen, zu leben, nirgends fühlbarer als in Deutschland, weil hier die gesunde Selbstgewißheit der gerader wachsenden Nachbarn fehlte, das Fremde den geringsten Widerstand fand und die besten Geister Anlehnung suchen mußten, wenn sie sich nicht aufgeben wollten. Diese internationale Bildung trug im wesentlichen französisches Gepräge; es war die zweite Welle französischen Wesens, die wohl noch breiter und mächtiger als im XIII. Jahrh. über Europa hinging. Ihre Einheit offenbart sie am deutlichsten in den durchlaufenden großen Linien der Wissenschaft, der Weltanschauung und Philosophie, des religiösen Lebens; ob Deutschland oder Frankreich, England oder Niederland, überall sind es im Grunde verwandte Kräfte, die deshalb miteinander und füreinander zu wirken vermögen. Frei zu werden von der Last überkommener Vorstellungen, von der Autorität der Kirche wie der alten Wissenschaft, dahin strebten alle diese Denker und Forscher, hin zur Natur, zur unbefangenen Erkenntnis ihrer offenen Erscheinungen, ihrer verborgenen Gesetze. Was sich gesellschaftlich in der künstlichen und doch so naiven Schäferei äußerte, gebar in ernsten Geistern die neue Naturforschung und Mathematik, sobald man entschlossen auf die Natur zuging mit dem rein menschlichen Mittel der Vernunft, in dem Vertrauen, daß dieser Weg allein, er aber sicher zum Ziele führe. Mag uns diese Zuversicht kindlich erscheinen, nachdem wir dreihundert Jahre lang solche Bahnen durchmessen haben, damals war sie eine männliche, befreiende Tat. So begreift man die schnellen und entscheidenden Fortschritte, die eine neue Physik, Astronomie, Mathematik schufen und das Bild der Welt von Grund auf änderten. Alle gebildeten Völker Europas arbeiteten mit und Hand in Hand, der Italiener Galilei, der Deutsche Kepler, der Engländer Newton suchten Bahnen und Umlaufszeiten der Planeten wie die Gesetze, nach denen alle Teile der Materie ein-

wieder sagen, | schweig was du siehst und hörst und nimm dich selbst in Acht. || Geschieht es etwan denn, daß sie dir in Gedanken | ein feuchtes Küßlein reicht, so heb es auf für mich | bis morgen gegen Nacht, und wollten etwan sich | die Lüfte, die es sehn, hierüber mit dir zanken | und mir es bringen eh als ich mich stellet ein, | so send es mir durch sie und laß es heimlich sein. — Hoffmann von Hoffmannswaldau: Ist dieses Schnee? nein, nein, Schnee kann nicht Flammen führen. | Ist dieses Helffenbein? Bein weiß nicht weiß zu sein. | Ist hier ein glatter Schwan? mehr als des Schwanes Schein. | Ist weiche Woll allhier? wie kann sich Wolle rühren? | Ist Alabaster hier? er wächst nicht bei Sapphiren. | Ist hier ein Lilienfeld? der Acker ist nicht rein usw.



ander anziehen, und was sie entdeckten, begannen andere, freilich längst nicht Schritt haltend, durch technische Erfindungen unmittelbar wirksam zu machen.

Am deutlichsten setzt sich der neue Geist mit dem Mittelalter auseinander in der sogenannten Philosophie, an den Grundzügen des Weltbildes; am mutigsten ja gewaltsamsten zwingt hier der unbedingte Glaube an die Vernunft verschiedene sogar entgegengesetzte Vorstellungen in die Einheit einer Weltanschauung hinein. Der Franzose Descartes, der portugiesisch-niederländische Jude Spinoza, der Deutsche Leibniz stehen durchaus auf der Seite der neuen Naturwissenschaft und Mathematik, denken und forschen in ihrem Geiste; aber dieselben Männer haften nicht minder überzeugt an den Grundlehren der alten scholastischen Philosophie, die auf Platon und Aristoteles zurückgeht, vor allem an ihrem Kernpunkt und ihrer Hauptfrage, dem Begriff der Substanz, des wahrhaft Seienden. Wir Heutigen sehen hier zwei Welten gegeneinander gerichtet, die Erfahrungswissenschaft und die Begriffslehre; die Philosophen des XVII. Jahrh. verschmelzen sie ohne Bedenken miteinander, in dem festen Glauben, daß die Vernunft es so wolle und daß die große Rechenaufgabe ohne Rest aufgehe. So schaut Spinoza Gott und Welt und Mensch in voller Harmonie, erkennt Denken und Ausdehnung, die Wesenszüge der geistigen und der körperlichen Welt, als Attribute Gottes, des allein Seienden, der Substanz, und leitet daraus die Übereinstimmung der beiden Erscheinungsformen ab: Reihe und Verknüpfung der Ideen entspricht der Reihe und Verknüpfung der Dinge. Nichts bleibt ungelöst oder unerklärt; neue Naturwissenschaft und alte Dialektik fügen sich lückenlos zusammen. Wer so denkt, kann es freilich unternehmen, die Ethik auf mathematische Art darzustellen und zu begründen, in Lehrsatz und Beweis, denn es kann ja gar nicht anders sein: Mathematik als Form muß sich auf Ethik als Stoff anwenden lassen. Erkenntnis Gottes ist höchste Sittlichkeit und insofern erkennende Liebe zu Gott, amor dei intellectualis.[1])

Das landläufige Urteil nennt den Dreißigjährigen Krieg einen Religionskrieg, und mit Recht, soviel auch andere Kräfte hineinwirken. Jede Auseinandersetzung spitzte sich damals auf den Widerstreit der Bekenntnisse zu, auch der Freiheitskampf der Niederländer, auch die englische Revolution. Um Begriffe und Worte der Lehre verfolgten sich Katholiken, Lutheraner und Reformierte mit Haß, mit Schmähung, mit blutiger Tat, und die Fürsten, zumal in Deutschland, ließen solcher Feindschaften in ihrer Politik breiten Raum; dafür sorgten schon ihre geistlichen Berater, jesuitische Beichtväter und orthodoxe Hofprediger, deren Macht sehr weit reichte. Dennoch gab keineswegs überall die Konfession den Ausschlag; viele Gebildete setzten sich darüber hinweg und reichten der anderen Seite die Hand, und wenn auch besonders das rechtgläubige Luthertum sich bis in äußerste

1) Einige Sätze aus der Ethica ordine geometrico demonstrata: I 15 *quidquid est, in Deo est, et nihil sine Deo esse neque concipi potest.* I 18 *Deus est omnium rerum causa immanens, non vero transiens.* II 1 *cogitatio attributum Dei est sive Deus est cogitans.* II 2. *extensio attributum Dei est sive Deus est res extensa.* II 7 *ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum.* IV 28. *summum mentis bonum est Dei cognitio, et summa mentis virtus Deum cognoscere.* Daß die Vernunft einfach alles leisten kann, sagt er IV 47, *mens humana adaequatam habet cognitionem aeternae et infinitae essentiae Dei.*



Starrheit steigerte, so verlor es doch allmählich an Boden. Der schlichte Christ wollte weder der Gehässigkeit noch der spitzfindigen Lehre mehr folgen, die das wahre Christentum verschüttet hatte. So sammelten sich überall wahrhaft Fromme zu Gemeinschaften vertieften religiösen Lebens, und auch diese Bewegung ging durch Europa wie ein leises Erwachen, bis sie mächtig durchbrach. Am französischen Hofe selbst wurde Port Royal der Mittelpunkt eines frommen katholischen Kreises, der sein Bestes dem belgischen Bischof Jansen verdankte, und Blaise Pascal, der große Mathematiker, warb durch sein Wort und seine Schriften begeisterte Anhänger seiner wahrhaft christlichen Gedanken. Gegen Ende des Jahrhunderts entstand der Orden der Trappisten, der die Welt so streng verneinte wie kein andrer, doch auch aus dem tiefen Bedürfnis, von der verweltlichten Kirche sich in Gott zu flüchten. Bewußter tat es die spanische Mystik des Molinos, bewußter vor allem in Deutschland Jakob Böhme, wenn auch in seltsamster Form, nicht ohne Verbindung mit dem Mittelalter, und dann der schlesische Arzt Scheffler, der Katholik und Priester wurde und unter dem Namen Angelus Silesius noch heute mit seinen Sprüchen bezaubert und ergreift. Viele seiner Gedanken, sein Einssein mit Gott und Miterleben aller Welt, wie er in beide versinkt und beide umfaßt, das klingt oft wie der dichterische Ausdruck und die religiöse Seite dessen, was Spinoza scharf und klar und doch voller Seelenkraft darlegt, freilich mit dem Unterschiede, daß Spinoza Welt und Mensch in Gott aufgehen läßt, während bei Angelus Silesius das Ich, die Seele, Gott und Welt in sich aufnimmt.[1])

Das innerliche Erlebnis Gottes, wie es solche Menschen fühlten und begriffen, führte sie zwar nicht aus ihren Kirchen heraus; aber die Kirchenlehre hörte auf, ihnen Fessel zu sein. Was noch mehr bedeutete: diese Befreiung der Seele stand der neuen Geistesrichtung auf Natur und Vernunft trotz allen Unterschieden keineswegs entgegen, sondern strebte letzten Endes zu demselben Ziele. Das spürt man am deutlichsten am deutschen Pietismus, wie ihn Spener begründete und August Hermann Francke in Taten umsetzte, denn in Speners Gedanken war viel Rationalismus, gewiß eine der Ursachen, weshalb er so weit reichte, und die Schulen der Pietisten in Halle pflegten gerade die neue Bildung. Im Grunde flossen doch die Ströme des vertieften Christentums und der neuen Weltanschauung aus derselben Quelle, aus dem mächtigen Verlangen, Gott und Welt unmittelbar nahe zu kommen, ohne Hemmung und Trübung durch Lehren und Systeme, allein durch die Mittel, die jeder Mensch besitzt, Vernunft, Gefühl und Werk. Auch die Strenge der englischen Puritaner, dies Stahlbad eines ganzen Volkes, die Freiheit und die Liebesarbeit der Quäker, endlich der begeisterte Weckruf der Methodisten, sie alle

1) Einige Sprüche des Angelus Silesius: Mensch, werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg, das Wesen das besteht. — Nicht ist, was dich bewegt; du selber bist das Rad, das aus sich selbsten läuft und keine Ruhe hat. — Halt an, wo läufst du hin? der Himmel ist in dir! suchst du Gott anderswo, fehlst du ihn für und für. — Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht; wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht. — Die Welt ist mir zu eng, der Himmel ist zu klein: wo wird doch noch ein Raum für meine Seele sein? — Hier fließ ich noch in Gott als eine Bach der Zeit, dort bin ich selbst das Meer der ewigen Seligkeit. — Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben; werd ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben.

gehören auf die Seite des neuen, modernen Geistes, der nicht mehr Überliefertes hinnehmen, sondern Eigenes gewinnen will. So steht die Naturwissenschaft und die Philosophie des Jahrhunderts seiner religiösen Innerlichkeit nach Ursprung und Ziel so nahe, daß Isaak Newton ein tief frommer Mensch sein konnte und Spinoza geradezu ein Vorbild wahrhaft christlichen Lebens wurde.

Natur und Vernunft, diese Leitgedanken des Zeitalters haben auch auf die Rechtsbegriffe umwandelnd gewirkt, und Grotius, Pufendorf, Thomasius sind die Erwecker des Naturrechts geworden. So wenig wir jeden einzelnen Vorgang oder jeden einzelnen Menschen zwangsweise aus dem Gesamtgeiste seiner Zeit erklären dürfen, so sicher verbindet eine innere Einheit alle wesentlichen Gedanken und ihre Träger.

Was dieses Jahrhundert sich erarbeitet und erkämpft hat, seine gesamteuropäische Bildung, die großen Züge seines Denkens und Wollens, das haben die geistig führenden Völker gemeinsam geschaffen, und jedes hat sein Bestes, seiner besonderen Art gemäß, hinein gegeben. Auch das deutsche Volk, das so lange zurückblieb und so schwer sich äußerlich und innerlich durchringen mußte; vom unselbständigen Schüler der früher gereiften Nachbarn, vom Lernen und Empfangen stieg es langsam und schwerfällig, mit Schwankungen und Irrwegen doch zum mitwirkenden Gefährten und zur europäischen Stufe wieder auf; auch damals hatte es mehr als andere zu leiden und mehr Kraft aufzubieten, um eine späte aber reiche Erfüllung vorzubereiten. So gewagt es ist, das Wesen einer Zeit an wenigen großen Gestalten sichtbar zu machen, so viel dabei Willkür sein mag und sein muß — es liegt doch Sinn und Wahrheit darin: am Anfang des Barockzeitalters der Engländer Shakespeare, der sein Volk und sein Jahrhundert weit überragt, und neben ihm der großartig schwungvolle Fürst unter den Malern, der Niederländer Rubens; um die Mitte klar und streng, doch auch echt menschlich Frankreichs Dichtung, und wieder in den Niederlanden der tiefe Blick Rembrandts über Menschen, über Licht und Schatten, die reinen weltumfassenden Gedanken Spinozas; aber zu Ende stehen zwei Deutsche auf, nicht weil wir als Deutsche es so wollen, sondern sie sind wirklich die Größten, und gelten in aller Welt dafür: Leibnitz, der noch einmal in sich das Wissen seiner Zeit aufnahm und aus diesem Reichtum schaffen konnte, und Händel, der männliche, strahlende Genius der Musik. Es ist wie ein weiter Bogen, der sich über ein Jahrhundert hinwegspannt von Shakespeares leidenschaftlicher Musikliebe zur deutschen Erfüllung in Händel, und man darf daran erinnern, daß England den deutschen König der Musik gefeiert und Deutschland zuerst den englischen König der Dichtung verstanden hat.

Dieser gesamteuropäische Geist des XVII. Jahrh., sein Wille zur Natur, sein Vertrauen auf die Vernunft, voller Glauben an ihre Harmonie, voller Leidenschaft sie zu finden, war in Wahrheit fähig, sich das sichtbare Bild seiner selbst in der bewegten, strahlenden, majestätischen Kunst des Barock zu schaffen.

HEBBEL UND DIE ANTIKE

Von Paul Sickel

Hebbels unregelmäßiger Bildungsgang hat es mit sich gebracht, daß er erst spät in nähere Berührung mit der Antike gekommen ist. Jenes allmähliche Einleben in die Welt und die Ideen des Altertums, das damals bei jeder Vorbereitung auf einen höheren Beruf selbstverständlich war und das sonst allen großen deutschen Dichtern zuteil geworden ist, blieb Hebbel versagt. Als er später durch Lektüre und Anschauung mit Werken der Antike bekannt wurde, war seine menschliche und dichterische Persönlichkeit schon in hohem Maße gefestigt. Bedenkt man nun, daß Hebbel eine ausgesprochen nordgermanische Natur war, so taucht im Hintergrund unserer Einzelbetrachtungen die allgemeine Frage auf: Wie verhält sich der typisch germanische Geist zu dem Kulturkreis, den wir als antik bezeichnen?

Der erste starke, aber zugleich verwirrende Eindruck der alten Kunst traf Hebbel, als er in seinem 23. Lebensjahr die Münchener Glyptothek besuchte. Eine völlig fremde Welt trat ihm hier entgegen, die er mit den ihm geläufigen Kunstbegriffen nicht bewältigen konnte. 'Bei dem Eintritt in die Glyptothek hatte ich das Gefühl, das ein Schnitter hat, wenn er ein Ährenfeld betritt. Jede Bildsäule ein verschlossenes, eigentümliches Leben, das sich mir entsiegeln soll: Aufgabe ohne Grenzen.' Auch bei wiederholtem Besuch fand er es erstaunlich schwer, ja fast unmöglich, diesen schweigenden Menschen und schlummernden Göttern ihr Geheimnis zu entlocken: 'Mich ergreift immer, wenn ich solch ein stolzes, in geheimnisvoller Ruhe auf mich herabschauendes Steinbild betrachte, ein vernichtendes, mich völlig zersetzendes Gefühl eigener Ohnmacht und der Unermeßlichkeit der Natur; es peinigt mich die Apotheose des Steins, und während ich mich so mit dem Allgemeinsten abplage, erfaß ich vom einzelnen nicht das kleinste Haar, woran es sich halten ließe.' Acht Jahre später, als Hebbel in Italien weilt, hat sich sein Urteil gewandelt. Nun spricht er von einzelnen plastischen Werken mit höchster Bewunderung und verherrlicht sie in Sonetten, so den Apollo vom Belvedere und die Juno Ludovisi. Der Apoll erscheint ihm schlechthin als die letzte Vollendung körperlicher Schönheit. Später stellt er die Juno noch höher. Kein Zweifel, daß bei dieser Bewertung Goethes Einfluß mitbestimmend war. Indessen hatte Hebbel sich mittlerweile der plastischen Kunst genähert. Jene anfängliche Befremdung erklärt sich zum Teil dadurch, daß Hebbel als geborner Dramatiker diesen selig in sich ruhenden, abgeschlossenen Kunstgebilden mit seinen Anschauungen gar nicht beikommen konnte. Für den Dramatiker ist ja alles Bewegung; im plastischen Werke aber ist die Bewegung gebunden, erstarrt. Wir sehen hier den Gegensatz Hebbels zu Goethe, der urtümlicher Plastiker war, auch als Dichter. Nun war wirklich plastisches Sehen Hebbel überhaupt nicht gegeben. Er deutet sich vielmehr die Figuren dramatisch um, d. h. er sieht in der vollendeten, ruhenden Gestalt das Ergebnis eines 'Werdekampfes', durch die sich die ursprünglich gegensätzlichen Kräfte zur Harmonie vereinigt haben. So stellt er in dem Gedicht

'Juno Ludovisi' dar, wie die Schönheit der Göttin erst allmählich entsteht. Deutlich zeigt sich diese Auffassung auch in dem Epigramm 'Die Herme':

> Herme, ich liebe auch dich! Mir ist, als säh' ich das Chaos
> Nach unendlichem Kampf hier von sich selbst sich befreien.

Ähnlich sucht Hebbel auch die Werke der Baukunst seinem dynamischen Lebensgefühl anzupassen. Zwar die gewaltigen römischen Ruinen bleiben für ihn stumm. Die wenigen epigrammatischen Gedichte, die in Rom oder in Erinnerung an die ewige Stadt entstanden sind, zeigen keine freudige Bewunderung der antiken Werke; sie sind vielmehr von einer dunklen, schweren Reflexion umschattet. Einzig das Pantheon reißt ihn zu begeisterten Versen hin; aber auch hier sieht er nicht das zeitlose, abgeschlossene Werk, sondern nur ein Moment, einen Ruhepunkt in einer künstlerischen Entwicklung.

> Endlich am Ziel der Bahn, jedoch in gemessenen Schranken,
> Ruht die erhabenste Kunst hier in sich selber sich aus;
> Schaudernd blickt sie zurück und schwindelnd vorwärts, sie zweifelt,
> Ob ihr das gleiche gelingt, wenn sie sich weiter getraut.

In dieser Auffassung der Kunstwerke stimmt Hebbel mit Herder und den Romantikern überein und steht im Gegensatz zur Klassik, die überall das Abgeschlossene, Ewig-Gültige sah und erstrebte.

Obwohl Hebbel demnach der bildenden Kunst nicht wie Goethe als rein Schauender, sondern als Betrachtender gegenüberstand und ihr innerstes Wesen wohl nicht erfaßt hatte, erklärte er sie dennoch für die vollkommenste Leistung der Antike. In seinen letzten Lebensjahren noch hat er die Ansicht ausgesprochen, daß die griechische Plastik den physischen Menschen erschöpft und in ewigen Symbolen dargestellt habe, während die gleiche Aufgabe für den sittlichen Menschen vom griechischen Drama noch nicht gelöst worden sei. Für den Dramatiker Hebbel aber bedeutete natürlich die attische Tragödie das wichtigste Kunstgebiet der Antike; und hier dürfen wir von ihm tiefere Aufschlüsse erwarten als bei der bildenden Kunst.

Daß Hebbel die Hauptwerke der antiken Literatur — freilich alle nur in Übersetzungen — gelesen hat, braucht kaum gesagt zu werden. Die Lektüre der griechischen Dramatiker scheint ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt zu haben. Seine Eindrücke davon faßt er einmal so zusammen: 'Wenn man an Aischylos, Sophokles usw. denkt, ist es nicht, als ob man Adler sähe, welche die Krallen ins Felsgerippe der Erde geschlagen hätten und so dem Orkan Trotz bieten?' Er suchte sich nun vor allem über die wesentlichen Unterschiede der antiken und modernen Dichtung klar zu werden. Als entscheidendes Merkmal der gesamten neueren Kunst stellt er schon früh den Individualismus hin. 'Die Kunst der Griechen war das Produkt der gesamten Volksbildung; die moderne Kunst ist im glücklichsten Fall das Produkt der Bildung des einzelnen Künstlers. Daher kommt es, daß unsere bedeutendsten Kunstwerke, die das Ganze der Menschheit aussprechen wollen, doch so oft vereinzelt dazustehen und zu stammeln scheinen, wogegen jede Kleinigkeit der griechischen Künstler immer mit dem Allgemeinen in Bezug stand.' So

erscheint ihm die Ilias als 'das unvergänglichste Gedicht, unvergänglicher wie Shakespeare und alles, denn es hängt nicht wie alles Spätere von dem menschlichen Gedanken über die Welt ab, nur von der Welt selbst'. Dieser Vorzug der antiken Werke vor den neueren erhält noch eine genauere Fassung: 'Welch unendlicher Unterschied zwischen der Kunst eines Aischylos, aus dem düstern mythologischen Hintergrund eine Welt voll Leben herauszuspinnen, und den fratzenhaften modernen Versuchen, z. B. Goethes im zweiten Teile des Faust, die Mythologie in eine Art Mosaik aufzulösen.' Wie die griechische Dichtung Offenbarung nicht des einzelnen Dichters sondern des Volksgeistes ist, so handelt sie auch nicht vom einzelnen Individuum, sondern vom Menschen überhaupt, von der Menschheit. Nicht das Verhalten des Individuums steht hier in Frage, sondern das Schicksal des menschlichen Geschlechtes. 'Menschennatur und Menschengeschick: das sind die beiden Rätsel, die das Drama zu lösen sucht; der Unterschied zwischen dem Drama der Alten und dem Drama der Neueren liegt darin: die Alten durchwandelten mit der Fackel der Poesie das Labyrinth des Schicksals; wir Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt oder Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unabänderliche Grundsätze zurückzuführen.' Ferner war das Schicksal der Alten, das Fatum, etwas Unfaßbares, Grauenhaftes, da ihm doch die Götter selbst unterworfen waren. Für uns dagegen ist das Schicksal nach Hebbels Ausdruck die 'Silhouette Gottes', d. h. es liegt noch im Bereich der göttlichen Weltordnung. Durch das ganz unbegreifliche Fatum, das über allem Menschentume schwebt, erhält die griechische Tragödie den Charakter des Irrationalen — im Gegensatz zu dem psychologisch-rationalen Gefüge des modernen Dramas. Diesen Gedanken stützt Hebbel noch durch eine geschichtliche Betrachtung. Da das Drama überhaupt nicht eigentlich die schöpferische Tat des einzelnen Menschen, des Dichters, sondern Offenbarung des Volksganzen und seines Erlebens ist, so kann es nur entstehen, wenn ein außerordentliches Volkserleben vorhanden ist, d. h. in Zeiten weltgeschichtlicher Krisen, wo ein 'Brechen' der Weltzustände stattfindet. Die erste dieser Krisen ist es nun, die das attische Theater hervorgerufen hat. Es war die Zeit, in der das bis dahin instinktiv und halbbewußt lebende Griechenvolk zum Bewußtsein erwachte und sich in einzelnen Individuen von den Urmächten, von denen es bisher umfangen war, loszulösen begann. Der Olymp wird entgöttert; der Mensch will sich auf sich selbst stellen. Nun aber treten die dämonischen Gewalten, denen er sich bis dahin blind unterworfen hatte, dem Geiste als etwas Unbegreifbares entgegen. 'Der kecke erste Blitz des halb erwachten Bewußtseins beleuchtete den öden Olymp, und weil der Mensch die Götterhalle leer fand, suchte er in der eigenen Brust ein Zentrum für den Kreis seines Daseins.' Da aber 'packte ihn mit zentnerschwerer Gewalt das unsichtbare Schwungrad, welches das All umtreibt, und schleuderte ihn höhnend in einen Abgrund hinein. Nun fühlte er sich sündig und wußte nicht, worin; er fand sich gerechtfertigt in seinen irdischen Verhältnissen und ward den Alpdruck einer geheimen, ungeheuren Schuld doch nicht los von der Brust; da ahnte er schaudernd, daß die Sünde weiter gehen kann als die Erkenntnis, daß in Dingen und Ereignissen so wie im menschlichen Denken und Empfinden ein mysteriöses Letztes liegt, das, von welcher Be-

schaffenheit und Wirkung es auch sei, heilig geachtet werden will. Man erinnere sich des Oidipus und der Art, wie in diesem immer Rätsel durch Rätsel gelöst wird'. Hebbel spielt hier auf jene 'Urschuld' des Menschen an, die in der Absonderung vom Gesamtleben der Welt, in der Vereinzelung und dem Individualstreben besteht und die nach seiner Theorie die Quelle der Tragik ist. Insofern nun das Irrationale ein wesentliches Element der griechischen Tragödie ist, nennt Hebbel sie den 'Triumph des Instinktes'. Er weist damit auf jene Seite des griechischen Geistes hin, die Nietzsche als die dionysische bezeichnet hat und die in dem früheren von Winckelmann aufgestellten und einseitig von der Plastik abgeleiteten Begriffe der Antike nicht zu ihren Rechte gekommen war. Während in der Tragödie der Alten so die Notwendigkeit eines dämonischen, ehrfurchtgebietenden Schicksals herrscht, sucht die moderne Tragödie zwischen Freiheit und Notwendigkeit zu vermitteln, ohne die Gegensätze wirklich ausgleichen zu können, und hat daher, 'neben die antike gestellt, einen kränklichen Anstrich, den der Umstand, daß das Individuum ihr Ausgangspunkt ist, noch erhöht'.

Irrationalismus und überindividuelle, kollektivistische Auffassung des Menschen sind also wesentliche Kennzeichen des antiken Dramas. Dazu kommt noch ein drittes Merkmal, das aber für die gesamte griechische Kunst gilt. 'Die griechische Poesie', sagt Hebbel, 'befriedigt (heute) kein Weltbedürfnis mehr; sie dauert aber fort, weil sie *in sich vollendet* ist, weil sie in sich vollendet werden *konnte*. Die romantische Poesie schließt die Vollendung aus, *Darstellung* des Romantischen im eigentlichen (griechischen) Sinne ist nicht möglich.' Hiermit macht Hebbel schon auf jenen Unterschied zwischen klassischer und romantischer Dichtung aufmerksam, den Fritz Strich in seinem gehaltvollen Buche 'Deutsche Klassik und Romantik' als Vollendung und Unendlichkeit formuliert hat. In der Tat ist es das tiefste Wesen der antiken und aller ihr nachstrebenden Klassik, daß sie abgeschlossene Vollendung sucht, während die eigentümlich moderne, d. h. romantische und germanische Kunst auf das Unendliche, daher Unvollendbare gerichtet ist. Auf diesen Wesensunterschied zielt auch die folgende Bemerkung: 'Die Alten kannten nur Tag und Nacht; wir kennen nur Dämmerung.'

Nun gibt es unter den griechischen Tragödien ein Werk, in dem sich dem antiken Geiste ganz moderne Züge zugesellen, ein Werk, das für Hebbel 'das Meisterstück der Meisterstücke' war, 'dem sich bei den Alten und Neueren nichts an die Seite setzen läßt', Sophokles' Antigone. Hier sei nämlich ein romantisch-individueller Stoff in antiker Form dargestellt. Das Kernproblem des Stückes ist nach Hebbel dieses: 'Antigone will eine heilige Pflicht erfüllen, bewußt die Verwandten- und Liebespflicht gegen den unbegraben daliegenden Bruder, unbewußt die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Götter; dennoch geht sie unter, obgleich sie nichts als ein bürgerliches, in sich selbst unhaltbares und nur der Form nach die Idee des Staates repräsentierendes Gesetz übertritt.' Hebbel führt dies als Bestätigung seiner Lehre an, daß es in der Trägödie gar nicht auf eine *persönliche* Schuld ankomme, daß höchste Tragik gerade dann entstehe, wenn der Held an einer vortrefflichen Bestrebung zugrunde geht. Die Schuld sei immer nur die 'uranfängliche' Schuld, die allem Menschsein anhafte, die Maßlosigkeit des Wollens, durch die das Indi-

viduum in Gegensatz zur Allgemeinheit tritt, wie eben Antigone gegen das Herrschergebot und die bürgerliche Sitte handelt. Hebbel erläutert seine Ansicht auch am Beispiel des Sokrates. Von Schuld könne auch da nicht gesprochen werden. Sowohl die Richter wie Sokrates handelten recht, jene als Verteidiger der anerkannten Ordnung, Sokrates als Begründer eines neuen, höheren Gottesglaubens, für den die Zeit freilich noch nicht reif war. 'Die Athener taten mit bösem Gewissen und aus unlauteren Gründen das Rechte. Sokrates aber errichtete dem unbekannten Gott den ersten Altar und ward dem alten Donnerer als letztes Opfer geschlachtet.' Klarer kann die Relativität der sittlichen Anschauungen nicht ausgesprochen werden.

Die 'Antigone' sah Hebbel mehrmals im Odeon in Paris. Durch diese Aufführungen, die er eingehend besprochen hat, kam er zu der Überzeugung, 'daß die Tragödie am Chor ein wesentliches Element verloren hat'. Der Schluß unserer neueren Dramen erscheint ihm kahl. Dem Geist, der endlich nach der starken Erschütterung ausruhen möchte, wird die schwere Arbeit zugemutet, durch die Reflexion sich die Idee zu vergegenwärtigen, die im Stücke selbst nicht plastisch hervortritt und ehemals deutlich vom Chor ausgesprochen wurde.

Zu Aristophanes wurde Hebbel durch seine Komödie 'Der Diamant' geführt. 'Mich freut, daß er mir nicht früher in die Hände gefallen ist; denn er hätte mir gefährlich werden können, wenn auch nicht auf die Art wie dem Grafen Platen, der dadurch, daß er die abgestreifte bunte Schlangenhaut mit Luft aufblies, den Aristophanes wiederzuerwecken glaubte.' Die Lektüre der griechischen Komödie regt in Hebbel Betrachtungen über Form und Wesen des Lustspiels an. Er meint, daß eine solche Vollendung der Form wie bei Aristophanes selbst bei den Griechen nicht wieder anzutreffen sei. 'Es ist strengste Geschlossenheit und freistes Darüberstehen zu gleicher Zeit. Die Philologen wundern sich, daß er den sog. Plan so oft fallen läßt. Die Narren! Eben darum nannte ihn Platon den Liebling der Grazien ... Wahrlich, die wahnsinnige Trunkenheit, womit er den Schlauch, worin er eben seinen Wein gefaßt hat, zerreißt und ihn gen Himmel, den Olympiern in die Augen spritzt, ist die höchste Höhe der Kunst. Er verbrennt Opfer und Altar zugleich.' Zur Erläuterung dieser Stelle nehme man folgendes: 'Die aristophanische Komödie vernichtet in der Form die Form selbst und hebt so nicht bloß die Welt, der sie parodierend gegenübertritt, sondern auch sich selbst auf, was auf dem Standpunkt, von dem sie ausgeht, notwendig ist.' Und sie *darf* die reale Welt aufheben, weil sie sich selbst auch wieder aufhebt. Hebbel findet hier also die Forderung Schillers, daß die Form den Stoff vernichte, im höchsten Maße erfüllt. Nun hat Hebbel die Komik — ebenso wie die Tragik — auf das Individualsein des Menschen zurückgeführt ('Individuen sind als solche schon komisch'). Während aber das tragische Individuum durch seine Absonderung und Überhebung der Welt gegenüber mit dieser Welt in Feindschaft gerät und so untergeht, lebt der komische Mensch in seiner individuellen Absonderung wie in einer Welt für sich, ohne den Gegensatz zum normalen Leben ernst zu nehmen. Zu weit aber dürfe der Dichter in der Negierung des Normalen nicht gehen. Er möge sich durch einen Sprung in seine verrückte Welt versetzen; dann aber höre er auf zu springen; sonst wandelt sich Komik

in Wahnsinn. 'So leiht Aristophanes den Vögeln menschliche Leidenschaften, aber im übrigen bleiben sie Vögel.'

Wenn Hebbel sich so eingehend mit griechischer Kunst und Poesie beschäftigt hat, so drängt sich die Frage auf, ob und wie weit die Antike auf seine eigenen Dichtungen gewirkt hat. Da sind nun zunächst eine Anzahl Gedichte, die ihren Stoff antiken Kunstwerken oder der alten Geschichte entlehnen. Ein paar davon, angeregt durch Werke der bildenden Kunst, wurden schon erwähnt. Das bedeutendste hierher gehörige Gedicht ist aber 'Diokletian', das im Todesjahre des Dichters entstanden ist. Es schildert, wie der lebensmüde Kaiser, der nicht sterben kann, sich angesichts des fast fertigen Grabmals den Tod geben will. Die gedankenreichen Verse enthalten sicher viel persönliches Empfinden des Dichters, der damals von Todesahnung heimgesucht wurde. Dagegen lag es ihm fern, ein historisch getreues Bild aus der Antike zu entwerfen, wie es Lingg und Geibel oder in tieferem Sinne auch Schiller bei einem solchen Stoffe getan hätten. Für Hebbel ist der Kernpunkt das innere Erleben des Greises, der nach einem reichen, vollendeten Leben das Ende sucht.

Im dramatischen Schaffen Hebbels finden sich im strengen Sinne klassische Stoffe nur als unausgeführte Pläne und Entwürfe. Vor dem Geiste des Münchener Studenten taucht die Gestalt Alexanders des Großen auf. Das Problem, das den jugendlichen Dichter reizt, ist ein psychologisches: das ganze Leben Alexanders steht unter dem Zweifel, ob er der Sohn Philipps oder des Jupiter Ammon ist. Da aber Hebbel damals nicht in der Lage war, die nötigen geschichtlichen Studien zu machen, so blieb der Plan liegen, und Alexander wurde bald durch Napoleon verdrängt, an dessen Stelle dann endgültig Holofernes (in der 'Judith') trat. Viel tiefer grub sich die Idee, Achilles als tragischen Helden zu behandeln, in seine schaffenshungrige Seele ein. 'In der Ilias liegt eine großartige Tragödie.' Achill wird dadurch, daß er sich wegen einer persönlichen Beleidigung Agamemnons vom Kampfe zurückzieht, dem Volke der Griechen gegenüber schuldig. Er vergrößert diese Schuld noch, als er seinem Freunde Patroklus erlaubt, am Kampfe teilzunehmen und dieser dann fällt. Der Plan dieser 'ganz gewaltigen Tragödie' war 1842 in Hamburg entstanden. Zwei Jahre später, als Hebbel in Paris in einem Kaffeehause die Ilias las, schrieb er: 'Unsäglich groß wird mein Wunsch, die Tragödie Achill, zu der ich längst den Plan im Tiefsten meiner Seele mit mir herumtrage, zu dichten, aber werde ich dazu kommen?' Einige Stellen des Dialogs hatte er schon entworfen. Auch sprach er viele Jahre später noch davon. Wenn man eine Vermutung wagen darf, weshalb der Plan nicht ausgeführt wurde, so ist vielleicht darauf hinzuweisen, daß bei einem Achillesdrama der kulturelle Hintergrund und die weltgeschichtliche Krisis fehlten, die Hebbel beim großen Drama für unentbehrlich hielt. Jenes In-sich-Ruhende, Abgeschlossen-Harmonische, das zum Begriffe, wenigstens zum Idealbegriffe des Klassisch-Antiken gehört, lag für Hebbel außerhalb des Dramatischen, das ja immer einen weltgeschichtlichen Wandel darstellen soll. Wir sehen daher, daß Hebbel, wenn er zu Stoffen aus der alten Geschichte greift, Gegenstände wählt, die sozusagen am Rande des eigentlichen klassischen Kulturbereiches liegen, so im Moloch, in Herodes und Mariamne, im Gyges. Eine

besondere Frage ist es nun, ob Hebbel überhaupt die Vermählung des antiken mit dem modernen Geist als ein Ziel seines Schaffens anerkannt, ob auch er, wie alle anderen großen deutschen Dichter, die Ergänzung des germanischen Ausdruckswillens durch das klassisch-griechische Formideal für notwendig gehalten hat, damit ein vollendetes Kunstwerk entstehe. Und diese Frage muß bejaht werden. 'Novantike Kunst, die Moderne und Antike verschmilzt', so lesen wir schon im Münchener Tagebuch (1836), und sechs Jahre später findet sich die Eintragung: 'Der Moloch muß mein Hauptwerk werden, ich will ihn in der Mitte zwischen antiker und moderner Dichtung halten.' Wenn dem Dichter dabei ein ähnliches Ziel vorschwebte wie Goethe in der Iphigenie, so ist es freilich im Moloch nicht erreicht. Aber in einem anderen Sinne hat das Drama doch einen antiken Zug. Berührt es sich schon durch seinen Stoff, den Beginn der Kultur und ihre Beziehung zur Religion, mit dem Prometheus des Aischylos, so erinnert auch das Überlebensgroße einzelner Gestalten, das titanische Wollen des Helden und die Darstellung des Dämonischen an den Geist der älteren attischen Tragödie.

In Herodes und Mariamne wollte Hebbel 'die untergehende, ihrem Schicksal noch im Erliegen trotzende und krampfhaft zuckende alte Welt' darstellen und zugleich 'die in rührender Hilflosigkeit aufsteigende, noch marklose und ungestaltete neue'. Zweifellos hat Mariamne antike Größe. Man hat sie mit Antigone und Iphigenie verglichen, die sie an vollendeter Weiblichkeit vielleicht noch übertrifft. Eine echte typische Römergestalt gelang dem Dichter in Titus, der wie der ruhende Pol in dem rasenden Wirbel der Ereignisse dasteht. Mit stoischer Gelassenheit beobachtet er das leidenschaftliche Treiben der Menschen, deren Fühlen er kaum versteht. Vielleicht hat Hebbel bei ihm an Tacitus gedacht, den er den 'einzig wahren römischen Schriftsteller' nennt, 'das Produkt aller der Greuel, von denen er Zeugnis ablegt, der Phönix Roms'.

Dasjenige Werk, in dem sich Hebbel am meisten dem Ideal klassischer Schönheit nähert, ist 'Gyges und sein Ring'. Er schreibt darüber: 'Griechisch will das Stück natürlich nur in dem Sinne sein, worin Troilus und Kressida oder Iphigenie es sind; ich halte nicht viel von dem Auffüllen neuer Weine in alten Schläuchen und finde auch nicht, daß das Experiment ein einziges Mal geglückt ist. Aber ich hoffe, den Durchschnittspunkt, in dem die antike und moderne Atmosphäre ineinander übergehen, nicht verfehlt und einen Konflikt, wie er in jener Zeit entstehen konnte und der in den entsprechendsten Farben hingestellt wird, auf eine allgemein menschliche, allen Zeiten zugängliche Weise gelöst zu haben.' Hier bekennt sich Hebbel also ausdrücklich zu dem Ideal des Allgemein-Menschlichen und der Vereinigung antiken und modernen Geistes im Sinne der deutschen Klassik. Gyges ist in der Tat eine echt griechische Jünglingsgestalt. Auch zeigen die seelische Atmosphäre des Dramas wie die Symbolik vieles, was uns als klassisch antik anmutet. Aber an Stelle griechischer Klarheit herrscht geheimnisvolles Dunkel und mystische Märchenstimmung; und die innere Triebkraft der Handlung sowie das psychologische Problem sind modern. Für Rhodope, die Indierin, kann man in Antigone eine Vorgängerin sehen. Wie die griechische Heldin so steht auch Rhodope als Weib einer rein männlichen Welt und Lebensauffassung gegenüber, in die sie

sich nicht fügen kann, die sie einfach nicht versteht. Daß beide auf ihrem nurweiblichen Standpunkte beharren, treibt sie in den Untergang. (Vgl. Else Dosenheimer, Das zentrale Problem in der Tragödie Fr. Hebbels. 1925.)

Fassen wir zum Schluß noch kurz das grundsätzliche Verhältnis von Hebbels Drama zum antiken ins Auge. Während die griechische Tragödie nach W. von Humboldts treffendem Ausdruck (in voller Übereinstimmung mit Hebbel) 'das Menschengeschlecht als *eine* kolossale Gestalt' darstellen wollte, ist das Drama Hebbels individualistisch-psychologisch. Eine tiefgehende Übereinstimmung zwischen beiden aber besteht darin, daß es sich hier wie dort um die Beziehung des Menschen zur Gemeinschaft, zur Welt, zum All handelt, bei den antiken Dichtern um den Menschen überhaupt, der einem irrationalen Fatum gegenübersteht, bei Hebbel um das einzelne bestimmte Individuum, das sich dem rationalen Weltgesetz entgegenstemmt und von diesem durch die immanente Selbstkorrektur der Welt vernichtet wird. Ein weiterer gemeinsamer Zug ist das religiöse und dämonische Element, das als starke Unterströmung das gesamte Schaffen Hebbels durchpulst. Hier steht Hebbel an der Seite der antiken Tragödie gegen die deutsche Klassik, die im Gefolge der Aufklärung das Religiöse ausschaltete und die Entdämonisierung von Leben und Kunst erstrebte. In Hebbel, dem in weitem Maße Traditionslosen, lebte etwas von den urweltlichen Instinkten und den chaotischen Gefühlen primitiver Seelen. Deshalb drängt es ihn zur Darstellung ungeheurer, maßloser, dämonischer Naturen. Klassische Gestalten von plastischer Bestimmtheit und Klarheit wie Achill und Alexander läßt er fallen. Dem Urgermanischen (kraß ausgedrückt: dem Barbarischen) in ihm lagen die alttestamentarischen Charaktere näher. Diese dunkle, dionysische Seite in Hebbels Wesen hellte sich nun zwar allmählich auf. Auch er hat ja dem Ideal apollinischer Schönheit seinen Tribut gezollt. Aber zu einer so entschiedenen Abwendung von der Frühentwicklung wie bei Goethe und Schiller kam es bei ihm nicht. Auch folgten auf den Gyges ja noch ein Hagen und eine Kriemhild. Das letzte Wort behielt also doch der nordische Mensch. Gerade dieser urgermanische Grundcharakter Hebbels fühlte sich — im Gegensatz zum klassischen Idealbegriff der Antike — innerlich verwandt mit dem dionysisch irrationalen Wesen des griechischen Geistes; und so erklärt es sich, daß Hebbel während seines ganzen Lebens von keinem anderen Dichter der Weltliteratur mit so rückhaltloser Bewunderung gesprochen hat wie von den antiken Dramatikern.

ERLEBEN — VERSTEHEN — BILDEN

Der Weg in die Dichtung

Von Joseph Lehrl

Im J. 1905 erschien Diltheys 'Erlebnis und Dichtung'. Es war ein Grenzmal. Positivismus und Naturalismus hatten ihren Sinn verloren, aber die amtliche Gelahrtheit legte das Buch zu den übrigen. Was sollte auch die strenge Wissenschaft mit einem Träumer tun, der von einer Seele redete, die die Erfahrung nirgends aufgedeckt hatte, und der Urtiefen glaubte, aus denen anfanglos und unergründbar die goldenen Wirklichkeiten der Dichtung heraufstiegen? Der Positivismus mußte ratlos vor solch umstürzender Lehre stehen, die, das Netz der Ursachen und Beziehungen für Tand achtend, ein dunkles Fluten des Lebens behauptete, aus dem die Gestalten ans Ufer der Augenwelt stiegen. Gleichzeitig war Abend eines literarischen Feiertags. Der Naturalismus schritt ungesehen vom Festplatze. Wie in der Raimundschen Szene vom Alter und der Jugend. Mit welch keckem Übermut waren sie dahergestürmt, um die schlafende Welt zum jubelnden Genuß der Schönheit des sonneleuchtenden Tages aufzuwecken. Heute wissen wir, daß ihr Jubel aus einem Herzen kam, das bittertraurig schlug im Untergangsdunkel des XIX. Jahrh. Nicht ein einziges lachendes Werk gelang, nicht ein Mensch war unter ihnen, der im großen Heldentum des Humors den Tod überwand. Ibsen schaute aus nach dem dritten Reich und meldete das Krachen im Gefüge der Welt. Strindberg brach nieder am Weltleiden, bis er in der alten Kirche ein Asyl fand. Die Dichter der russischen Ebene, grenzenlos dem Auge, grenzenlos an stillweinendem Weh, auf der das Irrlicht huschte wie eine unerlöste Seele, woben die Trauersymbole für das geistige Deutschland. Heute wissen wir: die Künstler setzten Farbenglanz neben Farbenglanz auf ihren Bildern, die ohne Tiefe und Schatten sind, genau so wie die Positivisten Empfindung an Empfindung reihten. Als sie alle mit ihrer Weisheit zu Ende waren, erschien das Diltheysche Buch und gab der Kunst das Temperament wieder und dem Denken die aus der Tiefe bauende und in die Tiefe wirkende Seele. Worin lag die Bedeutung der Philosophie des Erlebens? Sie erwies sich schon dadurch als wahre Botschaft der Seele, daß sie dem Leben eine Richtung wies. Den gedanklichen Inhalt übersah man und verstrickte sich dadurch in Irrtümer, wie später gezeigt werden soll, dafür aber entzündete sie frischen Mut im Kampfe um den Sinn unsres Daseins. Die Bedeutung der Lebensphilosophie als Wiedergeburt des XIX. Jahrh. bestand in der Anerkennung eines Reiches, das der zerlegende Verstand nicht ausmessen kann, weil dessen Maße, brauchbar im physikalischen Raum, nicht der Welt der Seele entsprachen, die jenseits jenes Raumes lag. In der Welt der Seele liegt der Ursprung der Kunst. Im Erlebnis empfängt der Mensch, in der Alleinheit seines Wesens, nicht in den Brechungen des Denkens, Fühlens, Wollens, das künstlerische Werk. Das Erlebnis liefert nicht bloß dem Dichter den Stoff zur Bearbeitung, wie eine in dichterischen Dingen wüste Zeit gemeint hatte, sondern der Stoff des Erlebens verwandelt sich im geheimnisvollen Naturvorgang zur dichterischen Gestalt. Aber es war nicht die neue Lehre,

die zunächst unser Wesen befruchtete, es war die Bestrahlung der Richtung, die uns half, weil das, was in der Zeit sich regte, nun bewußt ward. Die Künstler und Denker des Expressionismus überfiel es wie Frühlingsföhn und in Rhythmik und Linie jubelten sie das Entzücken, daß die Welt nicht an der Außenseite der Dinge aufhörte, sondern daß aus unermeßlichen Tiefen unser Leben quillt. In den wilden, törichten Zuckungen der expressionistischen Form flackert der hohe Stolz eines Menschentums auf, das die Tiefe des Lebens und das Schöpferrecht der Seele wieder entdeckt hatte.

Nicht nur allein die Künstler bekannten sich zum Evangelium des Erlebens. Es gibt kaum ein Gebiet des menschlichen Forschens, das den Anteil des Erlebens nicht feststellte, kaum einen Gegenstand, der nicht durch das Erlebnis erobert werden mußte. Der Stein der Weisen schien gefunden, der die Erziehungsprobleme löste. Der Glaube war rührend, der eine neue Zeit herankommen sah, sobald die Jugend Wahrheit und Schönheit tief in sich erlebte, der Glaube war erschütternd, wenn man hörte, daß sich in den Jubel über das Wunderwirken des Erlebens eine Klage über die eigene Ohnmacht vor den Rätseln und Geboten der Zeit mischte. Wo stand Fichte mit seinem felsigen Glauben an die Allgewalt des Geistes? Denn unsere letzte Weisheit war, auf das große Erlebnis zu warten. Sie lauschten ergriffen dem unterirdischen Strömen des Lebens, sie verloren sich in mystischer Verzückung in das dunkle Wogen und brachten in den Tag ein traumhaft seliges Erinnern an die göttlichen Stimmen der Nacht mit, in der der Trug der Erscheinungen verlöschte und das 'Leben' allein in der Welt war. Die Starken fühlten bis ins Mark jene drängende, stürmende, selige Gier nach der seelischen Erschütterung, jenes süße, schwingende Beben des Leibes. Freilich brauste solche Art des überschwellenden Lebens frischer und freier bei den Kraftgenies des XVIII. Jahrh., und für ewig brennt jener vulkanische Ausbruch in den titanischen Rhythmen des jungen Goethe. Die Schwachen aber suchten den Wonnetod im ewigen Grabe des Lebens. Sie alle aber, die dem Erleben vertrauten, so wie sie es verstanden, als Vergehen im Lebensstrom oder als Entzündetsein, kamen notwendig zur Verneinung einer bewußten Erziehung. Und doch denke ich nicht, daß Dilthey und seine Jünger die Schuld trifft. Woran litt denn der Begriff des Erlebens, daß die Erzieher trotz ihrer bacchantischen Lust an der neuen Religion nicht über Beteuerungen seiner Wirkungskraft hinauskamen? Die Allzuhastigen waren es gar nicht gewahr geworden, daß das Gesicht, das der Begriff den Suchenden zuwendete, schon öfters im Laufe des deutschen Werdens gesehen worden war, wenn der Verstand versagte. Als Pestalozzi die Erziehung auf die Anschauung aufbauen wollte, meinte er mit diesem Begriffe aus der Kantischen Werkstatt das, was wir als Erlebnis bezeichnen. Schöpferische Entwicklung von innen heraus. Kein Weg führt zu Gott, der nicht im Schauer des Erlebens beginnt. Wenn je einer ein großer Nachfahre des hl. Franziskus war, brüderlich verbunden mit aller Gotteskreatur, dann war es das Genie der Liebe, Pestalozzi; und wenn unsre modernen religiösen Seelenführer nach einem Patron suchten, dann ist es wieder Pestalozzi. Durch ihn weht der Sturm und Drang der Renaissancezeit. So war es natürlich, daß die Theorien über Menschenbildung ausgehen von der Tatsache des Erlebens, das in den Kantischen Formeln

oft undeutlich ausgedrückt wird, weil der Inhalt des Seelentums, das in Worte gesetzt werden soll, immer wieder den Rahmen der Begriffe sprengen muß, die den rationalistischen Zwecken angemessen worden waren. Warum die Kämpfer für ein deutsches Bildungsideal nicht die Hilfe Pestalozzis herbeirufen, der alle Bildung von der Muttersprache (aus dem Geiste des mütterlichen Lebens) anheben läßt, mag schier verwundern. Aber liegt nicht ein Stück Tragik in der Arbeitsweise der Deutschen, daß sie ihre Freiheit nur in Sprüngen erreichen und immer wieder vom Grunde anfangen müssen? Wenn dem nicht so wäre, müßte uns die Klugheit mit einem andern genialen Erzieher, keinem andern als Schiller, zusammengeführt haben, dessen Ästhetische Briefe nur recht verstanden werden, wenn wir durch den Kantischen Begriffsmechanismus zum Wesen der Gedanken dringen. Eine weite Strecke der Erlebnispädagogik, die unsre Zeit, kaum entdeckt, schon wieder verlor, wird erleuchtet. Schiller hätte uns aus dem mystischen Dunkel der vitalen Zone in das Reich geleitet, aus der der Erziehung Erhellung werden kann. Davon soll später geredet werden. Vorerst wollen wir die Gaben besehen, womit die Erlebnispädagogik die Arbeit der Erziehung bereicherte.

Das eine ist sicher, und wenn es im Grunde auch das einzige ist, was uns die Erlebnispädagogik bringt, so setzt doch die Erziehung diese goldene Weisheit voraus. Jedes Unternehmen, Kultur zu bilden, muß fehlschlagen, wenn es nicht im Erleben beginnt. Es muß ein Drängen nach Gott in der Seele dessen sein, der göttliches Wesen erfahren will. Kein Sinn wird geschaut, ränge der Mensch nicht nach ihm. Es gibt keine Form in der Welt, die nicht im Erlebnis vorbereitet worden wäre. Die Wissenschaft trägt nur den Stoff herbei, aus dem der Lebenswille den Bau der Kultur aufführt. Wissenschaft kann man lehren, übermitteln; Kultur hingegen kann nur errungen werden im prometheischen Kampf mit dem Schicksal. Das von 'oben' kommt, wie wir später aussagen werden. Darum hat die Erlebnispädagogik recht, wenn sie in aller Kultur ein Stück Erlebniskunst feststellt. Daß man solche Selbstverständlichkeit wie eine große Neuheit empfand, kann nur verstanden werden, wenn man an die abgelaufene vernünftelnde Epoche denkt. Wenn wir aber auf unsere Lehrpläne sehen, so erscheint es noch lange nicht überflüssig, noch einmal davon zu reden. Alle Bücher über die deutsche Bildung und das deutsche Bilden handeln davon. Unsere Schulverfassung würde ein anderes Gesicht bekommen, wenn wir die Mängel, Lügen, Einbildungen, Wortgespinste, die sie verunstalteten, im Feuer der Erlebnisidee läuterten. Daß wir den mutigen Wurf nicht wagen, folgt aus der Schwäche der Erlebnispädagogik. Solange sich die Weisheit in dem kategorischen Imperativ: Du sollst erleben, und in dem Dogma: Es gibt keine Wirklichkeit außerhalb des Erlebnisses, erschöpfte, konnte die harte und qualvolle Arbeit nicht gefördert werden. Und es ist recht bedeutsam, daß die Erlebnispädagogen der ersten Phase zur Psychologie griffen statt zur Wertlehre. Die Psychologie jedoch zeigt uns auch nur das Spiel der Ideen in der Seele, nicht die Ideen. Wie die Ästhetik die Gesetze des Schaffens aus den Werken der Künstler abliest, so kann auch die Psychologie nur im nachhinein von den Auseinandersetzungen des einzelnen oder der Gemeinschaft mit den Ansprüchen der Werte berichten. Sie ist der Kritiker, der von dem Drama berichtet, das er auf der Bühne

der Seele sah. Kein Wort hätte er sagen können, wäre es nicht einem Dichter geglückt, den tragischen Knoten, den ihm das Leben schürzte, zu lösen. So ähnlich steht es mit der Psychologie und dem Bildungsideal.[1])

Doch mich soll die Untersuchung der Bemühungen, die man als Psychologisierung der Erziehung bezeichnet, nicht länger beschäftigen. Hingegen will ich im Vorübergehen auf Tatsachen hinweisen, die uns gerade die Erlebnispädagogik sehen lehrt und die merkwürdigerweise die Anhänger jener Lehre nicht sehen konnten, obwohl sie, oder vielleicht, weil sie in berauschter Begeisterung dem Erleben das Wunder der Kulturwerdung überließen. In welch verhängnisvolle Gefahren würden wir uns verstricken, wenn sich plötzlich herausstellen sollte, daß die Kraft, die wir aufrufen wollten, gar nicht vorhanden war. Wenn die deutschen Bildner oft leiden an ihrem Streben, der Seele Mut und Sinn für den Bau der Kultur zu geben, ein Streben, deshalb so peinvoll und überreich an Enttäuschungen, weil zum zweckvollen Tun geworden, was selbstdrängendes Wachsen oder lustvolles Kämpfen sein sollte und oft in der Geschichte auch war, so gibt uns die Betrachtung des modernen Menschen das Warum. Mit tausend Armen umklammert von dem Getriebe des technischen Geistes, durch eine hundertjährige Arbeit angepaßt und verkittet dem naturwissenschaftlichen Kosmos, entwickelt der moderne Mensch die technische Herrschaft der Vernunft bis zu einer Fertigkeit, die auch das Schwerste wie von selbst meistert. Aber er erkaufte diese Fertigkeit mit dem Verlust der aus der Tiefe des Wesens steigenden Gestaltungskräfte. Sein Lebensfeuer glühte an der Gehirnrinde, das 'Innen' war verdunkelt. Ihm ging die Kunst des schweigenden Schauens verloren und das Paradies der natürlichen Gemeinschaft mit den Welten der Göttlichkeit, in die uns keine Technik bringt. Der moderne Mensch lebt nicht verwurzelt in der Schönheit, und darum irrt sein Gestalten und Erleben. Das Schwanken des modernen Erlebens dürfen vor allem die nicht übersehen, die auf dem Erleben ihre Erziehung begründen wollen. Jedermann hat wohl schon die Erfahrung gemacht, daß gerade die Menschen, die uns durch den festen, schönen Wuchs ihrer Persönlichkeit erfreuen, deren Äußerungen in Sprache und Tun den reinen Stil haben, daß diese die Quelle ihres Erlebens keusch verhüllen. Hingegen sind es meistens Naturen ohne Kern und Bedeutung, die sich dem Kult des Erlebens verschreiben. Und so scheint es, daß unser Glaube an die Kraft des Lebens mehr aus unserm Hunger nach Leben kam denn aus dem wonnevollen Erleben selber. Müller-Freienfels führt Kunstschaffen und künstlerisches Welterfühlen zurück auf angeborene Leidenschaften für die Schönheit. Urtriebe des Menschen sind am Werke, wenn er Kunst schafft und empfängt. Was dann, wenn diese Lebenstriebe zu schwach sind, um die Ideen, die nach Platon unsre Überwelt bilden, zu erreichen? Diese schwerwiegende Frage legen sich die Erzieher selten, selten vor. Weil wir nicht loskommen von der schwarzen Magie der Bücher, verstehen wir nicht einmal die Folgerungen aus den Lehren der Bücher zu ziehen. Wir wissen so gut Bescheid in den Fragen des Milieus, der sozialen Umwelt, wir

1) Vgl. Otto Tumlirz, Jugendpsychologie und Bildungsarbeit, Jahrbuch der Erziehungswissenschaft, hrsg. von E. Stern, Berlin 1926. Karl Bühler, Die Krise der Psychologie, Jena 1927.



hören von der Abhängigkeit des einzelnen Menschen von dem Geistwesen der Zeit und fragen uns nie, ob eine Erziehung zur deutschen Bildung in einer Wüste des künstlerischen Erlebens überhaupt möglich sei.

Niemand empfand dies tiefer als die beiden größten Kunsterzieher der Deutschen, Schiller und Richard Wagner. Die Not der Kunst war die Not der deutschen Seele. Weil diese krank war, wurde Kunst ein Kapitel der Volkswirtschaft und war nicht mehr seelisches Befreiungs- und Sühnopfer. Darum sprachen beide von der wahren Revolution, die die verschütteten Quellen wieder freilegt, aus denen die Menschheit ihre Kraft trinkt. Dorthin muß uns auch die Erlebnispädagogik führen. Dorthin, aber auch noch woandershin. Denn wir haben erkannt, daß im sinnlichen Leben (so nannte Schiller, was wir Vitalismus heißen) der Brunnen des Seins Anlagen, Versprechungen, Gluten, Massen in den Tag sprengt, doch nicht erfüllte Kultur, formgewordenen Gehalt. Pestalozzi, Schiller, Dilthey, Bergson, Simmel und alle tüchtigen Erlebnisphilosophen wußten es, daß Kultur, Bildung, Persönlichkeit Wesenheiten sind, in die etwas einging, was im Erleben selber nicht aufgekommen war. Dieses Etwas stammt aus der Sphäre der Werte. Ich und Wert. In der Verwachsung beider entsteht die Bildung. Sie sind nicht Pole eines physikalischen Gegensatzes, sondern Glieder einer strukturellen Ganzheit. Das besagt, daß in der Schöpfung der Kultur nicht eins vom andern ausgelöscht wird, sondern daß sie einander zugehören wie Inhalt und Gestalt, wie Stoff und Form. Wir können eins ohne das andere nicht denken. Darum mußten wir im zerbröckelnden Gefüge der menschlichen Gestaltungen die verschwommenen Lebensformen der einzelnen wiederfinden, wie wir die fahrigen und ziellosen Bewegungen der Einzelseele abgebildet sahen in den Strukturlinien des Geisteswesens der Zeit. Hier steht der Erzieher, und nur hier kann er den Sinn seiner Sendung finden. All sein Tun bliebe im Ornament stecken, wenn er die furchtbare Not im Hause der Seele nicht kennte. Aber ebenso mächtig muß er von der Überzeugung durchdrungen sein, daß erst der Wert dem Erleben die Erlösung aus dem Chaos des Triebhaften bringen kann. Wenn Hellpach viele mit der Forderung überraschte, daß Deutsch-Können und nicht Deutsch-Kunde unser Bildungsziel sein müßte, so hat hier ein glanzvolles Schlagwort die *ganze* Wahrheit verschleiert.[1]) Ihrem Begriffe nach erzeugt die Deutschkunde nur den Spiegel der deutschen Kultur auf der Fläche des Intellektes. Der Meißel, der Gestalten schafft, durchspurt die Grenzen des Bewußten. Oder, um ein schönes Bild Schopenhauers anzuwenden: Die Deutschkunde trägt dem Lebenswillen die Fackel voran, die sich am Feuer des Wortes entzündete. Der Gegensatz kann nicht heißen, Deutschkunde oder Deutschkönnen, sondern deutsches Erleben und deutscher Wert. In der Erlösung zur Bildung liegt der Sinn des Lebens und des Dienstes am Leben: *unser* Dienst.[2])

* * *

1) Wilhelm Hellpach, Die Wesensgestalt der deutschen Schule, Leipzig 1925, S. 118ff.

2) Siehe Spranger, Die Generationen und die Bedeutung des Klassischen in der Erziehung, in Jugendführer und Jugendprobleme, Leipzig 1924, S. 307—332. Im Hinblick auf die Ziellosigkeit und Ungebundenheit der Jugend einerseits und die relativistische Schwäche der Wissenschaft andererseits findet er im Klassischen den rettenden Pol. Das Klassische ist das

Damit haben wir den Punkt erreicht, wo wir die Schwäche der (landläufigen) Erlebnispädagogik überwinden. Wenn ich von landläufig rede, so soll dadurch schon betont werden, daß die Meister dieser philosophischen Schule nie dem Fehler verfallen waren. Pestalozzi und Schiller waren zu gute Kantianer und Bürger eines idealistischen Zeitalters, als daß sie je blind hätten gegenüber der Tatsache sein können, daß im Erleben etwas aufsteigt, das auch in einer andern Region beheimatet war als in der des Vitalen. Kant hatte Platon als Ahnherrn seines Denkens erklärt, und Pestalozzis geniale Liebe tastete sich vor in das Geistesreich des griechischen Weisen. Schon diese historischen Tatsachen weisen uns in die Richtung, die das Denken der gewaltigen Erzieher nahm. Im Erleben voll zieht sich die Synthese zwischen den mütterlichen Kräften der Seele und den Kräften der Ideen. Reine Vitalität ist bloßes Wallen und Wogen. Niemals ist es unserm Begriffe erreichbar. Reine Idee ist ewiges Gebot und Gesetz. Wir mögen an sie glauben, doch erkennen wird sie kein menschlicher Verstand. Nie noch brachte uns ein Denker Kunde, weder von der Sphäre des Vitalen noch von dem Reich der Ideen. Im Erleben bindet sich die Naturmacht des Vitalen zur Gestalt, und die Ewigkeit des Geistes verwandelt sich in sichtbare Bewegung. Der unausleerbare Spielbegriff Schillers deutet dieses Geheimnis der Vermenschlichung der Idee und der Natur an, in einer Form, in der der Konflikt, der allem Erleben zukommt, auf einige Augenblicke zur harmonischen Freiheit gelangt. Der Klassiker Schiller konnte diesen tragischen Konflikt der menschlichen Bildung nicht anders lösen. Der Romantiker Schopenhauer gelangte zur Verneinung des Lebens; an eine Versöhnung, an eine Überwindung konnte er nicht glauben. Diese paar Worte sollen uns nur zu dem Gedanken hinführen, der uns fortan zu beschäftigen hat. Schon sprachen wir von der Bildung als dem Vorgang, in dem das drängende Leben mit dem Werte verwächst und die Kultur erzeugt. Zunächst ist für den Erzieher zum Deutschen wichtig, daß Bildung nicht auf andere Weise zustandekommen kann. Sie fällt nicht vom Himmel, sie steigt nicht aus dem Boden, sondern sie entsteht im heißen Ringen um ein überpersönliches Gut. Ob wir dieses als Sinn, Wert, Idee bezeichnen, und welchen Seinsgrad wir ihm geben sollen, können wir getrost den Philosophen überlassen, da für unsere Arbeit nur wichtig ist, daß wir in der Erziehung etwas zu übermitteln haben, das nicht von selbst der Natur der Jugend entstammt. Der Bildungsbegriff erfüllt und gestaltet erst den Erlebnisbegriff. Alles wahrhafte Erleben, d. h. alle Regung des ganzen Menschen ist seinem Wesen nach Bildung. Ohne daß sich Gestaltungskräfte regen, wäre das Erleben leer; es verschwömme in ununterscheidbares Treiben. Es gibt also noch keine deutsche Bildung, die nicht Erlebnis, d. h. Regung des Deutsch-Menschlichen wäre, und umgekehrt. Die Erlebnispädagogen

---

Wesen der Dinge, das, was in ihnen dauert. An dieser Stelle möchte ich hinweisen, daß das Gymnasium seine bildende Macht in dem Augenblick verlor, als es den Glauben an die Musterhaftigkeit, an das Vorbild aufgab. Nichts ist lehrreicher, als das Schicksal des humanistischen Ideals (antiker Prägung) mit dem deutschen Bildungsideal zu messen. Man würde den Ausweg aus der Gefahr der Vergeschichtlichung sicherer treffen Zum Vergleiche der Gegenstücke siehe Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts II, 5. Buch, und Hofstaetter, Deutschkunde und Deutschunterricht (Der neue Deutschunterricht, Leipzig 1926).



konnten eben aus dem Grunde, weil sie im Erleben nicht ein Ringen um Werte sahen, zu gar keinem Bildungsideale kommen. Sie liebten die Erde, vergaßen aber die Sonne, die das Leben aufweckt. Und das Schicksal so vieler, vieler vom jungen Geiste Gepackter aus den Kreisen der Jugendbewegung endete deshalb so traurig in ruhmloser Tatenlosigkeit, weil sie nie begreifen konnten, daß alles echte Erleben an der Lösung des Konfliktes zwischen dem Ich und dem Werte zu wirken hat und daß dieses Erleben, wenn es den Konflikt flieht und die Tragik fürchtet, zu gaukelndem Traum zerrinnen muß, den kein noch so glühendes Fühlen des Lebensgrundes zur goldenen Gestalt zu schmieden vermag. Das ist das Schicksal aller Stürmer und Dränger, die den Weg zur Pflicht und zur Arbeit nicht fanden.

Ich sprach davon vielleicht länger, als manchem nötig erscheinen mag, weil wir vorerst die blasse Sentimentalität und die feige Bänglichkeit wegräumen müssen, die bis heute den Begriff der deutschen Bildung umnebeln. Alle echte Bildung hat die Form der organischen Gebilde; der Ausdruck des natürlichen Wachsens ist das trefflichste Zeichen der echten Bildung. Aber das Bild der gewonnenen Kultur und vollendeten Persönlichkeit darf uns nicht zur Ansicht verführen, daß die Entstehung von Persönlichkeit und Kultur dem Naturwachsen entspricht. Keiner — wie oft betont Goethe, daß es auch ihm so erging — hat Kultur errungen und sich zur Persönlichkeit gestaltet ohne mühselige, fleißige Arbeit. Das Ethos der Arbeit gibt der Bildung Wahrheit und Sinn.

Die Kraftquelle der nationalen Bildung zu allen Zeiten war die Dichtung. Sobald wir deutsche Bildung wollen, müssen wir zusehen, daß die Natur der Jugend mit der Kraft begnadet wird, die in den Werten der Dichtung wirkt. Wir leugnen nicht, daß die Betrachtung und Eroberung des politischen Geistes, der unser Volk durch die Geschichte lenkte, wertlos sei, auch leugnen wir nicht, sondern kämpfen sogar dafür, daß die Versenkung in das religiöse Ringen allertiefst den deutschen Charakter ergreift und veredelt. Was wir behaupten, ist, daß in der Dichtung das Streben und Kämpfen, das Lieben und Beten der Deutschen seinen eindringlichsten Ausdruck gefunden hat. Und darum finden wir uns, wenn wir an den Wegzeichen — es sind so oft Martermale! — der dichterischen Gestaltwerdung entlang gehen, am sichersten zurecht in das geistige Reich des deutschen Menschen. In der Dichtung besitzen wir den reinsten Ausdruck des deutschen Wesens, das hinreißendste Symbol des seelischen Kampfes um die deutsche Form. In den Tagen des Historismus und Positivismus hatte es zwar den Anschein, als ob die künstlerische Bildungsweise ersetzt werden könnte durch wissenschaftliche Ziele, und durch unsre Lehrpläne spukt dieser Gedanke bis heute. Heute fühlen wir jedoch, daß die Kraft der Bildung zum deutschen Menschen von der Dichtung ausgeht, wenngleich wir hoffen, daß uns die Wissenschaft helfen kann, diese Kraft zu erlangen. Unsere Erfahrung der Bildungsweise als einem arbeitsharten Ringen um die deutsche Form und unser Wissen von der Qual und der Tragik, die der Konflikt mit sich bringt, bewahrte uns, in der künstlerischen Erziehung eine knabenhafte Spielerei zu sehen, gleichzeitig aber gaben wir den Irrglauben auf, der mit der Vermittlung von Wissensstoffen die Bildungsarbeit erledigte. Was hatten die Positivisten am Ende ihres Suchens und Forschens in den Händen? Ein kompliziertes Gespinst von

Namen, Beziehungen, Abhängigkeiten, Verbindungen, Gleichheiten, oft geniale Arbeit, in der vielfältiges Wissen von literarischen Dingen zusammengeknüpft war, in deren Maschen aber die innere Tiefe der Werke verloren gegangen war. In ihren komplizierten Figuren erschienen einzelne Formteile, doch niemals der wundersame Kristall der Kunst. Und darum konnte die alte Germanistik der Erziehung nicht dienen, die ein Geschlecht formen wollte. Das Wissen bot den Wortschatz seiner Sprache, doch nicht dessen Syntax und Stil. Ihre Hoffnung sollen wir nicht schmähen. Denn die historische Weise des Vernunftstrebens war einem Geschlechte, das durch das naturkausale Denken Raum und Zeit bezwang, das einzige Tor, durch das das Licht der Kunst schimmerte und ihr einen Strahl aus dem 'Innern' spendete. Das XX. Jahrh. grub andre Tore aus, weil man plötzlich schauderte vor der Armseligkeit des Wissens von der Kunst. In einer eigenartigen Tönung der Seele empfing sie nun die wieder gefühlten Worte, die im Netzwerk der Begriffe vordem nicht aufgegangen waren. '*Verstehen*' nannte es den seelischen Vorgang der Empfängnis der Werte und die Entfaltung des eigenen Wesens. Im Verstehen sendet das Bewußtsein sein Licht in das Dunkel des Erlebens, im Verstehen leuchtet das Gesetz des Erlebens auf. An dieser Stelle tritt die Erlebnispädagogik aus dem Bereich des Ahnens, Staunens, der Aufgewühltheit und Ergriffenheit in das Stadium des bewußten Wirkens. Die Pädagogik des Verstehens bewahrt die fundamentale Entdeckung der Erlebnisphilosophie, daß im wahren Erkennen der fremde, überpersönliche Wert in uns übergeht, daß wir im Werte wohnen müssen, wenn wir die Gnade des Wertes begehren. Sie behält als Wahrheit, daß das Herumstochern der alten Methoden die Schöpfungen vernichtete, aber sie hat auch gefunden, daß fremder Wert anerkannt werden muß, sofern er uns segnet. Vorher muß man sich der Wertgesetzlichkeit des Geistes unterworfen haben, bevor wir in das Ganze und den Sinn einer geistigen Ganzheit eindringen.[1])

Aus der Pädagogik des Erlebens wird die Pädagogik des Verstehens. Aus den vielen Bedeutungen, denen wir im Begriffe Verstehen begegnen, greife ich drei heraus, weil mit ihnen der Erzieher zum Deutschen wirkt. *Sprachverstehen — geschichtliches Verstehen — künstlerisches Verstehen.* Kurz hervorgehoben sei, daß die Dreiheit zugleich eine Dreistufigkeit wie auch eine Dreieinigkeit darstellt. Das künstlerische Verstehen ist ein Erfassen der künstlerischen Sprache, und niemals könnten wir von einem richtigen Sprachverstehen reden, wenn die Zeichen der Sprache dem Ausdrucke einer künstlerischen Absicht dienten, sofern das Sprachverstehen sich nicht auf die Stufe des künstlerischen Verstehens erhebt. Im Verstehen erleben wir die Gedanken, Gefühle, Strebungen einer jenseits unsres Ich-

1) Den besten Aufschluß über den Kampf zwischen Erlebnispädagogik und idealistischer Pädagogik, der in der Pädagogik des Verstehens sein Ende findet, bietet Theodor Litt, Die Philosophie der Gegenwart und ihr Einfluß auf das Bildungsideal, Leipzig 1925. Besonders die Kapitel: Die dialektische Lage und Die deutsche Lage. In diesen Zusammenhang gehört auch Herbert Cysarz, Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft, Halle 1926. Ein durch und durch philosophischer Mann ringt hier um die Bestimmung des germanistischen Gelehrten, an vielen Stellen mit Fichtescher Wucht. Darum wird es den Erzieher zur deutschen Bildung fördern können, mehr als es dem nützen kann, der über die Arbeitsweise der neuen Literaturwissenschaft etwas erfahren möchte.



kreises gelegenen Persönlichkeit, indem wir die Zeichen des fremden Lebens im Gleichnisse unsres eigenen deuten. Der geistige Fortschritt besteht in der Bereicherung des Zeichenschatzes, der gedeutet werden kann, und der Unterschied zwischen dem Jüngling und dem Manne, dem Massenmenschen und dem Gebildeten, in der größeren Zahl von Zeichen, die mit Sinngehalt erfüllt werden können. Die Größe der Welt, die einer hat und ist, weil er sie versteht, dreht sich in den Zirkeln des eigenen Erlebens; sie wächst, wenn sich die eigenen Lebenskreise weiten. Für den Erzieher zum Deutschen ist die Erkenntnis am förderlichsten, zu welcher Zeit das Verstehen einsetzt. Wenn auch unser Wissen von der Entfaltung des Verstehens dürftig ist, so darf man wohl heute schon als gesichert annehmen, daß der seelische Wandel um das 13. Lebensjahr einsetzt. Beim Kinde kann man im eigentlichen Sinne gar nicht von Verstehen reden, da dem kindlichen Seelenleben die Konflikte fehlen, in deren Lösung der Sinn des Verstehens besteht. Wohl hat es den Denkapparat nach und nach mit den kausalen, zeitlichen und örtlichen Hebelwerken ausgebildet, aber Dornröschen und Brünhilde, Siegfried und Barbarossa, Gespenster und Menschen, die Mutter und die Himmelskönigin treten in der Denkwelt des Kindes als Wirklichkeiten auf, die nur die nähere oder weitere Ferne dem Range nach gliedert. Was das Kind dichtet, zum ehrfürchtigen Staunen Tolstois, der das höchste Gesetz der poetischen Wahrheit vom Kinde befolgt sah, was es zeichnet, aus einer unbeirrbaren Kraft und Freiheit, die das Komödiantentum so manches Expressionisten beschämen konnte, das regt sich in einem Naturtanze, der so echt und gehorsam dem Willen des Leibes ist, wie das Balgen jungen Katzen oder das Springen wilder Tiere. In den Trotzjahren sprengt sich die Welt los aus der Verwebung der Seele. Der Prozeß der Sinngebung des Sinnlosen beginnt und bildet die Geschichte der Seele und das Drama der Bildung und Kultur. Mit dem Erwachen in den Trotzjahren muß sich also der Stil des pädagogischen Könnens ändern. Der Erzieher zum Deutschen muß nun wagen, der Jugend die Werte zu zeigen, nach denen sie begehrt. Wenn wir nicht den Mut aufbrächten, ein System der Werte auszudenken, mit dem sich der junge Mensch auseinandersetzen soll, so würden wir um des Reizes der Wildheit jugendlichen Erlebens willen die Bildung der Urkraft des Mannes versäumen, die dem einzelnen wie der Zeit erst die Form bringen kann. Die Übung des Verstehens verleiht die Stärke, das Werk der Bildung zu schaffen.[1])

Im Verstehen deute ich sprachliche Zeichen als Ausdruck geistiger Bewegung. Durch die Deutung gehe ich ein in das fremde Wesen, und dieses erfüllt mich mit seiner Kraft. Es gibt nichts Menschliches, das nicht Sprache gewann, und es gibt

1) Daß die Kraft des Verstehens mit dem Menschengeschlechte wächst, lehrt schon Dilthey, Entstehung der Hermeneutik, Ges. Schr. V 1 S. 317ff. Über die Stufigkeit des Verstehens jedoch wissen wir noch nicht viel, um völlige sichere Anweisungen für die Erstellung eines Bildungsganges geben zu können. Nur Ansätze wollen meine Arbeiten bringen: Jugendseele und Deutschunterricht, Zeitschr. f. Deutschkunde 1925, Heft 5. — Leitsätze zur Frage: Wie weit kann und soll im Unterricht der Mittelklassen Vorarbeit für die Kenntnis des XIX. bis XX. Jahrhunderts geleistet werden? Zeitschr. f. Deutschkunde 1927, Heft 10. — Literaturgeschichte und Deutschunterricht, Quelle, Wien 1926, Heft 1, 2. — Die Zehn- bis Vierzehnjährigen und die Dichtung, Schulreform, Wien 1928. Heft 1, 2.



keine Sprache, durch die nicht ein Menschliches auftaucht. Auf Sprache und Verstehen gründet sich alle Volkheit und Gemeinschaft. Als R. Wagner sein tiefstes Werk schuf, den Tristan, als er, verbannt aus seinem Vaterland, die Romantik in ihrer deutschesten Urmacht gestaltete, da fand er im Mitteilen und Mitleiden die innersten Motive der Kunst. In der Sprache und im Verstehen entrinnen wir der Qual der Einsamkeit unsres Selbst und vereinigen uns mit dem All des Geistwesens. Gerade R. Wagner hilft uns über den Irrtum hinweg, der im Verstehen der Sprache eine Sache der Fibelklasse sieht. Verstehen ist vielmehr die Urfunktion der Bildung und Kultur. Wir haben lange gewähnt, daß wir die Sprache in ihrer Länge und Breite ausgemessen haben, wenn wir den Wortschatz aufspeichern und in die Abteilungen der grammatischen Syntax und Stilistik einordnen. Wenn wir vergleichen, was die Musikwissenschaft getan hat, um den lebendigen Tonkörper als ein unendlich verästeltes Gebilde darzustellen, erscheint uns die Arbeit der Literaturwissenschaft recht dürftig. Man nehme den kleinen Satz: Die Vöglein schweigen im Walde. Ein dürres Urteil aus einem Logikbuch könnte es sein, in einem Witzblatt den Text zu einer humoristischen Zeichnung bilden, oder vielleicht spricht ihn eine Mutter zu ihrem Kinde, am Abend, im Märchen. Und nun fühle man das unsägliche Geheimnis, das dieser Satz umschließt, wenn er, umhüllt und umwoben von andern kleinen Sätzen, mitschwingend im Reigen einfachster Gedanken, zu jener Gestalt erwächst, die uns im Goetheschen 'Über allen Gipfeln ist Ruh' in die abendliche Waldesstille entführt. Die glanzlosen Worte, bescheiden wie die Kindersprache, verwandeln sich in Glockenschläge eines Herzens, die fernhin durch Welteneinsamkeiten den Gottesfrieden einläuten. Wer nur ein einziges Mal den Wunderbaum eines Gedichtes erlebt, in dem Worte und Sätze blühen und reifen, der ahnt die preisreiche Arbeit, die uns noch bevorsteht und die unsere Kenntnis der Sprache hoch über Wortmasse, Syntax und Metrik hinausführen wird. Dieses Beispiel sollte zeigen, daß den sprachlichen Ausdruck verstehen mehr heißt als die Bedeutung der einzelnen Worte verstehen. Die Zahl der Worte ist beschränkt, die Zahl der Sprachformen unerschöpflich. Im Edelstein eines Liedes liegt eine Spracheinheit vor uns, in der die Teile sich verschränken und verwachsen, und so steigen wir zu immer höheren Sprachgebilden auf, bis wir im Drama die Spitze erreichen. Und Sprachgebilde nennen wir die Novelle oder die Tragödie, nicht, weil sie aus Worten, Perioden und Absätzen zusammengesetzt ist, sondern weil wir damit eine Werkeinheit bezeichnen wollen, die ebenso untrennbar ist wie das Werk eines Bildhauers. Der Wesensgehalt des Dramas durchdringt und gestaltet das unscheinbarste Wort und verbindet es mit dem Sinne des Ganzen.

Es gibt verschiedene Arten des Verstehens. Jedes Volk hat seine eigene Weise, das Ewige zu empfangen, und jede Zeit hat sie. Das mathematische Denken des Abendländers und des Orientalen läuft auf gleichen Gleisen, das Verstehen jedoch ist grundverschieden, weil die Menschen anders sind. Ja, selbst das Verstehen des einzelnen ist anders gestimmt als das seines Nachbarn. Freilich wird es möglich sein, Ähnlichkeiten aufzufinden und in Typen hinzustellen. Denken wir an das Mittelalter, so begegnen wir den Menschen, die aus innerster Verbundenheit und Verwandtschaft mit dem Geiste, der durch die Zeichen zu ihnen redet, wie einst

Gott durch den flammenden Dornbusch zu Moses sprach, die Schriften sich erschließen. Und unsere Wesensschauer von heute nähren die Schaukraft ihrer Seele, indem sie sich in den Lebensgrund versenken. Niemand wird die Tiefe und Schönheit der Gesichte leugnen, die sich dem religiösen Verstehen auftun, und niemand wird leugnen, daß im innersten Kerne alles tiefe Verstehen, in dem der ganze Mensch aufglüht und das fremdes Leben fördert, das Mal des religiösen Sinnes trägt. Von dem rechten Verstehen gilt das Wort des hl. Augustin, daß die Seele unruhig ist, bis sie nicht in der gotterfüllten Wirklichkeit der Welt ruht und bis nicht das allewige Sein überfloß in die persönliche Seele. Und doch! Der moderne Mensch kann sich nicht mehr so restlos an die Dinge verlieren, noch dem Menschen so liebend hingeben, weil unserem Denken und Wollen seit der individualistischen Zerspaltung in der Renaissance die holde Unbefangenheit genommen wurde. Auch wenn wir in seligen Stunden ganz untertauchten im erlebten Wesen, so jagt uns die Begier des Fragenmüssens nach der Wahrheit aus dem Paradies des mystischen Schauens. Wir können uns einfach nicht sättigen an der gefühlten Wesenheit, wir müssen nach den Gründen fragen, die dem Augenblick, der uns das Wesen schenkte, Dauer verleihen. Das religiöse Verstehen lebt in der Gegenwart der Wesen, das *historische Verstehen* muß sich dieses Glück durch die Deutung der Zeichen gewinnen. Und in dieser Zeichendeutung schaffen wir die Werkzeuge, mit denen wir die Gestalt der Gegenwart meistern. Indem wir geschichtlich denken und in der Wissenschaft die Idee in die Zeichen der Symbole erheben, schaffen wir mit dem Bilde der Welt zugleich das Gebild unsres Wesens. Wir können gar nicht anders. Die Struktur der modernen Seele ist, fast könnte man so sagen, in der Tonart der Geschichte gesetzt.

Worin besteht die Leistung der Geschichte?[1]) Sie ist dem modernen Menschen eines der Fenster, das sein Wesen der Welt öffnet, vielleicht das Hauptfenster. Das Geschehen der Gegenwart verstehen wir aus der inneren Verwandtschaft mit dem Geistigen, das in ihm erscheint. Auf der Bühne des Zeitdramas sind wir Helden und Publikum zugleich. Mit den Werken der Vergangenheit ergeht es uns anders. Wer in fremde Länder reiste, wird das folgende Beispiel begreifen. Kam er in ein Land, dessen Sprache ihm vertraut war, nicht allein die der Worte, sondern auch Musik, Skulptur, Baukunst, der wird in allem lebendiges Zeichen der Menschen spüren, die in dem Lande ihr Dasein erfüllen. Kam er aber in ein Land, dessen Sprache ihm ganz fremd ist, dem ist es, als wäre alles mit Stummheit geschlagen. Er sieht die Bewegungen und sie scheinen sinnlos wie das Tappen von Irren, er sieht die Gestikulation, doch nicht die sprechende Geste. Das Treiben der Menschen wirkt auf ihn mit einer Komik, so gräßlich zugleich und zwingend, wie sie noch nirgends erfunden wurde. Es bleibt für ihn das Land ohne Seele, die Sprache tönt

1) Havenstein, Die Dichtung in der Schule, Frankfurt a. Main 1925. In der Richtung wird jeder Erzieher mit diesem feinsinnigen, starkmutigen Manne gehen müssen. Ich selber unterscheide mich — wenigstens bilde ich mir das ein — durch ein größeres Vertrauen auf die Wissenschaft, deren letzte Aufgabe es ist, dem Erzieher in seinem Streben, Jugend zum Lebensverständnis zu führen, beizustehen. Freilich tut sie dies derzeit nicht. Aber dies ist nur ein untrügliches Zeichen, daß sie keine echte Wissenschaft ist.

ihm ohne Sinn, die Klänge ohne Musik. Das nun ist die Leistung der Geschichte, daß sie uns die Zeichen verstehen lehrt. Die Bedeutungen der Worte, der Linien, der Räume, die Ideen der gedanklichen, sittlichen Gestalten. Man sagt häufig, daß der Nutzen der Geschichte in den Maßstäben liege, die sie uns gibt, wodurch wir befähigt werden, die Äußerungen des Geistes zu vergleichen. Heute leitet man daraus sogar die Notwendigkeit des Studiums der antiken Sprachen ab. Nein, der Dienst der Geschichte liegt darin, daß sie uns zum Sinne der Zeichen bringt. Jemand, der nie etwas vernahm von dem Ringen der Goethezeit um die Bildung des Menschen, dem bleiben z. B. die Begriffe der edlen Einfalt und stillen Größe, der schönen Seele, Anmut und Würde, leer. Er versteht den Sinn der Worte nicht, in denen der mutige Geist einer glanzvollen Epoche aufragt. Und wenn das schon beim kleinsten Worte zutrifft, so wächst die Arbeit der Geschichte mit den höheren Ausdrucksformen der Sprache. Wir erlitten das Caspar-Hauser-Schicksal, wenn die Geschichte uns nicht die Sprache lehrte, durch die wir die Welt aus ihrer Stummheit erlösten. Die Vergangenheit und dann der erlebte Tag erwacht zu persönlichem Leben, weil wir die Sprache verstehen. Die Geschichte übersetzt die Zeichen in die Sprache unserer Zeit und weckt das Leben auf, das in den Zeichen schläft. — Nicht Vergleiche enthüllen uns die Lebensspannungen, die im Symbol 'Faust' zur sichtbaren Gestalt sich verfestigten. Die Geschichte führt uns in das Wesen des faustischen Mythos, in dem sie Worte, Verse, Akte, Motive, Probleme, Sinnbilder deutet. Sie lehrt mich die Partitur der inneren Sprachsymphonie lesen. Ein Werk der Gegenwart kann ich lesen, weil seine Sprache, geboren aus der Mutterkraft, die mich selbst denken und mich mitteilen lehrt, meine Sprache ist, weil in jedem Worte wie in der unendlichen Sprachgestalt die Funken glühen, die meinem eigenen Leben entsprangen. Den Faust Goethes aber kann ich nur richtig verstehen — und das Richtigverstehen ist das innere Gesetz, das das Verstehen des heutigen Menschen bestimmt —, wenn ich den geistigen Kosmos der Goethezeit in seinen Zeichen verstehe. Eine jede der bisher entwickelten literarhistorischen Methoden versuchte eine Deutungslehre, die uns befähigt, die Ausdrucksformen der Sprache zu verstehen; jede war Sprachforschung in einem höheren Sinne. Wenn die eine oder andere Methode aufgegeben wurde, so hatte es sich herausgestellt, daß sie als Deutungslehre versagte. Wir zweifeln an der Nützlichkeit stoffgeschichtlicher Untersuchungen, weil sie zur Erkenntnis des Wesens des Kunstwerkes nichts beitragen, weil wir durch ihre Aussage nicht im geringsten fertiger werden in der Kunst, den Eigenwert einer Dichtung aufzu'lesen'. Das gleiche gilt z. B. auch für die biographische Methode. Die innere Form und der Wertgehalt der Iphigenie wird nicht klarer, wenn wir die Beziehungen der erdichteten Frau und der historischen Frau v. Stein feststellen. Im historischen Verstehen bahnt sich der *Logos* den Weg zum Schönen. (Im Sinne Natorps.) Die historischen Methoden liefern die Schlüssel zur Deutung der Sprache. Wenn wir in den Methoden nicht den Zweck sondern das Mittel der Seele des Menschen und der Erziehung zum Deutschen sehen, so gewinnen wir auch den Ort, wo der Streit der Historiker und Erzieher überwunden wird. Man wird mit Havenstein übereinstimmen, wenn er die geschichtlichen Methoden als erzieherische Mittel bekämpft, solange diese nicht

wahrhaftig der Kunst dienen, sondern Beziehungsnetze weben, in dessen Fäden außerkünstlerische Dinge hängen. Er hat aber sich sogleich ins Unrecht gesetzt, sobald eine geschichtliche Methode beiträgt, Ausdrucksformen mit Sinn zu begaben. Die geschichtlichen Methoden zu verwerfen, weil die bisher gebrauchten uns nicht zum Wesen brachten, wäre ebenso töricht, wie wenn wir das Bauen von Kirchen einstellten, weil unser religiöser Sinn nicht Bildnerkraft genug besitzt, um unserm Seelendienst das würdige Haus zu schaffen. Selbst Havenstein, dieser tapferste Streiter um eine wesensgerechte und seelenechte Bildung, verspricht den neueren Forschungen größere Wirkung in der Erziehung. Warum? Weil, so sage ich, die neueren Methoden erfolgreicher die lebendige Bewegung der inneren Sprachwelt erforschen und uns stärken, die Schrift des künstlerischen Geistes zu entziffern. Die Geistesgeschichte schmiedet den Schlüssel, der das Tor zum Wesen der Kunst aufschließt. Wer zum Wesen gelangen will — und der Erzieher zur deutschen Bildung erhält den Ritterschlag von jenem Wollen —, der muß den Schlüssel gewinnen. Würde er freilich sich mit dessen Besitze zufrieden geben, dann opferte er den höchsten Wert des Deutschen. Wir sind heute so glücklich, daß die Literaturwissenschaft der Erziehung wieder die Leuchter voranträgt. Doch immer muß der Erzieher wissen, daß ihm die Wissenschaft nimmer das Endziel sein kann. Das Kostbarste ist der gebildete Mensch. Wir hätten zu früh gehalten, wenn wir schon in der Lehre der Problemgeschichte das Erziehungswerk beendeten. Probleme sind Seinszusammenhänge höherer Natur, die dem Wesen der Dichtung näher geschichtet liegen, weil das Problem ein volleres, gründigeres Leben ballt. Aber das Wissen um diese Probleme allein würde nicht ausreichen, das ganze Leben zu verstehen und den ganzen Charakter zu formen. Und wenn wir noch tiefer drängen in die Zonen des Wesens und Gebilde von immer stärkerer Fülle und Verwachsenheit bloßlegten, so wird die Wissenschaft dem Erzieher wohl Rüstzeug sein, doch nie das Reich ersetzen, zu dem er führen soll: das künstlerische Werk.[1])

Die Literaturwissenschaft erreicht die Grenze ihrer Bedeutung für den Erzieher, wo das Kunstwerk beginnt. Sie hat ihr Ziel erreicht, wenn es ihr gelingt, das Wesen der Kunst zu deuten, d. h. in die Sprache der Begriffe zu verwandeln. Der Erzieher aber will das Kunstwerk in der Seele des Geschlechtes zum Leben erwecken, und darum kann ihm die Deutung wohl helfen, die Sprache der Kunst zu erlernen, doch niemals ihm die Lesung ersparen. Die Wissenschaft lehrt noch, was ich tun soll und muß, um an das jenseitige Ufer zu gelangen, den Sprung aber in das Element, das mich hinüberträgt, muß ich selber wagen. Die Aufgabe der Erziehung ist nicht erfüllt, wenn ich das jenseitige Land kenne oder ein Bild davon habe, sondern das Ziel ist, daß ich es betrete und meiner Seele gewinne. Das histo-

1) Auch die Kunstgeschichte muß sich erst die tauglichen Kategorien schaffen. Als Lehrer und Forscher kam Josef Strzygowski zu der Erkenntnis, 'daß die Kunstgeschichte als Fach noch gar nicht aufgerichtet sei und alles darauf ankomme, sie als solches von der Ästhetik, Philologie und Geschichte . . . zu befreien, d. h. als Kunstforschung ganz auf eigene Füße zu stellen'. Vollständig gilt auch für den Deutschunterricht, was Str. vom Kunstunterricht behauptet: daß sich Forschungsmethoden von Erziehungsmethoden im Grunde nicht unterscheiden. Strzygowski, Krisis der Geisteswissenschaft, Wien 1923, S. 80, 282, 291.



rische Verstehen schaut hinüber, um die fremde Welt zu erkennen. Der Erzieher nutzt die Erkenntnis, um den erschauten Gegenstand zu besitzen. Er zeigt uns das gelobte Land unserer Sehnsucht, doch der innerste Drang der Sehnsucht bleibt, es zu betreten. Das reiche Geschenk der Literaturwissenschaft besteht darin, daß sie uns weit die Bahnen gelegt hat, die wir gehen müssen. Aber vergessen wir das eine nicht: wir nehmen die Dichtung andächtig in die Hand, um sie als die herrlichste und eindringlichste Botschaft eines Menschen zu zeigen. So wahr es ist, daß das Bild eines Liedes klar die Züge dessen bewahrt, der es mit seinem Herzblute zeichnete, ebenso wahr bleibt es, daß das Bild noch um eines anderen Wertes willen teuer ist als dessen des Andenkens und Gedächtnisses, des Wertes, der in ihm selbst ruht. Es ist mehr als bloß Kunde des Schöpfers, die das historische Verstehen entschleiert. Es trägt in sich, oder besser, es ist der Wert, der, einmal dem Lebensschoße entstiegen, nicht mehr in ihm aufgelöst werden kann. Die Perle strahlt und dauert, auch wenn das Muscheltier an ihm zugrunde ging (Grillparzer). Das *künstleri*sche Verstehen liebt und *bildet* das Ding, und das Ding *bildet* uns. Und ich bin der Überzeugung, daß unsere Literaturforschung erst dann wahrhaftig zum Wesen gelangen wird, wenn die Liebe der Forscher zu den Dingen ebenso groß und rein sein wird wie ihre Liebe zu Inhalt und Botschaft. Obwohl wir recht gut belehrt sind, daß der Gehalt nur in der Gestalt dem Menschen sichtbar wird, haben wir eine Scheu, uns der Gestalt hinzugeben. Wie leicht haben wir den Spott über den Formalismus fertig. Diese geistige Haltung erwächst aus der untersten Wurzel des germanischen Menschen. Die Achtung vor der sinnlichen Erscheinung erleben wir wie eine Entweihung des göttlichen Gedankens, wie einen Abfall vom schöpferischen Geist. Und doch bildet der Drang, die deutsche Form zu finden, die Geschichte des deutschen Schicksals. Aus ihm wird die Bewegung seiner Tragik verständlich. Keiner wie er verzehrte sich in solch heiliger Sehnsucht nach der Antike, weil hier ein Lebensgesetz herrschte, das fremder Art war. Wie oft täuschte er sich in der Hoffnung, daß ihn der Stern des Altertums zu seiner Bildungsform führen werde. Aus einer tiefen Frömmigkeit vor dem Reich des Geistigen fließt die geheime Furcht vor der klaren, sonnenumstrahlten Gestalt. Aus dem Boden dieser Scheu entspringt unsre Unsicherheit in den Fragen der Form, die so weit geht, daß der Deutsche noch heute noch nicht an seine Formkraft glaubt, weil er Form nur im Lichte der lateinischen Rasse sehen kann. Wenn einer der Meinung ist, daß wir die Wirklichkeiten der Kunst nur erforschen können, wenn wir künstlerische Urbegriffe auffinden, daß wir also das Kunst*werk* in seiner Wesenseinheit nur verstehen, wenn wir die strukturellen Glieder dieser Einheit verstehen, so wird seine Meinung zu einer kleinlichen Handfertigkeit erniedrigt. Und doch werden wir zu einer echten Literaturwissenschaft, die dann dem Erzieher helfen kann, erst gelangen, wenn wir die Fragen aus dem Ganzen des Kunstwerkes stellen. Der Gehalt wird in der Gestalt lebendig, und Gestalt baut sich auf in der Kraft der Lebensgesetze des Gehaltes. Wir erschauen die Ganzheit der Gestalt und deren Stil nicht, wenn wir das Kompositionsgesetz des lebendigen Sinnes nicht im Wachstum der eigenen Seele fühlen. In einfachen Worten: Es gibt nur einen Weg zur Dichtkunst: So wie der künstlerische Gedanke durch die Formen in die Wirklichkeit unserer

Sinnlichkeit emporwächst, so muß die Bahn unsres Forschens nach dem künstlerischen Gedanken entlang dieser Formen ziehen.[1])

Eine stilistische Untersuchung der Redeweise irgendeines der neuen Wesensforscher würde dartun, wie ihre Darstellungen mit Begriffen von Formelementen und Formbewegungen durchsetzt sind. Die älteren Germanisten legten in strengfleißlicher Mühe Steinchen für Steinchen, die sie in Biographie, Gedankenmasse, Vorstellungshaufen der Vergangenheit fanden, zum Mosaikbilde zusammen; die neueren beachten das Stoffliche in der formenden Schwingung und geben in der Harmonielehre der Künste die Lebenskunde der Künstler und in Formenlehre der Dichtung die Seinslehre des Lebens. Wenn Cysarz sein Barockbuch eröffnet mit der Mitteilung, daß nicht Abschluß, sondern Anstoß der Wille seiner Synthese sei, so gilt dieses Wort für die neue Richtung der Wesensschau überhaupt. Denn noch ersetzt häufig die romantische Emphase die mühevolle Vertiefung in die Welt der Form, noch wird flüchtig zugewehter Eindruck hastig zum Symbol des seelischen Gehaltes erhoben. Bevor man noch die Form als Aussprache zur Gänze überblicken und lesen kann, ist man mit der Synthese fertig, und darum klingt diese oft mehr wie geistreiche Prophezeiung als wie geistdurchdrungenes Wissen. Man schwänzt noch zu gerne die harte Schule des Lesenlernens, einer Kunst, in der selbst Goethe gestand, nicht ausgelernt zu haben, um die Rauschzustände eines Regisseurs der geistigen Szenerie zu genießen. Nur im qualvollen Ringen um die höheren Gebiete des sprachlichen Ausdruckes werden wir das Ringen der Künstler um diese Formen verstehen. Zwischen den Polen des Formalismus, der sich zu leicht mit den augenfälligen Handgriffen der Technik bescheidet, und dem Intuitionismus, der leicht die Wirklichkeit der Form übersieht, geht der Weg des künstlerischen Verstehens. Der Formalismus konnte deshalb nie die Form der Kunst entfalten, weil diese sich nur dem erschließt, der an der Quelle des Lebensgehaltes trank, und der Intuitionismus versandete deshalb immer wieder in konventionellen Schlagworten, weil der Sinn seine Festigkeit erst durch die Form in ihrer ganzen Fülle erhält. Vielleicht zeige ich nochmals die Berechtigung der Forderung an einem Beispiel. Wie irrten doch die Stürmer und Dränger, wenn sie wähnten, Shakespeares Kristallgesetz getroffen zu haben, indem sie das, was sie für geniale Formlosigkeit hielten, nachahmten. Sie schufen wohl ein Werk, das weit abstand von der Spiegelsymmetrie der Franzosen, aber ebenso fern war von der germanisch-faustischen Form. Sie übernahmen einzelne Formbestandteile ganz äußerer Natur, weil sie von der ursprünglichen Baueinheit des englischen Dramas keine Ahnung hatten. Besser gesagt: Herder hatte ihnen zwar von dem Bestand einer solchen Einheit er-

1) Ein starker Antrieb zu erzieherischem Wirken geht aus von den Arbeiten Walther Brechts, Emil Ermatingers und Oskar Walzels. Die Pflicht der Zeit liegt nicht in der Abfassung von Theorien über die neue Forschungsweise, sondern in der Pflege und Entwicklung dieser Weise selber. In dieser Richtung wirbt auch Walther Seidemann, Der Sprachunterricht als innere Sprachbildung, Leipzig 1927, im Kapitel 'Das Erlebnis der Dichtung als Sprachgestalt', und Müller-Freienfels, Erziehung zur Kunst, Leipzig 1925, im Kapitel 'Aufgaben und Möglichkeiten des Unterrichts in Literatur und Dichtung', S. 147ff. Zielweisend ist Karl Voßler, Geist und Kultur der Sprache, Heidelberg 1925, besonders das Kapitel 'Sprache und Dichtung' S. 241ff.



zählt, ohne daß er imstande gewesen wäre, die lebendige Gesetzlichkeit aufzufinden und das Kräftespiel der Einheit zu zeigen. Er blickte in das Wesen des englischen Dramas aus der Befremdung, in die ihn die französische Kunst gescheucht hatte. Das künstlerische Verstehen durchdringt Band um Band, Schichte um Schichte, um zum Mittelpunkt des Wesens zu gelangen, geleitet von dem Wissen, daß alle Schichtungen und Gebinde ihren Sinn von dem Wesen erhalten, wie schließlich die Idee nicht für sich als Punkt besteht, sondern in den Gebinden und Schichtungen wohnt.

Das Ziel der Erziehung ist die Bildung des deutschen Menschen. Kein Mensch wird glauben, daß man dieses Ziel erreicht, indem man das Wesen auf Flaschen abzieht und im Unterrichte verzapft. Wir haben die Tat des Bildens als eine harte Arbeit erkannt, in der wir uns zum deutschen Menschen formen. Der Lehrer der Religion wird die großen Männer herbeirufen, deren qualvolles Ringen um die deutsche Heiligkeit ihnen die Worte für das Endziel ihres Ringens gab. Der Historiker zeigt das Wachstum der Deutschen in den Leistungen der politischen Führer. Die Formen des Ringens und Arbeitens legt er bloß, um das heranwachsende Geschlecht zum Wesen zu führen, das von Zusammenstoß zu Zusammenstoß, über Aufstieg und Niederbruch in immer reinere Höhen steigt. Und der Deutschlehrer? Auch er erfüllt seine Berufung, indem er die Jugend in die Reihe jener Ringenden stellt. In der Dichtung besitzt er den Schatz der Werke, in denen der Lebenskampf der Nation um den Sinn seines Wesens von einem Menschen gelöst wurde.

Die Erkenntnis, daß jede wahrhaft große künstlerische Leistung eine Tat des sittlichen Charakters darstellt, der auf seine Weise, durch künstlerische Formarbeit, die Widersprüche und Gegenpole des Lebens löst, entreißt uns den Gefahren einer in der selbstsüchtigen Laune der Seele und in der Enge der Werkstatt eingesperrten Schöngeisterei. Die sittliche Seite des künstlerischen Strebens verbindet die Erziehung zur Kunst dem Streben nach der deutschen Bildung. Damit der Deutsche ganz gebildet wird, bedürfen wir der Kunst als Träger eines selbstherrlichen Wertes. Im künstlerischen Verstehen empfangen wir den Wert als Wirklichkeit eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist, nicht in die Grenzen der Natur oder der gedanklichen Deutung fällt. Heute leidet unser Verhältnis zur Kunst daran, daß wir sie aus dem Versteck irgendeiner Selbstsucht oder Absicht belugen. Der Wissenschaftler mag das Werk um seiner Deutung willen opfern, der Erzieher aber die Deutung nur dann anerkennen, wenn sie in herrlicher Bescheidenheit Dienst am Kunstwerke tut. Er schafft aus dem Glauben an die Allkraft der Kunst, an die unzerstörbare Gegenwart der Schönheit im erschaffenen Werk.

In dem Augenblicke des künstlerischen Verstehens, das unser Bewußtsein im Geiste des Werkes verwandelt, steigt aus dem Dunkel des ewigen Stromes der Zeit eine Gestalt in unsre Seele. Sie mag Schein für den Denker bleiben, der an dem Begriffsbilde der Welt zeichnet, und ihn als solcher beglücken; für den Künstler und den Menschen, den der Strahl der Kunst begnadigt hat, ist sie vollwirkende Wahrheit, deren Licht und Kraft für das künstlerische Bewußtsein ebenso gilt wie die Gedankenwahrheit für den Umkreis der Vernünftigkeit. Erst die Anerkennung der Kunst als eines Gutes, das um seiner selbst willen bewahrt werden soll,

befreit den deutschen Unterricht aus der Knechtschaft der Geschichte, ohne dieser die Berufung im Ganzen des geistigen Fortschritts zu nehmen. Sicherlich sendet die Seele ihr Licht durch das künstlerische Werk in unsren Tag, sicherlich gehen Strahlen von der Welt der Vernunft in die Welt der Kunst, denn in beiden atmet der gleiche Mensch. Der Historiker bleibt dem Amte geweiht, das Licht der Seele, das in allem menschlichen Wirken aufleuchtet, treulich zu behüten. Die Gestalten der Kunst aber sind nicht nur Lichtträger. Sie sind selber feurige Natur, Natur höherer Art, aus Menschenkraft gewoben und gewirkt, und darum muß es Leute geben, die von dieser Natur Kunde geben und den Schatz der goldenen Seelenspenden dem Lebensgefühl der Zeit darreichen. Darin liegt der Beruf des Deutschlehrers und seine Arbeit an der Bildung des Sinnes und Menschen unsrer Zeit.

Keiner verkennt die ungeheure Schwierigkeit der Arbeit weniger als ich. Wir schaffen in einer Zeit, deren geistiger Kontinent weit ab liegt von dem Gebiete der Kunst; wir reden vor Menschen, denen alle Form in den Händen zerrann, die dort nur mehr räumliche Figuren betasten, wo ehedem ein wesenhaftes Sein dem Fühlen sich auftat. Sie stehen da inmitten der ringsum niederbrechenden Bauten des Geistes, der Sitte, der Kunst, umglüht vom Purpur einer untergehenden Welt und sollen singen und sagen von einem Schaffen, das keinen Zweck will, sondern nur Schönheit. Und doch liegt gerade in dieser Not die Tiefe unsres Glückes. Denn nun hemmen uns keine Irrtümer länger den Weg zur deutschen Form. Nun wissen wir, daß wir Kunst nicht lehren können. Wir gehen wieder an die rechte Schmiede des Meisters. Im künstlerischen Verstehen. Wir sind als Erzieher auch nicht mehr so allein, als wir es in der Zeit des Positivismus waren. Die Forschung geht nach dem gleichen Ziel. So lange schritten wir im Hochmute dahin, als ob wir die Kunst in die Netze unsrer Begriffe eingefangen hätten. Das narrt uns nicht mehr. Gemeinsam mit Religion und Geschichte bereiten wir den Weg für den Meister, der uns das 'Bildnis' des deutschen Menschen schenken wird. Verstehen heißt den Menschen aus seinem Ichkreis erlösen; künstlerisches Verstehen, in ihn das 'Bildnis' der Deutschheit senken.

DIE CONSECUTIO TEMPORUM IM LATEINISCHEN

Von Eduard Hermann (Göttingen)

Als eines der schwierigsten Kapitel der lateinischen Schulgrammatik gilt die consecutio temporum. Die Schwierigkeiten lassen sich aber leicht beschränken, wenn man einen anderen Standpunkt einnimmt, als es zu geschehen pflegt.

Die Darstellung pflegt von dem übergeordneten Satz auszugehen. Das Tempus des Nebensatzes wird als von dem des übergeordneten Satzes regiert gedacht. Zu diesem Zweck werden die Tempora in Haupt- und Nebentempora geschieden. Man muß sich also die Einreihung eines jeden Tempus merken. Für das Futurum sind meist besondere Vorschriften da, wann der Konjunktiv Futuri gebraucht, wann er durch Präsens oder Imperfekt ersetzt wird. Der Mustersatz *negat Cicero, si naturam ducem sequamur, unquam nos aberraturos* enthält in dem Ersatz *sequamur* nach den meisten Darstellungen etwas Ungewöhnliches, das aus der Abneigung der Römer gegen zu viele Futura erklärt wird. Völlig ins Gedränge aber kommt die Logik der Grammatik, wenn ein Nebentempus von einem Konjunktiv Perfecti abhängig wird wie in dem Mustersatz *nescio quidnam causae fuerit, cur nullas ad me litteras dares.* Hier ist *fuerit* der Konjunktiv des präsentischen Perfekts oder doch eines Perfekts, das gerade so wie *dixerit quis* zu den Haupttempora zu zählen ist, und gleichwohl sind von ihm die Nebentempora abhängig. Das ist sinnlos. Betrüblich ist nur hierbei, daß auch die wissenschaftliche Grammatik das mehr oder minder mitmacht. Vielleicht wird hier wenigstens der Ausdruck 'regieren' gemieden. Auch die Präposition, heißt es oft, regiere nicht den folgenden Kasus. Das ist allerdings unrichtig. Das Adverb, aus dem die Präposition entstanden ist, regiert ursprünglich wirklich nicht den folgenden Kasus; der Kasus ist vielmehr als solcher durch das Verb bedingt und das Adverb zur Verdeutlichung hinzugefügt. Sobald aber aus dem Adverb eine Präposition geworden ist, bedingt die Präposition den Kasus, sie regiert ihn. Auf die Frage wohin? wird hinter *in, an, auf, unter* usw. nicht darum der Akkusativ gesetzt, weil im Satz ein Verbum der Bewegung mit Richtung auf etwas hin steht. Auf die Frage wohin? folgt ja hinter *nach, zu* der Dativ. Also nicht die Verba der Bewegung bedingen den Kasus wie ehedem, sondern die Präpositionen. Man darf demnach ganz ruhig sagen: die Präpositionen regieren den Kasus. Aber völlig verkehrt ist es zu sagen: das Verb des lateinisches Hauptsatzes regiert das Tempus des Nebensatzes. Genau genommen ist es auch nicht viel besser, wenn man sagt: auf die Haupttempora folgt der Konjunktiv Praesentis und Perfecti.

Man muß vielmehr stets von dem abhängigen Satz ausgehen. Die Schwierigkeiten sind behoben, wenn man, um das bezogene Tempus dieses Satzes zu bestimmen, zwei Fragen stellt: 1. in welche Zeit fällt das Geschehnis des untergeordneten Satzes; 2. ist es im Vergleich mit dem des übergeordneten Satzes gleichzeitig, vorzeitig oder nachzeitig?

Auf diese Weise ergibt sich folgende einfache Verteilung der Tempora:

a) Für den bezogenen Indikativ des untergeordneten Satzes:

1. Gegenwart, gleichzeitig:		Präsens.
2. Vergangenheit,	„	Imperfektum.
3. Zukunft,	„	Futurum I.
4. Gegenwart, vorzeitig:		Perfektum.
5. Vergangenheit,	„	Plusquamperfektum.
6. Zukunft,	„	Futurum II.
7. Gegenwart, nachzeitig:		*-urus sum.*
8. Vergangenheit,	„	*-urus eram.*
9. Zukunft,	„	*-urus ero.*

b) Für den bezogenen Konjunktiv des untergeordneten Satzes:

10. Gegenwart, gleichzeitig: Präsens.
11. Vergangenheit, „ Imperfektum.
12. Zukunft, „ Präsens.
13. Gegenwart, vorzeitig: Perfektum.
14. Vergangenheit, „ Plusquamperfektum.
15. Zukunft, „ Perfektum.
16. Gegenwart, nachzeitig: *-urus sim.*
17. Vergangenheit, „ *-urus essem.*
18. Zukunft, „ *-urus sim.*

c) Für den Infinitiv und das Partizipium:

19. Gegenwart, gleichzeitig: Präsens.
20. Vergangenheit, „ „
21. Zukunft, „ „
22. Gegenwart, vorzeitig: Perfektum.
23. Vergangenheit, „ „
24. Zukunft, „ „
25. Gegenwart, nachzeitig: *-urus (esse).*
26. Vergangenheit, „ „
27. Zukunft, „ „

Das Präsens *sequamur* in dem zuerst am Eingang genannten Satz ist nun selbstverständlich. Das Folgen liegt in der Zukunft und ist gleichzeitig mit dem Abirren, also nach Regel 12.

Ebenso versteht man *dares* in dem zweiten Satz. Das Nichtbriefschreiben fällt in die Vergangenheit und ist gleichzeitig mit dem Vorhandensein des Grundes. Genau dasselbe liegt vor bei *daret* in dem Satz *nego me scivisse, cur nullas ad me litteras daret.* Hier ist das Nichtbriefschreiben vergangen und ist gleichzeitig mit dem Nichtwissen. An diesen beiden Imperfekten scheiterte bisher das Verständnis: *fuerit* und *scivisse* galten dem *nescio* und *nego* des Hauptsatzes gegenüber als Haupttempora und dem *dares* und *daret* des Nebensatzes gegenüber als Nebentempora. Die Begriffe Haupttempora und Nebentempora müssen überhaupt aus der lateinischen Grammatik verschwinden. Diese Unterscheidung hatte nur einen Sinn, wenn man vom übergeordneten Satz ausging. Und das ist unzulässig.

Vielfach liest man die Regel: Ersetzt wird der Konjunktiv der Futura, wenn der Zukunftsbegriff schon ausgedrückt ist, daher auch in den Finalsätzen und nach den Verben des Fürchtens. Die Regel ist falsch und steht in Widerspruch mit einer ganz geläufigen Ausdrucksweise. Es gibt doch solche Verbindungen wie *cognoscam, quid facturus sis,* die ohne weiteres womöglich auf derselben Seite einer Grammatik erwähnt werden. Was ist der Unterschied zwischen *cognoscam, quid facias* und *cognoscam, quid facturus sis*? Das erste kann heißen 'ich werde morgen erkennen, was du morgen tust' und das zweite 'ich werde morgen erkennen, was du übermorgen tust'. Wie lautet der Konjunktiv Futuri? Ist es *facturus sim* oder *facturus essem* oder gar *facturus fuerim* der irrealen Periode? Keine der drei Formen ist der Konjunktiv Futuri. Im Lateinischen gibt es keinen umschreibenden Konjunktiv Futuri, weil das Lateinische keinen ausgebildet hat. Die Formen *facturus sim, facturus essem* dienen nur als Ausdruck der Nachzeitigkeit.

Die Sachlage ist doch die: aus der Vergleichung der indogermanischen Sprachen scheint sich zu ergeben, daß man zwischen durativer und nichtdurativer Aktionsart

objektiv schied und daß man innerhalb der durativen Ausdrucksweise subjektiv das Kursive und das Komplexive auseinanderhielt (vgl. Idg. Forsch. XLV 207 f.). Die Zeiten wurden zumeist nicht besonders angegeben. Es gab aber für die Zukunft eine besondere Form mit *-s(i̯)-*, über deren Bereich wir nicht im klaren sind. Die Vergangenheit konnte man im Indikativ durch Vorsetzung eines Augments vor Formen mit Sekundärendung bezeichnen; das war aber nicht obligatorisch. Es war daher ein Ansatz dazu vorhanden, Indikativformen nach der Endung zu differenzieren: Primärendung für die Gegenwart, Sekundärendung für die Vergangenheit.

Dieses System wurde im Lateinischen völlig umgeworfen. Man schuf vielerlei neue Formen und legte sie im Indikativ für die drei Zeiten genau fest. So entstanden Präsens, Imperfekt und Futurum I. Man behielt aber die alte Scheidung zwischen perfektischer Aktionsart und anderer objektiver Aktionsart bei: in dem Ausdruck für den Zustand nach Abschluß eines Geschehnisses. Dafür verwandte man Formen des alten Perfekts und des alten Aorists ohne Unterschied und gesellte ihnen die Formen mit *-vī* bei, deren Ursprung dunkel ist. Andererseits verwandte man die gleichen Formen im Sinne des alten Aorists (Perf. historicum). An diesem aus mehreren Quellen stammenden Zustandsausdruck unterschied man wieder die drei Zeiten. Vom Präsenssystem waren die Zeiten des Perfektsystems durch die Aktionsart objektiv geschieden. Dieses System der Tempora in absoluter Zeitbedeutung war die eine große Neuerung des Lateinischen.

Die zweite bestand darin, dieselben Formen in ein System der relativen Zeit einzugliedern. Den Indikativen der Hauptsätze seltener, denen der Nebensätze, abgesehen von bestimmten Ausnahmen, wie hinter *dum, postquam* usw., durchweg wurde eine relative Zeitbedeutung verliehen; und zwar den Indikativen des Präsenssystems die Bedeutung der Gleichzeitigkeit, denen des Perfektsystems die der Vorzeitigkeit; für die Nachzeitigkeit traten Umschreibungen auf *-urus* ein.

Nun eine dritte Neuerung des Lateinischen! Auch die Konjunktive wurden in die Zeitbedeutung miteinbezogen. Ich lasse beiseite, wie das in Hauptsätzen geschah; ich weise nur darauf hin, daß die Konjunktive Imperfecti und Plusquamperfecti formelle Neubildungen sind, der erstere im klassischen Latein keineswegs immer für die Vergangenheit bestimmt. Für die Zukunft schuf das Lateinische keine besonderen neuen Bildungen.

In den Nebensätzen erhielten die Konjunktive mit wenig Ausnahmen (in Konsekutivsätzen usw.) relative Zeitbedeutung. Genau wie im Indikativ wurde das Präsenssystem die Ausdrucksweise für die Gleichzeitigkeit, das Perfektsystem für die Vorzeitigkeit, die *-urus*-Formen für die Nachzeitigkeit. Weil aber nur zwei Neubildungen im Konjunktiv erfolgt waren: Konj. Imperf. und Konj. Plpf., hatte man jetzt wohl besondere Formen, wenn es sich um die relativen Tempora in der Vergangenheit handelte. Dagegen für die Zukunft trat eine Scheidung gegenüber der Gegenwart nicht ein. Das war also indirekt so eine Art urindogermanisches Erbstück.

Ein Wunsch bezieht sich oft auf die Zukunft. Dafür schuf das Lateinische, wie gesagt, keinen besonderen Konjunktiv, sondern beließ es bei dem Konj. Präsentis (der seinerseits zum Teil alter Optativ war). Für das lateinische Sprachgefühl liegt daher die Erfüllung des Wunsches zeitlich nicht später als das Hegen des Wunsches. Daher *opto, ut venias,* weil man einen Wunschsatz benutzte, um die Absicht auszudrücken. Auch hinter den Verben des Fürchtens steht ein Wunschsatz; so versteht man, daß es heißt *timeo, ne veniat,* nicht *venturus sit:* 'ich bin in Furcht, daß er nur nicht kommt'. Bei *timui* heißt es natürlich *ne veniret.* Das gewünschte Nichtkommen liegt in der Ver-

gangenheit und ist allerdings an sich dem Fürchten gegenüber nachzeitig. Trotzdem kann nicht *venturus esset* eintreten, weil nach römischem Sprachgefühl, wie gesagt, das gewünschte Geschehnis gleichzeitig mit dem Hegen des Wunsches ist. Demnach muß *veniret* nach Nr. 11 zur Anwendung kommen.

Die vierte Neuerung des Lateinischen bestand darin, daß auch Infinitiv und Partizip in das Tempussystem einbezogen wurden. Diese infiniten Formen haben aber nur an der Zeitrelation teilbekommen; lediglich für den Zustandsausdruck ist hervorzuheben, daß hier das Perfectum praesens die Dienste der Gleichzeitigkeit versieht, z. B. *novisse videtur*. Es ist also, genau genommen, unrichtig, von einem Infinitiv oder Partizip Praesentis oder Futuri (auch Perfecti) zu sprechen. Es gibt bloß Infinitive und Partizipien der Gleichzeitigkeit, Nachzeitigkeit (und Vorzeitigkeit).

Daß der richtige Standpunkt bisher nicht gefunden wurde, liegt an dem Glauben an einen Einfluß eines übergeordneten Tempus der Vergangenheit auf die abhängigen Sätze. Diese Sätze enthalten durchweg sog. Nebentempora. Warum steht denn *sequeremur* in dem Mustersatz *negabat Cicero, si naturam ducem sequeremur, unquam nos aberraturos*? Da der Satz für alle Zeiten gilt, läßt sich das Folgen auch in die Zukunft legen. Es sollte also, weil es gleichzeitig mit dem Abirren ist, nach Nr. 12 *sequamur* heißen. Das *sequeremur* lehrt, daß nicht Nr. 12, sondern Nr. 11 zur Anwendung gekommen ist. Der Römer dachte sich also hinter einer übergeordneten Zeit der Vergangenheit die Geschehnisse der untergeordneten Sätze in der Vergangenheit. Diese Regel kommt ergänzend zu dem Gesagten hinzu. Das ist aber etwas anderes als das, was mit dem Regieren der Nebentempora gelehrt wird. Nur ganz äußerlich betrachtet, sieht es so aus. Daß die Rektion der übergeordneten Tempora nicht durchführbar ist, haben andre Beispiele oben klar erwiesen.

BERICHTE

DEUTSCHKUNDE: DEUTSCHER UNTERRICHT. DEUTSCHE DICHTUNG UM 1800

VON WILHELM LUCKE

Das gewaltige Stoffgebiet, das der deutsche Unterricht heute im Gegensatz zu früher begreift, berechtigt uns, ein umfassendes Werk an die Spitze dieses Berichts zu stellen: den von O. H. BRANDT in Verbindung mit anderen herausgegebenen 'GRUNDRISS DER DEUTSCHKUNDE'(1). Nach dem Vorwort will er 'nicht eine Materialsammlung sein, sondern Zusammenhänge vermitteln, Überschau und Einblick geben in die Art, wie sich geistige, seelische und soziale Kräfte in uns formen und wie sie jeweils zu Zeiten verschiedenen Ausdruck ringend finden'. Zwei Fragen erheben sich: Ist ein solches Werk überhaupt nötig? Und wenn, ist es in seiner vorliegenden Gestalt geeignet, dem beabsichtigten Zwecke zu dienen? — Als 1916 W. Hofstaetters 'Deutschkunde' erschien, kam das Buch einem weitgefühlten Bedürfnis entgegen. Heute ist die Anschauung, daß wir einen Überblick über die Gesamtentwicklung unserer Kultur haben müßten, fast Allgemeingut geworden. Trotzdem möchte ich die erste Frage nicht schlechthin verneinen. Man kann von keinem Deutschlehrer verlangen, daß er auf allen Teilgebieten des weiten Feldes gleichgut beschlagen sei. Manchem tüchtigen Lehrer dürften z. B. die Volkskunde oder die Beziehungen zwischen Dichtung und Landschaft



oder, um eine Einzelheit zu nennen, die Ergebnisse der Heuslerschen Nibelungenforschungen, erst spät oder noch gar nicht in den Gesichtskreis gerückt sein. In solchen Fällen wird ein richtig angelegter Grundriß der Deutschkunde wertvolle Hilfen bieten können. Von diesem Standpunkt aus wird man aber für das vorliegende Werk die zweite Frage nur bedingt bejahen können, am ehesten noch für den ersten und dritten Teil. Zwar liegen auch für die deutsche Volkskunde und Sprachgeschichte knappe, leicht erreichbare Arbeiten vor, und die deutsche bildende Kunst ist auch nicht mehr etwas ganz Unbekanntes. Immerhin haben Verfasser wie Volz, Ad. Wrede, Meisinger, F. Knapp, v. d. Pfordten etwas zu sagen. Zumal der sehr anziehende Beitrag Meisingers gibt auch mit seinen zahlreichen Literaturnachweisen die Möglichkeit, sich vertiefend mit den verschiedenen Seiten der Volkskunde zu beschäftigen. Eine besondere Eigenart zeigt auch die Abhandlung R. Böttgers über 'Deutsche Weltanschauung'. Der Beitrag R. F. Kaindls, 'Das deutsche Volk', verleugnet in keiner Zeile den Auslandsdeutschen und Österreicher, ja er gibt geradezu eine Apologie des Österreichers. Mag er damit auch öfter zum Widerspruch reizen, so merkt man doch stets, wie der Mensch hinter dem Wort steht. Für vortrefflich halte ich die 'Deutsche Sprachgeschichte' von F. Karg. Ohne zu verbuchen, was so und so oft anderswo verzeichnet ist, wählt er besondere Fragen aus und zeigt an ihnen, daß das Leben der Sprache wirklich vorhanden ist. Dabei werden auch neuere für den Deutschlehrer wichtige Erkenntnisse erörtert, etwa E. Sievers' Forschungen über die philologische Interpretation klanglicher Formen, Feists Zweifel am idg. Ursprung der Germanen u. a. m. Aus dem zweiten Teil des Werkes, 'Deutsches Schrifttum', stelle ich diesem Beitrag nur O. Clemens Behandlung des Humanismus und der Reformation an die Seite. Wie hier die wichtigsten literarischen Probleme der Periode im Rahmen einer Erörterung der charakteristischen Literatur — etwa R. Benz, 'Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur', F. Spitta, 'Eine feste Burg' — herausgestellt sind, das erscheint mustergültig. Die übrigen, von H. Jantzen, Hilda Schulhof, Th. Matthias und O. H. Brandt bearbeiteten Abschnitte über das Schrifttum sind lediglich literargeschichtliche Abrisse, teilweise mit gedrängter Charakteristik der Hauptwerke, teilweise mehr nur Aufzählung von Namen. Mit den kurzen charakterisierenden Notizen zu den wichtigsten Stücken der wissenschaftlichen Literatur, die sich am Schluß der einzelnen Abschnitte befinden, wird man auch nicht viel anfangen können. Gewiß merkt man, daß neuere Forschungen benutzt sind, bei H. Schulhof spürt man öfter auch einen Hauch des Geistes, der durch die neuere Literaturbetrachtung geht, etwa in dem, was sie über Novalis sagt. Aber anderswo bringt auch sie nur kompendiöses Wissen (Jean Paul) oder sie wirkt mit ihrer Vorliebe für Abstrakta gar schwülstig und unklar.

Die deutsche Sprache im engeren Sinne behandeln drei mir vorliegende Bücher. Eine Geschichte ihrer Entwicklung bietet H. SPERBER(2). Auf knappstem Raum eine Fülle von Stoff: zunächst ein Überblick über die vorliterarische Zeit, dann weit eingehender die Entwicklung vom Ahd. zum Nhd. Überall bemüht sich der Verfasser, die Zusammenhänge zwischen Sprache und Kultur herauszuheben, und nicht nur die fremden Einflüsse auf das Germanische und Deutsche werden verzeichnet, sondern auch umgekehrt das Auftauchen germanischer Wörter im Lateinischen und Altfranzösischen. Vieles Bekannte rückt in neue Beleuchtung, auf manches weniger Beachtete fällt helles Licht. Ich erwähne nur etwa den sprachlichen Einfluß der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege. Alles in allem ein wertvolles Büchlein.

KIESERITZKY, 'DIE SCHÖNHEIT UNSERER MUTTERSPRACHE'(3) habe ich, offen gestanden, nicht ohne Bedenken zur Hand genommen. Kann man wissenschaftlich etwas

erklären, was man nur fühlen kann? Und doch gelingt es der warmherzigen Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff, einen je länger je mehr zu fesseln. Vor allem will er die Schönheit des Deutschen als Betonungsschönheit erweisen. Im einzelnen auf den Inhalt einzugehen, ist hier nicht möglich, denn das von Leidenschaft durchpulste Buch geht viele neue Wege. Schon mancher Kunstausdruck ungewöhnlicher Art, z. B. Spannschritt, Heischreiz, Heischwoge, deutet darauf hin. Oft wird man wohl auch eine abweichende Auffassung haben, aber stets doch den frischen Mut und auch das tüchtige wissenschaftliche Rüstzeug anerkennen müssen, mit dem K. gegen altüberlieferte Anschauungen vorgeht. So ist mir auch der letzte Abschnitt, 'Wider den Strom', als der interessanteste des ganzen Buches erschienen.

O. Behaghel, 'Von deutscher Sprache'(4) ist eine Sammlung kürzerer Aufsätze und Vorträge, die an den verschiedensten Orten erschienen sind. Alle möglichen Seiten des deutschen Sprachlebens werden in dem Buche berührt. Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch, Wandlungen im deutschen Satzbau, Zum Wortlaut der politischen Reden Bismarcks, Deutsche Bühnensprache, Zur Zeichensetzung — das sind nur einzelne der Themen, die in den ersten Teilen 'Allgemeines' und 'Schrift, Laute und Formen' angeschlagen werden. Eine fast nach reichere Fundgrube für den Deutschlehrer bilden die folgenden Abschnitte: Wortgeschichte, Satzbau, Sprachgebrauch, Fremdwort, Mundart. Ungemein anziehend ist die Verbindung strenger Wissenschaftlichkeit mit leicht faßlicher Darstellung. Wie reizvoll weiß der Verfasser z. B. über das Mundartliche in Hebels Schatzkästlein zu plaudern, wie lacht Humor aus manchem seiner Aufsätze. Aber auch scharfe Töne gegen laienhaftes Dreinreden, Oberflächlichkeit und Unwissenheit sind zu vernehmen.

In der Literatur über den eigentlichen Deutschunterricht spielt heute vielleicht der deutsche Aufsatz die erste Rolle. Zu den wertvollsten Erscheinungen auf diesem Gebiet gehört W. Schneider, 'Deutscher Stil- und Aufsatzunterricht'(5), wertvoll vor allem, da das Buch nicht nur negative Kritik übt, sondern auch zeigt, wie man bessern kann. Schn. will in erster Linie den Stil des Schülers systematisch bilden und zu strenger Sachlichkeit führen. Ganz neu ist dies Bestreben zwar nicht; z. B. hat mir als jungem Lehrer ein Aufsatz von Herberholz in den Lehrproben und Lehrgängen 'In Poseidons Fichtenhain' nachhaltige Anregung nach dieser Seite hin gegeben. Doch geht Schn. über den in diesem kleinen Beitrag gesteckten Rahmen weit hinaus. Schon das angeführte Thema würde er verwerfen, denn die Anwendung seiner Stillehre sieht er einzig im Erlebnis- und Beobachtungsaufsatz. Ich stimme ihm darin zu, daß viele literarische Themen nach den verschiedensten Seiten hin ungeeignet sind, ich pflichte ihm vor allem bei, wenn er die geistige Höhenlage des Durchschnittsprimaners noch als recht mäßig ansetzt und sich scharf gegen Themen wendet, die geeigneter für Habilitationsschriften erscheinen, aber ich möchte den literarischen Aufsatz durchaus nicht völlig verwerfen. Nach meinen Erfahrungen kann in den oberen Klassen ein richtig gestelltes und überlegtes literarisches oder auch geschichtliches Thema den Schüler wohl veranlassen, etwas von seinem Innern zu geben, während er sich einem dieses fordernden Erlebnisthema gegenüber geradezu verschließt oder, was auch oft vorkommt, zum Heuchler wird. Es ist eben so: 'Eher zeigt sich dir das Mägdlein nackt, als solch ein Jüngling dir das Herz entblößt.' Unter den Beispielen, die das Buch im Anhang bringt, ist manches interessant. Aber daß der Aufsatz 'Meine Tante G.' abgedruckt wurde, halte ich für einen pädagogischen Mißgriff nicht nur im Hinblick auf den Verfasser des schnoddrigen Machwerks.

Eine der von mir vertretenen sehr ähnliche Auffassung finde ich in dem Beitrag,

den W. Schönbrunn über den deutschen Aufsatz der Oberstufe der von G. Wenz herausgegebenen Sammlung 'Der deutsche Arbeitsunterricht'(6) beigesteuert hat. Er ist besonders auch wegen des idealistischen Schwunges, der ihn durchzieht, beachtenswert, wenn auch vielleicht etwas reichlich optimistisch. Von den andern Beiträgen des Heftes, 'Sprach-, Stil- und Aufsatzunterricht' hebe ich den von W. Baetke heraus, der weitausholend an der Behandlung des Niederdeutschen zeigt, wie Sprachgeschichte arbeitsunterrichtlich getrieben werden kann. Dagegen ist die 'Einführung in die Sprache Nietzsches' von A. Hoffa m. E. ein Thema, das jenseits des Rahmens der Schule liegt. In dem Heft 'Das Schrifttum im deutschen Unterricht' gibt der Herausgeber selbst einen in die Tiefe gehenden Beitrag 'Unterricht im Lesen'. Als sicheren Führer in das noch immer nicht ganz eroberte Gebiet der Prosadichtung auf der Mittelstufe erweist sich F. Teichert, während das Drama auf dieser Stufe E. Hoffmann mit Unterrichtsskizzen und dankenswerten Zusammenstellungen behandelt. Ich selbst habe Winke für die Behandlung des Nibelungenstoffes in O II gegeben. Ein sehr weites Gebiet begreift der umfangreichste Artikel: H. Röhl, 'Literaturgeschichtliche Betrachtungen'. Es ist eine Einführung in die Literatur vom Sturm und Drang bis zur Gegenwart ohne Literaturgeschichte. Wenn auch vieles sehr beachtens- und billigenswert ist, so scheint mir doch noch zu viel Stoff behandelt. Es ist nicht nötig, auf jede Größe einzugehen. Doch in Einzelheiten werden sich stets abweichende Ansichten ergeben, im ganzen erfüllen die mir vorliegenden beiden Hefte ihren Zweck, praktische Anleitungen zur Verwirklichung des Arbeitsunterrichts zu bieten.

In der genannten Sammlung ist häufig auf die im gleichen Verlage erschienene 'Deutschkundliche Bücherei' verwiesen, deren Hefte reiches Material für arbeitskundliche Betätigung bieten. Ich erwähne hier als Ergänzung zu den oben besprochenen Aufsätzen die von W. Schneider herausgegebenen 4 Hefte 'Deutsche Prosa seit J. Winckelmann'(7), deren geschickt zusammengestellte Auswahl einen anschaulichen Überblick über die Entwicklung der Prosa seit der Klassik bringt. Der Einstellung Schneiders gemäß gibt sie in der neuesten Prosa wissenschaftlichen und künstlerischen Aufsätzen den Vorzug. Die kleine Schrift von H. Röhl über 'Sturm und Drang'(8) führt den in seinen 'Literaturgeschichtlichen Betrachtungen' sehr gedrängten Abschnitt über diese Geistesströmung weiter aus und hebt ihre wichtigsten Gesichtspunkte geschickt und scharf hervor.

Immer stärker tritt für den Arbeitsunterricht auch die Bedeutung der Schülerbücherei hervor. Ihre Bestände dienen nicht nur wie früher meistens der Privatlektüre, sondern sie werden auch für Berichte, bei Arbeitsteilungen und ähnlichem herangezogen. Für die Ergänzung und Einrichtung der Schulbüchereien bietet sich ein schon älterer Führer in neuem Gewande an: H. L. Köster, 'Geschichte der deutschen Jugendliteratur'(9). Die Monographien der einzelnen Gattungen dieser Literatur, des Bilderbuchs, des Märchens, der Volkssage usw., sind ansprechend und fesselnd. Den rein praktischen Zielen dienen kurze Charakteristiken der Schriftsteller und ihrer hier in Frage kommenden Werke, Zeittafeln und Literaturübersichten. So wird das Buch für den Lehrer zu einem wertvollen Hilfsmittel.

Eine wertvolle Festgabe hat aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft für deutsche Philologie F. Behrend mit seiner 'Geschichte der deutschen Philologie in Bildern'(10) zusammengestellt. Sie ist dem Andenken G. Roethes gewidmet, dessen reiche Sammlung von Germanistenbildern und -Autographen einen großen Teil des Materials geliefert hat. Mit Gottsched beginnend ziehen die Begründer und Vertreter der germanistischen Wissenschaft an unserm Auge vorüber; neben den Bildern



illustrieren ihre Entwicklung auch Faksimiles von Titeldrucken berühmter Werke oder von wertvollen Briefen. Um einiges des Interessantesten herauszuheben, nenne ich den Brief Friedrichs d. Gr. an Professor Myller vom 24. Febr. 1784 mit dem scharf ablehnenden Urteil über die Meisterwerke der mhd. Literatur oder den an den Bundesrat des Norddeutschen Bundes gerichteten Antrag Bismarcks auf Unterstützung des Grimmschen Wörterbuchs. Gewiß bleiben manche Wünsche offen. Vielleicht bringt eine spätere Auflage Erweiterungen z. B. in bezug auf die germanistischen Zeitschriften und andere jetzt fehlende Gebiete. Aber davon abgesehen, versteht man des Herausgebers Wort: 'Ein Gefühl des Stolzes ist beim Durchwandern dieser Ahnengalerie gewiß berechtigt.' —

Im folgenden bespreche ich noch einige Werke, die sich mit der deutschen Dichtung um 1800, vor allem mit Schiller und Goethe, befassen.

Die früher verbreitete schulmäßige Behandlung seiner Werke hat wohl kaum einem Dichter mehr geschadet als Schiller. Statt herauszuheben, was ihn der Jugend nahebringen mußte, hat ihn schulmeisterliche Befangenheit ihr oft verekelt. So ist aus der Tradition von Schülergenerationen das Vorurteil verständlich, das noch heute weite Kreise ihm gegenüber hegen. Solches Vorurteil zu überbrücken, den Dichter als Lebenden zu zeigen, ist das Ziel, das sich das Schillerbuch von H. Binder (11) steckt. In erster Linie wendet sich der Verf. an die deutsche Jugend, die spüren soll, daß der Dichter ein Werdender und Strebender war, wie sie es ist. Aber darüber hinaus gehört er auch den Älteren. Denn es wäre einseitig, den größten Philosophen unter den deutschen Dichtern nur als Dichter der Jugend abzustempeln, wo nur volle geistige Reife seine Gedankentiefen einigermaßen auszuschöpfen imstande ist. So bietet das Buch eine Geschichte der Entwicklung des Schillerschen Geistes, die nebenbei auch Biographie bringt, den Inhalt der Werke aber als bekannt voraussetzt. Ein Buch, das, wie es sich in seiner flotten, frischen Darstellung angenehm liest, geeignet erscheint, die Begeisterung seines Verfassers für den Dichter dem Leser zu vermitteln und ihm das Wesen und die Dichtung dieses Großen näherzubringen.

Viel tiefer noch führt in diese Dichtung ein F. A. Hohenstein, 'Schiller. Die Metaphysik seiner Tragödie' (12). Ideal und Leben in feindlichem Gegensatz ist das Lebensgefühl, das den reifenden Tragiker Schiller befruchtet. Der 'Riesenkampf der Pflicht' vereint sich mit der Qual eines vierzehnjährigen körperlichen Leidens, um den Dichter immer wieder daran zu hindern, den 'reinen Dämon', den Gott in sich zu retten. Aber 'der einem unerbittlichen Schicksal rettungslos Verfallene reckt sich auf im stolzen Gefühl einer heiligen Prätendentschaft seines Menschentums, die den Menschen zur Gottheit erhebt. Aus der Qual des Todeszwanges schmiedet er sich die Zauberwaffe, die ihm den Eingang in des Ideales Reich erkämpfen wird: das Bewußtsein der hohen dämonischen Freiheit des Menschen.' Als Ausgangspunkt und Endziel schließen das Menschsein mit dem Kampf der Pflichten und seinen sonstigen Hemmungen die Grenzbegriffe der Kulturentwicklung im Schillerschen Sinne ein: 'Arkadien', die Harmonie des instinkthaft sittlichen Naturkindes, und 'Elysium', die schwer zu erkämpfende Harmonie des 'moralischen' Menschen. Die drei Abschnitte der Entwicklung bestimmen den Gehalt der dichterischen Werke, die, je nachdem der Ton auf Leben oder Ideal liegt, als 'Satire' oder 'Elegie' oder, wenn wir Arkadien und Elysium betonen, als 'Idylle' in Erscheinung treten. Diese Umrisse werden nun durch die Einzeluntersuchung vom Wallenstein bis zum Demetriuskomplex ausgefüllt, und in diesen trefflichen Analysen der Dramen, zu deren Erhellung auch die Fragmente herangezogen werden, liegt ein starker Fortschritt der Auffassung: 'Wallenstein', jetzt

nicht mehr 'naive Poesie der Geschichte' (Hettner), sondern, herausgerückt aus der Sphäre der Staatsaktion in die der Weltanschauungstragödie, ein Sinnbild des Kampfes zwischen Menschheit und Gottheit; 'Maria Stuart', die erhabene Satire in ihrer letzten technischen Vollkommenheit; die 'Jungfrau von Orleans', im symbolischen Bilde Darstellung übersinnlichen Geschehens, des 'Übertritts des Menschen in Gott'; 'Die Braut von Messina' *die* Tragödie Schillers, 'Mysterium, sein stärkstes, reinstes, erfühltestes Werk, das ihn uns deutlicher als jedes andere auf jener Zwischenstufe zeigt, die dem Menschen den Eintritt in das «Dort» verweigert, die den Gott im «Hier» zurückhält'. Feinsinnig die Deutung des 'Wilhelm Tell' als der 'Idylle', Tell der 'arkadische Mensch'; und schließlich der 'Demetrius', ein Niederschlag der letzten Kampfmonate des Sterbenden, eine Kampftragödie, in der es sich nicht mehr um die sittliche Reinigung des Menschen handelt, sondern um die verzweifelte Frage an die Gottheit: Wie darf das sein, daß das Göttliche sinnlos untergeht? Vielleicht, daß im einzelnen hier und da zu stark konstruiert ist, daß auch nicht alles so neu und zum ersten Male gedacht ist, wie es hingestellt wird, aber im ganzen richtet sich hier das dramatische Werk Schillers als ein monumentaler Bau von einer Folgerichtigkeit vor uns empor, die kaum zu übertreffen ist.

Das Buch 'In Goethes Geist' des Wiener Literarhistorikers Eduard Castle (13) enthält eine Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen, die, zumeist in der als Privatdruck zu betrachtenden 'Chronik des Wiener Goethevereins' oder in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien abgedruckt, schwer zugänglich sind. Überwiegend behandeln sie Themen aus der Goetheforschung, nur zwei betreffen Schiller, je einer Winckelmann und Herder. Unter dem starken Einfluß Minors ist Castles Interesse besonders auf stoffgeschichtliche Probleme gelenkt worden. Das tritt auch bei vielen der vorliegenden Beiträge zutage. Er geht bei seiner Deutung des Dichters von der Überzeugung aus, daß Goethe sich am besten aus sich selbst erkläre. Man müsse nur seine Werke nicht hintereinander, sondern nebeneinander lesen. Aber mit Recht warnt er davor, aus den dann sich aufdrängenden Parallelen auf zeitliche Zusammenhänge zu schließen. Nach seiner Überzeugung hat der Dichter immer wieder Urstoffen, Urerlebnissen, Uranschauungen unter einer Art seelischen Zwanges Ausdruck verliehen. So sucht der Verf. die enge Verwandtschaft zwischen den Gestalten der Dorothea und Nausikaa zu erweisen, so zieht er eine Parallele zwischen Tasso und Werther, so rekonstruiert er 'Die natürliche Tochter', und so vertritt er den Gedanken eines abgeschlossenen Plans und einer Einheit in der ersten Konzeption des 'Faust'. In ähnlichen Gedankengängen bewegen sich, um noch einiges anzuführen, seine Untersuchungen über 'Pater Brey' und 'Satyros', über 'Pandora' und über die 'Trilogie der Leidenschaft'. Immer geht er eigene Wege und läßt den Leser, der ihm folgt, manche wertvolle Gabe heimbringen.

Ist es schon erfreulich zu sehen, wie auch ausländische Gelehrte sich eingehend und verständnisvoll mit Goethe beschäftigen, so erhöht es die Freude noch, wenn die Ergebnisse in so klarem, schönem Deutsch niedergelegt werden, wie es bei Sp. Wukadinović, 'Goethe-Probleme' (14), der Fall ist. W. behandelt das Mondlied, das 'Märchen' und ein Dramenfragment 'Die Christianer'. Im Gegensatz zu J. Petersens Studie über das Mondlied in der Deutschen Vierteljahrsschrift f. Litw. u. Geistesgesch. I 269ff. verteidigt er die ältere Auffassung, daß das Gedicht ursprünglich durch den Tod der Christel von Laßberg (16. Januar 1778) veranlaßt sei. 1785 sei dann wohl die Umänderung und Erweiterung erfolgt, ein Zeugnis dafür, wie die Liebe zu Frau von Stein sich in ruhigere Freundschaft gewandelt. Als Epilog folgte dann

1786 die dichterisch wertlose Paraphrase der Frau von Stein 'An den Mond nach meiner Manier'. Jedenfalls scheint mir der Nachweis, daß diese Bearbeitung auf Goethes zweiter Fassung beruhe und nicht umgekehrt, wie Petersen behauptet, erbracht zu sein. Interessant ist der Aufsatz über das Goethesche 'Märchen'. W. sieht darin ein alchimistisches Vexierspiel, in dem nach einer Stelle aus einem Brief Schillers vom 29. August 1795 das gegenseitige Hilfeleisten der Kräfte (d. h. der Naturkräfte) und das Zurückgreifen aufeinander ausgeführt sei. Das Fragment einer Tragödie, 'Die Christianer' nach einer Tagebuchnotiz vom 25. Januar 1808, bringt W. in Zusammenhang zu Goethes Beziehungen zu Zacharias Werner, zu dessen 'Kreuz an der Ostsee' das Drama ein Gegenstück habe werden sollen. Auch hier fesselt die Beweisführung, wenn sie mir auch bei der Dürftigkeit des vorliegenden Materials etwas gewagt erscheint.

Im Frühjahr 1818 sandte C. G. Carus, ein bekannter Dresdner Arzt, der auch als romantischer Landschaftsmaler einen gewissen Namen hat, Goethe sein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. Der Dank Goethes leitete einen zunächst wissenschaftlichen Briefwechsel ein, der durch den Besuch Carus' im Weimarer Goethehaus seit 1821 auch zu einem näheren persönlichen Verhältnis führte. U. a. dichtete Goethe auf Carus' Veranlassung eine von dem ursprünglichen Schluß abweichende opernhafte Schlußszene des Singspiels 'Jery und Bätely', die in die späteren Ausgaben seiner Werke übernommen ist. Noch im November 1831 schrieb er dem Dresdner einen inhaltreichen Brief. Nach des Dichters Tode stellte Carus seine Erinnerungen an Goethe in einem eigenen Werke zusammen. Das Büchlein erschien 1843 unter dem Titel: 'Goethe. Zu dessen näherem Verständnis'(15). Über die Wiedergabe der persönlichen Beziehungen hinaus sucht er darin mit feinem psychologischen Verständnis die Persönlichkeit des verehrten Mannes zu erfassen, 'aus einem Kern und Zentrum Geist und Werk Goethes zu entwickeln und so aus seinem Gesetz, aus Boden und Heimat, Zeit und Umwelt, Psyche und Tyche, die Fortifikationslinien dieses eigenen Daseins nachzutasten und auszudeuten.' K. K. Eberlein hat sich ein Verdienst erworben, indem er das Buch in geschmackvollem Neudruck herausgab und in einem eigenen Nachwort den Deuter und Dolmetsch des Dichters verständnisvoll würdigte.

J. P. Eckermann, der im Dienste dieses Dichters sein Leben verzehrte, hat H. H. Houben in seinem Buche 'J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe' uns nähergebracht (vgl. Neue Jahrb. 1926 II 102). Jetzt liegt der 2. Band seines Werkes vor(16). Er bringt eine reiche Fülle bisher unbekannten Materials. Vor allem gelang es dem Verfasser, den Nachlaß Frédéric Sorbets, des Erziehers des Erbprinzen Karl Alexander, den auch Eckermann unterrichtete, wieder zu entdecken. Er fand darin allein 58 Briefe Eckermanns, in denen sich die Entstehungsgeschichte der 'Gespräche' widerspiegelt. Diese steht im Mittelpunkt des Buches. In ihr, aber auch in den mannigfachen Schlaglichtern, die es auf die gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der 30er und 40er Jahre fallen läßt, liegt der hohe Wert des Werkes.

Unter den Werken, die das literarische Deutschland um 1800 mit dem Auge des Ausländers sehen, ist wohl das bekannteste Frau von Staëls 'De l'Allemagne'. Es ist nicht das einzige Zeugnis, in dem die geistreiche Französin sich über deutsche Verhältnisse ausspricht. Die Fülle des in schwer zugänglichen in- und ausländischen Veröffentlichungen versteckten, zum Teil überhaupt noch ungedruckten Materials hat Alfred Götze unter dem Titel 'Ein fremder Gast. Frau von Staël in Deutschland 1803/04'(17) gesichtet und zu einer reizvollen Schilderung der Beziehungen der Heldin zum klassischen Weimar und zu den höfischen und gelehrten Kreisen Berlins

ausgestaltet. Die größte Bedeutung erhält das Buch jedoch durch die zahlreichen eingestreuten Briefe der Frau von Staël aus dieser Periode ihres Lebens, die bisher überhaupt noch nicht gesammelt veröffentlicht waren. Unter ihnen ragen besonders diejenigen an ihren Vater Necker hervor, dessen Tod die schwergeprüfte Frau schließlich zum Abbruch ihrer Deutschlandreise veranlaßte. Diese Briefe wirken durch die Frische ihrer Beobachtung und ihres Urteils noch unmittelbarer als das berühmte Buch über Deutschland.

Fünf Jahre vor Frau von Staël machte der englische Dichter Coleridge eine Reise nach Deutschland, um hier Sprachstudien zu treiben. In seiner berühmten Übersetzung von Schillers 'Wallenstein' trugen sie später die schönste Frucht. Er berührte auf seiner Fahrt zuerst Hamburg und hat in seiner 'Biographia Literaria' eine anschauliche Schilderung der Eindrücke gegeben, die er dort empfing. In ihrem Mittelpunkte steht sein Besuch bei Klopstock. Mit ihm unterhielten sich Coleridge und sein Begleiter Wordsworth über die englische und deutsche Literatur. Sehr merkwürdig sind die Urteile, die der alte Dichter über seine Weimarer Zeitgenossen fällte, besonders über Schiller, dessen Werke er allerdings kaum gelesen hatte. K. Loewenfeld, 'Englischer Besuch in Hamburg im Jahre 1798'(18) bietet diesen Bericht Coleridges in vorzüglicher Übersetzung dar. Er leitet ihn durch eine Charakteristik des Dichters und seiner 'Biographia Literaria' ein und erläutert ihn durch vortreffliche Anmerkungen, die selbst wieder ein wertvolles Stück Kulturgeschichte bilden und durch eine Anzahl charakteristischer Illustrationen nach Vorlagen der Zeit belebt sind.

Ich möchte diesen Büchern, die die Beurteilung deutscher Verhältnisse durch Ausländer zeigen, eins zur Seite stellen, das umgekehrt fremdes Land und Volk, allerdings ein nahverwandtes Volk, in der Betrachtung eines Deutschen zeigt. 1847 erschienen in den 'Monatsblättern zur Ergänzung der allgemeinen Zeitung' Briefe, welche Ernst Moritz Arndt 1803 und 1804 an seinen Freund Weigel, damals Arzt in Stralsund, aus Schweden geschrieben hatte. Sie waren seither von der Arndtforschung völlig übersehen und vergessen, und es ist ein Verdienst E. Gülzows, sie in dem Büchlein 'Ernst Moritz Arndts Briefe aus Schweden an einen Stralsunder Freund'(19) wieder ans Licht gezogen zu haben. Sie offenbaren in ihrer Frische und Ursprünglichkeit die scharfe Beobachtungsgabe Arndts, sein gesundes Urteil über Menschen und Völker, sein Bestreben, ihrem innersten Wesen, das sich in Sitte, Brauch, Tracht und Sprache bekundet, näherzukommen — man lese nur die lebensvolle Schilderung der schwedischen Walpurgisfeier —, sie zeigen darüber hinaus die prächtige Persönlichkeit dieses kerndeutschen Mannes.

1. Grundriss der Deutschkunde. In Verbindung mit R. Böttger, O. Clemen, H. Jantzen, R. F. Kaindl, F. Karg, F. Knapp, H. Knudsen, Th. Matthias, O. Meisinger, H. Frh. v. d. Pfordten, H. Schulhof, W. Volz und A. Wrede hrsg. v. Otto H. Brandt. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1927. VIII, 662 S. 8°. Geb. 21 *RM.*

2. Hans Sperber, Geschichte der deutschen Sprache. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1926. 134 S. kl. 8° = Sammlg. Göschen Nr. 915. 1.50 *RM.*

3. Ernst Kieseritzky, Die Schönheit unserer Muttersprache. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1926. VII, 386 S. 8°. 8 *RM.*

4. Otto Behaghel, Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Lahr i. B., M. Schauenburg 1927. VIII, 399 S. 8°. 9.50 *RM.*

5. Wilhelm Schneider, Deutscher Stil- und Aufsatzunterricht. 2. Aufl. Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1927 = Handbuch der Deutschkunde Bd. 2. VI, 228 S. gr. 8°. 4.80 *RM.*

6. Der deutsche Arbeitsunterricht. Arbeitsverfahren, Klassenpläne, Unterrichtsbeispiele, hrsg. v. G. Wenz. Heft 2: Sprach-, Stil- und Aufsatzunterricht. 96 S. 8°. Heft 3: Das Schrifttum im deutschen Unterricht. 108 S. 8°. Leipzig, Quelle & Meyer 1928. Je 3 *RM.*

7. W. Schneider, Deutsche Prosa seit J. Winckelmann. Leipzig, Quelle & Meyer 1928. 1. Teil: 57 S., 0.80 *RM*. 2. Teil: 45 S., 0.70 *RM*. 3. Teil: 59 S., 0.80 *RM*. 4. Teil: 56 S. 8°. 0.80 *RM*.

8. H. Röhl, Sturm und Drang. Eine Einführung. Leipzig, Quelle & Meyer 1926. 47 S. 8°. 0.60 *RM*.

9. Herm. L. Köster, Geschichte der deutschen Jugendliteratur. 4. Aufl. Braunschweig, G. Westermann 1927. 478 S. 8°. 10 *RM*.

10. F. Behrend, Geschichte der deutschen Philologie in Bildern. Eine Ergänzung zu dem deutschen Literatur-Atlas von Könnecke-Behrend. Marburg, N. G. Elwert 1927. XII, 78 Bl. 4°. 12 *RM*.

11. Hermann Binder, Schiller, Wille und Werk. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsanstalt [1927]. 194 S. 8°. Lwd. 5.40 *RM*.

12. F. A. Hohenstein, Schiller. Die Metaphysik seiner Tragödie. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1927. VII, 181 S. gr. 8°. 10 *RM*.

13. E. Castle, In Goethes Geist. Vorträge und Aufsätze. Wien, Österreichischer Bundesverlag f. Unterr., Wissensch. u. Kunst 1926. XVI, 415 S. gr. 8°. 13 *RM*.

14. Sp. Wukadinović, Goethe-Probleme. Halle a. S., M. Niemeyer 1926. 97 S. 8°. 3.60 *RM*.

15. C. G. Carus, Goethe. Zu dessen näherem Verständnis. Mit einem Nachwort hrsg. v. Kurt Karl Eberlein. Dresden, Wolfgang Jeß [1927]. 286 S. kl. 8°. 7.50 *RM*.

16. H. H. Houben, J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. 2. Teil. Leipzig, H. Haessel 1928. XXII, 807 S. kl. 8°. 10 *RM*.

17. A. Götze, Ein fremder Gast. Frau von Staël in Deutschland 1803/04. Jena, Frommannsche Buchhandlung W. Biedermann 1828. IX, 176 S. 8°. 5.50 *RM*.

18. Englischer Besuch in Hamburg im Jahre 1798. Wie zwei grosse englische Dichter nach Hamburg reisten. Eingeleitet, übersetzt und mit zahlreichen Anmerkungen versehen von K. Loewenfeld. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1927. 91 S. 8°. 5 *RM*.

19. E. M. Arndts Briefe aus Schweden an einen Stralsunder Freund. Hrsg. v. E. Gülzow. Stralsund, Verlag der Regierungsdruckerei 1926. IV, 93 S. 8°. 3 *RM*.

AUSLANDSKUNDE: FRANZÖSISCH

Von Eduard Schön

Bernhard Groethuysen legte den ersten Band eines großen Werkes 'Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich'(1) vor. Der Band ist betitelt: 'Das Bürgertum und die katholische Weltanschauung'. Der Neuphilologe ist dem Verf. wohl schon begegnet als Herausgeber der Werke Diltheys oder als einem in französischen Zeitschriften französisch schreibenden Autor. Wer sich in Dilthey eingelesen hat, sieht, wie sehr Groethuysen Dilthey verpflichtet ist, sieht aber auch das Neue des Gr.schen Werkes, das er selbst einen 'Versuch' nennt. Seine Methode entwickelt er in einem Vorwort, das gewiß für die Methode geisteswissenschaftlicher Forschung überhaupt Bedeutung gewinnen wird. Gr. will die Welt des Bürgers in Frankreich entwicklungsgeschichtlich begreifen als eine Art Schöpfung. Was er 'Weltanschauung' nennt, ist nicht Weltanschauung im Sinne eines Systems philosophischer Meinungen, sondern etwas, das *vor* aller irgendwie fixierten Ideologie als Grundverhalten dem Leben gegenüber gegeben ist. Darum sucht er nicht die ausgearbeiteten Systeme der geistigen Führer, nicht die durch Reflexion geklärten Formeln auf, sondern die tiefere Schicht der anonymen Massen des Bürgertums. Denn hier glaubt er dem eigentlichen Erleben näher zu sein, aus dessen Schoß schließlich auch das höchste gedankliche Gebilde entwächst. Aber wo kann man das, was vor aller Philosophie, vor aller 'Literatur' ist, als ihr wahrer Lebensgrund, in Dokumenten fassen? Gr. kommt auf den gewiß eigenartig neuen Gedanken, Predigten und pädagogische Abhandlungen als Quellen für seine Studien zu verwerten. In den Predigten ist der ganze Prozeß der Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in lauter schlichten, nicht-

literarischen Dokumenten zu verfolgen. Die neu erstehende bürgerliche Weltanschauung setzt sich nämlich durch gegen die Weltanschauung der katholischen Kirche. Predigten haben also dokumentarischen Wert, insofern als wir in ihnen dem Kampf der bürgerlichen Weltanschauung und der kirchlichen zuschauen. Und pädagogische Abhandlungen sind darum wertvoll, weil in ihnen der Bürger seine eigene Lebensweisheit an seine Kinder weitergab. Die Bedeutung des Gegenstandes, dem Gr.s Studien gelten, ist von ihm mit Recht als ganz außerordentlich bezeichnet worden. 'Es handelt sich um eine der bedeutsamsten und folgenschwersten Umwertungen, die jemals im Laufe der geschichtlichen Entwicklung stattgefunden haben.' Das Ergebnis der großen Umwertungen ist dieses: Das Leben des bürgerlichen Menschen hat seinen Schwerpunkt in sich, es entsteht ein neuzeitlicher 'Lebenspositivismus', der nicht mehr, wie in der katholischen Welt, in einer 'transzendenten Sinngebung' sich verständlich wird. In einer längeren Einleitung erörtert G. das Problem: Die Kirche und die Bildung des bürgerlichen Bewußtseins. Soziale Gesichtspunkte der Betrachtung herrschen hier vor: der Bürger scheint dem 'Volk' mehr und mehr zu entwachsen. Glaube durchtränkt nicht mehr sein Leben wie das des Volkes. Er fühlt sich als etwas Besonderes dem 'zurückgebliebenen' Volk gegenüber, als etwas Besonderes auch dem Priester gegenüber. Das Ergebnis: das Bürgertum als autonome Macht der kirchlich-traditionellen Welt gegenüber wird noch einmal bestätigt durch eine Untersuchung, die nun die soziologische ergänzt durch eine solche von innen her, d. h. durch eine Untersuchung, welche einzelne Lebensprobleme herausstellt und zeigt, wie der Bürger auf sie reagiert. Da es sich immer um eine Loslösung aus der katholischen Weltanschauung handelt, so sind diese Lebensprobleme von dieser Weltanschauung aus bestimmt, es sind die großen Lebensfragen nach Tod, Gott, Sünde. Das Ergebnis wissen wir. Der Vorgang dieser Entwicklung ist von der Kunstgeschichte, der Literaturgeschichte, der politischen Geschichte, der Religionsgeschichte oft dargestellt und steht wohl in seinen großen Zügen fest. Aber nach Gr. erscheinen die Formeln, die man dort gefunden, zu einfach. Erst Gr.s Methode läßt uns diesen gewaltigen Prozeß der Umwertung in seiner vollen Bedeutung und in seiner komplizierten Abfolge verstehen. In einer solchen Betrachtung gewinnt etwas, was ein theologischer Streit schien, wie der Kampf um den Quietismus und die Auseinandersetzung zwischen Jansenisten und Jesuiten, eine neue Bedeutung, weil es gewissermaßen aus dem tiefen und unbewußten Lebensgefühl heraus gedeutet und der Streit der Begriffe und Formeln in eine tiefere Schicht verlegt wird. Ich gestehe, daß mich bisher der Streit der Jansenisten und Jesuiten nicht sonderlich anging, weil ich unter den theologischen Formeln die mächtige Lebenswirklichkeit nicht sah. Was mir nun noch zu fehlen scheint, ist die Verbindung mit der Welt der großen geistigen Einzelschöpfungen. Es sieht so aus, als ob man mit der 'anonymen' Geistesgeschichte des Bürgertums allein auskäme, als ob hier das schöpferische Leben allein zu finden sei. Geht aber nicht gerade von dem, was Gedanke geworden ist, eine große schöpferische Kraft aus? Ist nicht Massenmeinen auch entstelltes Denken der Führer, nicht etwa in dem Sinne, daß ihm die Erringung voller Klarheit fehlt, sondern auch in dem buchstäblichen, daß es nachher vergröbert, was vorher die geistigen Führer reiner und klarer dachten? Wäre danach die 'anonyme' Geschichte nicht auch eine schlechtere Wiederholung der Geschichte namhafter Einzelner? Ich sage zweimal: auch. Denn daß beiderlei Geschichte aus der gleichen Wurzel eines bestimmten Lebensgefühls stammt, das möchte ich mit Gr. annehmen. Aber daneben glaube ich auch an die Rückwirkung, welche von oben nach unten, von dem klar Gedachten und überzeugend Gestalteten auf das Nachdenken und Nachmachen aus-

geht. — Ein über 100 Seiten starker Anhang ist 'eine Art Textbuch', das ermöglicht, viele und vor allem in Deutschland kaum zugängliche Dokumente jedenfalls in einzelnen Stellen nachzuprüfen. — Die Sprache ist klassisch schön und klar, so daß das Buch trotz des keineswegs leichten Stoffes sich angenehm liest.

Die große, unter der Leitung von G. Hanotaux in diesen Jahren allmählich entstehende 'Histoire de la nation française', von der im letzten Bericht (s. oben S. 111f,) die einleitenden Bände des Geographen J. Brunhes besprochen wurden, hat unter anderem auch eine 'HISTOIRE RELIGIEUSE' von GEORGES GOYAU (2) herausgebracht. Ein gewaltiger, 600 Seiten umfassender, von Maurice Denis illustrierter Quartband führt uns durch die ganze religiöse Geschichte Frankreichs von dem heidnischen Gallien bis in die Zeit des Weltkrieges. Es ist eine Geschichte voll dramatischer Bewegtheit, fesselnd, bedeutsam, an Bedeutung der politischen Geschichte nicht nachstehend. Der deutsche Neuphilologe kennt wohl im allgemeinen die religiöse Geschichte Frankreichs nur unzureichend und nur soweit sie in der politischen Geschichte sich ausdrückt. Das ist bedenklich, denn es leistet dem Vorurteil Vorschub, als sei für das Studium Frankreichs das religiöse Leben weniger wichtig als das politische, das literarische, das künstlerische. Eine Monographie wie die religiöse Geschichte Goyaus isoliert und hebt ins Relief, was in einer allgemeinen Geschichte sich wie Fäden neben Fäden zu einem Gewebe verschlingt. Da wir aber bisher die religiöse Geschichte Frankreichs wohl unterwertet haben, so schadet es nicht, wenn sie einmal in den Mittelpunkt des geschichtlichen Werdens gerückt wird. Und wenn wir das Religiöse nicht nur als kulturellen Ausdruck einer Zeit fassen, sondern tiefer und richtiger als das ganz primäre Lebensgefühl, auf Grund dessen die Leistungen der Kultur erst möglich werden, so erhöht sich die Wichtigkeit solcher Studien, wie sie G.s Buch uns bietet. Für die Jahrhunderte des Mittelalters ist die religiöse Geschichte Frankreichs nicht scharf von der der großen europäischen Völker zu trennen. Es läuft hier die Frankreichkunde in allgemeine Geschichte und Religionskunde über. Aber Frankreich hat öfter die Initiative, und Frankreich gibt die Formel. Es hat der mittelalterlichen Welt, der katholischen Kirche, deren ältere Tochter die französische Kirche sich gerne nannte, große Männer und große Werke gegeben. Es sei nur hingewiesen auf Karl d. Gr., den wir damit nicht den Franzosen allein überliefern wollen, auf die Kluniazenser und Zisterzienser, auf den Kreuzzugsgeist, auf den heiligen Bernhard, die großen Kathedralen, das Rittertum, auf die Universität von Paris, den heiligen Ludwig, auf die Jungfrau von Orléans und Thomas von Aquino. In der neueren Zeit tritt das spezifisch Französische auch im Religiösen mehr hervor: die Reformation bekommt ein anderes Aussehen in Frankreich als in Deutschland oder England. Das XVII. Jahrh. ist auch vom religiösen Standpunkt ein Höhepunkt. Der neuphilologische Lehrer, der die klassische Zeit im französischen Unterricht zu behandeln hat, wird gut tun, das religiöse Leben dieser Zeit zu studieren. Racine wird erst aus Port-Royal ganz verständlich, Pascal, der eine gewaltige religiös belebende Kraft im XIX. und XX. Jahrh. wieder wird, darf in unserem Studium der klassischen Zeit ebensowenig fehlen wie die großen Klassiker der französischen Tragödie. François de Sales und Vincent de Paul sind im Bewußtsein der Franzosen ebenso lebendige, für manche lebendigere Wesen als Fürsten, Staatsmänner oder Schriftsteller; der Streit zwischen Bossuet und Fénelon sollte uns mehr interessieren als manche literarische Fehde. Die Auslegung der göttlichen Gnade ist keineswegs nur ein Stück Dogmengeschichte, sondern rührt an die ganze Lebenswirklichkeit jener Zeit. Diese wird uns auch nach ihrer literarischen Seite hin, in der allein wir sie gewöhnlich betrachten, klarer, wenn wir das Grundgefühl der Zeit in religiösen Lebensfragen zu

erfassen suchen. Das Jahrhundert der Aufklärung sieht in einer religiösen Geschichte anders aus, als wir es zu sehen gewohnt sind. Das Wesentliche drückt etwa der Satz aus: Der Begriff der Sünde verschwindet, ein Satz, dessen volles Verständnis die sorgsam entwickelnden Ausführungen des eben besprochenen Groethuysenschen Buches vermitteln. Revolution, Empire, Restauration, katholische Romantik, Ende des Gallikanismus, Second Empire, dritte Republik, Trennung von Kirche und Staat, Erneuerung des Katholizismus, das sind alles Etappen auf dem Wege zur Gegenwart, die wir hier nicht einzeln entwickeln können. Es sei nur gesagt, daß immer wieder Gelegenheit zu einer vertiefenden und klärenden Betrachtung des literarischen Denkmals sich bietet, das ja in der Schulpraxis die Hauptgrundlage unserer Arbeit bildet. Z. B. kann Lamennais' 'Essai sur l'indifférence' die romantische *sensibilité* auch im religiösen Leben zeigen, die wir sonst nur im literarischen aufzuführen gewohnt sind. Das Buch ist in gewissem Sinne eine Apologie der französischen Religiosität. Gewiß sind religiöse Fragen als solche behandelt und nicht nur in der Verengung einer Religiosität, die nur französischen Menschen zu eigen sei. Aber es kehren immerfort und im Schlußkapitel noch einmal in ausdrücklicher Hervorhebung, Versuche wieder, den Anteil französischen Wesens an der französischen Religiosität zu umschreiben. Und in der Tat lassen sich Züge feststellen, die wir an den französischen Kulturleistungen auch auf anderen Gebieten beobachten: etwa der Drang zur Universalität, zur Überlieferung, zur Einheit, der Propagandageist, der Sinn für das Gesellschaftlich-Soziale. Überraschend wird es wohl für manchen sein, von der ausgedehnten Missionstätigkeit der Franzosen zu lesen. Die Fähigkeit zur Hingabe, zum Opfer, zu christlichen Liebeswerken ist sicherlich auch französisch, wenn sie auch in Goyaus Buch leicht als besonders französisch erscheint. Auf das katholische Frankreich uns hingewiesen zu haben, ist vor allem das Verdienst von Hermann Platz. Wer, Platz' Anregungen folgend, sich in die Geschichte der französischen Religiosität einlesen will, findet in Goyaus Buch einen ausgezeichneten Berater, der eine gute überschauende Gesamtdarstellung gibt, von jeglichem bibliographischen Wink dagegen absieht.

Der Leipziger Romanist Ph. Aug. Becker veröffentlicht als Heft II der Drucke der 'Sächsischen Forschungsinstitute in Leipzig' kritische Skizzen 'Aus Frankreichs Frührenaissance' (3). Es sind dies: Longueils Reiseabenteuer in der Schweiz, Die Versepistel vor Clément Marot, Estienne Dolet, Charles de Sainte-Marthe, Eustorg de Beaulieu, Charles Fontaine, Nicolas Denisot, Jacques Peletier du Mans. Unter diesen Skizzen ist die zweite (über die Versepistel) eine Erweiterung einer Leipziger Dissertation. Die Autoren, denen die Studien gelten, zählen nicht zu den literarischen Größen; in Lansons Literaturgeschichte stehen nur spärliche Notizen über einige von ihnen, andere sind gar nicht erwähnt. 'Longueils Reiseabenteuer in der Schweiz' bietet den Abdruck eines seltenen lateinischen Briefes von Longueil an einen Freund über eine abenteuerliche Fahrt in die Schweiz. Der Brief ist übersetzt und mit sachkritischen Fußnoten versehen. Ihn der Vergessenheit entrissen zu haben, ist sicherlich ein Verdienst Beckers, denn er bietet interessante Einblicke in das Leben der Zeit. Die darin geschilderten Ereignisse sind äußerst spannend. Was ein Humanist jener Zeit dachte und sann, wie er seine Rede mit allerlei Anspielungen auf die Antike ausschmückte, wie er auch die furchtbarsten Ereignisse seines Lebens mit Wendungen schilderte, die antik stilisiert sind, das ist aus dem in dieser Beziehung wohl repräsentativen Brief gut zu entnehmen. Die Versepistel vor Clément Marot ist eine sehr fleißige Arbeit, die wie die folgenden Skizzen ihr Ziel in peinlich sauberer Herstellung des Tatsächlichen sieht. Die Geschichte der Versepistel wird bis auf die Zeit des alten Rom zurückverfolgt.

Der Ertrag der Arbeit ist wohl in der Feststellung zu sehen, daß die Versepistel nicht eine durch die Renaissance neubelebte antike Kunstform ist, sondern daß sie in alter, nie ganz abgerissener Überlieferung weiterlebt. Die folgenden Skizzen ähneln einander in den Zielen und Methoden des Arbeitsverfahrens. Das wissenschaftliche Problem ist stets ein philologisch-historisches in dem Sinne, daß eine genaue dokumentarische Belegung des Tatsächlichen erstrebt wird. Hier ist viel sorgsame und gewissenhafte Arbeit geleistet, viel kritische Prüfung geübt worden. Unter einer Fülle von bibliographischem Material leuchtet hier und da ein treffender Zug der Zeit hervor, steht ab und zu eine knappe literarhistorische Charakterisierung. 'Groß ist die Gemeinde wohl nicht, die ihnen (den Skizzen) Beachtung schenken wird', meint der Verfasser selbst. Solche Arbeiten sind gewiß unerläßlich, sie haben ebenso gewiß ihre großen Verdienste, aber sie sind im Grunde nur Vorarbeiten. B. scheint, nach dem Vorwort zu urteilen, zu glauben, daß mit dieser Art Studien schon 'die letzte kritische Klarlegung und Erkenntnis der historischen Wahrheit' erfolgt sei. Ich kann ihm darin nicht folgen. Wir haben heute, nicht nur in romanischer Philologie sondern in allen Geisteswissenschaften, eine solche Fülle nach ganz anderen Methoden gewonnener Ergebnisse, daß schwerlich viele mit B. sagen werden, diese Art Forschungen seien allein objektive Wissenschaft, was ihren Boden verlasse, seien ewig anfechtbare subjektive Deutungen und Wertungen. Damit ist der nie ruhende Streit der letzten Jahre angedeutet. Wo B. steht, dürfte nach dem eben Ausgeführten ohne weiteres ersichtlich sein.

Über 'Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur' schrieb der Gießener Privatdozent Walter Gottschalk(4) eine umfassende Studie. Der Verf. ist in den Kreisen der neuphilologischen Lehrer durch seine 'Französische Synonymik für Studierende und Lehrer' vorteilhaft bekannt. In der neuen Arbeit liegt ein Werk vor, in dem er sich das sehr hohe Ziel gesteckt hat, eine Art Monographie des französischen Humors zu schreiben. Um es gleich vorweg zu sagen: nach meiner Ansicht hat G. diese überaus schwierige Aufgabe nicht gelöst, trotz einer gewaltigen, höchst anerkennenswerten Arbeitsleistung. Wie seine ausführliche und für das Problem des Humors sehr zu beachtende Einleitung zeigt, war sich G. durchaus darüber klar, wie schwierig der dornige Begriff 'Humor' zu fassen ist, wie sich so viele Kritiker und Ästhetiker daran schon versucht und die Finger geritzt haben. Er hat einen glücklichen und richtigen Gedanken: er will Humor da, wo er 'fest' geworden ist, fassen, er will die 'humoristische Gestalt' betrachten. Aber um das zu ermöglichen, bedient er sich doch wieder des Begriffs 'Humor'. Diesen Begriff sucht er zu klären und zu umgrenzen. Feine Bemerkungen finden sich in diesem Teil der Arbeit, Bemerkungen über Komik, Humor als gute Laune, über den Anteil des Gefühls am Humor, über Humor als Weltanschauung, über feinen und derben Humor. Nachdem so das Wesen des Humors festgestellt ist, werden die 'Vorbedingungen für das Aufkommen und Blühen des Humors bei einem Volk' untersucht. Sie seien, meint G., für die Franzosen nicht recht günstig. Man wird hier dem meisten zustimmen können von dem, was er über diese Vorbedingungen anführt. Zu bestreiten ist aber doch wohl die Ansicht, daß Humor darum nicht recht in Frankreich habe gedeihen können, weil es hier an sozialer und politischer Freiheit gefehlt habe. Es hat in Deutschland und England Humor in Zeiten gegeben, in denen von solcher Freiheit nicht die Rede sein konnte. Im Lauf der Arbeit tritt dieser soziologische Gesichtspunkt der Betrachtung auch wenig hervor, um so starrer aber setzt der nun einmal gewonnene Begriff sich als ein überall angewandtes Schema durch. Das Verschwimmende und Schillernde ist diesem Begriff nun genommen; alle humoristischen Gestalten der letzten Jahrhunderte werden daraufhin



geprüft, ob sie ihm als einem untrüglich richtigen Maßstabe genügen. Dieses Verfahren muß nach meiner Ansicht zu Vergewaltigungen der Kunstwerke führen. Es wird der Anteil an Sympathischem und an Tragischem, an Optimismus und an Pessimismus festgestellt, entsprechend der gewonnenen Definition, und es wird damit die Spielart des Humoristischen genau angegeben. Eine große Rolle spielen immer wieder die moralischen Betrachtungen. Wir können diese oder jene Gestalt nicht lieben, sie ist unmoralisch, eine humoristische Gestalt aber kann nicht unmoralisch sein. So kommt G. dazu, nur weniges als echten Humor anzuerkennen. Gewiß richtig im Sinn seiner Definition. Aber man versperrt sich, wenn man ihm folgt, den Weg zum eigentlichen Kunstwerk. Man hat so oft das Gefühl, daß die betrachteten Dichter etwas ganz anderes *wollten*, und daß sie schließlich ein Anrecht haben, so beurteilt zu werden, daß die von ihnen geschaffenen ästhetischen Werte geprüft werden. Man fühlt, daß Humor vorzüglich in germanischer Kunstwelt gedeiht. Wäre es darum nicht richtiger, das ganz andere Grundgefühl des französischen Menschen dem Leben gegenüber als etwas Gegebenes anzusehen und von ihm aus die konkreten Schöpfungen begreifen zu suchen? Darum gerade schien mir der Gedanke G.s, die humoristische Gestalt zu prüfen, einen Ausweg aus den begrifflichen Schwierigkeiten zu bieten, weil darin ein Wert vorliegt, dessen Wirkung festzustellen ist. Rabelaissche Gestalten aber, um ein Beispiel zu nennen, werden von G. wie alle anderen Gestalten an dem Begriff 'Humor' geprüft, der selbst an vorwiegend nicht-französischen und durchaus erst späteren Zeiten entnommenen humoristischen Figuren gewonnen ist. Das Bedenkliche liegt also meiner Ansicht nach in der Verwendung des Humorbegriffs als eines absolut gültigen Maßstabes. Wie oft begegnet einem der Ausdruck 'enttäuscht' bei G.; man sucht Humor und findet auch Ansätze oder Ähnliches, aber ein echter Humor wird nicht daraus, und man ist 'enttäuscht'. Man war doch gar nicht berechtigt, Humor im Sinne der Definition G.s zu erwarten. Gilt nicht auch hier der alte Spruch, daß, um einen Dichter zu verstehen, man in Dichters Lande gehen müsse? War das Ausgehen von der Gestalt richtig, so hat es in einem Falle doch, wie ich meine, dazu geführt, einen echten Humoristen zu unterschlagen, Lafontaine nämlich. In Lafontaines Fabeln steckt Humor. Voßler zögert nicht, Lafontaine Humor zuzuerkennen (vgl. Voßler, Lafontaine). Es liegt in der Natur einer solchen Monographie, daß nicht nur alles, was Humorgehalt hat, herausgestellt wird, sondern auch als besonders wertvoll hervorgehoben wird. Die französische Literatur mehrerer Jahrhunderte erscheint in neuer Wertordnung. Hier wird das Bedenken nicht zu unterdrücken sein, daß die ganze Perspektive verschoben sei. Kleinere Werke werden sehr breit behandelt, und allerlei Bedeutsames wird schnell abgetan, wiederum unter dem Zwange der Definition des Begriffs 'Humor'. Sollte es da nicht überhaupt fraglich erscheinen, ob es recht war, von der französischen Literatur eine Art Negativbild zu geben? Humor ist, wie G. richtig sagt, Weltanschauung. Die Literatur aber verzeichnet ästhetische Werte. Innerhalb jeder Art von Weltanschauung sind ästhetische Werte möglich, und nicht nur in der des Humoristen. G. macht aus Humor eine Art Literaturgattung und kommt darum zu Resultaten, die mir fragwürdig erscheinen.

Der Kritiker des 'Temps' Paul Souday hat in drei Bändchen seine Artikel zusammengebunden, die er über Gide, Proust und Valéry (5) im 'Temps' geschrieben hat. Souday hat früh in den Werken dieser Männer das Zeichen des Genies erkannt und sich damit als ein scharfsichtiger und feinfühliger Kritiker erwiesen. Wenn nun heute die Zeitungsartikel in Buchform wieder erscheinen, so ist das ein Wagnis: Bücher sind sie damit, daß sie in einen mit einem Titel bedruckten Umschlag gesteckt werden,

nicht geworden. Dennoch können sie natürlich ihren Wert als Einführungen haben. Und den haben sie nach meiner Meinung. Es wäre aussichtslos, in den wenigen hier zur Verfügung stehenden Zeilen über drei so komplexe Naturen auch nur das Gröbste zusammenzustellen. Ich greife darum eine Gestalt heraus, Paul Valéry, und zeige, was Souday über sie zu sagen hat. S. bespricht die Werke Valérys ganz unsystematisch, er wiederholt sich und verflacht gegen den Schluß in kleinliches Kritikergeplänkel. Dennoch hebt sich aus den losen Blättern scharf und kräftig dieser und jener Zug in Valérys Bild heraus. Das Wort, das immer wiederkehrt, und das S., wenn er ein durchgearbeitetes Porträt hätte geben wollen, vielleicht als das entscheidende herausgestellt hätte, ist *intellectualisme*. Valéry erscheint als ein Gestalter höchst subtiler *geistiger* Vorgänge. Ihn Gedankendichter nennen, wäre irreführend. Er ist durchaus nicht kalter Rationalist; seine Dichtung stellt vielmehr eine seltene Verbindung von reichem Künstlertum und geschultem Denken dar. Sie ist philosophisch, metaphysisch, aber sie ist trotzdem Dichtung, denn sie setzt die Formeln und Abstraktionen in blühende Sinnlichkeit, in Gestalten und Symbole um. Valéry ist schwer zu lesen, er gilt vielfach als dunkel. S. ist sich durchaus nicht immer sicher, ob er ihn richtig deutet, sieht aber in dieser Art Dunkelheit einen besonderen Reiz, wie ihn das rätselhafte Lächeln der Mona Lisa ausübt. Es ist immer lohnend, Valéry zu folgen, wenn er auch auf eisige Gipfel führt, wo uns der Atem ausgeht und ein Schwindel befällt. Aus dem *intellectualisme* ließe sich Valérys Kunsttheorie ableiten. Kunstwerk ist Konstruktion, ist Gedanke, ist mehr als Inspiration, als Intuition, als innere Verzückung. Die Regeln der Verskunst sind heilsam, denn sie zwingen zur Strenge, zur Zucht, sie schneiden alles Nur-Emotionelle, noch nicht durch Denken Geklärte und Beruhigte ab. Valéry ist Klassiker in dem Sinne, daß er alles Subjektive, Mystische, Gefühlvolle ablehnt, nicht in jenem Sinne dagegen, daß er den *bon sens* als Kunstrichter anerkennt. Tiefe erscheint ihm leichter als Strenge. Beziehungen seiner Kunst und seines Denkens zu anderen Kunst- und Denkformen stellt S. wiederholt fest. So reiht er ihn in die Linie Verlaine-Mallarmé als den glücklicheren und größeren Fortsetzer dieses Symbolisten ein. In der in seinem Werk vollzogenen Einheit von Kunst und Philosophie steht Valéry Leonardo da Vinci nahe oder auch Platon; er schreibt eine 'Einführung' in die Methode Leonardos und übernimmt die Form des platonischen Dialogs. Zu diesen Meistern, zu denen wohl noch Descartes zu rechnen wäre, steht in einem von S. vielleicht übermäßig betonten Gegensatz Pascal. Valéry weiß nichts von der 'metaphysischen Angst', den großen religiösen Genius in Pascal vermag er nicht einem Platon, einem Leonardo gleichzustellen, in denen der Geist des Künstlers und der des Denkers eine hohe und reine Harmonie herstellten. Seine tiefe metaphysische Dichtung ist 'Le cimetière marin'. E. R. Curtius hat sie übersetzt, so mag hier ein Hinweis auf diese Übersetzung genügen sowie auf den schönen Aufsatz dieses Gelehrten über Valéry in seinem Buche 'Französischer Geist im neuen Europa'. S.s zerstreute Gedanken und Bemerkungen können einen Vergleich mit der tief eindringenden, sauber und scharf analysierenden und in sich gerundeten Studie von Curtius nicht aushalten. Curtius schränkt indessen den Umfang seiner Untersuchung ein, indem er nur der Dichtung Valérys nachgeht. S. berücksichtigt das gesamte Werk, soweit es bis dahin erschienen war. In diesem Werk sind neben den Dichtungen so bedeutsame Prosaschriften, daß S.s Büchlein ergänzend zu Curtius' Studie hinzutritt. Thibaudets Schrift über Valéry (bei Grasset) käme hinzu, aber sie ist schwer lesbar.

Die im J. 1927 in Frankreich begonnene Jahrhundertfeier der Romantik hat allerlei Bücher über die Romantik auf den Markt gebracht. Die 'ANTHOLOGIE DU



ROMANTISME' von PIERRE PARAF(6) ist eines jener gefälligen, leichten, einen Genuß ohne Mühen zusichernden Bücher, auf deren Herstellung die Franzosen sich so ausgezeichnet verstehen. Diese 'Blumenlese' wird anstatt durch eine 'Vorrede' durch ein 'Vorspiel' eingeleitet, in dem man keine schwere literaturwissenschaftliche Problematik findet, sondern 'eine Einladung zur romantischen Reise'. Die Anthologie umfaßt zur Hauptsache diese Kapitel: Le Salon de Charles Nodier, L'aube romantique, La Bataille d'Hernani, La poésie légère, La politique et la guerre, L'orient et l'Espagne, Le mal du siècle, Les muses romantiques, La nature, L'homme et son destin, L'amitié, La bohême, La fantaisie, L'amour romantique. Die ganz Großen haben für diese 'Blumenlese' nicht gerade viel Blumen beigesteuert; offenbar galten ihre Gaben als weithin bekannt, so daß mehr das Mittelgut berücksichtigt wurde, das der Vergessenheit nicht ganz anheimfallen sollte. Auch scheint der Gedanke die Auswahl mitbestimmt zu haben, daß die Höhenleistungen besser gewürdigt werden, wenn man die literarischen Durchschnittsleistungen um sie ausbreitet. Jene ragen über das Nurromantische hinaus, diese sind, als dem Tage verpflichtet, nicht mehr als der Ausdruck für das Wollen jener Zeit. So wird die Anthologie von Paraf auf alle Fälle als eine Ergänzung Wert haben; sie versetzt uns in eine Zeit und das, was damals 'aktuell' war; das überzeitlich Große an der Romantik und alle Fragen eines tieferen Verstehens werden in dem Buch nicht berührt.

Die Jahrhundertfeier der Romantik hat einen großen Gegner der Romantik auf den Plan gerufen: ERNEST SEILLIÈRE. Er hat eine Reihe seiner Kritiken aus den letzten Jahren zusammengefaßt und bietet sie als eine 'Gewissensprüfung' unter dem Titel 'POUR LE CENTENAIRE DU ROMANTISME'(7) dar. In diesen Kritiken handelt es sich nicht um den üblichen, literarisch engen und schulmäßig überlieferten Sinn der Romantik, sondern um eine Geschichtsphilosophie. Das ganze XIX. Jahrh. ist für S. 'das romantische Jahrhundert'; fünf 'rousseauistische' Generationen füllen es; ihnen folgt im XX. Jahrh. die sechste romantische Generation. Schon hieraus erhellt, daß Rousseau nicht der eigentliche Vorläufer der Romantik ist, sondern ihr geistiger Vater. Aber auch mit Rousseau beginnt die Romantik nicht; die quietistische Bewegung des XVII. Jahrh., die höfische Liebespoesie der provenzalischen Troubadours, ja, die platonische Auffassung des Eros sind nach S. romantisch. Romantisch ist also in der Tat hier etwas anderes, als was man gemeinhin darunter versteht. Was es aber ist, ergibt sich erst, wenn man die Stelle dieses Begriffs in dem System der Geschichtsphilosophie S.s erkannt hat. Diese Philosophie liegt in einer langen Reihe von Schriften vor, über die alles Nötige an bibliographischen Hinweisen in dem vorliegenden Buch erbracht wird, in deren Zusammenhänge außerdem ein Aufsatz des Dorpater Professors Rudrauf im Anhang eine klare und übersichtliche Einführung bietet. S. bietet ferner an zahlreichen Stellen seiner Kritiken Ausblicke, Rückblicke, Zusammenfassungen, Wiederholungen, so daß auch diesen aus den verschiedensten Anlässen entstandenen kritischen Bemerkungen die Umrisse und die Hauptlinien der S.schen Geschichtsphilosophie zu entnehmen sind. Wenn ich vorhin sagte, daß S. Gegner der Romantik ist, so ist doch diese Aussage genauer einzuengen, wenn sie zu Recht bestehen soll. Ein paar tragende Grundgedanken aus dem Gedankengebäude S.s seien darum kurz entwickelt: Zunächst der Begriff des Imperialismus. Wir kennen ihn in der Verengung des nationalen Machttriebes; S. versteht darunter den Machttrieb schlechthin, den auch im allereinfachsten Wesen vorhandenen Drang sich durchzusetzen, das Ich und die Gattung zu erhalten. Der zweite für S.s System bedeutsame Begriff ist *le mysticisme*. Ebenso wie der Begriff des Imperialismus hat auch der des Mystizismus eine be-

sondere Färbung bei diesem Denker, gewiß nicht ohne Gefahr, wenn auch alles geschieht, den Begriff scharf und sauber zu halten. S. versteht unter mysticisme den Trieb des Menschen, mit der Gottheit einen Bund einzugehen, sich als irgendwie in göttlichem Auftrage, sich als auserwählt, gestützt, getragen, inspiriert von Göttlichem zu fühlen. Diesem Mystizismus kann ein wirksamer Anreiz zur Tätigkeit innewohnen. Aber er bedarf der Kontrolle, und die liegt in der *ratio*, unter welchem Begriff S. wiederum etwas nur ihm Eigentümliches versteht, nämlich (im Gegensatz zu Descartes) die gesammelte, 'synthetische' Erfahrung, die nie ein einzelner, sondern nur die großen überindividuellen Kollektiveinheiten machen können. Und damit wären wir denn endlich bei der Romantik angelangt. Rousseaus mysticisme ist sein Glaube an die angeborene Güte der menschlichen Natur. Aber im Christentum liegen die 'Erfahrungen' angesammelt, und die wissen nichts von der angeborenen menschlichen Güte. Rousseau vergöttlicht etwas, was vor der kontrollierenden ratio als durchaus nicht göttlich erscheint. Das Triebhafte und Gefühlsmäßige auf Kosten des Verstandesmäßigen und Überlieferten verherrlicht zu haben, das ist also dasjenige, was S. als das Bedenkliche der Romantik empfindet. In diesem Sinne gibt es eine ganze Reihe von mysticismes in der Romantik, solche sozialer, ästhetischer, nationaler, rassenmäßiger Art. Ihnen allen ist der Machttrieb und die mystische Sanktionierung gemeinsam; ihnen allen fehlt die Kontrolle durch die überlieferten, in der *raison* verdichteten Erfahrungen. Es ist wirklich erstaunlich zu sehen, was alles S. dazu dienen muß, sein System zu bestätigen; eine lange, immer wieder an neuen Schöpfungen erprobte Denkarbeit liegt hier vor. Romantik ist nicht etwa eine literarische Strömung, ein ästhetisches Programm, ein Stil, eine Kunstauffassung, sondern eine vitale und moralische Angelegenheit, es handelt sich dabei um gut oder schlecht, gesund oder krank; die Aufsätze liefern die Materialien zu einer 'Gewissensprüfung'. In diesem beharrlichen Ineinanderfließen von Literaturkritik und Lebensphilosophie spricht sich eine besonders französische Geisteshaltung aus. Man wird freilich dagegen leicht sagen können, daß es ein gewaltsames Vorgehen sei, alle jene von S. besprochenen Werke in eine Blickrichtung hineinzubringen. Für sich befragt, 'meinen' sie alle etwas anderes, als was der Philosoph aus ihnen heraushören möchte. Dennoch wird sich der Philosoph sein Recht einer letzten Deutung nicht nehmen lassen, zumal er in der Tat glaubt, diese Deutung immer wieder empirisch bestätigen zu können.

1. Bernhard Groethuysen, Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich. I. Band. Halle, Max Niemeyer 1927. 348 S. Geb. 18 *RM*.

2. Georges Goyau, Histoire religieuse. Paris o. J., Plon-Nourrit. Broschiert etwa 60 Fr.

3. Phil. Aug. Becker, Aus Frankreichs Frührenaissance. München, Max Kellerer 1927. Brosch. 12 *RM*.

4. Walter Gottschalk, Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur. Heidelberg, Carl Winter 1928. Brosch. 16 *RM*.

5. Paul Souday: Gide, Proust, Valéry. 3 vol. Paris, Simon Kra 1927. 27 Fr.

6. Pierre Paraf, Anthologie du romantisme. Paris, Albin Michel 1927. 12 Fr.

7. Ernest Seillière, Pour le centenaire du romantisme. Paris, Ed. Champion 1927. 40 Fr.

AUSLANDSKUNDE: ENGLISCH: MODERNE ENGLISCHE DRAMATURGIE UND THEATERKRITIK

Von Karl Arns

Nach seinem vollkommenen Zusammenbruch scheint das englische Theater in den letzten Jahren in einem allmählichen Aufstieg begriffen. Diese Tatsache scheint erwiesen durch eine Reihe von Entwicklungsmomenten: Die Möglichkeit für die meisten Autoren, ihre Stücke in Buchform erscheinen zu lassen, die Bildung von sogenannten 'Gemeinschaftsgruppen', die jüngsten Leistungen älterer anerkannter Autoren wie Shaw, Galsworthy, Somerset Maugham, John Drinkwater sowie jüngerer noch umstrittener wie C. K. Munro, Halcoth Glover, Allan Monkhouse, Sutton Vane, das Aufblühen der Liebhaberbühnen, das Wiedererstarken der Repertoirebewegung und — last not least — das Erscheinen der großen Anzahl von Büchern, die sich theoretisch mit Drama und Bühne auseinandersetzen. In England sind wohl kaum je so viele Werke über Bühnenwesen und Dramatik geschrieben worden wie gerade in unseren Tagen. Wegweisende Kritiker vom Range deutscher 'Dramaturgen' der Gegenwart wie Siegfried Jacobsohn, Julius Bab, Bernhard Diebold besitzt das heutige England freilich nicht. Kaum einer der lebenden Bühnenfachleute Englands zeichnet sich durch eine solch beißende Schärfe des Urteils und einen so messerscharf eindringenden Verstand aus wie Jacobsohn, keiner von ihnen ist ein so imponierender Systematiker und ist in seinen Schriften so philosophisch fundiert wie Bab, keiner bringt wie Diebold eine so geistreiche Auseinandersetzung mit dem Expressionismus und weiß sich so in das Transzendentale einzufühlen wie er. Aber es sind immerhin Männer, die sich redlich bemühen, die Wege und den Sinn der Entwicklung des Dramas zu deuten, Gestalten aus dem Chaos zu formen und produktive Kritik zu leisten, obwohl sie sich fast alle mehr oder minder dem Typus des Tagesjournalisten nähern. Wo sie auf die lebende englische Bühne zu sprechen kommen, wissen sie jedoch zumeist nur Negatives zu sagen.

Die in England übliche Art, ein Buch über das Theater herauszubringen, besteht einfach in der Zusammenstellung von Rezensionen, Feuilletons und Zeitschriftenartikeln. Ein typisches Beispiel dafür ist W. A. Darlingtons 'Literature in the Theatre' (London, Chapman & Hall). Dreißig Aufsätze verschiedenster Art und von ungleichem Werte, deren erster den verheißungsvollen Titel hergeben muß, sind hier unter zwei Kategorien: 'Stage and Study' und 'Plays and Books' ziemlich systemlos untergebracht. Neben einem geschwätzigen und anekdotenhaften Artikel über 'Oberammergau' steht der Nachruf auf eine ziemlich unbekannte englische Schauspielerin. Wenig praktischen Wert besitzen die theoretischen Erörterungen über akademische Kritik, Dramatisierung von Romanen, Persönlichkeit und Temperament usw. Brauchbarer sind die Kritiken, z. B. die über die Gebrüder Kapek, deren in England sonst sehr kultivierten Stücken keine wirklich große Bedeutung zuerkannt wird, Shaws 'Back to Methuselah', worin als Hauptthema die schöpferische Evolution und als zweites Thema die persönliche Zeitsatire nachgewiesen wird, Granville-Barkers vielumstrittenes, destruktiv-pessimistisches Stück 'The Secret Life', dessen angebliche Dunkelheit dadurch erklärt wird, daß der Autor seine Charaktere selbst zu genau kennt, um sie schärfer zu zeichnen. Am meisten interessiert uns die vom Autor selbst experimentell festgestellte Tatsache, daß das englische Publikum auf Dramen mit gedanklichem Gehalt, psychologischer Fundierung, guter Charakterzeichnung, guter formaler Gestaltung am allerwenigsten reagiert.

James Agate, einer der bekanntesten und kenntnisreichsten Londoner Kritiker, hat im J. 1927 nicht weniger als drei Bücher veröffentlicht. In einem 'Short View of the English Stage' (London, Herbert Jenkins) spricht er über alles Mögliche: 'Was der Kritiker braucht', 'Gute erfolgreiche Stücke', 'Warum Stücke sich bezahlt machen müssen' usw. Als die Dramatiker, welche von 1900 bis 1914 die 'Renaissance' des englischen Dramas herbeiführten, bezeichnet er Shaw, Galsworthy, Drinkwater, Barker, Maugham, Hankin, Houghton, Monkhouse, Ervine, Masefield und Barrie. Das Kriegsdrama, das nur der Unterhaltung dienen sollte, beurteilt er recht milde. Die vielen Nachahmer Maughams, wie Coward, Lonsdale, Arlen, die nach dem Kriege auftauchten, und ihre ebenso albernen wie anstößigen Dramen lehnt er mit Recht ab. Die heutige Lage kennzeichnet er dahin, daß drei Viertel der Londoner Bühnen Leuten mit dem geringsten Maß von Intellekt oder dem mindesten dramatischen Instinkt verschlossen sind. Große Hoffnung setzt er auf die Tätigkeit der Liebhaberbühnen, der Vorstadt- und Provinztheater. Den Wiederaufstieg des vornehmen Londoner Theaters knüpft er an drei kaum erfüllbare Bedingungen: daß das Publikum die guten Stücke rechtzeitig besucht, daß die Autoren sich auch auf andere Themen als nur Erotik besinnen, daß Publikum, Autor und Bühnenleiter wirklichen Kitsch auch als solchen ablehnen.

Agates 'The Contemporary Theatre 1926' (London, Chapman & Hall) präsentiert sich uns als eine ausgewählte Sammlung von Kritiken, die allerdings stofflich gegliedert sind. Die letzten Kapitel über Farcen, Operetten, Revuen, Filme gehen uns hier nichts an, obwohl die Feststellung sicher stimmt, daß unter den 54 Aufführungen, welche in den letzten 25 Jahren einen 'run' von sechs Monaten und darüber hatten, nur 12 ernste Stücke gegen 42 leichte Komödien und Farcen waren, daß in derselben Zeit nicht weniger als 85 Operetten und Revuen einen 'run' von sechs Monaten und darüber hatten. Von den 15 modernen englischen Stücken des Jahres 1926 lehnt er nicht weniger als 9 ab! Von den 'Fremden' kommen die Amerikaner(!) und Russen, unter ihnen natürlich besonders Tschechow, am besten weg, viel schlechter schneiden die Franzosen ab, besonders Henri Bernstein. Der Spanier Benavente wird ebenso überschätzt, wie der Ungar Molnar und unser Georg Kaiser unterschätzt werden. Viel günstiger wird beurteilt Noah Elsteins jüdisches Stück 'Israel in the Kitchen', dem Agate zuvor mit zwei anderen Kritikern den Preis für die Jewish Drama League zuerkannt hatte. Die Einführung zu Agates Jahresübersicht stammt von Arnold Bennett, der an der lebenden englischen Bühne kein gutes Haar läßt, weder an der Darstellung noch an der Regie noch an der berufsmäßigen Kritik. Wenn Bennett nicht übertreibt, dann ist die Lage allerdings hoffnungslos trotz der (von ihm mitgeteilten) Versicherung eines festländischen Theaterleiters, daß jetzt die besten Stücke überhaupt von englischen Autoren geschrieben wurden.

In dem Buche 'Playgoing' (London, Jarrolds) erzählt Agate in leicht beschwingtem Plauderton über seine bis in die frühe Kindheit zurückreichenden Bühnenerfahrungen. Manchem längst vergessenen englischen Mimen flicht er noch einen Kranz. Dem bekanntesten lebenden Londoner Star Gerald du Maurier nennt er einen feinen, aber einseitigen Virtuosen. Bei Ellen Terry bedauert er die Partnerschaft mit Irving in ganz elenden Melodramen. Die Bernhardt läßt er nicht als große klassische Tragödin gelten. Die Réjane zieht er der Duse bei weitem vor. Erbarmungslos bricht er den Stab über das expressionistische Theater, wo der Regisseur über den Autor herrscht und der Darsteller gar nichts mehr gilt. Shaw spricht er wohl eine Abneigung gegen das Theatralische, aber keinen Sinn für das Theater zu. Die Dramen Galsworthys bringen ihn auf den Gedanken, 'wie viel besser alle solche Dinge an den Gerichtshöfen vor sich gehen'.

Diese feine Satire hält nicht ganz an bis zum Schluß des ebenso unterhaltenden wie belehrenden Büchleins, wo Agate versichert, daß der Theaterbesuch für den Kritiker doch viel mehr bedeutet als eine bloße Unterhaltung.

Durchweg ernsthaft jedoch bleibt JOHN DRINKWATER, der viel mehr gibt, als der Titel seines umfangreichen Buches 'THE GENTLE ART OF THEATRE-GOING' (London Robert Holden & Co.) verspricht. Wichtiger als alle theoretischen Erörterungen über das Drama des gesprochenen Wortes als Grundlage des englischen Theaters und dergleichen ist das, was Drinkwater über das Drama und Theater im heutigen England sagt: Es gibt nur drei wirklich gute Kritiker (womit wohl die Referenten der drei großen Sonntagszeitungen gemeint sind), die meisten Theaterbesucher interessieren sich mehr für die Persönlichkeit als für die Kunst eines bestimmten Schauspielers; die Lektüre der jetzt von den Verlegern fast immer bereitwillig gedruckten Schauspiele bringt die Gefahr der Oberflächlichkeit mit sich; die meisten der 60 Londoner Bühnen sind nur auf Unterhaltung eingestellt; das englische Theater ist genau so industrialisiert wie im J. 1900; die Zukunft des englischen Theaters liegt nicht in den Händen der Repertoiretheater, die in der Auswahl der Stücke wohl Gutes leisten, und ebensowenig in den Händen der zahlreichen, über das ganze Land verbreiteten Liebhabergesellschaften. Der Plan eines Nationaltheaters liegt der Verwirklichung ebenso fern wie vor 25 Jahren; ein Nationaltheater in London ist nicht einmal wünschenswert. Dem Bühnenexpressionismus gegenüber mit seinen '*plastic values, orchestral patterns, tone distribution*' verhält er sich natürlich ablehnend.

Auch ASHLEY DUKES, einer der wenigen englischen dramaturgischen Schriftsteller, die ihren Landsleuten auch das außerenglische dramatische Schaffen vermitteln, lehnt den Expressionismus ab als eine von Deutschen und Amerikanern gepflegte Methode, die nur 'bizarren, krankhaften, phantastischen' Zwecken diene, in seinem Kompendium 'DRAMA' (London, Williams & Norgate). Hier berichtet Dukes nicht nur über die Dramatik aller Zeiten und Kulturvölker von den Griechen bis in die unmittelbare Gegenwart, sondern er befaßt sich auch historisch und praktisch mit Darstellungskunst, Regie, Inszenierung. Dem modernen englischen Geschäftstheater spricht er natürlich jede wirklich künstlerische Bedeutung ab; er fordert ein Theater, das wahrhafte Kunst biete im Gegensatz zu den meisten Theatern, die nur 'viktorianische Museen' seien, Repertoiretheater nach festländischem Muster, die den Geist der Gemeinschaft mit dem Auditorium fördern. Er betrachtet das Theater nicht nur als ein künstlerisches, sondern auch als ein soziales Problem und bedauert, daß es immer noch von Geschäftsleuten und Spekulanten ausgebeutet wird; er setzt sich für die Liebhaberbühne ein und weist auf das amerikanische 'Little Theatre Movement' hin. Im Kino und Radio sieht er keine ernsthafte Konkurrenz für das Bühnendrama. Große Hoffnungen setzt er auf eine 'theatrical decentralization', indem er die künstlerischen Leistungen der Vorstadttheater in London, New York, Paris und Berlin hervorhebt.

Die einzige Gesamtdarstellung des neuen englischen Dramas, die im J. 1927 herausgekommen ist, stammt m. W. von dem Amerikaner JOHN W. CUNLIFFE 'MODERN ENGLISH PLAYWRIGHTS' (New York, Harper & Brothers). Eine ziemlich trockene, mit vielen Zitaten arbeitende Aneinanderreihung von Tatsachen, die nicht einmal den Vergleich aushält mit früher erschienenen ähnlichen Werken englischer Autoren wie A. E. Morgan 'Tendencies in Modern English Drama' (London, Constable 1924) oder E. Graham Sutton 'Some Contemporary Dramatists' (London, Leonard Parsons 1924) und jedenfalls keine synthetische Literaturbetrachtung nach festländischen Begriffen darstellt.

Wie hoffnungslos die Lage der Londoner Bühnen der Gegenwart ist, kann man in Kürze in einem Aufsatz von James Agate 'What is wrong with the Theatre' (The Bookman, Dez. 1927) nachlesen: Neun Zehntel des englischen Publikums will auf der Bühne nur Kitsch und Erotik sehen; es will sich nur unterhalten im Theater, niemals aber denken; es interessiert sich nicht für die Kunst, sondern nur für die Persönlichkeit des Schauspielers und besonders der Schauspielerin; es lehnt alle Stücke ab, die sich mit den sozialen Problemen des Mittelstandes und der Arbeiterklasse beschäftigen, wenn sie nicht — jüdisch sind. Das Publikum trägt die Schuld, nicht die Theaterleiter, die dem groben Publikumsgeschmack entgegenkommen müssen, wenn sie überhaupt existieren wollen.

RELIGION: WESEN DES CHRISTENTUMS

Von Karl Weidel

Unter denen, die zur Frage nach Wesen und Wahrheit des Christentums neuerdings Stellung genommen haben, verdient an erster Stelle genannt zu werden Georg Wobbermin, der im 3. Bande seiner großangelegten systematischen Theologie nach religionspsychologischer Methode 'Wesen und Wahrheit des Christentums'(1) untersucht. Die überragende Bedeutung dieses Werkes liegt darin, daß W. seinen Weg zwischen der Scylla des reinen Historismus und Psychologismus, die das Religiöse in Relativismus und Skeptizismus verflüchtigen, und der Charybdis der Theologie der Krisis suchen muß, die, um jenem Relativismus zu entgehen, dem Radikalismus des andern Extrems verfällt, die Religion von jeder Beziehung zur Welt zu trennen und sie dadurch dem Quietismus und Nihilismus auszuliefern. Seine Methode ist die religionspsychologische, die 'in die letzte Tiefe des Sinngehaltes der Glaubensüberzeugung' hineinführen will und die sich in gleicher Weise freihält von naiven volkstümlichen wie von kirchlich-dogmatischen und historisch-relativierenden Vorstellungsformen.

Das Christentum ist nach W. ein ethischer, trinitarischer Monotheismus, der den Schöpfergott zugleich als den Erlösergott und als den in der Geschichte waltenden Gott erlebt, der die Menschen zur Gemeinschaft ewigen Lebens beruft. Dieser Glaube ruht auf der Überzeugung, daß die überzeitliche Ewigkeitswelt Gottes dem Christen durch seine im Glauben gesetzte Zusammengehörigkeit mit Jesus Christus schon im zeitlich-geschichtlichen Leben aufgeschlossen ist.

Die Erlösung, die Jesus bringt, ist eine Erlösung *von* der Welt und allen ihren Übeln und Gütern, auch denen von Kunst und Wissenschaft. Aber nicht im Sinne der Weltverneinung und Kulturflucht sondern der Mitarbeit an der Durchsetzung des Willens Gottes in der Welt. Alle Religion ist kulturkritisch. Das Christentum aber verneint die Kultur als Selbstzweck und bejaht sie doch zugleich als einen Dienst an der Erreichung des göttlichen Weltziels. Darin liegt die eigentümliche Paradoxie des christlichen Erlösungsglaubens, 'daß der Gott, der uns durch Jesus Christus von der Welt erlösen will, eben der Gott ist, der diese Welt geschaffen und uns in sie hineingestellt hat.'

In dem jetzt in 2. Auflage erscheinenden Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft 'Die Religion in Geschichte und Gegenwart'(2) nimmt Steinmann zu unserer Frage Stellung. Die Gesamtanlage des Wörterbuchs ist in der neuen Auflage eine andere geworden: an Stelle der straffen Einheitlichkeit der 1. Auflage ist jetzt die Spiegelung der 'Bewegung und Fülle des heutigen religiösen und theologischen Lebens', auch in seiner Gegensätzlichkeit, getreten. Kann ausführlich zu diesem

standard work deutscher Theologie erst Stellung genommen werden, wenn es abgeschlossen sein wird, so gibt von seiner Eigenart doch ein solcher Artikel wie der von Steinmann eine gute Vorstellung.

Mit Wobbermin teilt St. die Ablehnung der dialektischen Theologie, die die Frage nach dem Wesen des Christentums als irreligiös überhaupt ablehnt, weil es sich beim Christentum gar nicht um eine menschlich-geschichtliche Erscheinung handele, sondern um eine objektive Tat Gottes an die Menschen, die als Wort Gottes, Offenbarung, Heilstatsache, Reich Gottes einfach hinzunehmen sei. Dieser Standpunkt übersieht völlig, daß alle Offenbarung ja eben ein Eingehen des Göttlichen in das Menschliche, Irdisch-Zeitliche bedeutet, daß wir das Ewige stets nur 'in irdischen Gefäßen' haben, daß also Göttliches und Menschliches nicht unverbunden nebeneinander steht und daß eben darum die Wesensfrage unabweisbar ist.

Sie ist aber beim Christentum darum so schwer zu beantworten, weil keine der mannigfaltigen Erscheinungsformen des Christentums ohne weiteres als 'die' wesenhafte angesprochen werden kann. So bleibt also nur der Weg 'von innen her', aus dem eignen Glaubenserleben heraus. Diese intuitive Wesensschau aber muß, wenn sie mehr sein will als bloß subjektive Gewißheit, ständig durch die objektive Kontrolle an der geschichtlichen Gesamterscheinung immer von neuem berichtigt werden.

Seine besondere Form erhält nun nach St. die Erlösungs- und Überweltreligion, die das Christentum ist, dadurch, daß es nomistischer Theismus ist, also die unumschränkte Herrschaft Gottes über diese Welt betont. Welt und Überwelt klaffen nicht auseinander, so verschieden ihr Wesen ist, weil der des Gesamtdaseins mächtige Schöpferwille Gottes seine zielsetzende Absicht, die sich im Gotteskindschafts-Verhältnis als der innigsten Form eines persönlichen Gemeinschaftsverhältnisses vollendet, überall durchsetzt. Von Selbsterlösung ist hier keine Rede, die Erlösung vollzieht sich vielmehr als Gottestat im Menschen durch seine Befreiung von der Sündenknechtschaft und seine sittliche Neuschöpfung. Der erlösende Gotteswille erstreckt sich aber nicht nur auf den einzelnen, er greift vielmehr unmittelbar hinüber in den Gesamtbestand der Welt.

Dieser starken Betonung der Immanenz Gottes tritt THEODOR KAFTAN in seinem Buche 'DAS CHRISTENTUM ALS RELIGION, ALS SITTLICHKEIT, ALS WELTANSCHAUUNG'(8) ablehnend gegenüber. Er knüpft seine Untersuchung an die großen Erschütterungen an, die die letzten Jahrzehnte uns gebracht haben. Er sieht das Ergebnis der Umwälzung unseres Geisteslebens in einer mehrfachen Umschaltung: in der Wendung von Gedankenblässe zu lebendiger Frische, vom Rationalen zum Irrationalen, vom Individualismus zum Gemeinschaftssinn, vom Subjektivismus zur Anerkennung objektiver Gegebenheiten. Diese Wendung bedeutet einen Gewinn für das religiöse Leben, nicht aber ohne weiteres auch für das Christentum. Denn das Christentum ist nach K. 'nicht aus der religiösen Entwicklung der Menschheit herausgewachsen, sondern in diese hineingetreten'; es ist kein Entwicklungserzeugnis, sondern Offenbarung. Es ist in Kern und Wesen darum überweltlich, 'dem Wandel der Zeit entzogen'. Auch K. faßt es als Erlösung von der von Gott abgefallenen Welt.

Es kann darum der Welt nur Torheit und Ärgernis sein. Es ihr schmackhaft machen wollen, hieße es verweltlichen und auflösen.

Nach K. ist das Christentum 'kernhafter Christusglaube': es ist Glaube an den aus Gott geborenen Weltheiland, es ist ein diesem Glauben entsprechendes Leben und die Fähigkeit, alle Dinge in diesem Licht zu sehen. Jeden Versuch aber, den christlichen Glaubensinhalt in irgendwelche Verbindung mit den Kategorien geschichtlichen Den-

kens zu bringen, lehnt K. ab. Charakteristisch dafür ist der Schluß seiner Auseinandersetzung mit *meiner* Schrift 'Jesu Persönlichkeit' 3. Aufl., Halle, Marhold 1921). Daß ich am Ende meiner Darstellung, die eine rein geschichtliche Untersuchung ist, betone, daß die letzte Deutung der Persönlichkeit Jesu (wie aller schöpferischen Persönlichkeiten) ins Metaphysische weise, fertigt K. ab mit den Worten: 'Durch diese Bemerkung weist er (Weidel) hin auf den wirklichen Tatbestand, aber macht da halt, wo seine dogmatischen Vorurteile (sic!) dieses Halt gebieten. Sage ich zu viel, wenn ich sage: so müssen auch die Gegner (sic!) wider Willen (sic!) Zeugen sein?'

Wenn K. erklärt, das Christentum sei 'kernhaft Christusglaube', so berührt er damit den Punkt, in dem fast alle einig sind, die sein Wesen zu erfassen suchen. Mit einem gewissen Recht stellt darum Emil Brunner in seinem Buche 'Der Mittler'(4) den ganzen Reichtum christlicher Gedanken von diesem Kernprobleme aus dar. Für ihn gibt es 'nur *eine* Frage, die ganz ernst ist: die Gottesfrage. Denn aus ihr gewinnt jede andere ihren Sinn und ihr Gewicht'. Gott aber ist der, der den Menschen 'vor die Entscheidung stellt'. Der 'Ort', wo diese Entscheidung geschieht, ist Jesus Christus. Durch ihn die Welt immer wieder vor die Entscheidung zu stellen, ist die einzige Aufgabe der Kirche, ist das einzige Mittel, den Zersetzungsprozeß der Welt aufzuhalten.

Das Entscheidende für das Wesen des Christentums sieht Br. darin, daß es die Offenbarung durchaus an ein absolut einmaliges und einzigartiges geschichtliches Ereignis knüpft. Daraus ergibt sich, daß es im Christentum gar kein unmittelbares Verhältnis, keine unmittelbare Einigung mit Gott gibt, wie in der mystischen Gottesschau, sondern 'zwischen der Seele und Gott steht ein Drittes, vielmehr ein Dritter, der beide Teile ebenso auseinander hält, als er sie verbindet, als der, durch den also Gott sich offenbart: Der Mittler'. Dadurch unterscheidet sich das Christentum scharf von der mittlerlosen Religion des Idealismus und der Mystik. Br. setzt zwar die allgemeine Offenbarung Gottes in der Schöpfung, in der Geschichte und besonders im Gewissen und damit Spuren der Wahrheit und Gottes auch außerhalb des Christentums voraus. Aber diese allgemeine Offenbarung ist nur eine gebrochene und *verzerrte*, nicht etwa das untere Stockwerk, auf dem sich das höhere Stockwerk der Heilsoffenbarung aufbaut, wie es der Katholizismus lehrt.

Als Mittlerglaube ist das Christentum unserer Zeit fast unverständlich geworden, sieht doch die Religion des Idealismus im Mittlergedanken, in der 'Gebundenheit an das einmalige geschichtliche Faktum', nur 'ein unwesentliches, pädagogisch-psychologisches Hilfsmittel, dessen der Reife nicht mehr bedarf'. Die Religiosität des modernen Menschen ist 'grundsätzlich mittlerlos'. 'Offenbarung ist ihm etwas zeitlos Allgemeines: das allgemeine «Wunder» der Naturordnung, das allgemeine «Wunder» der Geistesgesetzlichkeit, die Humanität, die Sittlichkeit, die Idee und Idealität; der allgemeine Sinn des Geschichtlichen, als Bilderbuch zum Textbuch der Ideen. Das Besondere ist ihm, sofern er es «Offenbarung» nennt, Symbol d. h. ein Allgemeines, ein zeitlos Wahres durchschimmernd durch ein Einzelnes.' Das alles steht nach Br. im Gegensatz zum Christentum. Denn das Christentum ist nichts als Glaube an den Mittler, an das einmalige Ereignis der versöhnenden Offenbarung.

Br. scheut sich nicht, die letzten Folgerungen seines Standpunkts mit verletzender Schärfe auszusprechen: 'Es gibt sicher viele respektable(!), fromme, gute Leute, die nicht an den Mittler glauben. Wir wollen von ihnen alles mögliche Gute sagen, nur eins wollen(!) wir, dürfen(!) wir nicht von ihnen sagen: *daß sie Christen seien.* Denn das Christsein ist identisch mit dem Glauben an den Mittler.' Das ist die gleiche Gesinnung,

die Kaftan in dem ehrlich die geschichtliche Wahrheit Suchenden den 'Gegner' erkennen läßt, nur weil er die Grenzen von Wissen und Glauben scharf beachtet. Die ganze 1900jährige Entwicklung des Christentums wird so ein einziger Irrweg, denn nach Br.s Urteil ist der Katholizismus nur eine Verzerrung des Christentums, und Erscheinungen, wie die Mystik, die Aufklärung, der deutsche Idealismus, haben mit Christentum nichts zu tun. Diese Theologie ist nichts als eine mit modernen Denkmitteln bis zu schroffster Einseitigkeit ausgebaute Prädestinationslehre, die kein anderes Ziel hat, als die 'Ehre' Gottes zu sichern, und die darüber vergißt, daß Gott Liebe ist, die nicht verdammen, sondern retten und alle Menschen zu sich ziehen will. Der Universalismus des Christentums ist hier jedenfalls preisgegeben.

Das Problem spitzt sich zu folgender Alternative zu: entweder ist Religion 'ein aus der Tiefe des Menschengemüts stammendes Leben, das sich mannigfach individualisiert' — dann gehört das Christentum mit in diese Reihe und muß sich innerhalb dieser verschiedenen Formen als die höchststehende erweisen lassen —, oder Religion ist als ein einmaliges, geschichtliches Faktum, das in Gottes souveränem Willen seinen Ursprung hat, nur in der absoluten Religion des Christentums zu fassen — damit wird der Wert aller andern natürlich illusorisch, da sie nur 'verzerrte Wahrheit' enthalten, ja im Grunde ist eigentlich ihr Vorhandensein unbegreiflich. Diese Auffassung ist aber nur die Folge einer durch nichts gerechtfertigten Verengerung des Offenbarungsbegriffs: daß nur der christlichen Offenbarung der Charakter der Einmaligkeit und Einzigartigkeit zukomme. In Wahrheit sind diese Attribute konstitutiv für den Offenbarungsbegriff überhaupt, denn *jede* Offenbarung ist, wenn dieser Begriff überhaupt einen Sinn haben soll, als Hineinwirken Gottes aus der Welt der Noumena in die der Phainomena, ein einmaliger und einzigartiger Akt, der so, wie er erlebt wird, nur in der von ihm berührten Seele erlebt werden kann. Will man nicht behaupten, daß Gott sich überhaupt nur einmal, in Jesus Christus, offenbart habe, was auch Br. nicht tut, dann wird man zugeben müssen, daß sein Offenbarungswille sich dauernd und immer wieder betätigt, so wie die Sonne nicht anders kann als leuchten, wenn auch natürlich das Licht der Offenbarung je nach der Menschenseele, in der es aufleuchtet, mehr oder weniger hell und klar sich reflektiert. In der Anwendung auf das Christentum bedeutet das, daß Jesus alle anderen Offenbarungsträger durch die Tiefe und Bedeutung der ihm gewordenen Offenbarung des Wesens Gottes überragt. Zwischen dem Christentum und den andern Religionen besteht kein Wesensgegensatz, denn die Definition, daß die Religion 'ein aus der Tiefe des Menschengemüts stammendes Leben' ist, ist schief und einseitig: Religion stammt immer und überall aus Gott, ist Berührung der Menschenseele durch Gott, ist Erfüllung menschlicher Sehnsucht und Erlösungsbedürftigkeit durch Gott, Hinneigung Gottes zu der verlangenden Menschenseele, die ja doch selber aus dem göttlichen Urquell stammt. Es besteht darum auch gar nicht jener Abgrund zwischen Gott und Mensch und Gott und Welt, wie ihn die dialektische Theologie aufreißt, und ebensowenig jener absolute Gegensatz zwischen menschlicher Unfreiheit und göttlicher Forderung, denn auch der sittliche Wille ist ja göttlichen Ursprungs und darum Gnade.

Bei solcher Sachlage aber ist es in der Tat nicht so aussichtslos, wie Br. es darstellt, auch von der Religionsgeschichte her ein tieferes Verständnis für Wesen und Eigenart des Christentums zu gewinnen.

Das versucht NATHAN SOEDERBLOM in seinem Werke 'DAS WERDEN DES GOTTESGLAUBENS'(5), in dem dieser Führer der christlichen Einigungsbestrebungen mit einfühlendem Verständnis zeigt, wie der Gottesglaube 'aus den dunklen Anfängen der Primitiven emporgestiegen' ist.

Als eine Hauptquelle des Gottesglaubens sieht S. den Animismus an.

Eine zweite Quelle ist der überall, auch im Volksglauben hoher Kulturen sich findende Mana-Glaube, d. h. die Überzeugung von dem Vorhandensein übernatürlicher Kräfte, die man sich durch Gebet und Opfer zu eigen machen kann oder die einem durch Zauber geraubt werden können.

Eine dritte Quelle ist der Glaube an Urväter, auf die man alles Unerklärliche und Wertvolle als auf seine Schöpfer zurückführte.

Aus diesen drei Quellen ist nach S. die Gottesvorstellung 'durch komplizierte und wohl in der Regel unentwirrbare Prozesse' entstanden.

Der entscheidende Begriff für das Wesen der Religion ist aber nach S. gar nicht der Gottesglaube, sondern der Unterschied von heilig und profan, denn 'es kann wirkliche Frömmigkeit geben ohne einen ausgebildeten Gottesglauben und Kult. Aber es gibt keine Frömmigkeit, die diesen Namen verdient, ohne die Vorstellung vom Heiligen. Fromm ist der, für den es etwas Heiliges gibt'.

Eine ganz entscheidende Bedeutung hat diese Vorstellung im Mosaismus gewonnen. Moses' Jahve ist 'eine echt animistische Gottheit', ein wilder, schreckenerregender Naturgeist mit gewaltsamen Willensäußerungen, der aber Züge einer Urhebergottheit in sich aufnahm und sich dadurch versittlichte. Sein Name ist tabu und ebenso sein Tag, vor allem aber alles, was irgend mit ihm zusammenhängt. Machtwille und Tabuschrecken blieben kennzeichnende Momente der weiteren Entwicklung. Der animistische Ursprung wirkte nach z. B. in der Vorstellung einer Schöpfung aus Nichts auf Grund eines bloßen Willensaktes, ja noch in der Übersteigerung der Willensseite Gottes in der dialektischen Theologie mit ihrer völligen Entwertung alles Weltlichen und Menschlichen und seiner knechtischen Unterwerfung unter den unbegreiflichen Willen Gottes.

S. meint gelegentlich: 'Eigentlich sollten die Kultur- und Religionswissenschaft sich allein monographisch betätigen.' Und doch sind Versuche, die bisher erreichte Erkenntnis in einer Gesamtüberschau zusammenzufassen, unentbehrlich, weil sie die Scheidung des Gesicherten von dem Problematischen erleichtern, auf Lücken der Erkenntnis aufmerksam machen und der Forschung so neue Antriebe geben. Zwei solcher Zusammenfassungen verdanken wir CARL CLEMEN. Er hat den 1. Band seiner 'RELIGIONSGESCHICHTE EUROPAS'(6) erscheinen lassen und dadurch unsere religionsgeschichtliche Literatur aufs wertvollste bereichert. Ein in unzähligen Monographien zerstreutes Material ist hier übersichtlich vereinigt und eine Reihe von Gebieten der europäischen Religionsgeschichte ist hier überhaupt zum ersten Mal in das Licht wissenschaftlicher Betrachtung gerückt: die vorgeschichtliche Religion der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit. Vom 3. Abschnitt, der den Indogermanen gewidmet ist, beansprucht das 1. Kapitel über die urindogermanische Religion besonderes Interesse. Dieser Versuch einer Rekonstruktion ist ja heute, wo die Forschung die Urheimat der Indogermanen in Europa sucht, eines der wichtigsten Kapitel der europäischen Religionsgeschichte.

In Verbindung mit 11 anderen Fachgelehrten hat CARL CLEMEN 'DIE RELIGIONEN DER ERDE, IHR WESEN UND IHRE GESCHICHTE'(7) behandelt. Das Werk will den Gebildeten ohne gelehrten Ballast die gesicherten Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung darstellen. Knapp und klar werden die wesentlichen Züge der Religionen herausgearbeitet.

Die Darstellung des Christentums hat Erich Seeberg gegeben. Das Christentum ist nach ihm eine orientalische Religion und hat seine Wurzeln außer im Prophetismus

und Spätjudentum in den verschiedensten orientalischen Religionen. Es hebt sich aber die Eigenart der christlichen Religion im Evangelium Jesu unverkennbar ab von allen anderen Religionen durch folgende Züge: 1. durch den ihm eigentümlichen Gottesgedanken. Der heilige Gott, der die Entscheidung zwischen gut und böse fordert und im Endgericht durchsetzt, ist doch der Gott der Sünder. Er selbst schenkt die Kraft, nach seinem Willen zu leben und in sein Reich einzugehen. Die lebenschaffende Liebe Gottes vereint Gericht und Vergebung. 2. Durch die Aufhebung jeder gesetzlichen Frömmigkeit: gut kann nur der handeln, den Gott aus Schuld und Sünde zu sich emporgezogen hat. Nicht gute Werke führen zu Gott, sondern Gott schlägt die Brücke zum Menschen. Ohne Erlösungsreligion keine wirkliche Moral: erst die Gemeinschaft aus Gott, die nur durch Umkehr, Bruch, Wiedergeburt zu erreichen ist, ermöglicht sittliches Leben. 3. Durch die persönliche Gemeinschaft Jesu mit Gott: in ihr ist das Ziel aller Geschichte Gegenwart geworden. Sein Heilandswirken ist ihm Zeichen, daß die Gottesherrschaft sich verwirklicht und über alles Böse und Dämonische triumphiert, sein Werk ist Gottes Werk, auch sein Tod dient Gottes Erlösungsabsicht mit den Menschen. Auf dieser Grundlage entwirft S. eine plastische und meisterhafte Darstellung des Entwicklungsganges der christlichen Religion.

In seiner Würdigung Luthers, auf den sich die dialektische Theologie mit Vorliebe für ihre grundsätzliche Ablehnung des deutschen Idealismus beruft, erklärt übrigens S. ausdrücklich, für Luther sei die 'Grundidee' des Christentums bezeichnend, 'wonach das Ewige notwendig zeitlich, das Geistige leiblich und der Geist Wort werden muß. Hier ist in Luthers eigenster Gedankenwelt ein idealistischer Keim, der die pure Kontrastierung von reformatorischem Christentum und deutschem Idealismus als nicht ratsam erscheinen läßt'.

Während die dialektische Theologie die religionsphilosophische Methode als für die christliche Offenbarungsreligion irreführend ablehnt, weil sie das Christentum in eine Linie mit den übrigen Religionen rückt, statt es von vornherein in seiner unvergleichbaren Einzigartigkeit anzuerkennen, hat sich neuerdings sogar der Katholizismus zu einer rein religionsphilosophischen Behandlung religiöser Probleme verstanden. Die erste systematische 'Religionsphilosophie' auf katholischer Grundlage hat J. P. Steffes (8) geschaffen, nachdem Wunderle, Scheler und Gründler den Boden dafür bereitet hatten. St. sieht den Grund für die Entstehung einer besonderen Religionsphilosophie in der mit der Renaissance einsetzenden Anzweiflung des Wertes der Religion. In konsequenter Wendung zur Immanenz und Diesseitigkeit entstand die mathematisch-mechanische und parallel mit ihr die organisch-harmonische Weltauffassung, die entweder den Begriff Gottes zur Bedeutungslosigkeit herabdrückte oder die Welt pantheistisch als Verkörperung Gottes auffaßte. Eine noch viel stärkere Wendung zur Immanenz vollzog Kant, ein zweiter Kopernikus, indem er alles wissenschaftliche Erkennen formal aus dem Geiste herleitete und die Wurzeln alles sittlichen Lebens allein in der Innerlichkeit des Menschen sah. Doch den Grund zu dieser Wendung der Religion rein auf das Innermenschliche hatte Luther gelegt, indem er an Stelle der äußeren Bindung durch die Autorität der Kirche die Gottbestimmtheit durch den Glauben d. h. das persönliche Erleben des einzelnen setzte. Von da an blieb zur grundsätzlichen Erfassung und wissenschaftlichen Behandlung der R. nur der Weg der Psychologie und Philosophie übrig.

In der gleichen Richtung wirkte seit Kant, Herder, Goethe, Hegel der Entwicklungsgedanke. Denn die damit gegebene reine Diesseitigkeit der Weltanschauung stellte 'die Persönlichkeit und Bewußtheit Gottes wie überhaupt seine weltjenseitige

Existenz' in Frage. Wunder und Weissagungen wurden durch die Naturgesetze ausgeschlossen, und der ewige Fluß aller Lebensformen relativierte alle Werte, machte also die Annahme einer Absolutheit des Christentums unmöglich. Ethnologie und Religionsgeschichte vollendeten diese Entwicklung.

Da die Philosophie Wesenforschung ist, die Religion aber von allen ihren Anhängern als tiefste und höchste Wirklichkeit empfunden wird, so ist damit Recht und Aufgabe der Religionsphilosophie gegeben: 'Die Philosophie bedarf der Religion, weil sie *alle Wirklichkeit* umspannen will, mehr aber noch, weil erst die Religion ihr Weltbild abrundet und abschließt . . ., aber auch diese ist auf die Philosophie angewiesen zum Zwecke ihrer Begründung und kritischen Selbstverfassung und -behauptung.' Beide haben, so verschieden sie ihrem Wesen nach auch sind — denn die Philosophie ist eine Denkfunktion, die R. dagegen eine neue Lebenswirklichkeit, geformt von einem überirdischen Kraftfeld aus —, doch manche Objekte gemeinsam: Gottesbegriff, Wesen des Menschen, Freiheit, Unsterblichkeit. Und endlich wird die Religionsphilosophie gefordert 'von der Einheit des menschlichen Geistes und damit auch von der Einheit der Kultur'. Eine Gleichgültigkeit oder gar Feindschaft beider Größen gegeneinander wäre auf die Dauer nicht zu ertragen.

Durch ihre Aufgabe, das Wesen der Religion zu erfassen und die religiöse Erfahrung kritisch zu reinigen, grenzt sich die Religionsphilosophie auch reinlich gegenüber der Theologie ab. In der Verquickung von systematischer Theologie und religionspsychologischer Methode sieht darum ROBERT JELKE in seiner 'RELIGIONSPHILOSOPHIE'(9) das Bedenkliche der Wobberminschen Darstellung. Denn die Theologie hat 'den Standpunkt der Gemeinde zu rechtfertigen, daß im Christentum die volle, unüberbietbare Offenbarung Gottes gegeben und darum das Christentum als die absolute Religion anzusehen' ist. Die Theologie ist Offenbarungswissenschaft, sie hat also im Gegensatz zur Religionsphilosophie 'zum Gegenstand ihrer Arbeit eine Größe, die nicht ohne weiteres jedermann zugänglich ist'. Sie muß als Wissenschaft die Wirklichkeit ihrer Offenbarung begründen und die Bedingungen, unter denen diese Erfahrung eintritt, angeben, um dem Verdacht zu entgehen, 'als sei ihr Objekt eine lediglich fingierte Größe'. Die Religionsphilosophie dagegen hat das religiöse Bewußtsein kritisch auf eine eventuelle Eigengesetzlichkeit hin zu durchmustern und sie in einer oder verschiedenen Geistesanlagen zu begründen.

J. kommt in bezug auf diese Frage zu einer bejahenden Antwort. Die Religion ist 'ein tief in der Organisation unseres Geistes verankertes Phänomen, also unmöglich ein zufälliges Produkt dieses unseres Geistes'. Sie ist 'ein Erleben eigenster Art', beruhend auf einer besonderen religiösen Vernunftanlage, einem religiösen Apriori. Es ist die 'Fähigkeit des Menschen, des Wirkens und damit des Seins des überweltlichen Gottes inne zu werden'. Es ist also eine 'rein formale Anlage'. Der Inhalt aller echten Religion dagegen stammt 'aus einer Selbstoffenbarung des Absoluten'. Beruht so alle Religion auf Offenbarung, so ist damit zugleich gegeben, daß es eine 'einzig und allein in dem Geiste des Menschen wurzelnde Religion nicht gibt', daß Religion nicht reine Vernunftschöpfung sein kann, sondern 'Wirkung des unendlichen Geistes auf den Menschengeist'.

Die Wirklichkeit des religiösen Objekts kann darum gar nicht anders gewiß werden als durch 'ein unmittelbares Innewerden der Wirklichkeit Gottes aus der Wirkung, die der Menschengeist verspürt', also durch ein Aufgezwungenwerden, nicht durch ein 'denknotwendiges Erschließen'. Wird aber im religiösen Akt die Spontaneität des Menschen durch objektive Einwirkung der supranaturalen Macht ausgelöst, dann

ist das nur denkbar, wenn 'in der letzten Tiefe eine Wesensverwandtschaft zwischen der verursachenden transzendenten Realität und dem von dieser Wirkung zu treffenden religiösen Subjekt besteht'. Dies aber ist der Standpunkt des Idealismus.

Von allen Religionen ist das Christentum religionsphilosophisch am höchsten zu werten, weil es die wahrhaft ethische und zugleich die gesund transzendent orientierte Religion ist.

Zum Schluß dieses Berichtes sei noch auf einer kleines Büchlein des Gießener Philosophen AUGUST MESSER: 'GLAUBEN UND WISSEN'(10) hingewiesen, das in Gestalt eines Bekenntnisses in Briefen eine Bestätigung des Satzes von Jelke ist: 'Unser Geistesleben ist ohne Religion ein Torso.' Die Offenheit dieser Lebensbeichte hat nicht nur um der Person des Verfassers willen Interesse, sondern auch wegen der tiefen Tragik des heillosen Konfliktes, in den der denkende Katholik mit der dogmatischen Starrheit seiner Kirche gerät. Das ehrliche Ringen einer wahrheitsuchenden Seele um letzte Gewißheit in unserer so problematischen Zeit mit ihrer Glaubenslosigkeit und Glaubensfeindlichkeit ist zudem ein document humain, das über alles Persönliche hinaus typische Bedeutung hat. Das Büchlein ist eine erschütternde Bestätigung des Wortes Augustins: Tu nos fecisti ad te et cor nostrum irrequietum est, donec requiescat in te.

1. GEORG WOBBERMIN, WESEN UND WAHRHEIT DES CHRISTENTUMS. (Systematische Theologie nach religionspsychologischer Methode 3. Bd.). 2. Aufl. XII, 511 S. mit 1 Tafelbild. Leipzig, Hinrichs 1926. 18 RM.

2. HANDWÖRTERBUCH FÜR THEOLOGIE UND RELIGIONSWISSENSCHAFT. DIE RELIGION IN GESCHICHTE UND GEGENWART, HRSG. VON H. GUNKEL UND L. ZSCHARNACK IN VERBINDUNG MIT A. BERTHOLET, H. FABER UND H. STEPHAN. 2. Aufl. Tübingen, Mohr 1926ff. Bis jetzt 26 Lieferungen zu je 1.80 RM.

3. THEODOR KAFTAN, DAS CHRISTENTUM ALS RELIGION, ALS SITTLICHKEIT, ALS WELTANSCHAUUNG. Schleswig, Berger 1927. VII, 137 S. 4.20 RM.

4. EMIL BRUNNER, DER MITTLER. ZUR BESINNUNG ÜBER DEN CHRISTUSGLAUBEN. Tübingen, Mohr 1927. X, 565 S. 14.40 RM.

5. NATHAN SOEDERBLOM, DAS WERDEN DES GOTTESGLAUBENS. UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE ANFÄNGE DER RELIGION. DEUTSCH V. R. STÜBE. 2. Aufl. Leipzig, Hinrichs 1926. XV, 361 S. 12.50 RM.

6. CARL CLEMEN, RELIGIONSGESCHICHTE EUROPAS. 1. BD. BIS ZUM UNTERGANG DER NICHTCHRISTLICHEN RELIGIONEN. (Kulturgeschichtl. Bibl. Hrsg. von W. Foy II, 1.) Mit 130 Textabbildungen. Heidelberg, Winter 1926. VII, 383 S. 17 RM.

7. CARL CLEMEN, DIE RELIGIONEN DER ERDE, IHR WESEN UND IHRE GESCHICHTE. Mit 135 Illustrationen. München, Bruckmann 1927. XII, 515 S. 22 RM.

8. JOHANN PETER STEFFES, RELIGIONSPHILOSOPHIE. Kempten, Kösel & Pustet 1925. X, 280 S. 7.70 RM.

9. ROBERT JELKE, RELIGIONSPHILOSOPHIE. Leipzig, Quelle & Meyer 1927. XI, 333 S. 18 RM.

10. AUGUST MESSER, GLAUBEN UND WISSEN. GESCHICHTE EINER INNEREN ENTWICKLUNG. 3. Aufl. München, Reinhardt 1924. VI, 176 S. 2 RM.

BILDUNGSWESEN: STAND DER VOLKSSCHULLEHRERBILDUNG IN DEUTSCHLAND UND IN AUSSERDEUTSCHEN LÄNDERN

VON ERNST SCHMIDT (LÜBBECKE)

A. DER STAND DER LEHRERBILDUNG IN DEUTSCHLAND

Artikel 143, Absatz 2 der Deutschen Reichsverfassung vom 11. August 1919 bestimmt: 'Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu gestalten.' Damit ist klar zum Ausdruck gebracht, daß der künftige Lehrer seine Ausbildung zunächst auf einer allgemein bildenden höheren Lehranstalt erhalten soll. Solche Bildung vermittelten bisher Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule. Hinzu gekommen sind die neunstufige

Deutsche Oberschule und ihr verkürzter Typ, die sechsklassige Aufbauschule. Mit einem Reifezeugnis einer dieser Schulen tritt der sich auf den Lehrerberuf Vorbereitende in die Hochschule ein, sei es nun eine Universität oder Technische Hochschule oder in eine der neuen Pädagogischen Akademien oder Pädagogischen Institute. Während die Akademien selbständig sind, gliedern sich die Institute z. T. in Hochschulen der ersteren Art ein. Der eine oder andere Gang wird in den meisten deutschen Staaten eingeschlagen; die alte Lehrerbildung ist abgebaut worden. Die letzten Seminare in Preußen haben 1926 geschlossen.

Es muß hier von vornherein darauf hingewiesen werden, daß zur Zeit noch keineswegs eine einheitliche Ausbildung deutscher Volksschullehrer erfolgt, sondern die Wege sind noch recht verschieden, wenngleich nicht verkannt werden soll, daß sich langsam eine gewisse Gleichmäßigkeit und wünschenswerte Einheitlichkeit Bahn schafft. Aber schon jetzt kann gesagt werden, daß es wahrscheinlich besser war, wenn das Reich von sich aus darauf verzichtete, eine Gesamtregelung vorzeitig in die Hand zu nehmen. Man wollte den Ländern freie Hand lassen, um erst einmal zur Gewinnung von Erfahrungen und Einsichten auf dem außerordentlich heiklen Gebiete zu gelangen.

Den derzeitigen Tatbestand erhellt am besten die Entschließung des Reichsministers des Innern vom 12. Januar 1923: 'Die Einbringung eines Gesetzentwurfes über die Lehrerbildung ist zur Zeit nicht möglich wegen der finanziellen Rückwirkungen im Hinblick auf die Landessteuergesetzgebung . . . Soweit einzelne Länder selbständig vorgegangen sind, wird es Sache des Reichsministeriums sein, auf eine möglichste Gleichmäßigkeit der zu ergreifenden Maßnahmen hinzuweisen bzw. hinzuwirken.' Inzwischen sind Sachsen, Thüringen, Hessen, Preußen, Baden, Mecklenburg, Hamburg und Braunschweig selbständig an die Sache der Neuordnung der Volksschullehrerbildung herangetreten. Ihnen haben sich kleinere Staaten wie Lippe, Anhalt und Bremen angeschlossen.

Nach dem Volksschullehrerbildungsgesetz vom Juli 1922 ist *Thüringen* dazu übergegangen, die wissenschaftliche Ausbildung seiner Lehrer an die Landesuniversität Jena zu verlegen. Nach drei wissenschaftlichen Studienjahren folgt ein schulpraktisches Jahr. Die Universitätsausbildung hat einen ausgesprochen pädagogisch-psychologischen Charakter. Studienfächer sind außer Pädagogik (Geschichte, Erziehungswissenschaft, Schulkunde, Allgemeine Unterrichtslehre, Jugendrecht, Schulhygiene) noch Psychologie (Allgemeine, Pädagogische, Psychopathologie, Heilpädagogik, Kinder- und Jugendlichen-Psychologie), Philosophie in ihrer Geschichte, Logik und Erkenntnislehre sowie eine Fachwissenschaft in Gestalt eines wissenschaftlichen oder künstlerischen technischen Faches. Die praktische Ausbildung geschieht durch die Arbeit in der Universitäts-Übungsschule und das während dreier Jahre verbindliche Schulpraktikum. Hinzu kommt noch die Schulhelferzeit während der akademischen Ferien.

Ähnlich der Lehrerausbildung in Thüringen hat *Sachsen* seine neue Volksschullehrerausbildung geordnet. Auch hier ist wie in Jena gezeigt worden, daß die An- oder Eingliederung eines Pädagogischen Instituts an oder in die Hochschule durchaus möglich ist. Es hat sich ferner ergeben, daß infolge der verschiedenen Bildungsgänge von Volksschullehrern und Lehrern an höheren Schulen die oft gehörte Befürchtung des Umsattelns einer Kategorie in den Bildungsgang der anderen nicht tunlich und auch nicht ausgeführt worden ist. Sachsen hat die neue Volksschullehrerbildung der Universität Leipzig angeschlossen und mit der Technischen Hochschule in Dresden verbunden. Neben philosophischer Fakultät und Pädagogischem Institut wirken alle anderen Fakultäten, wenn auch in schwächerem Umfang, an der Ausbildung künftiger Volksschul-

lehrer mit, und zwar in Vorlesungen und Übungen. Auch Sachsen läßt neben den bei Thüringen erwähnten pädagogischen Teilgebieten ein Fachstudium zu. Der Ausbildungsgang umfaßt drei Jahre. In ihm wird ein Teil Schulpraxis miterledigt. Die Ausbildung der Berufsschullehrer erstreckt sich auf ein weiteres Jahr. Studienpläne und Prüfungsordnungen sind bis ins kleinste geregelt.

Einen wesentlich anderen Weg der Neuordnung der Volksschullehrerbildung hat *Preußen* eingeschlagen. Es hat bisher vier Pädagogische Akademien gegründet, zunächst eine evangelische in Elbing, ferner eine solche für Lehrer und Lehrerinnen in Kiel, eine katholische in Bonn und eine simultane für beide Geschlechter in Frankfurt a. M.

Aus dem Bildungsziel der Lehrerbildung, nicht Fachgelehrter und Forscher sondern Bildner zu sein, d. h. in unmittelbarer Nähe mit dem Volke geistiges Leben zu wecken und zu gestalten, muß sich das Wesensmerkmal seiner Bildung ergeben. Daraus ist wiederum die Eigenart der Pädagogischen Akademien zu folgern. Sie sollen:

1. in hervorragendem Maße Pflegestätten der Pädagogik in ihrem ganzen Umfange als Wissenschaft sein;
2. die Bildungs- und Kulturgüter vermitteln, die für das Volk und seine Schule eine überragende Bedeutung haben; namentlich in Hinsicht auf Heimat und Volkstum;
3. die berufsethische Aufgabe in Heranbildung eines zum Dienste an der Volksgemeinschaft willigen und befähigten Volksschullehrerstandes erkennen und bei der Ausbildung und Formung von Lehrer- und Erzieherpersönlichkeiten durchführen.

Die neue Stundentafel zeigt hinsichtlich der Anordnung und Zusammenstellung auf den allgemeinen Stoffgebieten wie auch den speziellen Wissenschaften in Vorträgen, Vorlesungen und Übungen öffentlicher Art wie in Arbeitsgemeinschaften viele und mannigfache Verbesserungen. Zur Vermittlung des Bildungsgutes der Volksschule und seiner Methoden tritt die von Heimat- und Volkskundlichem sowie Staats- und Gesellschaftslehre. Daneben ist es die Aufgabe der preußischen Akademien, für die technische und künstlerische Ausbildung (in Zeichnen, Werkunterricht, Nadelarbeit, Musik und Leibesübungen) Sorge zu tragen.

Eine Prüfungsordnung für die erste Lehramtsprüfung soll noch erscheinen. Stipendien können unter besonderen Umständen gewährt werden. Die noch im Versuchsstadium befindlichen Akademien sind mit 50 Studierenden und 12 hauptamtlichen Dozenten (Professoren) im ersten Jahre, mit 100 Besuchern und 14 Dozenten im zweiten Jahre, im ausgebauten Zustande mit gegen dreihundert Studierenden und bis 24 Dozenten anzusetzen. Auf ein besonderes wissenschaftliches Wahlfach verzichtet Preußen. Es knüpft eben vorsichtig, aber ehrlichen Willens an die vor dem Kriege geplante Seminarreform an und will die Lehrerbildung auf einer wirklichen erziehungswissenschaftlichen Hochschule (Akademie) eigener und ganz besonderer Art bewerkstelligen. Diese Neuordnung in Preußen trägt unzweifelhaft manche Züge, zumal in den leitenden Grundideen, vom Lehrerbildungsideal Eduard Sprangers an sich, wie auch bedeutende Grundgedanken des preußischen Ministers Becker.

Gewiß ist bereits manches, was in der Denkschrift von 1925 steht, durch Erfahrungen als überholt anerkannt. Es werden nicht mehr neben Dozenten Studienräte lehren, sondern der Lehrkörper der Akademie besteht lediglich aus Dozenten, die den Titel Professor tragen. Man rechnet in Preußen zur Bewältigung der gesamten Volks-

schullehrerbildung mit etwa dreißig solcher Akademien, denen der Unterrichtsminister die Aufgabe zuspricht, den 'neuen deutschen Vollmenschen' nach dem Vorbilde des antiken Vollmenschen zu bilden, der ein Gegengewicht darstellen soll in seiner geschlossenen Einheitlichkeit, die durchaus harmonisch sein und wirken kann, entgegen der fortschreitenden Differenzierung, unaufhaltsamen Spezialisierung und Technisierung unseres Lebens.

Wir haben mit voller Absicht die Neuordnung der Volksschullehrerbildung in Preußen, als dem größten deutschen Volksstaate, ausführlicher behandelt, weil Preußen eben doch einen Mittelweg zwischen Universitätsbildung und Seminarbildung eingeschlagen hat. Nach Preußen haben sich mehrere Staaten gerichtet oder sich an seine Reform angeschlossen.

Frühzeitig begann der Abbau der alten Lehrerseminare und deren Umwandlung in Aufbauschulen in *Hessen.* Im J. 1921 bestimmte das Landtagsgesetz: 'Die Allgemeinbildung der Volksschullehrer wird in Zukunft nur auf einer höheren Schule erreicht.' Ostern 1925 wurde bei der Technischen Hochschule in Darmstadt und auf Wunsch Rheinhessens fast zur gleichen Zeit auch in Mainz ein Pädagogisches Institut eröffnet. Beide Institute sind mit der Technischen Hochschule eng verbunden, ein Teil der Dozenten ist auch für die Lehrerbildung am Institut tätig, Direktoren der Institute sind gleicherweise Honorarprofessoren in der Hochschule. Es sei hier daran erinnert, daß die Lehrerbildungsreform in Hessen an den Pädagogischen Kursus in Darmstadt anknüpft, der seit 1908 Schüler höherer Lehranstalten in einem, nach 1919 in zwei Jahren zu Volksschullehrern ausbildete. Die Studiendauer ist nach der kürzlich erschienenen Prüfungsordnung auf zwei und ein halbes Jahr festgesetzt (bisher zwei Jahre). Die theoretische Ausbildung in Philosophie, Psychologie und Systematischer Pädagogik erfolgt samt allgemeiner Erziehungs- und Unterrichtslehre an der Hochschule, die schulpraktische (in der Methodik der Schulfächer mit Übungen und Demonstrationen) am Institut. Die Studierenden sind Vollstudenten der Darmstädter Hochschule und dort bei der Kultur- und Staatswissenschaftlichen Abteilung immatrikuliert. Die Zahl der Studierenden war an beiden Instituten im letzten Sommer-Semester (1927) gegen 180.

Ein ähnlicher Lehrerbildungs-Gesetzentwurf wie in Hessen wurde 1925 in *Baden* im Landtage eingebracht. Er erreichte aber keine absolute Mehrheit und mußte fallen. Der neue Entwurf vom April 1926 ist Gesetz geworden. Er bestimmt: Die Volksschullehrer(innen) erhalten ihre Ausbildung in einem zweijährigen erziehungswissenschaftlichen Lehrgang an 'Lehrerbildungsanstalten', in denen der Unterricht unentgeltlich erteilt wird. Zur Abschlußprüfung werden auch Leute mit anderem Bildungsstand zugelassen. Die Befähigung zur Erteilung des Religionsunterrichts wird von den Vertretern der Religionsgesellschaften zugesprochen. Zugelassen werden kann, wer das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt besitzt oder nach Primareife einen einjährigen Vorkursus mit Abschlußprüfung an der Lehrerbildungsanstalt erledigt hat. Diese Ausbildung ist also in Baden gänzlich unabhängig von der Universität. An Lehrerbildungsanstalten sind zwei mit konfessionellem Charakter (eine evangelische in Heidelberg, eine katholische in Freiburg) und eine mit simultanem Charakter in Karlsruhe vorhanden. Da die Lehrer der Anstalt Hochschulprofessoren und akademische Studienräte sind, so ist die Ausbildung eine der preußischen nicht ungleiche.

Mecklenburg-Schwerin wollte durch Gesetz von 1925 zuerst nach erfolgtem Besuch des fünfstufigen Lehrerseminars oder nach einer ähnlichen Vorbildung die wissenschaftliche Ausbildung an einem Pädagogischen Institut in Rostock und die schulpraktische

Ausbildung an den Schulen der Stadt bewerkstelligen. Eine kulturfreundliche Regierung hat durch Gesetz vom Januar 1927 folgendes festgesetzt: Die Ausbildung erfolgt ab Ostern 1927 (die Seminare zu Neukloster und Lübthen schlossen zu diesem Termin) an einem Institut, das der Landesuniversität zunächst angegliedert, aber wohl in absehbarer Zeit eingegliedert wird. Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt ist zum Eintritt erforderlich. Das Studium dauert vier Semester. Neben wissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen laufen Hospitieren und Praktizieren an den Volksschulen der Stadt und des Dorfes nebenher. Seit Ostern 1927 ist auch eine Volks- und Mittelschulklassen umfassende Übungsschule vorhanden, so daß auch in Mecklenburg eine mehr oder weniger akademische Ausbildung für Volksschullehrer im Gange ist.

Das 'Gesetz über die Neuordnung der Lehrerbildung in *Hamburg*' ist gegen Ende des Jahres 1922 zustande gekommen und von der Gesamtbürgerschaft angenommen worden. Danach studiert der angehendeVolksschullehrer mit dem Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt an der Staatsuniversität drei Jahre Erziehungswissenschaft mit allen Hilfswissenschaften sowie ein künstlerisches, technisches oder wissenschaftliches Spezialgebiet. Die erziehungswissenschaftliche und -praktische Ausbildung ist im 'Erziehungswissenschaftlichen Institut' der Universität zu erwirken. Wie verlautet, will Hamburg seine Lehrer mit akademischer Ausbildung in den beiden der Stufe für Lehrer an höheren Schulen vorangehenden Gehaltsstufen eingruppieren.

In *Braunschweig* ist seit dem Sommersemester 1927 die Einrichtung bei der Technischen Hochschule getroffen, daß Studierende der Erziehungswissenschaft mit dem Zeugnis der Reife drei Jahre zur Erlangung einer Lehrbefähigung für eine Volks-, Mittel- oder Sonderschule studieren. Vier Semester können auch an einer anderen Hochschule verbracht und angerechnet werden. Für die Anstellung als Mittelschullehrer ist die Erwerbung einer zweiten Lehrbefähigung in einem wissenschaftlichen Fach erforderlich. Einführung in die Schulpraxis erfolgt vom dritten Semester ab.

Bayern hatte bis vor kurzem noch sein Lehrerseminar zur Ausbildung angehender Volksschullehrer. Man hat lange auf ein einheitliches Vorgehen des Reiches gewartet. Die meisten Vorschläge zur Lehrerbildungsreform sowohl von Lehrervereinen als auch von seiten der Universitätsprofessoren sahen einen dreijährigen Ausbildungsgang nach Erlangung der Universitätsreife an einer neunstufigen Anstalt vor. Dem bayerischen Landtag ist neuerdings eine Denkschrift des Staatsministeriums für Unterricht und Kultur zugegangen, die Vorschläge gehen auf eine dem preußischen Weg grundsätzlich verwandte Regelung: Trennung von Allgemeinbildung und Berufsbildung, Allgemeinbildung durch Schulen, die zum Reifezeugnis führen, Berufsbildung auf der zweijährigen 'Pädagogischen Akademie', ergänzt durch zweijährige Berufsfortbildung in öffentlichen Volksschulen, die durch eine zweite Prüfung abgeschlossen wird. Abweichend von der preußischen Lösung wird jedoch die bisherige höhere Schule (G., RG., ORS.) nicht für die geeignete Vorbereitung zum Besuch der Pädagogischen Akademie angesehen; sie soll nur einen Seitenweg darstellen; die normale Vorbereitung soll die sechsklassige Aufbauschule mit dem Ziel der 'Deutschen Oberschule' darstellen. Diese in Bayern neu zu errichtende Schule soll ein Reifezeugnis erhalten, das zum Studium auf anderen Hochschulen nur berechtigt, wenn eine Ergänzungsprüfung bestanden ist; dieser Schultypus soll aber im wesentlichen auf die Bedürfnisse der Pädagogischen Akademien eingerichtet werden.

Auch *Württemberg* bleibt vorläufig bei einer Verbesserung seiner bisherigen Lehrerbildung stehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Sache der neuen Lehrerbildung auch hier ähnlich wie in Preußen vor sich gehen soll.



Anhalt hat mit Schließung seiner zweijährigen Ausbildungskurse als vorläufiger Lösung ein dreijähriges Studium in Jena, Leipzig oder Dresden eingerichtet. Die Ausbildung der Lehrerinnen auf Oberlyzeen ist mit Ostern 1928 beendet.

In *Lippe-Detmold* ist die Neuordnung mit März 1926 so geregelt, daß nach Schließung des Landesseminars zu Detmold die dreijährige Ausbildung in Jena nach besonderen Vereinbarungen vor sich geht.

In der Freien und Hansestadt *Bremen* sind die Verhandlungen noch nicht zum Abschluß gebracht. Aber es wird hier ebenfalls nach Vereinbarung mit der thüringischen Landesuniversität ein dreijähriges Studium in Jena kommen.

Mecklenburg-Strelitz will ebenfalls seinen hochbegabten Abiturienten freies zweijähriges Studium mit allerlei geldlichen Erleichterungen gewähren.

Schaumburg-Lippe wird sich entweder zum Studium auf der Universität Jena entschließen oder die angehenden Volksschullehrer auf einer preußischen Akademie studieren lassen.

Oldenburg hat ebenso wie *Lübeck* bisher noch nichts Endgültiges festgesetzt. Es ist noch die Frage, ob dort besondere Einrichtungen zur neuen Lehrerbildung getroffen werden sollen und können.

B. Der Stand der Lehrerbildung in außerdeutschen Staaten

Angesichts der großen Kulturaufgabe mit ihren mannigfachen Lösungsversuchen in Deutschland, wie sie die neue Lehrerbildung stellt, dürfte es lehrreich sein, noch einen kurzen Blick auf die Neuordnung in *außerdeutschen* Ländern zu werfen.

Da kommt als erstes Land *Österreich* in Frage. Es ist das alte, glorreiche Österreich nicht mehr, sondern jener kleine und geschwächte Staat, der mit ganz anderen, wenn nicht entgegengesetzten Lebensbedingungen und Interessen nicht so an seine wirtschaftlichen, geschweige kulturellen Aufgaben und ihre notwendige Lösung herantreten kann, wie er das wohl möchte und verdiente.

In Österreich bestanden bis zur Revolution vierjährige Lehrerausbildungskurse. Ihre Unzulänglichkeit war hinreichend bekannt. Trotz des neuen Entwurfs des Leiters des Unterrichtsamtes, Otto Glöckel, konnten sich weder Nationalrat noch Unterrichtsverwaltung für eine gewiß dringlich und dringlicher werdende Reform einsetzen. So sind denn Bundesländer dazu übergegangen, ihre neue Lehrerbildung auf 'Lehrerhochschulen' ähnlich den Pädagogischen Instituten in Deutschland in vier Halbjahren zu bewerkstelligen; auch hier nach Absolvierung einer neunstufigen oder sechsstufigen Mittel- d. h. höheren Schule.

Die Stadt *Wien* ist infolge der wiederholten Verzögerungen selbständig vorgegangen und hat viersemestrige hochschulmäßige Lehrerausbildungskurse beim Pädagogischen Institut der Stadt eingerichtet. Es ist kein Zweifel, daß die Bundesländer zur gegebenen Zeit folgen werden, wenngleich sie gegenwärtig noch an ihren vierjährigen Lehrerbildungsanstalten festhalten. Für Lehrer an Sonderanstalten, heilpädagogischen Schulen, Mittelschulen unserer Art und den österreichischen Berufsschulen aller Art sind beim Institut besondere Kurse mit besonderen Vortrags- und Übungsreihen eingerichtet. Die Zahl der am Institut Studierenden betrug im letzten Jahre (1927) etwa 200. Als Professoren wirken Lehrer der Universität mit. Der Ausbildungskursus ist unentgeltlich. Das Institut dient gleicherweise wie der Ausbildung auch der Lehrerfortbildung.

Die *Schweiz* hat die Lehrerbildung in den einzelnen Kantonen ganz verschieden geregelt; und zwar entweder durch Besuch des Lehrerseminars oder durch den der

Mittelschule und Universität. Statt auf der Hochschule bildet St. Gallen auf einer Lehramtsschule (etwas ähnlichem wie der preußischen Pädagogischen Akademie) aus. Im Kanton Basel ist die Trennung von allgemein- und fachwissenschaftlicher Ausbildung schon seit 1892 vollzogen. Die gesamte Lehrerbildung sollte nach einem Plane von 1922 auf dem Universitätsinstitut erfolgen, und zwar für Lehrer aller Schulen. Auch Zürich regelt die neue Lehrerbildung so, daß nach der Maturität einer höheren Lehranstalt ein viersemestriges Studium an der Universität folgt.

Die *Tschechoslowakei* will nach einem Entwurf des Ministeriums statt der vierjährigen Lehrerbildungsanstalten das Reifezeugnis einer höheren Schule und ein mindestens einjähriges Studium an einer zu errichtenden Pädagogischen Akademie verlangen.

In *Polen* sind erziehungswissenschaftliche zweijährige Lehrerkurse eingerichtet.

In der *russischen Sowjetrepublik* sind etwa 150 Pädagogische Technika zur neuen Lehrerbildung mit hochschulmäßigem Charakter vorhanden.

In *England* hat die 'National Union of Teachers' auf der Grundlage allgemeiner Bildung, wie sie eine höhere Schule vermittelt, eine angemessene Universitätsbildung vorgesehen. Die zur Zeit noch bestehenden buntscheckigen Lehrerseminare (Training Colleges) werden damit allmählich aufhören der Lehrerbildung zu dienen. Die akademischen Studien sollen sich auf drei Jahre erstrecken (wie in Sachsen, Hamburg usw.); ein viertes soll der Einführung in Praxis und Methoden dienen (postgraduate year); also nach Erwerbung des B. A. (bachelor of Arts) oder B. Sc. (bachelor of Science). Es ist also der Stand der Sache der: die Colleges sind immermehr im Schwinden, dagegen die University Training Departments (vierjährige Universitätsseminare) immermehr in Aufnahme begriffen.

In *Schottland* ist, wie berichtet wird, die gesamte Lehrerbildung an die Universitäten und ihre Institute erziehungswissenschaftlichen Charakters verlegt. Dasselbe soll in *Wales* der Fall sein.

In den *Vereinigten Staaten von Nordamerika* sollen alle Lehrer in Zukunft wenigstens im Besitz eines Wahlfähigkeitszeugnisses eines vollausgebauten Lehrerseminars sein (Normal School); das heißt: sie sollen nach dem Reifezeugnis einer höheren Schule (High School) zwei Jahre studiert haben. Die Ausbildung ist recht verschiedenartig. Außer an Universitäten und Colleges kann sie statthaben an Lehrerbildungscolleges, in Normal Schools oder auch in Lehrerbildungskursen, wie sie mit höheren Schulen verbunden sind. So will man auch in den U. S. A. die Lehrerbildung entsprechend den Fortschritten der Kultur, der Zivilisation und ihren Bedürfnissen erhöhen und, wie es den Anschein hat, mehr und mehr akademisieren.

Man hat oft von Seiten der Gegner der akademischen Lehrerbildung darauf hingewiesen, wie wenig doch diese Ausbildung den Bedürfnissen der Landschule und ihrer Lehrer entgegenkäme. In seinem Aufsatz 'Die Neue Lehrerbildung und die Landschule' ('Die Neue Deutsche Schule' 1927, Heft 6) führt Ministerialrat Dr. Von den Driesch vom preußischen Ministerium treffend aus, daß die neue Lehrerbildung mit ihren Grundsätzen der Lebensnähe, tüchtigen Kenntnis der Heimat, von Land und Volkstum gar fein der Landjugend und ihren Bedürfnissen entgegenkomme. Den ländlichen Nachwuchs für den Lehrerberuf glaubt er gesichert nicht zuletzt durch 100 Aufbauschulen, die sämtlich in kleineren Städten liegen und so einen Teil der begabten Volksschüler wieder aufnehmen werden. Auch die Dauer der Ausbildung ist ja nicht

wesentlich länger als früher: acht Jahre Volksschule und sechs Jahre Präparandenanstalt und Seminar; heute: neun Jahre höhere Schule nach vierjähriger Grundschule oder sechs Jahre Aufbauschule nach dem 14. Lebensjahre; hinzu kommen zwei Jahre auf der Pädagogischen Akademie. Da man aber zu den sechs Seminarjahren ohnehin bereits vor dem Kriege ein siebentes Jahr verlangte, so wäre die früher beabsichtigte Änderung auch auf 15 Jahre gekommen. Von den Driesch ist ferner der Meinung, daß die Lehrer, die nach der neuen Ordnung zu Volkserziehern im Sinne der Denkschrift ausgebildet sind, gerne um der Auswirkung als Erzieherpersönlichkeiten willen auf dem Lande bleiben werden, um hier im Volkstum recht innig zu verwurzeln.

Was die heikle Angelegenheit des *konfessionellen* Charakters der Akademien (in Preußen) angeht, so sagt dazu der derzeitige preußische Unterrichtsminister Dr. Becker in tiefgehenden Ausführungen, daß Akademien aus letzten Wesenverschiedenheiten der Konfessionen auch bei uns neben simultanen Akademien, für die er im Prinzip ist, doch auch konfesionelle Akademien sein müssen, um Einheitlichkeit, Folgerichtigkeit und Geschlossenheit der Bildung zu gewährleisten. Man kann in diesem Punkte auf Grund von Lebens- und Weltanschauung, aber auch schulpolitischer Einstellung gewiß verschiedener Meinung sein.

Literaturangaben: Außer der Preußischen Denkschrift kommen die Sächsische, Hessische, Thüringische, Hamburgische und Bayerische in Betracht. Ferner: Gutachten über Pädagogische Akademien. Langensalza 1920 ff. — Gesetzliche Grundlagen und Studienordnung der akademischen Lehrerbildung im Freistaate Sachsen. Leipzig, Dürr 1923. — Die Hochschulbildung der Lehrer in Sachsen. Leipzig, Dürr 1923. — Die Hochschulbildung der Volks- und Berufsschullehrer im Freistaate Sachsen. Berichte 1925 ff., Leipzig, Dürr 1925. — C. H. Becker, Die Pädagogische Akademie im Aufbau des deutschen Bildungswesens. Leipzig, Quelle & Meyer 1926. — Schwartz, Aufgabe und Einrichtung der Pädagogischen Akademie. Union Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. — Von den Driesch, Die Neue Lehrerbildung und die Landschule. Die Neue Deutsche Schule 1927, H. 6. Frankfurt a. M., Diesterweg. — W. Thormann, Die Lehrerbildung. Grundlagen, Weg, Aufbau. Leipzig, Quelle & Meyer 1924. — August Rickel, Die Probleme der Lehrerbildung. Gedanken und Vorschläge. Braunschweig, Vieweg 1925. — Alfred Eckardt, Die Neue Lehrerbildung in Deutschland und im Auslande. Weimar, Böhlau 1927. — Oestreich-Tacke, Der Neue Lehrer. Osterwieck, Zickfeldt 1926.

DRITTE FACHTAGUNG DER KLASSISCHEN ALTERTUMSWISSENSCHAFT IN WEIMAR (29.—31. Mai)

Die Signatur der zahlreich besuchten Versammlung war durch eine erfreuliche Einmütigkeit in der inneren Haltung bestimmt, die vor allem auch in der Anerkennung des humanistischen Problems und seiner Klärung als grundlegender innerwissenschaftlicher Angelegenheit ihren Ausdruck fand, einer Aufgabe, deren Lösung der Vorsitzende, Prof. Werner Jaeger (Berlin), in seinen Begrüßungsworten als besonders dringend und als wesentliches Ziel der Fachtagungen bezeichnete.

Der erste Vortrag führte mitten in diese Probleme hinein. Prof. Ludwig Curtius (Heidelberg) sprach in fesselnder Weise über '*Klassische Kunst*'. Er zeigte, daß sich der Begriff des Klassischen nur aus der Betrachtung der antiken Kunst, nicht etwa wie Wölfflin versucht, erst an dem künstlerischen Schaffen der Renaissance gewinnen läßt und daß die rein formalistische Betrachtung dem Problem des Klassischen nicht gerecht werden kann. So sah er in der Kunst den Ausdruck der Lebensspannungen eines Volkes, die griechische Kunst speziell als Ausdruck bestimmter von den Griechen erlebter Gegensätze, die er in dem Verhältnis des griechischen Menschen zur Landschaft, seiner auf das Ideenhafte gerichteten Gesinnung zur Natürlichkeit, des griechischen Mythos zur griechischen Ratio erkannte. Die römische Kunst versuchte er aus der

Spannung zwischen bäuerlicher Unkultur und griechischer Bildung zu verstehen und so auch die Frage der Klassizität des Römertums von seiner humanistischen Bedeutung aus zu lösen. — Die Diskussion stellte die Bedeutung des Begriffs 'klassisch' fest und zeigte sich mit der Ablehnung der rein formalistischen Forschungsweise durchaus einverstanden, forderte aber eine Unterscheidung des Klassischen als Gesamtcharakter der griechischen Kunst und als Bezeichnung einer bestimmten Kunstepoche. Sie begrüßte die für die nächtse Tagung vorgesehene Behandlung des entsprechenden Themas für die Literatur.

Kühler und mehr vom Pathos der Sache getragen war der Vortrag Prof. Helmut Berves (Leipzig) über '*Sparta*'. Der Vortrag behandelte als Hauptthema nicht die geistige Form Spartas, sondern gab in großen Zügen die Geschichte der Polis. Ausgehend von den ältesten für uns erkennbaren Einrichtungen führte er unter Berücksichtigung der Parallelerscheinungen in Schwesterstaaten bis zum Untergang der sparranischen Freiheit und damit des 'positivsten Staates der Griechen'. — Die Beachtung und Kritik der Diskussion fand vor allem Berves Ablehnung der uns erhaltenen literarischen Quellen, in denen er Produkte eines politischen Ressentiments sehen zu müssen glaubte, sowie seine Rechtfertigung der spartanischen Politik in den Perserkriegen.

Es folgte am nächsten Tage der Vortrag Prof. Wolfgang Schadewaldts (Königsberg) über '*Thukydides*'. Es war der Versuch, auf Grund der Interpretation einzelner wichtiger Abschnitte zur geistigen Form des Werkes und des Menschen vorzudringen. Der Vortrag war mehr als eine nur wissenschaftliche Leistung, darüber hinaus ein Ganzes von künstlerischer und geistiger Geschlossenheit. Anknüpfend an die Betrachtung der Bücher VI und VII suchte der Vortragende Richtiges und Unrichtiges in den bisherigen Ergebnissen der Thukydidesphilologie zu scheiden und auf Grund der Interpretation von VI 13,2 die Stellung dieser beiden Bücher im Gesamtwerk zu erfassen. Ihre Einheit erklärt sich aus Thukydides' Anschauung von der Sizilischen Expedition als der Krisis des Peloponnesischen Krieges. Sie müssen deshalb und aus anderen Gründen nach 404 geschrieben sein; sie sind das Produkt der Einsicht des Historikers, daß der erfolglose Ausgang der Expedition das erste große Symptom des Verfalls der athenischen Macht darstellt. Dieser Teil mitsamt den von der Thukydidesforschung bisher als jung erwiesenen Partien stammt aus einer Geschichtsbetrachtung, die mit den in I 2,8 niedergelegten Prinzipien nicht zusammenstimmt: an die Stelle des in den älteren Teilen allein beachteten Prinzips der Urkundlichkeit tritt die Auffassung, daß das gesamte Geschehen des Krieges einheitlich ist, aus dem 'historischen Sophisten' ist der Geschichtsschreiber Thukydides geworden, der Wesentliches und Unwesentliches im politischen Geschehen unterscheidet, seine Ursachen und seinen Sinn erforscht. — Die Diskussion erwies die Behandlung der von dem Redner besprochenen Stellen als richtig, verzichtete aber auf eine eingehende Besprechung.

Hierauf behandelte Prof. Albert Debrunner (Jena) das Verhältnis zwischen '*Sprachwissenschaft und Klassischer Philologie*' vom Standpunkte des Sprachwissenschaftlers aus, indem er das Objekt der Philologie von dem der Sprachwissenschaft abzugrenzen suchte. Er zeigte, wie beide Wissenschaften zusammenarbeiten in der Erforschung der Sprachentwicklung, so weit sie im hellen Licht der Geschichte erfolgt, und durch den Hinweis auf Probleme, die eine Vergleichung verschiedener Sprachen möglich machen, die Notwendigkeit einer selbständigen Sprachwissenschaft, die unter Zuhilfenahme der Sprachphysiologie, -psychologie und -philosophie allein diesen Problemen gewachsen ist. Debrunner erläuterte das an einer Behandlung des griechischen Aorists, dessen Verständnis ihm der Vergleich mit dem Indischen, Litauischen und



Slawischen sowie die Sprachphilosophie zu erschließen scheinen. Die Selbständigkeit der Sprachwissenschaft und der klassischen Philologie beruht auf der Verschiedenheit von Methode und Objekt der beiden Wissenschaften. Diese Ausführungen wurden von Prof. Hermann Jacobsohn (Marburg) durch eine Reihe von Bemerkungen ergänzt. — In der Diskussion forderte Prof. Karl Meister (Heidelberg) die Unterordnung der Sprachwissenschaft unter kulturwissenschaftliche Gesichtspunkte und die Verlegung des Zentrums der wissenschaftlichen Sprachbehandlung in die Einzelphilologien.

Karl Deichgräber.

NACHRICHTEN

ALTERTUMSKUNDE

Die zum *Gedächtnis an Walther Amelung* am 10. November 1927 bei der Gedenkfeier des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom namens der Zentraldirektion gehaltene Rede *Gerhart Rodenwaldts* eröffnet den XLII. Band (1927) der Römischen Mitteilungen (S. V—XIX). 'Was seine Persönlichkeit und sein Werk für die archäologische Wissenschaft bedeuten und bedeuten werden', vernimmt man aus diesem Munde mit Ergriffenheit. Ein ererbter künstlerischer Zug seines Wesens, wie bei Carl Robert wohl romanischen Ursprungs, der Amelung zuerst der Schauspielkunst zugeführt hatte, ließ ihn als treuen Schüler Heinrich Brunns seine Lebensaufgabe in der Erforschung der klassischen Plastik der Griechen finden. Wie es seiner außerordentlichen Monumentenkenntnis und glücklichen Intuition gelungen war, durch Zusammenfügung zerstreuter Reste manches bedeutende Werk wiederzugewinnen, so wurde vor der Trauerversammlung seine letzte Entdeckung dieser Art enthüllt, die Rekonstruktion der Myronischen Statue eines Athleten, der sich Lederriemen anzulegen im Begriff ist. Eine ausführliche Lebensbeschreibung des Freundes durch Heinrich Bulle steht in Aussicht. Auf die soeben postum erschienene Festschrift zum 60. Geburtstag gedenken wir zurückzukommen.

Die *Hundertfünfzigjahrfeier des Seminars für klassische Philologie an der Universität Erlangen* (17. Dezember 1927) gab Prof. Otto Stählin Veranlassung zu einer auf ausgebreiteten Vorstudien beruhenden Festrede, die als Nr. 1 der 'Erlanger Universitäts-Reden' erschienen ist (Palm & Enke 1928, 49 S. gr. 8°. 2.40 *RM*). Für das auf Anregung des gelehrten G. Chr. Harles begründete Seminar war ein, damals selbstverständlicher, theologischer Einschlag charakteristisch, auch protestantische Geistliche sind daraus hervorgegangen. Das Studium der klassischen Philologie in Erlangen erscheint freilich in den 38 Jahren von Harles' Seminarleitung tief gesunken. Vorschläge der Fakultät, einen 'Ausländer' wie Gottfried Hermann zu berufen, wurden vom Ministerium Montgelas abgelehnt; erst Ludwig Döderleins Wirksamkeit schuf Wandel zur Besserung, der seit 1819 im Doppelamt des Gymnasialrektors und Universitätsprofessors mehr als vierzig Jahre lang die Erlanger Philologie beeinflußte, sechzehn Jahre gemeinschaftlich mit K. Fr. Nägelsbach, in einer Zeit, die der Redner als den glänzendsten Abschnitt der Seminargeschichte bezeichnet. Eine Reihe bekannter Namen sind weiterhin mit dieser verbunden: Heinrich Keil, Iwan Müller, Alfred Schöne, Eduard Wölfflin, August Luchs, Adolf Römer, Ferdinand Heerdegen. Daß das bayerische Ministerium seinerzeit (1864) die dringend beantragte Berufung Hermann Useners von Greifswald ablehnte, weil man eines mit dem bayerischen Schul- und Unterrichtswesen vertrauten Inländers bedürfe, hat der Universität Erlangen einen der bedeutendsten Lehrer vorenthalten; freilich hätte Useners religionsgeschichtliche Forschung den christlichen Humanismus Döderleins und Nägelsbachs nicht fortgesetzt. Stählin hebt hervor, daß in Erlangen die Rücksicht auf die Bedürfnisse der künftigen Lehrer zeitweise zu sehr im Vordergrund gestanden

hat und sich daher die allgemeine Entwicklung der Philologie während des vorigen Jahrhunderts dort nicht deutlich genug abzeichnet. Andrerseits vertritt er durchaus die Auffassung, daß ein philologisches Seminar nicht in erster Linie die Aufgabe habe, gelehrte Forscher, sondern tüchtige Lehrer heranzubilden, spricht aber dabei ein kräftiges Wort über das Unzureichende großzügigen 'intuitiven' Erkenntniswillens ohne die Treue in sorgfältiger Kleinarbeit. — Die Bildnisse von Harles, Döderlein, Kopp, Nägelsbach, Iwan Müller, Wölfflin, Römer sind dem Hefte beigegeben.

Zwanzig Jahre sind es her, seit im wiederhergestellten *Lauchstädter Goethetheater* Menanders neugefundene Komödien 'Der Schiedsspruch' und 'Die Samierin' in Carl Roberts Übersetzung und Einrichtung auf die Bühne gebracht worden sind. Ein Seitenstück zu dieser glänzend gelungenen Leistung Hallischer Studenten bot Robert fünf Jahre später durch seine Übersetzung und Inszenierung der 'Spürhunde' des Sophokles. Als erster Leiter des Lauchstädter Theatervereins hat er seine Tätigkeit dafür stets im Goetheschen Sinne aufgefaßt, und so entsprach es dieser Überlieferung, wenn sein Nachfolger Otto Kern, dem Genius des Ortes getreu, die '*Iphigenie in Tauris*' und ihr *Euripideisches* Vorbild in der schönen Übersetzung Hans von Arnims für die Festspiele dieses Jahres (17. und 24. Juni) auswählte. Beide Werke am gleichen Tage auf sich wirken zu lassen war bisher wohl noch niemals Gelegenheit. Die Darstellerin der Titelrollen Mary Dietrich (Frau Dr. Schardt, Halle) verkörperte beide durch eine Welt getrennten Charaktere in ergreifender Weise; auch den beteiligten Mitgliedern des Hallischen Stadttheaters und dem aus Dilettantinnen gebildeten, von Bruno Tuerschmann als Didaskalos eingeübten Sprechchor des griechischen Stückes, der durch eine Komposition von Prof. Rahlwes begleitet wurde, zollte die gewählte Zuhörerschaft reichen Beifall. Die im Kontrast der Vorgänge und Empfindungen wie der wechselnden Bühnenbilder im innersten packende Dramatik des großen hellenischen Tragikers mag manchem dort zum ersten Male aufgegangen sein; freilich wird man nicht vergessen dürfen, daß eine griechische Tragödie auf ganz andere Raumverhältnisse als die der intimen Lauchstädter Bühne berechnet ist.

AUSLANDSKUNDE

Es dürfte nicht unangebracht sein, die Aufmerksamkeit der durch Studium und Unterricht für das Englische interessierten Kreise auf die geschmackvollen und preiswerten Bände der '*Teaching of English Series*' des Verlages Thomas Nelson and Sons, Ltd., London, zu lenken, besonders auf die vier von Richard Wilson verfaßten Bändchen 'English Spoken and Written' (je 1/6 bis 2/—), die in einem aufsteigenden Kursus Stilbetrachtung und Stilübung in Theorie und praktischen Beispielen guter Prosa bezwecken. Die Bändchen sind für den Gebrauch an englischen Schulen geschrieben, können aber auch dem deutschen Lehrer des Englischen vielfache Anregung geben, namentlich für arbeitsteilige Aufgaben an Prosastücken. Von demselben Verfasser liegt ein Band 'Thinking about English' (2/6) vor, der eine gediegene und lehrreiche, dabei knappe Grammatik und eine reich mit Beispielen belegte Stillehre enthält. A. R. Entwistle bietet unter dem Titel 'The Study of Poetry' (2/6) eine gute Poetik, James Main Dixon eine willkommene Sammlung von 'English Idioms' (2/6) in Wörterbuchform, deren Wert in den Zitaten aus der Literatur besteht.

R. E. Zachrissons Broschüre '*Romans, Kelts, and Saxons in Ancient Britain*' (Upsala, Almqvist & Wiksells, 3 Kr.) befaßt sich mit der noch wenig erhellten englischen Geschichte von 400 bis 600 n. Chr., insbesondere mit dem Übergang von der römischen zur angelsächsischen Periode und mit der Frage des Unterganges oder Weiterlebens der Briten. Das historische, archäologische und linguistische Quellenmaterial wird bereitgestellt und gewertet. Z. neigt zu der Annahme einer friedlichen Ansiedlung der Sachsen und einer Rassenmischung der keltischen Briten mit ihnen. Die Abhandlung ist gründlich und inhaltsreich, namentlich

auch in ihren Beiträgen zur Ortsnamenkunde.

Alfred Hettners wohlbekanntes Buch '*Englands Weltherrschaft*' liegt abermals in einer völligen Neubearbeitung vor (4. Aufl., Leipzig, Teubner 1928, geb. 9 *RM*), die gegenüber der früheren Darstellung dem nach dem Kriege in seinem Wesen vielfach veränderten England Rechnung trägt. Die Ursachen der englischen Weltherrschaft sind vom historischen und nationalökonomischen Standpunkt wiederholt und namentlich auch in der letzten Zeit dargelegt worden. Hettners Buch bringt in der geopolitischen Behandlung des Gegenstands die notwendige Ergänzung dazu. Es ist sehr erfreulich, daß das unentbehrliche Werk nunmehr in einer Fassung vorliegt, die auch in den statistischen Angaben dem jetzigen Stand der Dinge entspricht.

Der bekannte Literarhistoriker und Essayist *Sir Edmund Gosse*, der Oberbibliothekar des Oberhauses, ist im Mai d. J. 78jährig verstorben. Er verdankt seinen Ruf einem für die Kultur der Viktoriazeit wichtigen Werk über seinen Vater, den Naturforscher Gosse ('Father and Son'), Biographien von Swinburne und Gray, einer Literaturgeschichte des XVIII. Jahrh., Studien über die skandinavische Literatur und zahlreichen Essays.

Über 'Deutsche Literatur in Frankreich' berichtet Friedrich Hirth (Paris) in der Zeitschrift 'Die Literatur' 1928, S. 385. Ausführlich behandelt er das Werk einer Engländerin A. Clarke in französischer Sprache über '*Heine und die Julimonarchie*' (1927 bei Rieder). Sie führt den Nachweis, daß Heines 'Französische Zustände' nicht eigene Beobachtungen darlegen, sondern in der Hauptsache Umschreibungen von Berichten Pariser Tageszeitungen sind. Der Heineforschung wird ein bisher nicht beschrittener Weg gezeigt.

Die große Ausgabe des *Briefwechsels* von *J. J. Rousseau*, die viele bisher nicht veröffentlichte Stücke enthält, ist jetzt bis zum 9. Band im Verlage von A. Colin herausgekommen. Für die wissenschaftliche Erforschung von Rousseaus Werk und Leben sowie für das allgemeine Studium der Geistesgeschichte des XVIII. Jahrh. ist der Briefwechsel von großem Wert. Der Band kostet 40 Fr.

Der Dramatiker *François de Curel* ist im Alter von 74 Jahren gestorben. Seine Dramen, unter denen Les Fossiles, Le Repas du Lion, La Nouvelle Idole, La Fille sauvage, L'Âme en folie genannt seien, zählen zu denen, die von bleibendem Wert sind. Als vornehmer Aristokrat hat Curel meist auf seinem Landsitz in Lothringen gelebt. Seine Dramen sind bühnentechnisch nicht geschickt, es sind Ideendramen. Bei der großen Menge hat er darum keinen Erfolg gehabt. In der Âme en folie' handelt es sich z. B. um Theorien über die Geschlechtsliebe und die Erblichkeit, in dem Drama 'La Nouvelle Idole' um das Recht der Wissenschaft und den Konflikt zwischen Wissenschaft und Glauben und Liebe. Die Problematik ist tief durchdacht, sein Werk kennt nicht Mache und Spiel mit Thesen.

Am 21. April hat man in Frankreich den 100. Geburtstag von *Hippolyte Taine* gefeiert. In Gegenwart des Präsidenten der Republik fand eine besondere Sitzung in der Sorbonne statt, welcher der Unterrichtsminister Herriot präsidierte. In Deutschland gedenkt seiner u. a. E. R. Curtius (Hamburger Nachrichten, 21. April 1928) in einer kleinen Studie, die Taines Eigenart zu zeichnen und das Bleibende an seinem Werk festzustellen unternimmt. Dieses Bleibende ist nicht der theoretische Teil von Taines Lebenswerk, auch die 'Origines de la France contemporaine' sind heute stark angefochten. Was dauernden Wert besitzt, ist 'alles das, was Taine als Künstler und Seelendeuter geschaut und geformt hat. Taine ist neben Emerson und Walter Pater, neben Sainte-Beuve und Herman Grimm einer der großen Essayisten des XIX. Jahrh'.

Von dem rheinischen Chemiker und Industriellen Dr. Robert Emanuel Schmidt und seiner Gemahlin in Elberfeld hat die *Heidelberger Universität* eine neue namhafte *Stiftung* erhalten, deren Höhe amtlich zwar noch nicht genannt wird, dem Vernehmen nach aber weit über eine

halbe Million betragen soll. Die Stiftung trägt den Namen 'Robert-E.-Schmidt-Stiftung' und hat den Zweck, die kulturellen Beziehungen Deutschlands zum Ausland, zunächst dem romanischen Auslande, zu pflegen. Zum Vorsitzenden des Verwaltungsrates der Stiftung ist der Professor der romanischen Literatur Dr. E. R. Curtius ernannt worden.

Der *Neuphilologentag in Hamburg* hat die Klärung der viel umstrittenen 'Kulturkunde' wesentlich gefördert. Er stand sichtlich unter dem Zeichen 'Humanität'. Dem Gemeinsamen des Geistigen wurde sein Recht neben dem volkheitlich Verschiedenen der Kulturen gesichert. Von den Gefahren der einengenden Formeln und der zu weit greifenden Synthesen wurde die kulturkundliche Methode befreit. Die praktische Wirklichkeit der Schule fand Berücksichtigung. Kulturkunde wurde als Bemühen um vertieftes 'Verstehen' der Fremdkultur erfaßt. Nicht bloß Sachverhalte seien aufzunehmen, sondern die Verbindung mit den Wertsphären sei stets zu schaffen. Die Erziehung zur Humanitas sei nicht möglich ohne Sinn- und Wertgebung. In diesen Sätzen mögen einige Leitgedanken der Tagung ihren Ausdruck finden. Sie war beachtlich durch die Geschlossenheit ihres Programmes, durch die geistige Höhe einiger Vorträge, durch die seit dem Kriege zum ersten Male offiziell beteiligten Vertreter der großen englischen und französischen Neuphilologenverbände.

Eine Reihe der wichtigsten Vorträge wird in den nächsten Heften dieser Zeitschrift veröffentlicht werden.

GESCHICHTE

Die durch den Tod von Michael Döberl erledigte Professur für bayerische Landesgeschichte an der Universität München ist dem bekannten Historiker *Karl Alexander von Müller* übertragen worden, der bisher Syndikus der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Honorarprofessor an der Universität gewesen ist.

Die Jahrestagung des *Elsaß-Lothringischen Institutes an der Universität Frankfurt* fand im Juni statt mit einem Vortrag des Staatsministers Dr. Dominikus über 'Die elsaß-lothringische Verwaltung von 1871 bis 1918'.

Der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von *Henri Dunant*, des geistigen Urhebers des Roten Kreuzes, ist in der Schweiz in großen öffentlichen Feiern gedacht worden. Im Berner Münster hielt Bundesrat Motta die Gedenkrede.

Eine '*Russische Historikerwoche*' wurde am 7. Juli im Festsaale der Preußischen Akademie der Wissenschaften gleichzeitig mit der Ausstellung 'Die Geschichtswissenschaft in Sowjetrußland' unter dem Präsidium der 'Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas' von Prof. Hoetzsch feierlich eröffnet. Die namhaftesten russischen, ukrainischen und weißrussischen Historiker unter Führung des stellvertretenden Volksbildungskommissars Prof. M. N. Pokrowskij (Moskau) hielten in der Akademie Vorlesungen aus ihren Forschungsgebieten.

Die seit 1914 bestehende *Deutsch-Griechische Gesellschaft* (Vorsitzender Univ.-Professor Dr. Erich Ziebarth in Hamburg) hat auf ihrer letzten Tagung in Göttingen die Herausgabe einer '*Historisch-literarischen Schriftenreihe*' beschlossen. Diese will zur Belebung und Vertiefung des historischen Interesses an dem vor hundert Jahren beendeten griechischen Freiheitskampfe beitragen wie auch die wertvollsten Leistungen der jüngsten griechischen Literatur in guten Übersetzungen zugänglich machen. Der erstgenannten Aufgabe soll eine Auswahl der wichtigsten, jetzt sehr seltenen Dokumente der philhellenischen Bewegung in Deutschland dienen, der zweiten neugriechische Poesie und Prosa bis auf unsere Tage. Auch deutsche Dichtung in neugriechischem Gewande zu bieten ist geplant. — Das erste Bändchen enthält '*Neugriechische Lyriker*', geschmackvoll übertragen von Prof. *K. Dieterich*, dem Fachvertreter der neugriechischen Philologie an der Leipziger Universität. Diese Poesien aus dem Munde von 40 Dichtern der beiden letzten Menschenalter (Natur und Leben, Gedankenlyrik, Kulturlyrik, Frauenlyrik), zeitweise auch von Deutschland aus, vom deutschen Klassizismus aber nur auf dem Umwege über Frank-

reich beeinflußt, bezeugen einen hoffnungsvollen Aufschwung, seit um die Mitte der 1880er Jahre eine volkstümliche Reaktion eingesetzt hatte. — '*Aus Briefen und Tagebüchern zum deutschen Philhellenismus (1821—1828)*' gibt K. Dieterich im zweiten Bändchen eine interessante Sammlung von Belegen namentlich aus den Lagern des Neuhumanismus, der christlichen Romantik und des Liberalismus jener Jahre, deren Hauptvertreter Friedrich Thiersch und die Freiherrn vom Stein und Hans von Gagern gewesen sind, sowie zahlreiche Aufzeichnungen Varnhagens von Ense. Das nächste Bändchen der Reihe wird 'Berichte deutscher Teilnehmer am griechischen Freiheitskampf' umfassen. (Auslieferung durch H. Haessel, Verlag, Leipzig.)

Der *VI. Internationale Kongreß der historischen Wissenschaften* wird vom 14. bis 18. August in Oslo abgehalten. In den beiden allgemeinen Sitzungen werden sprechen: Koth (Oslo), Baudrillart (Paris), Brandi (Göttingen), Pirenne (Gent), Kidder (Washington), Calisse (Rom), Dopsch (Wien), Pokrowskij (Moskau), Rose (Cambridge), Zakrzewski (Lemberg), Jorge (Bukarest). Die Einzelarbeit spielt sich in 15 Sektionen ab, für die mehr als 850 Vorträge angekündigt sind. Sie werden in deutscher, französischer, englischer, italienischer, spanischer Sprache gehalten, davon über 100 auf deutsch. Fast ein Drittel der deutsch Vortragenden bedient sich dabei nicht der Muttersprache, ein bemerkenswertes Symptom für die ungebrochene Bedeutung unserer historischen Wissenschaft.

In Breslau starb *Paul Kalkoff*, dessen Arbeiten zur Reformationsgeschichte sehr ausgedehnt und grundlegend sind. Sein letztes Werk über Huttens Vagantenzeit und Untergang ist freilich nicht ohne Entgegnungen (besonders von Joachimsen) geblieben.

KUNST

Dresden. Der Generaldirektor der Staatlichen Gemäldegalerie, Dr. H. Posse, hat zusammen mit den andern Vertretern der Kunstwissenschaft eine reiche und sehr eindrucksvolle Ausstellung von Werken *Sächsischer Kunst der letzten 100 Jahre* zusammengebracht. Neben C. D. Friedrich, Kersting, Dahl, Blechen, Ludwig Richter, Schnorr von Carolsfeld treten besonders Scholz und Rayski wirkungsvoll auf.

Tag für Denkmalspflege und Heimatschutz vom 3. bis 8. September in *Würzburg* und *Nürnberg*. Die diesjährige Tagung verspricht besonders interessant zu werden. Sie wird einen tiefen Einblick in die Kunst Frankens gewähren. Am Anfang steht Würzburg. Wer noch nicht weiß, daß hier die künstlerische Kultur des Abendlandes ihre letzte große Blüte trieb, daß das Rokoko allein hier zu genialer Größe emporwuchs, wird sich da überzeugen lassen. Voran steht die Einführung in die Würzburger Kunst des XVII. und XVIII. Jahrh. in einem Vortrag am 3. Sept. von Prof. Fritz Knapp. Eine Ausstellung in der städtischen Ludwigshalle wird das umfangreiche Handzeichnungsmaterial, das aus der Werkstatt des genialen Architekten Balthasar Neumann stammt, in seltener Vollständigkeit vorführen. Ein reiches Programm wird das Thema: 'Altstadt und Neustadt' (Theodor Fischer, München; Ernst May, Frankfurt behandeln, ferner 'Erhaltung und Ersatz von Steinplastiken im Freien' (Baun, Ulm; Wrba, Dresden u. a.); Ausflüge nach Veitshöchheim, Führungen durch Stadt und Residenz laufen daneben. Am vierten Tag geht die Fahrt im Auto über Ebrach, Schloß Pommersfelden, wo Graf Schönborn festlichen Empfang geben wird, nach Nürnberg. Auch hier wird das Thema 'Altstadt und Neustadt' weiter behandelt. Führungen durch die Stadt, die Dürer-Ausstellung, die noch geöffnet sein wird, Ausflüge nach Heilsbronn, Ansbach, Erlangen und Bamberg werden geboten. — Teilnahme an der Tagung: 10 *RM* Gebühren. Die Stadt Würzburg reicht als Gabe Fr. Knapp 'Mainfranken'. Geschäftstelle: Dr. Schenk, Würzburg, Maxstr. 4.

Marburg. Ausstellung religiöser Kunst aus Hessen-Nassau, veranstaltet in 25 Räumen des neuen Kunstinstitutes von Prof. Dr. Hamann. Bei der Anordnung werden teils lokale Gruppen, teils durch-

laufende Reihen — so etwa Kruzifixe — gebildet, so daß ein hoher pädagogischer Wert zur historisch-topographischen Einsicht gewonnen ist.

Köln. Aus den künstlerischen Darbietungen der Pressa verdient die Ausstellung der ausgezeichneten Wienhauser Bildteppiche zusammen mit anderer Kirchenkunst, etwa dem Heribertschrein aus Deutz herausgehoben zu werden.

Die große Huldschinsky-Auktion in *Berlin*, die $4^1/_2$ Millionen brachte, hat ein interessantes Nachspiel. Ein Burgiardius getauftes Porträt eines jungen Mädchens, das für 70000 ℛℳ verkauft wurde, wird von einem der ersten Kenner der italienischen Malerei für Raffael in Anspruch genommen, was natürlich den Wert um mindestens auf das Zehnfache erhöhen würde. Es ist ein hart und trocken gemaltes Porträt in der Haltung der 'Donna velata' der Pittisammlung, bei dem man nicht an Raffael denken kann. Den Beweis ist uns Berenson noch schuldig.

PHILOSOPHIE

Zum 80. Geburtstage von *Johannes Rehmke*, dessen wir im 1. Heft (S. 126) gedachten, ist als Heft 1—3 des 8. Bandes der Grundwissenschaft eine Festschrift erschienen, die J. E. Heyde im Auftrage der J.-Rehmke-Gesellschaft herausgegeben hat (F. Meiner, Leipzig, 415 S., 9 ℛℳ, mit einem Lichtbild R.s). Von den 14 Aufsätzen sei besonders auf folgende hingewiesen: 'Willensfreiheit' von Gg. Fuß; 'Kultur' von H. Hegenwald; 'Logik des Irrtums' von J. E. Heyde; 'Das Schlagwort in der Pädagogik der Gegenwart' von Th. Kerrl. Namentlich der letzte Aufsatz, der die Begriffe 'Lernschule', 'Arbeitsschule' und 'Lebensschule' untersucht, zeigt Wesen und Wert der Philosophie Rehmkes, die sich 'um die Klärung der Begriffe' bemüht, 'die den besonderen 'Wissenschaften zugrunde liegen und von ihnen vorausgesetzt werden', in einem Musterbeispiel sachlicher und klarer Untersuchung.

Auch ein anderer unsrer Philosophen, *Hans Driesch*, ist zu seinem 60. Geburtstage durch eine Festschrift seiner 'Freunde und Kollegen' geehrt worden. Sie ist in zwei Bänden bei E. Reinicke, Leipzig, erschienen, herausgegeben von H. Schneider und W. Schingnitz. Der 1. Teil vereint unter dem Titel 'Wissen und Leben' auf 262 S. (12 ℛℳ) 16 Abhandlungen, die schon durch ihre Verfasser zeigen, wie weit D.s Art zu philosophieren — Jacques Maritain feiert ihn als 'restaurateur de la philosophie de la nature', aber das ist nur eine, wenn auch wohl die wichtigste Seite seines philosophischen Schaffens — über Deutschlands Grenzen hinaus sich Anhänger gewonnen hat. Von besonderem Interesse auch für weitere Kreise ist in diesem Bande der Abdruck des Briefwechsels zwischen Eduard v. Hartmann und William Stern über Ewigkeit und Endlichkeit des Lebens, den H.s 'Weltanschauung der modernen Physik' 1902 veranlaßte. In die Eigenart von Dr.s Denken vermag J. Volkelts Aufsatz: 'Einige Gedanken über die Art, wie Hans Driesch philosophiert' vortrefflich einzuführen. Auch auf die Abhandlungen von E. Ungerer, 'Der Sinn des Vitalismus und des Mechanismus in der Lebensforschung', und von K. Breysig 'Geschichtliche Dynamik' sei hingewiesen. Der 2. Teil ist dem Meister unter dem Titel 'Ordnung und Wirklichkeit' von seinen 'Mitarbeitern und Schülern' überreicht worden (hrsg. von W. Schingnitz. 170 S. 7.50 ℛℳ): beide Begriffe sind ja die Hauptpositionen seiner Philosophie. So groß aber auch die innere Verwandtschaft der unter ihnen zusammengefaßten Arbeiten ist, sie sind doch nichts weniger als Abwandlungen der Dr.schen Theoreme. Driesch ist viel mehr der große Anreger zu selbständigem Arbeiten als das geistige Oberhaupt einer Schule. Hier seien besonders genannt die Abhandlungen von W. Schingnitz über 'Ordnung und Wirklichkeit', von A. Hecht über 'Grund, Ursache und Motive' und von Fr. Rackow über 'das Irrationale in der freien sittlichen Handlung'. Zwei Bilder von Hans Driesch schmücken die beiden Bände, und eine monographische Bibliographie von der Hand des Herausgebers beschließt das Ganze.

Am 19. Mai hat die philosophische Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten: *Max Scheler* ist nicht mehr. Das

Ziel seiner eingehenden Analysen sittlicher und religiöser Begriffe war die Überwindung der von Dilthey und Troeltsch vertretenen 'Anarchie der Werte' zugunsten einer im Theismus gipfelnden Rangordnung der Werte. Er war der Antipode Kants und vertrat gegenüber Kants Subjektivismus der Gesinnung die Überzeugung einer Objektivität der Werte, gegenüber dem Rigorismus des Pflichtstandpunkts das Ideal des Gutseins und des Handelns aus Güte, gegenüber dem Agnostizismus die Unentbehrlichkeit der Metaphysik. Hier lag auch die Verbindungsbrücke zwischen seinem Denken und den Traditionsmächten des Katholizismus und Konservatismus.

In Nr. 1 des 2. Jahrgangs des '*Philosophischen Weltanzeigers*' gibt der Herausgeber Paul Feldkeller eine Darstellung des kalifornischen Personalismus und seiner Hauptvertreter sowie eine philosophische Deutung des bekannten Freskos von Raffael 'Die Schule von Athen'. Prof. H. Minami (Tokio) behandelt 'das neue Japan und die Philosophie': der Aufsatz zeigt den starken Einfluß deutscher Philosophie auf Japan.

Im Oktober findet ein *Internationaler Kongreß für angewandte Psychologie* in *Paris statt*, der die Beziehungen zwischen Psychologie und Unterricht, Geschäfts- und Berufsleben, Geistesschulung und sozialem Leben behandeln soll. Die Leitung liegt in den Händen des Internationalen Instituts des Völkerbundes für geistige Zusammenarbeit.

In Jena wurde das *Rudolf-Eucken-Haus*, das bestimmt ist, Euckens geistiges Erbe zu pflegen und die Verbindungen zwischen den Kulturvölkern zu fördern, durch eine Festrede von Max Wundt über 'Kants Gestalt im Wandel deutscher Weltanschauung' eingeweiht.

Am 21. Juli beging der Leipziger Philosoph Geh. Hofrat Prof. D. Dr. *Johannes Volkelt* in Geistesfrische seinen 80. Geburtstag.

RELIGION

Die *japanische Regierung* hat zum 5. bis 9. Juni — dies Jahr in bedeutend größerem Ausmaß: etwa 1000 Teilnehmer — Vertreter der drei japanischen Religionen, des Shintoismus, des Buddhismus und des Christentums zu einer Beratung über die für die geistige Entwicklung Japans wichtigen Fragen sozialer und pädagogischer Art nach Tokio berufen. Seit 1912 sind diese Religionskongresse eine ständige Einrichtung, ein Zeichen, wie hoch die Regierung den Einfluß der Religion auf die Weiterentwicklung des Volkes einschätzt. Daher auch die mehr als freundliche Stellung der Regierung zur christlichen Mission. Religiöse Erziehung halten die Leiter der Volksschulen in Japan für unentbehrlich.

Das neue '*Thüringische evangelische Gesangsbuch*' weist zwei beachtenswerte Neuerungen auf. Es gibt zum erstenmal wieder auch von den Tondichtern der aufgenommenen Lieder die wichtigsten Lebensdaten, seitdem 1899 Fr. Spitta vergeblich in seiner Einleitung zum Ev. Gesangbuch für Elsaß-Lothringen in dieser Richtung zu wirken versucht hatte. Auch darin folgt das Thüringer Gesangbuch dem Vorbild des Elsässischen, daß es kurze Gedanken unserer protestantischen Führer von Luther an über die Bedeutung des Kirchengesanges den einzelnen Teilen beifügt. Sie werden außerdem durch bezeichnende Bibelworte und außerbiblische fromme Aussprüche gleichsam umrahmt. Damit ist der bedeutsame Anfang gemacht, das Gesangbuch aus einer Sammlung von Liedern zu einem in sich geschlossenen einheitlichen Volksbuch zu machen.

Der Primas der englischen Staatskirche, der Erzbischof von Canterbury *Randall Thomas Davidson Cantuar*, der dies Amt seit 1903 inne hat, beging seinen 80. Geburtstag. Er hat vor allem das neue Verfassungswerk und damit das neue englische Kirchenwesen geschaffen und war im Sinne einer Verständigung der christlichen Kirchen Englands und der Welt tätig.

Auf dem Ölberg bei Jerusalem hat wieder eine *Internationale Missionskonferenz* unter einer Beteiligung von 240 Teilnehmern vom 24. 3. bis 10. 4. stattgefunden, die erste seit 1910. Trotz aller Verschiedenheiten der Verkündigung im einzelnen

einigte man sich auf eine gemeinsame, an Lausanne (1927) anknüpfende biblische Botschaft. Die jungen Kirchen, besonders in Indien, China und Japan erkämpften sich die Anerkennung ihrer Selbständigkeit, wenn sie auch noch auf lange hinaus wegen der Größe der Missionsaufgaben der Unterstützung durch die alten Kirchen bedürfen werden. Die Ausgestaltung der 50000 evangelischen Missionsschulen mit $2^1/_2$ Mill. Schülern wurde im Gegensatz zu national- oder kolonialpolitischen Bestrebungen in christozentrischer Richtung gesucht. Die Annäherung der Rassen auf dem Boden des Evangeliums bildete einen der wesentlichsten Verhandlungspunkte.

Im Zusammenhang mit dieser Konferenz seien ein paar Zahlen über das Verhältnis der *Religionen in Palästina* nach der letzten Zählung von 1922 mitgeteilt: die Mohammedaner überwiegen weit (mit 592000), Juden gibt es 84000 und Christen 73000, von denen 50000 griechisch-orthodox, 15000 römisch-katholisch, 3000 evangelisch sind, während der Rest verschiedenen orientalischen Riten angehört (Ev. Dt. Nr. 21).

In der *Türkei* hat durch einstimmigen Beschluß der Kammer der Islam aufgehört, die Staatsreligion zu sein.

Der Präsident der polnischen Republik hat die Genehmigung zur Einberufung einer außerordentlichen *Synode der Unierten evangelischen Kirche Polens* erteilt. Es dürfen dazu, unmittelbar von den Kirchengemeinden unter Ausschaltung der Kreissynoden 79 Vertreter gewählt werden. Die Aufgabe der Synode ist die Vorbereitung einer Kirchenverfassung, die angesichts der Bedrückung des Protestantismus durch den polnischen Staat eine Lebensfrage ist.

Auf eine geistvolle Abhandlung von *Paul Tillich* (Dresden) in Nr. 5 der Theologischen Blätter 'Über gläubigen Realismus' sei hingewiesen, in der T. den Versuch macht, 'die entscheidendste Sonderung, die es gibt', eben die zwischen Glauben und Realismus, zu überwinden. Sie gewährt einen tiefen Einblick in den seit der Überwindung des Expressionismus, der ja ein Protest gegen die Aushöhlung der Wirklichkeit war, aufkommenden neuen Realismus, der sich durch die äußere Form des inneren Gehalts der Dinge bemächtigen will und den Boden für die Erfassung der Unbedingtheit der Transzendenz bereitet.

Ostern wurde in Leipzig-Stötteritz zum Gedächtnis an Prof. *René Gregory*, der seit 1874 Tischendorfs Arbeit an der Herstellung eines kritischen Textes des Neuen Testaments fortgesetzt hatte und am 9. April 1917 als 70jähriger Kriegsfreiwilliger den Heldentod gestorben ist, ein schlichtes Denkmal errichtet.

BILDUNGSWESEN

Der *4. Preußische Philologentag* hat zu Pfingsten unter großer Beteiligung in *Danzig* stattgefunden und sich u. a. mit der Frage Verwaltungsreform und Schule beschäftigt. Der erste Vorsitzende Oberstudiendirektor Dr. Bolle referierte über das Thema und stellte Forderungen, die auf größere Selbstverwaltung der höheren Schulen abzielten. Die Zusammenkunft wurde zu einer Kundgebung für den engen kulturellen Zusammenhang zwischen Danzig mit dem Reich und Preußen.

Die Studienkommission, die von den Reichs- und Staatsbehörden eingesetzt war, um die Fragen des *Minderheitenschulwesens* zu untersuchen, hat ihre Arbeit abgeschlossen und den Entwurf einer Ordnung des Minderheitenschulwesens dem preußischen Staatsministerium vorgelegt, der von diesem als Grundlage weiterer Verhandlungen angenommen worden ist. Er beruht auf dem Grundgedanken, daß das Bekenntnis zur Minderheit in die freie Entschließung der Erziehungsberechtigten zu legen ist. Die Regelung für die polnische Minderheit soll auf dieser Grundlage zuerst erfolgen und ist in Vorbereitung.

Das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat ein Buch erscheinen lassen, das auf Grund reichen amtlichen Materials von dem Leipziger Jugendpsychologen Walter Hoffmann und von Prof. William Stern ausgearbeitet und mit einem Vorwort des Staatsministers Dr. Becker versehen ist. Es behandelt '*Sittlichkeitsvergehen an höheren Schulen und ihre disziplinarische*

Behandlung' (Leipzig, Quelle & Meyer 1928. 141 S. Geb. *RM* 3.60). Die Lehrerkollegien sind durch Erlaß vom 22. 5. 28 angewiesen, sich mit dem Buch in Konferenzen auseinanderzusetzen und zu den Vorschlägen Stellung zu nehmen. In dem Gutachten von W. Stern werden schwere Mängel und Mißgriffe im bisherigen Disziplinarverfahren aufgezeigt, die auf Unkenntnis der Sexualpsychologie beruhen. In dem Gutachten von W. Hoffmann werden die sexualpädagogischen Probleme und Aufgaben der höheren Schule vom Standpunkt der heutigen wissenschaftlichen Besinnung aus dargelegt.

Als Organ des Verbandes deutscher Oberschulen und Aufbauschulen erscheint seit April 1928 die Zeitschrift '*Deutsche Oberschule und Aufbauschule*' (herausgeg. von A. Günther, Otto Modick, Otto Müller. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M.).

Im *Pädagogisch-psychologischen Institut* der Universität *München* findet vom 8. bis 14. August ein Ferienkurs statt mit Vorlesungen von Ph. Dombart, Aloys Fischer, Georg Kerschensteiner, H. v. d. Pfordten und Eduard Spranger (Geschäftsstelle München, Rosental 7).

Der *Ferienkurs des Institutes J. J. Rousseau* findet vom 15. bis 25. August in Genf statt mit Kursen über Kinderpsychologie (Piaget), experimentelle Psychologie (Claparède, Antipoff), neue Pädagogik (Bovet, Descœudres, Lafendel). (Institut J. J. Rousseau, Genf, 4 Rue Charles Bonnet).

Der deutsche Verein zur *Fürsorge für jugendliche Psychopathen* (Berlin W 35, Potsdamer Str. 118 c IV) lädt für die Tage vom 13. bis 15. September 1928 zur 4. Sachverständigenkonferenz in Hamburg ein.

Der *Verein für christliche Erziehungswissenschaften* veranstaltet vom 2. bis 4. August eine pädagogische Tagung in München in den Räumen der Universität. Zweck der Tagung ist die Sammlung aller katholischen Pädagogen und die klare Stellungnahme zu den modernen Erziehungsproblemen. Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Vereins in Amberg (Obpf.).

Eine neue *Prüfungsordnung für das künstlerische Lehramt* an höheren Lehranstalten und an Fachschulen hat *Baden* erlassen (3. 1. 1928). Der Text ist wiedergegeben im Pädagog. Zentralbl. 1928 H. 6 S. 408ff.)

Eine *Auskunftstelle für Erziehungsberatung* wurde am 1. Mai 1928 im *Zentralinstitut* für Erziehung und Unterricht eingerichtet. Das rechtzeitige Erkennen und Vermeiden von Fehlentwicklungen, die Beratung der Berufserzieher, Eltern und Jugendlichen bei Erziehungs- und Entwicklungsschwierigkeiten und nötigenfalls ihre Orientierung über die mannigfaltigen Erziehungsmöglichkeiten und Erziehungshilfen außerhalb der Familie und Normalschule sind die Aufgaben der verschiedenartigen Erziehungs- und Jugendberatungsstellen. Die Auskunftstelle will allen an der Tätigkeit dieser Stellen interessierten Kreisen (Jugendwohlfahrts- und Unterrichtsbehörden, Schulen und freien Vereinigungen) dienen und den Erfahrungsaustausch zwischen ihnen anregen. In der Hauptsache will sie nur Wegweiser zu den vorhandenen Einrichtungen sein.

Die *deutschen Schullandheime* veranstalten vom 1. bis 4. Oktober 1928 in Hamburg ihre 3. Reichstagung, auf der vor allem die praktischen Erfahrungen aus der Bewegung durch Aussprache, Ausstellung und Besichtigungen einem weiteren Kreise nutzbar gemacht werden sollen. Näheres durch die Oberschulbehörde in Hamburg.

(25. Juli 1928)

PAUL WOLTERS

Rede zu seinem 70. Geburtstag 1. September 1928[1])

Von Heinrich Bulle

Die Philosophische Fakultät hat mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, Ihnen, hochgeehrte Festversammlung, das wissenschaftliche und organisatorische Lebenswerk von Paul Wolters in Kürze vor Augen zu stellen. Auch ohne das hätte es mich gedrängt, dir, lieber Freund, als nächstbenachbarter Fachgenosse bei der heutigen Feier ein Wort zu sagen, nicht nur aus eigenem bewegtem Herzen, sondern im Sinne ich darf sagen aller archäologischen Fachgenossen, der deutschen wie der ausländischen, denn es ist keiner unter ihnen, der nicht näher oder ferner an den Früchten deiner Lebensarbeit teil gehabt hätte. So aber darf ich mich meiner Aufgabe nach Art des Historikers entledigen.

Paul Wolters entstammt einem rheinischen Pfarrhaus. Der Vater war Prediger in Bonn, eine auf das Wissenschaftliche gerichtete Natur, und so bedeutete es die Erfüllung seines Lebens, daß er 1874 als Professor der Theologie an die Universität Halle berufen wurde. Ein allzu früher Tod riß ihn schon drei Jahre später aus dieser Wirksamkeit, die Witwe kehrte in die rheinische Heimat zurück. Es ist der Geist des Vaterhauses, aus dem Paul Wolters die beiden tiefsten Grundzüge seines Wesens empfing, den unbestechlichen aber tief gütigen verstehenden Gerechtigkeitssinn gegenüber den Menschen und jene reine selbstlose Leidenschaft des echten wissenschaftlichen Arbeiters, der nur der Sache dient, nie der Person. Aber auch die liebenswürdige Zugabe zu diesen beiden sei nicht vergessen, der Geist des Humors, der aus tiefstem Ernst über die Not des Lebens triumphiert.

Das erste Studienjahr, auf das durch den Tod des Vaters ein tiefer Schatten gefallen war, verbrachte Wolters in Halle, dann ging er nach Bonn, wo er mit Unterbrechung durch ein Straßburger Semester seine Studienzeit 1882 abschloß. In Bonn hatte *Welcker* um 1820 das Akademische Kunstmuseum gegründet, das erste für wissenschaftliche Lehre und Forschung, und hatte die Denkmälerkunde vom höchsten geistigen Blickpunkt aus mit der Philologie vereinigt. Von Bonn war in gleichem Sinne *Heinrich Brunn* ausgegangen, der noch sein letztes Werk, die Griechische Kunstgeschichte, den Manen seiner philologischen Lehrer *Ritschl* und

1) Gehalten bei der am 25. Juli 1928 in der Universität München veranstalteten Vorfeier. Es sprachen außerdem: für die Universität der Rektor Geheimrat *Schüpfer*, für die Bayerische Akademie der Wissenschaften ihr Präsident Geheimrat *Eduard Schwartz*, für die Philosophische Fakultät der Dekan Professor *Alois Fischer*, für die Studierenden stud. phil. *Graf Rothkirch*. Dem Gefeierten wurde seine von *Theodor Georgii* gearbeitete Porträtbüste in Erz übergeben, deren Ausführung ein Freundeskreis, darunter namentlich der Ehrendoktor der philosophischen Fakultät *James Loeb*, ermöglicht hatte.

Welcker widmete. In dieser Tradition ist auch Wolters' Dissertation eine streng philologische Untersuchung über die handschriftliche Überlieferung der Epigramme der griechischen Anthologie, wie auch unter den 18 Thesen nur eine archäologische ist. Die Erstlingsschrift ist gewidmet seinen Lehrern *Franz Bücheler*, dem Latinisten, *Hermann Usener*, dem Begründer einer neuen Auffassung der griechischen Religion, *Reinhard Kekule*, dem feinnervigsten der Interpreten der griechischen Plastik — symbolisch, wie mir scheint, für das Wesen unserer Wissenschaft. Denn philologische Zucht ist für den Denkmälerforscher eine heute freilich oft unvollkommen erfüllte Forderung, nur aus den Tiefen der Religion kann die antike Kunst wahrhaft verstanden werden, ohne den künstlerischen Sinn bleibt die Arbeit des Archäologen äußerliches Machwerk. Daß Wolters die drei Meisterschaften in sich vereinigt, mit einer tiefgründigen Gelehrsamkeit wie bei dem notgedrungenen Spezialistentum unserer Tage keiner der Jüngeren mehr, das macht ihn uns über alles verehrungswürdig und beneidenswert als den letzten Archäologen aus jenen großen Gelehrtengenerationen, die noch vom Ganzen ihrer Wissenschaft auszugehen vermochten.

Unmittelbar nach der Promotion wurde Wolters von Conze an das Berliner Museum berufen. Die Abgußsammlung antiker Bildwerke, die größte Deutschlands, war 1868 von Carl Friederichs in einem Buche beschrieben worden, das gelehrte Untersuchung sehr glücklich mit künstlerischer Interpretation vereinigte unter dem Titel 'Bausteine zur Geschichte der griechischen und römischen Plastik'. Inzwischen aber war mit der vorbildlichen Aufdeckung von Olympia durch das junge Deutsche Kaiserreich die Epoche der großen, auf historische Erkenntnis statt auf Raubgräberei gerichteten Ausgrabungen angebrochen, was nicht nur eine Verdoppelung des Bestandes der Abgußsammlung sondern auch erweiterte historische Gesichtspunkte gebracht hatte. Bei der Neubearbeitung des Buches verfuhr Wolters mit der ihm eigenen Pietät vor anderer Leistung, aber als Ganzes bekam es die Prägung seines eigensten Geistes. Denn dieser 'Friederichs-Wolters' bedeutete nicht mehr 'Bausteine', sondern war eine für lange Zeit grundlegende Zusammenfassung und Darstellung unseres Wissens von der antiken Bildhauerkunst. Heute ist er im Stofflichen natürlich überholt, nicht in der Methode. Denn schon dem 27jährigen war jene Reife und besonnene Kraft des historischen wie des künstlerischen Urteils eigen, die er ein zweites Mal an einer noch größeren Aufgabe gleicher Art bewähren sollte und die deshalb hier vorweggenommen sei.

Die Springerschen 'Kunstgeschichtlichen Bilderbogen' waren in ihrem ersten Bande von Michaelis in mehrfachen Neuauflagen zu einem Handbuch der alten Kunstgeschichte ausgedehnt worden. Wolters übernahm 1910 die Ausgabe der von Michaelis fast vollendet hinterlassenen 9. Auflage und hat dann das Werk von der 10. bis zur 12. Auflage (1923) unablässig fortgestaltet, auf weite Strecken auch neu aufgebaut, wobei für die ergänzenden Gebiete der Prähistorie und orientalisch-ägyptischen Kunst bewährte Mitforscher herangezogen wurden. Nur wer bei jedem Einzelproblem der weitverzweigten Literatur nachgeht, kann ermessen, mit welch peinlicher Gewissenhaftigkeit, welcher erschöpfenden Kenntnis der Denkmäler, der historischen Quellen, der modernen Literatur der Stoff immer wieder durch-

dacht und welche Summe von Arbeit dann in weise abgewogene Formulierung, auf wenige Sätze und Worte bescheiden zusammengedrängt ist. Der Springer-Wolters ist der einzige aber zuverlässigste Führer durch das Gesamtgebiet der antiken Kunst, den wir besitzen, unschätzbar bei der heutigen Lage der Archäologie, wo durch den unübersehbar zudrängenden Stoff und die von ihm geforderte Arbeit des Tages dem Plane eines kollektiv gearbeiteten Handbuches fast unüberwindliche Schwierigkeiten sich entgegentürmen. So bleibt nur der Wunsch, daß dem Springer-Wolters bei der nächsten Auflage aus den Goldschätzen eines alles umfassenden Wissens für Lernende wie Mitstrebende auch der apparatus criticus beigegeben werde.

Kehren wir zur Lebensgeschichte zurück, so finden wir Wolters nach seiner Berliner Tätigkeit zuerst bei den Ausgrabungen von Pergamon in unmittelbarer Berührung mit der praktischen Arbeit des Archäologen, dann zum eigenen Studium in Athen. Und hier ist es, wo dem erst 29jährigen zusammen mit Dörpfeld die Leitung des noch jungen, zehn Jahre zuvor durch *Ulrich Köhler* gegründeten Archäologischen Institutes anvertraut wird. Eben war auf der Akropolis der Zauber der archaischen Kunst aus dem Boden auferstanden, der Wolters alsbald seine besondere Liebe widmete, und auf zahlreichen Ausgrabungsfeldern wetteiferten die Kulturnationen miteinander. Dem Deutschen Institut waren nur kleine Unternehmungen dieser Art gegönnt. Um so klarer erfaßte Wolters die Aufgabe des Instituts als eines geistigen Mittelpunktes in diesem Getriebe, indem er die Bibliothek zu einem bald eifrig von allen Seiten aufgesuchten Instrument der Forschung ausbaute. Aber nicht nur wegen der Bücher kam man dorthin. Denn während Dörpfelds Tätigkeit mehr sichtbar ins Breite und Öffentliche ging, war Wolters' athenisches Wirken einem heimlich belebenden Kraftstrom vergleichbar. Es ist in jenen dreizehn Jahren wohl kaum ein bedeutender Fund veröffentlicht worden, den sein Entdecker — gleichviel ob Grieche oder Schwede, Engländer oder Amerikaner, die Franzosen nicht ausgenommen — nicht zuvor bei guter Weile dem zweiten Sekretar des Deutschen Instituts gezeigt hätte. Und wenn Erkenntnisse, Kombinationen, Gedanken einen farbigen Abglanz ihres Ursprungs behalten würden, so müßte es in den Zeitschriftenaufsätzen jener Zeit bei allen Nationen ziemlich bunt aussehen von der Kennfarbe des Woltersschen Scharfblicks, der einäugig mehr erfaßte als hundert zweiäugige. Eine Art polychromen Ausdrucks hat aber die stille Dankbarkeit der Nationen doch gefunden, die natürlich auch an den öffentlichen Vorträgen, Führungen, Gesellschaftsreisen Anteil hatten, und ich scheue mich nicht, dieses Umstandes auch in unserer dem Schmucke des Lebens weniger holden Zeit zu gedenken: der Orden, die Brust und Hals unseres Gefeierten bei geziemender Gelegenheit schmücken, sind unwahrscheinlich viele und hohe für einen stillen Gelehrten.

Was aber die deutsche Jugend der Institutsstipendiaten und die auf Studienreise kommenden Fachgenossen in jener Zeit von Wolters gelernt haben, ist im einzelnen gar nicht zu ermessen. Denn unaufhörlich spendete er selbstlos nach allen Seiten, immer bereit die Arbeiten der anderen wichtiger zu nehmen als die eigenen, dabei über jedes Problem im voraus unterrichtet und es aus den Schätzen

seines Wissens sogleich mehrend. Überall sprudelte dieser lebendige Quell der Mitteilung, nicht nur bei Vorträgen und Führungen, sondern bei jedem Gang durch die Museen, bei den köstlichen Ritten durch die Berge und zu den Ausgrabungsstätten, auf langen Bootsfahrten und zuletzt aber gewiß nicht zumindest bei den abendlichen Symposien, die zur heißen Sommerszeit auf die Dachterrasse des Hauses unter den funkelnden attischen Sternenhimmel verlegt wurden, mit den schattenhaften Umrissen der Akropolis im Hintergrund. Denn das Dionysische hat in der reichen Natur dieses Mannes seinen geziemenden Platz neben Athena und Apollon. Ganz Apollon und strenger Zensor aber war er bei der Herausgabe der Institutszeitschrift, den Athenischen Mitteilungen. Niemals kann ein Redaktor mit mehr Hingabe und Gewissenhaftigkeit jeden Aufsatz bis ins letzte Zitat nachgearbeitet haben.

In den Athenischen Mitteilungen beginnt nun jene Kette von Untersuchungen, Aufsätzen, Bemerkungen, die sich im Jahrbuch des Instituts, in ausländischen Zeitschriften, Gelegenheitsschriften, schließlich in den Schriften der Akademie in gleichmäßiger, man möchte sagen ferienloser Folge fortsetzen und die gesammelt eine stattliche Bandreihe ergäben. Das Stoffgebiet geht von der kretisch-mykenischen Kultur zu den Höhepunkten der archaischen und klassischen Kunst — Aegina-, Olympiagiebel — weiter zu den Meistern des Mausoleums, zu Praxiteles, Lysipp, den hellenistischen Skulpturen, dann zu Pompeji als einem Lieblingsgebiet. Eine zweite, religionsgeschichtliche Reihe umfaßt die Kulte, soweit sie sich im Gegenständlichen spiegeln, vor allem den Totenkult und mit Vorliebe jene volkstümlichen Vorstellungen und Bereiche, wo Knoten und Faden als Amulett herrschen und groteske Zauberbilder das Unheil abwehren. Nicht wenige Aufsätze endlich behandeln mythische und religiöse Bilder auf Vasen und Reliefs nach der Richtung einer feingeschliffenen Interpretation. Den Anstoß gibt in der Regel ein neuer Fund oder eine besondere Beobachtung an Bekanntem. Seltsame, schwerverständliche Dinge reizen am meisten, für die dann durch scharfsinnige Kombination aus entlegener Überlieferung, durch Aufstöbern unbeachteter bildlicher Quellen überraschend die Lösung gefunden wird, ohne daß je mit Gelehrsamkeit geprunkt oder nur eine einzige Anmerkung zuviel geschrieben würde, getreu dem Bonner Doktoreid, niemals etwas zu tun *vanae captandae gloriolae causa.* Aber das Objekt wird so lange gedreht und gewendet, bis es das letzte an Erkenntnis hergegeben hat und vom Einzelfall aus unversehens eine allgemeine Schlußfolgerung gewonnen ist. Denn hinter all der scheinbaren Kleinarbeit stehen immer die großen Zusammenhänge von Religion, Geschichte, Kunst, ohne die das Einzelergebnis nicht möglich wäre. Auch aus der Berührung mit dem heutigen griechischen Volkstum, seinen oft noch ganz antiken Sitten, seinen abergläubischen Vorstellungen und Bräuchen ist viel lebendige Erkenntnis in diese Abhandlungen geflossen. Ich möchte wenigstens an einem Beispiel zeigen wie durch die Treue zum Kleinen das von anderen Verachtete unter Wolters' Augen zu geschichtlicher Bedeutsamkeit emporwächst.

Bei Menidi, dem alten Acharnai, hatte das Institut ein mykenisches Kuppelgrab mit reichem Inhalt ausgegraben, über welchem man die unansehnlichen Ton-

scherben der klassischen Zeit, die in dem Zugangsweg zum Grabe herausgekommen waren, kaum beachtet hatte. Sie werden nun gereinigt, zusammengesetzt, ergänzt, datiert. Es zeigt sich der ganze Apparat eines umfänglichen Totenkultes: Weihetäfelchen, Tonschilde, Gespanne aus Ton, Opferkannen, Schalen, eigentümliche Kesselgefäße, die ihrem Stile nach von der hocharchaischen Zeit bis zum letzten Drittel des V. Jahrh. herabgehen. Also hat der mykenische Herrscher, der in der zweiten Hälfte des I. Jahrtausends hier bestattet wurde, ununterbrochen als Heros im Glauben weitergelebt. Das ist eine historische Kontinuität von größter grundsätzlicher Bedeutung für die Zusammenhänge der mykenisch-homerischen Welt mit der klassischen, wie sie archäologisch an keiner Stelle wieder so beobachtet werden konnte. Das plötzliche Aufhören des Kultes andererseits, wie es die Scherben spiegeln, findet seine Erklärung darin, daß die Bewohner von Acharnai im Peloponnesischen Kriege von den Spartanern zeitweise verjagt waren, womit der Faden abriß. Endlich werden noch die besonderen Kesselgefäße dieses Kultes an ihrem Ausguß als Luteria, Waschbecken, erkannt, sie bedeuten also das Bad als Opfergabe, woraus sich noch ein Ausblick nach abwärts ergibt. Als im Jahre 317 v. Chr. Demetrios von Phaleron dem wunderherrlichen Brauch der figürlichen attischen Grabreliefs aus Staatsraison ein grausames Ende bereitet hatte, blieben nach Cicero nur drei Formen als Grabschmuck erlaubt, Säulchen, plattenartige Tische und 'labella'. Was bedeuten 'Waschbecken' auf Gräbern? Der Sinn ist nun enträtselt: auch hier das symbolische Bad für den Toten.

Ein Beispiel noch aus der Monumentalkunst. Eine der schönsten Bronzestatuen, der nackte Apollon mit Leier aus der Casa del Citarista in Pompeji war als abgewandelte Kopie aus einem Bogenträger mißdeutet worden, weil der Gott als Kitharspieler den langen Talar zu tragen hätte. Aber es gibt einen Ort und Kult, wo Nacktheit und Leierspiel sich nicht widersprechen, Sparta. Auf einer lakonischen Bronzemünze wird der Kopftypus der Neapler Statue wiedergefunden. Weiter stammt aus dem Heiligtum des Apollon Amyklaios bei Sparta das Bronzefigürchen eines nackten Leierspielers mit einem Kranz aus Palmblättern, dem sog. Thyreatischen Stephanos, den nach Athenäus die Knaben am Apollonfest bei dem Chorreigen der Gymnopädien trugen. Der Schluß ist gegeben, daß das Urbild der Neapler Statue einst am Markte von Sparta auf die schönsten Tänze der spartanischen Jugend herniederschaute, als das reinste Bild dorischen Ernstes und dorischer Körperfreudigkeit.

Bei jeder dieser Untersuchungen sind Gedankengang und Darstellung so klar gerundet wie die Handschrift des Verfassers. Für das Besondere und Persönliche dieses Gelehrtenstils aber, der auf das sauberste gefeilt und doch aus unendlichem Reichtum geschöpft, der peinlich gewissenhaft aber zugleich lebendig graziös ist, drängt sich immer wieder nur ein Gleichnis auf: lauterste Goldschmiedearbeit. Und so ist denn auch aus der feingliedrigen Geschmeidekette dieser Aufsätze kaum hie und da ein Glied herausgebrochen worden, weder durch die Kontroverse des Tages noch von der größeren Kritikerin Zeit. Gold bleibt für immer, was es ist, Gold.

Von Athen wurde Wolters im Sommer 1900 nach Würzburg berufen auf einen Lehrstuhl, der den besonderen Vorzug hat, mit einem vielseitigen Museum ver-

bunden zu sein, der Stiftung Martin von Wagners, des vertrauten Helfers König Ludwigs I. bei der Schöpfung der Glyptothek. Der Inhalt des Wagnermuseums erstreckt sich von der Prähistorie bis zur modernen Graphik, sein Kernstück aber ist für den Archäologen die Sammlung griechischer Tongefäße, die 1872 von Urlichs durch den Ankauf einer italienischen Privatsammlung begründet worden war und später stetig weiter ausgebaut wurde. Allein was Wolters vorfand, war infolge einer wenig glücklichen Zwischenperiode der Verwaltung mehr Chaos als Museum. Ein unendliches Säubern, Sichten, Ordnen, Inventarisieren, Aufstellen war nötig, um jedem Dinge zu Leben und Wirkung zu verhelfen. Niemand außer seinem Nachfolger, der als Erlanger Nachbarkollege die Reorganisation stufenweise miterlebte, vermag zu ermessen, welche Unsumme von Arbeit Wolters damals geleistet hat, wieder mit der ganzen hingebenden Treue an Kleinstes wie Großes. Eine Reihe umfänglicher Inventarbände zeigt auf weite Strecken die immer gleichmäßigen Züge seiner künstlerisch klaren Handschrift, und jedes Stück ist weit über den Inventarzweck hinaus nach seiner sachlichen und geschichtlichen Bedeutung bestimmt. Als Wolters nach achtjähriger Tätigkeit das Museum verließ, war aus dem Wirrsal ein wissenschaftliches Instrument von Rang geworden, an dem nur die Abgußsammlung noch zu vollenden blieb.

Nach Furtwänglers allzufrühem Tode auf dem Ehrenfelde der Arbeit, seinem geliebten Aegina, war es wie eine Selbstverständlichkeit, daß der methodischste Lehrer und gelehrteste Forscher, den die Archäologie zu vergeben hatte, sein Nachfolger wurde. Aber von dieser nun 20jährigen Periode zu sprechen ist nicht mehr Aufgabe des Chronisten, denn sie ist Gegenwart und diese Feier ihr Symbol und lebendiger Widerhall. Nur eine Gattung stummer Wesen verlangt noch den Interpreten, die griechischen Götter, Heroen und Menschenbilder am Königsplatz. Wolters hat ihre Reihen um manchen würdigen und bedeutenden Genossen vermehrt, ich nenne als Chorführer nur den lebenatmenden archaischen Apollon, den attischen Bruder des dorischen Apoll von Tenea. Mit pfleglicher Hand hat Wolters an der geschlossenen künstlerischen Gesamterscheinung der Glyptothek König Ludwigs, diesem Juwel unter den Antikensammlungen, durch vorsichtiges Um- und Aufstellen sinnvoll weitergestaltet. Inmitten aber bleicherer Abbilder jener erhabenen Gestalten, im Abgußmuseum am Hofgarten, blieb wie zu Furtwänglers Zeiten die geistige Arbeitsstätte, wo alle Fäden des archäologischen Betriebes zusammenlaufen, in einem unwahrscheinlich engen Amtszimmer, das der Chef noch dazu mit zwei Mitarbeitern teilt. Jetzt endlich ist es so weit, daß auch hier für Menschen und Dinge in dem großen Obergeschoß Luft und Licht geschaffen wird, wie es schon Brunn zugesagt war und von Furtwängler vergeblich erstrebt wurde.

Aber noch von einer anderen, nur den Eingeweihten sichtbaren organisatorischen Tätigkeit unseres Gefeierten muß ich Zeugnis ablegen, seinem Anteil an der Leitung des Archäologischen Reichsinstituts, mit dem er seit der athenischen Zeit als stiller Berater in Verbindung blieb. 1914 wurde die Organisation durch Berufung von Vertretern der Länder in die Berliner Zentraldirektion auf breitere Basis gestellt, und bald nach dem Kriege erfuhr das Institut — dank der erwachten Einsicht der Reichsbehörden in den moralischen Wert unpolitischer Gelehrten-

arbeit im Ausland — eine ungeahnte Steigerung seiner Tätigkeit. Als Mitglied des engeren Ausschusses der Zentraldirektion ist Wolters bei der Vorbereitung aller organisatorischen Maßnahmen und Unternehmungen unmittelbar beteiligt, nicht minder durch das Vertrauen, das der tatkräftige derzeitige Leiter des Instituts in Wolters Urteil setzt. Und wenn dann in der Vollsitzung bei verantwortungsvollen Plänen oder schwierigen Personenfragen die Meinungen gelegentlich widereinanderstehen, so sind es — ich glaube damit kein Amtsgeheimnis zu verletzen — in der Regel zwei Stimmen, auf die man wartet: das weise, nach allen Seiten menschlich und wissenschaftlich durchdachte Abwägen des Für und Wider durch Wolters und ein temperamentvolles Schlußwort des greisen Feuerkopfs Wilamowitz, womit dann dem Entschlusse die Richtung gewiesen ist.

Ich darf zusammenfassen was uns Wolters ist: unerreichter Meister der archäologischen Methode, gerechtester Zensor, nie ausgeschöpfter Quell gelehrten Wissens, Helfer und Berater für jeden, der den Weg zu ihm zu finden weiß. Und so kommt als etwas Selbstverständliches das Wort Dank auf die Lippen, der Dank, den ich hier auch ohne verbrieften Auftrag im Namen der deutschen und der internationalen Archäologie aussprechen darf. Und ich darf meinen eigenen bescheidenen Dank dir, lieber Freund, hinzufügen als einer der vielen, der seit jenen köstlichsten athenischen Zeiten in tiefer Verehrung teilhaben durfte an dem geistigen Reichtum deiner Natur, an der Freundschaftskraft deines gütigen Herzens. Aber es will mich bedünken, daß das letzte Wort einem Übergeordneten gelten muß, das in diesem Leben waltet, einem Höchsten, das alles andere durchdringt und bestimmt: die selbstlose reine Pflichterfüllung. Wissenschaft als Pflichterfüllung! Möge uns dieses Vorbild lange, lange erhalten bleiben!

DIE RELIGIOSITÄT IN DER ZEIT CICEROS

Von Wilhelm Kroll

Die herrschende Meinung über die Entwicklung der römischen Religiosität dürfte etwa folgendermaßen aussehen. Die Römer waren lange Zeit hindurch sehr fromm und hielten auch auf diesem Gebiet lange Zeit pietätvoll am *mos maiorum* fest. Aber das Eindringen der griechischen Philosophie mit ihrer Skepsis und Lauheit gegen die Religion und die rücksichtslose Verwendung des religiösen Apparates zu politischen Zwecken durch die herrschende Kaste untergruben diese Frömmigkeit, so daß gegen Ende der republikanischen Zeit nicht mehr viel davon übrig war. Hier griff Augustus ein; seine von kalter Berechnung diktierten Bemühungen um Herstellung der alten Tempel und Kulte hatten den Erfolg, daß sich die römische Welt wieder der Religion zuwandte und auch im Westen allmählich jene Stimmung entstand, die dem Aufkommen des Christentums günstig war. — Wer die Gelehrten sind, die diese Anschauung begründet haben, ist vielleicht müßig zu fragen; immerhin sei hingewiesen auf L. Krahner, dessen 'Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion' nicht ohne Einfluß geblieben sind, und auf Th. Mommsen, der in seiner 'Römischen Geschichte' durch

sein Arbeiten mit starken Licht- und Schattenwirkungen ein eindrucksvolles Bild der religiösen Entwicklung gezeichnet hat.[1])

Diese Vorstellung enthält manches Richtige, ist aber dennoch in der Hauptsache verfehlt oder schief. Denn indem sie moderne Gedanken über Religion hineinträgt, verwechselt sie Religion und Religiosität und übersieht, daß (und warum) wir von römischer Religiosität eigentlich nichts wissen. Nur so ist es möglich, daß die beste Darstellung der römischen Religion, die wir besitzen, die von G. Wissowa[2]), zwar nur die Staatsreligion behandelt, trotzdem aber eigentlich alles sagt, was über römische Religion zu sagen ist. Denn diese ist mit dem Staatsleben aufs engste verbunden; das ist zwar bekannt genug, aber ich halte es doch für richtig, es durch Zeugnisse der uns hier angehenden Zeit zu belegen. Cicero sagt in der dritten Rede gegen Catilina (22): 'Die Verschwörer verdienen um so härtere Strafe, weil sie nicht bloß menschliche Wohnungen, sondern auch die Tempel der Götter mit Feuer zerstören wollten. Wenn ich sagte, ich hätte ihnen Widerstand geleistet, so würde ich mir zuviel anmaßen: Juppiter hat Rom und euch gerettet. Die Götter haben mich geleitet, und zu der Anzeige der Allobroger wäre es ohne ihr Eingreifen nicht gekommen.' In der elften Philippica (28): 'Als C. Cassius den Dolabella am Betreten Syriens hinderte, folgte er dem Gesetz, das Juppiter selbst gegeben hat, wonach alles, was für den Staat heilsam ist, gesetzlich und berechtigt ist. Denn das Gesetz geht von den Göttern aus.' Man mag das *cant* nennen und die einseitige Ausnutzung solcher Anschauungen im Interesse der Nobilität betonen, wofür die Bezeichnung des Pompeius Strabo als *homo dis ac nobilitati perinvisus* in der Rede für Cornelius (S. 61, 29 St.) charakteristisch ist; es gibt eben auch *cant*, der geglaubt wird. Daß die *pax deum*, das gute Verhältnis zu den Göttern, abhängig ist von der peinlich genauen Erfüllung einer großen Menge ritueller Vorschriften, war eine Überzeugung, die den Senatoren in Fleisch und Blut übergegangen war; der große M. Scaurus konnte im J. 104 deshalb angeklagt werden, weil er den Kult der Penaten vernachlässigt hätte.[3]) Das war persönliche Ranküne; aber eine gewisse Furcht vor dem Zorne der Götter steckte doch dahinter. Daher die peinliche Berücksichtigung der Auspizien; sagt doch Cicero, das Augurenrecht sei zwar ursprünglich der Weissagung wegen eingeführt, aber später des Staates wegen beibehalten worden (De div. II 75). Vieles daran war lächerlich (ebd. 72) und infolge unendlicher Umständlichkeit abgekommen, aber nicht ohne daß durch die Haruspizien Ersatz geschaffen wurde.[4]) Die Macht der Tradition war viel zu groß, als daß irgend jemand ernsthaft daran hätte denken können, die Befragung des Götterwillens abzuschaffen; wenn die Nobilität damit schreienden Mißbrauch trieb, so ist die Frage, wieweit sie oder ihre Majorität sich dessen bewußt war und wieweit die auf ganz anderen Gebieten liegende Gläubigkeit des

1) Krahner, Progr. Halle (Latein. Hauptschule) 1837. Mommsen II 417; III 454. Unter dem Einfluß dieser Anschauung steht auch Burriss, Cicero and the Religion of His Day, Class. Journal XXI 524—532.

2) München 1912. Kein anderes Werk reicht an diese ausgezeichnete Darstellung heran; doch sind die Arbeiten von Warde Fowler dadurch nützlich, daß sie den Stoff öfters von anderen Seiten betrachten.

3) RE. I 585. 4) Wissowa RE. II 2587.

einzelnen Bürgers hiervon affiziert wurde, und schließlich galt auch hier der Satz: *abusus non tollit usum.* Daher behält nicht nur Cicero in seinem Entwurf einer idealen Verfassung die Auspizien bei (Leg. II 21. 31), sondern auch der pompejanische Rumpfsenat in Thessalonike trug Sorge dafür, daß sie abgehalten wurden.[1]) Obwohl in der Kaiserzeit von einem nennenswerten Einfluß der Auspizien auf das Staatsleben nicht die Rede sein konnte, so hat doch das Priestertum der Auguren bis zum Ende des IV. Jahrh. fortbestanden.[2]) Für das Privatleben und die Frömmigkeit des einzelnen war das ohne jede Bedeutung; zwar hatte es einst *auspicia privata* gegeben, aber von ihnen waren in unserer Zeit als einziger Rest die *nuptiarum auspices* übrig, *qui re omissa nomen tantum tenent.*[3])

Welche Bedeutung Omina und Prodigia für das Staatsleben besaßen, brauche ich nicht zu schildern. Nun macht man meist viel Aufhebens davon, daß der Pontifex Mucius Scaevola die alte Kalendertafel nicht mehr fortführte (um 120 v. Chr.), und bringt das mit seiner aufgeklärten Denkweise zusammen; der Staat habe damit den bisher festgehaltenen Prodigienglauben aufgegeben.[4]) Nichts kann verkehrter sein. Die Historiker — noch Tacitus — zeigen, daß man nach wie vor Prodigien aufgezeichnet und gesühnt hat; die Liste der Staatsprodigien, wie sie etwa Wülker S. 89 gibt, ist für die Zeit von 120 bis zum Ausgange der Republik besonders reichhaltig. P. Scaevola, von dessen Berührung mit griechischer Philosophie wir gut tun werden, uns keine übertriebenen Vorstellungen zu machen, konnte als Pontifex ebensowenig daran denken, an den alten Gewohnheiten eine einschneidende Änderung vorzunehmen, wie spätere Priester das getan haben; wenn er an der Art der Aufzeichnung etwas änderte, so war das nicht mehr als eine redaktionelle Äußerlichkeit.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sich nicht der Wunsch nach Änderungen regte. Er mußte sich regen angesichts eines Rituals, das von einer kaum zu überbietenden Umständlichkeit war, und einer in Formelkram erstarrten Religion, von der ein hervorragender Kenner gesagt hat: 'Nie hat ein Volk von so fortgeschrittener Kultur eine so kindliche Religion gehabt.'[5]) Man hat daher manche Bräuche mit solchen primitiver Völker vergleichen können; die Praxis der Augurn und Haruspices ähnelt auffallend der von den Eingeborenen Borneos geübten.[6]) Allerältestes war mit beispielloser Zähigkeit konserviert, und das hatte zur Folge, daß namentlich die Sprache des Rituals den Menschen jener Zeit ein Buch mit

---

1) Cass. Dio XLI 43, 2. 2) RE. II 2321.

3) Cic. Div. I 28. RE. II 2581. — Halliday, The History of Roman Religion, der in Kap. VII 'The Last Century of the Republic' die übliche Ansicht vorträgt, macht S. 137 auch die Kalenderschiebungen geltend (Cic. ad Att. V 9, 2; 13, 3): 'die Ordnung des Kalenders, die ihrem Wesen nach eine religiöse Pflicht und ein wichtiger Teil des ius divinum war, war tatsächlich zu einem bloßen Instrument für politische Drahtzieher herabgesunken'. Aber was hatte der Kalender mit wirklicher Frömmigkeit zu tun?

4) So Lembert, Der Wunderglaube bei Römern und Griechen (Augsburg 1905) S. 46. Auch L. Wülker, Die geschichtliche Entwicklung des Prodigienwesens (Leipzig 1903) spricht von einer Zersetzung der altgläubigen Anschauungen.

5) Cumont, Les religions orientales S. 40.

6) Warde Fowler, Roman Essays and Interpretations, Oxford 1920, S. 159.

sieben Siegeln war; weder Priester noch Antiquare konnten sich hier mehr auskennen. Als Verrius Flaccus sein Glossenwerk zusammenstellte und dabei besonders auf alte Ritualworte achtete, zog er ältere Autoritäten heran, und auch die versagten nicht selten. Über das Wort *Marspedis* (oder *Maspedis*), das im Gebet der *solitaurilia* vorkam, bemerkt er, daß auch der Augur Messalla über seine Bedeutung nichts zu sagen wisse. Zu dem Worte *offendices* führt er die auseinander gehenden Ansichten des Titus und des Veranius an. Ähnliche Kontroversen knüpften sich an Worte wie *obstitum, refriva, scena;* man kann es den christlichen Apologeten nicht verdenken, wenn sie sich über dieses Kauderwelsch lustig machen und lange Listen solcher Worte aufstellen.[1]) Was *lumemulia cum rapinis* im Ritual der Dea Dia bedeutete, wußten auch im Altertum höchstens die Priester. Ein Blick etwa in Lübberts Commentationes pontificales[2]) zeigt, wieviele unverständliche Worte das Ritual mit sich schleppte; vom Salierliede sagt Quintilian, daß es kaum die Priester verstanden; 'aber die Religion verbietet es abzuändern und man muß die heiligen Formeln benutzen.' Schlimmer aber war die lähmende Peinlichkeit der Zeremonien, die man mit gutem Recht mit denen von Naturvölkern verglichen hat. Als Ti. Sempronius Gracchus nach seinem zweiten Konsulat (163) in die Provinz abgegangen war, fiel ihm ein, daß er bei den Auspizien für die Consularcomitien des folgenden Jahres durch Errichtung des tabernaculum an falscher Stelle ein Versehen begangen habe; er teilte das brieflich den Augurn mit, und die Folge war, daß die Konsuln des J. 162 ihr Amt niederlegten.[3]) Die Flamines Cornelius Cethegus und Q. Sulpicius gingen in der Zeit des zweiten punischen Krieges ihres Priestertumes verlustig, der eine, weil er die Eingeweide nicht in der richtigen Reihenfolge auf den Altar gelegt hatte, der andere, weil ihm beim Opfer der Apex vom Kopfe gefallen war. Es mag sein, daß solche Genauigkeit in der Folgezeit seltener wurde: aber wer wird im Ernst behaupten wollen, daß das eine Abnahme der Frömmigkeit bedeutete? Und war es für diese nach irgendeiner Richtung ein Gewinn, daß Augustus die Bruderschaft der Arvalen reorganisierte und ihr altes Ritual wieder ins Leben rief? Wir lesen mit Staunen in ihren Protokollen, was für Umstände es machte, wenn aus dem heiligen Hain der Dea Dia ein Baum oder Ast entfernt oder ein auf dem Tempeldach gewachsener Feigenbaum herabgenommen, zerkleinert oder verbrannt werden sollte. Daß die Priester selbst diese Dinge nicht immer ernst nahmen, wird zutreffen; aber das in diesem Zusammenhange meistens zitierte Augurenlächeln, das auch Mommsen[4]) zum Beweise dafür anführt, daß man 'die positive

---

1) Arnob. VII 24 (dazu Rhein. Mus. LXXII 96).

2) Berlin 1859. Oder M. Kretzer, De Romanorum vocabulis pontificalibus (Halle 1903) S. 44ff. Die umfangreiche antike Literatur *de iure pontificio* usw. nennt Rowoldt, Librorum pontificiorum reliquiae (Halle 1906) S. 14.

3) Mommsen, Staatsrecht I 103. — Val. Max. I 1, 4f. Plut. Marcell. 5, 4. — Wie im Ernstfalle die Situation dazu zwingt, sich über die religiösen Bedenken hinwegzusetzen, zeigen z. B. die Vorgänge im Januar 43 (Cass. Dio XLV 17, 2). Man kann also auch Cäsar nicht, wie z. B. wieder Burriss S. 526—529 tut, einen Atheisten nennen, weil er sich durch keine *religio* (die nicht ohne weiteres mit Religion identisch ist) von einem Vorhaben abbringen ließ (Suet. 59, 1).

4) Mommsen, RG. II 427. Cic. Div. II 51; Nat. deor. I 71.

Religion im vertrauten Kreise albern fand', wird zu Unrecht verwendet; der alte Cato, den niemand zu einem religiösen Aufklärer stempeln wird, hat gar nicht von Augurn, sondern von Haruspices gesprochen, die damals als fremd empfunden wurden, und von Cicero wird die Äußerung in einem philosophischen Dialog einem Skeptiker in den Mund gelegt, der das Lächeln der ihre Weisheit nicht ernst nehmenden Haruspices zu dem Verhalten der Epikureer in Gegensatz stellt. — Als ein Muster von Ungläubigkeit pflegt man Caesar zu nennen, und es fiel schon seinen Zeitgenossen auf, daß er sich durch Vorzeichen nicht von wichtigen Unternehmungen abbringen ließ. Aber auch damals konnte ihm das niemand ernsthaft verdenken, und wenn er wirklich die Äußerung getan hat, es sei kein Vorzeichen, wenn ein Tier kein Herz habe, so bedurfte es dazu keiner griechischen Aufklärung, sondern nur gesunden Menschverstandes. Die Staatsreligion irgendwie anzutasten ist ihm nicht von fern eingefallen.[1])

Das Festhalten auch gebildeter Kreise an den alten sakralen Ordnungen wird dadurch verständlich, daß das Heil des Staates von ihnen abzuhängen schien. Daß die Größe Roms auf der Gnade der Götter beruhte, war eine festgewurzelte Überzeugung, wie sie sich im Zusammenhang mit dem Puritanismus auch in neuerer Zeit herausgebildet hat. 'Die Vergrößerung des Reiches haben wir der Amtsführung der Leute zu danken, die sich den religiösen Satzungen unterwarfen', sagt Cicero; 'Romulus hat durch die Auspizien, Numa durch die Einrichtung der Kulte den Grund zu unserem Staate gelegt, der es ohne ein gutes Verhältnis zu den unsterblichen Göttern (*sine summa placatione deorum immortalium*) nie zu dieser Größe gebracht hätte'. In der vierten Philippica (10): 'Die Götter sind zur Rettung unseres Vaterlandes entschlossen. Denn sei es, daß sie uns durch Vorzeichen die Zukunft verkünden, so sind diese ganz eindeutig; sei es, daß die Eintracht der Bürger ohne göttlichen Einfluß unmöglich war, so haben wir keinen Grund, an der Gesinnung der Himmlischen zu zweifeln.' Dieser Glaube, der zu einer Zielscheibe des Spottes für die christlichen Apologeten wurde[2]), äußert sich oft auch im Einzelfalle. Sallust, der sonst nicht dazu neigt, historisches Geschehen aus dem Eingreifen der Götter abzuleiten, führt doch einen klugen Entschluß des Marius auf sein Gottvertrauen zurück.[3]) Cicero erklärt in der Rede für Milo (84f.), die Macht der Götter, die oft in so übermäßiger Weise Glück und Segen auf Rom gehäuft habe, sei bei der Tötung des Clodius im Spiele gewesen, und in der dritten Philippica (34), die Götter hätten Cäsar der Stadt Rom, D. Brutus Gallien als Schützer beschert. Überhaupt führt er den Namen der Götter fortwährend im Munde, ohne daß wir darin ohne weiteres Heuchelei sehen dürfen; nicht nur in politischen sondern auch in Prozeßreden sind Gebete und Anrufungen an die Götter gewöhnlich und fielen keineswegs als verstiegen oder pathetisch

1) Suet. Caes. 59; 77; Lembert S. 47. — S. übrigens Cic. Att. IX 15, 2.

2) Cic. Nat. deor. II 8; III 5. Minuc. 25, 1.

3) Jug. 90, 1. Wegen Lembert S. 48f. bemerke ich, daß das häufige Eingreifen der Fortuna, die bekanntlich ein Requisit der Historiographie ist, für seinen religiösen Standpunkt nichts beweist; für diesen darf man jetzt Ad Caes. II 11, 7 anführen: 'das menschliche Leben steht unter der Aufsicht der Götter, die gute Taten belohnen und böse strafen.'



auf.[1]) Daß die Angeklagten den Juppiter Optimus Maximus um seinen Schutz anflehten, bezeichnet er als allgemeine Sitte (Verr. II 4, 71).

Solche Äußerungen finden sich aber auch in privaten Briefen, wo Cicero sich keinerlei Zwang aufzuerlegen brauchte. Man wird auf abgegriffene Wendungen keinen Wert legen: *quod actum est, di adprobent; ita me di iuvent; nisi qui deus iuverit; quod Iuppiter omen avertat; quod di prohibeant; deum benignitate; o di boni; o di immortales*[2]), die alle für ein Gefühl des Zusammenhanges mit der Gottheit nichts zu beweisen brauchen. Eher fällt folgendes ins Gewicht. Als auf einen erfreulichen Brief des Brutus an den Senat keine Supplicatio beschlossen ist, schreibt ihm Cicero: 'Hätten deine Freunde deinen Brief auf die Tagesordnung gesetzt und wäre er nicht gerade in einem sehr ungünstigen Augenblick angekommen, so hätte man den Göttern die ihnen gebührende und wohlverdiente Ehre nicht vorenthalten', und gleich darauf: 'verarmte und verzweifelte Menschen bedrohen die Tempel der unsterblichen Götter.' An Terentia aus der Verbannung im J. 58: 'Weder die Götter, denen du immer fromme Verehrung erwiesen hast, noch die Menschen haben sich dankbar gegen uns gezeigt.' Als er aus Kilikien an Atticus über seinen Triumph und dessen Aussichten schreibt, schließt er mit den Worten: 'aber das wird ein Gott lenken.'[3]) Auch darauf mag man nicht allzuviel geben; aber ein überzeugter Skeptiker oder Atheist schreibt gewiß nicht so.

Auf der anderen Seite ist von einer eigentlichen Frömmigkeit kaum die Rede; sie war durch den Charakter dieser ganzen Religion so gut wie ausgeschlossen. Das Stadium, in dem es nur magische Riten ohne Götter gab, hatte in Rom lange gedauert und dauerte im Grunde immer fort[4]), auch als man zu Göttern betete. Diesen fehlte es an Anschaulichkeit und Menschennähe, sie waren *numina*, Äußerungen eines Willens[5]); erst unter griechischem Einfluß stellte man sie bildlich dar, teilweise (wie bei den Laren) in Gestalten, die ihr Wesen nicht ausdrückten: kein Wunder, wenn das Verhältnis der Menschen zu ihnen jeder Innigkeit entbehrt. Sie standen ihnen als gewissenhafte Geschäftsleute gegenüber: hatten sie ihre kontraktlichen Verpflichtungen erfüllt, so war es damit getan, und die andere Partei hatte nun ihrerseits die Pflicht zur gleichen Gewissenhaftigkeit. Wenn der römische Feldherr durch die *evocatio* die Götter des Feindes auf die Seite der Römer zu locken versuchte und sie aufforderte, ihre bisherigen Verehrer zu schädigen und den Römern zu helfen, schloß er mit den Worten: 'Wenn ihr das tut, so gelobe ich euch Tempel zu bauen und Spiele zu feiern.' In dem Gebet der Arvalen, in dem sie jeden Gott einzeln bitten, den Kaiser und sein Haus während des laufenden Jahres zu schirmen, heißt es jedesmal: 'wenn du das tust, so werde ich dir namens des Kollegiums der Arvalbrüder die und die Opfer (oder Geschenke) darbringen.'[6])

1) Verr. II 5, 184; Dom. 144 auch bei G. Appel, De Romanorum precationibus (Rel.-gesch. Vers. VII 2) 39. Ferner Catil. I 33; II 29; III 29; Rabir. perd. 5.

2) Belege im Thes. Ling. Lat. II 1898, 51; 2086, 15; V 885ff.

3) Ad Brut. II 5, 2. 5; Ep. XIV 4, 1; Ad Att. VI 3, 3.

4) Deubner, Neue Jahrb. 1911 XXVII 321; vgl. Die Antike II 61—78.

5) Warde Fowler, The Religious Experience of the Roman People, London 1911 (Neudruck 1922) S. 118.

6) Appel Nr. 22; 34—39, dazu S. 152.

Von derselben juristischen Denkweise zeugen die umständlichen Formeln, die jeden Irrtum auf der anderen Seite ausschließen und den Göttern recht klar machen sollen, was man von ihnen erwartet. So heißt es in dem alten Gebete an Mars bei Cato[1]: *uti tu morbos visos invisosque, viduertatem vastitudinemque, calamitates intemperiasque prohibessis defendas averruncesque; utique tu fruges frumenta, vineta virgultaque grandire beneque evenire siris ... harunce rerum ergo, fundi terrae agrique mei lustrandi lustrique faciendi ergo, sicuti dixi, macte hisce suovitaurilibus ... esto.* Hier sei besonders auf das auch sonst vorkommende pedantische *sicut dixi* hingewiesen, das aus juristischer Redeweise stammt: nicht umsonst sind die Pontifices dereinst auch Hüter des Rechtes gewesen. Soweit wir sehen, werden die in ernstem Augenblick ausgesprochenen Gelübde gewissenhaft erfüllt, aber in jedem Falle den Göttern der schuldige Dank abgestattet; von einer solchen *gratulatio* spricht z. B. Cicero in dem Briefe an D. Brutus vom Mai des J. 43 (Ep. XI 18).

Aus dieser Gesinnung entspringt die ängstliche Aufmerksamkeit auf alle Anzeichen einer Unzufriedenheit oder eines Zornes der Götter, zu denen mindestens nach der Auffassung unserer Zeit alle *prodigia* gehören; auf ihre Sühnung wird daher die größte Sorgfalt verwendet. Jede Unterlassung einer vorgeschriebenen Zeremonie, jede Störung einer solchen (etwa die Unterbrechung eines Opfers) fiel unter den Begriff des *piaculum*, d. h. machte umständliche Sühnezeremonien erforderlich.[2]) Ein Blitzschlag oder das Erscheinen eines Uhus genügte, die lustratio der ganzen Stadt herbeizuführen.[3]) Bei der Abhaltung von Spielen genügte die geringste Kleinigkeit, die ganze Feier unwirksam zu machen: 'wenn ein Gaukler stehen bleibt oder ein Flötenbläser verstummt, ein Knabe den Wagen nicht festhält oder den Zügel fahren läßt, der Aedil sich verspricht oder mit der Schöpfkelle eine falsche Bewegung macht' (Cic. Har. resp. 23) — alles das erfordert die sofortige Erneuerung der ganzen Zeremonie. Zur Bekräftigung dessen erzählte man aus uralter Zeit (J. 491) eine lehrreiche Geschichte. Frühmorgens vor den Spielen hatte ein Bürger einen Sklaven unter der furca durch den Zirkus treiben und geißeln lassen. Nach den Spielen erschien einem gewissen T. Latinius Juppiter im Traum und sagte, ihm habe der Vortänzer an den Spielen mißfallen; wenn sie nicht in großartiger Weise wiederholt würden, werde die Stadt es zu büßen haben: er solle gehen und das den Konsuln melden. Als er das unterläßt, verliert er seinen Sohn; als er auch einer zweiten Mahnung nicht gehorcht, fällt er in schwere Krankheit. Nun erstattet er die Meldung, wird sofort gesund, und die Spiele werden nochmals gefeiert.[4]) Aber auch mitten in der angeblich glaubenslosen Zeit, im J. 42 v. Chr., machte man gewisse Unregelmäßigkeiten, deren sich die Beamten bei Erfüllung der

1) De agr. 141, 2. Über die formale Seite Norden, Kunstprosa S. 156; Reitzenstein, Neue Wege zur Antike II 5; es ist vielleicht wichtig zu sagen, daß es sich nicht bloß um formale Wucherung aus Neigung zum Parallelismus handelt, sondern auch um das Streben nach möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit.

2) Serv. Aen. IV 646; VIII 110. Vgl. etwa noch Obsequ. 55 S. 172, 4 R. 61a.

3) Blitzschläge J. 172 u. 53 v. Chr., J. 55 n. Chr. (Liv. XLII 20; Obsequ. 63; Tac. A. XIII, 24. Uhu J. 99 (Obsequ. 46).

4) Liv. II 36 usw. Vgl. Rhein. Mus. LXXII 100. Eine ähnliche Geschichte vom Zorne des Herkules erzählt Liv. IX 29, 9.

religiösen Pflichten schuldig gemacht hatten, für das Unglück verantwortlich, das den Staat bald darauf betraf.[1]) Aus solchem Glauben erklärt sich der fast einzig dastehende Konservatismus dieser Religion. Tertullian durfte mit Recht sagen, daß die Römer namentlich im Götterkult von den Bräuchen ihrer Vorfahren nicht abzuweichen wagten.[2])

Man wird einwenden, daß diese Anschauungen zwar die große Masse beherrscht hätten, aber nicht die führenden Männer. Jedoch sind gerade diese darin befangen; das zeigt am deutlichsten das Beispiel des besten Kenners der altrömischen Religion, des Varro. Ist an diesem wunderlichen und aus allerlei Gegensätzen zusammengesetzten Manne sein warmherziger Patriotismus das, was am meisten sympathisch berührt, so ist mit diesem Patriotismus ein reges Interesse für die Religion und besonders die alte Religion unzertrennlich verbunden: *ubique expugnator religionis* hat man ihn mit Recht genannt.[3]) Obwohl er sich auch an der Politik seiner Zeit beteiligte — hier freilich immer in zweiter Reihe stehend —, so war sein Blick doch durchaus rückwärts gewandt — ein Symptom der beginnenden geistigen Ermattung der antiken Welt.[4]) Auf dem Grunde seines Herzens lebte die Überzeugung, daß im alten Rom alles besser gewesen sei, wo man auch die Religion noch heilig hielt, und er predigte unentwegt Rückkehr zum Alten, unbeschwert durch die Erwägung, daß er es in den von ihm gepriesenen primitiven Zuständen schwerlich ausgehalten hätte.[5]) So suchte er mit emsigem Fleiße alle Spuren alten Glaubens und Rituales zusammen in der Überzeugung, dadurch zur Verbesserung der Sitten beizutragen — nicht etwa, weil die Religion eine direkte Beziehung zur Moral gehabt hätte. Im ersten Buch seiner umfassenden, aber völlig konfusen Darstellung der römischen Religion erklärte er ausdrücklich, er durchforsche und schildere den altrömischen Glauben, *ut potius eos* (die Götter) *magis colere quam despicere volgus velit* — und das, nachdem er vorher auseinandergesetzt hatte, die einzigen im Grunde wirklichen und berechtigten Götter seien die der stoischen Philosophie, wesenlose Naturkräfte, wie sie nie ein Volk von Fleisch und Blut verehrt hatte; wenn es angängig wäre, würde er den Römern eine Religion auf dieser Grundlage aufbauen.[6]) Am liebsten würde er den Zustand wiederherstellen, wie er unter Numa Pompilius war, und unter anderem die Verehrung der Götter in menschlicher Gestalt abschaffen, nur aus dem Grunde, weil sich auch die Vorfahren ohne Götterbilder beholfen hatten.[7]) Überhaupt erschien ihm die Einfachheit des

---

1) Cass. Dio XLVII 40, 5 f.

2) Ad nat. I 10. Serv. Aen. VIII 291 sagt, daß die Religion es verbiete, aus den alten Gesängen etwas fortzulassen. Beim Hersagen von Gebeten waren besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit kein Wort ausgelassen oder entstellt wurde (Plin. N. h. XXVIII 11).

3) Serv. Aen. XI 787. 4) Studien zum Verständnis der römischen Literatur S. 328.

5) Varro Sat. fr. 181, 488, 495.

6) Antiqu. rer. div. I fr. 55 Agahd; vgl. fr. 5. Daß der Pontifex Q. Scaevola die Lehre von der zweifachen Wahrheit über die Götter vertreten hatte, berichtet Varro ebd. fr. 7. Mommsen RG. II 425 macht daraus eine römische Hochkirche, 'eine scheinheilige Priester- und Levitenschaft und eine glaubenslose Gemeinde.' Das heißt die Dinge auf den Kopf stellen; Scaevolas Absichten waren gewiß ebensowenig religionsfeindlich wie die des Varro.

7) Sat. fr. 537; Antiqu. I fr. 59; allerdings waren auch die stoischen Götter bildlos.

alten Kultus als vorbildlich; sie paßte zu der kynisierenden Predigt vom Lobe der Genügsamkeit. Verwerflich war das Eindringen fremder Götter; aber darunter verstand Varro die orientalischen, die äußerlich stark von den heimischen abstachen.[1]) Aber daß schon die Vermengung der römischen Götter mit griechischen eine Verfälschung bedeutete, ist ihm nicht aufgegangen, und auch mit Jahve hat er Juppiter unter dem Einfluß des Poseidonios ahnungslos gleichgesetzt.[2]) Es kam letzten Endes auch nicht so sehr auf die Götter an als auf die Erhaltung des Rituales; die unendlichen Massen der Indigitamentalgottheiten, die Varro seinen Landsleuten wieder nahe bringen wollte, hatten gar kein Fleisch und Blut und existierten nur als Bestandteile von Gebetsformeln; ja zum Teil griff Varro solche Namen auf, wo immer er konnte, aus *curiositas*, aber auch wohl aus ehrlichem, wenn auch unklarem Glauben an das Segensreiche solchen Tuns.[3]) Auch ihm lag die römische Achtung vor Genauigkeit und Vollständigkeit im Blute.

Nun aber der Einfluß der griechischen Philosophie, der wenigstens die Gebildeten der herrschenden Religion abspenstig gemacht haben soll. Hier ist zu sagen, daß wir uns von der Einwirkung griechischer Anschauungen auf das praktische Verhalten der Gesellschaft keine übertriebenen Vorstellungen machen dürfen[4]); das gilt gerade auch auf religiösem Gebiete. So wenig sich Varro durch Poseidonios' Lehre von den zwei Wahrheiten im Festhalten am alten Kultus erschüttern ließ, so wenig Cicero: er beginnt seine Skizze der Gesetze mit sakralen Bestimmungen und verwendet auf ihre Auslegung große Mühe.[5]) Die Erörterungen in seinen Dialogen 'De natura deorum' und 'De divinatione', in denen auch skeptische Ansichten besprochen werden, sind rein akademischer Natur; man darf nicht vergessen, daß er Augur war und dieses Amt ganz ernst nahm. So wendet er sich im Proömium des dritten Buches von 'De natura deorum' gegen die Meinung, daß die Götter sich nicht um die Menschen kümmerten; sie führe schließlich zur Aufhebung der Religion, und diese sei gleichbedeutend mit einer völligen Verwirrung des ganzen Lebens. Wenn er den Pontifex Cotta sagen läßt, man könne zwar im Gespräche mit Gebildeten das Dasein der Götter anzweifeln, aber nicht in einer Volksversammlung (Nat. deor. I 61), so klingt das sehr heuchlerisch; aber man darf nicht vergessen, daß solcher Zweifel den römischen, im wesentlichen im Kultus lebenden Göttern nicht viel anhaben konnte. Denselben Cotta läßt Cicero sagen, er fühle sich in seiner Doppeleigenschaft als Cotta und als Pontifex verpflichtet, die überkommenen Anschauungen von den Göttern und ihren gesamten Kultus zu verteidigen (III 5). Echt römisch ist seine Äußerung, er habe über die

1) Ant. fr. I 37 (dazu etwa Sall. Cat. 12, 3f.); 51; Sat. fr. 438f. gegen den Serapiskult.

2) Ant. I fr. 58b. Lyd. De mens. IV 53. Norden, Festschr. für Harnack S. 298 (der auch Einfluß des Nigidius für möglich hält).

3) Wissowa, Ges. Abhandl. S. 304. W. F. Otto, Rhein. Mus. LXIV 449.

4) Vgl. Neue Jahrb. 1928 S. 313. So ist es ganz verkehrt, wenn Störling in einer auch sonst wenig ergiebigen Dissertation (Quaestiones Ciceronianae ad religionem spectantes, Jena 1894) S. 5 behauptet, die epikureischen Anschauungen wären ins Volk gedrungen. Wir können uns den Kreis der wirklich von der Philosophie erfaßten Römer nicht leicht zu klein vorstellen.

5) De leg. II 19ff.

rechte Art, die Götter zu verehren, aus den von Numa hinterlassenen Henkelschalen mehr gelernt als aus den stoischen Theorien (III 43). In der skeptischen Erörterung in 'De divinatione' (II 71) sagt er selbst, die Konsuln des J. 249 hätten die härteste Strafe verdient, weil sie gegen die Auspizien in See stachen. In demselben Vortrage (46) zweifelt er selbst ein Wunder an, das sich angeblich in seinem Konsulat ereignet hatte und das er nicht nur in der dritten Catilinarischen Rede sondern auch in seinem Epos erwähnt hatte: nirgends zeigt sich deutlicher, daß wir hier mit getrennten Welten zu tun haben. Ähnlich ist es etwa, wenn er die üblichen, letzten Endes gar nicht römischen Unterweltsvorstellungen in seinen theoretischen Schriften und, wenn es ihm paßt, auch in seinen Reden verächtlich behandelt, nach Bedarf sie aber auch ernst nimmt: nichts zwang ihn, zu diesen Fragen eine feste Stellung zu nehmen.[1]) Aus manchen Äußerungen und der scharfen Kritik, die er im dritten Buche von 'De natura deorum' am volkstümlichen Götterglauben und im zweiten von 'De divinatione' an der Mantik übe, zu schließen, er habe selbst der Volksreligion fern gestanden, ist bedenklich.[2]) Was bekämpft wird, sind zunächst griechische Anschauungen, und wo römische mitgetroffen werden, da ist das gegenüber der eingewurzelten Vorstellung von der Notwendigkeit und Größe der alten Religion bedeutungslos. Cicero erklärt sich auch ausdrücklich dagegen, daß er einen Streich gegen die Religion führen wolle: der Weise müsse *maiorum instituta tueri sacris caerimoniisque retinendis* (De div. II 148). Man mag das inkonsequent schelten; aber zu allen Zeiten ist die Zahl derer, die aus ihrer sonstigen Weltanschauung die Konsequenzen für die Religion und ihre Religion ziehen, nicht allzu groß. Man muß sich auch klarmachen, daß im damaligen Rom die Zahl der sich stramm zu einer Schule Bekennenden nur gering war und der Eklektizismus es erlaubte, starren Folgerungen aus dem Wege zu gehen. Ein Mann wie Lukrez war darin wie auch literarisch ein outsider.[3]) Aus späterer Zeit bietet Tacitus ein klassisches Beispiel für doppelte Buchführung; Poehlmann urteilt über ihn: 'Was man so gewöhnlich die Weltanschauung des Tacitus nennt, ist ein Chaos von unabgeklärten und unausgereiften Meinungen, ein Sammelsurium von Widersprüchen, zwischen denen eine Ausgleichung unmöglich ist.'[4]) In seinen Geschichtswerken verwendet er die verschiedenen möglichen Ansichten hauptsächlich nach künstlerischen Gesichtspunkten; in der Praxis wird er als römischer Senator und Anhänger dessen, was von der senatorischen Tradition übrig war, an der Staatsreligion so wenig gerüttelt haben wie Cicero.

Daher ist auch die Vorstellung falsch oder schief, daß Augustus eine ins Wanken geratene Religion gestützt und wiederhergestellt habe. Seine Maßregeln bewegen sich zum großen Teil in der von Varro gewiesenen Richtung; hatte doch

1) Tusc. I 10f. 37; Cluent. 171. Phil. XIV 32. Friedlaender, Sittengeschichte III 316. Daß in der letzten Zeit der Republik der alte Glaube an die Inferi und den Aufenthalt der Abgeschiedenen in der Unterwelt in weiteren Kreisen des Volkes geschwunden sei (Myth. Lex. II 260), läßt sich nicht behaupten; die Frage ist, wieviel davon bei den Römern ursprünglich vorhanden war (etwas sicher, wie schon die Mundus-Vorstellungen beweisen). Aber Stellen aus Cicero und Dichtern besagen für jene 'weiteren Kreise' wenig.

2) Zeller III 1 S. 690. 3) Kroll, Studien S. 188.

4) S. Ber. d. Bayer. Akad. Phil. hist. Kl. 1910 S. 63.



dieser seine 'Antiquitates divinae' dem Cäsar als Pontifex maximus gewidmet, offenbar in der Hoffnung, dieser werde seine Wünsche in die Tat umsetzen. Gewiß fand Augustus manches in Verfall vor, woran auch die schlimme Revolutionszeit ihren Anteil hatte. So war der Staatsschatz im J. 43 so leer gewesen, daß man nicht einmal die Feste abhalten konnte außer einigen wenigen, die ausfallen zu lassen man Scheu trug.[1]) Wenn das Amt des flamen Dialis 75 Jahre unbesetzt geblieben war, so lag das an dem harten Konflikt zwischen den an den Flamen gestellten Anforderungen und der gesamten modernen Kultur; lächerlich war seine Tracht, lächerlich die ihn von allen Seiten umgebenden Tabus, und wenn niemand mehr sich dieser Umständlichkeit unterwerfen wollte, so darf man daraus keinen mit einer Spur von moralischem Manko behafteten Zerfall mit der Religion der Väter machen. Gewiß haben sich auch die seit dem J. 11 v. Chr. amtierenden Flamines selbst beim besten Willen nur einem kleinen Teil der alten Bestimmungen unterwerfen können, ohne daß die öffentliche Moral darunter litt. Die Erneuerung dieses und anderer Priestertümer, der Wiederaufbau so vieler Tempel dienten doch eben nur der Werkgerechtigkeit und der Wiedergewinnung der *pax deum* für das Reich; für die Religiosität des einzelnen Bürgers kam dabei gar nichts heraus. Horaz' sechste Römerode zeigt deutlich diese Auffassung: die rituelle Vernachlässigung der Götter hat Unglück über den Staat gebracht; durch die Wiederherstellung der Tempel wird es besser werden. Zwar ist von der fünften Strophe ab die Rede von der eingerissenen Verschlechterung der Sitten, aber auch diese erscheint nicht als unmittelbare Folge mangelnder Frömmigkeit sondern als eine göttliche Schickung zur Strafe dafür, daß man die Tempel hatte einstürzen und die Götterbilder verschmutzen lassen. Der Zusammenhang dieser Religion mit der Moral ist eben sehr locker, trotz Kulten wie denen der Pudicitia und Fides und trotz der gelegentlich auftauchenden Vorstellung, daß die Götter das Unrecht strafen; vielleicht darf man in dieser Umgebung die Tatsache erwähnen, daß den Römern ein Wort für Reue ursprünglich fehlte.[2])

Nun wäre es verkehrt zu glauben, daß den Römern alle religiösen Bedürfnisse gefehlt hätten. Sie fanden nur eben ihre Befriedigung anderswo als in der nationalrömischen Religion; um von dem frühen Eindringen griechischer Götter und Kulte in die Staatsreligion abzusehen, so finden wir seit dem Beginn des II. Jahrh. die Neigung zu Privatkulten und fremden, orientalischen Gottheiten. Die Regierung sah das mit Mißtrauen an, weil es vom *mos maiorum* abwich: *religio externa* und *externae caerimoniae* waren ihr im Grunde unheimlich, und die Lobredner der alten Zeit priesen diese auch deshalb, weil *nulli cura fuit externos quaerere divos.*[3]) Was fremdartig ist, erscheint als minderwertig und wird leicht mit dem geringschätzigen

1) Cass. Dio XLVI 31, 4. — Über Augustus' Reformen Warde Fowler, Religious Experience, Kap. 19.

2) Sall. Ad Caes. II, 12, 7. Norden, Agn. Theos 137. Deubner, Myth. Lex. III 2068. — Ich kann es daher nicht billigen, wenn Warde Fowler, The Religious Experience S. 228 den Verfall des Familienlebens und der Sitten in den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. mit dem Verfall der Staatsreligion in diesem Zeitraum in Zusammenhang bringt.

3) Liv. XXV 1, 6. Suet. Tib. 36. Mommsen, Jur. Schr. III 401. Tertull. Apol. 6, 9 sagt: *laudatis semper antiquitatem.* — Prop. IV 1, 17.

Ausdruck *superstitio* belegt, der seinem Wesen nach nicht fest umrissen ist; er umfaßt die jüdische und christliche Religion, aber auch die Astrologie, die Angst bei Finsternissen, das ganze Gebiet privater Wahrsagung und Traumdeutung.[1]) Daß die alte Religion durch die Einwanderung aus dem griechischen Olymp verfälscht war, hatte man völlig übersehen; aber gegen tiergestaltige Götter wehrte man sich und machte es Antonius zum Vorwurf, daß die ägyptischen Monstra auf seiner Seite gekämpft hatten.[2]) Aber man übersah, daß diese Religionen den Menschen eben das boten, was der heimische Kultus sie entbehren ließ. Wieweit das für die im J. 186 aufgehobenen oder doch stark beschränkten Bacchanalia zutraf, ist angesichts des auf Sensation gestellten Berichtes über diesen Vorgang bei Livius schwer zu sagen[3]); aber bald darauf begegnen uns Maßregeln gegen Juden und Chaldäer; gegen Ende der Republik ist die Neigung für den jüdischen und ägyptischen Kultus in der Gesellschaft ganz verbreitet. Dieser Entwicklung ließ sich kaum Einhalt gebieten; es war schwer, Gesetze dagegen zu erlassen, und wenn es nicht geschah, so lag es nicht an der 'Glaubenslosigkeit' der Zeit.[4]) Diese war vielmehr reichlich gläubig, wo sie Objekte für ihren Glauben fand; derselbe Sulla, dem Mommsen es zum Vorwurf macht, daß er keine *quaestio* für Religionsfrevel schuf, trug einen Talisman bei sich und reagierte auf Omina.[5]) Der Cäsarianer T. Sextius träumte als Proprätor von Afrika, daß ein in der Stadt Tucca vergrabener Stier ihn aufforderte, seinen Kopf auszugraben und auf einem Pfahl herumzutragen: dann werde er siegen. Er tut das und erzielt Erfolge; als er einmal den Stierkopf zu Hause läßt und eine Niederlage erleidet, schiebt er die Ursache auf diese Unterlassung.[6]) So sieht die philosophische Aufklärung der senatorischen Kreise aus! Wir reden in solchem Falle von Aberglauben; aber zwischen diesem und dem Glauben war keine scharfe Grenze, ebenso wenig wie im Altertum *superstitio* und *δεισιδαιμονία* bestimmt abgegrenzt waren. Je unruhiger die Zeiten waren, desto lebhafter wurde die Gläubigkeit, ohne in ihren Objekten wählerisch zu sein. So glaubte der Catilinarier Lentulus im J. 63 an *fata Sibyllina haruspicumque responsa* und ließ sich in seinem Tun durch eine Weissagung bestimmen, die einem dritten Cornelier nach Cinna und Sulla die Herrschaft über Rom in Aussicht stellte.[7]) Das war eine private Angelegenheit; aber wenige Jahre später griff ein Sibyllenorakel in eine wichtige innerpolitische Angelegenheit ein, die Zurückführung des Königs Ptolemaios Auletes[8]); man mag das einen Schwindel schelten:

1) Cic. Div. I 132. Poehlmann 22 u. ö. Die sog. Turia wird gelobt, weil sie *religio sine superstitione* besessen habe (Dessau 8393 I 30).

2) *latrator Anubis* Verg. Aen. VIII 698.

3) Kroll, Studien S. 361. — Der Vorgang ist von der Ausweisung der Juden und der Sabaziosverehrer im J. 139 nicht zu trennen; vgl. Cumont, Musée Belge 1910 und Reitzenstein, Hellenist. Mysterienrelig. S. 101 ff.

4) Mommsen, Jur. Schr. III 393; vgl. 401: 'in dem glaubenslosen letzten Jahrhundert der Republik.' 412. Woran sollte man denn glauben? Daran, daß jeder Fehler in den Auspizien die Comitien ungültig machte? — Treffend Rostovtzeff, Röm. Mitt. XXXVIII 282.

5) Plut. Sull. 29, 11. Cic. Div. I 72. 6) Cass. Dio XLVIII 21, 3 f.

7) Cic. Catil. III 9; IV 2. 12. Plut. Cic. 17 E.

8) Ed. Meyer, Cäsars Monarchie S. 129.

sicher gab es nicht wenige Senatoren, die die Sache ernst nahmen. Daß ein vornehmer Mann wie Nigidius Figulus sich unter der Flagge des Pythagoreismus an allem möglichen okkulten Treiben beteiligte, ist ein deutliches Symptom für den religiösen Hunger dieser Epoche; wenn dem Cicero in einem Pamphlet der Zeit vorgeworfen wird: *abiit in sodalicium sacrilegii Nigidiani*, so weist das auf ein Konventikelwesen, das weitere Kreise zog und in Konflikte mit den Behörden kam[1]); zu derselben Richtung gehören die Totenorakel, die Ap. Claudius Pulcher, der Konsul des J. 54 veranstaltete; die Tatsache, daß er Augur war und über Auguralrecht schrieb, zeigt auf das deutlichste, daß sich solches Treiben mit der Staatsreligion sehr gut vertrug.[2]) In immer steigendem Maße suchte die Religiosität Befriedigung mit solchen Mitteln, die ihr die Staatsreligion nicht bot, die aber deshalb nicht minderwertig waren. Mit einer Zersetzung dieser Religion durch philosophische Aufklärung hat das gar nichts zu tun; diese hätte vielmehr gerade in entgegengesetztem Sinne wirken müssen. Genau das Umgekehrte ist eingetreten: das starke religiöse Bedürfnis, das schon seit längerer Zeit vorhanden war, wirkt auf die Philosophie in dem Augenblick ein, wo in dieser die spekulative Kraft erlahmte und an die Stelle rationalistischer Klarheit mystische Verschwommenheit trat.[3])

DIE BILDUNGSWERTE DER GRIECHISCHEN LYRIK

VON ERNST NEUSTADT

Die Behandlung der griechischen Lyrik im Unterricht steht unter keinem günstigen Stern. Bis vor wenigen Jahren gehörte sie vielerorts zu den Heduphagetika, von denen gelegentlich Kostproben als *ἀναθήματα δαιτός* gereicht wurden, Tyrtaios, weil er angeblich den vaterländischen Sinn belebte, Solon, von dessen *μετριότης* man sich beschwichtigenden Einfluß auf eine überschwenglich gärende Jugendlichkeit versprach; aber Alkaios, Sappho, Anakreon zu lesen galt beinahe schon als ausschweifend und ein wenig liederlich. Man beobachtete, daß die Jugend ihre Lektüre mit Freude trieb, und schon das machte sie ein bißchen suspekt, denn an dem Grade der Selbstüberwindung, die eine Arbeit kostete, ermaß man vielfach die Höhe des Pflichtbewußtseins und hatte das bedrückliche Gefühl, die Lyrikerstunden nicht recht zur Bezifferung der Schülerleistungen heranziehen zu können, es haftete ihnen etwas Inkommensurables an, also — halb verlorene Zeit. Auch wer heute für ausgiebige Lektüre griechischer Lyrik eintritt, muß sich auf warnend erhobene Zeigefinger gefaßt machen und hört verhaltene Drohung: 'Aber nur, wenn der Schüler über genügende Kenntnis des Griechischen verfügt!' Wobei es Geheimnis der Warner bleibt, weshalb man mangelnde Sprachkenntnisse lieber an Platon und Thukydides als an Elegie und Melos betätigen soll.

1) Teuffel I § 170, 1. Dazu Reitzenstein, Hellenist. Mysterienrelig. S. 25, 236.

2) RE. III 2853.

3) Poseidonios' Berücksichtigung orientalischer Mysterien ist dafür ein erstes Symptom. Reitzenstein S. 134.

Die preußischen Richtlinien schienen den halb verstohlenen Genuß ehrlich zu machen, wenn sie für O II die Losung ausgaben: 'Bei größerer Beschränkung in der Odysseelektüre: griechische Elegiker und Lyriker in Auswahl'; aber schon ihr Kommentar wieder weist mit einem resignierten Seufzer die 'griechische Lyrik' den freien Arbeitsgemeinschaften zu, da sie 'in O II wohl nicht oft gelesen werden wird'.

Hier liegt demnach ein Problem oder, wenn das zu hochtönend ist, ein Schwankezustand vor, der grundsätzlicher Klärung bedarf. Wer also die Forderung vertritt, griechische Lyrik unbedingt und unter allen Umständen im Unterricht zu lesen — ob gerade in O II, ist eine weitere Frage —, dem ist eine Doppelaufgabe vorgezeichnet: er muß das 'Warum?' rechtfertigen, er muß das 'Wie?' praktisch erörtern. Ich will den Versuch wagen, aus eigenen Erfahrungen auf beide Fragen eine Antwort zu finden, und schlage in meinen begründenden Ausführungen einen anderen Gang ein als der Unterricht: Der nimmt seinen Ausgang vom einzelnen Gedicht, von diesem Quellpunkt aus weitet sich die Anschauung zu immer wachsenden konzentrischen Kreisen, die das Ich des Dichters und seine Umwelt, seine persönliche Kunst und ihren Ort in der Entwicklung der Gattung umfassen. Ich will umgekehrt den Weg von der Peripherie zur Mitte gehen und die umfassendste Frage zuerst stellen: welche Erkenntnis- und Erlebniswerte bleiben dem jungen Menschen zugleich mit der Welt der griechischen Lyrik verschlossen?

Hingabe des Jugendlichen an die *formenden Kräfte* griechischen Geistes- und Kulturlebens ist allgemeines Ziel des griechischen Unterrichts. Stellt sich da nicht mit Naturzwang das Verlangen ein, in die motorischen Tiefen Einblick zu gewinnen, denen diese Kräfte entsteigen, zur Erkenntnis von Seele, Wesen, geistiger Struktur des Griechentums in seiner Eigenart und Einzigartigkeit vorzudringen? Allein — was ist griechiseh? — Eine Frage ebenso schwer wie die: was ist deutsch? Eins ist sicher: *der* Grieche steht nicht im Anfang, sondern am Schluß der Entwicklung, in Alexanders Weltreich, und gerade dann sind die schöpferisch treibenden Säfte in ihm im Stocken, die frischen Farben lebensvollen Eigendaseins im Verblassen: zuvor ist die *concordia discors* der Stammesindividualitäten, sind Äoler, Dorer, Ionier und Athener. In der Vielstimmigkeit ihrer Lebensäußerungen bildet das gemeinsam Hellenische den Generalbaß, aber es entzieht sich dem Zugriff blutfrischen Erfassens, und nur vom Leben zum Begriff, vom Individuellen zum Allgemeinen führt den jugendlichen Menschen der Weg echter Erkenntnis. Aber wo begegnet ihm der Äoler, der Ionier, der Dorer außer in der Lyrik? Denn das Epos in seiner strengen Formung von Sprache, Stil und Stoff trägt mehr attischklassisches als ionisches Gepräge. Erst Archilochos offenbart ihm ionisches Wesen, Archilochos — Mimnermos — Anakreon den Ablauf ionischen Schicksals. Ioniertum in seiner gesammeltesten Dichte ist apolitischer Individualismus, Fessellosigkeit, Abenteurertum, ist

> Mut, sich in die Welt zu wagen,
> der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
> mit Stürmen sich herumzuschlagen
> und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen;

Ioniertum ist Sinnenfreude und Elastizität, Versprühen überquellender Kräfte an den gottvollen Augenblick, Verströmen an die Ziele lockender Ferne, sein Element ist das Meer, seine eigene Gabe ein Charisma des Geistes, das es befähigt, alle die tausend Reize, auf die es mit beweglichster Empfindlichkeit reagiert, mühelos zu Wort und Klang zu formen. Das sind Erkenntnisse, die der Schüler erlebt, wenn er mit Archilochos kämpft und flieht, sucht und irrt, liebt und leidet, haßt und höhnt und 'den Sinn von Wein zerdonnert' dem Dithyrambos vorantobt. Er erlebt auch die Entspannung, Erweichung und Verflachung dieses von der Anmut nie verlassenen Ioniertums in Mimnermos' elegischer Genüßlichkeit, in Anakreons spielerischem Melos, die Ausartung ionischer Weltoffenheit zu levantinischer Selbstpreisgabe in Hipponax' barbarisierendem Exhibitionismus.

Und vom Gegenpol ionischen Wesens, vom Dorertum — wo anders vermag der junge Humanist von ihm einen Hauch zu verspüren als bei Tyrtaios, Theognis und Pindar? Hier offenbart sich ihm freilich die Gegensätzlichkeit der Stammesveranlagung überwältigend deutlich, hier kündet ihm jede Zeile: Dorertum ist Bindung des Individuums, Einordnung in Staat, Heer, Gesellschaft, Dorertum ist — fern allem sprunghaft Genialen, aller Hingabe an den Moment — Arbeit auf lange Sicht, Erziehung des einzelnen zum Gleichen unter Gleichen, zum wehrhaften Edelmann; Steigen über, Sinken unter die Gemeinschaft ist Entartung, Taten sind Dienst an der Gemeinschaft nach Herakles' Art. Element des Dorertums ist die Erde, der väterliche Ackergrund. Hier so tief und so breit wie möglich zu wurzeln verleiht Kraft und Geltung, entwurzelt zu werden, schafft Elend und ewige Klage. Dorertum ist beharrende Selbstgenugsamkeit, die jede Wendigkeit verschmäht, die Kräfte in gedrängter Wucht zusammenhält und nach Anmut wenig fragt.

Erst wenn der jugendliche Mensch diese Spannung hellenischen Geistes begriffen, ihre polare Gegensätzlichkeit sich in lebendigstem Menschentum und eindringlichstem Dichterwort hat ausformen sehen, gewinnt er Verständnis für die Sendung Athens, dies Gegeneinander in sich zu schöpferischer Einheit auszugleichen. Daß in der attischen Tragödie, im Parthenon, in Platons Philosophie sich dorische und ionische Elemente vermählen, um ein neues, eigenes, höheres Gebilde zu entfalten, wird ihm nicht mehr Zufall, sondern Symbol innerer Notwendigkeit erscheinen, empfindet er doch schon in das Altatheners Solon Auseinandersetzung mit Menschen und Weltlauf, daß sein vielberufenes *μέσον*, bewußt und unbewußt, auch die Mitte zwischen dorischem und ionischem Wesen hält.

Mit dem Gewinne, so die Kräfte sich formen zu sehn, deren weiter formende Gewalt er an sich selbst verspürt, verbindet sich für den Heranwachsenden unmittelbar ein anderer. In Nietzsches Vorrede zu einem ungeschriebenen Buch 'Der griechische Staat' finden wir die Sätze: 'Diese blutige Eifersucht von Stadt auf Stadt, von Partei auf Partei, diese mörderische Gier jener kleinen Kriege, der tigerartige Triumph auf dem Leichnam des erlegten Feindes, kurz die unablässige Erneuerung jener trojanischen Kampf- und Greuelszenen, in deren Anblick Homer lustvoll versunken, als echter Hellene vor uns steht — wohin deutet diese naive

Barbarei des griechischen Staates, woher nimmt er seine Entschuldigung vor dem Richterstuhle der ewigen Gerechtigkeit? Stolz und ruhig tritt der Staat vor ihn hin: und an der Hand führt er das herrlich blühende Weib, die *griechische Gesellschaft*. Für diese Helena führte er jene Kriege — welcher graubärtige Richter dürfte hier verurteilen?'

Den günstigsten Fall angenommen: der Schüler erhält im Geschichtsunterricht und durch die Thukydideslektüre eine Vorstellung vom griechischen Staat —, die *Gesellschaft* in ihrer im eigentlichsten Sinn maß-gebenden Bedeutung für griechische Kultur ersteht ihm leibhaft nur in der *Chorlyrik*, hier aber nicht mehr in mythischer Projektion wie bei Homer, noch nicht brüchig und in ihren Grundlagen erschüttert wie bei Alkaios und Theognis, sondern in der 'schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens'; eine Gesellschaft von einer Geschlossenheit der Fügung und Folgerichtigkeit der Lebensäußerungen, daß dem vom Eros geadelten, nur von ihm erschwungenen und vor Athletenverrohung gehüteten Höchstwert des an Körper und Seele vollkommenen Mannes alle übrigen gesellschaftlichen Funktionen dienen: Religion und Sitte, Recht und Sprache, Kunst und Dichtung. Die *Anfänge* dieser Adelsgesellschaft hat der Schüler schon in der Odyssee kennen gelernt, die *Werte*, die sie schafft, begegnen ihm immer wieder als unverlierbares Gut des Hellenenerbes, das Ideal der Kalokagathie findet er auch dann noch in höchster Geltung, als der Mensch schon in Körper und Seele 'zerfällt', sieht es als Bildungsidee immer wiederkehren, wenn die europäische Kultur sich ihres griechischen Ursprungs neu bewußt wird. Es hat mit Historismus nichts zu tun, sondern heißt nur, an den Quellen des Hellenentums schöpfen, wo sie am vollsten sprudeln, wenn der Heranwachsende eine Zeitlang in dieser Gesellschaft verweilt, in ihren Tempeln, vor ihren Bildern: das lot- und wagerechte, streng nach der Regel geschichtete Gefüge dieser Gotteshäuser und die farbenfrohe Buntheit ihres Zierats entdeckt er wieder in Pindars Art zu bauen und zu schmücken, und die *εὐεξία* dieser Plastiken, die Kraft und Beherrschtheit, Schönheit und Freiheit, leibliches und seelisches Wohlsein vereint, umfängt als Lebensatmosphäre alle Gestalten seines Liedes. Gerade das gibt Pindars Dichtung ihre Fülle und Lebenshaltigkeit: sie wurzelt in dieser Gesellschaft, lebt mit ihr und stirbt mit ihr, und umgekehrt lebt für uns diese Gesellschaft nur in Pindars Liedern, nur durch sie sehen wir unmittelbar ihr Antlitz, wie es sein will oder sein soll. Pindar selbst ist sich dieser Doppelbeziehung voll bewußt, seiner Gebundenheit an sie und seiner Unentbehrlichkeit für sie, so wahr dem echten Mann Glück und Ruhm die Leitsterne des Lebens sind und ewigen Ruhm nur das Lied verleiht:

> Wie einer eine Schale, die er aus begüterter Hand empfangen,
> und die innen schäumt von des Weinstocks Naß,
> schenkt dem jungen Eidam und ihm vortrinkt
> vom Haus zu Haus,
> eine von gediegenem Gold, ein Prunkstück seiner Güter,
> beim Gelage, und um die Vermählung zu feiern —
> unter den anwesenden Freunden aber
> macht er ihn beneidet ob der beide freuenden Heirat:

so sende auch ich flüssigen Nektar, der Musen Gabe, den preistragenden
Männern, eine süße Frucht des Sinnens,
und bringe eine Spende denen,
die zu Olympia und Pytho gesiegt. Der ist glücklich, den schöner Ruhm
umfängt.
(Ol. 7. Übersetzung von Dornseiff)

Oder ein andermal:

Der beste Arzt ist Freude für Mühen nach der Entscheidung,
und die weisen
Töchter der Musen, die Lieder, bestricken den Sieger kosend.
Selbst nicht warmes Wasser macht so sehr wohlig
den Gliedern, als der Ruhm, der der Phorminx gesellt ist.
Und das Wort lebt längere Zeit als die Taten,
wenn mit der Chariten Gunst es
die Zunge herausnahm aus dem tiefen Herzen. (Nem. 4)

Fassen wir aber die Stellung Pindars zu seiner Gesellschaft ernsthaft ins Auge, so ergibt sich dem jugendlichen Menschen ein neues Problem, reift ihm eine neue Erkenntnis, die für jedes Verständnis großer griechischer Dichtung, aber auch großer Dichtung allgemein grundlegend, ja eine Offenbarung werden kann.

Der junge Mensch, der sich in moderner Dichtung umgetan hat, sieht im *Dichter* entweder den Künstler, in der Dichtung also eine rein ästhetische Angelegenheit, oder er sieht im Dichter den Schriftsteller, im Dichtwerk also das Literarische, Literatur. Verfolgt er nun den Gang auch nur eines einzigen charakteristischen pindarischen Gedichtes, wie hier das einmalige Ereignis eines Sieges Anlaß wird, den ganzen Mann zu feiern, sein Geschlecht, seine Stadt zu preisen, das Heute anzuknüpfen an die Ferne des doch stets gegenwärtigen Mythos, mit weisen Mahnungen für die Zukunft oft persönliche Aussprache zu verbinden, so wird er an Pindar die modernen Kategorien versagen fühlen. Es genügt auch nicht die Auskunft, der Dichter fühle sich als Weiser, als Lehrer, als Prophet, als sei jede dieser Rollen beliebig tragbar und ablegbar; das Denken findet nicht eher Ruhe, als bis ihm Pindar selbst das *genus irritabile vatum* als solches, nämlich als Genus, das Dichterische[1]) als menschliches Urphänomen offenbart hat: der Dichter ist der von Göttern Besuchte, der vom Gott Beherrschte; im Zustande der Gottergriffenheit spricht er eine Sprache von eigenen Worten und eigenem Klang, die nicht zusammengehalten ist durch Gesetze geselliger Mitteilung, sondern des Rhythmus; sie nimmt in ihren Rhythmus hinein, was je rhythmisch geäußert wurde: Gesetz und Lebensregel, Weltweisheit, politischen Spruch und Zuspruch, Vorzeitkunde, die durch göttlichen Fug (*θείᾳ μοίρᾳ*) oder eine geheimnisvolle Urüberlieferung (*Μνημοσύνη*) übermittelt wird, Zukunftsschau, die Göttermund offenbart: *κοῦφον γὰρ χρῆμα ποιητής ἐστιν καὶ πτηνὸν καὶ ἱερόν, καὶ οὐ πρότερον οἷός τε ποιεῖν πρὶν ἂν ἔνθεός τε γένηται καὶ ἔκφρων καὶ ὁ νοῦς μηκέτι ἐν αὐτῷ ἐνῇ.* So steht bei allen Völkern indogermanischer Zunge der Dichter, ein Sonderwesen,

1) Vgl. 'Über den Dichter und das Dichterische' Rud. Borchardt in 'Handlungen und Abhandlungen' S. 51ff. (Horen-Verlag 1928).



von den Musen erkoren, von ihnen wissend gemacht (*σοφός*), ihr Künder, wann sie wollen und wozu sie wollen, von Gott mit einer Sendung an die Gemeinschaft betraut, zu der er seinem Blut nach gehört, in Art und Wirkung am klarsten von Platon erkannt: eine lange Kette von Ringen hängt am Magnetstein; der Dichter, oberster Ring an der Kette, *ἔνθεος* und *κατεχόμενος*, strömt die musische Kraft weiter in den Chor, und der bannt die äußeren Ringe, die Schauenden und Lauschenden, in die Harmonia und den Rhythmos dichterischer Gotterfülltheit und Besessenheit, macht sie selber zu *ἔνθεοι* und *κατεχόμενοι*; er teilt die *θεία μανία* mit Priestern und Propheten, wie er auf früher Stufe Stab und Kranz der Gottverbundenen mit ihnen teilt; er versieht mit ihnen, wie alles Dämonische, den Dolmetsch- und Fergendienst zwischen Gottheit und Menschheit. Politik, Lebensweisheit, Prophetie, Mythenkunde zeigen sich als Teile nur unserer nachträglich zerlegenden Sicht, im Dichter sind es Elemente einer komplexen Einheit, zusammengehalten durch seine Mission, unablösbar von seinem Wesen. Dieser dämonischen Urform des Dichterischen, die jenseits alles Ästhetischen, geschweige denn Literarischen, liegt, muß der junge Mensch inne werden, dann erst begreift er, warum von den Griechen der undurchsichtig-geheimnisvoll schaffende Dichter *nie*, der vom Entwurf seines Werkes bis zur letzten Feile kontrollierbare Bildhauer und Maler *immer* dem *βάναυσον γένος δημιουργῶν* zugerechnet wird, dann erst versteht er, was noch die attischen Tragiker *ihrer* Gesellschaft, der Polis, bedeuten

δεξιότητος καὶ νουθεσίας, ὅτι βελτίους τε ποιοῦσι
τοὺς ἀνθρώπους ἐν ταῖς πόλεσιν, (Aristoph. Frösche 1909)

fühlt, wie in einer entgötterten Gesellschaft dem Dichter die Resonanz entzogen, der Lebensraum verengt wird, weshalb also alle späteren im tiefsten Sinn dichterisch Ergriffenen Tragik beschattet. Nirgend so klar wie in Pindar zeigt sich dem Jugendlichen dieser Typus des Dichters: hier findet er die jeder Alltäglichkeit geflissentlich entrückte Sprache, hier wird aus jedem Gedicht das stolze Bewußtsein der Sendung und die Wechselwirkung zwischen Dichter und Gesellschaft fühlbar. Gewiß wird schon der Schüler, liest er zum Vergleich auch nur ein bakchylideisches Gedicht, feststellen können, daß auch Pindar nicht jede seiner Farben selber mischt. Aber gegen die *typische* Geltung seines Dichtertums besagt der Hinweis auf die erlernte Techne so wenig wie gegen die großen Propheten Israels die Hindeutung auf die schon Jahrhunderte vor ihnen geübte prophetische Praxis, deren Formen auch ihnen dienen. Hat doch Pindar selbst den höchsten Eigenwert immer in der persönlichen Begabung durch göttliche Gnade gegenüber allem nur mühsam Erlernten empfunden: 'den meine Seele ständig umschwebenden Daimon will ich erfüllen, nach meiner Fähigkeit handelnd' (P. 3, 108). 'Weise ist, wer Hohes weiß durch Begabung. Die Gelernten aber krächzen mit schnellfertiger Zunge Leeres wie Raben gegen Zeus' göttlichen Vogel' (O. 2, 86).

Richtet sich aber die Aufmerksamkeit des Schülers einmal auf das *Kunstmäßige* in Sprache und Stil des Chorliedes, so bestätigt sich ihm hier ein wichtiger Zug hellenischen Wesens, den ihm ein Einblick in die Kulturformen griechischen Lebens, in die Kunstformen der Poesie und der Plastik vielleicht schon früher zum

Bewußtsein brachte: die *vis superba formae,* der andächtige Hang, einmal geschaffene und gefundene Form zur ewigen Norm zu erheben. Der Schüler wird darin, wie Spengler, zunächst Schwäche und Armut sehen, wird es unvereinbar finden mit der gepriesenen Lebens- und Schöpferkraft der großen hellenischen Jahrhunderte; hier gilt es, im Lauf der Lektüre vertiefend zu erweisen, daß die geprägte Form, deren sie sich bedienen, auch den verschiedenartigsten und freiesten Individualitäten nichts von ihrer Eigenart und Selbständigkeit nimmt, daß die Selbstbändigung der Freiheit in der Form eben das ist, was wir Stil nennen, und was den Hellenen in bildender und redender Kunst ihr Übergewicht über die Form- und Stillosigkeit späterer Jahrhunderte gibt.

So führt die Lektüre griechischer Lyrik tief in die Seele des hellenischen Menschen, in das Wesen griechischer Kultur, sie rückt aber auch allgemeinere Probleme in das Blickfeld des Jugendlichen, und das in einem *Zeitpunkt seiner Entwicklung,* wo ihn nach dem heroischen Hochflug der Frühzeit die eigene Seelenbewegung oft genug zu lyrischer Aussprache drängt, wo er aufbegehrend, trotzig, sehnsüchtig, selbstbewußt in Kämpfen und Krämpfen die eigene Individualität erwachen fühlt. Gerade diesem Alter kann griechische Lyrik viel bedeuten, *ὡς αἰεὶ τὸν ὁμοῖον ἄγει θεὸς ὡς τὸν ὁμοῖον.* Hier findet der Heranwachsende Gebilde, deren Kunst wegen ihrer Geschlossenheit und Übersichtlichkeit auch seinem aufkeimenden Formsinn zugänglich ist, eine Welt des Gefühls, für das sonst dem Griechen Wort und Wertung fehlt, anschaulich-gegenständlich gestaltet, hier findet er Persönlichkeiten, die ihn mit dem Rausch gesteigerten Lebensempfindens ergreifen, mit dem Ichton der Subjektivität locken, ihnen klagend und jauchzend über alle *σωφροσύνη* hinaus in Lebensfluten und Tatensturm zu folgen. Es ist eine psychologisch vielleicht aufschlußreiche Beobachtung: viele von den Nachdichtungen griechischer Lyrik, die mir Schüler im Laufe der Jahre zu lesen gaben, suchen in engerem oder loserem Anschluß an das Vorbild Selbstdurchlebtes und Durchfühltes auszusprechen. Im Sinne der *Jugendpsychologie* also wie des *humanistischen Bildungszieles,* nicht zum wenigsten aber auch um ihrer oft *unvergleichlichen Schönheit* willen ist die Aufnahme der griechischen Lyrik in den Lektüreplan des Gymnasiums berechtigt, ja notwendig.

Damit sind wir zur praktischen Erörterung der Durchnahme gelangt. Was an griechischer Lyrik überzeitlich ist, fühlbar, was zeitgebunden ist, verständlich zu machen ist der leitende Gedanke unserer Arbeit. Da sie Dichtungen in *fremder* Sprache und aus *ferner* Welt gilt, in denen Ewiges und Zeitliches hart beieinander liegen, so hat Verstandesarbeit nicht nur die Bedingungen aufzuhellen, aus denen das Kunstwerk hervorgewachsen ist, sondern setzt ein beim Wortverständnis und beim Vers. Verstandesarbeit muß hier dem Nachfühlen die Elemente schaffen, die erst zum Schwingen kommen, wenn nach völligem Eindringen in Sinn, Aufbau, Proportionen, Wahl der Worte und Rhythmen das Gedicht als Ganzes gelesen und genossen und — zu günstiger Stunde — der bei der Geburt des Gedichtes tätige Urrhythmus getroffen, das Erlebnis seines Schöpfers nacherlebt wird. Wir halten uns dabei an Diltheys Wort, 'es sei ein plattes Vorurteil, daß die Wirkung von Kunstwerken durch ästhetisches oder literarhistorisches Verständnis Schaden leide'.

Nun scheinen gleich den Zugang zur eigentlichen Lyrik zwei sozusagen handwerkliche Schwierigkeiten zu sperren: *Dialekt* und *Metrik* — Schwierigkeiten gewiß, aber nicht unüberwindlich. Der Dialektmühen schnell Herr zu werden hat sich mir nur ein Weg bewährt: bevor die Lesbier gelesen werden, werden die Besonderheiten des äolischen Dialekts, bevor die Chorlyrik gelesen wird, die Besonderheiten der mutterländischen *κοινή* samt den Lakonismen Alkmans eingeprägt; belegt werden diese Besonderheiten — es sind bei den Äolern 22, die in Betracht kommen, bei den Dorern 11 — durch Beispiele, die dem Schüler demnächst in der Lektüre erscheinen werden; ein Teil der Äolismen ist ihm schon aus Homer bekannt. Zu warnen ist davor, die Dialektformen aus der Lektüre selbst ableiten zu lassen; dann ist des Stockens und Anstoßens kein Ende. Es ist aber auch pädagogisch ungerechtfertigt: denn wir lesen Sappho nicht um der Dialektformen willen, sondern schaffen zur Sappholektüre das sprachliche Werkzeug, genau wie auch sonst die Aneignung der Sprache der Schriftstellerlektüre vorausgeht.

Ein ähnlich bewährtes Allheilmittel zur Behebung der metrischen Schwierigkeiten weiß ich nicht. Hier sind verschiedene Wege denkbar; gemeinsam ist allen nur der Anfang und das Ziel: es ist *vor* aller Dichterlektüre der Unterschied zwischen musikalischem und dynamischem Sprachrhythmus, zwischen quantitierendem und akzentuierendem Versbau zu klären, die Begriffe Rhythmus, Metron, Vers, Strophe festzulegen und aus der Verschiedenheit des griechischen und deutschen Sprachrhythmus unser Unvermögen zu korrektem Vortrag griechischer Verse herzuleiten: wir sind nicht imstande, neben dem Wechsel von forte und piano die Stimme überall so steigen und sinken zu lassen, wie der musikalische Akzent es fordert. Ist es dem Schüler zum Bewußtsein gekommen, daß der echte Klang griechischer Verse uns sinnlich kaum vorstellbar ist, daß wir per nefas den griechischen Rhythmus durch den deutschen ersetzen, dies nefas aber durch Gewohnheit und durch Meisterwerke deutscher Dichter beinahe schon zum fas geworden ist, so ist dem Vortrag sein Ziel gewiesen, das sich mit Worten aus dem 'Jahrbuch für die geistige Bewegung' (1911) kennzeichnen läßt: 'Sichere Grundlage des Hersagens gewährt die Tatsache, daß jedem Gedicht sein Gesetz innewohnt, Rhythmus und Tonverhältnisse sind durch dies Gesetz eindeutig bestimmt und im Gedichte selbst unmittelbar zu finden. Sie haften ihm nicht als ein Entbehrliches an, sondern sind das Gedicht; in ihnen eben hat sich jenes Gesetz zum Gebilde verdichtet. Sie zu erkennen und laut werden zu lassen ist die Aufgabe des Hersagens, das um so richtiger ist, je getreuer es jenem Gesetze folgt und je weniger es sich selbst dienen will.' — Das metrische Rüstzeug läßt sich auf verschiedene Art erarbeiten. Beispielsweise so: Schon früh auf der Mittelstufe lasse ich, um das Ohr der Schüler an griechische Rhythmen zu gewöhnen, in grammatischen und Lektürezusammenhängen eine ganze Anzahl Einzelverse lernen und gehe dabei über die üblichen Maße hinaus, indem ich auch einfache Liedverse, Enoplion, Reizianum, Adoneus, den choriambischen Dimeter in die Merkverse einbeziehe. Auf diesem Grunde, der — in Tertia gelegt — gewöhnlich unwandelbar bleibt, wird bei der Lyrikerlektüre weitergebaut: die ersten Lieder, das lakonische Marschlied mit seinen Enopliern, das rhodische Schwalbenlied mit der Abwandlung des Reizianum, das

Dionysoslied der eleischen Frauen (Dreiheber mit freier Senkung) werden spielend gelesen, die geläufigeren Maße von Fall zu Fall abgeleitet, ungewöhnlichere Rhythmen und einfachere Strophen durch das metrische Schema gegeben, doch so, daß die Klangwirkung der Strophen zuvor an Beispielen aus Hölderlin, Mörike, Rud. Alex. Schröder sinnfällig gemacht und in Ohr und Gedächtnis geprägt wird; schwierigere Kompositionen werden mittels durchgängiger Unterpunktierung der den Verston tragenden Silben kenntlich gemacht, doch auch hier wird der Rhythmus der Daktyloepitriten zuvor aus Platens schönen Festgesängen, etwa dem 'Abschied von Rom' und dem 'Hymnus aus Sizilien' lebendig gemacht. Wie unwissenschaftlich das ist, weiß ich; aber da, wie gesagt, das Rezitieren doch unter Verkennung des Wesentlichen in griechischer Sprache und Verskunst nach den Forderungen *deutscher* Rhythmik erfolgt, so ist das Ziel, die Jungen so leicht, so unbefangen, so sicher wie möglich zum Lesen zu bringen, und — ähnlich wie die Sprachwissenschaft — gehört die Wissenschaft der Metrik in den Unterricht nur wo sie diesem Ziele dient. In meiner Schülerausgabe 'Griechischer Lyrik', die aus der Schulpraxis hervorgegangen ist, ist darum diese verschiedenartige Kennzeichnung des Rhythmus durchgeführt.

Auch über den *Gang*, den eine ausgiebigere Lektüre einzuschlagen hat, kann man verschiedener Meinung sein. Entweder legt man ihm die Gattungsformen oder das Zeitprinzip zugrunde. Ein Einwand gegen die erste Form der Behandlung liegt nahe: 'nur das zeitliche Nebeneinander kann ein annäherndes Bild des lebendigen Schaffens geben und so eine Vorstellung von den geistigen und seelischen Kräften, aus denen es erwuchs' (Geffcken). Dieser Einwand aber, so triftig er scheint, trifft unseren Fall doch nicht ganz. Wir suchen in unserer Lektüre vor allem das Ich des Dichters, seine innere Welt, seine persönliche Kunst; seine Umwelt, seine Zeit nur, soweit sie in seiner Dichtung lebt oder seine Dichtung bedingt und deuten hilft; bei dem starken Eigenleben der *Formen* ist aber das γένος, das der Dichter wählt, nicht gleichgültig für seine geistige Physiognomie; seine Wahl ist Selbsteinordnung in eine Entwicklung, Bekenntnis, Willensausdruck; zudem ist die geschichtliche Spanne, die den Hauptteil unserer Lektüre umgreift, das griechische Mittelalter, in Aufbau und Ablauf so einheitlich, daß ein klares Bild von ihm auch dann zustandekommt, wenn wir den Gang der Lektüre nach der Entwicklung der Kunstformen orientieren. Das hat den Vorteil, daß neben der persönlichen Kunst des Dichters sein Ort in der Entwicklung deutlicher und dem Schüler eine doch verwirrende μετάβασις εἰς ἄλλο καὶ ἄλλο γένος erspart wird. Zu warnen ist vor einer Zerreißung der Einheit, einer Verteilung der Lektüre auf O II und I, so daß etwa Elegie und Iambus der niederen, das Melos der höheren Klasse zugewiesen würde. Vor der Unterprima griechische Lyrik zu behandeln scheint mir gewagt. Auf früherer Stufe ist dem Stoffhunger der Jugend der Sinn für die Form kaum abzugewinnen, es fehlt wohl auch die Gefühlsreife für die Problematik des Eros, die sich in der παιδεραστία der ritterlichen Männerbünde und ihrem Gegenbild, dem Verhältnis Sapphos zu ihren Mädchen, elementar aufdrängt. Gerade *ihre* Dichtung rückt wegen ihres Stimmungsgehaltes neben goethische Lyrik, um ihres Problemgehaltes willen in nächste Nähe von Platons Sym-

posion. Raum zu schaffen gelingt durch Einschränkung der Iliaslektüre in der U I oder Verzicht auf sie, was nach zweijähriger Behandlung Homers immerhin ertragbar ist. Nach diesen Erwägungen ergibt sich folgender Gang. Den Beginn bilden volkstümliche Lieder aus Arbeit, Tanz, Spiel und Kult, sozusagen Urlieder, denn aus ihnen lassen sich aufs leichteste zwei grundlegende Erkenntnisse ableiten: die unlösliche Verbindung von Tanz im weiten Sinn rhythmischer Körperbewegung, Musik und Wort in der Frühzeit der Lyrik, und der Ursprung aller Lyrik aus der rhythmischen, d. h. geregelten und gegliederten Körperbewegung in Arbeit und Spiel. Verfolgt dann der Unterricht die Entwicklung der Elegie und des Iambus, so spielt sich vor dem Auge des Schülers ein typisches Stück griechischer Geistesgeschichte ab: die ionische Elegie und der ionische Iambus, von ihrem Finder zugleich vollendet, halten ihren Siegeszug durchs Mutterland und sind, wie das ionische Epos, ein Mittel, der gesamten, stammhaft zerklüfteten Griechenwelt das Bewußtsein sprachlich-kultureller Gemeinsamkeit zu erwecken: Tyrtaios in Sparta, Solon von Athen, Theognis aus Megara bedienen sich der Elegie, Solon auch des Iambus. Es folgt die Lyrik im eigentlichen Sinne, das Melos, zunächst das äolische und ionische Einzellied, dann das Chorlied, sowohl als selbständige Kunstform bei Alkman, Simonides, Bakchylides, Pindar, wie eingegliedert in die attische Tragödie und Komödie. Den Abschluß bildet das langlebige Epigramm, ja es empfiehlt sich, über die eigentlichen Lyriker hinaus die sonst im Unterricht wenig berücksichtigte und doch in ihrer Formkunst vollendete und in ihrem Gehalt gerade modernem Empfinden unmittelbar zugängliche hellenistische Dichtung in ein paar kennzeichnenden Proben heranzuziehen: die Klage der Verlassenen, Theokrits Adoniazusai, Herondas' Didaskalos.

Die *Auswahl* wird nach Zeit, Neigung des Lehrers und Begabung der Klasse frei erfolgen, doch müßten die summa cacumina, Archilochos, Sappho, Pindar, immer berücksichtigt werden. Auf dem Trümmerfeld der griechischen Lyrik wählt und gruppiert man die zufällig vorhandenen Bruchstücke für die Zwecke des Unterrichts am besten zu einer Ordnung, die Lebensablauf und Umwelt, Wesen und Tönereichtum des Dichters so wirksam wie möglich zur Geltung bringt. An Hand etwa von Horazens feiner Charakteristik des Dichters, *qui ferox bello tamen inter arma sive iactatam religarat udo* ... (I 32) folgen wir Alkaios' hochmütig-unnachgiebiger Männlichkeit in Seenot und Kampfnot, Elend der Verbannung und Resignation der Heimkehr, Wonne des Rausches und des Eros; wir ordnen Anakreons Lieder so, daß neben dem Schwärmenden, dem Zechenden, dem Ewig-Spielenden der ritterliche Kämpfer sichtbar wird, um so seiner anmutigen Gestalt ihr sprühendes Leben zu wahren, das der flaue Anakreonteentypus des Greises von unverwüstlicher Trink- und Buhlkraft nicht mehr besitzt; wir zeigen Sapphos Frauentum in Mutterstolz, Schwesterfreude und Schwestergram, in Verzicht und Abwehr der Umworbenen, wir zeigen sie vor allem als Mittelpunkt und Meisterin des Kreises, in dem beglückt, leidend, adelnd ihr Wirken, Lieben und Dichten, das innigste und tönereichste griechischer Sprache, aufgeht; wir wählen aus Pindars Liedern etwa das 1. und 10. nemeische und das 9. pythische als beredte Zeugen für das Ethos seiner Gesellschaft, für Größe und Eigenart seines Menschen- und Künstlertums.

Verschieden erfolgt die *Vertiefung* der Lektüre im einzelnen. In weitestem Ausmaß wird die bildende Kunst herangezogen werden. Es ergibt sich das charakteristische Bild: die *persönliche* Dichtung des Iambus wie des Melos hat in der zeitgenössischen Kunst nicht ihresgleichen. Wie unbeholfen stehen die ersten schüchternen Versuche, Menschenbilder zu meißeln und Figuren zu malen, neben Archilochos' Fähigkeit, jeden Satz zum Ausdruck seines Ich, jeden Vers zur natürlichen Form des Inhalts zu machen; wohl lebt in dem sog. Apollontypus etwas von seinem Mannesideal: 'Einen langen Hauptmann mag ich nicht, gespreizten Schritts, mit feinen Kräusellocken und sauber ausrasiert; kurz muß er sein, gedrungen, mit runden Schienbeinen, fest auf den Füßen und Herz voll Mut!', aber wie weit bleibt die Nikandre von Naxos hinter seinem lebendigen Mädchenbild zurück: 'Den Myrtenzweig, der Rose schöne Blüte in der Hand vergnügte sie sich, und ihr Haar beschattete Schultern und Nacken.' Und gar Liebreiz und Milde sapphischer Göttinnen und Frauen strahlt erst wieder von der thronenden Göttin des Berliner Museums und dem Typus der stehenden weiblichen Figur namentlich der Schule von Chios. Anders das Chorlied, das — wie die gleichzeitige Kunst — aus der Gesellschaft geboren und für die Gesellschaft geschaffen wird. Alkmans Lieder und die Bauernkunst der Elfenbeintäfelchen, der Bleifiguren und der grotesken Tonmasken, die das Museum in Sparta birgt, atmen den gleichen Geist einer derben, körperhaft-erdgebundenen Menschheit, eines merry Old-Sparta, das noch keiner Erstarrung verfallen ist; und wer könnte Pindars Kunst und Welt gerecht werden ohne den Hinblick auf Tempelbau und Bildkunst von Aigina, Delphi und Olympia, den Idolino, den Diadumenos, den Wagenlenker, den Knaben mit der Siegerbinde?

Vertiefung ist es, den ersten Dichter, in dem Persönlichkeit mit mächtigem Drang und vollendeter Kunst sich äußert, vor den Grund einer Zeit zu stellen, in der auch sonst der Bruch mit der Tradition vollzogen wird und das Individuum emergiert, das politische in klugen, mächtigen Tyrannen, das denkerische in den ersten Forschern, die sich vom mythischen Weltbild losmachen, das künstlerische in den ersten Bildhauern und Vasenmalern, die ihre Werke signieren. Vertiefung ist es auch, das Wunder Sappho von allem Zeitgrund zu lösen und Fülle und Glut ihrer Lieder aus dem Boden lesbischer Landschaft emporklingen zu lassen. Wie hier das blaueste Meer sich in sanftem Halbrund ins Land schmiegt, die Gärten von Varia, dem alten Mytilene, von schwelgerischem Duft überströmen, wie alles von Buntheit brennt, die Fischerboote, die Wägelchen, selbst das Geschirr der Pferde und Eslein, die Blumen vor den Häusern und an den Fenstern, an den Kleidern der Frauen und hinter den Ohren der jungen Burschen, wie von den im Grün der Oliven und Reben versinkenden Hügeln und Bergen um die Stadt in der klaren Luft die Küste Asiens zum Greifen nahe scheint — diese ganze südliche Herrlichkeit in Bild und Wort erstehen zu lassen stimmt auf die Dichterin wirksamer ein als alle kulturhistorisierenden Erklärungen und Vorbehalte. Verflachung dagegen und ärgste Profanation ist es, alle verstaubten Perücken unserer Literaturgeschichte, die sich einmal als preußischer Tyrtäus oder Pindar, als deutsche Anakreons und Sapphos erbrüsteten, an die ragenden Gestalten griechischer Frühe

zu hängen und so blasphemisch am völlig Toten ihr Fortleben erweisen zu wollen. Das Unvergängliche nur ist ihr Gleichnis. Wo der Stimme aus den Gärten von Lesbos ungewollt ein Echo vom Weimarer Park zu erwidern scheint, mag man lauschen und die Jüngeren Andacht vor dem Geheimnis des Ewig-Dichterischen lehren. Ein Beispiel für viele zum Schluß. 'Nächtliche Sehnsucht' könnte das Sapphische Lied überschrieben sein, dessen Reste etwa so lauten:

... von Sardes denkt sie oft hierher.
Denn wirklich, als wir noch zusammen lebten,
hielt Arignota dich wie eine Göttin
und tiefst beseligt hat sie dein Gesang.
Vor allen Frauen Lydiens strahlt sie jetzt —
so schimmert — schau! — nach Sonnenuntergang
in ros'gem Duft der Mond vor allen Sternen.
Sein Licht erhebt sich glitzernd übers Meer
und über alle Wiesenblütenpracht.
Lieblich ist Tau gefallen, üppig stehn
die dunklen Rosen und die feinen Gräser
und Klee in Blust. Sie denkt der sanften Atthis,
geht auf und ab und auf und ab den Pfad,
und schwer von Sehnsucht ist die weiche Seele.
Hinüber ruft sie uns, doch das verklingt,
und die mit ihren tausend Ohren alles
vernimmt, die Nacht, sie schweigt, verplaudert's nicht
uns beiden übers Meer ...

'Nächtliche Sehnsucht' könnte auch das Gedicht heißen, das 1776 als 'Jägers Nachtlied' im Teutschen Merkur erschien:

Im Felde schleich' ich still und wild,
gespannt mein Feuerrohr,
da schwebt so licht dein liebes Bild,
dein süßes Bild mir vor.
Du wandelst jetzt wohl still und mild
durch Feld und liebes Tal,
und, ach! mein schnell verrauschend Bild,
stellt sich dir's nicht einmal?
Des Menschen, der die Welt durchstreift
voll Unmut und Verdruß,
nach Osten und nach Westen schweift,
weil er dich lassen muß.
Mir ist es, denk' ich nur an dich,
als in den Mond zu sehn;
ein stiller Friede kommt auf mich,
weiß nicht, wie mir geschehn.

Wie über Raum und Zeiten hinweg hier wie dort das ruhelose Herz aus dem hegenden Frieden des Hauses in die Unrast nächtlichen Wanderns drängt, wie der Sehnsucht der Liebenden das Wunschbild der fernen Geliebten ersteht, still und mild, doch wandelnd wie sie und der eigenen Sehnsucht antwortend, wie der Mond,

dessen lösendes Licht sie umfängt, zum Gleichnis wird für den friedevollen Zauber der geliebten Frau, wie das gleiche Urerlebnis bei gleichem Verlauf und gleicher Symbolik verschieden getönt ist, männisch-herb in dem trotzig Einsamen des nordischen Dichters, der verhalten und scheu, fast andächtig nur einen Hauch des eigenen Gefühls in die Seele der Ersehnten hineinempfindet, weiblich-zart und eins im anderen trostgewärtig in den hingegebenen Zwei der äolischen Dichterin, an deren leidenschaftlichem Flammen auch die Seele am anderen Ufer bittersüß entglüht, wie beide Dichter wahrhaftig Sterne eigensten Lichtes sind und doch, 'wie sie sich einander loben, jene Feuer in dem Blauen' — der junge Mensch, der hierfür empfänglich wird, hat weit über vergleichende Literaturgeschichte hinaus etwas von dem Geheimnis alles echten Dichtertums erspürt, Verlautbarer des Ewig-Menschlichen zu sein. 'Der lyrische Dichter', so schließt Herder einen Aufsatz über Pindar, 'der rückwärts und vor sich hinausblickt, der die Vergangenheit und Zukunft in seinem Herzen trägt, gesandt vom Himmel, erhebt er das menschliche Gemüt und wird ein Ausleger, ja ein Schöpfer der Zeiten.'

DER EINFLUSS HERDERS AUF DIE RELIGION DES JUNGEN GOETHE

Von Julius Richter

I

Goethe hat weder in seinen brieflichen Zeugnissen noch in seiner Lebensbeschreibung eines religiösen Einflusses im besonderen gedacht, den Herder auf ihn ausgeübt hätte. So ist denn auch die Forschung bisher dieser Seite der Einwirkung Herders auf den jungen Goethe kaum nachgegangen. Weder *Rudolf Haym* noch *Kühnemann* wissen in ihren Herderwerken etwas davon zu sagen, die Goetheforschung ebensowenig, mit einziger Ausnahme vielleicht der Studien von *Minor* und *Sauer*[1]), die aber in mehr philologischer Weise die Spuren des Herderschen Einflusses in einzelnen Äußerungen und Gedanken theologischer und religiöser Art bei Goethe verfolgen, ohne die religiöse Gesamtrichtung des jungen Goethe seit Straßburg ins Auge zu fassen. Auch *Gundolf*, der wohl Herder vor allem von der religiösen Seite her erfaßt, wenn er als seine großen Konzeptionen die des Geschichtgottes und der Sprachwerdung Gottes in den Sprachdenkmälern der Menschheit hervorhebt, sieht doch nur ganz allgemein die segensreichen Einwirkungen Herders auf Goethe in der ungeheuren Erweiterung seines Gesichtskreises und in der strengen Geisteszucht, in die er genommen wurde.[2]) *Korff* erwähnt in seinem 'Geist der Goethezeit' als 'entscheidende Wendung' nur die Einwirkung des 'Geschichtsphilosophen' Herder auf den jungen Goethe[3]), womit sicherlich, auch wenn Korff es in sehr allgemeiner Bedeutung verstehen will, zu wenig gesagt ist. *Christoph Schrempf* hält es wenigstens nicht für unwahrscheinlich, daß Goethes religiöse Ernüchterung — vom Pietismus ist gemeint — durch Herders Einfluß

---

1) Herder und der junge Goethe. Studien zur Goethephilologie, Wien 1880.
2) Gundolf, Goethe S. 89. 3) Leipzig 1923, S. 118.

gefördert worden sei[1]), was sicherlich richtig ist, worin sich aber der Einfluß Herders keineswegs erschöpft.

Wir lesen nun aber in Dichtung und Wahrheit, daß *alles*, was Herder später ausgeführt habe, damals schon im Keime von ihm angedeutet worden sei[2]); wieviel religiöse Ideen müssen dann darunter gewesen sein! Wir hören von der gewaltigen 'Bewegung' und 'Gärung' in Herders Geist, die sich weder fassen noch darstellen lasse, diese Gärung aber war, wie wir noch sehen werden, ohne Zweifel auch eine religiöse. Wir erinnern uns ferner daran, daß Herder damals mit den Vorarbeiten für seine 'Älteste Urkunde des Menschengeschlechts' beschäftigt war, deren Inhalt nichts anderes als Religion und Poesie in innigster Verbindung war. Wir denken daran, daß er in seiner Preisschrift über die Entstehung der Sprache, die er in Straßburg verfaßte und Goethe zu lesen gab, zu der Frage Stellung nahm, ob ein göttlicher oder menschlicher Ursprung der Sprache angenommen werden müsse. Nach alledem dürfte der Schluß zwingend sein, daß von dem *Theologen* und *Prediger* Herder auch ein entsprechender religiöser Einfluß auf Goethe ausgegangen sein muß. Übrigens haben wir doch auch wenigstens *ein* Zeugnis eines Zeitgenossen darüber, nämlich das des Gießener Theologen Karl Friedrich Bahrdt, der im 'Kirchen- und Ketzeralmanach aufs Jahr 1781' von Goethe mit Beziehung auf seinen 'Brief des Pastors' und auf die 'Zwo biblischen Fragen' sagt, er gehe in der Theologie seine eigenen Wege wie alle Genies und habe mit *Herdern* und einigen anderen eine eigene Mittelbahn (jedenfalls zwischen Rechtgläubigkeit und Rationalismus) betreten.[3]) Hat sich nun, wie wir noch sehen werden, seit der Straßburger Zeit eine entschiedene Wandlung auch in Goethes religiösem Denken vollzogen, so ist es undenkbar, daß Herder, dessen Begegnung Goethe als das 'bedeutendste Ereignis' mit den 'wichtigsten Folgen' für sein damaliges Leben bezeichnet und von dem er 'täglich, ja stündlich' zu *neuen* Ansichten befördert wurde, dabei nicht mitgewirkt haben sollte.

So bleiben wir allerdings im einzelnen auf Vermutungen angewiesen. Es bleibt uns nur übrig, die schon erwähnten Wandlungen in Goethes religiöser Entwicklung festzustellen und sie mit Herders gleichzeitigen Äußerungen zu vergleichen. Finden sich alsdann auffallende Übereinstimmungen, so ist mit Sicherheit auf Herders Einfluß zu schließen.

Auf welchem Punkt stand Goethe in seiner religiösen Entwicklung, als er seine Begegnung mit Herder erlebte? Wir denken zuerst an sein nahes Verhältnis zum Pietismus des Herrnhutertums. Seit der Auffindung seiner Briefe an Langer[4]) wissen wir, besser noch als aus den Erzählungen in Dichtung und Wahrheit[5]), daß

1) Chr. Schrempf, Goethes Lebensanschauung, Stuttgart 1905, S. 66.

2) Jubiläumsausgabe XXIII 233f.

3) Nach Biedermann in Hempels Goetheausgabe Bd. XXVII 2. Abt. S. 16.

4) Goethes Briefe an E. Th. Langer, herausg. v. Paul Zimmermann, Wolfenbüttel 1922.

5) Jubiläumsausgabe XXIV 226: 'Die trefflichen Männer ..., die ich auf dem Synodus in Marienborn ... kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem ihrigen zu machen. Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben' usw.

es wirklich ein nahes Verhältnis war.[1]) Die Grundstimmung in diesen Briefen ist offenbar das Harren und Warten, ein fast ängstliches Gespanntsein seiner Seele auf den 'Durchbruch der Gnade'.[2]) Er ist nach seiner Meinung noch kein Christ, d. h. offenbar kein 'Bekehrter' im pietistischen Sinne, aber er hofft, daß Gott ihm die 'Gnade' erweisen werde, ihn dazu zu machen.

Wie ernst es Goethe war, zeigt auch ein Stammbuchblatt für Langer, in dem er ein Wort Wielands in religiösem Sinne umdeutete: 'Ja, Götterlust kann einen Durst nicht schwächen, den nur die Quelle stillt. So spottete Wieland, und so fühlt *im ganzen Ernste* Ihr Freund Goethe.'[3])

Diese durch und durch pietistische Stimmung des Wartens auf das göttliche Gnadenerlebnis erfüllte ihn auch noch im ersten Sommer seines Straßburger Aufenthalts. So schreibt er an den Leipziger Freund Limprecht: 'Freilich singen wir erst das Hosianna dem, *der da kommt*; schon gut, auch das ist Freude und Glück, der König muß erst einziehen, ehe er den Thron besteigt.'[4]) Sicher ist mit dem 'König' Jesus, nicht Gott, gemeint; die Einwirkung des speziellen Jesuskultes der Herrnhuter, der persönlichen Beziehung zu Jesus als dem Herrn und Gott wird darin deutlich.[5])

Ganz ähnlich ist die Stimmung in dem Brief an den Wormser Trapp: 'Eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen *einen* Herrn heißen, bis wir ihn *unseren* Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltaten überschüttet.'[6]) Dann schreibt er im August noch einmal an Fräulein von Klettenberg von den Straßburger Frommen, an die er sich im Anfang 'sehr stark' gewandt habe; er ist an jenem Tage noch 'mit der christlichen Gemeinde' zum Abendmahl gegangen, um sich 'an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern'. Aber dem fügt er hinzu: 'Es ist, als wenn es nicht sein sollte', womit offenbar seine dauernde Beziehung zu der Gemeinde der Pietisten gemeint ist. Die 'frommen Leute' sind ihm zu 'langweilig', zu 'kirchlich', zu 'hallisch', d. h. pietistisch im rigorosen Sinne A. H. Franckes, und 'seinem' Grafen Zinzendorf zu feind.[7]) Diese Briefstelle vom 26. August — zwei Tage vor seinem 21. Geburtstage, es ist nicht überflüssig, an dies zumeist noch so wandelbare Jünglingsalter zu denken — ist nun aber das letzte briefliche Zeugnis über sein Verhältnis zum Pietismus, das wir von seiner Hand besitzen.[8])

Im ganzen tritt dies Verhältnis doch ziemlich deutlich hervor. Er wartet auf

---

1) Vgl. dazu vor allem Hans von Schubert, Goethes religiöse Jugendentwicklung, Leipzig 1925.

2) Das Nähere ist aus den Briefen zu ersehen, besonders denen vom 9. u. 24. Nov. 1768 und vom 17. Jan. 1769. Zimmermann S. 11ff.

3) Der junge Goethe I 364 (17. Sept. 1769).

4) Der junge Goethe II 3 (12. April 1770).

5) Noch bezeichnender für diese später von Goethe abgelehnte Vergottung Jesu sind die Verse, mit denen er das Bild der Klettenberg an eine 'auswärtige Freundin' übersandte: 'Sieh dein Bild ihr gegenüber Und den *Gott*, der für *euch* litt.' J.-A. XXIV 225.

6) Der junge Goethe II 9 (28. Juli 1770). 7) Der junge Goethe II 11f.

8) In seinem späteren Briefwechsel mit Lavater sehen wir ihn vielmehr im Gegensatz zu den Pietisten.

das Erlebnis der Gnade, auf den Einzug des 'Königs', der dann als *sein* 'Herr' den Thron in seinem Herzen besteigen wird. Aber er wartet vergeblich, das Erlebnis will nicht kommen. Soweit es dabei auf sein eigenes Verhalten ankommt, weiß er sich von Schuld daran nicht frei, er bekennt seine Eigenliebe, er denkt an seine Zukunft als 'Autor', hängt also noch zu sehr an der Welt, von der er als Herrnhuter sich doch lösen müßte. So erkennt er auch das Urteil der Herrnhuter über ihn selbst als richtig an: 'Man sieht mich von seiten der Brüder als einen Menschen an, der guten Willen und einige Rührung hat, der aber noch zu sehr durch die Anhänglichkeit an die Welt zerflattert ist, und man betrügt sich nicht.'

Nun traf wenige Tage nach jenem letzten Brief an Fräulein von Klettenberg, am 4. oder 5. September 1770, Herder in Straßburg ein. Und mit ihm trat das 'bedeutendste Ereignis' in Goethes Leben[1]), das nach jeder Richtung hin die tiefsten Wirkungen auf ihn haben sollte. Es kann kein Zufall sein, daß von da ab sich keine pietistischen Anklänge mehr in seinen Briefen finden.

Aber ehe wir auf Herders Einfluß eingehen, muß noch hingewiesen werden auf eine andere Seite seiner religiösen Interessen. Das ist seine Beschäftigung mit der alchymistischen Geheimwissenschaft, mit der neuplatonischen Mystik und mittelalterlichen Naturphilosophie, mit den gnostischen Spekulationen, von denen er in Dichtung und Wahrheit[2]) berichtet, die uns aber auch seine 'Ephemeriden' bezeugen.[3]) Der Grund und Kern dieser Beschäftigungen liegt offenbar in der Frage nach dem Verhältnis Gottes zur Welt, zur Natur. Freilich ist unsicher, wie weit Goethe selber damals diese Frage schon beantwortet hat. Denn das gnostische System, das er in Dichtung und Wahrheit dargestellt hat, kann keineswegs als sein damaliges Gedankenerzeugnis angesehen werden.[4]) Aber daß er natur- und religionsphilosophischen Spekulationen ähnlicher Art nachgegangen, ist schwerlich zu bezweifeln. Offenbar hat sich dabei sein Denken in der Richtung bewegt, die ein lateinischer Auszug in den Ephemeriden andeutet, in dem es heißt, daß es schwierig und gefährlich sei, Gott und die Natur der Dinge getrennt zu erörtern. Wie man die Seele nicht ohne den Körper, so könne man Gott nicht ohne die Natur erkennen. Wir sehen also, wie neben den pietistischen Stimmungen bei Goethe Gedanken über Gottes Sein in der Natur, ja, spekulative Versuche, sich das Wesen Gottes in seinem Verhältnis zur Welt zurechtzulegen, einhergehen.

II

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß in den Gesprächen zwischen Goethe und Herder die Rede auch auf den Pietismus gekommen ist. Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit, daß Herder sich durch mannigfaltige Fragen mit ihm und seinem 'Zustande' bekannt zu machen gesucht habe, und daß er seiner-

1) J.-A. XXIII 225.

2) Dichtung und Wahrheit, 8. Buch. J.-A. XXIII 153ff., 164ff.

3) Der junge Goethe II, besonders die Stellen zu Fabricius S. 33 und Giordano Bruno S. 26f.

4) Vgl. Kurt Jahn, Goethes Dichtung und Wahrheit, Halle 1908, S. 265.

seits vor jenem 'gar kein Geheimnis' gehabt habe.[1]) Er wird also auch von seinen Beziehungen zu den Pietisten gesprochen haben. Herder hatte aber längst seine sehr bestimmte und zwar völlig ablehnende Stellung zum Pietismus, im besonderen zu dem der Herrnhutischen Richtung. Schon in einer Abhandlung in den Rigaischen Anzeigen (1765) 'Der Redner Gottes'[2]) eifert er mit deutlichen Anspielungen auf den Pietismus gegen 'mystische Entzückung', die zu 'Schwärmerei' und 'Selbstbetrug' führe, wendet er sich dagegen, daß ein 'Redner Gottes' auf seine Zuhörer einstürme, damit sie den 'Durchbruch der Gnade' erkämpfen. In einer Predigt des Jahres 1768 warnt er vor 'Schwärmerei', 'nachgemachter Rührung' und vor der Spielerei mit 'herzrührenden' Worten wie 'Lamm, Blut, Opfer, Wunden, Kind Gottes, Braut Jesu'.[3]) Von dem Diakonus Trescho redet er in einer Rezension in der 'Allgemeinen deutschen Bibliothek' (1771) als von dem 'großen Sterbensapostel' — er hatte eine 'Sterbebibel' im Stile des Pietismus geschrieben —, der 'jede Wange der Jugend und jede blühende Rose so fein mit *Lämmlein Blute* bespritzet, seine Wohnung auf Erden nicht nur von Totenknochen, sondern immer von denen auf Golgatha erbaut', und nennt ihn 'den krächzendsten Raben *Herrnhutischer Totenmelodeyen*'.[4]) Mit diesem selben Trescho hatte übrigens Fräulein von Klettenberg im Briefwechsel gestanden, er galt als ein besonderes Licht in pietistischen Kreisen.[5]) Daß Herder es gerade auf das Herrnhutertum abgesehen hatte, zeigt auch sein Eifern gegen den 'Herrnhutischen Geist auf den Kanzeln' in seinem 'Reisetagebuch' vom J. 1769[6]), zeigen ferner wiederholte Angriffe aus etwas späterer Zeit gegen Zinzendorf, so im 'Wandsbecker Boten'[7]) und in den 'Provinzialblättern an Prediger'.[8])

Die Ablehnung des Pietismus hängt bei Herder aber ganz eng auch mit seiner Auffassung von der Person Jesu und seinem Erlösungswerk zusammen.[9]) Seine Auffassung von *Jesus* ist die geschichtlich-menschliche, darüber können anderslautende, an die Orthodoxie anklingende Worte in seinen Predigten nicht wegtäuschen, in denen er sich der kirchlichen Lehre nur näher anzupassen sucht. In seinen 'Fragmenten' tadelt er am Klopstockschen Messias, daß der Dichter den Heiland viel zu wenig menschlich dargestellt habe.[10]) Er selbst stellt Jesus einfach in die Reihe der 'Lehrer der Gottheit an den Menschen', der 'großen Aufklärer der Welt', wie jedem Zeitalter solche, freilich 'nach dem Maß der gehörigen Verschiedenheit' gegeben seien.[11]) Im Grunde sieht er in Jesus kaum etwas anderes als einen Vertreter milder Aufklärung, einen 'gütigen, gutherzigen Menschenfreund', dessen Lehre und Lebenszweck 'Friede, Menschlichkeit, Glückseligkeit der Menschen' war.[12]) In jener Kritik des Klopstockschen Messias tadelt er aber auch, daß sich bei 'Christi Leiden vor Gott' nichts Bestimmtes denken lasse. In der Tat wußte

1) J.-A. XXIII 226. 2) Suphan XXXII 7, 10. 3) Ebd. XXXI 120.
4) Ebd. V 291. 5) Heinrich Funck, Die schöne Seele, 1911, S. 221.
6) Suphan IV 411. 7) Ebd. XXIX 53.
8) Ebd. VII 259; beide aus dem Jahre 1774.
9) In einem früheren Aufsatz in dieser Zeitschrift (1925) I 357f. habe ich bereits die Meinungen Herders darüber dargelegt.
10) Vgl. Haym I 284. 11) Suphan XXXII 489. 12) Ebd. XXXII 462, 460.

Herder auch mit der kirchlichen Lehre von der Erlösung durch das Blut Jesu Christi nichts Rechtes anzufangen. So kann er sagen, daß es gar nicht Sache menschlicher Untersuchung sei, die Art der Erlösung — ob wirkliches Lösegeld und Genugtuung für Gott oder nur Grund zur Besserung der Sünder — zu bestimmen.[1]) Seiner eigenen Meinung entspricht es ohne Zweifel am besten, wenn er ausführt, daß Jesus 'die Begriffe von Gott' festgestellt und aufgeklärt habe, indem er Gott nicht mehr als 'blutdürstigen Tyrannen', sondern als 'Vater der Welt' verkündete, daß er ferner der Menschheit den besten Weg zu Gott gezeigt habe, um seinen Vollkommenheiten nachzustreben, und daß er mit alledem die menschliche Vernunft auf eine ungleich höhere Stufe erhoben habe.[2]) Jedenfalls, das zeigten schon die oben angeführten Ausfälle gegen die 'herzrührenden' Worte der 'schwärmerischen' Religiosität: Die 'Blut- und Wundentheologie' des Pietismus lehnte er rundweg ab und ebenso die Vergottung und den Kult des Heilandes, wie er bei den Herrnhutern im Schwange war. Zu diesem aufklärerischen Standpunkt paßt denn auch durchaus, daß er weit davon entfernt ist, etwa das Christentum für die einzig wahre, absolute Religion zu halten. Schon in einem Aufsatz des J. 1764 'Über die verschiedenen Religionen' betont er sehr freimütig, daß er 'alle Religionen für gleich natürlich und menschlich halte'.[3]) Er konnte sogar auch als Prediger auf der Kanzel die Anwendung davon machen, wenn er einmal (1768) Christen, Heiden, Perser und Juden religiös auf die gleiche Ebene stellte: 'Indem ich dich den Vater Christi nenne, so nennt dich vielleicht der redliche Heide den Gott der Götter, und der entzückte Perser fällt bei dem Aufgang der Sonne vor dir hin. Indem ich meine Knie vor dir beuge, so umfaßt ein David vielleicht den Altar seines Jehova.'[4]) Also Gott ehrt und nennt 'jedes in seiner Sprache'. Im Grunde beruht diese Auffassung Herders aber auf seinem Religionsbegriff, den er im Anschluß an die geschichtlich-psychologische Betrachtungsweise *Humes* (in dessen berühmter 'Naturgeschichte der Religion', 1757) gewonnen hatte. Danach ist die Religion ein psychologisches, geschichtlich sich entfaltendes 'Phänomen der Natur', d. h. der menschlichen Natur; die anthropomorphisierende Einbildungskraft gestaltet die Bilder der Götter je nach der Stufe, auf der die Menschen stehen; in ihren 'Urkunden' reden die Völker in Bildersprache, sie haben sich ihre Götter 'ersonnen', sich 'eine Religion *gedichtet*'.[5])

III

Wir sehen hier, wie Herders religiöses Denken sich aufs engste mit seinem poetischen Verständnis verbindet und durchdringt. Eben das führt uns nun auf Goethe zurück, der ja nach seinem Bericht in Dichtung und Wahrheit Herder eine neue, vertiefte Auffassung von der Poesie und von ihren Urkunden verdankte. Unter den letzteren nennt er die der hebräischen Dichtkunst an erster Stelle, also die Poesie des Alten Testaments, in der ebenfalls das poetische Element sich aufs innigste mit dem religiösen durchdringt.[6]) Dann ist aber ohne weiteres anzunehmen,

1) Suphan XXXII 450. 2) Ebd. XXXII 449. 3) Ebd. XXXII 145ff.
4) Suphan XXXI 86. 5) Vgl. meinen obenerwähnten Aufsatz S. 349ff.
6) J.-A. XXIII 233.

daß mit der poetischen auch die religiöse Auffassung Herders auf ihn einwirken mußte.

Sicherlich hat Herder die Loslösung Goethes von der einseitigen pietistischen Richtung, die sich schon nach seinem letzten Brief an die Klettenberg in ihm anzubahnen schien, befördert und vollendet. Freilich erzählt Goethe in Dichtung und Wahrheit, daß diese Loslösung erst später in der Frankfurter Zeit erfolgt sei. Aber er versetzt seine Beziehungen zum Herrnhutertum überhaupt in chronologisch unrichtiger Weise erst in diese Zeit, weil er sie in Zusammenhang mit seiner Freundschaft zu der Klettenberg bringt. Diese aber pflegte er, ungeachtet seiner Trennung von dem Herrnhutertum, auch nach der Straßburger Zeit noch weiter.[1]) Er selbst führt dabei den Anstoß zu seiner Lösung auf ein 'geistliches Gespräch' zurück, das ihm seinen Standpunkt im Gegensatz zu der pietistischen Erbsündenlehre als Pelagianismus vorgeworfen habe. Möglich, ja wahrscheinlich, daß solch ein Gespräch, und zwar dann wohl in Straßburg mit den dortigen engherzigen 'frommen Leuten' stattgefunden hat[2]); das schließt aber natürlich den Einfluß Herders keineswegs aus, im Gegenteil, der Bruch mit dem Herrnhutertum kann geradezu auf diesem beruhen. Jedenfalls weist auch die Bemerkung in Dichtung und Wahrheit: 'Nach allen Seiten war ich an die *Natur* gewiesen, *sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen*', ganz deutlich auf die Straßburger Zeit zurück, und das Christentum zu seinem 'Privatgebrauch', das er sich, wie er im gleichen Zusammenhang ausführt, bildete und wobei er vor allem seine Auffassung der Person Jesu meinte, ist aufs innigste, wie wir noch sehen werden, mit dem Herderschen verwandt, wie ja der Theologe Bahrdt in seiner oben angeführten Bemerkung[3]) bestätigt.

Wie hat Goethe später, nachdem er Herders Einfluß erfahren, über die Herrnhuter geurteilt? Schon in der ersten Bearbeitung des Götz, die er bekanntlich bald nach der Straßburger Zeit im Winter 1771—72 vornahm, findet man seinen Gegensatz zum Pietismus sehr deutlich ausgesprochen. Marie macht da wie eine rechte Pietistin in dem Gespräch über die Erziehung Carls seiner Mutter Elisabeth den Vorwurf: 'Ihr erzieht keine Kinder *dem Himmel*'. Elisabeth aber will den Knaben für die Welt erziehen, eifert gegen 'heiligen Müßiggang' und die Unnatur jener Erziehung für den Himmel: 'So gieb der Natur Opium ein, bete die Sonnenstrahlen weg, daß ein ewiger unwirksamer Winter bleibe.'[4]) Diese Hinwendung zur Welt und zur Natur stimmt genau überein mit den Ausführungen in Dichtung und Wahrheit über die Beweggründe, die Goethe zur Trennung von den Herrnhutern führten.[5]) Zum Teil wörtlich erinnern dann an Herders Ausfälle gegen die 'herzrührende' Redeweise des Herrnhutertums die satirischen Bemerkungen Goethes über die

1) J.-A. XXIV 224ff.; vgl. dazu Kurt Jahn aO. S. 131.

2) Vgl. v. Schubert aO. S. 69. 3) S. oben S. 544.

4) Der junge Goethe II 152. Vgl. zu dem Opium eine Bemerkung Herders in 'Sabbat und Sonntagsfeier' (1769): 'Ein Opium der Seele ist sie, diese feierliche Andacht', Suphan VI 98, dazu auch die anderen Ausführungen über den Gegensatz zwischen 'mystischer Ruhe' und Gutes tun, ebd. S. 162.

5) Vgl. J.-A. XXIV 228.

Separatisten und Pietisten, wie sie sich z. B. im 'Jahrmarktsfest' finden, die Ausdrücke 'Lämmelein Häuflein zart', die 'Gemeine', die Mardochai mit 'Hämmlein Lämmlein Liebesflammen' so 'zusammengläubigen' will, 'daß die Gemeine zu Corinthus und Rom, Coloß und Ephesus und Herrnhut und Herrenhag davor bestünde mit Schand und Schmach'.[1]) Man kann noch den 'Ewigen Juden' heranziehen: 'So sang das Häuflein, kroch zusammen, Teilten so Geists- als Liebesflammen, Gafften und langweilten nun.' Von dem jüdischen Schuster heißt es hier: er war 'Herrnhuter mehr Separatist, denn er hielt viel auf Kreuz und Qual', und dann von den Ländern, die der wiedergekehrte Heiland durchwandert: 'Er war nunmehr der Länder satt, Wo man so viele Kreuze hat Und man für lauter Kreuz und Krist Ihn eben und sein Kreuz vergißt.'[2])

Hier kommt nun auch die Abneigung Goethes gegen *das Symbol des Kreuzes* zum Ausdruck, die er bekanntlich auch später beibehalten hat. Sie findet sich auch im Urfaust, in jener später getilgten Stelle, wo Faust mit Mephisto an einem Kruzifix vorüberreitet: 'Was giebt's, Mephisto, hast du Eil? Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder? Mephisto: Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurteil, Allein genug, mir ist's einmal zuwider.'[3]) Jenes Wort 'Herrnhuter und Separatist, denn er hielt viel auf *Kreuz und Qual*' zeigt deutlich, wie die pietistische Denkweise, in der Goethe noch in Straßburg 'des Herrn Leiden und Tod' feiern konnte, nun in ihr volles Gegenteil umgeschlagen ist, sicherlich nicht ohne Herders Einfluß, der ja, wie wir sahen, den sentimentalen Blut- und Wundenkultus der Herrnhuter so wenig leiden konnte. Wir können uns sehr gut denken, wie auch das Herrnhutertum eine Zielscheibe für jene satirischen Ausfälle, in denen Herder dem jungen Goethe nach dessen Schilderung alle seine Neigungen zu verleiden sucht, gebildet hat.

In diesem Zusammenhange gewinnt auch eine Stelle in Goethes 'Satyros' ein neues, bisher nicht genügend erkanntes Licht. Die Goetheforschung bezieht heute bekanntlich nach dem Vorgang Wilhelm Scherers einmütig die Gestalt des Satyros auf Herder, dem Goethe in der Zeit ihrer beiderseitigen Entfremdung einen Denkzettel geben wollte.[4]) Da bricht nun der Satyros in die Höhle des Einsiedlers ein — in dem Goethe sich selbst darstellte — und findet hier ein 'Schnitzbildlein, Querhölzelein', also ein *Kruzifix*. Das erregt seinen Ärger: 'Es tut mir in den Augen weh, Wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh', und er entschließt sich sogleich: 'Seinen Herrgott will ich runter reißen Und draußen in den Gießbach schmeißen.' Wer anders als Herder kann Goethe den Kruzifixus, den Gekreuzigten, den er damals noch bei aller Unsicherheit seiner Stellung doch nach Pietistenweise un-

1) Der junge Goethe III 152f. Wenn Goethe dabei an Leuchsenring gedacht hat (vgl. Der junge Goethe VI 260), so gehen doch die Ausdrücke unverkennbar auf die Herrnhuter. Übrigens war Herrenhag eine der Herrnhutischen Kolonien in der Wetterau (neben Marienborn) nahe bei Frankfurt.

2) Der junge Goethe IV 48f., 54.

3) Daß Goethe diese Worte Mephisto und nicht Faust in den Mund legt, ist kein Beweis gegen seine eigene Meinung — Mephisto ist doch die andere Seite seines Ich —, wohl aber dafür, daß er selber das Bedenkliche dieser Meinung fühlt.

4) W. Scherer im Goethejahrbuch I 81ff. Vgl. auch Alb. Köster in der J.-A. VII 328ff. und wohl am gründlichsten Gertrud Bäumer, Goethes Satyros, 1905.

mittelbar neben den 'Herrgott' stellte[1]), so 'heruntergerissen' haben? Das mag unwahrscheinlich für den christlichen Prediger und Theologen Herder klingen[2]), es entspricht aber durchaus seinem Gegensatz gegen die Herrnhuter Kreuztheologie und ist seiner satirischen Ader durchaus zuzutrauen. Wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß Goethe natürlich in seiner Darstellung vergröbert.

Auch Goethe lehnt jetzt also die Anbetung des Gekreuzigten, ja schon das Bild des Gekreuzigten ab, es ist ihm offenbar durch die pietistischen Übertreibungen, die ihm Herder erst zu vollem Bewußtsein gebracht, dauernd verleidet worden. Das führt aber weiter zu der Auffassung von der *Person Jesu* überhaupt, die wir bei ihm nach seiner Straßburger Zeit finden. Die Wandlung gegenüber seiner pietistischen Verehrung Jesu als des 'Herrn' und 'Königs' ist wiederum ganz deutlich. Schwerlich hätte Goethe schon früher sagen können, was er seinen Pastor in dem 'Brief des Pastors' sagen läßt: 'Da Gott Mensch geworden ist ... so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.'[3]) Wie er aber die Menschwerdung Gottes verstand, zeigt sein Wort von der 'göttlichen Liebe, die vor so viel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus ... *als Mensch* herumzog'. Auch in dieser Auffassung erkennen wir Herdersche Gedanken wieder. Herder meinte im Grunde dasselbe, trotz der biblischen Wendungen in den Versen: 'Er zog sein Kleid, die Himmel aus, kam arm wie wir auf Erden, kam unseresgleichen in sein Haus, um unser *Freund* zu werden'[4]), oder wenn er in einem anderen Gedicht die Menschenseele 'Liebe trinken' läßt an ihm, der sich für mich zum '*Bruder* hauchte'.[5])

Ebenso ist nun Jesus auch für Goethe von seiner göttlichen Höhe herabgestiegen und zum 'Freund' und 'Bruder' geworden. Am schönsten hat er diese Bruderliebe Jesu dargestellt im 'Ewigen Juden', wo er den wiederkehrenden Heiland zur Erde sagen läßt:

> 'Sei, Erde; tausendmal gegrüßt Gesegnet all, ihr meine Brüder,
> Zum erstenmal mein Herz ergießt Sich nach dreitausend Jahren wieder,
> Und wonnevolle Zähre fließt Vom nimmer trüben Auge nieder.
> O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir!'[6])

In einem Brief an Herder spricht er einmal von der 'wahren' Religion, 'der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheint, den ich mit Liebenthusiasmus an meine Brust drücke und rufe: mein Freund und mein Bruder'.[7]) In einer Rezension der Frankfurter Gelehrten Anzeigen meint er: Tausende würden Christum als ihren

---

1) S. oben S. 545.

2) Aus diesem Grunde wollen auch wohl weder Köster (aO. S. 331) noch G. Bäumer (aO. S. 696) die Stelle so ausdeuten.

3) Der junge Goethe III 113. Daß der Brief des Pastors nicht mehr die Herrnhutische Sündenlehre vertritt, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit (J.-A. XXIV 78) anzunehmen scheint, sondern mit seiner Läßlichkeit und Toleranz eher das Gegenteil, wird von K. Jahn, aO. S. 265 richtig hervorgehoben. Allerdings stimmte die Klettenberg, mit der Goethe ja auch dauernd befreundet blieb, mit dieser Toleranz überein; vgl. H. Funck, Die schöne Seele S. 255.

4) Suphan XXIX 372. 5) Ebd. S. 378; vgl. ferner oben S. 547.

6) Der junge Goethe IV 52. 7) Ebd. II 120.

Freund geliebt haben, 'wenn man ihn ihnen als Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte'[1]) — die Worte klingen deutlich an jene Bemerkung Herders an, daß Jesus Gott nicht mehr als 'blutdürstigen Tyrannen', sondern als 'Vater der Welt' verkündet habe.[2]) Wenn aber Jesus so menschlich als Bruder aufgefaßt wird, so bleibt er auch nicht mehr der einzige in seiner Art. Wie Herder ausgeführt hatte, daß Gott in jedem Zeitalter den Menschen Lehrer der Gottheit gesandt habe[3]), so stellt auch Goethe viele Verkünder des 'Wortes Gottes' nebeneinander: 'Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell!'[4]) Daraus ergibt sich dann weiter der Grundsatz der Duldung, der im Brief des Pastors so stark betont wird, die Verwerfung der Lehre von der Verdammung der Heiden, die Ablehnung der 'Infallibilität' des Christentums — 'Von der einzig wahren Religion haben wir nicht zu urteilen' —, die Verbrüderung der verschiedenen Religionsanhänger — 'Welche Wonne ist es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein.'[5]) Wenn wir Goethe so aus dem engen Christentum des Pietismus heraustreten sehen in die weite Welt der Völkerreligionen, so war ohne Zweifel sein Führer dazu schon in Straßburg Herder geworden, der Goethe ja damals auch die Poesie, die ihm so eng mit der Religion verschwistert war, als 'Welt- und Völkergabe' verstehen gelehrt hatte.

IV

Goethe hat nun aber nicht nur seine pietistischen Anwandlungen und Neigungen aufgegeben, er hat auch, so darf man sagen, neue Wege und Formen positiven religiösen Erlebens gefunden. Sie wurden ihm nahegebracht durch das tiefe Erleben der Natur, die ihm in ihrer ganzen 'Herrlichkeit' erst seit der Straßburger Zeit aufgegangen war. Der Geschichtsgott des Pietismus wurde ihm jetzt zu dem großen Naturgott, den er in der Lebensfülle der Natur und zugleich in dem eigenen leidenschaftlichen Lebensgefühl seines Innern erfaßte. Mochte dieser neue Weg für Goethe auch schon in seinen naturphilosophischen Spekulationen vor Straßburg angebahnt sein, so wird ihm doch auch dabei Herder Führer und Förderer gewesen sein. Denn zu der gewaltigen 'Bewegung und Gärung', die Goethe an dem damaligen Herder hervorhebt, gehört auch bei ihm gerade das Erwachen des Naturgefühls in besonderem Maße und ebenso der Verbindung, die dann sogleich dieses Naturgefühl mit seinem Gottesbewußtsein eingegangen war.

Einer der tiefsten Eindrücke, die Herder in seiner Jugend nach eigenem Zeugnis empfangen hatte, war die Wirkung von Kants Vorlesungen über die 'Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels' mit der berühmten Kantischen Lehre

---

1) J.-A. XXXVI 55. Allerdings hält Morris die Autorschaft Goethes nicht für sicher. Der junge Goethe VI 214f.

2) S. oben S. 548. 3) Suphan XXXII 489.

4) An Pfenninger, 26. April 1774. Der junge Goethe IV 16.

5) Der junge Goethe III 111, 114. Vgl. damit Herders Äußerungen oben S. 548.

von der Entstehung des Weltgebäudes.[1]) In zahlreichen Jugendgedichten und Hinweisen in seinen Schriften auch noch aus späterer Zeit kommt das zum Ausdruck. Die Kleinheit des Menschenwesens als eines 'Staubkorns auf einem Stäubchen der Schöpfung' und zugleich die unfaßbare Größe der Gottheit war ihm dabei überwältigend aufgegangen. Die skeptische Stellung Kants gegenüber einer metaphysischen Erkenntnis Gottes hatte sich ihm mitgeteilt. Gottes Wesen ist in seiner Unendlichkeit und Erhabenheit unerkennbar für den endlichen Verstand: 'Endlicher, eingeschränkter Geist..., du willst den Gedanken Gottes verstehen?'[2]) Auch die Ewigkeit ist etwas ganz Unbegreifliches, wir 'ehren' sie als 'Sache Gottes', indem wir 'die Augen niederschlagen und nicht wissen wollen'.[3]) Aber 'Strahlen des göttlichen Lichtes', den 'Abglanz der Gottheit' findet man doch in der Natur, 'Spuren' Gottes in seiner Schöpfung. War das vielleicht zuerst noch mehr in rationalem, intellektuellem Sinne gedacht, so war nun aber seit seiner Seereise auch ihm in der Unendlichkeit des Meeres und dann in den Wäldern von Nantes in Frankreich, in den 'Götterhainen', wie er sie noch nie zu sehen geglaubt, die 'Natur in ihrer Herrlichkeit erschienen'.[4]) Und dieses neu erwachte Naturgefühl gewann für ihn auch sofort religiöse Bedeutung. Er bedauert die Stadtmenschen, denen die 'lebendige Welt Gottes so tot, so fremd bleibt'; über den gewöhnlichen Sonntagsfeiern, meint er, sei die 'Feier Gottes in der Natur' zu weit in den Schatten getreten; außer in ihren Kirchen sollten sich die Christen 'in dem großen Tempel Gottes, der Natur', versammeln.[5]) Und mit Begeisterung ruft er aus, wenn er Gott nicht schon kennte, so würde er ihn in der Natur überall finden und mit ihm sprechen und ihn anbeten.[6])

Dieselben Gedanken und Stimmungen finden wir nun auch bei dem jungen Goethe seit Straßburg wieder. Auch ihm sind Gott und Ewigkeit zum Geheimnis geworden. Hatte er vorher Gottes Wesen noch in gnostischen oder sonstigen metaphysischen Spekulationen zu erfassen gesucht oder sich einfach der pietistischen, also biblisch-christlichen Gottesanschauung angeschlossen, so läßt er jetzt seinen Pastor mit Bezug auf den Begriff der Ewigkeit sagen: 'Wenn man von Dingen spricht, die niemand begreift, so ist's einerlei, was für Worte man braucht.'[7]) Ganz Herderisch führt er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen aus, daß jeder sich die Ewigkeit nach seinen individuellen Wünschen und Phantasien ausmale, der Orientale anders als der Nordländer oder als der gelehrte Theologe und Weltkünder;[8]) von der Gotteserkenntnis aber sagt er im Fragment vom 'Ewigen Juden':

> 'O Freund, der Mensch ist nur ein Tor,
> Stellt er sich Gott als seinesgleichen vor.'[9])

---

1) Vgl. meinen Aufsatz 'Der Religionsbegriff des jungen Herder' S. 362f.
2) Suphan VI 87, vgl. XXXI 102f.
3) Aus Herders Nachlaß, Frankfurt a. M. 1857, II 13: vgl. Minor und Sauer S. 110.
4) Haym I 320f; vgl. Herders Lebensbild II 61, 76.
5) Suphan VI 147, 162. Fragmente zu einer Archäologie des Morgenlandes 1769.
6) Ebd. S. 107. 7) Der junge Goethe III 113.
8) Ebd. III 94ff. vgl. Minor u. Sauer S. 112. 9) Ebd. S. 57.

So lehnt er denn auch in Fausts Religionsgespräch jede Benennung Gottes ab: Er 'webt in ewigem Geheimnis unsichtbar sichtbar neben dir'—'Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles; Name Schall und Rauch.' Und wieder echt Herderisch: 'Es sagen's aller Orten Alle Herzen unter dem himmlischen Tage, Jedes in seiner Sprache.' In Herders handschriftlichem Nachlaß finden sich — freilich schon aus dem Beginn der sechziger Jahre — die Worte: 'Bei Priestern nicht, bei Weisen find' ich, was ich gesucht. O Tor, kehr in dein Herz.'[1]) Auch für Herder ist das Gefühl, nicht Name und Begriff, das Entscheidende: 'Wie nenn' ich dich, du Unnennbarer? Was ist's, was reichet an dies göttliche Gefühl in mir der Ewigkeit durch Gott?'[2])

Ähnlich die Verse aus dem Nachlaß, wobei die Sterne an Fausts 'freundlich blickende ewige Sterne' erinnern: 'Unnennbar, Unermeßlicher... Zwar faßt dich nie mein Sinn, Faßt nichts von dir, als daß du bist Und daß ich durch dich bin', und: 'Wo find ich ihn? Den Unaussprechlichen, durch den die Sterne glänzen, die Blumen blühen.'[3]) Nehmen wir noch hinzu, daß auch der 'Allumfasser' oder 'Allerfüller', der 'Allbelebende', 'Allvollender' sich an vielen Stellen bei Herder findet[4]), so machen solche auffallenden Übereinstimmungen doch wohl wahrscheinlich, daß nicht Rousseau mit seiner 'Profession de foi', wie Walzel annimmt[5]), sondern in erster Linie Herder Pate zu dieser 'Katechisationsszene des Urfaust wie zu der ganzen religiösen Auffassung, die sich darin spiegelt, gestanden hat.

In der Natur findet auch Goethe nun die Gottheit. Das zeigen viele seiner Gedichte, besonders der 'Wanderer', in dem er die Natur selbst wie eine Gottheit anrufen kann, und 'Ganymed'; das zeigen Werthers Briefe, besonders die vom 16. Mai und 18. August. Ganz auffallend ist nun wieder der Zusammenklang zwischen dem Ganymed (und dem Wertherbrief vom 10. Mai) und einem Gedicht Herders, das 1772, also vor dem Ganymed gedichtet ist, 'St. Johanns Nachttraum':

> Ich schwimme in Rosen und blühenden Bohnen
> und Blumen und Hecken und Nachviolen
> in tausend Düften! — O Mutter Natur...
> Wie die Schöpfung flammt und wallt
> und girrt Liebe! Der allbelebende
> Sonnenvater umarmt
> mit welcher Jugendinbrunst jetzt
> die Mutter Erd!

Und dann träumt er sich vereint mit seinem Weibe in der 'Zauberlaube', träumt von seinem Knaben, der 'im Staunen der Sommernacht' Gott hören, die Schöpfung fühlen lernt.[6]) Diese Verbindung von Naturgefühl, Erotik und Religion

1) Vgl. Faust: 'Magst Priester oder Weise fragen'... 'Erfüll davon dein Herz, so groß es ist.' Die Stelle aus dem handschriftlichen Nachlaß zitiert nach Günther Jacoby: Herder als Faust, Leipzig 1911, S. 357.

2) Suphan XXIX 608f.

3) Bei Jacoby aO. S. 356f. Vgl. dazu das Jugendgedicht 'Der Mensch', Suphan XXIX 257f.

4) Suphan IX 22, 19, 25.

5) O. Walzel, Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe, Neue Jahrb. 1910 XXV 153.

6) Suphan XXIX 364ff.

ist dieselbe, die wir auch bei Goethe im 'Wanderer', im 'Ganymed', im 'Faust' finden.

Die Übereinstimmung mit Herder geht noch weiter. Goethe begnügt sich ja nicht mit passivem Gefühl, mit bloßer religiöser und zugleich erotischer Hingebung, er geht auch über zu titanischem Ansturm auf die Gottheit, auf die Erfassung und den Genuß des göttlichen Allebens. Er glaubt Arme zu haben, 'den Ausgebreiteten zu fassen'[1]) — so im Mahometfragment und im Ganymed: 'Daß ich dich fassen möcht' in diesem Arm!' — er möchte, wenn auch 'nur einen Augenblick' etwas von der 'Seligkeit des Wesens fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt'.[2]) Endlich gewaltig über alles das Andringen im Faust: 'Wo faß ich dich, unendliche Natur. Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens?' Auch für diesen Titanismus finden sich die Parallelen bei Herder:

Von Gott, von Gottes heiliger Flamm' entglüht
Mein Herz: mein Geist strebt über die Erd' hinauf,
Wohin? Wohin, entflammte Seele,
Schwebst du auf Dädalus' wächsernem Fittig

Und wagst des Himmels nimmer erstiegener Burg,
Wagst dich dem Thron, wagest dem Abgrund dich
Zu nahen, den sonder End' und Anfang
Nimmer der Muse beschränkter Kreis mißt.

Den 'Urquell aller Wesen' nennt er ähnlich wie Faust dieses höchste Ziel seiner Sehnsucht.[3]) Und dazu die Verse, die merkwürdig an die Erdgeistszene im Faust erinnern:

Ich sah Bild, wie Züge von Geistesangesicht,
Das ging vorüber, und des Bildes Züge
im Antlitz sah ich nicht.
Und stille war's. Und Stimme sprach (mit Beben
erhört' ich's): 'Wer bist du,
den Brunn zu öffnen, wo mit ew'gem Streben
die Gottheit quillet! Du?'[4])

Wir sehen hier in das innerste religiöse Fühlen und Erleben Herders wie Goethes und erkennen die tiefe innere Verwandtschaft der beiden. Goethe vor allem muß selbst solche 'Augenblicke' leidenschaftlichsten Gottesgefühls erlebt haben, wie er sie so oft andeutet: In der Abhandlung 'Was heißt mit Zungen reden?': 'Die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängt für einen Augenblick die Menschen zum überirdischen Wesen ... Und doch mußte denen Jüngern die Erinnerung jenes Augenblickes Wonne durch ein ganzes Leben nachvibrieren.[5]) Wer fühlt nicht in seinem Busen, daß er sich unaufhörlich wieder dahin sehnen würde?' Im Brief des Pastors: 'Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben.'[6]) Im Faust: 'In jenem seligen Augenblicke, Ich fühlte mich so klein, so groß.' Im Werther: 'Nur einen Augenblick ... einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervor-

1) Der junge Goethe III 137. 2) Wertherbrief vom 18. August. Ebd. IV 261.
3) Aus Herders handschriftl. Nachlaß. Bei Jacoby aO. S. 304.
4) Suphan XXIX 376. 5) Der junge Goethe III 130. 6) Ebd. S. 112.



bringt.' Wie kann man von solchen 'Augenblicken' reden, woher weiß man von dem Momentanen solcher Erlebnisse, wenn man nicht selbst Ähnliches erlebt hat?

Aber man darf vielleicht noch einen Schritt weiter gehen. An das eigene religiöse Erleben knüpft sich für Goethe in Verbindung mit seinem Geniegefühl noch ein Weiteres, Höheres: das Gefühl der *religiösen Sendung*. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß seit der Straßburger Zeit erst das Bewußtsein des Genies in Goethe zu voller Kraft erwacht war. Unstreitig hat Herders Genielehre hierbei einen starken Einfluß auf ihn ausgeübt. Auch diese aber war in starkem Maß religiös gewandt, wobei Hamanns Einfluß nicht zu verkennen ist.[1]) Und zwar sah er in dem Genie nicht nur den 'gottgleich schaffenden Künstler', nicht nur eine *Analogie* mit dem Schöpfergott, betonte also nicht bloß die 'Gottähnlichkeit' des Genies, die, wie Walzel und nach ihm besonders Wolf gezeigt haben[2]), eine damals weit verbreitete Vorstellung war, sondern es handelt sich ihm um das mystische Erlebnis der 'Vergottung' des Ich. Im Menschen kommt Gottes Schöpfungswirken zum Ziel, in ihm wird die Gotteskraft 'Bild, Gedanke und Tat': 'Fühle dich, so fühlst du Gott in dir. In dir fühlt sich Gott.' Gott spiegelt sich im Menschen, und damit wird der Mensch selbst zum Gott.[3]) Solche Vergottungsgedanken, die, wie Wolf mit Recht hervorhebt, an die großen deutschen Mystiker wie Meister Eckhart und Angelus Silesius erinnern, finden sich bei Herder nicht erst seit der Bückeburger Zeit mit ihrer religiösen Vertiefung[4]), sondern schon früher in manchen Gedichten und Gedichtfragmenten.[5]) In einer 'Pfingstode' sucht Herder in dithyrambischem Stammeln das Erlebnis der Gotterfüllung und Gottbegeisterung zu beschreiben:

Es erbebt
Vom himmelstarken Sturme das Haus! — Er erfüllt's
'Um uns!' 'Um uns!' 'Jehova! Gott bist du's!
Mich faßt's tiefschaudernd!' O Bruder flammt
mir! Denn zweizüngicht flammt dein Mund!
'Du glühst!' wir glühen! — Ich fühl! — Voll bin ich des Geists
des Taumelkelchs! Wie die Zunge mir hüpft — —[6])

Unverkennbar findet sich diese Gedanken- und Gefühlsrichtung nun auch bei Goethe wieder. So in dem 'Brief des Pastors' in seiner Klage, 'daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen', in dem Wort von dem 'Wehen des heiligen Geistes', 'das uns unaufhörlich umgibt'.[7]) Noch deutlicher und stärker in der Abhandlung über das Zungenreden: 'Die göttlichste Empfindung strömt aus der Seel in die Zunge, und flammend verkündigt sie die großen Taten Gottes in einer neuen Sprache, und das war die Sprache des Geistes.

1) Vgl. Herman Wolf, Die Genielehre des jungen Herder, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissensch. u. Geistesgesch. 1925, S. 417f. dazu R. Unger, Hamann und die Aufklärung S. 282ff.

2) Walzel, Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe. H. Wolf, Versuch einer Geschichte des Geniebegriffs in der deutschen Ästhetik des 18. Jahrh., Heidelberg 1923.

3) Suphan XXIX 443f. Wolf zeigt aO. S. 415ff, wie diese Gedanken in der Ältesten Urkunde an vielen Stellen wiederkehren.

4) Wolf S. 416. 5) Suphan XXIX 235, 246, 253, 258, 313f. 6) Ebd. S. 267f.

7) Der junge Goethe III 119, 118.

Das war jene einfache, allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen ... Kam in der Folge der Geist über eine Seele, so war das Aushauchen seiner Fülle, das erste notwendigste Atmen eines so gewürdigten Herzens. Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist.' Man kann nicht verkennen, daß für Goethe hier das Erlebnis des Geistes dasselbe wie die Inspiration des Genies bedeutet. Das wird vollends deutlich in dem Schlußsatz von dem Bach, den die 'Theologischen Kameralisten' eindämmen, damit er nicht allzu heftig fließe, ein Bild, das genau übereinstimmt mit jenem im Wertherbrief vom 26. Mai, wo ausdrücklich vom 'Strom des Genies' die Rede ist.[1]) Goethe denkt an sich selber: 'Für *uns* Haushalter im Verborgenen bleibt doch der wahre Trost: Dämmt ihr! Drängt ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Wassers zusammen, daß es von euch weg *auf uns* desto lebendiger fließe.' Dann werden wir aber auch den Ausdruck seines eigenen Geniebewußtseins sehen dürfen in dem mächtigen Ausruf am Schluß: 'Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf, und lalle sein Gefühl. Er tret auf! und wir wollen ihn ehren! Gesegnet seist du, woher du auch kommst! der du die Heiden erleuchtest! Der Du die Völker erwärmst!'[2]) In diesen letzten Worten leuchtet nun noch ein weiterer Gedanke auf; der des großen religiösen Menschheitsführers. Und nun denken wir an die dichterischen Pläne, die in jenen Zeiten Goethes Seele erfüllten. An den Plan zum Sokrates und an seinen 'göttlichen Beruf zum *Lehrer* der Menschen' mit der '*ἐξουσια* des *μετανοειτε*' — man beachte dies Wort aus dem *Bekehrungs*ruf Johannes des Täufers und Jesu im Neuen Testament![3]) An Mahomet, in dessen Gesang jenes Bild vom 'Strom des Genies' wiederkehrt, in dem er nicht nur das Genie überhaupt sondern den 'religiösen Genius und Führer der Menschen, 'seiner Brüder', zu Gott hin darstellt. Dazu das Bild des wiederkehrenden Heilandes im 'Ewigen Juden', der mit inniger Liebe die 'Brüder' sucht, um sich ihrer aufs neue zu erbarmen. Wir erinnern uns ferner an Faust, der auch — genau wie Sokrates — die Menschen '*lehren*' wollte, um sie '*zu bessern und zu bekehren*'; endlich noch an Wilhelm Meister, in dem Goethe zurückdenkt an sein frühes poetisches Sendungsgefühl: 'Mir glüht die ganze Seele beim Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lang zu hören sehnen.' — 'Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der *Götter* und Menschen.' — 'Das Mitgefühl des Guten und Großen unter den Menschen hervorzubringen, ward aufs neue in ihm lebendig, ... er wünschte nichts mehr, als mit ihm (dem Sänger) zur *Verbesserung* und *Bekehrung* der Welt gemeinsame Sache zu machen.'[4])

1) Der junge Goethe IV 229.

2) Hiermit vergleiche man die Rezension von Lavaters 'Aussichten in die Ewigkeit' aus der gleichen Zeit: 'Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, in dessen Busen die Engel wohnten: dessen Herrlichkeit umleucht ihn, wenns möglich ist, durchglüh ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ahne, was sey das Lallen der Propheten, wenn *αρρητα ρηματα* den Geist füllen!' Der junge Goethe III 97.

3) Der junge Goethe II 120.

4) Wilhelm Meisters theatralische Sendung, hrsg. v. Harry Maync 1911, S. 60, 88, 263.

Wenn wir nun hinzunehmen, daß er in Sokrates seinen 'Freund und Bruder' an die Brust drücken will, daß er sich selbst in die Reihe jener Großen stellt, die im Menschenwort das '*Wort Gottes*' verkündet haben: 'Und mit inniger Seele fall' ich dem *Bruder* um den Hals: Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell!'[1]) — außer dem letzten sind es lauter *religiöse* Menschheitsführer, die er nennt, —, ist es dann zu gewagt, anzunehmen, daß er sich selbst auch in die Rolle eines religiösen Propheten hineingedacht, daß er eine Zeitlang selber solch ein religiöses Sendungsbewußtsein in sich getragen hat, in inniger Verbindung natürlich mit dem poetischen, daß er die Macht des Wortes, die ihm gegeben war, dazu brauchen wollte, um der Menschheit sein neugewonnenes Gottes- und Naturgefühl zu verkündigen, sie dadurch zu 'bessern und zu bekehren'?[2]) Seine theologischen, besser religiösen Schriften wären dann als Ansätze zu solchem Wirken anzusehen. In einem vollendeten Sokrates- und Mahometdrama aber, vollends in der Christusgestalt des 'Ewigen Juden', hätte er die ganze Fülle, Kraft und Tiefe seines religiösen Empfindens vor den Menschen ausgebreitet, wie wir die Ansätze dazu ja auch schon besonders im Mahometfragment finden.

Sokrates, Mahomet, Christus — in ihnen hätte er eine Zeitlang sich selbst bespiegelt. Es wäre die höchste Erhebung, der Gipfelpunkt, den er in der Linie seiner religiösen Entwicklung erreicht hätte.

Es kam nicht zur Ausführung solcher Gedanken und Pläne, weil es ihm nicht gegeben war, auf diesen Höhen zu verweilen, weil seinem titanischen Streben, seiner religiösen Sehnsucht die Erfüllung versagt blieb. Es war eben doch nichts mit der ersehnten Vergottung, und jene 'seligen Augenblicke' führten nur immer wieder zur tiefsten Enttäuschung. Der Ikarusflug endete immer wieder mit dem Absturz in die Tiefen der Ernüchterung und inneren Armut. Das bezeugen vor allem die Wertherbriefe (besonders vom 18. August und 3. November) und der Faust, der ja nicht eigentlich aus dem Titanismus Goethes selbst, sondern vielmehr erst aus den Erlebnissen der Enttäuschung und aus dem Verzicht herausgewachsen ist. Auch das Hoffen und Sehnen, auch das Stürmen und Drängen auf diesem neuen religiösen Wege, den der junge Goethe seit Straßburg eingeschlagen hat, führte nicht zum Ziel, so wenig wie das Harren und Suchen in seiner pietistischen Zeit. Darum ist auch das letzte Ergebnis für Goethe schließlich der Verzicht, die Abwendung von diesem religiösen Sturm und Drang, wie er in Dichtung und Wahrheit sagt: 'Er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Ungeheurem, Unfaßlichen abzuwenden.'[3]) Er begnügte sich fortan damit, das 'Erforschliche' zu erforschen und 'das Unerforschliche ruhig zu verehren', es zu erforschen und zu verehren im 'Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen' — so hatte ja auch Herder das Göttliche, nachdem

---

1) S. oben S. 552 Anm. 4.

2) Den Gegenpol dazu — aber nicht ohne den Nachklang der früheren Stimmung — finden wir im Prometheus, der seine Menschen geschaffen hat, damit sie Gottes 'nicht achten', S. 245ff. Ebenda aber auch die Verbindung des religiösen mit dem poetischen Geniebewußtsein: 'Eine Gottheit sprach, Wenn ich zu reden wähnte, Und wähnt' ich, eine Gottheit spräche, Sprach ich selbst.' (S. 108ff.)

3) J.-A. XXV 124.

es ihm in seinem Wesen unerkennbar geworden, geschaut.[1]) Denn wie das 'Flammenübermaß' des Lichts, dessen Anblick keiner ertragen kann, sich im Wassersturz in einzelnen Strahlen bricht[2]), so gilt es auch für die göttliche Lebensfülle: 'Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben' (Faust, Beginn des II. Teils). Diesen Weg, der ihn schließlich 'hinaus aus dem Labyrinth'[3]) geführt hat, hat Goethe gewiß ganz selbständig aus eigener Kraft und Besinnung gefunden. Hierbei hat ihn Herder, obwohl er dieselben Enttäuschungen erleben mußte[4]), nicht mehr geleitet. Aber daß Herder ihn *vorher* auf die Bahn gebracht hat, daß er zum mindesten dazu geholfen hat, das neue Lebens-, Welt- und Gottesgefühl, das ihn seit der Straßburger Zeit erfüllte, zu entbinden, kann nach allem Angeführten doch kaum bezweifelt werden. Gewiß hat Goethe von ihm nur aufgenommen, was in ihm schon angelegt war, und alles das hat sich dann mit eigener Kraft und Fülle noch über dasjenige, was ihm der Führer und Freund geben konnte, hinaus entfaltet. Aber man kann doch die Frage aufwerfen, vor allem im Hinblick auf das Zeugnis Goethes selbst von der epochemachenden Wirkung Herders auf ihn, welchen Weg er auch in seiner religiösen Entwicklung wohl genommen haben würde, wenn er jenem in Straßburg nicht begegnet wäre[5]).

1) Versuch einer Witterungslehre, 1825, J.-A. XL 40. Vgl. Herder, oben S. 553.

2) Vgl. das Bild vom Regenbogen als 'Abglanz' in dem Gedicht 'Magnalie dei', Suphan XXIX 238, mit dem Bilde vom Wassersturz im Beginn des II. Teiles des Faust.

3) So wünscht er es sich in einem Brief an Langer (17. Jan. 1769).

4) Vgl. Wolf aO. S. 417f.

5) Schließlich darf noch für die Einflüsse und Anregungen, die im einzelnen bis in die Ausdrucksweise hinein von Herder auf Goethe ausgegangen sein müssen (s. oben S. 553f.), auf eine Tatsache hingewiesen werden, auf die Günther Jacoby in seinem Faustbuch zum ersten Mal aufmerksam gemacht hat. Im April 1771, also noch von Straßburg aus, sandte Herder an Merck eine Abschrift von unveröffentlichten Gedichten, er nannte sie 'Fragmente von einer philosophischen Epopoe über die menschliche Seele . . ., in welcher Materie ich an Schwärmerei ganz unerschöpflich gewesen bin' (Lebensbild 3, I S. 367f.). Diese 'Fragmente' können nur die heute im 29. Bande von Suphans Ausgabe abgedruckten, zum Teil fragmentarischen Stücke sein, in denen Herder die Gottähnlichkeit, die zum Göttlichen sich aufschwingende Götterkraft der menschlichen Seele immer wieder in überschwenglichen Worten besingt (Suphan XXIX 230. 245. 253. 258. 312. 375 u. a. m.). Sicherlich hat Goethe sie, wenn nicht in Straßburg, dann später in der Zeit seiner Freundschaft mit Merck kennengelernt. Herder erwähnt ferner bei jener Übersendung seiner Gedichtfragmente an Merck, daß er zu 'einer philosophischen Epopoe über die menschliche Seele' in seinen Literaturfragmenten (3. Sammlung) schon 'einige Ideen' gegeben habe. In diesen aber hatte er es darauf abgesehen, junge dichterische Genies dazu anzufeuern, daß sie seinen Plan eines 'Lehrgedichts' über die menschliche Seele zur Ausführung bringen möchten: 'Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme' (Suphan I 476). Wir wissen, daß Goethe in Wetzlar mit Begeisterung Herders Literaturfragmente studiert hat (D. j. G. II 294). Mit welchen Empfindungen mag er dann jene Aufforderung Herders gelesen haben! Günther Jacoby nimmt an, daß er in seinem Faust die Wünsche Herders erfüllt habe. Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Annahme berechtigt, daß Goethe sich selbst durch Herders Anregungen immer wieder aufgefordert fühlen mußte, das, was er unter Herders Einfluß fühlte und erlebte, auch dichterisch auszudrücken. So ist es zu verstehen, daß dieser Einfluß bis zu fast wörtlichen Übereinstimmungen im einzelnen führen konnte.

GEORG FORSTER UND DIE ANFÄNGE DER GEOGRAPHIE IN DEUTSCHLAND

VON FELIX SCHOTTLAENDER

Wie alle moderne Naturwissenschaft reicht auch die Geographie mit ihren Wurzeln in das XVIII. Jahrh. zurück. Gewohnt, ihr Recht auf Selbständigkeit als eigene Disziplin an die glänzenden Namen *Alexander von Humboldts* und *Karl Ritters* zu knüpfen, gehen ihre Anfänge, wenn wir ihre Entwicklung bis in die früheste Kindheit verfolgen, letzthin auf die großen Aufklärer zurück, die ein neues Verhältnis des Menschen zur Natur begründet haben. Unter ihnen hat *J. J. Rousseau* die wichtigsten Anregungen gegeben. Denn in der seltsamen Gestalt dieses widerspruchsvollen Mannes schneiden sich, ohne daß er selbst im eigentlichen Sinne 'Wissenschaftler' gewesen wäre, alle Entwicklungslinien, die nach ihm wie ein Strahlenbündel in verschiedene Richtungen auseinanderführen. Ebenso wie ein Kant ohne die Rousseauschen Gedankengänge niemals seine kritische Philosophie begründet haben würde, ebenso ist auch die neue Naturbegeisterung und Naturschwärmerei — ohne Zweifel die affektive Grundlage für die moderne Geographie — durch ihn, den mutterlosen, in Stimmungen schwelgenden Sonderling als eine neue Gefühlsrichtung für die abendländische gebildete Welt zum Erlebnis geworden. Seine herrlichen Schilderungen ließen die Natur zum erstenmal als Objekt empfindsamer Betrachtung, frei von Zwecken, heraustreten und sind so richtunggebend geworden, nicht nur für die Dichtung, die aus dem Naturerlebnis wertvollste Motive entnahm, sondern auch für die Forschung, die sich, nachdem der erste Rausch verflogen, nüchterner mit der Fülle ihrer Gestaltungen zu beschäftigen begann.

An der Schwelle zwischen empfindsamer Naturschwelgerei im Sinne Rousseaus und objektiver Forschung, wie sie das XIX. Jahrh. als einzige Aufgabe betrachtete, steht *Georg Forster*, mit seinem Vater Johann Reinhold Forster der erste Deutsche, dem ein freundliches Schicksal es beschieden hat, die unbekannten Weiten des Stillen Ozeans, die paradiesische Inselwelt der Südsee als Begleiter des berühmtesten damaligen Seefahrers James Cook aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Als Oskar Peschel seine auch heute noch unentbehrliche 'Geschichte der Erdkunde' erscheinen ließ (1865), in welcher er unter starker Hervorhebung des national-deutschen Standpunkts die Geschichte der geographischen Wissenschaft bis auf Humboldt und Ritter darstellte, stand die messend und zählend vorgehende Spezialforschung im Zenit ihres Ansehens. Er erwähnt wohl, daß Georg Forster der deutschen Nation als der erste Schriftsteller gilt, der Sinn und Gefühl für landschaftliche Schönheit erweckt hat, bemerkt jedoch tadelnd, daß die von ihm begründete Richtung mit ihrer Vorliebe für die Schilderung der Gemütsstimmungen, in die wir durch landschaftliche Eindrücke versetzt werden, uns an ein störendes, wenn nicht schädliches Pathos gewöhnt habe, welches uns von der reinen Erkenntnis der Körperwelt abzieht.

Wir Heutigen, die wir die herrlichen Naturschilderungen eines Humboldt und Poeppig genießen und hochschätzen, die Unmittelbarkeit der Anschauung und die frische Farbengebung gerade dieser frühen Geographen besonders bevorzugen, können uns nicht entschließen, den eifrig sammelnden und forschenden Vater Johann Reinhold Forster über den Sohn zu stellen. Wir wissen uns vielmehr eins mit Alexander von Humboldt selbst, der Georg Forster Zeit seines Lebens als seinen Lehrer und Freund in unvergeßlichem Andenken behalten hat und ihm im 'Kosmos' ein bleibendes Denkmal setzte. 'Durch ihn', schreibt Humboldt im zweiten Bande seines berühmten Werkes, 'begann eine neue Ära wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist. Mit einem feinen ästhetischen Gefühl begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und anderen damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schildert Georg Forster zuerst mit Anmut die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in bezug auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. Alles, was der Ansicht einer exotischen Naturwahrheit Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint.'

Wer das einst so berühmte, im Laufe eines andersgerichteten Jahrhunderts zwar oft zitierte aber selten gelesene Buch zur Hand nimmt, jene 'Reise um die Welt', die Georg Forster unmittelbar nach seiner Rückkehr von der dreijährigen Südseereise 1777 erst englisch, später deutsch erscheinen ließ, der ist in der Tat erstaunt, mit welch wunderbarer Plastik und Klarheit das Erlebnis der tropischen Natur und Eingeborenenwelt in diesem Jugendwerk eines 22jährigen Jünglings hervortritt. Wenn er uns berichtet, wie die 'Resolution', gesteuert vom eisernen Willen ihres berühmten Kapitäns, sich ihren gefährlichen Weg durch das Gewirr der Eisschollen des südlichen Polarmeeres bahnt, nur von Sturmvögeln in der unendlichen grauen Einsamkeit des Ozeans begleitet, wenn er uns in allen Farbentönen einer dichterisch beschwingten Sprache schildert, wie ihm nach den Entbehrungen der hohen Breiten das paradiesische Eiland Tahiti, die glückseligen Inseln eines gesegneten Himmelsstriches zum Erlebnis wurden, so sind wir noch heute im Bann dieser künstlerisch vollendeten und wissenschaftlich treuen Darstellung, und wir begreifen sehr wohl, daß Forsters Buch dazu angetan sein mußte, in seinem großen Schüler Humboldt frühe Sehnsüchte nach fernen Welten zum erstenmal zu heller Flamme anzufachen.

Das Leben Georg Forsters bietet in seiner Vielgestaltigkeit, in seinem leuchtenden Aufstieg und seinem tragischen, allzu frühen Niedergang eine so reiche Fülle fesselnder Probleme, daß es kein Wunder ist, wenn sich bis zum heutigen Tage immer wieder, und von verschiedenen Seiten her, Gelehrte und Schriftsteller mit ihm beschäftigt haben. Paul Zincke, der Prager deutsche Literarhistoriker, hat diese Fülle von Literatur über Forster in einer aufschlußreichen kritischen Studie eindrucksvoll zusammengestellt. Denn Forster war ja nicht nur als Geograph umstritten — auf diesem Gebiet hat es ihm an hoher Anerkennung zu seiner Zeit wie auch heute wieder nicht gefehlt. Es ist vielmehr sein Schicksal als Poli-

tiker, seine leidenschaftliche Parteinahme für die Französische Revolution, die recht eigentlich den Meinungsstreit um seinen Wert oder Unwert entfesselt hat. Wenn wir auch, nicht zum wenigsten durch die sachlichen und tiefdringenden Forschungen von Zincke, heute gewiß sein können, daß nur die edelsten Motive, das Ungenügen an der sozialen Mißwirtschaft des vornapoleonischen Deutschland und die reine Begeisterung für die Sache der Freiheit den unruhigen und hochstrebenden Geist Georg Forsters zum Bruch mit seinem Vaterland getrieben haben, so werden wir uns doch mit den politischen Schritten des Mainzer Bibliothekars niemals aussöhnen können, der den Anschluß des Rheinlands an das revolutionäre Frankreich vertrat und in folgerichtiger Überzeugungstreue die Reichsacht über sich ergehen ließ, um von Paris aus für seine Ziele zu wirken. Wir stehen mit Ergriffenheit vor seinem Ende in der elenden Mietswohnung in der französischen Hauptstadt, wo er, enttäuscht durch den Terror der Konventsherrschaft, verlassen von seinen Freunden, von Frau und Kindern, 1794 als 40jähriger sein unstetes Leben beschloß, aber wir werden ihm im Innersten doch nicht folgen können, sein Ende vielmehr immer als einen tragischen Irrtum betrachten müssen.

Aber um so verlockender erscheint der Versuch, in das Rätsel dieses Lebens einzudringen, das richtunggebend für die geographische Wissenschaft geworden ist und in seinen glücklichen Stunden so reiche anregende Wirkungen auf eine bedeutende und empfängliche Umwelt ausüben durfte.

Das Leben Georg Forsters war ein Leben der Sehnsucht, ganz erfüllt von jenem faustischen Drang nach unerforschten Fernen, den Spengler als kennzeichnend für den abendländischen Menschen in seinem Werk 'Der Untergang des Abendlandes' so lichtvoll dargestellt hat. Vielleicht ist diese in einem reichen und unglücklichen Leben so rein hervortretende Verkörperung dieses gerade uns Deutschen nahe vertrauten Lebensgefühls der eigentliche Grund, der im Laufe von mehr als 100 Jahren immer wieder zur Beschäftigung mit dieser Persönlichkeit gelockt hat.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine Entscheidung über Georg Forster als Politiker zu fällen. Uns interessiert der Reisende und Geograph, uns beschäftigen diejenigen seiner Werke, in denen er der glücklichen Seite seines Wesens vollendeten Ausdruck gegeben hat, und wir werden vielleicht gerade dann, wenn wir Forster in erster Linie als Geographen würdigen, den richtigen Standpunkt zu seinem tragischen Ende gewinnen. Denn er war ja gar nicht der Mann der Tat, der in kühler Besonnenheit sein Vaterland an den Reichsfeind verraten hatte: er war wie ein Nachtschmetterling, der in die Flamme flog und dabei verbrannte. Die Freiheit der Persönlichkeit, die neuen Menschenrechte, die von Paris aus einem sittlich zugrunde gehenden Zeitalter als Evangelium gepriesen wurden, mußten auf diesen Mann, der sich in seiner bürgerlichen Enge in Sehnsucht nach Aufschwung und neuer Gestaltung verzehrte, der in sich die Erinnerung an das Paradies der Südseeinsel trug, mit unwiderstehlicher Anziehungskraft wirken, und so ist der verhängnisvolle Schritt, der ihn für immer von Deutschland schied, im Grunde nichts anderes gewesen als der Versuch, dem Zwang des Alltags in ein besseres Land zu entrinnen.

Wenn je ein Leben nur aus der Kindheit zu verstehen und zu begründen ist, so ist es das Leben Georg Forsters gewesen. Das Unstete, das ewig Schwankende und Sehnsüchtige seines Wesens verdankt er jener Frühzeit seines Lebens, die ihm gar nicht die Möglichkeit bot, sich fest und ruhig in einer von elterlicher Liebe gehegten Umwelt zu entwickeln. Geboren 1754, im Alter mitten inne zwischen Goethe und Schiller, hat er schon im zartesten Alter als Blitzableiter für den unerfüllten Ehrgeiz seines Vaters herhalten müssen, jenes Vaters, der in sich das Zeug zum großen Naturforscher fühlte und besaß, und statt dessen als kleiner Landpfarrer in der Nähe von Danzig seine Kräfte verzehrte. Von geregelter Ausbildung war keine Rede, denn schon der Knabe war Handlanger und Bibliothekar, Pflanzen- und Steinsammler für seinen Vater, er war Zeuge der unglücklichen Ehe seiner Eltern, die durch das leidenschaftliche Temperament und die ewige Unzufriedenheit des Vaters immer wieder erschüttert wurde. Er sah Zwist und Streitigkeiten zwischen diesem seltsamen Seelenhirten und seinen Gemeindemitgliedern, er ertrug schon früh die Last und die Sorge eines verschuldeten Haushalts, für dessen Leitung er später seine ganze Kraft einsetzen mußte, und hat so niemals das Glück genossen, das ein Gleichalteriger im Kreise von Mutter und Geschwistern von Rechts wegen hätte erwarten dürfen. Aber das war noch nicht alles. Schon als 11jähriger wurde er der häuslichen Umgebung durch das Schicksal entzogen. Er mußte den Vater auf eine langwierige und nicht ungefährliche Expedition an die untere Wolga begleiten, wo Johann Reinhold Forster im Auftrag der russischen Regierung die Entwicklung der jüngst gegründeten deutschen Kolonien zu studieren und darüber zu berichten hatte. Diese Reise ist es gewesen, deren wechselvolle und bedeutende Eindrücke seiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt blieben, die ihn für Jahre aus einer normalen Jugendentwicklung herausriß und damit die Schwankungen und die Unstetigkeit seines Charakters verhängnisvoll begründet hat. Aber die Reise war, wenn wir sie von unserem geographischen Standpunkt aus betrachten, doch ein früher Höhepunkt seines Lebens, sie gab dem durch den Vater auf so mannigfachen Gebieten vorbereiteten Knaben in den empfänglichsten Jahren eine Weite des Blicks und eine Möglichkeit zu geographischem Vergleich, wie sie anderwärts erst in vorgerücktem Alter gewährt wird.

Als dann bei der Heimkehr der ehemalige Pfarrer Forster seine Stellung besetzt fand, entschloß er sich, mit dem Sohne nach England zu gehen, um sich dort einen Broterwerb zu suchen. Die Familie stammte ursprünglich aus Schottland, und der Vater besaß noch einige Familienbeziehungen nach Britannien. So setzte sich das unstete Wanderleben ununterbrochen fort, nur daß der Knabe jetzt schwer für den Broterwerb mitarbeiten mußte, als Übersetzer aus dem Russischen, Deutschen und Französischen, später sogar als Lehrling in einem kaufmännischen Betrieb, überhäuft mit physischen Anforderungen, denen seine Konstitution nicht gewachsen war.

Dann kam durch die Einladung Cooks die neue große Wendung. Vater und Sohn, unzertrennlich wie immer, betraten für drei Jahre den schwanken Boden des Schiffes, das sie auf einer denkwürdigen Reise um die Erde tragen und ihnen die Wunder der Südsee nahe bringen sollte.

Als die 'Resolution' die beiden deutschen Forscher im Sommer 1775 wieder in England ans Land setzte, war Georg Forster ein 21 jähriger Jüngling. Was hatte er in diesem kurzen Leben schon an Wundern der Ferne erschaut und mit Verständnis in sich aufgenommen! Davon gibt seine Reisebeschreibung, die er im ersten Feuereifer niederschrieb, ein lebendiges Zeugnis. Waren auch zahlreiche Beobachtungen seines Vaters in diesem Reisewerk mit verwendet, so war doch die Fassung, die Form, die Schilderung all der Landschaft und des unendlichen Meeres Georg Forsters ureigenstes Werk.

Und nun die Tragik! Ein großes Talent zur Erfassung der Erscheinungen der Erde, durch Anlage und Bildungsgang vorbestimmt, ein Bahnbrecher der Wissenschaft zu sein, verzehrt sich in den denkbar kleinsten Verhältnissen; eine große Seele, bereit zu edelstem Aufschwung, reibt sich wund in den ungeliebten Pflichten des Tages, belastet dazu mit dem Fluch der beständigen Sorge um das tägliche Brot und drückender Schulden. Forster hat fünf Jahre am Carolinum in Kassel, an einer bescheidenen Studienanstalt, als naturwissenschaftlicher Lehrer gewirkt, er hat dann einen verlockend erscheinenden Ruf an das Jesuitenkolleg in Wilna angenommen, wo er nicht fand, was er suchte, hat dann auf den Rat seines Freundes, des Anatomen Sömmerring, eine Stellung als kurfürstlicher Bibliothekar in Mainz bekleidet — wo man ihm vorwarf, für die kurfürstliche Bibliothek allzu viele Reisebeschreibungen angeschafft zu haben — und hat hier dann durch das Hereindringen der Revolutionswoge ins Rheinland sein letztes Schicksal gefunden.

Aber auch in dieser letzten Zeit gewährte ihm das so ungütige Geschick einen Ausblick in eine lichtere Welt. Er lernte die beiden Humboldts kennen, Wilhelm und Alexander, das glückgesegnete Brüderpaar, beide gerade erwachsen und im Begriff, die Blicke der europäischen wissenschaftlichen Welt auf sich zu vereinigen. Wie es das schöne Los der Humboldts gewesen ist, wo sie hinkamen, Glück, Freude, Anregung und Erhöhung des Lebensgefühls zu verbreiten, so haben sie auch in Forsters Leben Licht gebracht. Wilhelm zuerst, dann der junge Alexander, den ein früher Drang zum Reisenden und Forscher bestimmt hatte und der sich mit einer rasch und freudig geschlossenen Freundschaft an Forster anschloß. Mit ihm gemeinsam unternahm Georg Forster im Jahre 1790, als die ersten Erschütterungen der Französischen Revolution bereits das Antlitz Europas zu verändern begannen, jene denkwürdige Fahrt den Rhein hinunter nach Holland und Flandern, dann hinüber nach England, das einst so etwas wie Heimat für Georg Forster bedeutet hatte, dann zurück über Paris nach Mainz. Es war eine Reise, die nicht nur dem Studium der Landschaft, der Erkenntnis von Bau und Boden des bereisten Gebietes galt, sondern sich auf alle Zweige der menschlichen Tätigkeit, der Wirtschaftsform und sozialen Anschauung, der Kunst und Wissenschaft ausdehnte. Eine Reise, ausgeführt von zwei Männern, von denen der eine die Welt gesehen hatte, der andere jüngere darauf brannte, sie kennenzulernen. Als die beiden im Kölner Dom standen und der junge Humboldt, zum erstenmal im Angesicht eines grandiosen Bauwerkes der Gotik, in andächtiger Bewunderung verstummte, da ahnte Georg Forster, daß dieser junge Mann einmal dazu berufen sei, mit mehr

Glück und mit größerer Vollkommenheit die Pläne zu vollenden, deren Ausführung ihm selbst das Leben versagte. Die Frucht der Fahrt war Forsters herrliches Buch 'Ansichten vom Niederrhein', in welchem er auch den weihevollen Augenblick zu Köln in seiner schönen und klaren Sprache verewigt hat. Humboldt seinerseits hat sich dieser Rheinfahrt in Gesellschaft des anregenden und kunstbegeisterten Forster Zeit seines Lebens als des Augenblicks erinnert, der ihn, mehr noch als alle Reisewerke, die er zuvor gelesen, für seine zukünftigen Aufgaben vorgebildet hat.

Und so ist dem unglücklichen Manne, der vier Jahre später im Feuer der Revolution verbrannte, ein Höchstes gelungen: den genialen Schüler zu finden, der das von ihm begonnene Lebenswerk fortsetzte, der unter einem glücklicheren Stern wie sein Lehrer der jungen Wissenschaft der Geographie den Weg anwies, der zur Höhe und Klarheit führte. War Forster sein Leben lang bedrückt gewesen von den Sorgen des Alltags, so konnte sich Humboldt eines stattlichen Wohlstandes und vollkommener materieller Unabhängigkeit erfreuen. War Forsters Jugend eine unstete Wanderschaft gewesen, so hatte Humboldt in systematischem Lehrgang die beste Ausbildung genossen, die seine Zeit überhaupt zu geben vermochte. Eine glücklichere Natur, reich im Geben, gesellschaftlich glänzend begabt und von einer wunderbar umfassenden, die Grenzen des damaligen Wissens erfüllenden Bildung, konnte Alexander von Humboldt die Mission erfüllen, die stückweise in Forsters Lebenswerk vorgezeichnet war. Aber er ist sich in seiner außerordentlichen Klarheit immer bewußt gewesen, daß auch in ihm selbst der tiefste Antrieb zur Erforschung der Welt in der gleichen *Sehnsucht* lag, die das Leitmotiv in Georg Forsters Leben gewesen war und durch alle seine Werke, seine Briefe und die uns überkommenen mündlichen Äußerungen hindurchklingt.

DER EINFLUSS HEGELS AUF DIE ENTWICKLUNG DES DEUTSCHEN HÖHEREN SCHULWESENS

Von Gerhard Budde

Es scheint noch immer nicht hinreichend bekannt zu sein oder wenigstens nicht hinreichend gewürdigt zu werden, wie tief und weitgehend der Einfluß gewesen ist, den Hegel während seiner amtlichen Tätigkeit in Berlin auf die Entwicklung des preußischen und damit, was nach der damaligen Vormachtstellung Preußens selbstverständlich ist, des gesamten deutschen höheren Schulwesens ausgeübt hat. Auf diesen Einfluß hat mehrfach Nietzsche hingewiesen. Auch Paulsen erwähnt ihn in seiner 'Geschichte der gelehrten Unterrichts' an verschiedenen Stellen, aber man gewinnt aus seiner Darstellung doch nicht den Eindruck, daß, was tatsächlich der Fall ist, Hegels Einfluß der bedeutsamste und tiefste ist, der im ganzen vorigen Jahrhundert auf die preußischen und damit auf die deutschen höheren Knabenschulen ausgeübt worden ist. Dies quellenmäßig nachzuweisen, habe ich in meinem 1910 erschienenen Werke 'Die Pädagogik der preußi-

schen höheren Knabenschulen usw.' (Verlag Beyer & Söhne in Langensalza) den Versuch gemacht.

Wie kam es, daß Hegel diesen tiefgehenden Einfluß auf die Entwicklung des höheren Schulwesens gewann? Es wirkten dabei mehrere Faktoren zusammen. Zunächst war der Umstand bestimmend, daß Hegel in Berlin eine solche geistige Macht geworden war, daß man ihn den 'geistigen Diktator seiner Zeit' genannt hat. Als Universitätslehrer zog er zahlreiche Studenten in seinen Bannkreis, die später als Lehrer, Direktoren oder Schulräte im höheren Schulwesen tätig waren und durch die so seine Ideen in die Philologenkreise hineingetragen wurden, die nun selbstverständlich in ihrer amtlichen Tätigkeit bestrebt waren, die Lehren des Meisters, soweit sie sich auf Erziehungsfragen bezogen, nun auch in der Praxis des Schullebens zu verwirklichen. Wie andere Kreise der Gebildeten, so gerieten auch die Philologen damals mehr und mehr unter den Einfluß des Gedankensystems des großen Philosophen und wurden von dem Geist seiner Lehre erfüllt.

Zu dieser Tatsache kam nun noch der entscheidende Umstand hinzu, daß Johannes Schulze, dem in demselben Jahre, in dem Hegel nach Berlin kam, nämlich im Jahre 1818, der Ausbau des preußischen Gymnasiums übertragen war, nicht bloß ein überzeugter Anhänger der Hegelschen Philosophie, sondern auch ein persönlicher Freund Hegels war, von dem er sich auch in Fragen des höheren Unterrichtswesens stets und gern Rat einholte. Über die engen Beziehungen, die zwischen Hegel und Schulze bestanden, erfahren wir Näheres bei Varrentrapp, der eine Biographie Joh. Schulzes geschrieben hat. Nach ihm soll Joh. Schulze, bevor er nach Berlin kam, sich zwar wohl mit einzelnen philosophischen Autoren, wie mit Spinoza, Schleiermacher und Kant, beschäftigt, aber er soll bis dahin noch keine allgemeinen, das ganze Gebiet umfassenden philosophischen Studien gemacht haben. Dies wollte er nun unter der Leitung Hegels nachholen. Zu diesem Zwecke besuchte er, wie er selbst berichtet, von 1819—1821 täglich in zwei Abendstunden sämtliche Vorlesungen Hegels über Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Logik, Psychologie, Philosophie des Rechts, Geschichte der Philosophie, Naturphilosophie, Philosophie der Kunst, Philosophie der Geschichte und Philosophie der Religion und suchte sich den Inhalt sämtlicher Vorlesungen dann zu Hause an der Hand sorgfältig von ihm nachgeschriebener Hefte noch mehr anzueignen. Varrentrapp erzählt, daß Schulze nach Beendigung der Vorlesungen Hegel noch in seiner Wohnung besucht oder mit ihm einen Spaziergang gemacht und dabei einzelne Fragen im Anschluß an die Vorlesung mit ihm erörtert habe. Auf diese Weise sei zwischen den beiden Männern ein inniges Freundschaftsverhältnis entstanden, das ungetrübt bis zu Hegels plötzlichem Tode im Jahre 1831 (er starb an der Cholera) fortdauerte. Auf die Nachricht von Hegels Tod schrieb Schulze an den Minister Altenstein: 'Sein Verlust ist für die Universität unersetzlich; ich verliere an ihm einen Freund, der sich mir in allen Verhältnissen bewährt hat.' Und in seinen Lebenserinnerungen, die er kurze Zeit vor seinem Tode niederzuschreiben begann, sagt er über sein Verhältnis zu Hegel: 'Wieviel ich seinen Vorlesungen, seinen Werken und seinem vertrauten Umgange in bezug auf meine wissenschaftliche Ausbildung, meinen folgerecht behaupteten politischen Stand-

punkt und meine hierdurch bedingte öffentliche Wirksamkeit zu danken habe, vermag ich weniger in Einzelheiten aufzuweisen, als ich mich vielmehr aus inniger Pietät gegen meinen heimgegangenen Freund verpflichtet fühle, freimütig zu bekennen, daß er mir stets in Hinsicht auf Behandlung des höheren Unterrichtswesens im preußischen Staate ein treuer, einsichtiger, selbstloser Berater gewesen ist.' Hier spricht es also Schulze selbst unumwunden aus, daß er sich auch in Fragen des höheren Unterrichtswesens von Hegel hat beraten lassen.

Was endlich drittens Hegel einen so großen Einfluß auf die Entwicklung des preußischen höheren Schulwesens verschaffte, das war der Umstand, daß die scharfen disziplinarischen Maßnahmen gegen die Universitäten und höheren Schulen, die in der Zeit der Demagogenfurcht ergriffen wurden, in seiner Lehre eine Rechtfertigung fanden; nach dieser Lehre sollten alle Interessen des einzelnen den Interessen des Staates unbedingt untergeordnet werden. Das paßte zu den innerpolitischen Tendenzen jener Zeit, und so nahm der Staat gern die Hilfe an, die ihm jene Lehre bot. Daran hat auch offenbar Nietzsche gedacht, wenn er in seinen Vorträgen über 'die Zukunft unserer höheren Bildungsanstalten' sagt: 'In der Unterordnung aller Bildungsbestrebungen unter Staatszwecke hat sich Preußen das praktisch verwertbare Erbstück der Hegelschen Philosophie mit Erfolg angeeignet, deren Apotheose des Staates allerdings in dieser Unterordnung ihren Gipfel erreicht.'

Von dieser Philosophie kommen für die Entwicklung des höheren Schulwesens besonders der ihr eigentümliche Intellektualismus, Enzyklopädismus und Politismus in Frage. Der Intellektualismus gibt dem Denken die Herrschaft über Leben und Welt und macht es zum ersten Standort des Lebens. Dieses Denken schafft eigene Gesetze und verlangt, daß die Wirklichkeit ihnen folge. So tritt an die Spitze der philosophischen Wissenschaften die Logik. Das Logische, also das durch den Verstand gefundene abstrakte Allgemeine, ist für Hegel das Höchste der Erkenntnis; es ist nicht eine besondere Kenntnis neben anderen Stoffen sondern das Wesen alles dieses sonstigen Inhalts. Wenn auch das Logische im Anfange des Studiums nicht in seiner ganzen Kraft für den Geist vorhanden ist, so empfängt doch dieser durch dasselbe darin nicht weniger die Kraft in sich, die ihn in alle Wahrheit leitet. Der Schöpfer des Logischen ist der Intellekt, er ist die höchste Geisteskraft. Was Wunder, daß nunmehr bei der Anwendung dieser Philosophie auf die Pädagogik auch für die Jugendbildung die formal-logische Verstandesbildung in den Vordergrund gestellt wurde.

Daneben trat dann, auch wieder unter dem Einfluß Hegels, in der Jugenderziehung die Betonung einer umfangreichen Gedächtnisbildung. So kam zu dem Intellektualismus ein Enzyklopädismus hinzu. Nun ergab sich als höchstes Unterrichtsziel eine formal-logische Verstandesbildung und daneben eine Gedächtnisbildung durch ein umfangreiches Wissen. Hegel verlangt 'eine große Mannigfaltigkeit der Kenntnisse'. 'Die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse an und für sich', sagt er, 'gehört zur Bildung, weil der Mensch dadurch aus dem partikulären Wissen von unbedeutenden Dingen der Umgebung zu einem allgemeinen Wissen sich erhebt, in den Besitz allgemein interessanter Gegenstände kommt. Er entfernt sich

von sich selbst und kommt zur Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen.' Aus diesem Grunde verlangt Hegel einen unbedingten Lernzwang. Auch im Religionsunterricht soll viel gelernt werden. Lehrer, die nicht wissen, was sie mit den Lehren der Religion anfangen sollen, bemerkt er, halten den Unterricht in derselben für ungehörig. Allein die Religion habe einen Inhalt, der auf gegenständliche Weise vorstellig sein müsse. Darin liege es, daß dieser vorgestellte Inhalt mitgeteilt werden könne, denn Vorstellungen seien mitteilbar durch das Wort. 'Ein anderes ist es, das Herz zu erwärmen, Empfindungen anregen; das ist nicht lehren, das ist ein Interessieren meiner Subjektivität für etwas und kann wohl eine rednerische Predigt geben, aber nicht Lehre sein.' Wenn die Religion bloß Gefühl sein solle, so verglimme sie zum Vorstellungslosen wie zum Handlungslosen und verliere so allen bestimmten Inhalt. Man behaupte wohl, der Knabe verstehe noch gar nichts von Religion und Recht, und man solle ihn deshalb mit diesen Gegenständen nicht behelligen, solle ihm überhaupt nicht Vorstellungen aufdrängen, sondern ihm eigene Erfahrungen verschaffen und sich damit begnügen, ihn von dem sinnlich Gegenwärtigen erregt werden zu lassen. Das sei grundfalsch. 'Es ist eines der Vorurteile der neueren Zeit,' heißt es bei Hegel, 'daß der Jugend moralische Begriffe und Sätze wie auch religiöse Lehren nicht früh beigebracht werden müssen, darum, weil sie solche nicht verstehe und nur Worte ins Gedächtnis bekomme. Die Sache aber näher betrachtet, so ist leicht zu bemerken, daß die sittlichen Begriffe von dem Kinde, dem Knaben, dem Jünglinge nach Maßgabe ihres Alters wohl verstanden werden; und unser ganzes Leben ist nichts weiter als ihre Bedeutung und ihren Umfang immer mehr verstehen zu lernen.' Aber Hegel wollte den Religionsunterricht auch in den Dienst formaler Verstandesbildung stellen. Zu diesem Zweck verlangt er einen dogmatischen Religionsunterricht. 'Der dogmatische Lehrstoff', bemerkt er in einem Bericht an das preußische Unterrichtsministerium, 'enthält nicht nur für sich den Inhalt der Wahrheit, der auch das Interesse der Philosophie bei eigentümlicher Weise der Erkenntnis ausmacht, sondern er hat in ihr den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Formellen des spekulativen Denkens. Unter diesem Gesichtspunkte würde ich hier den dogmatischen Inhalt unserer Religion in Erwähnung bringen, indem derselbe nicht nur die Wahrheit an und für sich, sondern sie auch dem spekulativen Denken so sehr entgegengehoben enthält, daß er sogleich selbst den Widerspruch gegen den Verstand und ein Daniederschlagen des Räsonnements mit sich führt.' So vertritt Hegel einen dogmatisch-orthodoxen Religionsunterricht, der ein möglichst umfangreiches Wissen übermitteln soll. Insofern hat Thaulow recht, wenn er in seinem Buche 'Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht' sagt, daß Hegel vorzugsweise die moderne orthodoxe Theologie begründet habe und die mystische Christologie der Orthodoxie auf ihn zurückzuführen sei.

Von besonderer Bedeutung mußte natürlich für die weitere Entwicklung des Gymnasiums die Stellung werden, die Hegel zum altsprachlichen Unterricht einnahm. Diese war aber einer Wandlung unterworfen. In einer früheren Periode stellt er gegenüber der Lektüre die Grammatik in den Vordergrund, die er für das beste Mittel zur Erzielung der von ihm so hoch bewerteten formal-logischen Bildung

hielt. In einer seiner Rektoratsreden hebt er hervor, daß das grammatische Studium nicht hoch genug bewertet werden könne, denn es mache den Anfang der logischen Bildung aus. Die Grammatik habe die eigentümlichen Erzeugnisse und Bestimmungen des Verstandes, die wir Kategorien nennen, zu ihrem Inhalt; in ihr fange also der Verstand selbst an, gelernt zu werden. Diese geistigen Wesenheiten, mit denen wir durch die Grammatik bekannt werden, seien etwas höchst Faßliches für die Jugend; für sie sei nichts Geistiges faßlicher als diese. Die noch nicht umfassende Kraft dieses Alters vermöge das Reiche in seiner Mannigfaltigkeit noch nicht aufzunehmen; jene grammatischen Abstraktionen aber seien das ganz Einfache. Sie seien gewissermaßen die einzelnen Buchstaben, und zwar die Vokale des Geistigen, mit denen wir anfangen, um es buchstabieren und dann lesen zu lernen. Auch trage sich die Grammatik auf eine diesem Alter angemessene Art vor. 'Das grammatische Erlernen einer alten Sprache', heißt es dann weiter, 'hat zugleich den Vorteil, anhaltende und unausgesetzte Vernunfttätigkeit sein zu müssen, indem hier nicht, wie bei der Muttersprache, die unreflektierte Gewohnheit die richtige Wortführung herbeiführt, sondern es notwendig ist, den durch den Verstand bestimmten Wert der Redeteile vor Augen zu nehmen und die Regel zu ihrer Verbindung zu Hilfe zu rufen. Somit aber findet ein beständiges Subsumieren des Besonderen unter das Allgemeine und Besonderung des Allgemeinen statt, als worin ja die Form der Vernunfttätigkeit besteht. Das streng grammatische Studium ergibt sich also als eins der allgemeinsten und edelsten Bildungsmittel.' Ganz besonders gilt dies nach Hegel von dem Erlernen der lateinischen Grammatik, die darin der griechischen überlegen sei.

In einem gewissen Gegensatze steht dazu eine Bemerkung, die Hegel in einer Erörterung 'über die Bedeutung des Studiums der Logik' über den bildenden Wert des grammatischen Studiums macht. Sie lautet wörtlich: 'In Rücksicht auf die Bildung und das Verhältnis des Individuums zur Logik merke ich schließlich noch an, daß diese Wissenschaft wie die Grammatik in zwei verschiedenen Ansichten oder Werten erscheint. Sie ist etwas anderes für den, der zu ihr und den Wissenschaften überhaupt erst hinzutritt, und etwas anderes für den, der von ihnen zu ihr zurückkommt. Wer die Grammatik anfängt kennen zu lernen, findet in ihren Gesetzen und Formen trockene Abstraktionen, zufällige Regeln und überhaupt eine isolierte Menge von Bestimmungen, die nur den Wert und die Bedeutung dessen zeigen, was in ihrem unmittelbaren Sinne liegt; das Erkennen erkennt in ihnen zunächst nichts als sie. Wer dagegen einer Sprache mächtig ist und zugleich andere Sprachen in Verbindung mit ihr kennt, dem erst kann sich der Geist und die Bildung eines Volkes in der Grammatik seiner Sprache zu fühlen geben; dieselben Regeln und Formen haben nunmehr einen erfüllten, lebendigen Wert. Er kann durch die Grammatik hindurch den Ausdruck des Geistes überhaupt, die Logik, erkennen.' Damit sagt also Hegel, daß die höheren, philosophischen Wirkungen des grammatischen Studiums erst bei dem eintreten, der einer Sprache mächtig ist und daneben andere kennt. Sind aber diese Vorbedingungen bei Schülern vorhanden? Daß Hegel selbst in seiner späteren Periode nicht zu den einseitigen Grammatisten gehörte, die den Inhalt der Schriftsteller nicht als Selbst-

zweck, sondern als Mittel für grammatische Übungen ansahen und behandelten, beweist auch eine Stelle aus dem schon erwähnten Bericht an das preußische Unterrichtsministerium; er empfiehlt darin das Studium der Alten, 'insofern dadurch Gemüt und Vorstellung der Jugend in die großen geschichtlichen und Kunstanschauungen von den Individuen und Völkern, deren Taten und Schicksalen wie von ihren Tugenden, sittlichen Grundsätzen und Religiosität eingeführt werden. Für den Geist und dessen tiefere Tätigkeit kann aber das Studium der klassischen Literatur nur insofern wahrhaft fruchtbar werden, als in den höheren Klassen eines Gymnasiums die formelle Sprachkenntnis mehr als Mittel anzusehen, jener Stoff dagegen zur Hauptsache gemacht und das Gelehrte der Philologie auf die Universität und für diejenigen aufgespart wird, welche sich der Philologie ausschließlich widmen wollen.' Nach diesen Gesichtspunkten wurde aber damals in den Gymnasien nicht verfahren, und gerade aus diesem Grunde schickte Hegel seine Söhne nicht ins klassische Gymnasium, sondern ins Collège français in Berlin. Darüber sagt sein Sohn Karl: 'Obwohl selbst auf der württembergischen Schule zu Stuttgart in den klassischen Sprachen gebildet und ein tüchtiger Lateiner, hatte er doch eine starke Antipathie gegen die Art des grammatischen Unterrichtes, wie er damals betrieben wurde, der mehr dazu geeignet schien, den Schülern das Erlernen der alten Sprachen zu verleiden, als sie dazu anzuregen. Er legte das Gewicht auf das Lesen der alten Klassiker und die dadurch zu erlangende Vertrautheit mit ihrem hohen Sinn und Geist.' 'Diese Tatsache dürfte geeignet sein', heißt es in dem Artikel über Hegel in 'Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik', jenes zum Schlagwort gewordene Argument des formalen Bildungswertes der alten Sprachen dem Sinne seines Urhebers entsprechend zu beleuchten.'

Neben dem Intellektualismus und dem Enzyklopädismus der Philosophie Hegels, deren direkte und indirekte Auswirkungen für seine pädagogischen Lehren wir kennenlernten, hat der Politismus dieser Philosophie auf die Entwicklung des deutschen höheren Schulwesens Einfluß gewonnen. Der Ausdruck 'Politismus' stammt von Eucken und bezeichnet jene die natürliche und freie Entfaltung des Individuums hemmende Überspannung der Staatsidee, die gerade für die Lehre Hegels besonders charakteristisch ist. Es handelt sich also bei diesem Politismus um das Verhältnis von Staat und Individuum. Wie erscheint dieses Verhältnis bei Hegel? Wie Hegel in seiner Philosophie alles einzelne dem Ganzen einordnet, so steht ihm auch der Staat als Gesamtwerk hoch über den Individuen. 'Wohl findet er', sagt Eucken, 'das Wesen des neueren Staates darin, daß das Allgemeine verbunden sei mit der vollen Freiheit der Besonderheit und dem Wohlergehen der Individuen, aber die Überlegenheit des Allgemeinen bleibt dabei unangetastet, und der Gegensatz zum Rechts- und Freiheitsstaat der Aufklärung ist augenscheinlich. Mag ferner auch Hegel davon überzeugt sein, daß alles Große nicht bloße Massenwirkung, sondern das Werk einzelner genialer Individuen ist; diese Individuen sind ihrer Zeit nicht fremd, sondern sie werden von ihr erzeugt und bringen lediglich zu voller Bewußtheit, was im Ganzen der Gemeinschaft aufstrebt.' Man soll nach Hegel nicht fortgesetzt an dem Staat Kritik üben, sondern soll vielmehr den Staat als ein in sich Vernünftiges begreifen und darstellen. Der

Staat, nicht dieser oder jener Staat, sondern der Staat an sich ist 'die Wirklichkeit der sittlichen Idee', ist 'der göttliche Wille als gegenwärtiger, sich zur wirklichen Gestalt und Organisation einer Welt entfaltende Geist', ist etwas 'Irdisch-Göttliches'. Hegel verwirft die Ansicht, daß der Mensch von Natur frei sei, in der Gesellschaft aber und in dem Staate, worin er notwendig eintreten muß, diese natürliche Freiheit beschränken müsse. 'Daß der Mensch von Natur frei ist,' sagt Hegel, 'ist in dem Sinne ganz richtig, daß er dies seinem Begriffe, aber eben damit seiner Bestimmung nach, das ist nur an sich ist; die Natur eines Gegenstandes heißt allerdings soviel als sein Begriff. Aber zugleich wird damit auch die Weise verstanden und in jenen Begriff hineingenommen, wie der Mensch in seiner nur natürlichen, unmittelbaren Existenz ist. In diesem Sinne wird ein Naturzustand überhaupt angenommen, in welchem der Mensch als in dem Besitze seiner natürlichen Rechte, in der unbeschränkten Ausübung und in dem Genuß seiner Freiheit vorgestellt wird. Diese Annahme gilt nicht gerade dafür, daß sie etwas Geschichtliches sei, es würde auch, wenn man Ernst mit ihr machen wollte, schwer sein, solchen Zustand nachzuweisen, daß er in gegenwärtiger Zeit existiere oder in der Vergangenheit irgendwo existiert habe. Zustände der Wildheit kann man freilich nachweisen, aber sie zeigen sich mit den Leidenschaften der Roheit und Gewalttaten, und selbst sogleich, wenn sie auch noch so unausgebildet sind, mit gesellschaftlichen, für die Freiheit sogenannten beschränkenden Einrichtungen verknüpft.' Die Annahme eines Naturzustandes unbeschränkter Freiheit nennt Hegel ein 'nebuloses Gebilde'. Die Freiheit ist nicht etwas, was der Mensch irgendwo vorfindet, sondern sie muß erst erworben und gewonnen werden. Allerdings finde, bemerkt Hegel, eine Beschränkung der Freiheit des Individuums durch die Gesellschaft und den Staat statt, aber nur eine Beschränkung jener stumpfen Empfindungen und rohen Triebe wie ferner auch des reflektierten Beliebens der Willkür und Leidenschaft. Und solche Beschränkung ist geradezu die Bedingung, aus der die Freiheit hervorgeht, und Gesellschaft und Staat sind die Gegenstände, in welcher die Freiheit verwirklicht wird.

Deshalb hat auch in Erziehungsfragen der Staat das entscheidende Wort zu sprechen. Die Erziehung beginnt in der Familie. Aus ihr reißt dann aber die bürgerliche Gesellschaft das Individuum heraus, und dieses wird nun ein Sohn der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates. Der Staat hat die Pflicht und das Recht, gegen die Willkür und Zufälligkeit der Eltern auf die Erziehung Aufsicht und Einwirkung zu haben. 'Die Eltern', sagt Hegel, 'meinen gewöhnlich, in betreff auf Erziehung volle Freiheit zu haben und alles machen zu können, was sie nur mögen. Bei aller Öffentlichkeit der Erziehung kommt die Hauptopposition gewöhnlich von den Eltern her, und sie sind es, die über Lehrer und Anstalten schreien und reden, weil sich ihr Belieben gegen dieselben setzt. Trotzdem hat die Gesellschaft ein Recht, nach ihren geprüften Ansichten hierbei zu verfahren, die Eltern zu zwingen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, ihnen die Pocken impfen zu lassen usw.' Der Staat muß auch auf dem Gebiet der Erziehung alle mit dem Staatszweck näher zusammenhängenden Gegenstände aufnehmen und sie einer planmäßigen Regulierung unterwerfen.

Gegenüber den Interessen des Staates haben die Interessen des Individuums zurückzutreten. Die Individualität ist zwar 'etwas Heiliges', aber sie kann nur in der Familie eine Pflegestätte finden. Hier herrscht ein persönliches Verhältnis, ein Verhältnis der Empfindung der Liebe, des natürlichen Glaubens und Zutrauens, und deshalb wird hier die Eigentümlichkeit des einzelnen geduldet. In der Schule kann die Individualität keine Berücksichtigung verlangen. 'Vielmehr muß man', heißt es bei Hegel, 'für ein leeres, ins Blaue gehendes Gerede die Behauptung erklären, daß der Lehrer sich sorgfältig nach der Individualität seiner Schüler zu richten, dieselbe zu studieren und auszubilden habe. Dazu hat er gar keine Zeit. Mit der Schule beginnt ein Leben nach allgemeiner Ordnung; da muß der Geist zum Ablegen seiner Absonderlichkeiten, zum Wissen und Walten des Allgemeinen, zur Aufnahme der vorhandenen allgemeinen Bildung gebracht werden.' Hier sind auch das Talent und das Genie dem allgemeinen Schema zu unterwerfen. 'Talent und Genie müssen, da sie zunächst bloße Anlagen sind, wenn sie nicht verkommen, sich verliederlichen oder in schlechte Originalität ausarten sollen, nach allgemein gültigen Weisen ausgebildet werden. Nur durch diese Ausbildung bewähren jene Anlagen ihr Vorhandensein, ihre Macht und ihren Umfang.' Auch individuelle Charakterunterschiede können in der Schule nicht berücksichtigt werden. 'In dem reinen Strahle der Seligkeit ist die Besonderheit aufgehoben; vor Gott sind alle Menschen gleich, oder vielmehr die Frömmigkeit macht sie wirklich gleich. — Wenn man daher in unserer Zeit die Rücksicht auf den Unterschied der Subjektivität des Charakters zur Hauptsache in der Erziehung und in dem, was der Mensch an sich selbst zu fordern hat, machen hört, woraus der Grundsatz folgt, daß jeder anders behandelt werden und sich selbst anders behandeln müsse, so steht die Sinnesweise ganz im Gegensatz zu der religiösen Liebe, in welcher dergleichen Verschiedenheiten zurücktreten.'

Der Erzieher muß nach Hegel vielmehr auf alle Weise versuchen, das Individuelle im Interesse der Allgemeinheit, vor allem des Staates, zurückzudrängen. Geeignete Mittel dazu sind eine von allen Schülern gleichmäßig zu fordernde allgemeine Bildung und eine unbedingten Gehorsam fordernde Zucht. 'Der Gehorsam ist der Anfang aller Weisheit,' bemerkt Hegel. 'Es gibt Verhältnisse, in denen es die moralische Seite verlangt, gerade nach Gehorsam und nach Autorität anderer zu handeln.' Ursprünglich folgt der Mensch blindlings seinen natürlichen Neigungen und seiner unter der Herrschaft der Sinnlichkeit stehenden Reflexion. Weil sein Wille in diesem Zustande nicht der vernünftige ist, so muß er gehorchen lernen. Dadurch lernt er auf die sinnliche Begierde zu verzichten; nur durch diesen Gehorsam gelangt er zur Selbständigkeit. Deshalb dürfen sich die Knaben auf keinen Fall ihrem eigenen Belieben hingeben; sie müssen gehorchen, um gebieten zu können. Wenn man den Kindern zu tun erlaubt, was ihnen beliebt, so entsteht in ihnen ein beklagenswertes Sicheinhausen in besonderes Belieben, eine absonderliche Gescheitheit, ein selbstsüchtiges Interesse, die Wurzel alles Bösen. 'Von Natur', sagt Hegel, 'ist das Kind weder böse noch gut, da es anfänglich weder vom Guten noch vom Bösen eine Erkenntnis hat. Die unwissende Unschuld für ein Ideal zu halten und zu ihr sich zurückzusehnen, würde läppisch sein; dieselbe ist

ohne Wert und von kurzer Dauer. Bald tut sich im Kinde der Eigenwille und das Böse hervor. Dieser Eigenwille muß durch die Zucht gebrochen, dieser Keim des Bösen durch dieselbe vernichtet werden.' Dabei soll man den Kindern keine Gründe angeben, denn wenn man dies tut, überläßt man es ihnen, ob sie die Gründe anerkennen wollen oder nicht. Überall und unbedingt muß vielmehr in ihnen das Gefühl absoluter Unterordnung genährt werden, sonst entsteht vorlautes Wesen und Naseweisheit. 'Das Erzittern der Einzelheit des Willens, das Gefühl der Nichtigkeit der Selbstsucht, die Gewohnheit des Gehorsams sind', heißt es, 'für die Bildung eines jeden Menschen notwendig. Niemand wird frei und vernünftig, der nicht solche Zucht erfahren hat.'

Sehen wir nunmehr zu, wie sich diese aus dem Intellektualismus, dem Enzyklopädismus und dem Politismus der Hegelschen Philosophie abgeleitete pädagogische Theorie Hegels in der Gestaltung und Praxis der höheren Schulen, besonders des Gymnasiums auswirkte. Ihre Wirkung erstreckt sich auf Unterricht und Zucht, und zwar beim Unterricht sowohl auf dessen Organisation wie auf dessen Methodik. Wie wirkte in dieser Beziehung zunächst der Hegelsche Intellektualismus?

Wir sahen, daß Hegels Stellung zum altsprachlichen Unterricht einer Wandlung unterworfen war. In früherer Zeit, so in seinen Rektoratsreden, stellt er die Grammatik in den Vordergrund, später, in der Berliner Zeit, die Lektüre. Die Schulpraxis hat sich dem Hegel der früheren Periode angeschlossen und im altsprachlichen Unterricht den Grammatismus auf den Schild erhoben. Weil für ihn aber, wie auch Hegel gesagt hatte, das Lateinische am meisten zu leisten vermochte, wurde dieses von Joh. Schulze in seinem unter dem Einfluß Hegels entstandenen neuen gymnasialen Lehrplan mit einer wöchentlichen Stundenzahl von 86 zum Rückgrat des Gymnasiums erhoben, demgegenüber sich das Griechische mit 42 Wochenstunden begnügen mußte, während in dem Lehrplan, den Schulze vor seiner Berliner Zeit unter dem Einfluß der Neuhumanisten im Jahre 1812 für das Gymnasium entworfen hatte, für Griechisch und Lateinisch die gleiche Stundenzahl angesetzt war.

Vor allem wurde aber nun auch die altsprachliche Methodik, besonders die des Lateinischen, in den Dienst des Grammatismus gestellt, indem man sich dabei auf die erwähnte Rektoratsrede berief, in der Hegel die lateinische Grammatik so hoch bewertet hatte, aber übersah, daß Hegel später dem Grammatismus durchaus ablehnend gegenübergestanden hat, so daß man für diesen nicht Hegel selbst sondern seine pädagogischen Ausleger verantwortlich machen muß.

Wie diese den altsprachlichen, besonders den lateinischen Unterricht gestalteten, dafür liegen zahlreiche Zeugnisse aus der Zeit vor, in der der gymnasiale Lehrplan Joh. Schulzes in Wirksamkeit trat. Im Mittelpunkt des lateinischen Unterrichts standen die lateinische Grammatik mit zahllosen Regeln und die Übersetzungen aus dem Deutschen in das Lateinische, in denen die gelernten Regeln angewandt werden mußten. Der Inhalt der Schriftsteller wurde dabei ganz zur Nebensache, auch sie mußten in den Dienst der Grammatik treten und Material zu grammatischen Übungen liefern. Die Glanzleistung war das lateinische Skriptum

oder Extemporale. Auf der Unter- und Mittelstufe wurden deutsche Einzelsätze mit keinem oder sinnlosem Inhalt zum Übersetzen ins Lateinische geboten; auf der oberen Stufe wählte man zu diesen Übungen zusammenhängende Stücke aus besonderen Übungsbüchern oder Schriftstellern. Alle Übungen, auch die Lektürestunden waren darauf gerichtet, die Schüler in der Fertigkeit dieses Hinübersetzens zu fördern, die als die Krone des lateinischen Unterrichts galt, als die Übung, durch die der Geist eine formale Bildung erlangt, wie sie von keinem anderen Unterrichtsstoffe gewährt werden kann. Das Extemporale dehnte sich auf Kosten der freien Komposition aus. 'Das Lateinschreiben will nicht mehr gelingen,' sagt F. Paulsen über diesen Betrieb, 'also muß man mehr auswendig lernen und mehr üben und vor allem die Lektüre wieder in den Dienst des Schreibens stellen.' Im Jahre 1855 stellte der Provinzialschulrat Landfermann in einem Aufsatz 'Zur Revision des Lehrplans höherer Schulen' fest, daß nur ganz selten jemand nach der Schulzeit sich noch mit den Klassikern befasse, und er schiebt die Schuld daran den didaktischen Mißgriffen der Gymnasien zu. Es müsse, sagt er, der altsprachliche Unterricht weit entschiedener als bisher die Anschauung des fremden Idioms und seines echten Lebensinhalts den Abstraktionen der Grammatik, der Imitation in den Exerzitien und Kompositionen vorausschicken und zugrunde legen; ein ausgedehntes und fleißiges Lesen in einem einfachen Lesebuche von einem zwar für Knaben berechneten, aber durchaus antiken Inhalt müsse das erste sein, die Imitation in eigenen Exerzitien und die Einübung der Grammatik im engsten Anschluß aber als das zweite daneben hergehen. Dementsprechend habe in den oberen Klassen an die Stelle des Zerpflückens kurzer Bruchstücke eine ausgedehnte Lektüre der Klassiker zu treten, wobei von grammatischen, lexikologischen, kritischen Disquisitionen usw. nur das zum Verständnis Unentbehrliche zu geben sei. Philologen würden auf diesem Wege nicht gebildet werden, aber die Schüler könnten wieder Freunde der Alten und ihrer Sprache werden. Landfermann spricht nicht bloß vom lateinischen, sondern vom gesamten altsprachlichen Unterricht. Darnach hatte also der einseitige grammatische Formalismus auch auf den griechischen Unterricht übergegriffen. Das wird vor allem mit verursacht worden sein durch die Einführung auch eines griechischen Skriptums, das auf der Oberstufe wegen der bei der griechischen Lektüre wahrgenommenen grammatischen Unsicherheit an die Stelle der Übersetzung aus dem Griechischen getreten war. — Bei einem solchen grammatisch-formalistischen Unterrichtsbetrieb konnte natürlich von einer Einführung der Schüler in die Gedankenwelt der Antike keine Rede sein. Indem der altsprachliche Unterricht sich ganz einseitig in den Dienst eines formalen pädagogischen Intellektualismus stellte, ging er seiner menschenbildenden Kraft verlustig; er gewährte nun keine humanistische Bildung mehr, sondern nur noch eine grammatisch-philologische. Vom altsprachlichen Unterricht griff der formale Intellektualismus in Gestalt des Grammatismus auch auf den neusprachlichen über; auch dieser hat im vorigen Jahrhundert jahrzehntelang in seinem Dienste gestanden und vorwiegend eine formale grammatische Bildung erstrebt. Auch in ihm wurde die Mehrzahl der Stunden auf Grammatik, Übersetzungen aus dem Deutschen und Extemporalien verwandt.

Besonders zu bedauern ist aber, daß dieser formale Intellektualismus sich auch des deutschen Unterrichts bemächtigte und hier eine rationalistische Methodik alle Poesie zerstörte. Welches Unheil er hier angerichtet hat, kam im Jahre 1903 auf dem Weimarer Kunsterziehungstage zu deutlichem und drastischem Ausdruck. 'Was ist zumeist aus der Poesie geworden?' fragte hier Geh. Oberreg.-Rat Dr. Waetzold. 'Ein Lehrstück, das gewissenhaft methodisch behandelt und ausgeschlachtet, das zerfragt und zerklärt und schließlich auch für den Aufsatz zerkleinert wird. So werden Phantasie und Gefühl des Kindes, wenn nicht der Lehrer selbst ein Stück Künstlernatur hat, lahmgelegt. Das ist der Tod der Stimmung, des Bildes; das führt zur Unfähigkeit, innerlich nachzubilden und nachzuempfinden das, was der Künstler will und warum er schafft; so wird die schöpferische Kraft des Kindes gebunden, so wird auch jener ganze geheimnisvolle Prozeß künstlerischen Gestaltens in eine Gedankenkette aufgelöst, die es sehr oft gar nicht gibt; so wird das Empfundene und Geschaute in einen dialektischen Prozeß verwandelt. Unsere Gewohnheit, immer zu fragen und zu antworten, führt uns zu dem Irrtum, daß man durch diesen rein verstandesmäßigen Vorgang das Poetische irgendwie erklären oder nahebringen könne.' So ist die Methodik des gesamten sprachlichen Unterrichts an den höheren Schulen unter den Einfluß der z. T. falsch verstandenen pädagogischen Theorie Hegels in das Fahrwasser eines formalen Intellektualismus geraten, der überall in erster Linie Verstandesbildung anstrebte und darüber Wille, Gemüt und Phantasie ganz vernachlässigte.

Neben dem Verstande erfreut sich nur noch das Gedächtnis einer besonderen Pflege. Diese ist auf den Enzyklopädismus der Hegelschen pädagogischen Theorie zurückzuführen. Darauf komme ich gleich näher zu sprechen. Vorher sei zunächst noch erwähnt, wie dieser Enzyklopädismus auch auf die Organisation des Unterrichts Einfluß gewann. Während in dem Lehrplan Schulzes aus dem Jahre 1812 außer den alten Sprachen, zu denen ich Mythologie und Altertümer hinzurechne, und der Mathematik nur noch wenige andere Fächer mit einigen Stunden hinzukamen, sind in seinem gymnasialen Lehrplan von 1837 außer den alten Sprachen noch zwölf obligatorische Unterrichtsfächer vorhanden, zu denen noch das fakultative Hebräisch tritt. So sollten in den Gymnasien auch die Realien Berücksichtigung finden, wie es eine damalige starke Zeitströmung verlangte. Damit wurde aber den Schülern der Gymnasien Unmögliches aufgebürdet. Auf das Bedenkliche dieses pädagogischen Enzyklopädismus hat besonders Fr. Thiersch damals hingewiesen. Er wollte 'die Vielheit und Buntheit der Lehrstoffe durch Heraushebung des Hauptsächlichen und Bei- und Unterordnung des Nebensächlichen vermeiden und den Geist der Jugend auf einige, aber seiner ganzen Anstrengung würdige Gegenstände sammeln'. Deshalb sollte das Studium der altklassischen Sprachen und Schriften den Mittelpunkt des Unterrichts der gelehrten Schulen bilden und alles andere zurücktreten. Schulze besprach das Buch, in dem Thiersch diese Kritik übte, in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und hob dabei hervor, daß, wenn auch Thiersch seinen Gegenstand mit löblicher Einsicht in das den gelehrten Schulen Wesentliche und mit wissenschaftlichem Ernst behandelt habe, doch manche seiner Vorschläge nicht zweckmäßig erschienen,

weil sie zu einseitig den Unterricht in den klassischen Sprachen betonten und auf die Realien nicht die erforderliche Rücksicht nähmen. Diese Besprechung Schulzes veranlaßte dann Thiersch zu einem scharfen Angriffe gegen die 'neue Lehrweisheit in Preußen' (Thiersch wirkte in Bayern). Er behauptete, daß diese Lehrweisheit durch gleichmäßige Steigerung des klassischen und des realistischen Unterrichts, durch Überladung, Überspannung und Überbietung die Blüte der Regsamkeit in der Jugend zerdrücke und die Sammlung des Geistes störe, daß sie die Grundbedingung aller wahren und höheren Bildung übersehe, die Teilnahme erzeugt aus Bewunderung und den warmen und freien Trieb nach dem vollen und ganzen Genuß desjenigen weckt, worauf sie gerichtet ist. 'Unmöglich aber ist es,' fährt dann Thiersch fort, 'daß Teilnahme gezeitigt oder stark erhalten werde außer durch Sammlung der Tätigkeit auf wenige große und jeder Anstrengung würdige Gegenstände, in deren Erwägung und Ergründung sich das jugendliche Gemüt genug tun, mit denen es sich innerlich befreunden, an denen es sich gleichsam erbauen und erheben kann. Wo ihr Licht über dem Innern des Knaben, des Jünglings aufgeht, ist ihm das Frührot des Lebens mit seinen Morgenwolken und seinem jede Knospe des Geistes erfrischenden Hauch angebrochen, und ein Tag der Wärme, der Blüte und Frucht hat für seine Jugend begonnen. Wo aber unter einem fast unübersehbaren Umfange von Gegenständen jedem die gleiche Wichtigkeit beigelegt und die gleiche Tätigkeit gewidmet wird, da ist Sammlung und Erholung des Geistes in dem einen wie in dem anderen unmöglich; unmöglich ist ihm, den einzelnen innig zu umfassen, sich in ihn zu versenken, ihn in sein Inneres, sein Gefühl, sein Bestreben ganz aufzunehmen.'

Schulze ließ sich aber durch diese Kritik nicht beirren; der von Hegel vertretene Enzyklopädismus schien ihm seinen Lehrplan zu rechtfertigen. Die Auswirkungen dieses Enzyklopädismus wurden nun aber noch unhaltbarer dadurch, daß nun in allen den vielen Lehrfächern, die jener Lehrplan aufwies, auch noch gerade das Wissen betont und auf möglichst viele Einzelkenntnisse Wert gelegt wurde. Eine für die geistige und die körperliche Entwicklung gefährliche Überbürdung der Jugend war die unvermeidliche Folge dieses Wissensdrills. Fr. Paulsen gibt von dem Normalarbeitstag eines Gymnasiasten der damaligen Zeit folgende Schilderung: 'Nehmen wir an, er steht im Winter um 7 Uhr auf, ist von 8—12 oder 1 Uhr in der Klasse, geht eiligst nach Hause, sein Mittagessen einzunehmen, um von 2 bis 4 Uhr wieder in der Schule zu sein. Um $^{1}/_{2}$5 Uhr ist er wieder zu Hause und hat nun noch Tag für Tag 5 Stunden, schreibe fünf Stunden häuslicher Arbeit vor sich; zuerst sind die Klassenaufgaben zu machen, dann ist die kontrollierte Privatlektüre zu erledigen, und nun wird er sich noch irgendwelche Lieblingsaufgaben eigener Wahl stellen. Ist der Elfstundentag erledigt, also um 10 Uhr abends, so wird er an seine Erholung denken, ein wenig Musik treiben, ein Viertelstündchen am Familientisch plaudern, falls er nicht vorzieht, sich ins Bett zu legen, um seine Sorgen und Pensen auf einige Stunden zu vergessen.'

Kein Wunder, daß sich gegen einen solchen Wissensdrill sofort heftigster Widerstand regte. Er kam von den verschiedensten Seiten. Schon ein Jahr vor dem Inkrafttreten des neuen Lehrplans für die Gymnasien, also im Jahre 1836, hatte

der preußische Medizinalbeamte Lorinser auf die Schädigungen hingewiesen, die der damalige Gymnasialbetrieb für die körperliche Entwicklung der Jugend im Gefolge hatte. Diese Schädigungen wurden nun noch vermehrt durch den neuen Lehrplan. Zu dem Mediziner gesellten sich dann später in der Verurteilung des Wissensdrills bedeutende Schulmänner. Von ihnen soll hier nur Scheibert erwähnt werden, der erst Oberlehrer, dann Direktor der Friedrich-Wilhelm-Schule in Stettin und schließlich Provinzialschulrat in Schlesien war, der also auf Grund reicher Erfahrungen urteilt. Scheibert beklagt es tief, daß in den höheren Schulen allein auf Kenntnisse alles Gewicht gelegt und ihre Aufnahme durch unausgesetztes Antreiben mit Abhören und Prüfungen erzwungen werde. Die Folge sei ein Absterben der Spontaneität und Haß gegen die Schule und die Wissenschaften. 'Vom Morgen bis zum Abend', heißt es dann weiter, 'ist das Kind beschäftigt, und doch klagt die Schule noch immer über Mangel an häuslichem Fleiß; Lehrmeister und Gehilfen werden angenommen, und doch ist der Klassenlehrer nicht befriedigt; ein Stockmeister wird gleichsam gehalten, der den unwilligen Knaben an den Tisch fesselt und seine Tätigkeit erregt; Mutter und Schwester lernen lateinische und griechische Konjugationen und Deklinationen mit, um den abgespannten Knaben durch diese Mitarbeit aufzurichten; Familienfeste unterbleiben, damit er nur nicht gestört werde; Besuche werden abgewiesen und abgebrochen, häusliche Freuden beschränkt, um ihm nichts in den Weg zu legen oder den ohnehin genug gequälten Knaben nicht durch Versagen unschuldiger, aber zerstreuender Genüsse noch mehr zu entmutigen; das ganze Haus ist in Fesseln gelegt; ja, es ist allen Ernstes so schlimm, daß man sagen könnte, es werde ein Seufzer durch das ganze Haus gehört, wenn ein zweiter Sohn der Familie das Gymnasium betritt, und die beengte Brust schöpft erst dann freien Atem, wenn derselbe zu höheren Klassen hinaufgerückt ist, um leider bald noch größere Ängste vorzubereiten und zu erregen.' Dieser Wissensdrill führt zu einer habituellen Zerstreutheit. 'Mögen', fährt Scheibert fort, 'die Gymnasien von Klasse zu Klasse bei jeder Versetzung nachweisen, daß sie alle Pensen wirklich beigebracht haben, ihre Schüler haben nichts davon, und die Arbeit der Lehrer gleicht wirklich der der Danaiden. Wie die Reisenden in Museen und Kunstkabinetten ermüden, sich im Beschauen des Vielen verwirren und statt Genusses und Erhebung Überdruß und Ekel mit nach Hause bringen, so geht es den Knaben auch. Nach und nach verlieren sie alle Lust zum Lernen, jeder Trieb zur freien Selbsttätigkeit wird durch dies immerfort währende Drängen und Treiben erstickt. Ekel an jedem Wissen ist die Folge, scheues Ausweichen und furchtsames Benehmen vor dem immer tadelnden und strafenden Lehrer, Lug und Trug vor dem nie befriedigten, das sind die Früchte, die aus der Überladung erwachsen.'

Neben dem Mediziner und dem Schulmann sei endlich auch noch einer wissenschaftlichen Berühmtheit der Zeit das Wort gegeben. Alexander von Humboldt äußerte sich über den zu seiner Zeit in den höheren Schulen herrschenden Unterrichtsbetrieb in einem Gespräche folgendermaßen: 'Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zugrunde gegangen. Wenn man dem Magen zu vielerlei bietet, namentlich Speisen, die keine nährenden

Stoffe enthalten, so wird nicht nur der Zweck verfehlt, sondern auch die Organe werden geschwächt. So auch im Geistigen. Und wie wird darin bei uns gefehlt. Man bietet der Jugend manche geistigen Speisen, die fast gar keine Nahrungsstoffe enthalten. Man bietet ihr zu vielerlei und überladet sie. Der Magen kann viel vertragen; das beweisen die Ottomaken, die während der Regenzeit aus Mangel Erde verzehren und verdauen. Auch der geistige Magen kann viel vertragen; aber zu dem, was man jetzt hier und da der Jugend zumutet, gehört mehr als ein Straußenmagen. Man könnte diese Art Bildung mit dem Nudeln der Gänse vergleichen; es setzt sich bloß Fett an, aber kein gesundes Fleisch. Selbstzufriedenheit und naseweises Aburteilen über alles, das sind infolge davon die Hauptzüge unserer Jugend. Alle geistige Frische, die zu einem erfolgreichen Studium durchaus erforderlich ist, geht verloren.'

Die gefährliche Wirkung dieses pädagogischen Enzyklopädismus mit seinem Wissensdrill wurde nun noch weiter gesteigert durch das Prinzip der sogenannten 'allgemeinen Bildung', das auf den Politismus der Hegelschen Philosophie zurückzuführen ist. Von allen Schülern wurde von Sexta bis Oberprima in allen Fächern dasselbe verlangt, damit dem Staate durch die Schulen gleichmäßig vorgebildete Beamte gewährleistet würden. Auch die Jünglinge auf der Oberstufe der höheren Schulen, bei denen vielfach die individuelle geistige Eigenart schon deutlich hervortritt und nach Berücksichtigung verlangt, wurden, unbekümmert um jene Eigenart, über denselben Leisten der allgemeinen Bildung geschlagen, so daß in ihnen ihre geistige Originalität ertötet wurde. Auch auf das Bedenkliche dieses Prinzips ist von vorurteilsfreien Männern von Anfang an mit ernsten Worten hingewiesen worden. Spilleke, der von 1821—1841 Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der damit verbundenen Real- und Mädchenschule in Berlin war und, wie Paulsen hervorhebt, 'einen sehr günstigen Ort für Beobachtungen' hatte, beklagte es, daß die jungen Leute, wenn sie zur Universität entlassen würden, zwar einen verhältnismäßig nicht geringen Vorrat von Kenntnissen zu besitzen pflegten, daß aber Beweglichkeit des Geistes, Sicherheit und Schärfe des Urteils und vor allem lebendige Begeisterung für ein wissenschaftliches Streben oft bei vielen auf schmerzliche Weise vermißt werde. Es sei daher nicht zu bezweifeln, daß, wenn dieser Zustand fortdauere, sich allerdings zwar durch das Ganze immer mehr die sogenannte allgemeine Bildung verbreiten werde, daß aber auch auf der anderen Seite sich alles immer mehr abflachen und wahre Originalität und großartige Erscheinungen in den verschiedenen Gebieten der Literatur sowie demnächst in den höheren praktischen Verhältnissen immer seltener werden müßten. 'Auf den oberen Stufen,' bemerkt Spilleke dann weiter, 'wo die Individualität und die besondere Richtung, welche ein jeder in seiner akademischen Laufbahn nehmen wird, schon bestimmter hervortritt, erscheint es in der Tat fast als eine Grausamkeit, bei manchem, welcher ein entschiedenes Talent für den einen Zweig wissenschaftlicher Tätigkeit besitzt, während er in anderen Geringeres leistet, auch dasselbe von ihm wie von allen übrigen zu verlangen.'

Ähnliche Bedenken wie Spilleke äußerte Ludwig Wiese in seiner Schrift 'Pädagogische Ideale und Proteste', die er nach seinem Ausscheiden aus der amt-

lichen Tätigkeit veröffentlichte. Er meint dort, daß zwar die Klagen über die höheren Schulen viele Übertreibungen enthielten, daß wir aber darum über eine Mitschuld der Schule an dem wahrgenommenen oder drohenden Rückgang des geistigen Lebens unseres Volkes noch keineswegs beruhigt sein dürften. Dieser Rückgang zeige sich vor allem in dem stark hervortretenden Mangel an origineller Produktivität auf den verschiedensten Gebieten. Um ihm zu begegnen, müsse die Schule die schöpferische Originalität durch weitgehende Berücksichtigung der geistigen Eigenart der Schüler möglichst pflegen und ihr nicht entgegenarbeiten. Sie müsse dafür sorgen, daß bei der Jugend unter der Aufnahme des Überlieferten das frische Leben der Ursprünglichkeit nicht verkümmere, daß sie sich frei entwickeln könne. Von vielen Seiten werde gefragt, ob unsere Jugend in der Schule auch wohl richtig vorbereitet und gerüstet werde zu der Arbeit und den Kämpfen, denen sie entgegengehe, ob sie dort erzogen werde zur Klarheit des Urteils, freier Selbstbestimmung und Entschlossenheit zum Handeln. Nicht die Schlechtesten verneinen es entschieden. Geschulte Regelmäßigkeit haben wir genug, hört man diese sagen; sie sprechen von Schablonenmenschen; sie weisen darauf hin, daß es zwar an tüchtigen Arbeitern, an Männern, die in Reih' und Glied stehen, nicht fehle, wohl aber an freitätiger Charakterkraft und Fähigkeit der Initiative.

Ganz besonders scharf hat später Nietzsche die Bahnen kritisiert, in die das preußische höhere Schulwesen unter dem Einfluß des Hegelschen Politismus geraten ist. Er bemerkt darüber in seinen Baseler 'Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten', daß vor allem in Preußen das Recht der obersten Führung in Bildung und Schule vom Staat sehr ernst genommen sei und daß bei der Kühnheit, die diesem Staatswesen eigen sei, das von ihm ergriffene bedenkliche Prinzip eine allgemein bedrohliche und für den wahren deutschen Geist gefährliche Bedeutung erlangt habe. 'Hier in Preußen', heißt es, 'wird das Gymnasium vor allem als eine gewisse Staffel der Ehre angesehen, und alles, was einen Trieb nach der Sphäre der Regierung zu fühlt, wird auf der Bahn des Gymnasiums gefunden werden. Dies ist eine neue und jedenfalls originelle Erscheinung. Der Staat zeigt sich als ein Mystagoge der Kultur, und während er seine Zwecke fördert, zwingt er jeden seiner Diener, nur mit der Fackel der allgemeinen Staatsbildung in der Hand vor ihm zu erscheinen, in deren unruhigem Lichte sie ihn selbst wiedererkennen soll als das höchste Ziel, als die Belohnung aller ihrer Bildungsbemühungen.' Eine solche Staatsbildung sei aber keine Menschenbildung; sie sei nur die intellektuelle Dienerin und Beraterin der Lebensnot, des Erwerbs, der Bedürftigkeit. Jede Erziehung aber, welche an das Ende ihrer Laufbahn ein Amt oder einen Brotgewinn in Aussicht stelle, sei keine Erziehung zur Bildung, sondern nur eine Anweisung, auf welchem Wege man im Kampfe ums Dasein sein Subjekt rette und schütze. 'Freilich', heißt es dann weiter, 'ist eine solche Anweisung für die allermeisten Menschen von erster und nächster Wichtigkeit, und je schwieriger der Kampf ist, um so mehr muß der junge Mensch lernen, um so angespannter muß er seine Kräfte regen. Nur aber glaube niemand, daß die Anstalten, die ihn zu diesem Kampfe anspornen und befähigen, irgendwie in ernstem

Sinne als Bildungsanstalten in Betracht kommen könnten. Es sind Institutionen zur Überwindung der Lebensnot, mögen sie nun versprechen, Beamte oder Kaufleute oder Offiziere oder Großhändler oder Landwirte oder Ärzte oder Techniker zu bilden.' Daß Nietzsche klar erkannte, auf wessen Einfluß diese Entwicklung der preußischen höheren Lehranstalten zurückzuführen ist, beweist seine schon einmal erwähnte Bemerkung in denselben Vorträgen: 'In der Unterordnung aller Bildungsbestrebungen unter Staatszwecke hat sich Preußen das praktisch verwertbare Erbstück der Hegelschen Philosophie mit Erfolg angeeignet, deren Apotheose des Staates allerdings in dieser Unterordnung ihren Gipfel erreicht.'

Trotz aller dieser und anderer Kritiken hat das von Joh. Schulze unter dem Einfluß Hegels eingeführte System der allgemeinen Bildung bis zum Anfang dieses Jahrhunderts unverändert bestanden. Erst im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts haben einige höhere Schulen Preußens auf Anregung und mit Unterstützung von Adolf Matthias eine freiere, der Differenzierung der Begabung der Schüler Rechnung tragende Unterrichtsorganisation auf der Oberstufe eingeführt. Leider ist diese Organisationsänderung aber auf einige wenige Schulen beschränkt geblieben und hat deshalb nicht zu einer Überwindung des Systems der allgemeinen Bildung führen können. Und die neue preußische Schulreform hat sich sogar grundsätzlich wieder von dem von Adolf Matthias eingeschlagenen und von Fr. Paulsen lebhaft befürworteten Wege abgewandt. Sie bietet das eigenartige Bild, daß sie theoretisch (in der ministeriellen Denkschrift) jenes System bekämpft und es in den verschiedenen Schulformen organisatorisch von neuem für die Praxis festlegt und bestätigt.

Der Politismus der Hegelschen Philosophie hat aber nicht bloß den Unterricht der höheren Schulen beeinflußt, sondern er hat auch bestimmend auf die Zucht in ihnen eingewirkt. Wir haben gesehen, daß Hegel für eine sehr strenge autoritative Zucht eintrat. Durch sie sollte erreicht werden, daß der Staat von den höheren Schulen nicht bloß gleichmäßig vorgebildete Beamte, sondern auch unbedingt gehorsame Untertanen erhielt. Diese Art der Zucht entsprach auch durchaus der damaligen Zeitströmung, für die eine fast krankhafte Demagogenfurcht charakteristisch war, so daß sie auch schon in Schülerkreisen demagogische Gesinnungen befürchtete, denen sie mit einer strengen Disziplin entgegenwirken zu müssen glaubte. Diese Strömung herrschte vor allem in Regierungskreisen. Durch sie wurde ein nach den Angaben des Ministers Altenstein von Joh. Schulze entworfenes Zirkularreskript veranlaßt, durch das die Oberpräsidenten aufgefordert wurden, auf alle Weise dahin zu wirken, daß alle Lehrer durch eine besonders strenge Besonnenheit in ihren Äußerungen und durch die Tüchtigkeit der Bildung, zu welcher sie durch Lehre und Beispiel die Jugend führten, alles ausschlössen, was die Besorgnisse der Regierungen veranlaßt, daß jede Einmischung der Politik in den Geschichtsunterricht vermieden und die Disziplin streng gehandhabt würde. 'Jede Unregelmäßigkeit, Unfolgsamkeit und Pflichtvernachlässigung', heißt es in diesem Reskript in bezug auf die Zucht in den höheren Schulen, 'muß nachdrücklich gerügt, jede dünkelhafte Anmaßung sogleich bei ihrem ersten Hervortreten zurückgewiesen werden, vorzüglich aber jeder Ungehorsam gegen die Lehrer

und jede Hintansetzung der ihnen gebührenden Ehrfurcht aufs schärfste bestraft werden.' Ohne Widerrede haben die Schüler alle die vielen Gebote, die für sie erlassen wurden, zu befolgen; dabei ist, wie hervorgehoben wird, 'alles unnötige Räsonnieren und Diskutieren mit der Jugend zu vermeiden, damit sie früh lerne, ohne Widerrede den vorgeschriebenen Gesetzen zu folgen, sich willig der bestehenden Obrigkeit zu unterwerfen und die bürgerliche Ordnung durch die Tat anzuerkennen.' Zu diesem Zwecke sollen die Klassenordinarien, wie es in einer Instruktion des westfälischen Konsistoriums heißt, Schulbesuch und Bücherführung kontrollieren, die sittliche und religiöse Führung und den Kirchenbesuch beaufsichtigen, besonders die Schüler, deren Eltern nicht am Orte wohnen, in ihren Wohnungen besuchen und die daselbst oft gefährdete Sittlichkeit derselben wahrnehmen; sie sollen ferner Erkundigungen einziehen, ob die Schüler unter sich oder mit anderen jungen Leuten Verbindungen und Zusammenkünfte, sei es in Privathäusern oder öffentlichen Orten, halten, dem Zwecke derselben nachforschen und, wo sie dergleichen entdecken, dem Direktor anzeigen, der dann die erforderlichen Maßregeln treffen soll. Endlich soll, 'um dieser Anordnung der Klassenordinarien um so mehr Sicherheit und Dauer und Zusammenhang zu geben, auch ein vollständiges Urteil über jeden einzelnen Schüler noch dann auffinden zu können, wenn er die Schule verlassen hat,' überall die Einrichtung getroffen werden, daß bei der Aufnahme eines Schülers sogleich ein Lebenslauf desselben auf einen besonderen Bogen angelegt und vom Klassenordinarius geführt und bei der Versetzung dem Nachfolger übergeben wird. Beim Abgang des Schülers soll dieser Lebenslauf geschlossen in das Archiv gelegt werden. Was würden wohl Pestalozzi und Herbart zu solchen Konduitenlisten gesagt haben!

Wohl mit am schärfsten und mit beißender Ironie hat eine solche jede freiheitliche menschliche Entwicklung unterbindende Schuldisziplin seinerzeit der Pädagoge Diesterweg in seinem 'Pädagogischen Krebsbüchlein in Rezepten für alte und junge Krebse der zweiten Hälfte des 19. Jahrh.' kritisiert. Von diesen Rezepten seien hier nur folgende erwähnt:

Dringe stets, auch wenn der Zögling heranwächst, auf unbedingten stummen Gehorsam gegen deine Befehle!

Gewöhne ihn an die Regel der Willkür: *Tel est mon bon plaisir.*

Nenne ihm nie einen Grund deines Beliebens! Behandle ihn stets als einen 'dummen Jungen'! Durch öftere Wiederholung rede ihm den Glauben an seine Dummheit ein und an die Richtigkeit des Grundsatzes 'vom beschränkten Untertanenverstande'!

Wie gefährlich eine solche nur auf blinden Gehorsam hinarbeitende Zucht für die Charakterentwicklung der Schüler werden mußte, braucht nicht besonders gesagt zu werden.

Wenn man rückschauend den Einfluß betrachtet, den Hegel direkt oder indirekt auf die Entwicklung des deutschen höheren Schulwesens ausgeübt hat, dann kann man nicht behaupten, daß dieser Einfluß ein besonders segensreicher gewesen ist. Er konnte es nicht werden, weil Hegel infolge seiner Staatstheorie alle erzieherischen Maßnahmen zu einseitig von den Interessen des Staates aus

bestimmte und dabei die Rechte und naturgewollten Bedürfnisse des einzelnen Menschen zu sehr zurückstellte, so daß in seiner pädagogischen Theorie politistische Erwägungen über pädagogische den Sieg davontrugen. Das kann aber vom Standpunkt der Pädagogik aus nie gebilligt werden, und deshalb ist es erklärlich, daß sich seit bald 90 Jahren Pädagogen immer wieder bemüht haben, dem tiefen Einfluß, den Hegel auf das deutsche höhere Schulwesen ausgeübt hat, entgegenzuwirken und gegenüber den Interessen des Staates auch die Rechte der Persönlichkeit sicherzustellen. Daß diese Bemühungen nicht vergebens gewesen sind, zeigt ein Vergleich des heutigen Gymnasiums mit dem Gymnasium Joh. Schulzes, wenngleich zugegeben werden muß, daß auch im heutigen Gymnasium doch noch manches aus der Hegelschen pädagogischen Theorie nachwirkt. Es sei z. B. an das System der allgemeinen Bildung erinnert, von dessen Beseitigung wir heute weiter entfernt sind als dies am Anfang dieses Jahrhunderts der Fall war.

KULTURKUNDE UND UNIVERSITÄT

Von Max Deutschbein[1])

Welche Stellung auch der einzelne Neuphilologe zur Kulturkunde einnehmen mag, auf alle Fälle ist eine große Bewegtheit in unseren Reihen wahrzunehmen. Eine Bewegtheit, die an sich etwas Erfreuliches ist, denn gerade auf geistigem Gebiete bedeutet Ruhe zugleich Erstarrung. Auf der anderen Seite müssen wir anerkennen, daß die großen, fast zu großen Ziele, die die preußischen Richtlinien aufgestellt haben, nur dann verwirklicht werden können, wenn die Lehrer der Kulturkunde über die notwendige wissenschaftliche Ausbildung verfügen. Es werden durch die Richtlinien Anforderungen an die Lehrer gestellt, die nur durch ein höchstes Ausmaß von wissenschaftlicher Durchbildung zu erfüllen sind; und es hätte meines Erachtens — vor der Aufstellung der Richtlinien — ernstlich geprüft werden müssen, ob die Voraussetzungen ihrer Durchführung überhaupt vorhanden sind. Jetzt steht die Frage so: Kann die Universität die Grundlagen für einen gedeihlichen Unterricht in der englischen (angelsächsischen) und französischen Kulturkunde geben? Ist diese Aufgabe mit den Zielen und Zwecken der Universität vereinbar?

Sinn und Bedeutung der Universitäten liegen zunächst in der reinen wissenschaftlichen Forschung, ihr letztes Ziel ist der Kampf um und für die Wahrheit. Aber die Wahrheit besteht nicht nur in der Erkenntnis von Sachverhalten in einem theoretischen Sein; die Wahrheit schließt vielmehr in sich die Wirklichkeit, fundiert in dieser und ist daher Wirkendes; in dem Wirken offenbart sich der tiefere Sinn und der Gehalt der Wahrheit. Daher steht die Wahrheit in engstem Zusammenhang mit dem Lebendigen; und wenn der Staat die Ausbildung der zukünftigen Beamten auf die Universität verlegt, so tut er es in der weisen Voraus-

1) Vortrag, gehalten auf der XXI. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Hamburg am 1. Juni 1928.



sicht, daß das praktische Leben verdorren und vertrocknen muß, sobald es von der wahren Quelle allen Lebens, eben von der Wahrheit, abgeschnitten wird, das praktische Leben sinkt dann zu einer mechanischen Technik herab.

Umgekehrt aber müssen sich die Universitäten immer wieder die Frage vorlegen, ob ihre Forscherarbeit die notwendige Forderung der Wahrheit erfüllt, wirkliches Leben zu gestalten und zu schaffen. So sind Wissenschaft und Leben nicht Gegensätze, die sich ausschließen, sondern Spannungen, die notwendigerweise zur Erhaltung des einen sowohl als des anderen vorhanden sein müssen. Denn Leben ohne Wissenschaft ist tot, Wissenschaft ohne Leben zum Tode verurteilt. Oder auch: Leben ohne Wissenschaft ist blind; Wissenschaft ohne Leben ist leer.

In unserem Falle, wo es sich um die Kulturkunde handelt, erhebt sich die Frage: Ist die Kulturkunde als solche mit dem Wesen der Universität vereinbar? Wenn ja, wie können die durch die Kulturkunde gestellten Aufgaben gelöst werden?

Zur Beantwortung dieser Frage bedürfen wir einen Augenblick der Selbstkritik und der Selbstprüfung, wie in allen großen Entscheidungsstunden unseres Lebens. Wir müssen als Vertreter der Hochschule und der Wissenschaft uns der Verantwortung bewußt bleiben, die uns mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung der Kulturkunde auferlegt wird. Wir müssen uns klar sein, daß nunmehr unsere gesamte Bildung und Erziehung in gewissem Sinne auf neue Grundlagen gestellt werden.

Wir nennen uns auf den höheren und Hochschulen Philologen. Philologe bedeutet aber: Einer, der den Logos liebt. Was ist aber der Logos? Es ist der schöpferische Geist selbst, der alles Lebendige durchflutet und gestaltet. Der Logos ist es, der den Menschen aus der Enge, der Not, dem Zwange des empirischen Daseins erheben kann zu einem höheren, reicheren Dasein, in dem er sein Wesen zur Erfüllung bringen kann. Ja man kann sagen, daß der Mensch so lange mit einer inneren Unruhe erfüllt ist, bis sich ihm durch Berührung mit dem Logos der Sinn des Daseins und die Aufgabe des Menschen in diesem Dasein enthüllt hat. Der Mensch erhält sein Adelsprädikat unter den Kreaturen als Träger des Logos, und alle Bildung und Kultur beruht in letzter Linie auf der Leistung des Menschen als Logosträger. Dieser Logos, dessen Wesen und Wirkung im einzelnen noch darzustellen sein wird, ist nun der Gegenstand unserer Liebe oder sollte es wenigstens sein. Ja als Philologen sollten wir uns diesem Logos mit aller Leidenschaft und allem Enthusiasmus hingeben, denn der Enthusiasmus ist und bleibt die Quelle aller wahren Kunst und aller echten Wissenschaft.

Somit ist das Höchste und das Schönste, was es auf Erden gibt, dem Philologen als Aufgabe gesetzt. Aber was ist aus der Philologie geworden? Böse Zungen nennen sie die Wissenschaft des nicht Wissenswerten. Und wie steht es mit der Liebe zu unserem Gegenstand? Was Gundolf von der Lektüre der klassischen Schriftsteller sagt, hat auch in weitem Sinne von der gesamten Arbeitsweise auf Hoch- und höherer Schule Geltung gehabt. Gundolf beklagt, daß man die beseelten Gestalten (er spricht von den römischen Klassikern) dem dürren Wissens- oder leeren Redebetrieb ausgeliefert habe, der noch heute die Knaben ermatte und die Greise jeden

Alters vergnüge. Sein Kennzeichen sei die fleißige Beschäftigung mit Dingen, die man weder glaube noch liebe, noch brauche noch fürchte (vgl. Ed. Fraenkel, Das Gymnasium S. 97).

Es liegt natürlich die Frage nahe, wie es gekommen ist, daß die Philologie, die ursprünglich die heilige Begeisterung für den Logos bedeutet, zu einer Wissenschaft des nicht Wissenswerten herabgesunken ist, zu einem Betrieb von wesenlosen und wertlosen Kleinigkeiten. Es ist, als ob die andere Seite des Logos zur Herrschaft gekommen sei; Logos bedeutet ja auch Verbum, das Wort. Und die Philologie scheint vielfach zu einer bloßen Wortkunde geworden zu sein. So interessant dieser Übergang auch sein mag, so kann er uns hier nicht beschäftigen. Wir gehen von dem ursprünglichen Sinne des Wortes Philologie aus und müssen uns fragen: Wie steht die Kulturkunde zur Philologie in ihrem echten, wahren Sinne?

Zunächst müssen wir die Vorfrage lösen, was eigentlich Kultur heißt. Wir Menschen sind in ein bestimmtes Sein hineingestellt, mit dem wir unauflöslich verbunden und verwachsen sind. Dieses empirische Sein, dieses Dasein können wir wohl mit unseren Sinnen und unserem Verstand erkennen und begreifen, aber dieses Sein, an sich betrachtet, erscheint uns vielfach ohne Sinn und Bedeutung. Sinn und Bedeutung aber erhält dieses empirische, reale Dasein erst durch die Verbindung mit den Wertsphären. Die Wertsphären selbst aber werden gebildet von den drei Reichen des Wahren, Guten und Schönen. Die Sphäre des Wahren ist die sog. theoretische Sphäre, das ist die Sphäre der Wissenschaft. Die Sphäre des Guten ist die sittlich praktische Sphäre, die das praktische Handeln des Menschen bestimmt; die Sphäre des Schönen ist die ästhetische Sphäre, dies ist die Sphäre der Kunst. (Von der Sphäre des Heiligen sehe ich in diesem Zusammenhange ab. Natürlich kann unser Dasein auch von daher erst Sinn und Bedeutung gewinnen. Aber die Sphäre des Religiösen nimmt gegenüber den anderen drei Sphären eine Sonderstellung ein.)

Empfängt unser Dasein erst seine wahre Bedeutung durch den Zusammenhang mit den Wertsphären des Wahren, Guten und Schönen, so sind auf der anderen Seite diese Wertgebiete gerade die Heimat des Logos. Der Logos ist es, der in der theoretischen Sphäre sich als Wahrheit, in der praktischen als Sittlichkeit, in der ästhetischen Sphäre sich als Schönheit offenbart. So empfängt unser Sein im letzten Grunde durch den Logos Sinn und Bedeutung. Er verwandelt die gegebene Natur, die Welt, das Sein in etwas Höheres, und diese Umwandlung, diese Steigerung des Natürlichen über sich selbst ist also Kultur. *Kultur ist also Sinngebung des Daseins durch den Logos*. Und der Mensch kann als Logosträger Schöpfer einer Kultur werden. Kulturkunde ist dann aber die Wissenschaft, die zu ergründen sucht, was der logostragende Mensch an Kulturgütern geschaffen hat und wie dieser Prozeß sich vollzogen hat.

Englische (amerikanische) bzw. französische Kulturkunde würde demnach bedeuten die Ausprägung und Auswirkung des Logos in den Wertsphären, soweit diese Sphären Engländer (Amerikaner) oder Franzosen zum Träger haben. Es kann sich dabei um einzelne Vertreter dieser Völker als auch um die Ganzheit des Volkstums handeln. Diese Ausprägung und Auswirkung des Logos auf dem geistigen

Boden des englischen und französischen Volkes ist natürlich stark beeinflußt von der seelischen Struktur und dem nationalen Charakter dieser Völker.

Unsere Definition von Kulturkunde gibt uns aber auch nunmehr den festen Boden für die Betrachtung ihrer Aufgaben an Universität und Schule. Zunächst ist Kulturkunde von Realienkunde (oder besser Sachkunde) scharf zu sondern. Die Realienkunde bezieht sich ihrer Natur nach auf das empirische Dasein, auf die unmittelbare Wirklichkeit, auf die Welt in ihren mannigfachen Ausdrucksformen. Eine gewisse Kenntnis der Realien ist natürlich Voraussetzung für die Kulturkunde, da ja die Kultur die Steigerung, die Höherentwicklung des Seins durch Berührung mit den Wertsphären bedeutet.

Auch ein Einwand gegen die Kulturkunde als Wissenschaft wird durch die scharfe Grenzsetzung gegenüber der Realienkunde hinfällig. Wiederholt ist darauf mit Recht hingewiesen worden, daß es für einen Philologen unmöglich sei, auf der Universität wie auf der Schule allen Gebieten, die man in die Kulturkunde einbezogen hat, gerecht zu werden, z. B. der Geschichte, der Kunst, der Nationalökonomie, dem Rechte. Nichts wäre gefährlicher für unsere Wissenschaft und Erziehung als eine solche enzyklopädische Einstellung, die ein ungeheures Material als Gegenstand der Forschung und der Erziehung böte; es würde einen gefährlichen Rückfall in jenen Materialismus des XIX. Jahrh. bedeuten, der sich auf literarischem Gebiet in einer sinnlosen Anhäufung von Büchertiteln, Lebensschilderungen und Jahreszahlen geäußert hat. In diesem Sinne enthalten m. E. auch die vielfach geforderten Querschnittvorlesungen über englisches Recht, Staat, Wirtschaft eine gewisse Gefahr.

Auf der anderen Seite kann die Kulturkunde sich nicht bloß auf Literatur und Sprache beschränken. Sie wird vielmehr alle Gebiete des Seins zu prüfen haben, in welchem Zusammenhange sie mit dem Logos stehen. Der kulturkundliche Forscher wird dabei z. B. die Forschungsresultate der Historiker und Nationalökonomen als Grundlage nehmen, aber dann selbständig weiter fragen nach der Gestaltung dieser Seinsformen durch den Logos. Der Philologe kann keine Geschichte des englischen Imperialismus schreiben — das ist die Aufgabe des Historikers; er kann aber wohl die geistigen Grundlagen des Imperialismus untersuchen, er kann z. B. den Zusammenhang des Imperialismus mit dem Darwinismus behandeln, wie es Brie vor kurzem getan hat. Es kann sich also der Logos auch in der Verfassung, der Verwaltung, in der Wirtschaft eines Landes auswirken. Und soweit dies der Fall ist, gehören diese Dinge in den Kreis der Kulturkunde. Selbst auf dem Boden der Technik kann man die Kraft des Logos spüren, wie es überhaupt falsch ist, den naturkundlich-mathematischen Fächern die Möglichkeit versagen zu wollen, zur Kulturkunde beizutragen; vielleicht kommt der Logos nirgendswo so rein zur Auswirkung als in der Mathematik.

Die Notwendigkeit, scharf zwischen Kulturkunde und Realienkunde zu scheiden, ist besonders groß für den Anglisten. Es herrscht vielfach die Überzeugung, daß die angelsächsische Welt über eine eigene Kultur nicht verfüge. Oder es wird wenigstens behauptet, daß die angelsächsische Welt nicht den gleichen Reichtum an kulturellen Werten besitze wie etwa Deutschland oder Frankreich. So bemerkt

Eduard Schön, dem wir so manchen wertvollen Beitrag zur Kulturkunde verdanken, bei einer Kontrastierung der französischen und englischen Kultur, 'Sinn und Form einer Kulturkunde' (S. 38): 'Das Besondere der französischen Kultur, wie wir sie in der Schule zu zeigen haben, ist nicht die Verfassung, die Verwaltung, die Industrie, der Handel, der Verkehr, die Gewerkschaften, die Landesprodukte, das Heer, die Flotte. Dies und ähnliches gehört vielleicht in den englischen Unterricht, als das Besondere der englischen Kultur. Dem Franzosen ist mit dem Gundolfschen Begriff Bildungserlebnis beizukommen.' Das meiste, das hier Schön der englischen Kulturkunde zuweisen will, sind Teile der Realienkunde, z. B. Verkehr, Landesprodukte, Heer, Flotte. Auch die anderen Gebiete, wie Verfassung, Verwaltung usw. gehören nur soweit in die Kulturkunde, als in ihnen der schöpferische Logos sich verwirklicht. Das Bedeutsame und Wichtige einer englischen Kulturkunde liegt in einer ganz anderen Richtung, als Schön meint; die englische Kultur in unserem Sinne ist viel reicher, als der Außenseiter glaubt.

Wir gehen nunmehr zu der Kernfrage über: Was sind die besonderen Aufgaben und Gebiete einer neusprachlichen Kulturkunde, und zwar einer Kulturkunde, die, richtig verstanden, zugleich echte Philologie ist? Sie werden begreifen, wenn ich mich im folgenden auf das Englische beschränke.

Die besondere, eigentümliche Gestaltung des Logos ist in England auf drei Gebieten offenbar geworden: in der Politik, in der Erziehung und in der Literatur.

Zunächst die Politik. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die englische Geistigkeit sich am stärksten auf dem Gebiete der Staatskunst entfaltet hat und noch entfaltet; ja man hat manchmal den Eindruck, daß der Geist des Engländertums sich so stark auf die Politik konzentriert hat, daß außerhalb des politischen Lebens kaum irgendwelche Geistigkeit zu bemerken ist; zweifellos gilt diese Behauptung für viele einzelne Engländer, aber nicht für die Gesamtheit. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache werden wir bei der englischen Kulturkunde besonderes Gewicht auf die Entwicklung des englischen Staates, auf das Verhältnis des Individuums zu diesem Staate legen müssen. Ferner auf die Bedeutung von Gesetz und Recht, das in der englischen Volksseele und im englischen Volksleben eine stark überragende Stellung einnimmt. Kurzum, der Engländer ist ein praktisches Beispiel für Staatsbürgerkunde. Er braucht deshalb auch keine Staatsbürgerkunde, weil er eben Staatsbürger ist und das Gefühl des Verbundenseins mit dem Staate ihm angeboren ist. In der Auswertung dieses staatspolitischen Sinnes des Engländertums liegt meines Erachtens noch eine Aufgabe des englischen Unterrichtes. Hier liegt der erzieherische Wert der englischen Kultur, wenn das englische Staatsleben als eine geistige Erscheinung dargestellt wird.

Ich möchte hinzufügen, daß auf dem Gebiete des Lateinunterrichtes eine ähnliche Forderung gestellt wird und Ihre Aufmerksamkeit auf einen sehr beherzigenswerten Aufsatz von Eduard Fraenkel lenken: 'Die Stellung des Römertums in der humanistischen Bildung' (Das Gymnasium S. 85ff.). Mit wissenschaftlicher Ehrlichkeit, mit rücksichtsloser Offenheit betrachtet Fraenkel die Lage des Lateinunterrichtes am Gymnasium. All die Schlagwörter von dem Bildungswert der lateinischen Sprache und Literatur reduziert er auf das notwendige Maß. Ich

empfehle diese Lektüre besonders den kleingläubigen Neuphilologen, die immer noch glauben, das neue preußische Reformrealgymnasium bekämpfen zu müssen, weil in ihm dem Latein nicht der genügende Spielraum eingeräumt sei. Sie halten das Latein für so unentbehrlich, daß sie darüber vergessen, daß der neue Schultyp nun endlich einmal den Neuphilologen Gelegenheit gibt zu zeigen, über welch unermeßliche Bildungsreichtümer sie verfügen.

Nun zurück zu Fraenkel. Er sagt mit Recht, daß man ohne eine Idee zwar unterrichten, aber nicht erziehen könne. Er sucht nun die Idee des Lateinunterrichts und damit der inneren Berechtigung dieses Unterrichtes in den welthistorischen Leistungen des Römertums, in der staatspolitischen Größe dieses Volkes, in dem römischen Menschen, dessen Prädikate *virtus*, *fides*, *pietas* und *iustitia* sind. Daraus leitet er die Berechtigung ab, dem Lateinunterricht die breite Stellung einzuräumen, die er nun einmal auf dem Gymnasium hat und einnehmen muß. Für uns Anglisten sind die Ausführungen Fraenkels besonders lehrreich, weil die Parallelen mit dem englischen Volkstum und Staatsleben auf der Hand liegen, wie auch Fraenkel diese Parallelen öfters hervorhebt. Aber eine Folgerung müssen wir hier ziehen: Wir haben mit dem Englischen ein wunderbares Mittel in der Hand, jene staatsbürgerliche Erziehung zu bewirken, die auch der Lateinunterricht als Zielleistung nach Fraenkel sich stellen soll. Aber wir können dieses Ziel, auf das staatliche Leben Englands gestützt, viel leichter und einfacher erreichen, als wenn wir das Leben eines Staates vorführen müßten, dessen Entwicklung und Höhepunkt nunmehr fast 2000 Jahre zurückliegen.

Im engsten Zusammenhang mit dem englischen Staatsleben steht der Begriff des *gentleman*, der sich in England entwickelt hat; denn mit einem gewissen Recht hat Karl Peters behauptet, daß die Größe des englischen Weltreiches von diesem geschaffen worden ist. Und Bismarck hat wiederholt bedauert, aus politischen Gründen, daß Deutschland den Typus gentleman nicht kenne. Es ist ungemein schwierig, genau anzugeben, was das Wesen des Gentleman ausmacht. Nur das eine können wir hier sagen, daß im Gentleman nicht nur der nationale Charakter des englischen Volkes am reinsten sich ausprägt, sondern auch, daß die englische Kultur sich in dieser Form des Menschen erfüllt. Deshalb ist es für den Anglisten die dringendste Notwendigkeit, sich mit diesem Begriffe zu befassen. Wertvolle Vorarbeit haben bereits Eichler und Levin Schücking geleistet. Der Gentleman ist als Typus aus einer eigenartigen Verschmelzung des Kavaliers der Restaurationszeit und des Puritaners im Zeitalter der Aufklärung geschaffen worden; er bedeutet den wirtschaftlich und gesellschaftlich freien Mann, der über eine gute Allgemeinbildung verfügt, ohne die Enge des Fachmannes zu haben. Er ist deshalb befähigt, einen Teil der Selbstverwaltung im Innern des Staates zu übernehmen, ohne Beamter zu sein, aus freien Stücken, unabhängig nach oben und nach unten. Man versteht, warum Bismarck diese englische Institution für sein Land als wünschenswert gefordert hat, denn die preußische Monarchie stützte sich im wesentlichen auf militärische Kräfte, so daß aus politischen Gründen zum Ausgleich dieser Kräfte ein Gegengewicht notwendig war, und dieses konnte nur der unabhängige Gentleman sein.

Mit der Frage nach der Bedeutung des Gentleman sind wir aber unbemerkt in ein Gebiet hinübergeglitten, das für die Kulturkunde von entscheidender Bedeutung ist, denn der Gentleman ist das Ideal der englischen Erziehung, das in der Praxis vielleicht nicht immer verwirklicht wird, aber trotzdem das Wesen, besonders aber die Wertwelt des englischen Volkes aufzeigt. Die Pädagogik hat für die Kulturkunde eine besondere Bedeutung. Denn jede ältere Generation, die die Erziehung einer jüngeren in der Hand hat, versucht dieser gerade die Werte zu übermitteln und in der Jugend Wurzel fassen zu lassen, die sie selbst anerkennt und für die höchsten hält. Deshalb gibt die Geschichte der Erziehung den tiefsten Einblick in die Wertwelt eines Volkes bzw. in die Umwertung der Werte, die jedes Volk im Laufe der Jahrhunderte vollzieht. Wenn man z. B. die humanistisch-puritanisch gefärbte Pädagogik Miltons mit der Lockes vergleicht, so tritt uns das neue Zeitalter der Aufklärung mit einer Schärfe und Deutlichkeit entgegen, die uns auf das klarste die innere Wandlung Englands von 1640—1690 zeigt.

Wir fassen zusammen. Es hat sich gezeigt, daß das englische Volk besondere Fähigkeit innerhalb der sog. praktischen Sphäre, in der Welt des Sollens, des Rechtes, der sozialen Verpflichtung, der Erziehung an den Tag gelegt hat; hingegen wirkt sich die englische Geistigkeit weniger innerhalb der theoretischen Sphäre aus, in der Sphäre der Wissenschaft, in der gerade der deutsche Geist beheimatet ist.

Was nun die letzte der Wertsphären, also die ästhetische, anlangt, so ist es sicher, daß der Genius des englischen Volkes sich in der Kunst der Sprache, also in der Literatur, am reinsten und stärksten entfaltet hat, wenn wir uns auch vor einer Unterschätzung der englischen Architektur, Malerei und Musik hüten müssen. Deshalb wird für die englische Kulturkunde die Literatur vor allen anderen Künsten in den Vordergrund gerückt werden müssen. Was bedeutet aber die Kunst für die Kultur, wenn wir Kultur als Sinngebung des Daseins durch den Logos auffassen? In der Kunst offenbart sich die Wertwelt am stärksten. Die Kunst allein vermag die Werte in der Wirklichkeit darzustellen. Der Künstler kann den Werten, die in ihm wohnen oder die er mit seinem Volke teilt, in seinen Werken leibhaftige Gestalt geben: Jedes Kunstwerk ist in diesem Sinne Sinnbild, ein Symbol, es ist ein Bild, dessen tiefere Bedeutung in dem Wertgehalt beschlossen ist. Schönheit bedeutet demnach die Realisierung (im Sinne des englischen *to realize*) des höchsten Wertes oder der höchsten Werte in einer Form, die dem Werte angemessen ist.

Die Werte selbst sind verschiedener Art. Es sind zunächst individuelle Werte, ferner Werte, die einer bestimmten Zeit oder einem bestimmten Volke angehören, und zuletzt überzeitliche und übernationale Werte; diese gelangen gerade in den Werken der Genies zur Verwirklichung. Welches ist nun die Stellung der Wissenschaft zu dieser Werttafel? Für die Forschung ist hier keine Einschränkung oder Auszeichnung möglich. Für die Erziehung, d. h. für die höhere Schule, wird eine gewisse Auslese notwendig sein. Man wird für unsere deutsche Jugend nicht diejenigen englischen und französischen Schriftsteller heraussuchen, die nur von großer individueller Bedeutung sind, wenn wir ihnen in Deutschland gleichwertige gegenüberzustellen haben. Andererseits werden wir Dichter wie Wordsworth,

Tennyson, die so typisch englisch sind und zugleich den Geist ihrer Zeit, Romantik und das viktorianische Zeitalter, charakteristisch repräsentieren, in den Vordergrund rücken.

Aber nicht vermissen möchte ich die Vertreter der überzeitlichen, übernationalen, überindividuellen, kurzum der ewigen Werte, wie sie z. B. in Shakespeare an den Tag treten. Mag Shakespeare noch so sehr im englischen Volkstum verwurzelt sein, mag er noch so sehr den Geist der Renaissance in sich aufgenommen und ihn später überwunden haben, seine Größe liegt eben doch in der Meisterschaft, wie er die Tragik und den Humor handhabt. Denn Tragik und Humor fundieren wiederum in der Welt der Werte. In der Tragik handelt es sich ja um den Kampf zwischen Schicksal und wertbejahendem Heros. Und das Studium dieser Kunst und die Auseinandersetzung mit ihr gibt uns jene wahre humane Bildung, die auch das Ziel des neusprachlichen Unterrichtes auf Schule und Universität sein muß, jene Bildung, die auf einem modernen Weltbild beruht, die neben die klassische Bildung als gleichberechtigt und gleichwertig, aber nicht als gleichartig zu treten hat. Es ist geradezu ein Vorzug der englischen Sprache und Literatur mit ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Reichtum, mit ihren Tiefen, daß sie uns nicht nur einen Einblick in die Tiefen des englischen Volkstums gestatten, sondern gleichzeitig auch den Weg zu einem höheren, allgemeinen Menschentum eröffnen und so zum Reiche des Logos führen. Es gilt nur diesen Reichtum auf der Universität und auf der Schule zu heben.

So werden das politische Leben, die erziehlichen Ideale und die Literatur in den Mittelpunkt einer englischen Kulturkunde treten müssen. Zwangsläufig erhebt sich nun die Frage: Welche Stellung nimmt aber die Sprache innerhalb der Kulturkunde ein, der wir einen großen Teil unserer Universitätsarbeit und einen noch größeren unserer Schularbeit widmen müssen? Zunächst ist ja ohne weiteres klar, daß der Weg zu den oben genannten Kulturgütern über die englische bzw. französische Sprache führt. Aber jetzt schon zeigt es sich, daß die Kulturkunde ein viel gründlicheres und schärferes Studium der Sprache verlangt. Insbesondere ist es die Bedeutungslehre, die eine ganz neue Durchforschung des Materials fordert. Gerade die letzten Wesenseigentümlichkeiten, die letzten Wertungen, die feinsten Formungen des Denkens eines Volkes haben ihren Niederschlag in Ausdrücken gefunden, die unübertragbar sind. In dieser Hinsicht hat Wechßlers Buch bahnbrechend gewirkt, mag die Kritik sonst über das Buch sagen, was sie will. Was vom Französischen gilt, gilt auch vom Englischen. Es ist unendlich schwer, dem Deutschen Verständnis für Wörter wie *gentleman, common sense* zu erschließen. Nichts ist verkehrter als z. B. *common sense* mit 'gesundem Menschenverstand' wiederzugeben; damit verschließen wir uns das Verständnis für eine fundamentale Kraft und Anlage des Engländertums. Gerade in unserem Zusammenhang mit dem Logos wird uns die gewaltige Bedeutung dieses Wortes klar werden. Das Dasein erhält Sinn und Bedeutung durch den Logos. Es fragt sich nur, ob der Logos innerhalb oder außerhalb des Seins steht. Für den Engländer ist nun das Sein an sich sinnvoll, da der Logos sich in ihm auswirkt. Daher kein Skeptizismus, wohl aber Ehrfurcht vor der Wirklichkeit, vor den Tatsachen, die deshalb ver-

ständlich ist, weil das Sein einen immanenten Sinn hat. Das Organ aber für diesen immanenten Sinn des Seins ist der common sense. Er ist der Instinkt für die sinnvolle Wirklichkeit. Mit dem common sense kann der Engländer das Wahre, d. h. das Lebendige, begreifen und verstehen. Damit hängt aber auf das innigste zusammen der andere Wahrheitsbegriff, den der angelsächsische Kulturkreis gegenüber der übrigen europäischen Welt zu eigen hat. Ich möchte mir erlauben, auf einen kleinen Aufsatz von mir, 'Englisches Volkstum und englische Sprache' hinzuweisen, wo ich auch den doppelten Wahrheitsbegriff behandle, von denen der eine in der griechischen Philosophie, der andere in der alttestamentlichen Religion wurzelt.

Wir sehen, welche weiten Perspektiven sich auftun. Wenn es tatsächlich verschiedene Formen der Wahrheit gibt, wenn Völker in diesem entscheidenden Punkt ihres Denkens und Handelns auseinandergehen, dann erscheinen die Fragen, die hier der Sprachwissenschaft gestellt werden, von gewaltiger Bedeutung. Sie wird die letzten Fragen nach dem Wesen eines Volkes und seiner Kultur zu lösen haben.

Aber nicht nur werden der Sprachwissenschaft neue Aufgaben durch die Kulturkunde gestellt werden, sondern die Sprache selbst, als das Zeugnis des menschlichen Geistes, gehört unmittelbar in ihren Kreis. Gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich ein starker Umschwung in der Sprachwissenschaft vollzogen. Von dem Studium der äußeren Sprachformen sind wir übergegangen zum Studium der inneren Sprachform, von dem Wortkörper zur Wortseele. Und damit ist die Sprache in ihre alten königlichen Rechte als Geisteswissenschaft wieder eingesetzt, und die naturwissenschaftliche und soziologische Auffassung der Sprache ist in ihre Grenzen, innerhalb der sie berechtigt ist, eingeschränkt. Kein Geringerer als Wilhelm von Humboldt hat betont, daß der Geist eines Volkes am stärksten innerhalb der sprachlichen Sphäre zum Ausdruck kommt; er setzt direkt Volksgeist gleich Sprachgeist. 'Die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können, denn die Intellektualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache; man kann sie sich beide nie identisch genug denken.'

Besonders die Stilkunde wird bei dieser geisteswissenschaftlichen Betrachtungsweise in den Vordergrund treten müssen. Sie bietet ein reiches Feld, um die fremden Kulturen zu erfassen. Im Sprachstil des einzelnen wie einer Gemeinschaft offenbart und gestaltet sich der schöpferische Geist. Die bewußte Formung der Sprache durch den Schriftsteller entspricht der Stilentwicklung in der Architektur oder Malerei. So wird durch die Kulturkunde geradezu die Erforschung des Sprachstils gefordert. Und zwar handelt es sich dabei um eine sehr weitgehende und tiefgründige Aufgabe. Denn eine wirkliche Stilkunde darf sich nicht nur auf formale Aufzählungen und einer Anordnung nach stilistischen Kategorien beschränken, sondern muß im Zusammenhang mit der gesamten geistigen und künstlerischen

Persönlichkeit und, soweit es sich um den Stil einer Zeit handelt, aus dem Zusammenhang mit dieser Zeit erklärt werden.

Ich komme zum Schlusse. Kulturkunde ist also nicht wesensfremd der Philologie, ja die Philologie, richtig verstanden, als liebevolle Hingabe, fordert geradezu die Kulturkunde als ihr Kernstück. Es ist ein eigentümliches Zusammenspiel historischer Kräfte, daß die Philologie als Wissenschaft durch eine Forderung des praktischen Lebens, wie sie sich in den preußischen Richtlinien kristallisiert, zu ihrer eigentlichen Aufgabe zurückgeführt wird. Haben wir nur den Mut, Diener des Logos zu sein. Tragen wir dieses himmlische Feuer in unsere Hörsäle und in unsere Schulen. Überall wird es Wärme, Licht und Glanz verbreiten. Unsere Jugend wird gern dieser Botschaft des Logos lauschen, sie in ihr Herz aufnehmen und so zu wahren Jüngern des Logos werden ...

KULTURKUNDE UND GEISTESGESCHICHTE

VON HERMANN PLATZ

Es ist wohl kaum je bestritten worden, daß ein kulturkundlich eingestellter Deutschunterricht eine geistesgeschichtlich verwurzelte nationale Bildungs- und Erziehungsaufgabe hat. Hier ist zu erstreben, daß der Schüler mit allen deutschen Kernwerten lebendig verwächst. In dem Maß, wie dies ohne Verengung und Überheblichkeit verwirklicht wird, wird die französische und englische Kulturkunde die Aufgabe erfüllen können, den so in der Heimatkultur Verwachsenen unbefangen an das andere, das Fremde heranzuführen. Daß nur der im Eigenen fest Verwurzelte dies vermag, ist sicher. Ebenso sicher scheint mir allerdings auch zu sein, daß der *nur* auf das Abgrenzen, das Gegenstellen, das Verwurzeln und Verwachsen des Schülers bedachte Lehrer einen Menschentyp bildet, der einseitig nach innen hängt, der geneigt ist, mit einem irrationalen Dennoch und Trotzdem sich abzuwenden, sich einzuschließen, der sich in seinem nicht gelüfteten Provinzialismus gefällt und für die Lösung gewisser vorwärtsdrängender, übergreifender Fragen wenig geeignet erscheinen muß. Ich glaube, daß fremdsprachliche Kulturkunde vor allem die Aufgabe hat, die richtig verstandene Deutschkunde zu ergänzen im Sinne einer Aufschließung des jungen Geistes für außerdeutsches Kulturgut bzw. einer unrichtig, d. h. im Sinne einer grundsätzlichen Provinzialisierung (Deutschtümelei) eingestellten Deutschkunde sachlich vornehm entgegenzuarbeiten.

Die Grundsätze einer so vorgehenden Kulturkunde sind aus der Geistesgeschichte abzuleiten. Sie ergeben sich uns nicht sowohl aus dem Takt des Blutes, aus dem reinen Instinkt des Beharrens und Bewahrens. Gewiß, in der Not ist dies verständlich. Wir am Rhein haben das in überheißen Krisen gespürt. Da krampft sich alles zusammen, wird not-wehrend, not-wendig. Und in gewissem Sinn ist Not immer da. Todesnot bedroht für den Tiefergerichteten, Tieferbetroffenen alles Lebendige. Aber diese Grenz-Haltung darf nicht die Maß-Haltung werden. Aus dem Land der Schatten, in das uns die bitteren Erlebnisse immer

wieder abdrängen möchten, müssen wir den Weg finden ins Land der Sonne, schon um der Jugend willen, die uns geschenkt und anvertraut ist. Die Bereiche des Geistes möchte ich Sonnenland nennen. Die Geistesgeschichte mag uns helfen, den Weg in dieses Sonnenland zu finden. Ich spüre in den kulturkundlichen Versuchen und Verlautbarungen noch zuviel unruhig flackerndes, düster katastrophisch sich entladendes Temperament und möchte daher aus philosophisch-geistesgeschichtlicher Besinnung einiges beitragen zur Neuorientierung.

Verstehen ist das Ziel der Kulturkunde, aber nicht sowohl verstehen durch Einfühlen und Nacherleben, was nur in Ausnahmefällen möglich ist, sondern in erster Linie durch exaktes Erarbeiten des Inhaltes, durch schrittweises Heranführen an das Gestaltete und Symbolische; nicht durch zu frühe und zu häufige Beziehung auf einen vieldeutigen und viel mißdeuteten 'Volksgeist', der leicht im Schulbetrieb zum Schema wird, an dem eingebildete Lebendigkeit sich aufpeitscht, sondern durch gewissenhafte Erörterung der objektiven Leistungen des betreffenden Volkes in der Geschichte, durch weitherzige Darlegung der geistesgeschichtlichen Verflochtenheit aller abendländischen Kulturen und entschlossene Einordnung aller Einzelleistungen in einen abendländischen Gesamtzusammenhang. Die Wissenschaft wird stärker aus dem ewig Vorläufigen und Formalen an den Kern der Geistes- und Kulturwerke heranführen, sie wird diese mehr als Werte, als Güter fassen und die Menschen zur Ehrfurcht erziehen müssen. Dann wird auch der Unterricht in seiner kulturkundlichen Krönung *vor* allem mehr oder weniger gewandten Reden über die an den Schüler herangebrachten Dinge diesen wieder ehrfürchtig machen können vor dem Großen und dienstbereit an allem der dunklen Stofflichkeit abgerungenen Geist. Daß alles Menschliche einseitig, ergänzungsbedürftig ist und darum verständigungsbereit sein muß im Interesse des Ganzen, der abendländischen Kulturgemeinschaft also, das scheint mir der tiefere Sinn des kulturkundlichen Verstehens zu sein. Eine Methode, die in diesem Sinne arbeitet, könnte man realistisch-solidaristisch nennen.

I. DAS WESEN DER REALISTISCH-SOLIDARISTISCHEN METHODE

Die Methode, die das 'An-sich-Sein' der Dinge stärker betont und Solidarismus des Kulturkreises behauptet, ruht auf dem philosophischen Realismus. Der abendländische Mensch blieb seit der Antike, ob er sich dichtend, denkend oder handelnd betätigte, der Wirklichkeit nahe, wobei es im großen gesehen wenig belangreich ist, ob diese bald mehr als physische, bald mehr als metaphysische oder als beides verbunden erscheint. Er war fast immer Optimist der zu erobernden Außenwelt gegenüber. Er blieb ihr immer verbundener als der Asiate.

Zwar erlebte die Neuzeit eine Krise. Das Denken überschätzte seine Kraft. Der Rückschlag brachte ihm weitgehend Ferien von den Dingen. Besonders in Deutschland.[1]) Auf die eigene Subjektivität zurückgeworfen, quälte der Deutsche

1) Mme de Staël hat es schon festgestellt: *Les hommes éclairés de l'Allemagne — abandonnent assez volontiers aux puissants de la terre tout le réel de la vie;* und *les systèmes hardis qui ne sont point soumis à la nature des choses.* De l'Allemagne (Ed. Garnier) I 27, 105.



sich ab in seiner erlebnisglühenden Einsamkeit, ohne von dem Rhythmus der Dinge selbst beruhigt zu werden. In der Dichtung war der *Romantizismus* der Ausdruck dieses Abrückens von den Dingen. Daß Nietzsche über den Menschen hinausstrebte, daß er sich nicht begnügte mit der zugemessenen Einmaligkeit alles Individuallebens und von ewiger Wiederkehr träumte, hat uns alle irgendwie berührt und uns die Krise unserer geistigen Lage fühlbar gemacht. Simmel sah im Psychologismus das Wesen der Moderne. Es ist ihm 'das Erleben und Deuten der Welt gemäß den Reaktionen unseres Innersten und eigentlich als einer Innenwelt, die Auflösung der festen Inhalte in das flüssige Element der Seele, aus der alle Substanz herausgeläutert ist und deren Formen nur Formen von Bewegungen sind'.[1]) Auch bei G. Hauptmann und Thomas Mann spüre ich als Urantrieb alles Denkens und Dichtens diese Abgeschiedenheit von den heilenden Dingen und als Reaktion dieses Hinausstreben, dieses über die entwertete Wirklichkeit Hinwegträumen in zeit- und standortlose Fernen. Es ist Suche nach Möglichkeiten geistigen Lebens ohne übergreifende Einheit, ohne erfüllenden Inhalt. Nach Spengler hat 'Die nordische Seele ihre inneren Möglichkeiten erschöpft, und es blieb nur noch der dynamische Sturm und Drang, wie er sich in welthistorischen Zukunftsvisionen äußert, die mit Jahrtausenden messen, der Trieb, die schöpferische Leidenschaft, eine *geistige Daseinsform ohne Inhalt.*'[2]) Das Abendland ist hier einem zerrinnenden Daseinsstrom gleich, in Rauschzuständen und Gewaltorgien aufflackernd, seinem inneren Drang und Schicksal preisgegeben.

Wenn ich die neue philosophische Bewölkung, von der heute viel gesprochen wird, recht deute, besagt sie, daß die Periode der Ding-, Objekt- und Substanzentwertung, diese Flucht vor der Wirklichkeit, dieser Illusionismus, der immer Fortschritt meint und darüber vergißt, mit dem Gegebenen fertig zu werden, ihrem Ende entgegengeht. Äußerste, nüchternste Sachlichkeit allein, die die ganze Wirklichkeit erkennen und meistern will, kann der Aufgewühltheit und Ratlosigkeit alles Lebens Herr werden. Das scheint mir nur auf dem Boden eines philosophischen Realismus möglich. Demselben Simmel, der am stärksten die nach allen Seiten zerfließende, in keinem Objekt festhaftende Lebensimmanenz behauptete, ist es schließlich zweifelhaft geworden, ob nicht doch z. B. 'der Grundwille eines religiösen Lebens unvermeidlich eines Objekts bedarf'.[3]) In der Philosophie ist O. Külpe in der Begründung des neuen Realismus vorangegangen. Hans Driesch mit seiner übervorsichtigen Ordnungsphilosophie, die die Rätselhaftigkeit des Daseins doch so stark empfindet und vielleicht deshalb auch wieder so kühn sich an das Metaphysische heranwagt, gewinnt zusehends an Einfluß. Wirklich sein heißt für ihn nicht nur erlebt sein oder auch 'gleichsam' selbständig sein; nein, das Wirkliche existiert an sich, auch ohne daß es erlebt wird. Der Erlebende muß aus dem Bereich der Innerlichkeit heraustreten, und zwar 'aus Gründen der Ordnung', nämlich weil er sieht, daß noch mehr als das bisher Geleistete an Ordnung möglich ist, wenn er aus sich heraustritt und dem Worte 'wirklich' einen Sinn

1) Philosophische Kultur (1911) S. 201.
2) Untergang des Abendlandes I 531; von mir durch Schrägdruck ausgezeichnet.
3) Die Konflikte der modernen Kultur (1918) S. 43.

gibt. Der Phänomenalismus hatte vielleicht eine allgemeine Idee des Realen, aber jede inhaltliche Bestimmung abgelehnt (aus denselben Gründen, die so manche Kulturkundler nicht recht über den Erlebnisformalismus hinauskommen lassen). Driesch kommt zu dem Ergebnis, daß wir wenigstens eine Eigenschaft des Realen, so wie es ist, erkennen können, nämlich seine Rationalität.[1]) 'Erst die Setzung von Realem schafft einen ruhenden Pol für die wissenschaftliche Forschung', schreibt Müller-Freienfels.[2])

Wir sind also berechtigt, aus der bloßen Innerlichkeit des Bewußtseins herauszutreten. Das bedeutet für den Kulturkundler, daß er nicht aus wissenschaftlich-philosophischen Rücksichten im Nacherleben und in der Aufzeigung der jeweiligen Erlebnisform stecken bleiben muß, daß französischer Stoff z. B. mehr sein muß als Folie, als Anlaß zu deutscher Verlebendigung. So notwendig das Erlebnis ist, es darf den Blick für das An-sich-Sein der Dinge nicht trüben. Derselbe Driesch stellt fest, daß man in Deutschland 'überall in dumpfen Gefühlen geschwelgt hat und noch schwelgt'. Das gilt für weite Gebiete des Unterrichts und nicht zuletzt für den Betrieb der Kulturkunde. Es gibt nicht nur flutendes Leben, unergründliche Individualitäten, unnachahmliche Taten und Werke, ewig wechselnde Erlebnisproblematik, stetig angerufener Leistungswille, nie rastender Vorwärtsdrang. Die Schule ist ja nicht nur da für die Handelnden und die Kämpfenden, sondern auch für die Betrachtenden, für die ehrfürchtig Schauenden und Sinnenden. Ja, sind nicht gerade Haltmachen und am Wirklichen sich Orientieren, Betrachten und Sinnen heute, wo alles in Schlagwort und Lebenswut sich überbietet, die wichtigeren Gesichtspunkte?

Diese erkennbaren Dinge bestehen also unabhängig von uns, von unserer Erfahrung und Verlebendigung, aber nicht unabhängig von dem Gesamtsein. Sie sind in eine Ordnung eingebettet, von der her sie eine eigentümliche Würde erhalten. Diese Ordnung würde ja leiden, wenn Glieder, Bausteine fehlen würden. Indem sie, wenn auch nur durch ihr Sein, Ordnung als höchsten erkennbaren Grenzwert verwirklichen helfen, werden sie für uns, die wir Nutznießer dieses Kosmos sind, Güter.

Es ist unverkennbar, daß die Philologie im allgemeinen und die Kulturkunde im besonderen die formalen Güter einseitig bevorzugt hat. Logische, ästhetische, textkritische, methodologische Fragen standen überall stark im Vordergrund. Inhaltliches wurde vernachlässigt. Ich lese gerade, wie z. B. Hans Naumann die Behandlung eines der wichtigsten Faktoren charakterisiert:

'Im XIX. Jahrh. war man zuerst aus romantischen und dann aus sehr positivistischen Gründen geneigt, die Rolle des Christentums im deutschen Volksglauben für durchaus gering zu erachten. Bestenfalls hielt man das Christentum für eine Art Firnis, der leicht abwischbar über dem deutschen Volksglauben liege. Es ist bemerkenswert, daß die einschlägigen Schriften des XIX. Jahrh. fast mit einer Art von freudiger Genugtuung dies immer wieder feststellen und wiederholen.'

1) Der Mensch und die Welt (1928) S. 31 ff.

2) Die Philosophie des XX. Jahrh. (1923) S. 34.

Dies kann auch von der neuphilologischen Arbeit und Literaturbetrachtung der Vergangenheit ziemlich eindeutig behauptet werden. Der Weltkrieg hat die großen Inhalts- und Schicksalsfragen der Menschheit neu sehen lassen. Und was Naumann von seinem Fach aus sagt, darf man vielleicht auch schon von unserem sagen: 'Heute sieht man den Einfluß des Christentums wieder als stark an, indem man sachlicher und ruhiger das große Schwergewicht von anderthalb Jahrtausenden der unbestrittenen Herrschaft dieser fremden Religion abwägt gegenüber der ganz ungewissen, vielleicht viel kürzeren Herrschaftsspanne der altgermanischen.'[1])

In einem bewußtseinsimmanenten Reich wird der Mensch gar zu leicht verleitet, autonom, prometheisch bzw. verantwortungslos aufzutreten. In einem transsubjektiven Reich der Wirklichkeit findet er sich Dingen, d. h. Gütern gegenübergestellt, die er in seinem Sosein zu achten, um ihres Ordnungswertes zu hüten hat. Ehrfurcht und Dienstbereitschaft charakterisieren seine Grundhaltung. Unermeßliche Werte der Antike, Gestalt und Lehre Christi, Bibel und Väterlehre, Augustin[2]), das dem Osten fehlende, durch germanisch-romanische Zusammenarbeit erblühte Mittelalter, der dem Islam fehlende Humanismus, der gemeinsame Kunstbesitz, die religiöse Erneuerung, das Ringen um ein Reich der Vernunft, die Gedanken und Anstrengungen, um die bürgerliche und proletarische Welt in neugeschauten Staats- und Gesellschaftsorganismus einzubauen: welche Güter, an denen wahrhaftig mehr einende Ehrfurcht als trennender Eigenstolz zu lernen ist.

II. EIGENART DES OBJEKTS DER KULTURKUNDE
(Realistisch-solidaristisch angesehen)

Der Komplex der Güter, die dem Menschen zu hüten und zu mehren aufgegeben sind, setzt sich aus Natur- und Kulturgütern zusammen. Die Kulturkunde hat es mit Kulturgütern zu tun, aber nicht in systematischem sondern in historischem Betracht und mit pädagogischer Zwecksetzung. So erscheint es gerechtfertigt, daß das unter normalen Verhältnissen Nichterfahrbare, das außerabendländische Kulturgut also, ausgeschaltet und der geschichtlich erworbene Kulturgüterkomplex abendländisch vereinfacht wird. Ich lasse hier die viel erörterten morphologischen Grundfragen außer acht und stelle, um rascher zum Ziel zu kommen, nur einiges Wesentliche heraus:

Dieser abendländische Kulturgüterkomplex ist aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengewachsen; und weil er wirklich zusammengewachsen ist, ist er relativ eins. Es ist daher möglich, das Wesensbild annähernd zu umreißen, und dieses stellt uns, da es auch unser Wesensbild ist, vor ganz bestimmte Aufgaben.

Ich will mich in diesem Zusammenhang zunächst mit der *Verwachsenheit* etwas befassen, weil sie geeignet erscheint, einseitig kulturkundliche Haltungen, Ideen

1) Zeitschr. f. Deutschkunde 1928 H. 5.

2) Welche Offenbarung bedeuten z. B. Harnacks Worte: Wir Abendländer denken noch immer 'in den Gedanken Augustins trotz allem, was wir seitdem erlebt haben, und wir reden sogar mit seinen Worten'. Das könnte an der gesamten erbaulichen und zum Teil 'schönen' Literatur aller abendländischen Nationen nachgewiesen werden (Aus Wissenschaft u. Leben II 29).

und Methoden abzuwehren. Sie besagt ja, daß die abendländische Kultur nicht aus *einer* Wurzel, etwa dem Germanischen, rein erblüht ist, sondern aus so artfremden Dingen wie Antike und Christentum, Romanismus und Germanismus, Mediävalismus und Modernismus. Das ungeheuer Umfassende, das darin liegt, ist in den letzten 60—70 Jahren nur schwach und notdürftig zum Bewußtsein, zur Geltung gekommen. Franzosen und Deutsche vor allem hatten es vergessen, daß sie Abendländer sind. Wir hatten vergessen, daß der Abendländer bei der 'Häufung verschiedener Kulturelemente, seinem nie ruhenden Intellekt und seiner unausgesetzt strebenden Selbstbildung eines solchen universalhistorischen Bewußtseins auf kritischer Forschungsgrundlage bedarf für seine Seele'. Seit Ranke in Deutschland, seit Guizot in Frankreich haben wir vor allem in der Historie eine ungeheure Einbuße an universalistischem Denken, die sich besonders auch in unseren höheren Schulen bemerkbar machte, festzustellen. Troeltsch, auf den ich mich hier beziehe, sprach von einer Ermattung des universalen und humanitären Geistes überhaupt, an dessen Stelle die stark politisch betonten Nationalgeschichten getreten seien. Die Erschütterung der Wertidee, der Idee eines religiösen und ethischen Gesamtziels, der organologische Glaube, daß es überhaupt nur individuelle Einzelentwicklungen gebe, die Geschichte also mehr formalistisch 'Bildungsmittel, Anschauungsfülle, künstlerischen Reiz, Fülle des Menschentums' zu liefern habe, dies seien Hauptursachen dieses Versiegens. Die Beziehungen zwischen Geschichte und gegenwärtiger Kultursynthese waren gelockert.

Auch hier hat der Weltkrieg erst die Betrachtenden wieder in die Not der Zeit und die Krise der Kultur hineingestellt. Spengler hat uns stutzig gemacht. Sprangers Aufruf an die Philologen hat uns gepackt. Geistesgeschichte und Geschichtsphilosophie sind wieder lebendige Dinge geworden. Die Grenzlandnot, die wir am Rhein fieberheiß erlebt haben, hat uns deutscher denn je, aber auch abendländischer als früher gemacht. Das Erwachen der Zuschauerkontinente hat uns hellhörig werden lassen. Trotz nationalistischer Verkapselungen, trotz katastrophischer Rückbildungen, trotzdem auch Völker sich und noch öfter andere gern in geschichtlichen Situationen und Haltungen verewigen, liegen in den großen Gemeinschaftserlebnissen doch fast immer zukunftweisende Lehren. Eine dieser offenkundigen Lehren besagt Vereinheitlichung des geschichtlich belasteten, engräumigen und daher aufgeregt und zielunsicher gewordenen Europa. Trotz allem ist uns der Völkerbund ein Sinnbild dieser wiederzugewinnenden Einheit.

In dem Maße, als sich dieser Einheitsgedanke im Bewußtsein der Zeitgenossen durchzusetzen beginnt, rücken sich die konstitutiven Elemente wie von selbst zurecht. Jeder, der versucht, die historiographische und geschichtsphilosophische Situation von heute zu überschauen, wird feststellen, daß an Christentum, Romanismus und Mediävalismus neue Positivitäten aufzuleuchten beginnen, daß sie sich kräftig ins Ganze zu reïntegrieren trachten, wenn auch unter recht verschiedenen Aspekten. Das XVIII. und XIX. Jahrh. hatte gewisse äußerste Standpunkte erlebt, von wo aus immer mehr rückläufige Bewegungen vollzogen worden sind und noch immer vollzogen werden. In einem ganz besonderen Sinn sind heute die

landläufigen Urteile und Formeln, das Christentum, das Mittelalter und den Romanismus (d. h. Geist und Kultur der Romania) betreffend, zu 'offenen Fragen' geworden. Die neuthomistische Forschung, die mittellateinische Philologie und die kunsthistorische Arbeit haben es zuwege gebracht, daß heute J. Burckhardts 'Kultur der Renaissance' (1860) und H. von Eickens 'Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung' (1887) nicht nur in ihren Forschungsergebnissen sondern in ihrer alles beherrschenden Einstellung überholt sind. Walter Stach stellt ein 'zur Zeit so lebenswarm und von der Teilnahme weiter Kreise getragenes inneres Verhältnis zum Mittelalter' fest und deutet es so: 'Das kulturelle Erlösungsbedürfnis der Gegenwart ringt mit dem ideengeschichtlichen Erbe des Mittelalters', bemüht sich instinktiv, die geschichtliche Erkenntnis als die 'Gesamtlebenserfahrung unseres Geschlechtes' kulturethisch wirksam zu machen, denn die Historisierung des modernen Kulturbewußtseins habe uns in einen unerträglichen Zustand der Wertanarchie geführt.[1])

Das Neue an all dem heute ist nicht sowohl Gelehrsamkeit oder Repristinierung sondern die Unzufriedenheit mit dem reinen Modernismus, die Einbeziehung einer bis jetzt antiquarisch und historisch betrachteten Kulturepoche in die neue Lösungen suchende Bewegtheit der Zeit, die staunen wird, wenn z. B. einmal die *ganze* antifeudale Bewegtheit des Mittelalters, wie sie etwa im Joachimitismus und Averroismus zum Ausdruck kommt, im Zusammenhang dargestellt sein wird. Sie wird dann einen triebkräftigen und kühnen Modernismus auch im Mittelalter verwirklicht finden, der schon um 1270 ein Drittel der Hörer der Pariser Universität um die *philosophi moderni* (Siger von Brabant, Boethius von Dacien usw.) gruppierte.

Der reine Modernismus fand lange in Dante und Franz von Assisi (aber auch in Descartes und Pascal) nur sich selbst, seine eigene Unruhe und Not. Heute sehen wir überall das Bestreben, diese Männer in ihrer Zeit zu belassen und in ihrer realen Verwachsenheit zu verstehen. Man ist es müde, immer nur einen lyrisch beschwingten Rationalismus und Szientismus zu verkünden. Wie hat sich das Urteil gewandelt von Thodes und Sabatiers 'Franz von Assisi' bis auf Walter Goetz! Welche Erhellung hat uns Voßlers Dantebuch gebracht, dessen zweite Auflage selbst wieder einen großen Fortschritt gegenüber der ersten bedeutet! Wie ganz anders sieht der Descartes aus, den die Forschungen von Gilson, Koyré und Gouhier in seiner mittelalterlichen Verwachsenheit zeigen! Wie lauteten die Urteile der Modernisten über Pascal! Und welcher Umschwung seit Boutroux! Überall zeigt sich das Streben, 'aus bewußt festgehaltener Vergangenheit eine bewußt geleitete Zukunft zu gewinnen'.[2])

Der tiefe Drang zu einem Einheitsgrund hin, der 'mehr auf die Gesamtharmonie als auf das Auseinandergehen der Einzelfiguren' schaut[3]), gewinnt natürlich auch eine ganz andere Stellung zur romanischen Welt. Die bisherigen

---

1) Archiv für Kulturgeschichte XVI (1925) S. 2 ff.
2) Troeltsch, Der Historismus (1922) S. 710.
3) W. H. Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten (⁷1910) S. 67.

Urteilsgrundlagen (mittelalterlicher Obskurantismus für Spanien etwa[1]), voltairianische Aufklärung für Frankreich) beginnen unsicher zu werden. Zwar wurzeln Denken und Fühlen noch bei vielen in dem Dogma Fichtes, das von den romanisierten oder neurömischen Völkern besonders gilt: 'Das innere Wesen des Auslandes oder der Nichtursprünglichkeit ist der Glaube an irgendein Letztes, Festes, unveränderlich Stehendes, an eine Grenze.' Das Verhältnis zwischen deutschen und Romanen erscheint dem Fichtianer wohl auch heute noch da und dort so: Im Ausland sind Geist und Leben getrennt, hier aber greift der Geist ins Leben ein. Dort ist Geistesbildung ein genialisches Spiel, hier wird sie erst mit rechtem Ernst verfolgt. Dort läßt man sich gehen im Geleite seiner glücklichen Natur, hier müht man sich in redlichem Fleiße. Dort ist das Volk blindes Werkzeug seiner Herren und ihrer Pläne, hier ist das Volk bildsam, und seine Bildner erproben ihre Entdeckungen an ihm.[2])

Zwar wirkt das Dogma Gobineaus (Essai sur l'inégalité des races humaines 1854) weiter, das den Niedergang aller hohen, nur arisch zu begründenden Kultur und Menschlichkeit als *triomphe infaillible de la confusion romaine*, der immer stärker werdenden, vom antiken Rom und seiner politischen Praxis herrührenden Rassenvermischung, bezeichnet.[3]) Und noch vor kurzem mußten wir es erleben, daß man Frankreich im *esprit* der Aufklärungszeit verewigen und durch Kant 'wissenschaftlich überwinden' lassen will; daß man Frankreich und die Romania trotz aller Verkleisterungen im tiefsten doch ganz im Geiste Fichtes als etwas geistig Minderwertigeres abtrennen möchte, weil man der kleinmütigen Überzeugung ist, daß nur so das bedrängte Lebensrecht und Geisteswort der Deutschen sichergestellt werden können. Aber ich bin der tiefen Überzeugung, daß die Hochzeit dieser Gegenhaltungen vorüber ist, daß dieser fauchende Provinzialismus sich immer mehr dem Zwang der Umstände, wenn nicht der besseren Einsicht, beugen muß. Ich möchte nicht annehmen, daß noch viele Neusprachler nur in diesem Aktions-Reaktionsmechanismus ihr deutsches Wesen dartun zu können glauben und hoffe, daß eine recht verstandene Kulturkunde uns immer unbefangener, undogmatischer mit der Geistes- und Kulturwelt der Romania bekannt machen wird.

Die stärkere Wiedereinsetzung des Mittelalters und der Romania als Wirk-

---

1) Vgl. Treitschke, Briefe, hrsg. von Cornicelius: 'Die finstere Unduldsamkeit des spanischen Katholizismus ... brutale Dummheit dieses Volkes ... die freie protestantische Welt.' III 2 S. 580/81.

2) Ich habe in einer Broschüre 'Deutschland, Frankreich und die abendländische Idee', Köln 1924, S. 15f. nachgewiesen, wie der französische Nationalistenführer Charles Maurras seit der Übersetzung der 'Reden an die deutsche Nation' (1894) durch Léon Philippe die Methode Fichtes, die wirksam gewesen und daher nachahmenswert sei, immer wieder und mit Erfolg empfohlen hat. Vier Punkte schienen ihm wichtig, um das durch die Romantik halb germanisierte Frankreich auf sich zu stellen und die französische Vorherrschaft in der Welt zu erneuern: dem *Instinkt* folgen; dem Vaterlande *ungeheures Lob*, dem Gegner *heftige Beschimpfung* spenden (Auserwähltheitstheorie!); die Vaterländer zu *eigenen Wesen* werden lassen, die Liebe und Haß empfinden.

3) Essai etc. t. II (5. Aufl.) S. 491.

faktoren in den gegenwärtigen Kulturprozeß scheint mir schon verwirklicht und damit schon manches erreicht zu sein, was in der Einheitssehnsucht der Zeit vorweggenommen ist. Bei der Frage des Christentums liegen die Dinge viel verwickelter. So sehr einstweilen noch eine 'überkonfessionelle Religiosität' sich ausbreitet, die weithin der Gefahr erliegt, die von der Wissenschaft ('bei allen Voreiligkeiten und Irrtümern doch eine Macht der Wahrheit') und dem 'ungeheuer entfalteten sozialen und ökonomisch-technischen und politischen Leben' ausgehen[1]), so problematisch die lebendige Wiedereinfügung des Christentums als lebendigen Wirkfaktors in die soziale Breite und Tiefe erscheint, eines ist doch sicher: die Unbefangenheit in der Wertung des Christlichen namentlich in der geschichtlichen, sozialen und politischen Auseinandersetzung beginnt zu wachsen (vgl. das Zeugnis H. Naumanns).

Die Erlebnisgrundlagen und die Erlebnismaßstäbe sind eben im Begriff sich zu ändern. Und zwar in Frankreich ähnlich wie in Deutschland. Der Franzose müßte es eigentlich leichter haben, sich zum Ganzen der abendländischen Kultur zurückzufinden, denn Naturrecht und Humanismus sind stärker in ihm verankert.[2]) Der Deutsche hat es schwerer, seitdem er sich durch seine Individualitätsphilosophie vom gemeinabendländischen Bewußtsein sichtlich abgespalten hat und mit dem Verlust des gemeinabendländischen Besitzes auch die Bürgertum und Arbeiterschaft verbindende Substanz weithin verloren gegangen ist.

Das eine wird uns aber jetzt, wo die Elemente immer mehr in ihrer Verwachsenheit gesehen werden, klarer, daß das Wesensbild des Abendlandes eines ist, weil es zu allen Zeiten im Grunde doch nur dem Einen zugewandt ist. Wir können nicht leben, wenn wir nicht dem Einen, dem Logos, zugewandt bleiben. Auch die, die Ihn leugnen, kämpfen ein Leben lang vergeblich mit seinem Schatten. Alle abendländische Geistesbewegung hat im Kampfe um Ihn Spannung und Tragweite, Inhalt und Form bekommen. Die so unendlich fruchtbare Idee seiner Weltüberlegenheit hat alle abendländische Tat- und Zwecksetzung erst möglich gemacht: Ewigkeit und Zeit — Gott und Mensch — Kirche und Staat. Heute, wo von Rußland her alles auf der einen Ebene der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Bedürfnisbefriedigung vorwärtsgetrieben und in eine spannungslose, uniformierte Parteigesinnung und Parteigesetzgebung aufgelöst wird, wo immer mehr alles auf Leistung, nichts auf Sein, auf voll und frei sich entfaltendes Mensch-Sein abgestellt wird, heute, wo die Nährböden und Keimzellen abendländischer Kultur und Menschenbildung bedroht sind (die Völkergemeinschaft von den sich selbst vergötzenden Staaten, die Familien von den ausbrechenden Individuen, die Rechtsnormen von den sich verabsolutierenden Utilitarismen, die Menschen von der alles nivellierenden, alles zersetzenden Großstadt); heute, wo alle Leidenschaften so locker sitzen und alle Gegensätze so unvermittelt aufeinanderprallen und das

---

1) Troeltsch, Die Sozialphilosophie des Christentums (1922) S. 31.

2) Mme de Staël drückt das so aus: *Ils (les Allemands) ont un tel dégoût pour les idées communes, que, lorsqu'ils se trouvent dans la nécessité de les retracer, ils les environnent d'une métaphysique abstraite qui peut les faire croire nouvelles jusqu' à ce qu'on les ait reconnues.* De l'Allemagne I 112.



stillbeglückte Sich-finden so selten ist, brauchen wir diese abendländische Einheit, die ihrer inhaltlichen Fülle und Farbigkeit sicher ist. Irgendwie drängt alles Beste in dieses Reich der Einheit, in dem die Menschen und Güter eingeordnet und doch im Tiefsten selbständig ihren Erdentag leben und ihres Lebens in Frieden und Gerechtigkeit froh werden. Organisch bezogen auf eine höchste Weisheit, nicht katastrophisch gekettet an Einsamkeit und ewigen Kampf. Nicht um des Nutzens sondern um des Guten willen, im Bilde gefaßt, als Forderung gemeistert! Idee und Zweck, Substanz und Symbol, Lehre und Recht sind die Formen abendländischer Ding- und Lebensbeherrschung. Bewußt, zielstrebig, tathaft ist der abendländische Mensch, aber nicht in leerer Betriebsamkeit und sich selbst aufpeitschender Kraft, nicht rein selbstbezogen, sondern im Dienste am Ganzen und bestimmt durch das Ganze. Gebunden an das Gute einer alle einenden Ordnung, Sinn am zugewiesenen Standort darstellend und erfüllend.

Die Forderung des Abendlandes geht zunächst den einzelnen an im Hier und Heute. Sie bedeutet, daß wir das Beste in uns bereitstellen für das Ganze, für die Familie zuerst, für das Vaterland sodann und zuletzt für Völkergemeinschaft und Menschheit. Die Erlebnisse sollen nicht sowohl in Gefühl und Kampf ausströmen, sondern im Charakter gebunden, in Idee und Symbol geklärt und gestaltet werden. Wie es nachabendländische Dekadenz bedeutete, wenn alle seelischen Bestände zerdacht würden, so wäre es vorabendländisch, wenn allzuviel dunkel unaufgelöste Komplexe im Menschen blieben und den freien Aufschwung des Geistes und den regsamen Durchblick in die gegliederte Welt hinderten. Menschen und Einrichtungen werden dann weniger leicht von ihrer Eigenschwere niedergezogen und fortgerissen, sondern sie lassen sich einbeziehen in eine durchgehende Ordnung, deren Sinn dem verschlossen sein muß, der immer nur das Eigene sucht und den Glauben an die Macht des Geistes verloren hat. Das ist das Wesen des abendländischen Realismus, der die ganze Wirklichkeit zu sehen sich bemüht und tathaft, gestalthaft mit ihr fertig zu werden sucht.

III. EINIGE ZÜGE ABENDLÄNDISCHEN GEISTES IN FRANZÖSISCHER PRÄGUNG

Die abendländische Art erfüllt sich also nicht sowohl in Urwüchsigkeit und Entladung auf einsamer Scholle, in gemeinschaftsfremder Denkarbeit. Was der Kunsthistoriker Baeumler von dem Meister der Romanik des Bamberger Doms sagt, das gilt allgemein als Ideal, heute wie damals, in Deutschland wie in Frankreich, denn es muß das geheime Sehnsuchtsziel aller Bewegtheit, der gotischen wie der modernen, bleiben: 'Der Bamberger Meister sucht nicht das Leben, er hat es. Vielleicht weil er die «Transzendenz» hat? . . . Hier ist alles Sache, Gegenstand, Gestalt, Form — ja. Aber gefüllt bis zum Rande mit Gehalt. Das Gefühl ist mächtig wie nur je in einer der großen Epochen menschlicher Geschichte. Aber es schwankt nie über: Die Form hat genau immer soviel Kraft, als notwendig ist, die Leidenschaft zu halten. Der Becher ist voll, aber er bewahrt den Wein.'[1]) Dieses

1) Bamberg und Naumburg in 'Zeitwende', Mai 1925.

Zusammenfassen und Darstellen eines wertvollen Gehalts, dieses Ringen um eine schaubare, mitteilbare Gestalt (legendarisch-kollektive und künstlerisch-individuelle Typen und Symbole) ist in der französischen Geistesgeschichte immer wieder stark, ja beherrschend in die Erscheinung getreten.

Da ist zunächst ein ganz charakteristischer Zug zur Durch- und Aufarbeitung des Geistig-Erworbenen, des Inhaltlich-Wertvollen, das man nicht verloren gehen lassen, sondern den kommenden Geschlechtern zur Nutznießung bereitstellen will.[1]) Es ist geistige Arbeit, die im Hinblick auf die Gemeinschaft, die Vervollkommnung des Geschlechtes getan wird. Sie steht im Dienste des Ideellen, des Geistig-Substanziellen. Sie ist lebensnäher. Sie ist moralischer, pragmatischer. Daher ist sie auch von Anfang an ganz wesentlich auf ergänzende Mitarbeit außerfranzösischer Metaphysik und Mystik angewiesen. Nicht die eigentliche Synthese, die Systembildung, die Summa liegt dem Franzosen, sondern die praktisch abgezweckte, verständliche, psychologisch packende, unmittelbar wirksame Zusammenfassung: Somme (Lorens), Miroir (E. Deschamps), Sagesse (Charron), Dictionnaire (Bayle), Temple (Voltaire), Encyclopédie (d'Alembert), Catéchisme (Comte), Légende (V. Hugo), Bible (Michelet), Comédie (Balzac). Aus allem Schaffen sucht man einen (analytisch-kritischen) Auszug zu machen und als Lebensgut zur Verfügung zu stellen (La Sagesse d'Anatole France). Hierin (wie in der etwas abstrakten Psychologie und der leicht symbolisierenden Sprache) wirkt bis auf den heutigen Tag die Scholastik nach.

Dabei scheint mir für die realistische Art des Franzosen, der lieber Erörterungen pflegt und predigt, als daß er sich in Gott und seine Innerlichkeit versenkt[2]), vor allem die Schaufreudigkeit wichtig zu sein. ('Le désir de voir l'hostie' ist der Titel einer Schrift, in der E. Dumoutet 1926 das historische Verhältnis der neuen schaufrohen Frömmigkeit, wie sie um 1200 hauptsächlich in Frankreich entstanden ist und auch den deutschen katholischen Kultus bis heute so allbeherrschend durchdrungen hat, dargelegt wird.)[3]) Diese Schaufreudigkeit, die in der ganzen gleichzeitigen Gralliteratur als Gralschausehnsucht lebendig war, veranschaulicht das Erarbeitete gern in Typen, macht es sichtbar in Symbolen, münzt es aus in Schauspielen. Das Denken und Dichten der Franzosen ist besonders sinnhaft und schaufroh. 'Ohne das Auge gibt es nur klug redende Schwätzer', sagt R. de Gourmont einmal. 'Die Poesie des XVIII. Jahrh. und trotz Buffon seine Prosa machen den Eindruck einer Blindenliteratur.'[4]) Die Typen, einmal vom Dichter geschaffen, treten in das Leben ein und wirken, von allen beschaut, lebenzeugend weiter. J. Calvet hat vor einiger Zeit die universalen Typen der französischen Literatur behandelt (Bd. I: Renart, Pathelin, Panurge, Céladon, Tartuffe, Chrysale, Gil Blas, Figaro, René, Homais, Tartarin, Cyrano; Bd. II: Don Juan, Alceste, Géronte, Turcaret, Emile, Julien Sorel, Rastignac, Jérome Paturot,

1) Vgl. A. Dempf, Die Hauptform mittelalterlicher Weltanschauung. Eine geisteswissenschaftliche Studie über die Summa (1925).

2) Vgl. G. Paris in Mél. de litt. franç. au moyen-âge (1912) S. 12f.

3) Vgl. A. L. Mayer in Jahrb. f. Liturgiewissenschaft VI (1926) S. 94f.

4) Esthétique de la langue française. Nouv. éd. (1905) S. 314/5.

Joseph Prudhomme, d'Artagnan, Gavroche, Maurin des Maures) und gezeigt, freilich nicht sehr vertieft und universalistisch in der Gesinnung, was sie bedeuten und wie sie in die französische Wirklichkeit eingegangen sind.[1])

Zusammengefaßt und verewigt ist all das im *honnête homme*, in dem der Franzose sein Wesen anschaut, wie im Staat sein Wollen. Es ist der europäische Mensch des XVII. Jahrh. (der Discreto Gracians, 1646), der, jenseits alles Fachlichen, Provinziellen und Gemeinen, im Lichte der Raison der Weisheit der wiederentdeckten Antike (Stoa) und des wieder lebendig gewordenen Christentums teilhaftig werden wollte. *Honnête homme = homme de bien* (*est celui qui fait tout ce qui lui dicte la vraie raison*).[2]) In der etwas ungeschickten Formulierung Farets (*Dieu est un sage éternel et le sage est un dieu pour un temps*) kommt der totalisierende Zug in stoischer Überspitzung charakteristisch[3]) zum Ausdruck. (Neben den Italienern haben auch die Germanen ihren Anteil. Ich denke an den Mosellaner Nicolaus von Cues († 1464) und besonders an den Rotterdamer Erasmus, dessen Adagia 1500 in Paris herausgekommen sind und in den ersten acht Jahren allein fünf Auflagen erlebt haben.) Descartes hat zeitlebens nichts anderes gesucht als eine Wissenschaft, die Weisheit wäre und den Menschen instand setzte *honnête homme* zu sein.[4]) Alle die großen Männer wollten vor aller Leistung ein Sein. Sie wollten Mensch sein, *honnête homme* sein. Sie wollten in ihrer *honnêteté*, in ihrer *raison* an dem Ganzen der gottgesetzten Ordnung Anteil gewinnen. Corneille suchte die Weisheit, indem er 'Die Nachfolge Christi' übersetzte; Racine gab sie weiter, indem er seine Kinder erzog und belehrte, Pascal, indem er seine 'Pensées' schrieb. Sie vereinigten, den christlichen Humanismus fortsetzend, das scheinbar Unvereinbare und bildeten so das glänzende Mittelstück zwischen antiken Weisen und dem modernen Staatsbürger.[5])

Aber auch als die Weisheit sich immer mehr verweltlichte, als Summa und Organum zur Encyclopédie wurden, blieb der Einheitsgedanke, der alles irgendwie zusammenhielt. In der großen Enzyklopädie klingt er noch vernehmlich durch (vgl. den Prospekt Diderots von 1750 und den Discours préliminaire d'Alemberts). In Comte bricht er erneut machtvoll durch.

Die Kultur Frankreichs kann eben in ihrer aufarbeitenden, menschlich bezogenen, typisierenden, fest abgrenzenden, sicher aufbauenden Art weder allein vom Ästhetizismus noch vom Dynamismus, sondern sie muß auch vom Substantialismus aus gesehen werden. Die religiösen Wahrheiten z. B. werden im XVII. Jahrh. auch dort mitverstanden und weitergedacht, wo der Geschmack und die Politik der Zeit andere Wege gingen, wo die Formen zu dünn waren, um die Fülle des Wirklichen zu fassen, wo die Menschen zu schwach, um die Ideen durchzusetzen, wie es im Kampfe Richelieus mit Pater Joseph (ob Kreuzzug im Interesse der

---

1) Les types universels dans la littérature française. 1e et 2e série (1926 u. 1928) Paris, Lanore.

2) Brief Descartes' an die Prinzessin Elisabeth. Œuvres éd. Adam et Tannery t. IV 490.

3) L'honneste homme ou l'art de plaire à la court, hrsg. von Magendie (1925) S. 25.

4) Gilson, Descartes: Discours de la méthode (1925) VII u. 93f.

5) Bouglé etc., Du Sage antique au Citoyen moderne (1921) S. 134f.

Christenheit oder Feldzug im Interesse Frankreichs) oder im Kampfe Bossuets und Leibnizens um die Wiedervereinigung der Kirchen der Fall war. Die Erschütterung von Port-Royal stand ragend und drohend zugleich neben der Selbstsicherheit von Versailles. Der äußere Sieg von Versailles beweist nichts gegen die innere Größe der katholischen Puritaner.

Mehr als in den Werken zeigt sich im Leben Pascals und Racines jene tragische Spannung, die zu ertragen der israelitische Monotheismus dem Abendländer als reale Aufgaben auferlegt hat. Nur im Schatten von Versailles konnte diese Tragik ihre ganze Einprägsamkeit und Sinnbildlichkeit erhalten. Man könnte die innere Linie der französischen Seelenbewegung von dem Einfluß Pascals ablesen, dem Voltaire umsonst das Wasser abzugraben suchte, dem die modernen 'Pascalisants' von Gazier bis Suarès weite Straßen geöffnet haben. Von einem religiös und philosophisch interessierten Lehrer geleitet, könnte einer reifen Prima in Pascal das abendländische Ringen um metaphysische Gehalte eindringlich nahe gebracht werden. Für Racine ist die Biographie Voßlers fortan die geeignetste Einführung, bringt sie doch tief schürfend die ganze Hintergründlichkeit der Werke zum Bewußtsein. Daß es selbst bei einem so schlechthin französischen Dichter nicht ganz ohne Wechselseitigkeit abgeht, daß ein Nationalist wie Maurras Nietzsches Hilfe in Kauf nehmen mußte, um den angeblich germanisierten Franzosen wieder Lust zu machen, ihren Racine zu lesen, ist bezeichnend.[1])

Gewiß kann man, wie Klemperer das sehr schön und richtig ausführt, an Corneilles 'Horace' strukturspychologisch die Eigenart des französischen, auf Staat und Vaterland bezogenen Geistes erweisen. 'Man kann zeigen, wie dem Pathos der Worte das Pathos der Tat entspricht', und dadurch den Vorwurf der Rhetorik entkräften. Man kann sehr interessante Linien ziehen vom Rolandslied bis zum modernsten Panachehelden. Und doch ist das alles nur die eine Seite. Die andere Seite gibt erst der, der Horace neben Polyeucte, das Irdische in die Beleuchtung des Ewigen rückt. Péguy, der große Erwecker zu abendländischem Realismus, sieht darin den Zusammenhang des Organischen, des Notwendigen. Alles Geistige, alles Ewige läuft Gefahr zu zerrinnen, wenn es nicht seinen gefügten Bezirk erhält. Wie die feste Stadt der Horatier eine sinnlose Machtaufhäufung wäre, fehlte ihr die spirituelle Substanz und Tragweite.

Ebenso wichtig, wie dieser ins Konkrete, Gehaltvolle, ins Schau- und Mitteilbare strebende Zug des Denkens, der eigentlich nur in der Renaissance, in der Romantik und im Impressionismus erlahmte, ist ein *dramatischer Zug,* der bald inhaltnahe am Webstuhl sitzt und des Gewobenen sich freut, bald inhaltfern die Gewebe auflöst und doch vom Inhalt, vom Seienden, vom ewigen Gehalt nicht loskommt. Dieser Zug, der sich rhythmisch auf und ab bewegt, entfaltet sich in *Integrations-, Disintegrations-* und *Reïntegrationsbewegungen.* Die Integration des Hochmittelalters, die ja auch von Deutschen, wie dem ostsächsischen Grafen Hugo von Blankenburg (später von St. Victor) und dem bayrischen Universalgelehrten Albert d. Gr. mitgetragen war, spiegelte sich in der Literatur, die ganze antifeudale

1) Vgl. Maurras, Quand les Français ne s'aimaient pas (1916) S. 134.



Erneuerungsbewegung aufnehmend, vielleicht am lebendigsten in der von F. Lot *somme de l'amour médiéval* genannten Queste del Saint-Graal wider. Sie konkretisiert und symbolisiert sich nicht mehr in dem Karl-Roland der Feudalzeit, auch nicht in Arthur-Lancelot, sondern in Perceval-Galaad, dessen 'Züge und Taten unaufhörlich an Christus erinnern', weil der, den die Zeitgenossen dahinter schauten, Sankt *Bernhard*, der Heilige der Zeit schlechthin war. Warum lassen wir uns blenden durch die reichlich inhaltlose Gewandtheit Chrétiens und übersehen die Queste del Saint-Graal? Warum kennen wir nur die Suche und Sünde (Lancelot) und nicht die (integrierende) Erfüllung (Galaad)?[1])

Die Disintegration erscheint schon in Jean de Meungs Rosenroman (1280) und endet etwa in Rabelais' Gargantua (1532). (Dabei ist es natürlich sehr fraglich, ob Lanson recht hat, wenn er beide mit Molière und Voltaire als 'reinste Vertreter der Rasse' bezeichnet).[2]) Auf der Vorarbeit des christlichen Humanismus aufbauend, bewegte sich die reïntegrierende Arbeit in breiter Front (von Heinrich IV. über Malherbe bis Franz von Sales) dem Ziel der Konstitution einer neuen Summa zu. *Le Monde,* 'die Organisation der aristokratischen Schicht als mondäne Gesellschaft' spiegelt in demselben Sinne *alles* wider wie *la Raison,* das Wort oder die Weisheit Gottes selbst, an der alle Menschen teilhaben.[3]) In den verschiedensten Brechungen wirkt sich der summenbildende Wille aus von der nie vollendeten Science universelle des Descartes ('*qui puisse élever notre nature à son plus haut degré de perfection*'), in der auch die endgültige Moral eingeschlossen gewesen wäre, bis zum Discours sur l'histoire universelle (1681) Bossuets. Am Vorabend des großen Desintegrationsprozesses hat dieser noch einmal religiöse und weltliche Erkenntnis, alles, was irgendwie mit der Orthodoxie vereinbar ist, auch das Steilste und Gespannteste, zusammengefaßt und auf diese Weise aufbewahrt, aber so, daß er jede Weise an ihren Platz stellte und jeder Seele den ihr angemessenen Typ zuwies.[4]) Die Auflösung der klassischen Konvention erfolgte von 1697 (Dictionnaire historique et critique) bis 1757 (Encyclopédie). Eine neue Lehre, in der

---

1) *En Galaad qui achève les aventures amorcées par son père, qui mène à bonne fin le désenchantement de la Grande-Bretagne, s'accomplissent les Écritures et se réalisent les prophéties. Il est le centre lumineux, vers lequel convergent toutes les gloires.* Lot-Borodine, Double esprit et unité du Lancelot en prose in Mélanges F. Lot (1926). Um freilich zur mittelalterlichen Religiosität — und das gilt mutatis mutandis auch heute noch von Claudel und Péguy — ein inneres Verhältnis zu gewinnen und im Unterricht zu vermitteln, genügt es nicht, wie Alfred Baeumler von Dvořak sagt, mit den Kategorien des 'Göttlichen' und der 'transzendenten Gesetzmäßigkeit' umgehen zu können. Sonst laufe man Gefahr, daß das, was man vom mittelalterlichen Spiritualismus aussage, auch auf den ägyptischen passe. (Ebd.) Für die nicht vorhandene Geschichte der mittelalterlichen Frömmigkeit bietet Ersatz Ottmar Dittrich, Geschichte der Ethik, Bd. III (1926) und Dempf, Ethik des M.-A. (1927).

2) Hist. de la litt. franç. (1924) S. 372.

3) *La Raison qui éclaire l'homme est le Verbe ou la Sagesse de Dieu même ... Personne ne peut sentir ma propre douleur: tout homme peut voir* (sic!) *la vérité que je contemple ... Ainsi par le moyen de la Raison, j'ai ou je puis avoir quelque société avec Dieu et avec tout ce qu'il y a d'intelligence, puisque tous les esprits ont avec moi un bien commun ou une même loi, la Raison.* Malebranche bei Bouglé etc. Du Sage ... S. 125.

4) Brunet, Mercure de France CX, CIX (1927) S. 84.



Laienschriftsteller vor dem aufhorchenden Bürgertum ihre Führerqualitäten zu erbringen hatten, mußte geschaffen werden.[1]) Ihr charakteristisches Gepräge erhielt sie durch den Versuch, *alles* Geheimnis, insbesondere das *mysterium iniquitatis* auszumerzen. Ein neues Gefühl für das Geheimnis, das alles Denken und Leben umbrandet, erwacht in Rousseau. Die deutsche Romantik trug dazu bei, die allzu vereinfachte französische Welt zu retten, indem sie, übertreibend zwar und sich vorübergehend abspaltend, *alles* irrationalisierte. Die Emigranten vor allem nahmen vieles von deutscher Mystik auf. Die Freude an der Evidenz bringt den Franzosen, meint Baldensperger, in Gefahr, von der europäischen Gemeinschaft abgespalten zu werden. Rousseau schuf wieder 'gemeinsame Maße'. Wie ihre Vorfahren im Bereich des Handelns haben die Emigranten geholfen, die abendländische Gemeinschaft aufrechtzuhalten. 'Indem sie etwas von jener fremden Mystik' mit der feurigen gallischen Logik in Berührung brachten, haben sie der abendländischen Kultur geholfen, einige der Dissonanzen, die sie rhythmisch bewegen, aber auch einige der Spaltungsgründe, die sie oft bedrohen, nicht allzu stark zu spüren.'[2])

Diese Hilfeleistung der deutschen Romantik und Individualitätsphilosophie, zu der sich dann in starken Ausmaßen die deutsche Musik gesellte, ging durch das ganze XIX. Jahrh. Ob und wie die Romantik neue Integration war, ob später von einer Integration die Rede sein kann, das zu beantworten wird viel vom persönlichen Standpunkt des Beurteilers abhängen und ist nicht Aufgabe dieser Zeilen. Daß aber vieles seit Boutroux und Bergson, seit Gründung der Revue de Métaphysique et de Morale (1893) anders geworden ist, sieht auch der Nichteingeweihte.

IV. ZUSAMMENFASSUNG UND AUFGABEN

Im dramatisch bewegten Kampf um einen anschaubaren Inhalt (*sagesse, honnête homme*) sucht der Franzose auf seine Art das abendländische Wesensbild zu spiegeln. Sein aufs Ausmünzbare gerichteter, auch romantischer Ausweitung offenstehender Wille sucht die konstitutiven Elemente des Abendlandes (Antike und Christentum, Mediävalismus und Modernismus, Romanismus und Germanismus), wenn auch oft behindert durch momentane Erregung, zusammenzurücken und jedenfalls nichts Wesentliches verloren gehen zu lassen.

Und kämpfen nicht auch wir mit Eucken um einen 'geistigen Lebensinhalt'? Und wollen wir denn etwas Wertvolles uns entgehen, etwas Geformtes nur als Objekt der Zertrümmerung gelten lassen? Haben nicht unsere Größten immer wieder ihre 'abendländische Wendung' gemacht und sind nicht auch sie mit größerem oder geringerem Erfolg vom 'Wandern' zum 'Umfassen' (*viator-comprehensor*), vom 'Kampf' zur 'Weisheit' fortgeschritten, ohne ihren Haltepunkt in der Tiefe der Individualität zu verlieren?[3])

1) Vgl. Groethuysen, Die Entstehung der bürgerlichen Weltanschauung in Frankreich 1. Bd. Das Bürgertum und die katholische Weltanschauung, 1928.

2) Le Mouvement des Idées dans l'Émigration française II (1924) S. 312f.

3) Selbst Dilthey: 'Dies ist der tiefste und wahrhaft tragische Punkt in der Lebensarbeit des Individuums. Das Ewige zu besitzen.' Briefwechsel zwischen W. D. und York von Wartenburg (1923) S. 47.

Man braucht sich gewiß und darf sich keiner Täuschung hingeben hinsichtlich der tiefgehenden Unterschiede in vielen Einzeldingen. Der Franzose strebt mehr, zergliedernd, ordnend, predigend, genießend in eine soziale Formwelt, die aber mit dem Hauch des Lebendigen zu erfüllen sein tiefster Wille ist. Es ist eine Verkennung, wenn man hier nur 'von vornherein fertig gemachte homunculi' am Werke sieht. Der Deutsche strebt mehr grübelnd, fühlend und handelnd in die vorsoziale Welt der Ursprünge. Er will nicht sowohl schauen, was ist, als erleben, was wird. Es ist aber eine Verkennung, will man in ihm nur das Chaotische, den formzertrümmernden Drang sehen. Der Geist des Meisters von Bamberg ist zwar bedroht in dem Flutungsgelände der Zeit. Er ist aber da und wird immer wirksamer werden, je mehr die Aussichtslosigkeit der rein nach innen hängenden, rein kämpferisch-katastrophischen Haltung erkannt wird. Wie der Franzose nicht ausschließlich in seinen Formen lebt und leben kann, so der Deutsche nicht ausschließlich in seinen Erlebnissen und Leistungen. Beide werden vielleicht bald schon an die allbelebende Macht des Geistes glauben lernen, die vor aller Politik und vor aller Wirtschaft, als daseiend anerkannt werden muß. Sie werden einsehen, daß sie sich finden müssen in einem Dritten, das das erste ist, in einem überhöhenden Gehalt, in einer verbindenden Substanz.

Bis nun ein wirklich anerkannter Kulturphilosoph uns sagen wird, wie die ineinandergewachsenen Elemente abendländischer Substanz sich zu neuer Einheit und Größe finden und uns so 'eine die Natur- und Geisteswissenschaften gleichmäßig durchdringende Ideenwelt' schafft, die 'mit sachlicher Überzeugungskraft die weitesten Kreise der Forscher bezwänge und durch sie die gebildete Menschheit überhaupt mit neuem Lebensblute füllte'[1]), können wir nur mühselig und geduldig auf dem Wege geistesgeschichtlicher Besinnung uns vorwärtstasten. Wenn nun auch nicht jedem der hohe Besitz, der heute mehr denn je neu zu erwerben ist, damit er lebendig vertreten werde, schon winkt, das eine kann und muß er tun: Er kann, von dem geistigen Ort der Deutschen ausgehend, möglichst unbefangen das Ganze des abendländischen Kultur, die innere Verflochtenheit und Einheitstendenz alles Geschehens und die große Verantwortung, die gerade auf dem Geistesarbeiter von heute lastet, ins Auge fassen. Niemand braucht zu erschrecken; denn es handelt sich zunächst nur um etwas guten Willen und eine kleine Umstellung des Blickes.

Wir bleiben alle Menschen, eingespannt in Alltag und stumpfmachende Notwendigkeit. Große Synthesen in der Wissenschaft und große Erlebnisse im Unterricht sind selten. Meist müssen wir uns begnügen, daß am Rande unserer Arbeit, vielleicht ganz ferne, ein schwaches Lichtlein leuchtet. Aber *daß* es leuchtet und daß wir von Zeit zu Zeit *hinsehen* und uns nicht durch Unkenrufe abseits in den Sumpf locken lassen, das ist das Entscheidende.

Ich bin des Glaubens, daß die stärkere Berücksichtigung der Geistesgeschichte als Voraussetzung jeder kulturkundlichen Besinnung sich zunächst an den Universitäten durchsetzen muß. Und alles drängt dahin, daß diese Geistesgeschichte

1) K. Stumpf, Philosophische Reden und Vorträge, 1910.



immer synthetischer, immer abendländischer sein wird. Hören wir zum Vergleich, was ein Jurist sagt: 'Gerade heute, wo dieser (gesamteuropäische) Kulturkreis den tiefsten Riß erhalten hat, erscheint es als eine dringliche und fruchtbringende Sache (durch Hinweis auf gesamteuropäische Kultur- und Rechtserscheinungen), das Wissen um die alte Kulturverbundenheit Europas an jedem geeigneten Punkte zu fördern.'[1]) Wie hier die Verfassungsentwicklung der europäischen Kulturvölker 'im Endergebnis als Zweig eines ganz Europa, schließlich sogar die ganze zivilisierte Welt überschattenden Baumes' dargestellt wird, so müßte insbesondere die geistes- und kulturgeschichtliche Entwicklung Deutschlands und Frankreichs zunächst einmal in ihrer unabtrennbaren Verflochtenheit vorurteilslos durchforscht und dargeboten werden. Dann käme etwas ganz anderes heraus als das Zerrbild, das Louis Reynaud uns vor einiger Zeit glaubhaft zu machen gesucht hat.[2]) Dann kämen im Ablauf und Rhythmus des gegenseitigen Schenkens die Mächtigkeit der ganzen abendländischen Kulturleistung zutage und die Größe der Gestalten, die dem stillen Ruf der Völker folgend, die einenden Worte gesprochen und die versöhnenden Gesten getan haben, die immer wieder das Verworrene entwirrten und anschaubar machten. Wenn Weltgeschichte im Rankeschen Sinn der dann und wann zu wiederholende Versuch ist, den Gemeinbesitz unserer menschlichen Erinnerungen für den modernen Gebrauch herzurichten, wenn wir mit Ph. A. Becker 'an eine immanente Evolution jeder Kulturarbeit' glauben, weil alle Kulturfaktoren organisch zusammengehalten werden und alles Kulturwirken geistbezogen ist[3]), dann ist heute das Durch- und Zusammendenken der deutsch-französischen Geistesgeschichte vielleicht die wichtigste Vorarbeit dazu. Und was täte uns auch für unsere Kulturkunde mehr not?

Was täte uns mehr not als Kulturkundler, die ganz deutsch und echt abendländisch gesinnt sind, die von der tiefinneren Einheit, Verwachsenheit und Geistbezogenheit alles Abendländischen und von der Ergänzungsbedürftigkeit alles Französisch-Deutschen überzeugt sind! Sie können alles Wertvolle mit ihren Schülern lesen. Es kommt nicht auf den Stoff sondern auf den Geist an, in dem er gedeutet und verlebendigt, auf die Linie, in die er hineingestellt, auf das Ganze, dem er zugeordnet wird. In der Stoffauswahl ist in den letzten Jahren ein erheblicher Fortschritt zu verzeichnen, und bald werden auch die Hilfsmittel zur Hand sein, die jeden Gutgewillten instandsetzen, durch geistesgeschichtlich vertiefte Lektüre Kulturkunde in dem aufgewiesenen organischen Sinn zu treiben.

---

1) R. Hübner, Wert und Bedeutung der Vorlesung über deutsche Rechtsgeschichte (1923).

2) Les Origines de l'influence française en Allemagne. I. L'offensive politique et sociale de la France (1913). Histoire générale de l'influence française en Allemagne ([3]1924). Le Romantisme. Les origines Anglo-Germaniques (1926).

3) Aus Frankreichs Frührenaissance (1927), Vorwort.

BERICHTE

ALTERTUMSKUNDE

Von Johannes Ilberg

Dem Rahmen des unter der Leitung von *Walter Otto* in der Erneuerung begriffenen '*Handbuchs der Altertumswissenschaft*' werden den Fortschritten dieser Wissenschaft entsprechend eine Reihe weiterer Teile eingefügt, die besonderes Interesse hervorrufen. Jüngst ist der Band 'Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer' ausgegeben worden(1), der Autoritäten ersten Ranges verdankt wird, Johannes Kromayer und dem im Dienste seiner Forschung vor dem Erscheinen des Werkes auf kleinasiatischem Boden von Räuberhänden erschlagenen Georg Veith, weiland Obersten im k. u. k. Heere. Wie große Verdienste sich beide, mit den antiken Kriegsschauplätzen durch Autopsie vertraut, durch zahlreiche Einzeluntersuchungen und deren Krönung durch die Hauptwerke 'Antike Schlachtfelder' und 'Schlachten-Atlas zur antiken Kriegsgeschichte' erworben haben, ist bekannt. Nun bieten sie die Gesamtschilderung auf Grund jahrzehntelanger Arbeiten in übersichtlicher und fesselnder Form. Der Hauptteil der griechischen Abteilung stammt von Kromayer (Einleitung und Quellen, Organisation und Taktik, Strategie); ergänzende Abschnitte sind von den bewährten Spezialisten A. Köster (Seekriegswesen) und E. Schramm, sächsischem Generalleutnant a. D. (Poliorketik) hinzugefügt. Vom zweiten Teile 'Die Römer' wird Veith die Hälfte verdankt (Die Zeit des Milizheeres); die andere (Die Zeit des stehenden Heeres) hat der österreichische Oberstleutnant a. D. E. v. Nischer verfaßt, Köster und v. Nischer zeichnen gemeinsam für einen kurzen Schlußabschnitt (Das Seekriegswesen bei den Römern). Sorgfältige Sach- und Namenverzeichnisse sowie ein Nachweis der 149 Abbildungen sind beigegeben.

Was auf diese Weise durch straffe Zusammenarbeit des Historikers, des Archäologen und der drei Offiziere geleistet worden ist, verdient hohe Anerkennung. Gerade die Verbindung philologisch-historischer Methode mit moderner Fachkenntnis ist auch auf diesem Gebiet für den Erfolg entscheidend gewesen. Dabei ist das Ganze nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführt. Grundverschieden zwar hat sich griechisches und römisches Wesen auch im Kriege gezeigt; in einer einleitenden glänzenden Charakteristik dieses Gegensatzes sagt Veith: 'Der griechische Krieger blieb gewissermaßen auch in der Schlachtfront der uniformierte Zivilist, der römische Bauer auch hinter dem Pfluge der zeitlich beurlaubte Soldat.' Ferner hat sich das Heerwesen in den beiden Ländern insofern nach entgegengesetzten Richtungen entwickelt, als es in Griechenland einschließlich Makedoniens und der Diadochenstaaten, von einer Fülle schöpferischer Ideen gefördert, vom Einfachen zur kompliziertesten Ausbildung der Spezialwaffen fortschritt, während Rom, die Differenzierung ursprünglich gleichberechtigter Truppengattungen einschränkend, sich durch Vereinfachung die furchtbare, vielseitig verwendbare Haupt- und Einheitswaffe der *Legion* schuf, mit der es sein Imperium aufrichtete und erhielt. Demgegenüber weist Kromayer auf einen ebenso unverkennbaren Parallelismus auf beiden Entwicklungsgebieten hin, wie das Volk in Waffen, ein Milizheer, hier wie dort zum Berufsheer gestaltet wird und sich ein Soldaten- oder Söldnerstand bildet. Um nun den Vergleich dieser kultur- und gesamtgeschichtlich bedeutsamen Vorgänge im einzelnen zu ermöglichen, ist die Anordnung des Stoffes innerhalb aller Teile

des Fünfmännerwerkes in möglichst übereinstimmender Weise erfolgt, was einen Hauptvorzug für die Orientierung in dem umfänglichen Bande ausmacht.

In unsern Tagen eines internationalen Kriegsächtungspaktes mag wohl manchem die subtile, mit kühler Wissenschaftlichkeit geführte Forschung, in welch raffinierter Weise vor Jahrtausenden die Völker erbarmungslos aufeinander losgeschlagen haben, als eine Sache ohne irgendwelchen Gegenwartswert erscheinen. Ist sie das in der Tat? Und wird man es nur als ein Symptom unsrer unausrottbaren militaristischen Einstellung ansehen, daß gerade deutsche und österreichische Gelehrte das beste Buch über Heerwesen und Kriegführung der Antike verfaßt haben? Utilitaristen und Pazifisten dürfte eine solche Beurteilung nicht fern liegen; sie an dieser Stelle zu widerlegen, wäre nicht am Platze. Schwerlich gibt es eine Betätigung im Völkerleben, die für einen Staat und die Art seiner Angehörigen so bezeichnend ist wie die des Waffendienstes in Angriff und Verteidigung, der die Nation je nach ihrer Verfassung und Politik mehr oder weniger in Bewegung setzt und den genialen Organisator, Taktiker und Strategen emporhebt oder vermissen läßt. Zur Charakteristik des Volkstypus und seiner Fähigkeiten oder Mängel im Auf- und Abstieg wie auch der großen Heerführer und Staatsmänner liefert deshalb das vorliegende Buch reiches Material, und die jedem Abschnitt vorausgeschickten geschichtlichen Überblicke sind besonders beachtenswert; man sehe z. B. auch die klare strategische Schilderung der verwickelten Diadochenkriege durch Kromayer (S. 158—163). Welche Höhepunkte der Taktik und Kriegstechnik im Altertum erreicht worden sind, wird von den Verfassern gern hervorgehoben: Dionysios I., der Meister des Belagerungskrieges (S. 72); Epaminondas, der größte Taktiker der Griechen, Lehrmeister Philipps, Alexanders und seiner Nachfolger (S. 94f.); die Belagerung von Tyros i. J. 332, 'was Energie und Schneid des Angriffs betrifft, von keiner anderen Belagerung der Weltgeschichte übertroffen' (Schramm, S. 218); die nie wieder erreichte Blütezeit der Torsionsgeschütze in der Diadochenzeit (S. 209); das römisch-spanische Schwert, 'vielleicht die in ihrer Art vollkommenste Waffe aller Zeiten' (Veith, S. 325); das Pilum, 'eine Präzisionswaffe sondergleichen' (ebd.); Cäsars Rheinbrücke, unzweifelhaft eine der größten Taten der Kriegstechnik (S. 451). Man sieht, an Liebe zur Sache hat es den Verfassern nicht gefehlt; Schramm, der frühere Artillerieoffizier, schließt seine Poliorketik (S. 243): 'In Summa erfüllt uns das Studium dieser Kriegsschriftsteller mit Staunen, mit Hochachtung, ja mit Begeisterung.'

Kromayers gründlich durchgearbeiteter Anteil (S. 1—162) ist ein Muster von übersichtlicher Geschlossenheit. Organisation und Taktik bei den Griechen sind wohldisponiert in der Abfolge der einzelnen Entwicklungsperioden behandelt, deren jede einen besonderen Abschnitt umfaßt, die Strategie der Griechen und Makedonier aber in einem Zuge dargestellt worden. 'Niederwerfungs'- und 'Ermüdungsstrategie', die beiden auf Clausewitz und Delbrück zurückgehenden Schlagwörter der Kriegswissenschaft, sind in ihrer Anwendung auf Feldherren und ihre Methoden von Kromayer näher bestimmt worden (S. 147f.). Diese Grundbegriffe, vor deren einseitiger Konstatierung er warnt, treten bei ihm häufig in den Vordergrund: die Ermüdungsstrategie des Perikles im Peloponnesischen Kriege, Lysanders in dessen späterem Verlauf, die bei Agesilaos in Kleinasien zur 'schamlosesten Räuberhauptmannsstrategie' ausartet; dagegen die Niederwerfungsstrategie des Kimon, Brasidas, Epaminondas, Philipps und vor allem Alexanders des Großen (S. 153ff.).

Als besondere Literaturgattung tritt auch die Kriegswissenschaft zuerst bei den Griechen auf, und zwar unter dem Einfluß der Sophisten und des Sokrates; ihr erster systematischer Bearbeiter war der Stymphalier Aineias, von dessen umfangreicher

Strategik bekanntlich nur ein Teil über Städteverteidigung erhalten ist. Ob in einem der verlorenen Bücher auch der Seekrieg behandelt war, wissen wir nicht, von der Poliorketik steht es fest. Beide Spezialgebiete sind in unserm Werke, wie oben erwähnt, gesondert behandelt. Kösters 'Seekriegswesen bei den Griechen' (S. 163—208) gibt in modifizierter, kürzerer Fassung inhaltlich den entsprechenden Teil seines schätzbaren Buches 'Das antike Seewesen' (1923), über das N. Jahrb. 1925 S. 418f. berichtet ist. Er findet, daß die antike Seekriegsstrategie noch kaum wissenschaftlich untersucht worden ist (S. 192) und auch die Bedeutung der griechischen Marine für die Geschichte im Zusammenhang noch nicht behandelt war (S. 203). — E. Schramms 'Poliorketik' (S. 209—245) hätte heute kein anderer schreiben können. Seine Rekonstruktionen der antiken Geschütze der Saalburg, die gemeinschaftlich mit Diels ausgeführte Bearbeitung von Texten Herons und Philons (Abh. d. Berl. Akad. 1918/19), sein Bericht über eine Besichtigung der Befestigungen von Syrakus und Selinus (Röm. Mitt. 1925) sind die hauptsächlichen Vorarbeiten des gegenwärtig bedeutendsten Fachmannes der Befestigungs- und Belagerungskunst im Altertum. Diese selbst gehört zu den interessantesten Partien der Kriegsgeschichte. Sie wird völlig von griechischer Erfindungsgabe beherrscht und erreicht eine bewundernswerte Ausbildung, wie überhaupt die praktischen Wissenschaften und die antike Technik insbesondere, im hellenistischen Zeitalter. Die Konstruktion von Festungswerken, Widderschildkröten, Geschützen mannigfacher Art, Wandeltürmen (Helepolen) usw. beschreibt der sachkundige Artillerist bis ins einzelne und veranschaulicht sie durch 46 Abbildungen. Von den Römern ist griechischer Festungs- und Geschützbau mit geringen Änderungen einfach übernommen worden, ohne daß die Leistungsfähigkeit der Torsionsgeschütze auf der Höhe geblieben wäre. Schramm versagt es sich nicht, dieser Tatsache aus dem Eingang von Ciceros Tuskulanen die überhebliche Behauptung gegenüberzustellen: '*omnia nostros aut invenisse per se sapientius quam Graecos aut accepta ab illis fecisse meliora, quae quidem digna statuissent in quibus elaborarent.*'

Was man nun wirklich in Rom der stetigen 'Ausbildung für würdig befunden hat', war das Heerwesen der Republik und der Kaiserzeit. Bei dem ungeheuren Umfang der modernen Fachliteratur darüber, der im umgekehrten Verhältnis steht zur Mangelhaftigkeit der antiken Überlieferung, muß es als ein besonderes Verdienst Veiths bezeichnet werden, daß er die großen Zusammenhänge, unter steter Hervorhebung des Hypothetischen deutlich herausgestellt hat. Sein Anteil umfaßt die wechselvollen Jahrhunderte des römischen 'Milizheeres' der Republik, wie wir es nach der dunkeln Frühzeit von einer älteren Manipulartaktik (S. 288—376) zur vollendeten Kohortentaktik der cäsarianischen Epoche (S. 376—454) fortschreiten sehen. Die Schilderung der historischen Entwicklung zur Manipularlegion ist ein ausgezeichnetes Kapitel; die staatsrechtlichen Ausnahmeverhältnisse des hannibalischen Krieges, der von Scipio, 'dem ersten römischen Feldherrn an sich' entschieden wurde, dem Schöpfer der ersten römischen Berufsarmee, entwickelt uns der Verfasser ebenso wie auf Grund seines 'Schlachtenatlasses' die scipionischen Neuerungen taktischer Art. Nicht minder lichtvoll ist der Übergang zur Kohortentaktik durch die sog. 'Marianische Reform' beschrieben, wodurch die Legion aus einem Armeekörper zu einem Truppenkörper gemacht wurde und nunmehr als Symbol ihres neuen Korpsgeistes den Adler als Feldzeichen erhielt. Die politische Begründung der militärischen Reform verdient vornehmlich Beachtung. Selbst Cäsar brauchte das von Marius übernommene Kriegsinstrument in keinem wesentlichen Punkte umzugestalten. Mit einem Kapitel über die Strategie der Milizzeit (S. 454—469) schließt Veiths Mitarbeit ab. Auf die Unmasse systematisch geordneter

Einzelheiten im Vorangehenden folgt damit noch einmal ein großzügiger Überblick, der die zähe Energie des römischen Volkes aufs deutlichste erkennen läßt, das *debellare*, seine oft auf lange Sicht berechnete Vernichtungsstrategie, und der uns am Ende auf den durch Cäsar erreichten Gipfel der römischen Kriegskunst emporführt — es ist das letzte Wort des auf dem Schlachtfelde von Zela schändlich ermordeten Forschers.

Die von Veiths Kameraden E. v. Nischer behandelte Zeit des homogenen stehenden Heeres der Augusteischen Epoche (S. 473—568) und des differenzierten der Konstantinischen (S. 568—609) wird neben den reichlichen Zeugnissen der Geschichtschreiber, bis auf Severus Alexander namentlich des Cassius Dio, und der späten Zusammenstellungen der Notitia dignitatum ausgiebig durch das Corpus Inscriptionum Latinarum und die Ergebnisse der Archäologie erhellt, die alljährlich Neues lehren. Die vielumfassende, bis ins kleinste sorgfältige Arbeit bildet eine Fundgrube für den Historiker. Wir heben die auf fünf Garnisonskarten (Abb. 145—149) verzeichnete Verteilung der Legionen während verschiedener Perioden hervor; sie liegen in den Grenzprovinzen verteilt, unter Augustus und Tiberius 25, durch Septimius Severus und vor allem nach der Heeresreorganisation Diokletians (der v. Nischer im Verhältnis zur Konstantinischen besondere Studien gewidmet hat) erhöht sich die Zahl. Zwei Kapitel (S. 540ff., 593ff.) und mehrere Grundrisse (Abb. 132—135) unterrichten über die Marsch- und Standlager der Kaiserzeit. Ein längeres (S. 553—564) ist der Reichsbefestigung gewidmet, dem Limes. Der Verfasser beschreibt ihn in seinem Gesamtverlauf über drei Erdteile von Britannien an über Obergermanien, Rätien, die Donauprovinzen, längs der wechselnden Grenzen im Orient und in Afrika. Wichtig ist die Reform Konstantins, des genialsten, in der Anlage seiner Feldzüge mit Cäsar vergleichbaren Feldherrn seiner Epoche. Er führt große Veränderungen in der Ergänzung, Bewaffnung, Organisation und Taktik des Heeres ein. Neben den stabilen Besatzungstruppen an den Grenzen (mit den alten Bezeichnungen) schafft er als Reserve mobile Feldheere; der Reiterkampf hat eine immer höhere Bedeutung erlangt. Die Zahl der gesamten römischen Wehrmacht für jene Zeit mit einiger Sicherheit zu errechnen, scheint kaum möglich; v. Nischer veranschlagt sie bei Annahme voller Stärke für sämtliche Truppenkörper zu Lande und zur See auf eine Million. Der Schlußteil: 'Das Seekriegswesen bei den Römern' von Köster (S. 609—626) konnte nur eine kurze Coda sein, da sie auf dem Meere nie heimisch geworden sind und ihre Marine von Anbeginn nur die Rolle des 'Aschenbrödels' gespielt hat, wie der Verfasser sich ausdrückt. Vor Ausbruch des ersten Punischen Krieges durften karthagische Unterhändler noch äußern, ohne Karthagos Erlaubnis könnten sich die Römer nicht einmal die Hände im Meere waschen (Diod. XXIII 2); die Not hat sie dann freilich zum Seekampf gezwungen, den sie auf ihre Art zu führen lernten, so daß schließlich sogar der entscheidende Wendepunkt ihrer Geschichte durch eine welthistorische Seeschlacht herbeigeführt worden ist. Der siegreiche Admiral M. Agrippa, 'Roms erster und größter eigentlicher Seeheld', organisierte dann die kaiserliche Flotte; doch hören wir während der Kaiserzeit nichts von größeren Unternehmungen bis auf Konstantin, der sich i. J. 325 infolge eines siegreichen Vorstoßes seiner Flotte durch den Hellespont in den Besitz von Byzanz setzen konnte.

Das Verhältnis der griechischen Dichtung zur bildenden Kunst ist nicht nur von jeher Gegenstand theoretisch-ästhetischer Betrachtung gewesen, sondern bietet auch eine Grundlage, auf der für beide Gebiete durch wechselseitige Erhellung bedeutende Ergebnisse inhaltlicher und formeller Art gewonnen werden können. Diesen Studien hat vor allem Carl Roberts 'Bild und Lied' (1881) kräftigen Anstoß gegeben, und im

letzten Menschenalter ist die '*philologie archéologique*', wie sie von Edmond Pottier genannt worden ist, nicht nur in Deutschland lebhaft betrieben worden. Der Berichterstatter erinnert sich, daß selbst ein so künstlerisch gerichteter Philolog wie Otto Ribbeck die Archäologie nur als 'Ornament' seiner Wissenschaft gelten lassen wollte; sie hat sich aber als ein wesentlicher Bestandteil der Altertumswissenschaft vor unsern Augen entwickelt, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß der Bonner Philologenschule, des Zusammenwirkens der Dioskuren Buecheler und Usener mit Reinhard Kekule und seinem Nachfolger Georg Loeschcke. Es ist ganz folgerichtig, daß die Behandlung der griechischen Kunst im II. Bande von Gercke-Nordens 'Einleitung' durch Franz Winter, der die alte Bonner Tradition fortzusetzen berufen war, mit einem Kapitel 'Parallelerscheinungen der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst' beschlossen wird (zuerst erschienen in diesen Jahrbüchern 1909 XXIII 681), das vor allem eine Verwandtschaft des künstlerischen Gestaltens der älteren Lyriker und der großen Tragiker mit dem Geiste der gleichzeitigen Skulptur in feinsinnigen Beobachtungen darlegt.

Ein gewichtiges Werk philologisch-archäologischer Synthese veröffentlicht der Schüler Girards und Pottiers Louis Séchan: 'Études sur la tragédie grecque dans ses rapports avec la céramique' (2). Er hat alles herangezogen und sorgfältig verarbeitet, was für die vollständig erhaltenen Tragödien und die Fragmente der verlorenen aus dem Gebiete der Vasenmalerei von Wichtigkeit ist und was andrerseits aus den Texten zur Erklärung und Würdigung der Vasenbilder dienen kann. Eine hervorragende Leistung, durchgeführt mit ausgebreiteter Kenntnis der Schriftquellen und Monumente wie der reichen modernen Literatur (der Journ. of Hell. Stud. 1927, 303 ihm gemachte Vorwurf ist unbegreiflich), vertrauenerweckend durch gesundes Urteil. Die Anlage des starken Bandes ist von großer Übersichtlichkeit, zum Vorteil für den Benutzer, der sich aus diesem Thesaurus über Einzelfragen unterrichten will. Fünf Kapitel allgemeinen Inhalts eröffnen ihn (S. 3—60): L'art et la littérature en Grèce, Influence de l'art sur la poésie, Influence de la poésie sur l'art, Le théâtre et les vases peints, La philologie archéologique. Es versteht sich, daß sich das Urteil über die Beziehungen der beiden Kunstgattungen aus gewissen prinzipiellen Grundsätzen und einer Unmenge von Einzelbeobachtungen zusammensetzt, wobei man freilich nicht aus dem Auge verlieren soll, daß nicht selten statt der Annahme des unmittelbaren Einflusses eines bestimmten Liedes auf das Bild oder umgekehrt Volksanschauung und ungeschriebene Sage, dem Archetypus einer Handschrift vergleichbar, nach beiden Seiten wirksam gewesen sein kann. Robert hat bekanntlich im IV. Exkurs zu 'Bild und Lied' die Abhängigkeitshypothesen der Vaseninterpretation einer Einschränkung unterworfen, indem er darlegte, daß stoffliche Einwirkung des attischen Dramas auf die Vasenmalerei strengen Stiles im V. Jahrhundert unerwiesen sei. Séchan findet, wie seitdem auch andere, Roberts These zu weitgehend, betont jedoch selbstverständlich, daß wie auf andern Gebieten der Kunst auch auf diesem die Tragödie erst im IV. Jahrhundert eine souveräne Rolle übernahm. Er sieht seine Aufgabe in der Verbindung philologischer und archäologischer Forschung und hat in seinem Werke den ersten weitumfassenden Versuch gemacht, auf dem gewaltigen Trümmerfelde der Tragikerfragmente mit Hilfe der massenhaft erhaltenen Reste eines einzigartigen Kunsthandwerks Wege der Rekonstruierung zu finden.

Die Stoffeinteilung ist einfach; sie ist durch die drei Tragiker gegeben, ihre Werke werden in alphabetischer Reihenfolge behandelt wie die Fragmente in Naucks Sammlung. Von Aischylos kommen in Betracht die Orestie, die Lykurgie und sieben verlorene

Einzeldramen. Antigone, Elektra, Oidipus und Trachinierinnen des Sophokles zeigen weniger Reflexe auf den Vasenbildern, als man erwarten sollte; eine längere Reihe wird mit Hilfe der Fragmente für elf Sophokleische Tragödien herangezogen. Bei weitem die größte Ausbeute liefert natürlich Euripides, viel mehr als die beiden älteren Tragiker zusammengenommen; man sieht auch hier, daß die Heldensage in seiner Prägung nach Inhalt und Form auf das IV. Jahrhundert mit außerordentlicher Stärke eingewirkt hat. Wir besitzen Vasenbilder, die auf Szenen aus Alkestis, Andromache, den Bakchen, Hekabe, Hippolytos, Ion, den beiden Iphigenien, Medeia, den Phoinikerinnen zurückgehen; eine noch größere Anzahl weist auf siebzehn der verlorenen Tragödien des Dichters. Seit Welcker in der 'Äschyleischen Trilogie Prometheus' und in den 'Griechischen Tragödien' seine genialen Rekonstruktionen versucht hatte, ist durch die Fortschritte der Altertumswissenschaft vieles umgestaltet und ergänzt worden, mit wechselndem Glück. Séchan widmet jedem einzelnen Drama eine in sich geschlossene Abhandlung mit eingehender Diskussion der schwebenden Fragen und neun Appendices (S. 583 bis 606). Die 'Conclusion' in fünf Kapiteln (S. 521—579) zieht die Summe. Sie betont mit Vorsicht das hypothetische Element des Themas, bringt Beispiele dafür und erinnert daran, daß man die Namen von mehr als 140 tragischen Dichtern kenne, von deren untergegangenen Stücken manche vielleicht als Vorbilder unerkannt bleiben müssen. Ausführlich wird der Einfluß des Theaters auf die Vasenbilder besprochen und abgegrenzt, der Kostüme und szenischen Einrichtungen. Wie die Maske, fehlt im Bilde auch der Kothurn, woraus auf seine Nichtverwendung im IV. Jahrh. zu schließen der Verfasser (mit Bethe) für unerlaubt hält. Getreue Wiedergabe einzelner Szenen darf nicht durchweg vorausgesetzt werden, da das Kunsthandwerk eignen Gesetzen folgt. Eindrücken der Aufführungen, namentlich berühmter Stücke, darf man im allgemeinen die Nachwirkung nicht absprechen, solche der großen Kunst sind nachweisbar, literarische aber abzulehnen. Maßgebend als vermittelndes Element bleibt die 'conscience mythique' der Epoche; sie breitet sich im Hellenismus immer weiter aus als Trägerin einer Gesamtkultur, die auch der römischen Tragödie das Leben geschenkt hat. — Die zahlreichen Abbildungen des Bandes sind meist anspruchslos, zum guten Teil nachgezeichnet; einige lassen allerdings die Feinheit des Originals nicht ahnen (vgl. z. B. den apulischen Krater Fig. 108, S. 371 mit Studniczka, 'Artemis und Iphigenie', Abb. 34, S. 51).

Zugunsten des einstmals hartbefehdeten und seit Jahrzehnten fast vergessenen Basler Rechts- und Religionshistorikers Johann Jacob Bachofen (1815—1887), des Entdeckers des Mutterrechtes, hat seit einiger Zeit eine durch Ludwig Klages angeregte, von Alfred Baeumler, C. A. Bernoulli und manchen anderen fortgeführte Bewegung eingesetzt, die für eine bestimmte moderne Richtung der Altertums- und insbesondere der Religionswissenschaft charakteristisch ist. Unbefriedigt von sachlicher Tatsachenforschung, eine '*ars quaedam nesciendi*' verwerfend, sucht man mit dem Aufgebot tieferer Seelenkräfte vor- und urzeitliche Anschauungen und Zustände divinatorisch zu erfassen; 'symbolpsychologische Ahnungen', 'intuitive Symbolschauungen' sollen an Stelle der für unzureichend erklärten Mittel der engen 'Zunftwissenschaft', wie man zu sagen pflegt, zur wahren Erkenntnis führen; jene Fachgenossen, 'bei denen das Organ für das imaginäre Irrationale mehr oder weniger unverkümmert regsam blieb', werden zu Stellungnahme und Bundesgenossenschaft aufgerufen. Als Seelenführer zu solch gelehrtem Mystizismus gilt nun auch der von den beiden letzten Philologengenerationen abgelehnte und fast gänzlich totgeschwiegene Bachofen. In der 'Urreligion

und antike Symbole' betitelten dreibändigen Auswahl seiner Werke (Leipzig, Reclam o. J. [1926]) urteilt über ihn der Herausgeber Bernoulli: 'Wenn die zuständige Altertumswissenschaft durchaus Bachofen von ihren Gefilden ausweisen muß, dann geschieht es nicht anders, als daß er über ihr thront! Er ... wird fortan von denen gehört werden, denen eine unmittelbar berauschte Erfühlung der Antike über alle feste Befunde hinweg nicht länger eine gemiedene Hintertreppe bleibt, sondern das im Mittelgrunde ragende goldene Tor.' Des herausfordernd also Gepriesenen wirkliches Verdienst um die Altertumswissenschaft, seine phantasiereiche Versenkung in das innere Leben der Vergangenheit gegenüber einer von ihm als seelenlos verachteten nüchtern ausschließlichen Tatsachenforschung in streng disziplinierter Methode soll man ihm nicht grundsätzlich absprechen. Doch liegt diese Einstellung auch den besten Vertretern unserer heutigen Wissenschaft wahrhaftig nicht so fern, wie man glauben machen möchte; nur daß sie uns lehren, jenes 'goldne Tor' der Erkenntnis sei nicht auf schimmernder Zauberbrücke zu erreichen, die eine leidenschaftliche Psyche vorspiegeln mag, sondern nur in mühsamem Aufstieg auf festem Boden.

Wir erachten es nicht für unsre Aufgabe, der lebhaft betriebenen Renaissance des Basler Gelehrten das Wort zu reden und die kürzlich neuaufgelegten Werke einzeln zu würdigen. Eine Ausnahme scheint uns aber seine jüngst aus dem Nachlaß herausgegebene 'Griechische Reise' vom Frühjahr 1851 zu fordern(3). Man liest dieses Buch mit dankbarer Freude, wenn es auch ein Torso geblieben ist: die Fahrt von Basel bis Patras wird nur in den kurzen Sätzen des Tagebuchs beschrieben; ausgearbeitet sind die sieben Kapitel: Patras, Megara, Korinth, Mykene, Argos, Hieron Aesculapii, Lerna; das Journal vom Übertritt nach Arkadien an bis zur Rückkehr nach Athen ist weggelassen, obwohl man wenigstens die Reiseroute gern erfahren hätte, falls es sich zur Veröffentlichung nicht eignet. Nun ist ja kein Mangel an Schilderungen Griechenlands durch deutsche Reisende bis zu unsern Tagen, auch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie das Buch von Bachofens Basler Landsmann Wilhelm Vischer oder Hermann Hettners 'Griechische Reiseskizzen', die auf fast gleichzeitigen Eindrücken beruhen. Doch bietet es nicht geringen Reiz, Landschaften und Leute, Gegenwart und Vergangenheit von Hellas auch durch das Temperament eines andersgerichteten bedeutenden Mannes zu sehen, der sich hier von einer seiner besten Seiten zeigt. Daß Bachofen sich auf 'geschichtliche Naturkunde' verstand, hatte er bereits in der Einleitung zu seiner unvollendeten 'Geschichte der Römer' gezeigt, in der er die Campagna schildert. Was er lebendig vor Augen sah auf mühevoller Wanderfahrt durch ein damals erst vor wenigen Jahren der Barbarei entrissenes Land und was sich ihm aus fernster Vergangenheit zu enthüllen schien von Völkerschicksal und Gottesglauben. lesen wir mit Meisterschaft wiedergegeben. Wem glückliche eigne Erinnerung an Natur und Menschenwerk der beschriebenen Gegenden zu Gebote steht, wird die scharfblickende und zugleich künstlerische Aufnahmefähigkeit des Reisenden anerkennen. Wie weiß er das wundervolle Bild von Akrokorinth aus festzuhalten oder die öde Gebirgswelt von Mykenai, den weitumfassenden Blick auf der argivischen Larissa, den wald- und bergumschlossenen lieblichen Talgrund des Asklepios bei Epidauros! Wie fein beobachtet und getreu gezeichnet sind zahlreiche malerische Szenen der einzelnen Reisestationen, sei es im großen Gefängnis von Patras, im primitiven Chani zu Megara, am belebten Hafen von Kalamaki, im Marktgetümmel von Korinth oder beim unheimlichen Nachtlager in Myli am Lernäischen Sumpf. Und doch verrät sich geheime Zerrissenheit: 'nutzlos wie mein eigenes Leben' entringt sich einmal seiner Brust. Man ahnt, daß Tod und Vergänglichkeit den unermüdlichen Wanderer innerlich dauernd beschäf-

tigen. 'Der Besuch klassischer Länder ist eine wahre Totenschau', ruft er in einer tiefempfundenen Betrachtung aus (S. 94). Grabanlagen fesseln seine Aufmerksamkeit immer ganz besonders, denn 'in seinen Gräbern ist das Altertum am größten' (S. 117). Wie gern er aber ihren Spuren auch nachgeht und tiefe Symbolik aus ihnen zu enträtseln strebt, Ausgrabungen sind diesem Romantiker ein Greuel: 'Besser, wenn sie niemand berührt. Mir ist diese Grabschänderei in tiefster Seele verhaßt, denn kein Zweck irgendeiner Art kann sie von der Ruchlosigkeit befreien, die auf ihr ruht' (S.118). So ruft er in Mykenai, dreiundzwanzig Jahre vor Schliemann, widerspruchsvoll im Munde des eifrigen Sammlers einschlägiger Antiquitäten und Verfassers der 'Gräbersymbolik der Alten'. Im Hieron des Asklepios, das damals unausgegraben vor ihm lag, äußert er: 'Wer könnte Vergnügen daran finden, Trümmern ihre alten Bezeichnungen zu sichern? ... Pausanias gibt alle wünschbare Aufklärung', und dennoch kann man keine wahrer empfundene Schilderung des heiligen Bezirks mit seinem berühmten Theater lesen als die seinige. Bachofen war eine lautere, tiefreligiöse Natur, dessen Schicksal in der Geistesgeschichte des vorigen Jahrhunderts man in vieler Hinsicht beklagen mag; es war aber unvermeidlich, sollte die Altertumswissenschaft nicht auf die gefährlichsten Abwege geraten. Sein im Auftrag der Basler Universitätsbibliothek herausgegebnes Griechisches Reisebuch verdient ein besseres Los. Es enthält so viel Schönes und Richtiges des unmittelbar Geschauten und großzügig Gedachten in edler Sprache, daß wir den Verfasser, ganz abgesehen von einstigen wissenschaftlichen Irrungen, hochachten und lieben lernen.

Der von dem Leipziger Religionshistoriker H. Haas herausgegebene, bisher durch zwölf Lieferungen rühmlich bekannte 'Bilderatlas zur Religionsgeschichte' hat mit der Doppellieferung 13/14 'Die Religion der Griechen', deren Auswahl und Text dem Archäologen Andreas Rumpf verdankt wird, eine vortreffliche Fortsetzung erhalten(4). Auf mehr als 200 guten Abbildungen sehen wir Charakter und Entwicklung hellenischen Götterglaubens vorgeführt, und zwar sind absichtlich großenteils solche Denkmäler einbezogen, die, obwohl nur dem Fachmann bekannt und ihm leicht zugänglich, für eine tiefere Erkenntnis des Griechentums besondere Wichtigkeit haben. In gedrängter Form behandeln die einleitenden Abschnitte Kultsymbole und Götterbilder, Kultstätten, Weihgeschenke, Kulthandlungen und Opfer, Hochzeits- und Bestattungsgebräuche, Weissagung und Aberglauben. Auf Literaturangaben ist verzichtet, aber leicht erkennt man die Vertrautheit des Verfassers mit den einschlägigen Fragen und schätzt sein richtiges Urteil. Unter den Einzelbildern, die als reiches Belegmaterial auf 80 Tafeln geboten werden, finden sich kurze Erklärungen des jeweils Dargestellten und Angaben über Aufbewahrungsort und Publikationsstelle der Originale. Das Heft zeugt von ausgebreiteter Monumentenkenntnis; es wird dem Studium hellenischer Kultur und Volkskunde, ebenso wie die vorangegangenen auf ihren verschiedenen Gebieten, die besten Dienste leisten.

Im J. 1922 erschienen Otto Kerns 'Orphicorum fragmenta', ein durch Jahrzehnte zielbewußter Arbeit gereiftes Werk, eine Zusammenfassung kritisch gesichteter und durchdachter Religionsurkunden, ein Buch, das zu dem Kenner dieses ganzen Wesens in eindrucksvoller Sprache redete; vernahm er doch daraus Laute eines zum Teil ungriechischen neuen Glaubens, oft in Furcht und Zittern hervorgestoßen, nicht selten aber auch voll beseligender Hoffnung; noch häufiger jedoch murmelte hier drohend abergläubische Priesterweisheit. An eine weit größere Gemeinde wendet sich Kerns

neues, gewaltig umfassendes Werk über 'Die Religion der Griechen'(5), dessen 1. Band uns vorliegt. Es ist ein Alterswerk im besten Sinne, eine Höhe langen, langen Sinnens, Erkennens, Schaffens bezeichnend, ein Versuch, aus einer Fülle von Ausgangspunkten hervor dem religiösen Empfinden der Hellenen, dem stärksten Bewußtseinskomplex der tiefen Griechenseele, näher zu kommen. Denn nicht das emsige Studium der Kulte, nicht Göttergeographie, nicht religionsgeschichtliche Statistik, auch nicht umfassend durchgeführte Völkerpsychologie leiten uns auf getrennten Wegen zu jenem Heiligtum des Hellenenwesens. Stärker als auf anderen Gebieten der Altertumskunde gilt hier ein Zusammenschauen und, soweit es wenigstens für einzelne Staaten dieses weiten Landes möglich ist, eine Überschau; Breite und Tiefe gilt es. Diese Grundlagen zeigt der bisher erschienene 1. Teil des auf 3 Bände berechneten Werkes. Zeuge dafür sind schon die Titel der 12 Kapitel: Die Anfänge religiösen Lebens in der Aigaiis; die Mächte der Erde; die Entwickelung des Anthropomorphismus; Religion und Ort; Götter und Heilige; namenlose Götter; die Anfänge der Mysterien; der Kultus; der Sieg der olympischen Zeusreligion; Götterwanderungen; Hesiodos von Askra; Eusebeia. Das sind nicht etwa Ideen zur Geschichte der griechischen Religion; wir haben hier vielmehr ein System von Wegen, die alle zu einer Erkenntnis führen sollen.

Mit vollem Recht hat auch Kern nach den Faktoren der Religion überhaupt gefragt und danach seine Erkenntnisse auf die Griechen angewendet, die ja auch aus primitiven Eindrücken ein so eigenartiges Sonderleben gerade ihrer Religion entwickelt haben. Sehr treffend glaubt er demnach nicht mehr, wie man solange bis an die Schwelle der neuesten Zeit getan, an eine einzige Wurzel aller Religionen, sondern sieht verschiedenste Kräfte zu einer Erscheinung zusammenwirken, u. a. den Eindruck des Übermenschlichen, wofür gut das Zeugnis eines antiken Betrachters, Senecas (Epist. IV 12, 3), zitiert wird, dem ich allerdings ergänzend noch die nüchternere Furchttheorie der Sophistik zur Seite stellen möchte. Aber einerlei: die primitive griechische Religion mit ihren Fetischen, die sehr richtig nicht einfach aus dem Orient abgeleitet werden, mit den dunklen Mächten der Erde, mit dem Anthropomorphismus (vgl. z. B. S. 22f. die 'Throne' der Götter), erhält eine ganz ausgezeichnete Darstellung, verwurzelt in vielen früheren Studien des Verfassers. Auch die vorgriechischen Gottheiten treten dabei in helleres Licht, z. B. Demeter, der Höhengott Kronos; wir blicken in die uralten Götterkämpfe hinein; der Einfluß orientalischer Kulte bereits für frühe Zeiten wird sichtbar, wobei zu bemerken wäre, wie gerade das griechische religiöse Empfinden, das zwei jungfräuliche Göttinnen kennt, den östlichen Sexualismus überwunden hat. — Als zwei der besten Kapitel bedünken mich dann das 5. über Götter und Heilige sowie das 7. über die Mysterien, denen Kern ja ein so langes fruchtbares Studium gewidmet hat. Sehr richtig wird der Begriff der 'Heiligen' für die vielberufenen 'Sondergötter' eingeführt; den Ausgleich zwischen jenen und den eigentlichen Göttern kennzeichnen hier besonders die Gestalten Apollons und der Artemis, welcher letzteren religiöse Macht in schönen Worten charakterisiert wird (S. 109f.), also daß wir an Stelle mancher älteren, pathetisch gehaltenen Götterbilder nun Erscheinungen vor uns sehen, die sich traulich, helfend und schützend, der kleinen Leute, ihrer Not und ihres Hoffens, annehmen.

Die Bedeutung einer Forschung tritt fast immer im Positiven wie im Negativen hervor. Die ausgezeichnete Behandlung Hesiods durch Kern klärt und verdunkelt das Bild des religiösen Dichters. Die hier gegebene überzeugende Kontrastierung des bäuerlichen Poeten mit den auf Läuterung bedachten Orphikern — hier Asiens, dort

Europas Frömmigkeit! — die Kennzeichnung hesiodeischer Phantasie, der doch die Kraft zu Neuem fehlt, alles dies wird jeder Mitstrebende mit innerster Zustimmung lesen. Aber ein unerklärlicher Rest bleibt auch hier zurück, ein 'Irrationelles', wie man das heute, oft mißbräuchlich, bezeichnet. Ein primitiv empfindender und darstellender Dichter, zugleich ein Theologe — das erscheint mir wenigstens als eine griechische Gegebenheit, an deren Verständnis moderne Psychologie festeste Schranken findet.

Eine wirkliche Wertung des hier Geleisteten ist sehr schwer; jeder Beurteiler eines solchen Werkes wird wie in so vielen anderen Fällen sich nach dem Grade von Vertrautheit richten, den er selbst mit den behandelten Problemen besitzt. Mir lag hier nur die Aufgabe ob, einen Allgemeinbegriff von dem Kernschen Werke zu geben. Und so enthalte ich mich einzelner Einwendungen, die ich z. B. für das Gebiet der homerischen Religion, der Weihgeschenke, des Hekatedienstes äußern könnte. Einen Wunsch jedoch darf ich noch äußern. Ich spreche die Hoffnung aus, daß der Schlußband uns noch eine Geschichte der Forschung, von den bedeutsamen Versuchen des Altertums an bis auf unsere Zeit, geben möge. Denn mir persönlich genügt Gruppes sonst sehr verdienstliche Leistung noch nicht. — *Le style c'est l'homme.* Ich sprach von einem Alterswerk. Es redet die ruhig edle Sprache der Abgeklärtheit; nirgends ein himmelnder Augenaufschlag, ein pathetischer Ton, ein sich selbst Hörenwollen. Um so stärker wirkt dann einmal das Hervorbrechen tiefen Gefühls (S. 109); dann decken sich Wort und Sache, Überzeugung wirkend.

Johannes Geffcken.

1. Johannes Kromayer und Georg Veith †, Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer, unter Mitwirkung von A. Köster, E. v. Nischer und E. Schramm. Mit 149 Abbildungen auf 56 Tafeln (Handbuch der Altertumswissenschaft, neu herausg. von W. Otto, IV 3, 2). München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1928. IX, 647 S. Lex. 8°. Geh. *RM* 40.—, Ganzleinen *RM* 45.—.

2. Louis Séchan, Études sur la tragédie grecque dans ses rapports avec la céramique. Paris, Honoré Champion 1926. 642 S. gr. 8°. Mit 9 Tafeln und 161 Abbildungen im Text.

3. Johann Jacob Bachofen, Griechische Reise. Im Auftrag der Universitätsbibliothek Basel herausgegeben von Georg Schmidt. Heidelberg, Richard Weißbach 1927. 227 S. Broch. 7.50 *RM*. Ganzleinen 10 *RM*.

4. Bilderatlas zur Religionsgeschichte, herausg. von Prof. D. H. Haas. 13./14. Lieferung: Die Religion der Griechen. 208 Bilder auf 80 Tafeln, dazu einleitender Text von Prof. Dr. Andr. Rumpf. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung 1928. 17.50 *RM*, auf besonders feinem starkem Kunstdruckpapier 21.50 *RM*.

5. Otto Kern, Die Religion der Griechen. Erster Band: Von den Anfängen bis Hesiod. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1927. VIII, 308 S. gr. 8°. Geh. 11 *RM*, geb. 13 *RM*.

KUNST: DEUTSCHE KUNST VOM MITTELALTER ZUR RENAISSANCE

Von Fritz Knapp

Die große Dürergedächtnisfeier und Dürerausstellung hat viel Veranlassung gegeben, sich nicht nur auf unsern großen Deutschen, sondern auch auf das, was deutsche Kunst, deutsche Art ist, zu besinnen. Mit Dürer zu beginnen: es ist eine Flut von Schriften über ihn erschienen. Am meisten Anspruch, etwas Endgültiges zu bringen, macht das von *L. Tietze* (Wien) herausgegebene große Werkverzeichnis des Meisters, von dem bisher der erste Band erschienen ist. Ich möchte hier nicht darauf eingehen, weil die Leistung keinesfalls der Größe des Programms entspricht und man

nicht nur wegen des Mangels an Kritik sondern auch wegen der Flüchtigkeit dagegen sprechen müßte. Wesentlich ernster, das Beste, was hier als Materialübersicht empfohlen werden kann, ist die von Friedrich Winkler verfaßte Neuauflage des Bandes Dürer in den 'Klassikern der Kunst'(1). Wie weit die Meinungen über das echte Werk des Meisters auseinandergehen, würde der Vergleich der beiden genannten Werke zeigen. Kritisch, vielleicht überkritisch ist Tietze, während Winkler uns beinahe zu nachsichtig den vielen Neuzuschreibungen gegenübersteht. Wer da recht hat, läßt sich nicht kurzerhand entscheiden. Winkler gibt den Darmstädter Altar, dessen Herkunft aus Straßburg erwiesen ist und der während Dürers Aufenthalt dort 1493 gemalt sein könnte, wie die Dresdener Passionen, dem Meister. Die bisher erbrachten Beweise erscheinen nur nicht stichhaltig. Weiterhin ordnet er eine Anzahl Porträts, darunter das bisher als Kopie angesehene Porträt seines Vaters von 1497 in London, Nationalgalerie (?), die Fürlegerin in Lütschena (?), die Tucherporträts in Weimar und Kassel, Männerporträts in Brüssel, Bergamo, Genua und Warschau (?) und in Erichsberg ein. Den schönen Christophorus in Dessau stellt Winkler unter die fraglichen Stücke, was ich bei der ausgezeichneten Sorgfalt und Liebe der Durchführung nicht zugeben möchte. Bei den Kupferstichen sind neu der Postreiter und die Bekehrung Pauli. Sehr vermehrt sind die Holzschnitte. Von den frühen Folgen der Basel-Straßburger Zeit, so aus dem Ritter von Turn, dem Narrenschiff und dem Theater des Terenz, bildet er nur einzelne Stücke ab. Dazu kommen die Albertina-Passion, das Brigittenbuch und anderes. Jedenfalls gibt diese Neuauflage eine ausgezeichnete Grundlage zum Studium der Werke des Meisters.

Ein umfangreiches Werk will die Monographie von Eduard Flechsig werden, von der der erste Band erschienen ist(2). Es sind ältere Aufsätze wie etwa das interessante Kapitel über Michael Wolgemut einfach neugedruckt, was dem Buch manch unnötigen Ballast gibt. Der Autor hat sich sehr in die literarische Hinterlassenschaft vertieft und sucht das langsame Werden des Meisters vorzuführen. In den Kapiteln über den frühen Holzschnitt bringt er ausführlichere Auseinandersetzungen darüber, daß in Nürnberg kein Maler zugleich Formenschneider war und daß Dürer erst auf seiner Wanderschaft dem Holzschnitt zugeführt wurde. Dann bringt er in dem Kapitel 'Dürers Leben' eine Anzahl besonderer Beweise für die erste venezianische Reise und sucht den Gang der Wanderung zu fixieren. Er bezweifelt Dürers Aufenthalt in Wittenberg und geht auf die zweite italienische Reise ein. Es kommen dann die umfangreichen Kapitel über die Reihenfolge der Kupferstiche, der Holzschnitte, der Gemälde und die Entstehungszeit der frühen Kupferstiche wie Holzschnitte. Ausführliche Exkurse und Polemiken gegen anders urteilende Gelehrte trüben ein wenig das Bild. So sucht er auf 16 Seiten die frühe Datierung des Münchner Selbstporträts um 1500 zu begründen, während z. B. Winkler bis 1504, andere sogar bis 1506/7 herabgehen wollen.

Auch eine Reihe kleinerer Monographien wäre zu nennen, so die von ***Höhn***, welche von der Stadt Nürnberg in großzügiger Weise an alle Schüler verteilt wurde, ein von Paul Th. Hoffmann erzähltes 'Leben von Albrecht Dürer'(3), das, aus dem literarischen Nachlaß des Meisters schöpfend, ein anschauliches Bild von seinen persönlichen Verhältnissen und Erlebnissen zu bringen sucht. Friedrich Haack faßt in seinem 'Albrecht Dürer, Deutschlands grösster Künstler'(4) den Stand der Forschung im ganzen zusammen, ausgehend von der Dürer-Literatur und seiner Stellung in der Zeit wie zu Grünewald. 'Dürer und der Deutsche der Gegenwart, Dürer der Universalmensch, Dürer und die Gotik, Dürer und Nürnberg' sind einige weitere Kapitel, bevor er zu der Entwicklungsgeschichte des Meisters geht, die in

kurzem Überblick gegeben ist. Eine brauchbare chronologische Übersicht über Dürers Leben gibt ADAM BUCKREIS (5).

Dann aber möchte ich einige Bücher bringen, die die Absicht zeigen, das *Wesen der deutschen Kunst* in der Sonderheit zu erfassen und zu charakterisieren. Voran stelle ich RICHARD BENZ, 'RENAISSANCE UND GOTIK. GRUNDFRAGEN DEUTSCHER ART UND KUNST'(6). Das interessante Buch stellt sich auf den einseitigen Standpunkt, daß 'die Renaissance das Verhängnis der deutschen Kultur' gewesen sei. Was bei der Rezeption der Renaissance so verhängnisvoll erscheine, ist, daß das unbewußt Schaffende, weiblich Mütterliche, eigentlich Formende der geistigen Volkskraft aus aller sichtbaren und dem Geiste verantwortlichen Gestaltung so plötzlich und völlig entschwindet, um nur noch in einem Element wirksam zu sein, wo es als Welt bestimmter geistiger Werte nicht leicht mehr gewahrt wird: in der Musik, welche geradezu der Traum des deutschen Geistes zu nennen ist. 'Denn allein in der Musik ist der Geist der Renaissance gotische Form geworden.' So sagt der Autor in dem einleitenden Kapitel. Dann folgen die früher erschienenen Kapitel 'Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur' (1915) und 'Die Gotik als Grundlage deutscher Kunst und Kultur' (1915/16). Das letzte Kapitel behandelt das Thema 'Antike und Mittelalter'. Man wird die Auseinandersetzungen mit Teilnahme lesen und sie als Reaktion gegen die übertriebenen Wertschätzungen der Renaissance vielleicht entschuldigen. Ja, man wird zugeben, daß 'die gotische Kunst eine Bewältigung und völlige Assimilierung der fremden, christlichen und antiken Elemente gewesen ist'. Aber man muß doch ernstlich widersprechen, wenn Benz bei Antike und Renaissance von 'äußerlichem Dekorationswesen' spricht. Ist an sich schon dies geistreich-krankhafte Hin- und Her-Schwingen der Gedanken über Zeiten, Welten, verschiedenfachste Kunstformen gefährlich, geradezu zu Oberflächlichkeit verleitend, so muß solche leichtfertige Abfertigung gewaltiger Geistesbewegungen, die ganze Völker jahrhundertelang in schöpferischer Schwungkraft gehalten haben, als geradezu frivol bezeichnet werden. Will man von diesen Dingen nichts wissen, will man überhaupt nicht historisch denken, so möge man darüber schweigen und sich Bewegungen zuwenden, die geistesverwandt erscheinen. Erwähnen muß man doch, daß die gotische Kathedrale nicht eigentlich eine Schöpfung des deutschen Geistes ist und es nicht gerechtfertigt erscheint, sie immer als deutsches Ideal hinzustellen. Sympathisch erscheint mir jene in dem zuerst zitierten Abschnitt betonte große Mission der Musik im Geistesleben der Menschheit. Aber der Autor darf auch nicht vergessen, daß zur Zeit höchster deutscher Musik auch noch höchste deutsche Kunst und deutsche Dichtung geschaffen wurde, die 'Renaissance' also nicht der Tod deutscher Kultur gewesen sein kann.

Besser steht es mit ULRICH CHRISTOFFEL, 'DIE DEUTSCHE KUNST ALS FORM UND AUSDRUCK'(7), wo ein mit der Materie innigst vertrauter Kunstgelehrter das Wesen der deutschen Kunst in breiter und anregender Auseinandersetzung zu schildern und verständlich zu machen sucht. Der Autor ist von dem feinsinnigen Straßburger Professor Ernst Heidrich († 1916) ausgegangen und hat von Dvořak, Worringer, Hagen und Pinder Anregungen aufgenommen. 'Alle deutsche Kunst ist romantisch und irrational, und so wird es nie gelingen können, ihr Wesen in allgemeingültigen Begriffen zu erfassen und darzustellen. Als subjektivistischer Ausdruck des deutschen Geistes kann sie nur nach den Beziehungen zur Welt, zur Geschichte, zur Natur, zur Kunst der anderen Völker verstanden und beurteilt werden.' Ich kann diese Sätze, die ähnlich oft wiederholt werden, nicht ohne weiteres billigen. Der Verf. selbst stellt als Ziel seiner Arbeit die Lösung der Frage nach der Einheit auf. 'Wo war in aller Relativität der

Form und hinter allem geschichtlichen Wechsel der Stilarten jenes Absolute und Idealische des künstlerischen Ausdrucks zu finden, das die deutsche Kunst neben der Dichtung und Musik zu einem gegenwärtigen Faktor der deutschen Kultur macht?' Wenn er aber weiterhin in dem ersten Kapitel 'Geschichte und Landschaft' sagt: 'Nicht aus der naiven Bilderfreudigkeit der Romanen gelangte der Deutsche zu seiner Kunst, sondern aus einem dunklen Triebe des Willens, der die Form erzwang, wo sie eben nicht gegeben war. Das Kunstwerk wurde darum zu einem im Affekt erschaffenen, *blind* geformten Zeichen des Erlebnisses und zu einem persönlichen Bekenntnis des Künstlers. Es blieb mit der subjektiven Erregung, aus der es entstand, für immer behaftet.' Er redet weiter von dem metaphysischen Ausdrucksbedürfnis, aus dem die Apokalypse Dürers u. a. entstand. Diese trefflichen Sätze vom Wesen der 'deutschen Kunst' haben doch für jede wahre, große Kunst zu gelten. Ich kann der geradezu zur Manie gewordenen Scheidung der Begriffe von Kunst und Kunst nicht beipflichten. Ebenso wie es bei den Romanen auch innerliche Kunst gibt — alles Künstlerische ist nur aus Erlebnis geworden —, hat es auch bei uns rein formale Kunst, d. h. immer Kunst gegeben, die aus unbedingter formgestaltender Lebensfreudigkeit entstanden ist. Daß Antike und Christentum die Elemente sind, aus der alle künstlerische Kultur des Abendlandes geworden ist, braucht nicht als ein Sonderfall für die Deutschen genommen zu werden; das gilt für alle neuere Kunst überhaupt.

Am Schluß sagt Christoffel: 'Wenn man in Kürze nennen will, was die deutsche Kunst von der Kunst anderer Völker unterscheidet, dann muß man auf das Bestreben hinweisen, alles Ferne und Unwirkliche in die Gegenwart des Bildes zu zwingen und dem Bilde den höchsten Grad materieller Wirklichkeit zu geben. Ihre elementarsten Ausdrucksformen sind darum die Bildschnitzerei und der Holzschnitt. Überall sucht dann aber die Kunst die abstrakten, mittelbaren Formen durch die Naturempfindung zu beseelen und jenes geheimnisvolle, pflanzenhafte Wesen der Dinge zu erfassen. — Das atmende Licht durchströmt alle Erzählungen und Landschaften und löst die Formen auf in ein Schwingen der Linien und ein Zittern der Farben.' Diese Allgemeinsätze führe ich an, um den Geist des Buches zu charakterisieren. Es muß betont werden, daß es sich nur um die deutsche Spätgotik handelt, daß also gewaltige Epochen deutscher Schöpferkraft unberührt bleiben. Im übrigen möchte ich das mit viel Wärme und innerlichem Verständnis geschriebene Buch, das in verschiedenen Kapiteln 'die Wege zur Form: Bildschnitzerei, Zeichnung, Malerei, Architektur, die bedeutendsten Künstler, den Bilderkreis, Natur und Kunst' einen schönen Einblick in die schöpferische Fülle deutscher Kunst gewährt, bestens empfehlen.

Von bescheidenem Umfang ist HANS TIETZE, 'MEISTER UND MEISTERWERKE DEUTSCHER KUNST'(8), das in ähnlicher Disposition eine Übersicht über die Kunstentwicklung und das Wesen der Kunst bringt; Radiovorträge von 1928 sind im Buch zusammengefaßt. Der Autor differenziert auch die germanische Geisteswelt in der Kunst von der romanischen, indem er in ihr das 'Ahnungsvermögen und das Gefühl' stärker sein läßt als den formalistischen Realismus der Romanen. Die Kapitel heißen: Die Bamberger Apokalypse, Der Meister von Naumburg, Konrad Wilz, Martin Schongauer, Michael Pacher, Albrecht Dürer, Matthias Grünewald, Lukas Cranach, Albrecht Altdorfer, Hans Holbein d. J., Die Meister der Barockzeit, Philipp Otto Runge, Peter Cornelius, Adolph Menzel, Anselm Feuerbach.

Zu der schon früher (III 618) besprochenen 'Österreichischen Malerei' von Franz Ottmann hat der Österreichische Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst FRANZ KIESLINGER, 'DIE MITTELALTERLICHE PLASTIK IN ÖSTERREICH'(9) heraus-

gebracht. Es ist ein Band der deutschen Hausbücherei, die von der Volksbildungsstelle des Bundesministeriums für Unterricht herausgegeben wird, ein vorbildliches Bemühen des österreichischen Ministeriums, das bei uns noch nicht zu finden ist. Auch in der Anlage möchte man das mit 46 Tafeln und 46 Textbildern ausgestattete Buch als Muster hinstellen. Zu der eingehenden historischen Schilderung des Entwicklungsganges der Plastik kommen topographische Register, die die Werke der einzelnen Gebiete — Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol, Vorarlberg, Wien — aufzählt, ferner das Verzeichnis der aus Urkunden bekannten Künstlernamen, evtl. mit ihren Werkzeichen, endlich ein ausführliches Literaturverzeichnis. Der Eindruck, den wir von der österreichischen Plastik gewinnen, ist durchaus nicht von überragender Größe. Wir vermissen den großen Zusammenhang. Wie weit der Autor aber nicht doch die wichtigen Stücke besser abgebildet hätte, um diesem erzieherischen Zwecken gewidmeten Buch auch das rechte Gewicht zu geben, möchte ich nicht diskutieren. Das Salzburger Tympanon, die besten Stücke der schönen Madonna (um 1400), die Werke Pachers und Multschers fehlen. Dem Autor gelingt es nicht immer, ein klares, anschauliches Bild der Entwicklung im ganzen und der führenden Meister im besonderen zu geben. Er redet als gelehrter Kunstkritiker vielmehr von kleinen Dingen zu Fachleuten.

Überhaupt ist das Sichverlieren im kleinen einer der Hauptmängel neuester Kunstschriftstellerei. Das gilt auch von einem außerordentlich ausführlichen Werk über 'Die Ulmer Plastik der Spätgotik' von Gertrud Otto (10). Aber es ist ein durchaus gelehrtes Buch, will auch nichts anderes sein. Mit außerordentlichem Fleiß ist das gesamte Material zusammengetragen und in 384 Abbildungen wiedergegeben. So wird, wer sich in diese heimatliche Kunst vertiefen will, hier die beste Grundlage finden. Man kann daher die Arbeit wegen der konsequenten Energie, mit der ein Stoffgebiet und ein kleiner Abschnitt deutscher Kunst behandelt ist, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nur begrüßen. Es ist jener gelehrte Sammeleifer, der darauf ausgeht, alles, auch das Unwichtigste heranzuziehen und aufzunehmen, wie es besonders durch den Marburger Fachvertreter Prof. Hamann mit einzigartiger Zähigkeit verfolgt wird. Es handelt sich nur um eine kurze Spanne von 30 Jahren der Ulmer Plastik, womit die überragende Produktivität dieser Gegend für den Holzschnitzaltar erwiesen ist. Zu den Werkstätten des jüngeren Syrlin, Friedrich Schramm, Gregor Echart, Martin Schaffner und Daniel Mauch kommt eine Anzahl anonymer Meister. Nicht nur das noch am Ort vorhandene Material, sondern all die in auswärtige Museen gewanderten Stücke sind abgebildet. Die Verfasserin geht von dem sog. Schongauerschen Altärchen im Ulmer Münster aus, dessen Meister Beziehungen zum Oberrhein hat, und sucht nun eine individuelle Charakteristik der verschiedenen Meister zu geben, indem sie zugleich unter jedem Namen die verwandten Stücke sammelt. Sie strebt danach, in die Entwicklung der einzelnen Künstler einzudringen und ihre Werke zugleich zu ordnen. Der große Ausgangspunkt der Ulmer Plastik ist Multscher; von ihm geht es über Gregor Echart, Friedrich Schramm, Jörg Syrlin d. J. unter verschiedenen Einflüssen, unter denen der des Nikolaus Gerhard von Leiden eine wichtige Rolle spielt, zu Martin Schaffner, dem Meister der Oertel-Madonna und Daniel Mauch, der dann schon, stark modernisierend, der Renaissance zustrebt.

Über den schon genannten Hans Multscher, den Begründer der großen Ulmer Schule der Spätgotik, gibt uns die in der Serie der Deutschen Meister erschienene Monographie von Kurt Gerstenberg (11) vorzüglich Auskunft. Hier ist über einen großen deutschen Meister volle Arbeit geleistet. In Reichenhofen im Allgäu geboren,

1427 Ehrenbürger der Stadt Ulm, begann er wohl als Steinbildhauer am Ulmer Münster. Vielleicht arbeitete er schon mit Meister Hartmann in der Vorhalle. Zu der leider vollkommen zerstörten Kargnische im Innern, 1433 vollendet, kommt der Schmerzensmann am Portalmittelpfeiler und der Christus am Kreuz in Wiblingen, Königsfiguren im Ulmer Museum, das Grabsteinmodell Herzog Ludwigs in München (Nationalmuseum). Dann aber tritt er in dem berühmten Wurzacher Altar (Berlin) von 1437 als Maler auf und offenbart eine überaus plastische Gestaltungsenergie. Der Autor sucht die Quellen zu diesem monumentalen Realismus festzustellen, die er am Bodensee und in dem Meister von Flemalle zu finden glaubt. Die Landsberger Holzmadonna, die hl. Barbara und Magdalena in Rottweil, eine sitzende Madonna in Klosterwald und der Wettenhausener Palmesel folgen. Der Georgsaltar in Scharenstetten, in dem Beziehungen zu Claus Slueter und Burgund bemerkbar werden, ist ein weiterer Markstein. Dann aber erhebt sich der Meister in seinem Spätwerk, dem Sterzinger Altar (volldt. 1458) zu letzter, fast klassischer Monumentalität. Maria und vier weibliche Heilige — ausgezeichnet abgebildet nach Aufnahmen, die Hamann verfertigte — sind in ihrer hoheitlichen Haltung, dem großen Fluß der Falten, besonders auch in der feinen Sentimentalität, aus der ein etwas müdes Wesen spricht, in der Tat von einzigartiger Schönheit. Wenn in den frühen Werken der Dramatiker und Realist zu uns spricht, der sowohl was Ausdruck und Typenbildung wie Form- und Raumplastik betrifft, beinahe alles Zeitmaß überschreitet, wenn uns dort eigentlich ein dem weichen, schwäbischen Wesen fremder, naturfrischer Lebenshauch entgegenweht, so ist Multscher hier ganz Lyriker, ganz der auf schönheitliche Sentimentalität gestimmte Meister, durchaus dem, was wir von Ulms Kunst wissen, entsprechend. Dieser späte Multscher ist denn auch der Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung der heimatlichen Kunst geworden. Der Autor führt dann noch weitere, noch in seiner Heimat erhaltene Werke Multschers an. Man findet die Madonna aus Bihlafingen im Ulmer Museum und schulverwandte Stücke vor. Das Nachwirken seiner Kunst, das uns etwa in der Maria zu Maria-Nödlingen zu überraschender Breite der Behandlung führt, ist nicht weiter verfolgt. Jedenfalls ist das Buch eine klare und angenehme Auseinandersetzung über einen der bedeutendsten Meister der Spätgotik. Derartige Künstlermonographien bedeuten doch für uns mehr als alle breitschweifigen Auseinandersetzungen über Schulen und Epochen, über minderwertiges Material. Denn die großen Meister waren es, die den Stil bestimmten; sie allein erscheinen wert, mit Liebe und Sorgfalt behandelt zu werden, weil nur sie etwas Persönliches geben und so für die Nachwelt etwas bedeuten. Das andere ist Ballast, der freilich auch von der Wissenschaft bezwungen werden muß.

Eine andere Monographie, ein großes architektonisches Werk betreffend, 'Das Strassburger Münster und seine Bildwerke', herausgegeben von Richard Hamann, beschrieben von Hans Weigert (12), verdient wegen der ausgezeichneten Abbildungen nach neuen, von Hamann gefertigten Aufnahmen besondere Beachtung. Es ist in der vom Deutschen Kunstverlag in Berlin herausgegebenen Folge unbedingt die schönste Publikation. Hier wird unser Straßburger Münster, wo deutscher Künstlerwille beschwingt und befruchtet von französischem Geist in der geistigen Hochspannung mittelalterlicher religiöser Emphase eine individuelle Leistung geschaffen hat, anschaulich vorgeführt. Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach, der ihm und seiner Zeit als der monumentale Gestalter des Ganzen erschien, klingt: 'Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die dran krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der

Berge auftürmte in die Wolken. Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen; ganz Guß und bis in den kleinsten Teil notwendig, schön, wie Bäume Gottes ...' Die Überkritik unserer gelehrten Epoche hat diesen Künstler zum Werkmeister herabgewürdigt. 1284 wird er als *magister operis* genannt, 1318 als *gobernator fabrice* begraben. Die Herausgeber bezeichnen Erwin als Verfertiger des sog. Riß B im Frauenhaus, den er selbst im ganzen Untergeschoß ausführte. Sein Sohn Johannes und andere vergröberten den Aufbau, an dem auch Michael von Freiburg 1383/85 genannt wird. Die Horizontale des dritten Geschosses steht in scharfem Widerspruch zu Erwins lebendigem Vertikalismus. Ulrich von Ensingen, der berühmte Meister des Turmes vom Ulmer Münster und der Eßlinger Frauenkirche, sieht sich veranlaßt, auf die Doppeltürme zu verzichten. Sein 1399 begonnener Nordturm wird 1439 von dem Kölner Johannes Hultz in geistreicher Weise mit Treppenpyramide versehen und zu Ende geführt. Von der Baugeschichte geht es zur Geschichte des plastischen Schmucks. Die Glasmalereien sind zurückgestellt. Beginnend mit dem berühmten Portal der Südfront des Querschiffes, die reine, gebundene Architekturplastik ist, wird dieser Ecclesia-Meister, der auch für den Gerichtspfeiler im Innern in Betracht gezogen wird, in seiner individuellen Bedeutung auch gegenüber seinem Vorbild, das er in Chartres fand, herausgehoben. 'Was er von seinen Chartreser Lehrmeistern empfangen hat, ist nicht mehr und nicht weniger, als was Dürer dem Wolgemut oder Michelangelo der Donatello-Schule verdankt'. Bei den Skulpturen der Westfront nehmen die Verfasser für die Seitenportale, besonders für die klugen und törichten Jungfrauen, einen Meister, den 'Christusmeister' an, während andere, etwa Jantzen verschiedene Meister herauskonstruieren. Die Entstehungszeit liegt zwischen 1275 und 1290. Er gilt dem Verfasser als formalistisch stark von französischem Geist beseelt, während der 'Prophetenmeister' des Mittelportales mehr expressionistisch, innerlich deutsch anmutet. Die übrigen Skulpturen sind flüchtiger behandelt, in ihnen gelangt das deutsche Element mehr und mehr zum Siege.

Aus der Reihe übriger Arbeiten über das deutsche Mittelalter möchte ich Ernst Buchners 'Studien zur mittelrheinischen Malerei und Graphik der Spätgotik und Renaissance'(13) nennen. Der treffliche Kenner älterer deutscher Malerei sucht in der Schar mittelrheinischer Künstler, von denen eigentlich nur der Hausbuchmeister einigermaßen bekannt war, Ordnung zu schaffen. So teilt er dem Kupferstecher Meister W. B. eine Anzahl Gemälde zu, besonders die leidenschaftlichen Sebastianslegendenstücke in Mainz, bischöfliche Haus- und Glasmalereien in Hanau, Frauenkirche. Mehr als Graphiker tätig sind die Meister der Drachschen Offizin und der Meister der Coburger Rundblätter. Nicolaus Schiff, dem Meister des Gelnhauser Hochaltars, wird eine große Zahl von Bildern zugeschrieben und den Meister des Stalburgbildnisses in Frankfurt, Staedel, nimmt er für Bilder und Münzen und Porträts in Nürnberg in Anspruch. In demselben Heft der Münchner Jahrbücher sucht H. Braun, wie mir scheint nicht mit Recht, das Porträt Friedrichs des Streitbaren in Heidelberg dem M. Grünewald zuzuschreiben. Handelt es sich doch hier nur um die Kopie eines von Hans Schwab von Wertingen gemalten Bildnisses in München, Nationalmuseum.

Mit Alfred Stange, 'Deutsche Baukunst der Renaissance'(14) verlassen wir das Mittelalter. Heute gilt in der einseitigen Einstellung auf Gotik und auffälligen Opposition gegenüber der Überschätzung der italienischen Renaissance, wie sie die vorige Generation zeigte, auch die deutsche Renaissance nichts mehr. Es bedarf daher, wie der Autor im Vorwort sagt, fast der Entschuldigung, wenn man über sie arbeitet. Stange sucht nun die Epoche vor dem Eindringen der italienischen

Renaissance, die in der letzten Zeit der Spätgotik sich zeigende Abwendung vom französisch-gotischen System der Raumsprengung und Lockerung, dem der bewegten Unruhe, als Grundlage zu gewinnen. Das Hallenkirchenschema, die wachsende Stabilisierung des Raumbegriffes, der zunehmende Raumabschluß und ebenso die Beruhigung scheinen dann auf das Kommende zu weisen. Nur waren die Formmittel, mit der man das zu realisieren suchte, durchaus malerische. Im Kap. II setzt sich der Autor mit den geistigen Grundlagen zu dem plötzlichen Abfall von alter heimischer Formenwelt auseinander und findet sie im Humanismus, der als Quartiermacher der italienischen Kulturhegemonie kam. Da er nicht aus der Tiefe des deutschen Volkes wuchs, hat er auch niemals für dieses die grundlegende Bedeutung gewonnen wie für das italienische. Fremde Gedanken und fremde Baumeister kamen. Anfänge und Übergänge mit äußerlich übernommenen dekorativen Formen zeigen sich im ersten Viertel (Kap. III), während man im zweiten Viertel 'die Realisation der von der Spätgotik aufgegebenen Probleme' zu gewinnen sucht (Kap. IV). Der Autor meint, daß diese italienischen Formen zum Vorteil wurden. 'Die deutschen spätgotischen Baumeister führten einen Kampf mit untauglichen Mitteln, bis ihnen die über die Alpen kommende südliche Welle Mittel in die Hand gab.' Man geht mehr und mehr daran, die wachsenden Begriffe von der sinnlichen Realität am Außenbau wie im Innern an den Wandflächen u. a. zu realisieren und alle Teile organisch mit den neuen Formgebilden zu gestalten. Aber trotz der Aufnahme italienischer Formelemente lebt in der Gestaltung der Teile zum Ganzen noch die malerische Gesinnung der Spätgotik weiter. Im Kap. V behandelt Stange den 'reinen Stil'. Mit der Jahrhundertmitte ändert sich das Aussehen der Bauwerke. Vier große theoretische Werke: Serlios Regola, von Jakob Rechlingen übersetzt, Vitruv 1543 lateinisch, 1548 durch Walter Ryff deutsch, ferner Hans Blums 'Gründlicher Bericht . . .' von 1530 gaben die Mittel zur Verarbeitung. Italienische Formen werden rein oder in altem gotischem Geiste malerisch verarbeitet, für jenes sind das Belvedere von Prag, die Vorhalle zum Rathaus in Köln und der Heidelberger Ottoheinrichbau zu nennen, für diese das Stuttgarter Lusthaus, Rathäuser in Aschaffenburg, Rothenburg u. a. Kap. VI behandelt die barocken Übergänge, wo in bedeutenden Bauten die gefestigte Künstlerindividualität hervortritt. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete die Entfaltung einer mächtig aufblühenden, von großen, selbständigen Gedanken beherrschten Architektur. Es ist hohe Zeit, daß man gerade dieser letzten Phase der Entwicklung wieder mehr gerecht wird. Elias Holls Bauten, die Münchner Michaelskirche u. a. seien genannt. Möge die Selbstachtung der Deutschen auch für dieses Gebiet wieder wachsen.

1. Friedrich Winkler-Valentin Scherer, Dürer, des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte. Klassiker der Kunst. Band IV. Mit 537 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1928. Lw. 20 RM.

2. Eduard Flechsig, Albrecht Dürer, Sein Leben und seine künstlerische Entwicklung. Band I. 30 Tafeln. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1928. Lw. 28 RM.

3. Paul Th. Hoffmann, Das Leben von Albrecht Dürer. Jena, Eugen Diederichs 1928.

4. Friedrich Haack, Albrecht Dürer, Deutschlands grösster Künstler. Leipzig, Quelle & Meyer 1928. 2.20 RM.

5. Adam Buckreis, Albrecht Dürer, des Meisters Leben und Wirken und seine Zeit. München, Knorr & Hirth 1928. Kart. 3.50 RM.

6. Richard Benz, Renaissance und Gotik. Grundfragen deutscher Art und Kunst. Jena, Eugen Diederichs 1928.

7. Ulrich Christoffel, Die deutsche Kunst als Form und Ausdruck. Band V. Augsburg, Benno Filser 1928. Lw. 48 RM.

8. Hans Tietze, Meister und Meisterwerke deutscher Kunst. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1928. 5.50 RM.

9. Franz Kieslinger, Die mittelalterliche Plastik in Österreich. Wien, Österreichischer Bundesverlag 1926. 8.70 RM.

10. Gertrud Otto, Die Ulmer Plastik der Spätgotik. Gryphus-Verlag 1927. 20 RM.

11. Kurt Gerstenberg, Hans Multscher. Leipzig, Insel-Verlag 1928. 18 RM.

12. Richard Hamann und Hans Weigert. Das Strassburger Münster und seine Bildwerke. Berlin, Deutscher Kunstverlag 1928. 28 RM.

13. Ernst Buchner, Studien zur mittelrheinischen Malerei und Graphik der Spätgotik und Renaissance. Münchner Jahrbücher 1927. III. München, Georg D. W. Callwey.

14. Alfred Stange, Deutsche Baukunst der Renaissance. München, Hugo Schmidt 1926.

BILDUNGSWESEN

Von Wilhelm Flitner

I. Der *Zustand unserer pädagogischen Literatur* ist gekennzeichnet durch besonders augenfällige Wirrnis. Unter der wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Produktion nimmt das pädagogische Gebiet der Menge nach beinahe den größten Raum ein. Die Pädagogik kann ja damit rechnen, daß ein großer und viellesender Stand ihrer bedarf, alle die mit Schulen, Kirche, Mission, Fürsorge, Hauserziehung zu tun haben; und dann ist eine sehr umfangreiche und vielgliedrige Praxis zu versorgen, die in einem engen Verhältnis zur Theorie steht, eine Praxis, die in wesentlichen Teilen einsichtig, kontrollierbar, wissenschaftlich ist. Aber dieser Bedarf an Mitteilung und Wissenschaft, an Einzelkenntnis und Gesamtverständnis wird, so scheint es, in sehr ungegliederter und wenig sparsamer Form befriedigt. Blättert man durch, was im Lauf eines halben Jahres erscheint, so zeigt sich das Unbefriedigende vor allem darin, daß die ganze pädagogische Literatur, die heute geschaffen wird, an den ermüdendsten Wiederholungen leidet. Zum Teil erklärt sich das daraus, daß dieselben Einsichten vor immer anderem Publikum entwickelt werden müssen. Ehe ein Gedanke, der etwa in der Volksschulliteratur längst Gemeingut ist, in der höheren Schule auch ausgesprochen wird, vergeht viel Zeit, und er muß sich erst durch eine Reihe von Büchern und Aufsätzen hindurchkämpfen, bis er schließlich in den anderen Kreis hineindringt. Das gleiche gilt für die Gedankenbewegung in umgekehrter Richtung und für alle Sonderbezirke des erzieherischen Lebens, die ja immer wieder durch einen besonderen Personenkreis gekennzeichnet sind, ihre eigenen Verlage, Buchformen, ja ein eigenes Druckbild besitzen — wirklich schon am Druckbild kann man erkennen, ob ein Buch für Kindergarten, Volksschule, Gymnasium, kirchliche Pädagogik bestimmt ist. Das pädagogische Bewußtsein ist heute doch noch nicht zwischen den einzelnen Sonderbezirken hinreichend geklärt; und trotz der großen Zahl von Kongressen, Arbeitsgemeinschaften und Studienfahrten, über die man spotten hören kann und deren Wirkung oft auch sehr gering angeschlagen werden mag, bleibt hier doch eine Aufgabe noch zu erfüllen, an der diese verworrene Literatur auch sichtlich arbeitet: die Mitteilung der Einzelerfahrungen und das Gesamtverständnis der erzieherischen Problemstellungen unserer Tage.

Aber außer diesem Grund ist noch ein anderer verantwortlich zu machen für die Neigung zu endlosen Wiederholungen. Die pädagogische Literatur ist an wissenschaftliche Zucht noch zu wenig gewöhnt. Es ist noch nicht so weit auf diesem Gebiet, wie es in den älteren Geisteswissenschaften nun schon seit 100 Jahren ist, daß man sich in jeder Neuveröffentlichung auf die früheren Arbeiten bezieht, die das gleiche Problem schon erörtert haben, daß man knapp referiert, wie weit das Problem bereits gefördert ist und erst an der Stelle ausführlich fortfährt, an der ein anderer aufgehört

hat. Die Bücherzahl würde sich dann vermindern lassen, und es würde lohnender sein, vieles zu lesen. Es würde sich vor allem die halbwissenschaftliche Literatur deutlicher aus der wissenschaftlich echten abheben. Heute ist es noch so, daß einiges Hörenswerte in Büchern versteckt ist, die zu neun Zehnteln mit etwas anderen Worten sagen, was schon hundertmal gesagt worden ist. Solange dieser Zustand dauert, ist nicht einmal eine wissenschaftliche Kritik pädagogischer Bücher möglich, und sie ist in der Tat in deutscher Sprache auch heute kaum vorhanden. Es gibt Ansätze zur Kritik der psychologisch-pädagogischen Literatur, aber die Masse der eigentlich pädagogischen Bücher wird meist nur angezeigt, wobei über die Tatsache wohlwollend hinweggegangen wird, daß bereits vielmal Gesagtes wiederholt ist. Das Neue wird sich dann auch selten wirklich hervorheben lassen. Es würde eine zu große Kraft kosten, die Kritik auf diesem Gebiet ganz nach wissenschaftlichen Grundsätzen durchzuführen; es müßten das einige Arbeitsstellen zu ihrem besonderen Beruf machen.

Eine solche Durcharbeitung müßte sich gegenwärtig halten, daß die pädagogische Literatur *mehrerlei Aufgaben* zu erfüllen hat. Zunächst hat sie die eigentliche Theorie der Erziehung und Bildung historisch und systematisch zu entwickeln im Zusamenhang mit der geisteswissenschaftlichen und anthropologischen Forschung. Dann enthält sie die Besinnung über das erzieherische Handeln nach seinen einzelnen Verzweigungen hin, soweit dieses Handeln, zwar von einer irrationalen Haltung ausgehend, doch der Einsicht, der Rationalität bedarf — hierher gehört die methodische, didaktische, heilpädagogische Literatur. Und zuletzt ist sie Ausdruck des erzieherischen Willens, wie er aus der Gegenwartslage hervorwächst, wissenschaftlich bestimmt, aber ebenso politisch, sittlich, glaubensmäßig, jedenfalls irrational. Dieser irrationale Wille sucht sich dann auch rational zu rechtfertigen, soweit das möglich ist, und benutzt dazu diese Art der Literatur. Alle drei Arten (allgemeine Theorie, Methode, Programm) gehen ineinander über und gehören in ein Ganzes, in dem sie jedoch immer wieder gesondert erkennbar bleiben. In jeder Form dieser Literatur hat die Besinnung für das Handeln eine andere Bedeutung. Die *methodische* Literatur dient der Durcharbeitung eines bestimmten Stiles der Erziehung in alle Stoffgebiete und Situationen hinein. Der Stil wird dabei vorausgesetzt. Der literarische Ausdruck jenes irrationalen Erziehungswillens in der *Programm*literatur sucht einen bestimmten Erziehungsstil der Gegenwart deutlich zu machen, um den Mitarbeitern am gleichen Werk Sicherheit, Gewissen, Abgrenzung zu geben. Die eigentliche Theorie der Erziehung und Bildung entspringt zwar dem Handeln, kann auch für das Handeln bilden, ist aber doch ihm gegenüber selbständig, und ihr pragmatischer Wert bleibt zweifelhaft. Der tiefste Sinn dieser *Gesamttheorie* ist nicht der Nutzen, sondern die pädagogische Bildung, sie weist jenen anderen Arten pädagogischer Literatur Aufgabe und Grenze an. Vieles an unserer pädagogischen Literatur könnte gefälliger, unpedantischer und sparsamer wirken, wenn man sich dieser drei verschiedenen Funktionen bewußt wäre.

II. Aus der Literatur des letzten Jahres *zur Gesamttheorie* sei nur einiges Wenige herausgehoben. Es besteht gegenwärtig eine gewisse Notwendigkeit, die Erziehungswissenschaft systematisch darzustellen. Das ergibt sich schon aus dem Einbau erziehungswissenschaftlicher Studien in die Berufsausbildung der Volksschullehrer, Studienreferendare, Sozialbeamten, kirchlichen Erzieher. Der heutige Zustand der Wissenschaften setzt jedoch der systematischen Darstellung Widerstand entgegen. Die Fülle der Gedankengänge, die hier einer Ordnung von innen unterworfen werden soll, ist wegen des Fehlens durchgebildeter philosophischer Systeme in unserer Zeit

schwer zu beherrschen, die älteren philosophischen Systeme sind aber nicht imstande, die pädagogischen Gedanken der Gegenwart aufzunehmen, ohne sie im Wesen zu fälschen. Es ist zu erwarten, daß Anstrengungen gemacht werden, um die Methode und Einsicht der jüngeren Philosophie zur pädagogischen Systematik zu verwenden.

Ein solcher Versuch liegt in Ernst Ottos 'Allgemeiner Erziehungslehre' vor(1). Nach Otto ist die pädagogische Wissenschaft nicht nur reine Theorie vom Seienden sondern auch vom Seinsollenden, 'als normative Disziplin nimmt sie eine Sonderstellung ein' (V). Seine Schrift stellt sich die Aufgabe, 'die wissenschaftliche Pädagogik aus dem normativen Gesetze der Idee einheitlich zu begründen', sie stellt sich auf die Grundlage eines 'wahrhaften Idealismus'. Die Schrift entwickelt also den normativen Teil der Aufgabe, die in der Erziehungswissenschaft gestellt ist, und sie sucht dann auch, mit vielerlei Anschauung gesichert, die Formel für ein allgemeines Erziehungsideal und bezieht darauf das besondere Erziehungsideal des abendländischen und deutschen Menschen. Die Aufgabestellung bewegt sich also ganz in der Bahn idealistischer Pädagogik. 'Es muß der Versuch gewagt werden, zunächst ein allgemeines Erziehungsideal herauszuarbeiten. Dieser Idee ist sodann die Welt der Erfahrung, insbesondere der deutsche Mensch der Gegenwart anzugleichen' (2). Die Zielformel, die gesucht wird, soll 'dem Erzieher von wirklichem Nutzen sein' (3). Nach der Idee gilt es die Wirklichkeit zu gestalten, in 'stetigem Fortschritt' (9, 10). Die 'Idee heißt es bewußt zu erfassen und der Verwirklichung entgegen zu führen' (107). Auch wenn der Verfasser sich der Grenze dieser autonom idealistischen Betrachtungen bewußt ist (15, 94) und am Schluß seinen Ausführungen eine 'theonome Wendung' gibt (183, 330 ff.), so hat das auf das wissenschaftliche Verfahren selber doch keinen Einfluß gewonnen.

Die Aufgabe ist nun von der kulturphilosophischen Seite aus angefaßt worden, von der Gemeinschaft aus. Es bliebe daneben die Möglichkeit, ein solches System auch von der personalen Seite aus zu konstruieren, 'denn beide, Gemeinschaft und Persönlichkeit, sind ja Korrelationen' (1). Dieser Teil ist aber nicht ausgeführt, und wenn man bedenkt, wie er ja nicht einfach neben der Gemeinschaftsbetrachtung stehen dürfte, sondern in alle Fragen hinein von beiden einander entsprechenden Ausgangspunkten aus dasselbe anders dargestellt und dadurch erst (nach Schleiermacher) der Zusammenhang hergestellt werden müßte, so wird deutlich, wie weit unsere heutigen Versuche noch von der vollen geisteswissenschaftlichen Systematik entfernt bleiben.

In Ottos Untersuchungen wird darum zunächst das 'Grundgefüge der menschlichen Gesellschaft' erforscht, die personale Wechselwirkung, in der ja auch das erzieherische Tun und Leiden mitenthalten ist. Als Ausgangspunkt für diese Theorie der personalen Wechselwirkung werden die Forschungen von Natorp, Vierkandt und Tönnies genommen, und die kritische Erörterung ihrer Resultate ergibt als wesentliche Grundverhältnisse des sozialen Lebens Macht und Liebe (in Übereinstimmung übrigens mit den Anschauungen neuerer Psychologie, besonders der Tiefenpsychologie). Macht ist auf Steigerung der eigenen und fremden Leistungsfähigkeit des Menschen gerichtet und wirkt sich aus im Verhältnis von Führern und Geführten. Liebe geht auf Hingabe und stiftet das Neigungs- oder Liebesverhältnis. Beide Grundverhältnisse sind irrational. Beide haben ihre echte Form, ihre Tugend, und beide ihre Entartungsformen — so entartet das Machtverhältnis zum Gewaltverhältnis. Den irrationalen Grundverhältnissen entsprechen zwei Rationalisierungen, das Recht und die Konvention, die Otto mit der Sitte gleichsetzt (unserem Sprachgefühl würde es wohl besser entsprechen, wenn man die echte sinnerfüllte Form, die noch den irrationalen Grund dieser Rationalisierung in sich trägt, als Sitte, die unechte als Kon-

vention bezeichnete). In ihrer echten Form nennt Otto jene Wechselbeziehungen Gemeinschaft. Also 'ist uns Gemeinschaft nicht etwas Seiendes, sondern etwas Seinsollendes, keine Wirklichkeit, sondern eine zu verwirklichende Idee'. Die 'tatsächlichen Wirkungszusammenhänge des historischen Kulturlebens mit all ihren Abweichungen vom Normativ-Echten sowohl wie mit ihren rationalen Regelungen und Ordnungen', sie werden dann als 'Gesellschaft' bezeichnet (45). Pädagogisch ergibt sich aus dieser ganzen Soziallehre, daß die Gemeinschaft das Ziel (und auch das Mittel) der gesellschaftlichen Erziehung ist. Das Bildungsideal kann nur sein, 'Menschen zu erziehen, die den Sinngehalt der Macht und der Liebe wahrhaft und echt erfüllen' (46). 'Die machtvolle und gütige Persönlichkeit in Gott. Das ist uns das endgültige allgemeine Erziehungsideal' (340).

Das Buch Ottos tritt mit diesem kulturkritischen Ausgangspunkt auf den Boden der Reformpädagogik, und das zeigt sich überall in den Beispielen wie in der Stellungnahme zu praktischen Einzelfragen. Der Zusammenhang unseres gegenwärtigen Erziehungswillens mit der Kulturkritik, mit der Analyse der differenten abendländischen Kultur, besonders mit der Scheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft, erweist sich hier erneut als bestimmend auch für die allgemeine Theorie der Erziehung. — Zur Ergänzung dieser Bemerkung darf ich auf zwei Aufsätze hinweisen, in denen dieser Zusammenhang zwischen Erziehungswollen und Kulturkritik in der Gegenwart nachzuweisen versucht ist, auf meine Studien über den 'KRIEG UND DIE JUGEND'(2) und 'NEUE WEGE DER ERZIEHUNC UND VOLKSBILDUNG'(3).

Im speziellen Teil des Ottoschen Buches wird das Prinzip einer Erziehung zur Gemeinschaft innerhalb der heutigen Gesellschaft genauer durchgeführt, mit reichen Beziehungen auf die heutige pädagogische Literatur. In drei Hauptabschnitten ist die Erziehung des Körpers, des Trieblebens, des geistigen Menschen entwickelt. In diesem letzten Teil im wesentlichen sind neue Gedankengänge enthalten. Er ist untergeteilt in die Gebiete der persönlichen und der überpersönlichen Erziehung, die den gesellschaftlichen Urgebilden Familie und Volksstaat entsprechen; und zwischen beide schiebt sich ein, teils Ersatz der gefährdeten Familie, teils Vorstufe zur volksstaatlichen Erziehung, die Schule im weitesten Sinne, die nach der Art der kulturkritischen Reformpädagogik als 'Schule der Gemeinschaft' aufgefaßt wird. 'Jede Schulgruppe ist somit ursprünglich eine Gesellschaft im Hinblick auf die Familie, sie ist der Idee nach eine Gemeinschaft mit Beziehung auf den Volksstaat.' Die Erkenntnis dieser Zwischenstellung der Schule ist eins der wichtigsten Ergebnisse des Buches. Erlebnis-, Arbeits- und Aussprache-Gemeinschaft in der Schule werden im einzelnen gewürdigt. Im Bereich der überpersönlichen Erziehung sind die Erörterungen über die geistigen Bewegungen wichtig. Herman Nohl hat diese geistigen Bewegungen als die eigentlichen Träger pädagogischen Gehaltes, als erzieherische 'Energien' erkannt. Otto macht nun im Anschluß an Nohl den Versuch (293ff.), in den heutigen geistigen Bewegungen eine allgemeinere Bedeutung zu erblicken. Sie ergeben sich ihm aus der Spaltung des abendländischen Lebens in Gemeinschaft und Gesellschaft mit innerer Notwendigkeit. Frauenbewegung, Arbeiterbewegung und religiöse Bewegung werden erkannt als durch einen gemeinsamen Sinn verbunden, 'das Verlangen nach Ausgleich und Geschlossenheit der Persönlichkeit sowie besonders nach einer sittlichen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft in Macht und Liebe und Glauben' liegt ihnen allen zugrunde. In diesem einheitlichen Sinnstreben wird der Maßstab für ihren pädagogischen Wert gesehen.

Von Werken zur Geschichte der Pädagogik ist die bedeutsamste Neuerscheinung — außer dem neuen Band der großen kritischen *Pestalozzi-Ausgabe*(4) — das Buch

'PLATON DER ERZIEHER' von JULIUS STENZEL(5). Voll gewürdigt werden kann das Buch nur unter dem Gesichtspunkt der klassischen Philologie und der Philosophiegeschichte. Da aber Einsichten in das Wesen der Erziehung selber und die gegenwärtige pädagogische Problemlage in die Deutung Platons hineinspielen und gerade in diesem Buche besonders fruchtbar sind, so sei auch hier ein Hinweis erlaubt. Das Buch faßt die bisherigen Arbeiten Stenzels über Platon einheitlich zusammen. Für die Geschichte der Pädagogik scheint mir wichtig, daß der sogenannte Intellektualismus Platons nun ganz neu verständlich wird. Die geschichtliche Stellung Platons wird hier herausgearbeitet aus einer Problemlage, die wesentliche Verwandtschaft mit der gegenwärtigen hat. Nach Stenzel handelt es sich darum, daß ein überliefertes organisches Ganze von Erziehungsgehalten und Mitteln, die altgriechische Paideia, durch die Aufklärung zersetzt wurde und daß nun weder eine Rückkehr zum alten Erziehungssystem, noch auch ein absoluter Neubeginn im Sinne der sophistischen Aufklärung die Lösung geben konnte. Platons Stellung antwortet auf diese Lage mit einem dritten Weg. Sie sucht eine tiefere Aufklärung zu gewinnen, die zu echtem Gemeinsinn, zur wahren Polis zurückführt und jedem erlaubt, im Augenblick das Seine zu tun. Es erscheint also eine Form der echten Aufklärung, die sich auswirkt als der Weg, auf dem allein man zur Gemeinschaft zurückfinden kann, wenn einmal jener Bruch der Überlieferung erfolgt ist. Dieser Begriff des echten Wissens wird von Stenzel mit der platonischen Sprachphilosophie in einen äußerst aufschlußreichen Zusammenhang gebracht. Es wird also innerhalb einer ganz anderen Überlieferung eine Lage nachgewiesen, wie sie von Pestalozzi und Schiller sowie von der an Nietzsche (und Tönnies) anknüpfenden Reformpädagogik erneut vorausgesetzt wird. Innerhalb dieser Lage kann nun der Hinweis auf die platonische Leistung gerade die Punkte bezeichnen, die in der heutigen Phase der Reformpädagogik noch nicht wieder ganz zum Bewußtsein gebracht sind, aber in der Natur der Sache liegen und in der heutigen Reformbewegung als ihre befreiende Selbstbegrenzung nun noch herausgearbeitet werden müssen. Zu diesen Punkten rechne ich einmal alles, was bei Stenzel über das Lernen gesagt ist ('die höchste Aufgabe der Erziehung ist das Lernen des Lernens'), ferner über den Zusammenhang der musischen und philosophischen Bildung, sowie über den Aufbau der Person durch den Untergang der bloßen Individualität im Objektiven.

III. Die *methodische Literatur* ist in der letzten Zeit wesentlich bereichert worden durch einige Übersetzungen, die in der Sammlung 'Pädagogik des Auslandes' (von P. Petersen herausgegeben im Auftrag des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht) erschienen sind, durch Adolphe Ferrières 'École active' und Amélie Hamaïdes Buch über 'Die Methode Decroly'. ADOLPHE FERRIÈRE ist Professor für Pädagogik und Soziologie am Institut J. J. Rousseau in Genf. Er ist ehedem Lehrer bei Hermann Lietz gewesen (sein Nachruf auf Lietz ist vor kurzem deutsch im Pädagog. Zentralblatt erschienen). In dem 1922 erschienenen Buche 'École active', übersetzt als 'SCHULE DER SELBSTBETÄTIGUNG ODER TATSCHULE' (6), hat nun Ferrière die Summe seiner methodischen Einsicht gegeben. Schweizerischdeutsche Grundansicht der erzieherischen Aufgabe kreuzt sich mit einem Denken, das die große Empirie der westeuropäischen Forschungen auf soziologischem, psychologischem und biologischem Gebiet beherrscht, unter dem Einfluß Bergsons steht und das Rousseausche Grundschema methodischen Denkens so mit der heutigen Forschung verbindet. Der große Wert des Buches liegt in der pädagogischen Psychologie, die hier in nuce entwickelt ist (101—144) und in der Theorie der Altersstufen, auf die die Theorie des Lehrplanes begründet wird.

Amélie Hamaide ist Mitarbeiterin Decrolys, und ihr Buch über 'Die Methode Decroly'(7) wird von ihrem Meister als maßgebendste Darstellung dieser Methode angesehen. Ovide Decroly ist 1871 geboren, Mediziner; 1901 gründete er eine Schule für zurückgebliebene und anormale Kinder. In dieser Schule arbeitete er eine psychologisch begründete Pädagogik aus, die er seit 1907 auf eine Schule für normale Kinder übertrug. Er hat also einen ähnlichen Weg genommen wie Maria Montessori. Seit 1920 ist sein Verfahren dann in eine Reihe von Brüsseler Volksschulklassen eingeführt worden. Seine Problemstellung ist die gleiche wie die von Ferrière, Montessori und Berthold Otto. 'Das Kind soll für das Leben durch das Leben erzogen werden.' 'Das Milieu soll so gestaltet sein, daß das Kind in ihm die Reizmittel zur Entwicklung seiner vorteilhaften Neigungen findet.' Es ist der methodische Grundgedanke der Rousseau-Pestalozzischen Pädagogik, der in unseren Tagen endlich zur Durchführung kommen will: das Kind wird in eine vom Erzieher geordnete Welt hineingestellt; in dieser Ordnung trifft es auf 'Reizmittel', denen es unterliegt; aber dieses Unterliegen bedeutet ein zwangsläufiges Ingangbringen der Selbsttätigkeit; und die dauernde Steigerung dieser Selbsttätigkeit, in der der Gehalt des geistigen Lebens erarbeitet wird, entlastet allmählich das Kind von dem Zwang der Ordnung, dem Zwang des Reizes und bringt ihm wirkliche geistige Tätigkeit, autonome Ordnung, wandelt die naturhafte, gezwungene Spontaneität in wirkliches freies menschliches Verhalten um. Auf der immer wieder erfahrbaren Tatsache dieser geheimnisvollen Verwandlung, die in der Lage und Natur des Menschen wie des Geistes vorausgesetzt wird, beruht das Problem der Methode, des pädagogischen Weges, um den es nun auch in der neuen Erziehung, auch bei Ferrière und Decroly wieder geht. Neue Mittel, wieder andere Einfälle begegnen uns, um die alten Aufgaben zu lösen: die Überleitung des Spiels zur Arbeit, die Erfindung von bildenden Spielen, die Einrichtung eines festen formalen Arbeitsganges (bei Decroly vollzieht er sich in drei Stufen: von der ausgebreiteten regellosen Beobachtung zur Assoziation des Beachteten in Raum und Zeit und dann zur ausdrucksmäßigen Übung in konkreter und abstrakter Form). In der Durchführung, Auswahl und Anordnung des Arbeitsganzen, das sich so aus der kindlichen Anregung ergibt, macht sich bei Decroly übrigens dann einseitig naturwissenschaftliche Denkweise und überhaupt die positivistische Weltanschauung geltend, deren Fragwürdigkeit die Vertreter der Methode offenbar bei der Besinnung über ihr Verfahren sich nicht gegenwärtig halten. Der persönliche Bezug von Erzieher und Zögling wird doch wesentlich anders, wenn die positivistische Voraussetzung nicht geteilt wird. Dieser Positivismus wird der Wirkung Decrolys in Deutschland im Wege stehen. Dennoch soll man sich auch bei uns durch ihn anregen lassen; die Korrektur, die von religiösen oder idealistischen Auffassungen aus nötig ist, ergibt sich ja leicht. —

Auf zwei Berichte über deutsche Schulgestaltungen auf dem Boden der neuen Erziehung kann in diesem Zusammenhang verwiesen werden. Die Arbeit von Elisabeth Huguenin über 'Die Odenwaldschule'(8) gibt eine Schilderung des erzieherischen Verfahrens in diesem Landerziehungsheim, das Lietz' früherer Mitarbeiter Paul Geheeb seit 1910 in eigener Art begründet und geleitet hat. Eingeführt ist die kleine Studie durch einen Versuch über die Stellung des Landerziehungsheims in der Erziehungsbewegung des XX. Jahrh. von P. Petersen-Jena.

Die Arbeit von Julius Gebhard über 'Die Schule am Dulsberg'(9) berichtet die junge Geschichte einer Hamburger Volksschule, die 1922 gegründet ist und von Anfang an unter dem Einfluß der Reformpädagogik gestanden hat. Der Bericht macht schöne Arbeitsbeziehungen des Kollegiums einer großen Schule sichtbar, einer Schule, die sich mit den Fragen neuer Erziehung dauernd auseinandergesetzt hat.

IV. Solche Berichte über bestimmte methodische Verfahren oder im Stil einheitliche, individuelle Schulgestaltungen werden hoffentlich in Zukunft häufiger sein und das Überwiegen der programmatischen Literatur einmal beenden. Ganz freilich wird sich die *programmatische Literatur* nicht entbehren lassen, weil ganze Gebiete der Erziehung vom Standpunkt der Erneuerungsbewegung aus überhaupt noch nicht aufgewühlt worden sind, diese Aufwühlung aber auch nicht gespart werden kann. — Der Bericht über die Tagung 'Reformanstalten und Oberrealschulen' (10), die im Herbst 1926 in Frankfurt a. M. stattfand, gibt in Aufsatzform die Vorträge wieder, in denen die Lage dieses Schulzweiges gut übersehbar gemacht wird. Der Bericht 'Grossstadt und Erziehung' (11) enthält in gleicher Art die Vorträge des Kongresses, den der 'Bund entschiedener Schulreformer' im Herbst 1927 abhielt. In diesen Vorträgen kommt eine positive Einstellung zu den Möglichkeiten, die die Großstadt enthält, zum Ausdruck, und es wird andererseits geschildert, wie schwer und neuartig, mit unserer erzieherischen Überlieferung verglichen, die Bildungssituation der Großstadt ist. Neues zu enthalten scheinen mir die Beiträge von Siegfried Bernfeld und Hermann Harleß, von denen der eine die Bildsamkeit der proletarischen Großstadtjugend schildert, der andere die Beziehung zwischen Schulreform und Familiengestaltung in der Großstadt. Jene positive Einstellung zur Großstadt, die einen großen pädagogischen Fragenkreis aufwühlt, ist in letzter Zeit an verschiedenen Stellen programmatisch ausgesprochen worden, so im Kreis der freien Volksbildung (vgl. den Bericht über 'Die Tagungen des Hohenrodter Bundes 1923—1927' (12)), im Kreis der Jugendpflege (vgl. Herman Nohl, Die Jugend und der Alltag, in der 'Erziehung' 1928, Januarheft, S. 213—225) und im Führerkreis der katholischen Jugendbewegung (in dem der Großstadt gewidmeten Heft der Zeitschrift 'Die Schildgenossen' 1927).

1. Ernst Otto, Allgemeine Erziehungslehre. Leipzig, Quelle & Meyer 1928. 354 S.

2. Wilhelm Flitner, Der Krieg und die Jugend. In 'Geistige und Sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland'. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1927.

3. Wilhelm Flitner, Neue Wege der Erziehung und Volksbildung. In 'Geist der Gegenwart', Stuttgart, Stuttgarter Verlags Institut [1928] S. 55—112.

4. Pestalozzi Sämtliche Werke, herausgegeben von A. Buchenau, H. Stettbacher, E. Spranger. Band III (Lienhard und Gertrud II). Berlin, Walter de Gruyter 1928.

5. Julius Stenzel, Platon der Erzieher. ('Die großen Erzieher', herausg. von Rudolf Lehmann, Band XII.) Leipzig, Felix Meiner 1928. 337 S. Geb. 14 RM.

6. Adolphe Ferrière, Schule der Selbstbetätigung oder Tatschule. Deutsche Übersetzung nach der dritten veränderten Auflage von Emmi Hirschberg. ('Pädagogik des Auslands', herausg. im Auftrag des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht von P. Petersen-Jena, Band I.) Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1928. 311 S. Geh. 14 RM.

7. Amélie Hamaide, Die Methode Decroly, Deutsche Übersetzung von Marie Therese Pape. ('Pädagogik des Auslands', Band II) 276 S. Geh. 12.50 RM.

8. Elisabeth Huguenin, Die Odenwaldschule. Mit einem Vorwort: Die Stellung des Landerziehungsheims im Deutschen Erziehungswesen des 20. Jahrhunderts von P. Petersen. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1926. 83 S.

9. Julius Gebhard, Die Schule am Dulsberg. Das Werden einer Hamburger Volksschule. Jena, E. Diederichs 1927. 96 S.

10. Reformanstalten und Oberrealschulen. Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht herausg. von Felix Behrend. Leipzig, Quelle & Meyer [1928]. 171 S.

11. Grossstadt und Erziehung. Tagungsbuch der Entschiedenen Schulreformer. Herbst 1927. Herausg. von Paul Oestreich und Wilhelm Hoepner. Berlin-Itzehoe, Gottfried Martin [1928]. 166 S.

12. Tagungsberichte des Hohenrodter Bundes 1923—1927. Stuttgart, Verlag Silberburg 1928. Als Manuskript gedruckt.

NACHRICHTEN

ALTERTUMSKUNDE

Am 22. August feierte *Eduard Schwartz*, Professor an der Münchener Universität und Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hochgeehrt von den Fachgenossen den 70. Geburtstag. Seine 'Fünf Vorträge über den griechischen Roman' und 'Charakterköpfe aus der antiken Literatur' sind allbekannt, wie auch sein Büchlein 'Kaiser Constantin und die Kirche'. Nach und neben anderen strengwissenschaftlichen Aufgaben, den Editionen der Euripidesscholien und der Kirchengeschichte des Eusebios, den Analysen des Thukydides und der Odyssee, widmete er sich vor allem der Herausgabe und Interpretation der altchristlichen Konzilsakten, deren hohe Wichtigkeit für die politische Geschichte von ihm erwiesen ist.

Über den Fortgang der im vorigen Jahre vom Archäologischen Institut des Deutschen Reiches aufs neue begonnenen *Grabungen im Kerameikos von Athen*, zwischen Dipylon, Stadtmauer und Eridanos, berichtet deren Leiter Prof. Alfred Brueckner (Berlin) in den 'Forschungen und Fortschritten' Nr. 24. Es ist die Stelle der Stadt, wo die Prozessionen nach Eleusis hinaus, zur Agora hinein und zur Akropolis hinauf ihren Ausgang nahmen. Außer dem älteren, über einer spätmykenischen Nekropole errichteten Pompeion, das bei Sullas Belagerung zerstört worden war, wurde ein jüngeres, kaum vor Hadrian darüber erbautes untersucht, dessen Vernichtung beim Einfall der Heruler (267) anzusetzen ist. Von überraschender Größe und Schönheit zeigt sich zumal das ältere Pompeion, 70 m lang und 30 m breit, mit einem an drei Seiten von Säulenhallen umgebenen Hofe. Die mit den Mitteln einer Stiftung des Herrn G. Oberlaender in Reading (Pennsylvania) unternommenen Arbeiten werden fortgesetzt.

Als Nr. 3 der von David M. Robinson herausgegebenen 'Studies in Archaeology' der Johns Hopkins University, Baltimore, erschien eine sorgfältige Monographie '*Ancient Sicyon with a Prosopographia Sicyonia*' von *Charles H. Skalet* (223 S. mit 7 Abb.). Auf dem Gebiete der Stadt haben vor längerer Zeit die Amerikaner, später die Griechen einige Ausgrabungen vorgenommen; in der Hauptsache war der Verf. auf die literarischen Quellen aus dem Altertum angewiesen, die von ihm erschöpfend ausgenutzt sind. Er behandelt Lage und Topographie, Naturprodukte, Handel und Gewerbe, Stadtgeschichte und vor allem die zahlreichen sikyonischen Erzgießer und Maler sowie die beiden Schatzhäuser in Olympia und Delphi, woran sich Kapitel über die Kulte und die Zivilisation schließen. Es ist erstaunlich, welch hervorragenden Platz diese Mittelstadt in der griechischen Kunstgeschichte einnimmt; man denke nur an Namen wie Kanachos, Polyklet, Lysipp, Timanthes und Pausias. Das alphabetische Verzeichnis sämtlicher nachweisbaren Sikyonier umfaßt 367 Personen.

In einer Sitzung des Gesamtvorstandes des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz hielt Gerhart Rodenwaldt einen Vortrag über die disiecta membra eines *römischen Meisterwerkes in Rom und Mainz*, den er 'Forsch. u. Fortschr.' Nr. 25 skizziert. Dem kolossalen ludovisischen Sarkophag (Helbig-Amelung, Führer II 1320; jetzt im Thermenmuseum) mit der Darstellung einer siegreichen Römerschlacht gegen Barbaren fehlt das auf dem Sarkophagkasten aufsitzende Deckrelief. Es ist nun in dem Sarkophagdeckel erkannt, der im J. 1916 dem Zentralmuseum geschenkt war; darauf sind unter dem Tropaion trauernde Germanen dargestellt. Das neugewonnene Gesamtwerk beherrscht der siegreich galoppierende Feldherr, dessen ausgezeichnetes Porträt eine bedeutende Persönlichkeit etwa aus dem 2. Jahrzehnt des III. Jahrh. wiedergibt.

Im Anschluß an das oben S. 364f. angezeigte Buch von Bruno Schröder 'Der Sport im Altertum' können wir heute auf eine verwandte Schrift *Julius Jüthners: 'Körperkultur im Altertum'* hinweisen (Jenaer medizinische Beiträge Heft 12,

Verlag von G. Fischer 1928. 76 S. mit 26 Abb.) Der seit langem verdiente Bearbeiter dieses Feldes erkennt in dem modernen Aufschwung von Turnen, Sport und anderer Körperpflege teils bewußte, teils unbewußte Rückkehr zur Antike und gibt eine lebendige Skizze der ausgedehnten Betätigung jener Zeit namentlich im Baden, Salben, Massieren, in Diätetik und Hygiene. 'Wenigen wird gegenwärtig sein, daß die anfangs als türkische und russische Bäder bezeichneten, seitdem allgemein verbreiteten Dampfbäder nichts anderes sind, als die letzten Ausläufer des alten griechisch-römischen Badewesens.' Die beigegebenen Abbildungen sind bekannt, einige davon aus Schröder übernommen, eine Reihe von Vasenbildern aus Sudhoffs 'Antikem Badewesen' (Berlin 1910).

DEUTSCHKUNDE

Der *Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiet der Germanischen Philologie,* 47. Jahrgang (Berlin, W. de Gruyter & Co. 1928. 19 *RM*). gedenkt im Vorwort des verstorbenen ersten Vorsitzenden der Gesellschaft für deutsche Philologie G. Roethe und erinnert an den Aufruf, den er 1919 zusammen mit A. Heusler und andern zur Erneuerung dieser Gesellschaft ergehen ließ. In der Durchführung bietet der Jahresbericht wieder das alte Bild des bewährten Hilfsbuches.

Anfang Juni fand in Weimar die Hauptversammlung der *Goethe-Gesellschaft* statt. In der Eröffnungsrede wies der Vorsitzende J. Petersen bereits auf die Vorbereitungen für die große 1932 zu veranstaltende Goethefeier hin. Den Hauptvortrag hielt Prof. Voßler (München) über 'Goethe und das romanische Formgefühl'. Für die Festvorstellung waren das Vorspiel 'Was wir bringen' und 'Erwin und Elmire' gewählt worden. Ein Ausflug führte die Teilnehmer der Versammlung nach Dornburg, dessen Schlösser mit ihren Gartenanlagen, jetzt im Besitz der Goethe-Gesellschaft, wieder in den Zustand wie vor 100 Jahren versetzt sind.

Bei einer Neuordnung des Archivs in Schloß Lindenborg in Nordjütland fand man mehrere an den Grafen Ernst Schimmelmann gerichtete *Briefe Goethes und Schillers* sowie ein *unvollendetes Schauspiel Schillers.*

Der Leiter des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, Professor Hans Wahl, übernimmt vom 1. Oktober ab auch die *Leitung des Goethe-Schiller-Archivs.*

Das Jahrbuch der *Kleist-Gesellschaft* 1925 und 1926 (Berlin, Weidmann 1927) bringt als umfangreichsten Beitrag einen Aufsatz von R. Petsch: 'Die Entwicklung der tragischen Idee in den dramatischen Dichtungen Heinrichs v. Kleist'. K. Viëtor führt den Nachweis, daß die Behauptung Scherings, Tiecks letztes Werk 'Vittoria Accorombona' sei mit Kleists verlorenem Roman identisch, unhaltbar ist. H. Meyer-Benfey spricht über 'Die Liebe in Kleists Leben und Dichtung'. Dasselbe Problem, auf einen Fall zugespitzt, behandelt W. Deetjen, 'Luise Wieland und Kleist'. Der Aufsatz ist besonders interessant durch bisher unbekannte Briefe, die er mitteilt und die das Bild der jüngsten Tochter Wielands in einem sehr freundlichen Lichte zeigen. In gewisser Weise gehört auch der Aufsatz von S. Lazarsfeld: 'Kleist im Lichte der Individualpsychologie', der eine fesselnde Erklärung für den Gegensatz von Goethe und Kleist zu geben versucht, in diesen Kreis.

Mit dem neuen (29.) Bande wird der '*Euphorion*' unter Mitwirkung von K. Burdach und J. Petersen von J. Nadler und G. Stefansky herausgegeben. Zu dem 1. (Doppel-) Heft dieses Bandes hat Petersen gleich mit einer Abhandlung über 'Fontanes Altersromane' den umfangreichsten Beitrag geliefert.

In München wird die Gründung einer Fachbücherei für *Orts- und Flurnamenforschung* geplant, die in der Staatsbibliothek aufgestellt werden soll. Sonderdrucke aus dem Gebiet an Dr. Oskar Emmerig, München, Liebigstr. 8a, erbeten.

Ein bemerkenswerter Beitrag von P. Jessen über 'Grenzen und Möglichkeiten des *plattdeutschen Dramas*' findet sich im Märzheft der Zeitschrift 'Niedersachsen' (C. Schünemann, Bremen). Jessens Ansichten werden von H. Karstens im Maiheft derselben Zeitschrift scharf bekämpft.

Vom 27. bis 29. Juni tagte in Lübeck der erste *Deutsch-skandinavische Nor-*

distenkongreß, der, stattlich besucht, nicht bloß alte und neue nordische Probleme erörterte, sondern auch das verbindende Gemeingermanische betonte.

Der im Vorjahre von der Stadt Frankfurt a. M. geschaffene *Goethe-Preis* in Höhe von 10000 *RM* kam am 28. August, zu Goethes Geburtstag, zum zweiten Male zur Verteilung. Preisträger ist der als Theologe und Musiker, Kulturphilosoph und Arzt, Schriftsteller, Kritiker und Menschenfreund bekannte Elsässer Lic. Dr. *Albert Schweitzer*. Im Vorjahre wurde der Preis an Stefan George gegeben.

In dem Preisausschreiben des Vereins für das Deutschtum im Auslande erhielt den ersten Preis das Schauspiel 'Aufbruch in Kärnten' von *Eberh. Wolfg. Möller*.

In Hermannstadt starb der Stadtpfarrer D. Dr. *A. Schullerus*, Verfasser des Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs.

AUSLANDSKUNDE

In dem irischen Freistaat ist ein *Gesetzentwurf zur Einführung einer Zensur* für Bücher und Zeitungen eingebracht worden, der namentlich die Sexualliteratur und die tendenziöse Gerichtsberichterstattung im Auge hat.

Zupitza-Schippers 'Alt- und mittelenglisches Übungsbuch' (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller) liegt in einer von Albert Eichler besorgten Neuauflage vor, die gegenüber der letzten Auflage (von 1922) keine Änderungen der Texte und des Glossars, sondern nur eine allerdings beträchtliche Zahl von Ergänzungen und Berichtigungen bringt. Ein anderes bekanntes Hilfsmittel, *Max Försters 'Altenglisches Lesebuch'* (Heidelberg, Carl Winter), konnte sich in der soeben herausgekommenen 3. Auflage ebenfalls auf geringfügige Besserungen beschränken.

Zur *methodischen Literatur* liefert *E. Moosmann* eine Fortsetzung seiner N. Jbb. II 236/37 und 499 angezeigten Reihe unter dem Titel 'Englische Literaturstunden auf der Oberstufe, 2. Teil' (Beiheft 12b der 'Neueren Sprachen', Marburg, N. G. Elwert 1928). Er gibt Unterrichtsbeispiele zur Literatur von der Restaurationszeit bis zu den Wegbereitern der Romantik. — *Fritz Oeckel* legt eine 'Englische Kulturkunde im Lichte der Unterrichtspraxis' (Leipzig, B. G. Teubner, 1928. Geb. 4.20 *RM*) vor, eine von gesundem Sinn für die praktischen Bedingungen und von gründlicher Sachkenntnis zeugende Studie, die sich in erster Linie die jugendpsychologischen Voraussetzungen eines Kulturunterrichts zum Gegenstand nimmt. Die Schrift verdiente eine eingehendere Kritik, als sie im Rahmen dieser Zeitschrift möglich ist, namentlich eine Stellungnahme zu der bestimmten Ablehnung der 'Abhandlung' und zu dem am Schluß aufgestellten, nach mancher Richtung anfechtbaren Lektürekanon. Sie bedeutet im ganzen aber eine Förderung des wichtigen Problems und darf nicht übersehen werden. — Ein kleines Heft 'Beiträge zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts' (Marburg, N. G. Elwert 1928) bringt Erinnerungen und Erfahrungen von *Max Walter* und knappe, wohlüberlegte und inhaltreiche methodische Leitsätze von *Paul Olbrich*.

Otto Jespersen, 'Eine internationale Sprache', übersetzt von S. Auerbach (Heidelberg, Carl Winter 1928, 148 S., 4.50 *RM*), ist die Begründung und Empfehlung einer neuen Welthilfssprache 'Novial' (= Nov International Auxiliari Lingue). Der als überzeugter Vertreter des Gedankens einer künstlichen Hilfssprache bekannte dänische Sprachforscher kritisiert die bisherigen Versuche (Volapük, Esperanto, Idiom Neutral, Ido, Latino sine Flexione, Occidental) und beschreibt dann seine neue Sprache, die den Vorzug hat, von einem wirklichen Kenner des sprachlichen Lebens erfunden zu sein. Ob sie längeren Bestand haben wird als die früheren Konstruktionen, muß die Zukunft lehren. Der Erfolg einer solchen Kunstsprache ist doch mehr eine Angelegenheit des Glaubens als der wissenschaftlichen Überzeugung, und die grundsätzlichen Bedenken vermag auch der neue Verteidiger nicht zu beheben.

Lord Haldane, der frühere Kriegsminister und liberale Politiker, ist am 26. August d. J. im Alter von 72 Jahren gestorben. Er war als gründlicher Kenner der deutschen Literatur und Philosophie, als Schopenhauerübersetzer, als Biograph

Adam Smiths und Interpret der Einsteinschen Relativitätstheorie auch in Deutschland hoch angesehen. Der Universität Göttingen hat er ein Legat von £ 1000 hinterlassen.

Ellen Terry, die berühmte Schauspielerin der Viktoriazeit, starb am 20. Juli d. J. im Alter von 80 Jahren.

Prof. *Wechßler* hat in diesem Sommer in der *Sorbonne* einen französischen *Vortrag* gehalten, der das Thema behandelte: 'L'Allemagne et la France dans la littérature du moyen âge.' Der Vortrag liegt gedruckt vor in dem Augustheft der 'Revue d'Allemagne' (Paris, Éditions Émile-Paul Frères). Das gleiche Heft bringt von Prof. Godart einen kurzen Bericht über den Hamburger Neuphilologentag.

Der in Hamburg während der Neuphilologentagung von Prof. *Godart* gehaltene *Vortrag*: 'L'enseignement des langues modernes d'après les instructions françaises et les directions prussiennes' ist im Juliheft der Zeitschrift 'Les Langues Modernes' abgedruckt (Rédaction L. Mérat, 95 Avenue Michel-Bizot, Paris XII). Der Vortrag wird außerdem im Beiheft Nr. 15 der 'Neueren Sprachen' erscheinen.

Der in Hamburg gewählte Dauervorstand des ADNV. teilt mit, daß mit den französischen Neusprachlern ein Abkommen erzielt worden ist, das deutschen Kollegen, die eine *Studienreise nach Frankreich* unternehmen, die Anbahnung persönlicher Beziehungen ermöglicht; das Office des Universités, 96 Boulevard Raspail, Paris, hat eine Liste derjenigen französischen Kollegen (Paris und Provinz) aufgestellt, die bereit sind, mit deutschen Neusprachlern während ihrer Studienreise in persönliche Beziehung zu treten. Lebensalter und Sonderinteressen sollen bei Zuteilung der französischen Anschriften tunlichst berücksichtigt werden. Anfragen sind zu richten an Prof. Denis, 96 Boulevard Raspail, Paris. — Der Vorstand regt ferner an, auch in Deutschland für durchreisende französische und englische Kollegen eine ähnliche Einrichtung zu schaffen und bittet die Ortsgruppen des ADNV. derartige Listen aufzustellen und eine Abschrift davon an den Geschäftsführer des Verbandes, Stud.-Rat Dr. Erwin Güntsch, Berlin N 30, Barbarossastr. 52, zu senden.

In Straßburg tagte vom 3. bis 5. August der *IV. Kongreß der französischen Schriftsteller*. Die Pariser Presse nahm von diesem Kongreß kaum Notiz. Es wurden reichlich die Möglichkeiten einer Dezentralisation des geistigen Lebens erörtert. Der Journalismus in der französischen Provinz steht dem Pariser geistig und materiell weit nach. Schulung und Organisation des deutschen Journalismus wurden als vorbildlich hingestellt. Man forderte Lehrstühle über Journalismus an sämtlichen französischen Universitäten. Der Kongreß ließ deutlich erkennen, wie sehr alles geistige Leben in Frankreich in Paris konzentriert ist und wie dürftig es dagegen in der Provinz sich entwickelt.

Eine *neue Zeitschrift*, 'Volkstum und Kultur der Romanen, Sprache, Dichtung, Sitte' ist soeben erschienen (Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co.). Ihr erstes Heft enthält neben einer knappen programmatischen 'Einführung' zwei Aufsätze der beiden Herausgeber der Zeitschrift, der Leiter des Seminars für romanische Sprachen und Kultur an der Hamburgischen Universität, Prof. Küchler und Prof. Krüger, und einen Aufsatz von Max Leopold Wagner: 'Geheimsprachen auf Sardinien'. Während Krüger über 'Volkskundliche Forschung in Südfrankreich' berichtet, bildet der Aufsatz von Küchler 'Über Wirklichkeit und Komik in der Kunst Molières' zusammen mit drei weiteren Aufsätzen über Molière in den 'Neueren Sprachen' und in der 'Germ.-Rom. Monatsschrift' eine Reihe von Proben, die uns zeigen, was wir in dem seit dem Düsseldorfer Vortrag Küchlers angekündigten Werk über Molière zu erwarten haben.

GESCHICHTE

Das seit Jahren wichtigste Ereignis auf dem geschichtswissenschaftlichen Büchermarkte ist die Herausgabe der Gesammelten Schriften des verstorbenen Tübinger, dann Berliner Kirchenhistorikers *Karl Holl* (Tübingen, Mohr). Der erste Band ist eine aus Einzelaufsätzen sich zusam-

mensetzende und doch vollständige Lutherbiographie, mit ganz neuer und tiefer Auffassung. Die Aufsätze sind s. Zt. in der Auseinandersetzung mit Troeltsch entstanden. Sie verzichten bewußt auf die moderne wissenschaftliche Literatur und zitieren nur die primären Quellen selbst — auch hierbei in bemerkenswertem Gegensatze zu Troeltsch, dessen Arbeiten bekanntlich nur auf der abgeleiteten Literatur beruhen.

Das *Deutsche Auslandsinstitut* hielt unter dem Vorsitz von Walter Goetz Ende Juli seine Tagung in Stuttgart ab; es wurden vor allem wichtige Beschlüsse gefaßt zur Erfassung und Veröffentlichung deutscher Archivmateralien und Urkundensammlungen in Ungarn und Siebenbürgen.

Eine *Tagung für geschichtliche Städtekunde* unter dem Vorsitz von Gustav v. Bezold war auf Ende Juli nach Regensburg und anschließend nach Augsburg berufen. Das Problem der alten deutschen Stadtgeschichte wurde am Beispiel der beiden genannten Städte erörtert. Unter den Vortragenden sind zu nennen der Kirchenhistoriker Franz Heidingsfelder in Regensburg und Archivdirektor Wiedenmann in Augsburg.

Die *Deutsche Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung* hielt ihren bisherigen Lehrkursus in der Zeit vom 26. August bis 16. September in Bad Reichenhall ab. Es sprachen Hermann Oncken (Über Ziele, Kräfte und Gestaltung der auswärtigen Reichspolitik) und Werner Sombart (Über die Geschichte des Kapitalismus und seine Bedeutung für Volksgemeinschaft und Volkszersetzung). An dem Kursus nahmen über 500 Zuhörer teil.

Anfang September fand der Kongreß der *Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte* in Magdeburg unter Vorsitz von Kossinna statt, der auch den Hauptvortrag über Germanischen Götterkult in der Vorgeschichte hielt. Ferner ist zu nennen der Vortrag von Wervecke (Magdeburg) über die Grundzüge einer neuen Diluvialchronologie Nord- und Mitteldeutschlands und von Carl Engel (Magdeburg) über Altsteinzeitliche Funde in Mitteldeutschland.

Die Stadt *Stralsund* veranstaltete am 24. Juli eine dreihundertjährige Wallenstein-Feier zur Erinnerung an die berühmte Belagerung v. J. 1628. Gedenkblätter von Hans Zenck (Stralsund) sind mit reichen Illustrationen aus diesem Anlaß herausgegeben worden.

Der 150. Geburtstag des *Turnvaters Jahn*, am 11. August 1928, hat den Zeitungen und Zeitschriften Veranlassung zu Gedenkartikeln gegeben; auch Neuausgaben der Schriften sind zu diesem Tage von verschiedenen Verlegern vorgelegt worden.

Die beiden Lehrstühle für Geschichte an der *Universität Freiburg*, die durch den Tod v. Belows und den Rücktritt Finkes erledigt waren, sind nun neu besetzt worden durch Berufung von Jakob Strieder, des bekannten Fuggerforschers, und von Erich Caspar (bisher in Königsberg). Den Lehrstuhl Schultes in *Bonn* hat Max Braubach (bisher Privatdozent daselbst) erhalten.

An der Technischen Hochschule in *Dresden* ist ein *Ordinariat für Geschichte* errichtet und dem a. o. Prof. an der Universität Leipzig Johannes Kühn übertragen worden.

Die *Universität Wilna* konnte im Juli auf 350 Jahre ihres Bestehens zurückblicken. Sie ist gegründet durch Stiftung des polnischen Königs Stephan Bathory vom 7. Juli 1578, wurde im Gefolge des polnischen Aufstandes 1831 geschlossen und 1919 wieder eröffnet. Ihre Verbindung mit dem deutschen Geistesleben ist gekennzeichnet durch den Namen von Georg Forster, der bekanntlich einige Jahre Professor in Wilna gewesen ist.

Ein offizielles *Geschichtswerk der faschistischen Revolution* ist in Mussolinis Auftrag von Chiurco, Professor der Geschichte in Siena, verfaßt worden und wird im Frühjahr 1929 zum 10. Jahrestage der Begründung der Faschi im Verlag Vallecchi, Florenz erscheinen; der Duce wird selbst das Vorwort schreiben.

In Zürich starb *Hans Trog*, der als Schüler Jakob Burckhardts das Erbe des Meisters treu verwaltet und ausgebreitet hat. Wir verdanken ihm eine schöne Biographie des Baseler Gelehrten, ferner hat

er Burckhardts 'Briefwechsel mit einem Architekten' herausgegeben, und zuletzt den großen Plan einer monumentalen 'Gesamtausgabe in zwölf Bänden' gefaßt, die in der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) herauskommen sollte und für die soeben die Einladungen zur Subskription hinausgegangen sind. Es steht zu hoffen, daß die Mitherausgeber, die über das Nachlaß-Archiv verfügen (Dürr, Oeri Staehelin und Wölfflin) den Plan nun doch durchführen werden.

Der hervorragende englische Historiker Sir George Otto *Trevelyan* ist im Alter von 90 Jahren in London gestorben. Sein Hauptwerk ist die große Biographie Macaulays, dessen Neffe und historisch-politischer Schüler er gewesen ist. Auch hat er eine Biographie von Charles Fox geschrieben.

KUNST

Kunstverkäufe nach Amerika. Wir reden immer davon, daß Europa amerikanisiert wird. Man könnte aber auch umgekehrt sagen, Amerika geht mit Riesenschritten den Weg zur völligen Europäisierung. Es will den alten Kulturstaaten überall gleichwertig sein und ein ebenso großer Kulturfaktor im Leben der Menschheit werden. So sehen wir ein Meisterwerk alter Kunst nach dem andern über den Ozean wandern, und bald wird es so sein, daß Kunstgelehrte auch nach dort wandern müssen, um ihre Kenntnisse auf die Höhe der Forschung zu bringen. Wiederum gehen zwei Raffael, die Cowper- und die Northbrook-Madonna, abgesehen von dem Frauenporträt aus der Sammlung Huldschinsky, dessen Zugehörigkeit an den Meister neuerdings ausgesprochen ist, nach dort. Auch der inhaltlich interessante frühe Vermeer der Sammlung Bredius, 'Die Religion', bisher im Haag ausgestellt, ist nach Amerika verkauft.

Die *Sammlung Carstanjen,* bisher als Leihgabe in der Münchner Pinakothek aufgestellt, geht nach *Köln,* wo sie nach dem Tode des Besitzers als Familienstiftung im Wallraf-Richartz-Museum ihr Heim gefunden hat.

Die Stadt *Frankfurt* hat in großzügiger Weise die Sammlung alter deutscher Kunst in *Hohenzollern-Sigmaringen,* bei der man befürchten mußte, daß auch sie ins Ausland wandern würde, als Ganzes erworben. Wünschen möchte man, daß nun diese Sammlung nicht zum Schacherobjekt gemacht wird, indem man nun doch Teile davon verkauft, wie schon verkündet wird.

Matthias Grünewalds 400jähriger Todestag. Im August hätten wir diesen andern Titanen deutscher Malerei feiern sollen. Still ist der Tag, das Jahr verlaufen, während man seinen großen Rivalen so laut feierte. Erst jetzt wissen wir, wie er eigentlich hieß. Es steht zweifellos fest, daß der Name Grünewald eine Erfindung oder ein Irrtum Sandrarts war: *Mathes Gothardt-Neidhardt* war sein Name; der Künstler starb im August 1528 in Halle a. d. S. Er stammte aus Würzburg und lernte bei Tilman Riemenschneider, wie F. Knapp in einem Artikel der 'Zeitschrift für bildende Kunst' nun auch stilkritisch erwiesen hat, nachdem die Urkunden schon den historischen Beweis gebracht hatten.

RELIGION

Am 1. August konnte der Systematiker Professor Dr. *Kattenbusch* in Halle sein goldenes Professorenjubiläum feiern. 1878 war er ordentlicher Professor in Gießen geworden, und seit 1906 wirkt er in Halle.

Auf der '*Pressa*' in Köln wurde am 31. Mai in der aus Stahl und Glas erbauten Kirche die *evangelische Ausstellung* eröffnet, die eine Gesamtschau alles dessen gibt, was evangelischer Geist im gedruckten Wort der Welt zu bieten hat. Diese Schau berücksichtigt nicht nur Deutschland sondern auch das Ausland. Neben Büchern, Zeitungen, Zeitschriften und Flugschriften ist u. a. auch die in angelsächsischen Ländern besonders ausgebaute kirchliche Plakatmission berücksichtigt. Durch wöchentlich wechselnde Plakate an den Kirchen wird dort auch den ihr Fernstehenden zum Bewußtsein gebracht, wie eng verbunden die Kirche sich mit allen Fragen des öffentlichen Lebens fühlt.

Das in der Französischen Revolution zerstörte *Kloster von Cluny* soll wieder

aufgebaut werden. Da eine Menge alter Baureste der berühmten Benediktinerabtei noch vorhanden sind, hofft man, sie in ihrer alten Schönheit wieder erstehen lassen zu können.

Die neue *Nanking-Regierung* hat in einem Erlasse gegen die kommunistische Bewegung in bemerkenswert freundlicher Weise über das Christentum sich ausgesprochen und ihm nicht nur den Schutz der allgemeinen Religionsfreiheit zugesichert, sondern ausdrücklich sein Eintreten für die notleidenden Volksmassen und seine Kraft, die Gesinnung der Menschen umzugestalten und dadurch eine Erneuerung der Verhältnisse hervorzurufen, anerkannt.

In der *Türkei* wird der mohammedanische Gottesdienst nach europäischem Muster umgestaltet: Die Moscheen erhalten Stühle; die Sitte, die Schuhe in ihnen auszuziehen, fällt weg; die Gebete werden türkisch, nicht mehr arabisch gesprochen; die Musik erhält einen Platz in der religiösen Feier. Auch Arabien selbst modernisiert sich. Der Herrscher von Hedschas, Ibn Saud, der erst kürzlich eine Konferenz von Abgesandten aller islamitischen Gebiete nach Mekka einberufen hat zur Förderung des panislamitischen Gedankens, sorgt mit eiserner Strenge für die Sicherheit der Pilgerwege nach Mekka. Jetzt will die von ihm gegründete 'Hedschas Pilger-Transportgesellschaft' sogar Flugzeuge in den Dienst der Beförderung der Wallfahrer einstellen.

Der König von England hat zum Nachfolger des am 12. November aus seinem Amt scheidenden Erzbischofs von Canterbury, Dr. Davidson, den Yorker Erzbischof Dr. Lang ernannt und zu dessen Nachfolger den Bischof von Manchester, Dr. Temple. Der *Rücktritt Davidsons* ist die Folge davon, daß das Unterhaus zum zweitenmal die *Revision des Prayer Book abgelehnt* hat. Die Leidenschaftlichkeit, mit der das Parlament die erstrebte Vorherrschaft der anglokatholischen Richtung in der Staatskirche bekämpft und mit einer Mehrheit von 46 Stimmen von neuem besiegt hat, zeigt deutlich, daß dieses kirchengeschichtliche Ereignis zugleich von größter politischer Bedeutung ist. Die protestantische Richtung empfand die anglo-katholischen Versuche, ihre katholisierenden Anschauungen über Abendmahl und Kirche in der Magna Charta der englischen Staatskirche zu verankern, als kaum noch verhüllte Gegenreformation. Durch das Parlament hat jetzt das Volk selbst sich gegen die Bedrohung der reformatorischen Grundlagen der Staatskirche aufgelehnt. Eine nochmalige Verhandlung der Sache vor dem Parlament erscheint ausgeschlossen. Das Gewiesene wäre nach dem Ausspruch des englischen Innenministres Sir Joynson-Hicks, des Führers der protestantischen Opposition, daß die Anglo-Katholiken nun eine selbständige Freikirche gründen. Wahrscheinlicher ist eine andere Folge: die Frage einer Trennung von Staat und Kirche hat einen neuen Antrieb gewonnen bei allen denen, die durch das Votum des Parlaments, d. h. einer außerkirchlichen Körperschaft, die Freiheit der Kirche inbezug auf ihre innere Gestaltung beeinträchtigt fühlen. Und noch eine dritte Folge ist zu beachten: Die Niederlage der anglokatholischen Richtung hat die Einigungsverhandlungen, die mit Rom gepflogen wurden, zunichte gemacht, da jetzt dem Autoritätsanspruch Roms kein achtunggebietender Partner mehr gegenübersteht, wie es eine anglokatholische englische Staatskirche gewesen wäre. Mit dem Siege der protestantischen Richtung in der englischen Staatskirche wird diese von selbst sich aktiv an den Einigungsbestrebungen der protestantischen Kirchen in Stockholm und Lausanne beteiligen.

Die auf eine *Vereinigung der methodistischen Gruppen* — der Wesleyans, Primitives und United Methodists — abzielende Bewegung hat in den letzten Jahren an Stärke zugenommen. Bei der Konferenz des vorigen Jahres wurde zwar die notwendige Dreiviertelmajorität noch nicht erreicht; in Liverpool erklärten sich aber vor einigen Wochen 88 % der Delegierten für die Vereinigung. Der hierzu erforderliche Gesetzentwurf sieht ein Inkrafttreten des Zusammenschlusses für das Jahr 1931 vor.

Das Wiedererstarken des religiösen Geistes in *Rußland* hat das Zentralkomi-

tee der Allrussischen kommunistischen Partei veranlaßt, zum Kampf gegen die Gefahr der 'religiösen Ideologien' aufzurufen: denn 'ein religiöses Kind ist ebenso gefährlich wie ein religiöser Erwachsener'. Durch besondere Lehrstühle für Religionskritik, durch religionsfeindliche Filme, durch Bekämpfung des Gottesglaubens in der Erziehung der Jugend, durch die Propaganda der antireligiösen Gewerkschaften will man der Religion Herr werden.

Vom 9. bis 12. Oktober wird in Frankfurt a. M. der *II. Deutsche evangelische Theologentag* stattfinden. Im Mittelpunkt der Verhandlungen wird der Erlösungsgedanke stehen, und zwar werden reden: Lohmeyer (Breslau) über den 'Begriff der Erlösung in der Urchristenheit', Hermelink (Marburg) über den 'Erlösungsgedanken in der gegenwärtigen Theologie'. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß der von Clemen (Bonn) auf dem I. Theologentag am 21. Oktober 1927 gehaltene Vortag über 'Bedeutung und Art des Studiums der allgemeinen Religionsgeschichte' in den Theologischen Blättern (Nr. 6, Sp. 137/152) abgedruckt ist. Zu dem Thema 'Erlösung' sei auf den interessanten Aufsatz von Preisker im gleichen Heft (Sp. 143/51) hingewiesen, der den 'Urchristlichen und mandäischen Erlösungsglauben' miteinander vergleicht.

PHILOSOPHIE

Dem am 19. Mai gestorbenen Philosophen *Max Scheler* (s. S. 509 dieser Zeitschrift) widmet Nicolai Hartmann in den 'Kantstudien' (Bd. 33 S. IX—XVI) einen warmempfundenen Nachruf. Er sieht Schelers Bedeutung in der Neubegründung der philosophischen Ethik durch die von ihm vollzogene Synthese zwischen der von Kant erwiesenen Apriorität des Wertbewußtseins und der von Nietzsche erschauten Mannigfaltigkeit und Inhaltsfülle des Wertreiches, zu dessen noch ungehobenem Reichtum Schelers Fähigkeit, die Wirklichkeit intensiv zu erleben und ihr Wesen intuitiv zu erfassen, den Zugang eröffnete. Aber auch auf religionsphilosophischem Gebiet war er einer der ideenreichsten Führer. Hier mündete seine Philosophie schließlich in Gedanken, um die sich seit den Tagen der Mystik immer wieder das deutsche Denken bemühte: in die Auffassung des Weltprozesses als Werden Gottes 'vom alogischen und blinden Seinsdrang bis hinauf zur Wert- und Sinnerfüllung im reinen geistigen Sein'. Ein sprechend lebendiges Bild ist dem Nachruf beigegeben.

Das gleiche Heft der 'Kantstudien' bringt (S. 247/55) einen Nachruf für *Leonard Nelson* von Hellmuth Falkenfeld (nebst Bild). Auch Nelson ist, wie Scheler, in der Blüte seiner Kraft und seines Schaffens dahingerafft worden. Beide vertreten zwei ganz verschiedene Typen philosophischer Denker: Scheler, ein Geistesverwandter Nietzsches, war von einer erstaunlichen Wandlungsfähigkeit, die ihn unbedenklich zu neuen, den bisher eingenommenen widersprechenden Positionen fortschreiten ließ, wenn die Vielgestaltigkeit und Widerspruchsfülle der Wirklichkeit ihn dazu drängte; Nelson dagegen war ein Denker, dessen Entwicklungslinie durchaus geradlinig verlief. Die philosophische Leistung Nelsons liegt in seiner mit der von ihm erneuerten Friesschen Methode der psychologischen Vernunftkritik aufgebauten 'Kritik der praktischen Vernunft' (1917), in der er nachzuweisen versucht, daß die Idee der Gerechtigkeit in unserer Vernunft wurzelt. Charakteristisch für die durchaus aktive Art Nelsons aber ist es, daß diese Erkenntnis ihn nicht nur zum Aufbau eines 'Systems der philosophischen Rechtslehre und Politik' (1924) weiter drängte, sondern daß er nun auch praktisch den Neubau des gesellschaftlichen Lebens auf dieser Grundpflicht der Gerechtigkeit durchzuführen unternahm. Er war, im Sinne Spenglers, Philosoph und Politiker zugleich, entsprechend seiner Überzeugung: 'Echter Idealismus und echter Wahrheitssinn sind nicht zu trennen vom Streben nach Verwirklichung; ja der eine wie der andre lebt nur darin.' So wurde er der Schöpfer des liberalen Sozialismus, der sich im 'Internationalen Jugendbund' und später, nach seinem Ausschluß aus der Sozialdemokratischen Partei, im 'Internationalen Sozialistischen Kampfbund' für eine Neugestaltung des Staates

nach dem Prinzip der Gerechtigkeit einsetzte. In dieser völligen Einheit von Lehre und Leben bei Nelson liegt das Geheimnis seiner faszinierenden Wirkung auf jugendliche Menschen, die ihn als den geborenen Erzieher erscheinen ließ.

Am 21. April konnte der Psychologe *Carl Stumpf* seinen 80. Geburtstag feiern, dessen 'Tonpsychologie' zu den klassischen Werken dieser Wissenschaft gehört. Nichts charakterisiert ihn treffender als das Wort Diltheys, das er selbst seiner ausführlichen Selbstbiographie (Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 5, S. 205/65) als Motto vorangestellt hat: 'Wir verschmähen die Konstruktion, lieben die Untersuchung, verhalten uns skeptisch gegen die Maschinerie eines Systems ... Wir sind zufrieden, am Ende eines langen Lebens vielfache Gänge wissenschaftlicher Untersuchung angebohrt zu haben, die in die Tiefe der Dinge führen; wir sind zufrieden, auf der Wanderschaft zu sterben.' Wie zahlreich diese 'Gänge' sind, zeigt die Übersicht seiner Schriften (S. 262/65).

Der Herausgeber des 'Philosophischen Weltanzeigers', *Paul Feldkeller*, veröffentlicht in den Kantstudien (33, 219/23) einen kleinen, interessanten Aufsatz 'Zur philosophie-geographischen Forschung'. Aus seiner Kenntnis der Auslandsphilosophie heraus kommt er zu folgenden Ergebnissen: '*Freizügig* sind alle Elemente aller philosophischen Systeme auf dem Erdrund — es gibt heute schon ein internationales Gedankengut der Menschheit —, *bodenständig* sind die systembildenden Intentionen: der deutsche Idealismus, die englische Aufklärung, der französische Irrationalismus und Emotionalismus, die amerikanische Philosophie. Und den Schlüssel zum Wesen der Philosophie geben uns nicht die *gestalteten Elemente*, sondern nur die *philosophiebildenden Momente*, jene aktiven Kräfte, die «Intentionen» (bisweilen auch ‚Ideen' genannt). Die Elemente mögen sämtlich fremdländisch sein: ausschlaggebend für die Bodenständigkeit einer Philosophie ist allein die Intention.' Auf das Weltganze gesehen ergibt sich nun die überraschende Tatsache, daß kein Kulturvolk von deutscher Philosophie und ihren Gedankenelementen unberührt geblieben ist: 'Deutsche Gedanken sind der Kulturdünger für die philosophischen Systeme aller Völker'. In bezug auf bodenständige Philosophie aber hat der britische Rationalismus unleugbar die weiteste Verbreitung gewonnen. Eine gänzlich isolierte Nationalphilosophie gibt es heute nicht mehr; vielmehr ist bereits infolge des internationalen Austausches abwandlungsfähiger Motive, der internationalen philosophischen Problematik und Diskussion eine Art Weltphilosophie im Werden, wenn auch natürlich in bezug auf die Intention, die 'Seele', der philosophische Motivschatz in den einzelnen nationalen Philosophien seine jeweils besondere Gestaltung erfährt.

Am 23./29. September 1927 fand in *Warschau* der *2. Kongreß polnischer Philosophen* statt, zu dem auch die andern slawischen Völker eingeladen waren. In 7 Sektionen wurden 70 Referate gehalten. Hervorzuheben ist die entschiedene Ablehnung der induktiven Methode als unexakt und unwissenschaftlich durch Lukasiewicz und das Bekenntnis zu einer spezifisch slawischen Art des Philosophierens durch Mirtschuk.

Vom 1. bis 4. Oktober d. J. wird die *Deutsche Philosophische Gesellschaft* in *Leipzig* tagen. Alle 8 Vorträge werden das Problem der Gemeinschaft behandeln. Es werden reden: Freyer (Leipzig) über 'Gemeinschaft und Volk', Delekat (Berlin) über 'Was ist und wie entsteht Gemeinschaft?', v. Weizsäcker (Heidelberg) über 'Arzt und Kranker, eine Wirklichkeit der Gemeinschaft', Hempelmann (Leipzig) über 'Frühformen der Gemeinschaft in der Tierwelt', Pichler (Greifswald) über 'Harmonie der prästabilierten Gemeinschaft', Haering (Tübingen) über 'Gemeinschaft und Persönlichkeit in der Philosophie Hegels', Wechßler (Berlin) über 'Die Generation als seelische Gemeinschaft der Altersgenossen', und Stapel (Hamburg) über 'Volk und Staat'.

(25. September 1928)

DER WEIHETEMPEL VON ELEUSIS

Von Carl Watzinger

Mit zwei Tafeln und drei Abbildungen im Text

Zur Heiligen Burg von Eleusis konnte man im Frühling dieses Jahres häufig unsere Archäologen von Athen aus wallfahrten sehen, einen roten Folioband im Arm, die angesichts der Ruinen des Telesterions die Pläne und Aufnahmen dieses Werkes eifrig studierten und mit den Resten der Anlagen verglichen. Wenn einer dabei die stille Hoffnung genährt hatte, neue Entdeckungen zu machen oder auch nur *Ferdinand Noack*, dem Verfasser des neuen, monumentalen Werkes über Eleusis[1]), Irrtümer und Versehen nachzuweisen, so mußte er meist am Abend nach der Rückkehr gestehen, daß Noacks Beobachtungen immer zutreffend, seine Ausdeutungen des Tatbestandes immer scharfsinnig, wohlüberlegt und daher meist überzeugend waren, daß an dem von ihm gewonnenen Gesamtbild der Baugeschichte des Heiligtums ohne neue Grabungen nicht zu rütteln sei. Das Werk hat vor den Ruinen die Feuerprobe vielseitiger Kritik bestanden: wer vor den Ruinen das Buch las, dem verstummten bald alle Zweifel und steigerte sich die Achtung vor der Größe der wissenschaftlichen Leistung, die darin beschlossen liegt. Als Frucht einer langjährigen, immer wiederholten Beschäftigung mit dieser schwierigsten und verwickeltsten Ausgrabungsstätte Griechenlands ist dieses Werk doch nicht nur eine abschließende Zusammenfassung fremder und eigener Arbeit, sondern zugleich eine Mahnung, die großen und wichtigen Probleme griechischer Religionsgeschichte, die nun in Eleusis herausgestellt sind, mit dem Spaten zu lösen.

Noack hatte sich eine Aufgabe gestellt, die so recht seiner Neigung und seiner besonderen Begabung entsprach: aus eindringender Beobachtung des Geländes und der Ruinen die Baugeschichte des Heiligtums zu entwickeln und zugleich in Plänen, Aufrissen und Rekonstruktionen zeichnerisch darzustellen. Weil hier der historisch und philologisch geschulte Archäologe zugleich über die technische Schulung des Bauhistorikers und Architekten verfügt, fehlen dem Werk die Mängel, die bei baugeschichtlichen Untersuchungen so oft dem nur die eine Seite wirklich beherrschenden Bearbeiter fast notwendig anhaften. Wenn Noack auch Berater wie *Koldewey* und *Kirchner* zur Seite standen, alles Wesentliche in diesem Buch ist eigene Leistung, und ihr verdanken wir es, wenn der Schauplatz

1) *Eleusis.* Die baugeschichtliche Entwicklung des Heiligtums. Aufnahmen und Untersuchungen von *Ferdinand Noack.* Mit Beiträgen von *J. Kirchner*, *A. Körte* und *A. K. Orlandos.* 44 Tafeln und 112 Textabbildungen. Berlin und Leipzig 1927, Verlag von Walter de Gruyter & Co. 150 *RM.* — Diesem Werke konnten die hier Abb. 1—3 und Tafel I und II verkleinert wiedergegebenen Bilder dank dem Entgegenkommen des Verfassers und Verlegers entnommen werden.

der Mysterien heute soweit aufgeklärt ist, daß keiner, der sich mit ihrer Form künftig beschäftigt, den hier nachgewiesenen baulichen Hintergrund außer acht lassen kann.

Schon für die *Anfänge des Heiligtums* ist jetzt fester Boden gewonnen worden: die Anfänge der Terrasse, auf der in geschichtlicher Zeit sich das Telesterion erhob, gehen nicht höher hinauf als bis in das Ende des VIII. Jahrh., in die Übergangszeit vom geometrischen zum orientalisierenden Stil; denn die Opferschicht dieses ersten offenen Hieron, das hier aus dem Bedürfnis nach einem umfriedeten Platz für die *δρώμενα* entstanden sein wird, enthält ausschließlich spätgeometrische tönerne Idole und Weihetäfelchen mit Bildern von Dreifüßen, Schlangen und Vögeln, aber keine Spur von Weihegaben aus älterer Zeit. Damit ist allen bisherigen Versuchen, den Kult der eleusinischen Götter an dieser Stelle an die mykenische oder vorgriechische Epoche, die Bauform des Telesterions an ältere Bauformen der mykenischen Zeit anzuknüpfen, der Boden entzogen. Das schließt natürlich nicht aus, daß die einst an und auf dem Burgfelsen wohnende Bevölkerung des II. Jahrtausends an anderer Stelle eigene Kulte besessen hat. Noack sieht die älteste Kultstätte gewiß mit Recht in der weiter östlich liegenden Grotte des Plutonion, in der einst die alte, segenspendende Erdmutter unter dem Namen Eleutho Verehrung genossen haben wird. Die Göttin, der auf der Terrasse schon im VIII. Jahrh. die *ὄργια σεμνά* galten, hat keinen Tempel an dieser Stelle besessen. Dieser lag vielmehr, wie es der homerische Demeterhymnus 270f. deutlich ausspricht, oben auf der vorspringenden Höhe über dem *καλλίχορον φρέαρ*, wo seine Reste durch den späteren Tempelbau, wie es scheint, völlig beseitigt sind. Mit vollem Recht lehnt daher Noack den Gedanken ab, unter dem *νηός* des Hymnus könne eine altes Telesterion gemeint sein, da nach Ausweis der Ausgrabungen ein solches zur Zeit der Entstehung des Hymnus in der ersten Hälfte des VII. Jahrh. noch nicht bestanden haben kann.

Für die weitere Baugeschichte des Heiligtums entscheidend wurde die Einverleibung von Eleusis in den attischen Staat. Es ist verständlich, daß damit auch die Mysterien über ihre bisherige lokale Bedeutung hinauswuchsen, daß die reicheren Mittel des größeren Staates auch dem neugewonnenen Heiligtum zugute kamen. Diese erste große Bauepoche des Bezirks ist erst jetzt durch Noacks Untersuchungen deutlich geworden. Durch eine weit nach Osten vorspringende Böschungsmauer wird die alte Terrasse des Hieron vergrößert und dieses selbst wie eine befestigte Kirche des Mittelalters eingeschlossen in die noch weiter nach dem Meere zu ausladende Bastion der Stadtmauer. Zwischen den beiden im Süden einander entlang laufenden Mauerzügen entsteht so eine Art Zwinger, in den im Südosten an der engsten Stelle ein Tor eingespannt ist. Entsprechend der steinernen Stützmauer auf der Innenseite und der Ziegelmauer auf der Außenseite steht hier ein steinerner Torpfeiler einem Ziegelpfeiler gegenüber; so auffallend das zunächst erscheint, der Befund läßt keinen Zweifel an dieser Gestaltung des Tores zu. Durch diese Toranlage wird bewiesen, daß die Terrassenstützmauer und die erste große Festungsmauer zusammengehörig, also gleichzeitig sind. Die mächtige, ihre Hauptfront nach Südosten, dem Meere zuwendende Festungsmauer

rückt damit in die früharchaische Zeit hinauf und erscheint als eine großartige Form der Befestigung, die in dem Fehlen der Türme und in der Flankierung der Tore durch vorgezogene Mauerstücke noch ganz an die helladische Frühzeit sich anschließt. Als Entstehungszeit der Anlage macht Noack das Ende des VII. Jahrh. sehr wahrscheinlich, sei es, daß sie als Bollwerk gegen Megara und Salamis errichtet war oder als festes Kastell den Neubesitz von Salamis bereits gegen Angriffe von Megara her sichern sollte.

Die starke Erweiterung der Terrasse des Hieron nach Osten findet ihre Erklärung in dem *Bau des ersten Weihetempels* (Abb. 1), vor dem ein ausreichend großer Hof sich ausdehnen sollte. Von diesem Bau stehen noch heute die unteren Schichten eines Teiles der Süd- und Ostwand aus eleusinischem Kalkstein. Seine ursprüngliche Ausdehnung berechnet Noack auf 18,37 m Breite zu 13,53 m Tiefe. Die Technik des Mauerwerks ist die des Kurvenpolygonals, das uns von der Terrassenmauer des delphischen Tempels her geläufig ist, hier aber in einer altertümlich frühen Form erscheint. Trotz der Geringfügigkeit der erhaltenen Reste wird man nach Aufbau und Ausstattung in diesem Rechteckbau den in seiner Größe freilich bescheidenen Vorläufer aller späteren Telesterien vermuten dürfen und dementsprechend annehmen, daß er wie diese mehr wie *eine* Tür in der Front und im Inneren an allen vier Seiten ansteigende Holzbänke besaß. Ob der attische Architekt den Typus dieses Versammlungshauses erfunden hat, oder ob wir den Stufenbau am Marktplatz von Lato und letzten Endes die Stufenanlagen an den Außenseiten der Paläste von Knossos und Phaistos als Vorläufer seines Baugedankens ansehen dürfen, möchte ich nicht mit Noack (auch Baukunst des Altertums S. 68) zugunsten der zweiten Annahme entscheiden, da mir die Auffassung aller dieser Treppen als Standplätze für Zuschauer der Nachprüfung zu bedürfen scheint. Ist doch auch für andere gedeckte Versammlungsräume, z. B. die Buleuterien, eine gleiche Ausstattung des Innenraums mit ansteigenden Sitzen gewiß von Anfang an vorauszusetzen.

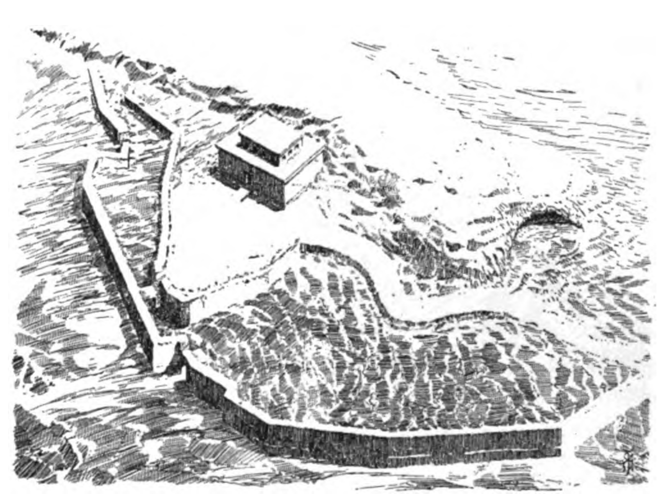


Abb. 1. Das Heiligtum in früharchaischer Zeit

Die auf das früharchaische Telesterion folgende Anlage ist schon immer als *Neubau der pisistratischen Zeit* angesehen worden (Abb. 2). Der Ringhalle des Hekatompedos auf der Burg gleicht die Verwendung des Kalksteins von Kara im Fundament, der Porosquadern für die darüberliegende Ausgleichsschicht und die vorzügliche Technik des Oberbaus. Von den Porosplatten des Fußbodens, die über

einen Rost gebreitet waren, sind im nördlichen Teil des Gebäudes mehrere Reihen erhalten; von den in Felseinschnitte eingesetzten Porosstufen mit ihrer feinen Putzschicht hat Noack an der Nordseite noch drei Reihen übereinander nachweisen können. Im Osten liegt die Schwellenschicht mit den Durchgängen dreier Türen und die Euthynteriaschicht einer anschließenden prostylen Vorhalle noch in situ. Von der einstigen, wohl regelmäßig geschichteten Poroswand ist ein Stein des Abschlußgliedes mit dem Rest eines kräftigen dorischen Kymations in einer nachpersischen Stützmauer verbaut gefunden. Als Größe des Saales ergibt sich ein Quadrat von 77⅛ zu 77½ Fuß Seitenlänge. Die innere Stützenstellung ist durch die Basen der Säulen gesichert, die zu je fünf in fünf Reihen angeordnet sind. Dorischen Stil des Gebäudes und damit dorische Säulen in der Vorhalle erweist das Profil der Sima aus parischem Marmor mit dem prachtvollen archaischen Widderkopf an dem erhaltenen Stein der Ecke, dessen Gegenstück in Athen auf der Burg die Ecke der Ringhalle des Athenatempels der Pisistratiden schmückte. Die zahlreich erhaltenen Dachziegel erlaubten Orlandos bei Noack S. 63ff. eine Wiederherstellung des gesamten Daches als eines einfachen Satteldaches, dessen Akroterien aber nicht mehr zur Ausführung kamen. Dieses Fehlen des letzten Schmuckes aus der Vertreibung des Hippias vor Vollendung des Baus zu erklären, ist ein einleuchtender Vorschlag von Noack. Nicht zuzustimmen vermag ich jedoch, wenn Noack bei diesem Bau, dessen übrige Schmuckglieder rein dorisch sind und der als Wandabschluß der Außenseite noch das dorische Kymation aufweist, ionische Säulen als Innenstützen annimmt. Wenn in der Übergabeurkunde der Epistaten von 408/7 Bauglieder von einem *νεώς* und eine *στοά* genannt werden, so besteht doch gar kein Zwang, diese Bezeichnungen auf den Saalbau und die ihm vorgelagerte Halle zu beziehen, ja sprachlich scheint mir diese Annahme nicht unbedenklich zu sein. Auch bietet eine ionische Säulenstellung gar keinen praktischen Nutzen, wenn man nicht mit Noack überschlanke Säulen postulieren will. Ich würde also eine zweigeschossige, dorische Stützenstellung im Inneren vorziehen, die nicht weniger freien Durchblick bietet wie eine einfache ionische, zumal alle folgenden Bauten immer an dieser Form der Gestaltung des Innenraums festgehalten haben, was doch auf eine Tradition schließen läßt.

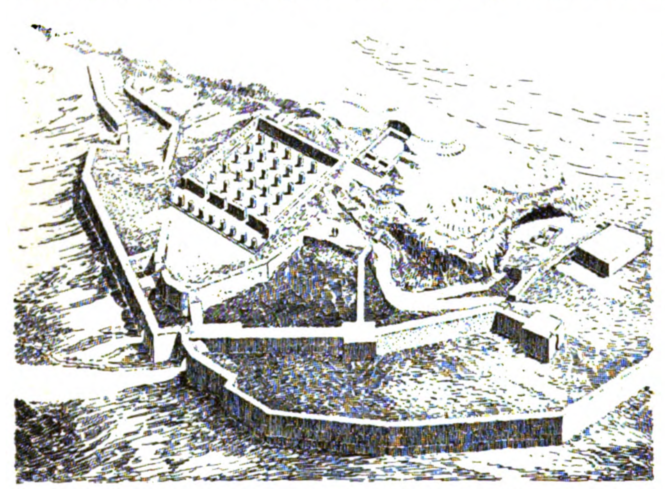


Abb. 2. Das Heiligtum in pisistratischer Zeit

Der Neubau des Telesterions mußte wesentliche Veränderungen des Peribolos nach sich ziehen. Nach Süden griff die Vorhalle über die archaische Stützmauer

hinüber; dadurch war eine Erweiterung des Hofes über den Raum des Zwingers hinaus geboten. So hatte jetzt die Südmauer in ihrem unteren Teil die neue Terrasse zu stützen, und das alte westliche Tor mußte verschwinden. Von der Südostspitze des älteren Peribolos aber wird die mächtige Ziegelmauer auf polygonalem Porossockel mit ihren gewaltigen Rechtecktürmen wie ein starkes Diateichisma (Taf. I D 2—D 6) gerade nach Norden geführt; ihre Reste stehen noch heute als eindrucksvollste Zeugen des pisistratischen Umbaus des Bezirks uns vor Augen. Den Abschluß im Norden bildet das Eingangstor der Heiligen Straße an der Stelle der späteren Kleinen Propyläen, das an der einen Seite durch einen Mauerschenkel mit starkem Turm geschirmt war. Die Mauer setzte sich dann bis zur Umfassungsmauer des Plutonion fort, wo eine freistehende Bastion (D 7) vor dem Felsen auch hier den Zugang sicherte. Da als Stützmauer des Telesterionhofes im Norden die alte, früharchaische Mauer bestehen blieb, mußte zu dem jetzt zwischen beiden Mauern entstandenen zwingerartigen Raum von Südosten her ein Zugang durch ein neues Tor geschaffen werden, dem ein Außentor in der Außenmauer des Peribolos entsprechen mußte. Die Pfostenbasen des inneren Zwischentores liegen wohlerhalten in situ und ergeben eine lichte Weite von 2,20 m. Die Stelle, wo das äußere Tor zu suchen wäre, ist durch spätere Bauten völlig verändert. Östlich von dem Diateichisma ist der alte Kyklos jetzt zu einem Außenring geworden, in den noch immer das alte Propylon von Südosten hereinführt. Sein weiterer Verlauf nach Nordosten ist durch die römischen Propyläen unterbrochen. Hier lag in nächster Nähe des alten Außentores der Brunnen des *καλλίχορον φρέαρ*, dessen baulicher Zustand und nächste Umgebung neuerdings durch Kuruniotis eine erneute, genaue Untersuchung gefunden hat.

Als letzten Bau der pisistratischen Epoche erschließt Noack den Tempel, der nördlich von dem Telesterion in einen Einschnitt des Burgfelsens eingebaut war. Er muß schon bestanden haben, als Iktinos sein neues Telesterion plante, da er in der Breitenentwicklung seiner Aufgangstreppe im Norden durch das vorhandene Gebäude behindert war. Reste einiger Bauglieder pisistratischer Zeit, die zur Größe des Felseinschnittes passen, empfehlen die Annahme, den alten Bau in diese Epoche zu versetzen. Er würde sich auch gut der umfassenden Erneuerungstätigkeit der Pisistratiden im ganzen Bezirk einfügen.

Der Perserbrand des Jahres 480 hat wie in Athen so auch in Eleusis den Untergang der pisistratischen Bauten herbeigeführt. Und wie in Athen galt auch hier die erste Sorge des Staates nach dem glücklich errungenen Sieg der Sicherung von Stadt und Land. Die am meisten der Zerstörung ausgesetzte Mauer beim südöstlichen Propylon wurde in pseudisodomem Mauerwerk erneuert, weil sie jetzt in ihrem ganzen Verlauf zur Stützmauer geworden war. Das durch den Brand stark mitgenommene Telesterion wird provisorisch wiederhergestellt worden sein.

Anders aber wie in Athen, wo der Parthenonbau liegen blieb, hat dann *Kimon* in Eleusis einen großartigen *Neubau des Weihetempels* begonnen, aus den Gedanken einer panhellenischen Politik heraus, die Eleusis zu einem sakralen Mittelpunkt von ganz Griechenland erheben wollte. Der Plan dieses einzigen großen attischen Sakralbaus der kimonischen Epoche tritt erst jetzt durch Noacks

Beobachtungen, die einen wesentlichen Fortschritt über alle früheren Anschauungen hinaus darstellen, in seiner vollen Bedeutung hervor. Gegenüber der bisher besonders von Dörpfeld vertretenen Meinung, das kimonische Telesterion sei ein oblonger Bau von etwa der halben Größe des späteren Iktinosbaus gewesen, weil die Standspuren der Säulen sich nur im Nordteil des Fußbodens nachweisen ließen, hat Noack auch im Westen noch drei in den Felsen geschnittene kreisrunde Einbettungen genau an dem für die kimonische Stellung geforderten Platze gesehen, die bisher niemand beobachtet hatte, jetzt natürlich jeder sieht, der einmal durch Noacks Angaben darauf aufmerksam geworden ist. War hierdurch die Raumgröße und die Zahl der Innenstützen (7 × 7) des kimonischen Projektes gesichert, so fanden sich auch die Stufen des kimonischen Baus auf der Nordseite hinzu, wo sie in deutlichen Spuren als bearbeiteter Fels und als Stufen selbst erhalten sind, die sich klar von den älteren pisistratischen und den niedrigeren der perikleischen Epoche unterscheiden. Schon damals wollte man also tief in den Felsabhang eindringen und das obere Felsplateau als Zugang zu einem zweiten Stock benutzen, den alten Bau also auf ungefähr das Dreifache vergrößern. Dieses Projekt aber ist ein Torso geblieben: weder ist die Ausführung der Säulenbettungen nach Osten fortgesetzt, noch sind die Stufen im Felsen auf der Westseite je durchgeführt worden. Der Grund der Unterbrechung wird kaum ein anderer gewesen sein als der Sturz des Kimon im J. 461. Nicht allzu lange vorher wird die Ausführung des neuen Projektes begonnen worden sein, das weniger durch eine neue Idee als durch die Größe den pisistratischen Bau übertreffen sollte. Die Zeit war noch nicht gekommen, in der eine solche Bauaufgabe aus sich selbst heraus zu einer neuen, die Tradition überwindenden Lösung geführt werden konnte.

Wir treten damit in die Zeit des *Perikles* ein. Jetzt verbindet sich mit dem Zeugnis der Ruinen auch literarische Überlieferung. Sie läßt den Schöpfer des Parthenons *Iktinos* auch die Cella *immani magnitudine* in Eleusis erbauen (Vitruv VII praef. 16). Von der gewaltigen Planung zeugen noch heute die Spuren in den Ruinen. Tief dringen die Fundamente des Neubaus in die alten Schichten ein, seine Flächenausdehnung schiebt sich weit über den älteren Peribolos hinaus. Die Größe des Saales 51,56 zu 49,44 m, die Einbeziehung des Felsens im Westen ist die gleiche wie beim Projekt der kimonischen Zeit, aber die Gestalt des Innenraumes ist völlig neu, bestimmt durch den Wunsch des Architekten, den Mysten einen möglichst freien Durchblick auf die Raummitte hin zu schaffen. Die 49 Innenstützen des kimonischen Projektes werden auf 20 beschränkt. Acht, 2 qm messende Plinthen und quadratische Felsbettungen für diese Säulenstellung sind noch heute im Südteil des Raumes im Niveau des pisistratischen Fußbodens deutlich sichtbar. Im nördlichen Teil aber fehlen die entsprechenden Stellen ganz. Sie sind dort niemals vorhanden gewesen. Wieder stehen wir wie bei dem kimonischen Projekt vor dem Ergebnis, daß der ursprüngliche Plan des Iktinos nicht zur Durchführung gekommen ist. Die gewaltigen Spannweiten der Epistyle, die aus der Verringerung der Stützen sich ergaben, hätten nur durch ein Holzgebälk überwunden werden können. Neu wie die Gestaltung des Innenraums war auch die

Planung des Äußeren. Vom Aufbau der Wände sind noch die Porosorthostate im Inneren erhalten; ihnen entsprechen außen Orthostaten aus eleusinischem Kalkstein und eine aufgehende Wand aus gleichem Material. Diesen dunklen Außenwänden sollten auf allen drei Seiten tiefe Hallen aus weißem Marmor vorgelegt werden. Vorhanden sind noch die tief herabgesenkten, pfeilspitzenförmigen Fundamente an der Nordost- und Südostecke des Baus; sie sichern die Absicht, eine Ringhalle an allen drei Seiten um den Bau herumzulegen. Die Allseitigkeit des Innenraums sollte auch äußerlich in Erscheinung treten. Am Westende laufen innerhalb der Ringhallen den Felsabhang breite Freitreppen empor; die südliche ist in voller Breite ausgeführt, die nördliche war in ihrer Ausdehnung durch den alten Tempel beschränkt. Gewiß war im Projekt vorgesehen, ihn abzubrechen und an anderer Stelle durch einen Neubau zu ersetzen, um der Ringhalle und ihrer Treppe auch hier die gleiche Breitenausdehnung zu ermöglichen. In den rückwärtigen Abschluß des Baus denken sich Noack und Koldewey die Felsterrasse, die den Zugang zum Oberstock bildet, in der Breite des Pteron einbezogen und durch eine Wand abgeschlossen. Auf diese Weise wächst der in den Felsen eindringende Bau wieder über ihn zu einer selbständigen, in sich abgeschlossenen Raumeinheit hinaus (Abb. 3).

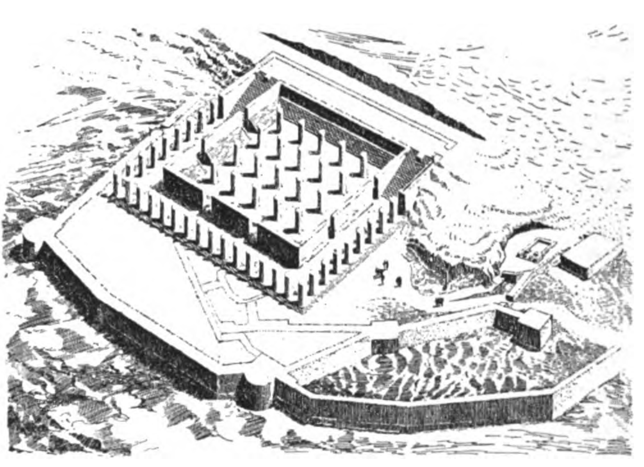
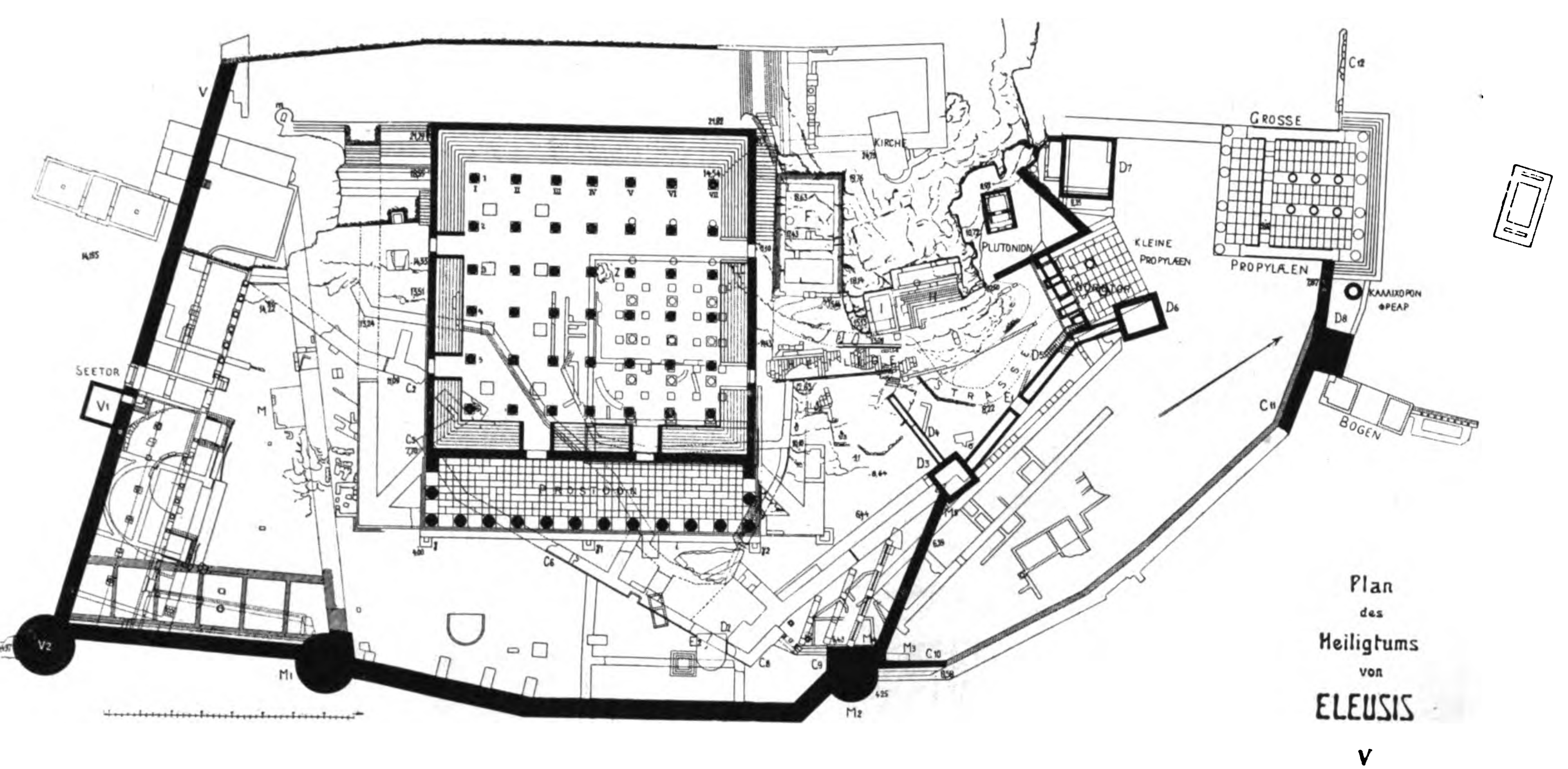


Abb. 3. Das Heiligtum nach dem Entwurf des Iktinos

Dem genialen Projekt des Iktinos blieb die Vollendung versagt. Wenn man auf die Ausführung der Ringhalle ganz verzichtet hat, wenn den Stufen und Wandplinthen die letzte Hand des Steinmetzen fehlt, so werden wir diesen Verzicht auf den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges zurückführen. Aber der Zustand des Innenraumes, das völlige Aussetzen der Säulenplinthen des Iktinos im nördlichen Teil des Saales, bedeutet doch viel mehr. Schon ganz zu Beginn der Ausführung muß die Säulenordnung des Iktinos, ein grundlegender Bestandteil seines Projektes, aufgegeben worden sein. Die bisherige Annahme, seine acht Säulen seien mit den (nach Noacks Nachweis nie zur Ausführung gekommenen!) 21 kimonischen der anderen Saalhälfte zu einem Provisorium vereinigt gewesen, ist jetzt durch Noack als völlig undenkbar erwiesen. So sind wir gezwungen, einen plötzlichen Wechsel der Bauleitung, ein Ausscheiden des Iktinos aus uns unbekannten Gründen, anzunehmen. Vielleicht ist er damals dem Ruf der Arkader zur Erbauung des Tempels von Bassai gefolgt. Jedenfalls wird er nach Vollendung des Rohbaus des Parthenons Athen verlassen haben, da nach 338/7 sein Name nicht mehr genannt wird und nur noch Kallikrates und Mnesikles in Athen tätig sind.

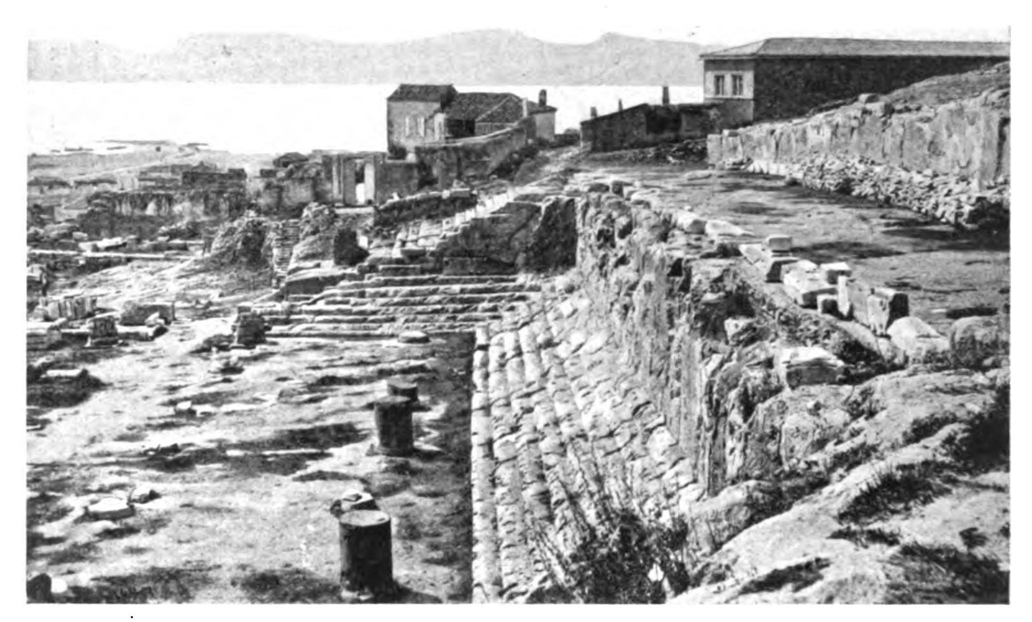
Hier tritt nun die Nachricht des Plutarch ein, der über den Bau der perikleischen Zeit berichtet: *τὸ δ' ἐν Ἐλευσῖνι τελεστήριον ἤρξατο μὲν Κόροιβος οἰκοδομεῖν, καὶ τοὺς ἐπ' ἐδάφους κίονας ἔθηκεν οὗτος καὶ τοῖς ἐπιστυλίοις ἐπέζευξεν. ἀποθανόντος δὲ τούτου Μεταγένης ὁ Ξυπέτιος τὸ διάζωσμα καὶ τοὺς ἄνω κίονας ἐπέστησε· τὸ δ' ὀπαῖον ἐπὶ τοῦ ἀνακτόρου Ξενοκλῆς ὁ Χολαργεὺς ἐκορύφωσε.*

Das Verständnis dieser Überlieferung erschließt sich uns erst, wenn wir den Zustand der Ruine in römischer Zeit betrachten. Als man nach der großen Brandkatastrophe in der Zeit des Antoninus Pius das ausgebrannte Innere des Weihetempels wiederaufbauen mußte, wird man schwerlich an der vor dem Brand vorhandenen Raumform und an der Anordnung der Stützen im Inneren einschneidende Änderungen vorgenommen haben. Erst Noack hat aus dieser fast selbstverständlichen Überlegung die überzeugend richtige Folgerung gezogen. In dem Grundplan des wiederaufgebauten Saales muß uns die Gestalt des Untergeschosses des nachiktinischen Baus der perikleischen Zeit erhalten sein. Dieser hatte also auch je sieben Säulen in sechs Reihen, und schon damals mußte man, um für die sechste Säulenreihe im Westen Raum zu schaffen, die Tiefe des Saales um 8 m erweitert haben und um dieses Maß in den Felsabhang vorgedrungen sein. Diese nachträgliche, eilig ausgeführte Erweiterung ist noch heute an der roheren Bearbeitung der Seitenwände des Felsens sichtbar, die sich deutlich von der sorgfältigen Flucht der Wände des Iktinosbaus abhebt. Erst dadurch ist der Bau zu einem fast vollkommenen Quadrat von 51,56 zu 51,96 m oder 157 zu 158½ Fuß geworden. Ob der bei Plutarch genannte Koroibos für diese tiefgreifende Änderung des Planes des Iktinos verantwortlich ist oder ob er nur die Ausführung des neuen Planes geleitet hat, vermögen wir nicht mehr zu entscheiden. Jedenfalls hat damit die alte Tradition des vielsäuligen Saales über den genialen Entwurf des Iktinos gesiegt. Unsere Vorstellung von dem weiteren Aufbau des perikleischen Telesterions beruht zunächst allein auf der vielumstrittenen Überlieferung des Plutarch. Der Oberbau, der nach dem Tode des Koroibos von Metagenes und Xenokles fortgeführt wird, umfaßt eine obere Säulenstellung, ein *διάζωσμα* und ein *ὀπαῖον* über dem *ἀνάκτορον*. Unter dem *διάζωσμα* versteht Noack einen Emporenumgang, nicht wie die meisten älteren Erklärer einen durchgehenden Zwischenboden, der das ganze Gebäude in zwei übereinanderliegende, selbständige Säle zerlegt hätte. Gegen diese alte Auffassung spricht nicht nur der Gebrauch des Wortes in der sonstigen Architektursprache, mit dem stets die Vorstellung von einem schmalen Band oder Streifen verbunden ist, sondern auch die Unmöglichkeit, die Hauptkulthandlung der Mysterien auf zwei getrennte Säle zu verteilen. Ganz bewußt sind doch die Zugänge zu dem Emporenumgang nach außen auf Freitreppen und Terrasse verlegt, um den ganzen durch die Emporen wesentlich erweiterten Innenraum für die schauende und lauschende Gemeinde der Mysten freizuhalten. Das *ὀπαῖον*, das als Abschluß und Krönung des Baus von Xenokles über dem Anaktoron errichtet wird, muß eine Anlage mit *ὀπαί* gewesen sein, die das Dach des übrigen Raumes durchbricht. Nur so ist die besondere Hervorhebung dieses Bauteils als Werk eines eigenen Architekten zu verstehen. Den Gedanken an einen das Dach überhöhenden Lichtschacht lehnt Noack mit Recht ab. Aber sein eigener, durch Koldewey an-



Das Heiligtum am Ende des IV. Jahrhunderts

Aus: Eleusis, hrsg. von Ferdinand Noack. Verlag von Walter de Gruyter & Co, Berlin



a) Der Weihetempel, westlicher Teil und Felsterrasse von NO



b) Der Weihetempel, östlicher und südlicher Teil mit dem ***Prostoon von N***

Aus: Eleusis, hrsg. von Ferdinand Noack. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin

geregter Vorschlag, den er auch durch eine Skizze erläutert, um seine Ausführbarkeit plausibel zu machen, wird der Vorstellung von dem *ὀπαῖον* als eines besonderen, architektonisch bedeutsamen Teiles des Baus, wie sie doch durch Plutarch bei uns erweckt wird, nicht gerecht. Er denkt sich innerhalb der Dachschrägen über dem Anaktoron durchlochte Dachziegel angebracht, deren Öffnungen gemeinsam durch große, hölzerne Läden von unten zugedeckt und freigemacht werden konnten, eine etwas künstliche Konstruktion, die mir wenig innere Wahrscheinlichkeit zu haben scheint. Ich glaube, man darf an der Ansicht von Philios und Dörpfeld festhalten, die das *ὀπαῖον* als eine basilikale Überhöhung mit seitlichen (bei Regen etwa durch Läden verschließbaren) Lichtöffnungen über den sechs Mittelsäulen verstehen. Die zum Teil schon in Stein aufgeführte *ὑπολαμπάς* der Poseidonhalle in Delos, die sich über acht Mittelsäulen erhob, kann die Art eines solchen *ὀπαῖον* gut veranschaulichen und erweist jedenfalls ihre bauliche Möglichkeit. Das *ὀπαῖον* sollte also nicht nur zur Heraushebung des die Saalmitte einnehmenden Anaktoron dienen, sondern es bildete auch neben den Türöffnungen eine weitere Lichtquelle für den ganzen Saal. Die Bedenken, die Noack gegen ein basilikales *ὀπαῖον* vorgebracht hat, und sein Versuch einer Wiederherstellung des Anaktoron scheinen mir bereits unwillkürlich von der Vorstellung, die er sich aus der literarischen Überlieferung von den Vorgängen in der Mysteriennacht gebildet hat, beeinflußt zu sein. Er glaubt — und kann sich dabei auf keinen Geringeren als Hermann Diels berufen —, daß das plötzliche Einfallen des Morgenlichtes in den vorher verdunkelten Saal die letzte, höchste Offenbarung der Feier begleitet habe, und denkt sich daher die Interkolumnien der sechs Mittelsäulen durch Vorhänge bis zur Decke geschlossen, so daß das Tageslicht zunächst in diesem Innenraum zusammengehalten werden konnte. In diesem Allerheiligsten, dessen Fußboden er sich etwas erhöht vorstellt, erkennt er das Anaktoron. Ich muß gestehen, daß mich Noacks Ausführungen über die Nacht der Mysterien nicht überzeugt haben und daß mir daher auch sein Schluß auf die Gestalt des Anaktoron der sicheren Begründung zu entbehren scheint. Nach der literarischen Überlieferung erwarte ich von dem Anaktoron, daß es ein zwar aus Holz und Teppichen errichteter, aber doch architektonisch selbständiger Bau ist, der unabhängig von der Architektur des Saales in dessen Mitte steht, nicht aber ein Teil des Saales selbst ist, der nur durch Vorhänge von dem übrigen Raum abgetrennt ist. Ich denke an die Art, wie in der Mitte des Kuppelraumes der Grabeskirche in Jerusalem das Heilige Grab von einer eigenen Kapelle umschlossen ist, wie in der Mitte der Synagogen das Pult für den Vorleser der Thora unter einem besonderen baldachinartigen Aufbau zu stehen pflegt. Ebenso sollte auch die Kapelle des Anaktoron in Eleusis die heiligen Symbole bergen, die nur einmal den Mysten am Ende der Weihenacht gezeigt wurden. Wer einmal die Osternacht in einer Kirche Griechenlands oder in der Grabeskirche in Jerusalem miterlebt hat, wie man sich mit Einbruch der Nacht in der Kirche, in der es immer dunkler und vor drängenden Menschen immer enger wird, versammelt und stundenlang wartet, während vor dem Allerheiligsten die Litaneien ertönen, bis der Priester das Licht im Allerheiligsten oder am Grabe des Herrn empfängt und entzündet und mit

dem Rufe Χριστὸς ἀνέστη unter die Menge tritt, wie im gleichen Augenblick eine Lichtflut von allen angezündeten Kerzen den Raum plötzlich erhellt, für den ist die Bedeutung, die 'das Licht', das plötzlich aufflammende künstliche Licht, nicht das Tageslicht, bei Mysterienfeiern gespielt hat, wohl verständlich, und ich zweifle nicht, daß die mystische Feier in Eleusis sich in ähnlicher Weise vollzogen hat wie das Mysterium der Osternacht in der griechischen Kirche. Aber wie man sich auch in dieser Frage entscheiden mag, die Grundform des Raumes, in der sich das Mysterium jahrhundertelang abgespielt hat, ist jetzt gesichert. Unsere Vorstellung von den Vorgängen in der Nacht ist damit an einen bestimmten Schauplatz, der dramatisch-szenische Aufführungen von vornherein ausschließt, gebunden und unserer Phantasie eine feste Grenze gesetzt.

Der gesteigerten Größe des perikleischen Baus entsprach auch die Neuanlage des heiligen Hofes, die weit über den alten Peribolos hinausgreift und alle Unregelmäßigkeiten der früheren Bauten unter ihren Anschüttungen verschwinden läßt. Mit dem allmählichen Wachsen der Fundamente des Telesterions müssen auch die steinernen Stützmauern des Hofes immer höher gestiegen sein. In schnurgerader Linie im Westen, dicht an die geplante Ringhalle herangerückt, in leichter, dem Gelände folgender Ausbiegung im Süden und eingespannt zwischen zwei mächtige Rundtürme (Taf. I M 1 M 2) geht die Mauer von dem östlichen Rundturm aus mit zwei Schenkeln nach Norden in die alte pisistratische Ziegelmauer, nach Osten in die früharchaische Peribolosmauer über. Von der wuchtigen Sockelschicht aus Rusticaquadern eleusinischen Kalksteins leitet eine Schicht aus Piräuskalkstein zu der aufgehenden Wand isodomer Porosquadern über. Auf dieser Stützmauer, deren ursprüngliche Höhe sich auf 14 m berechnen läßt, stieg dann erst die Umfassungsmauer des Hofes aus Ziegeln empor, von deren Reparatur noch in der Inschrift vom J. 329/8 die Rede ist. Wie die starken Mauern einer Festung umgürtet das steinerne Viereck die Hofterrasse, und versperrt die Ziegelmauer darüber dem Näherkommenden den Blick auf den Weihetempel im Inneren des Hofes. Für die merkwürdige dreifache Pfeileranlage, die sich in der Tiefe zwischen die pisistratische Lehmziegelmauer und den neuen nördlichen Mauerschenkel einfügt (vgl. Taf. I M 2), hat Noack eine Erklärung vorgeschlagen, durch die zugleich die Baugeschichte des perikleischen Peribolos aufgehellt wird. Er erkennt in dem von den Pfeilern gestützten, unterirdischen Raum die drei Getreidespeicher, deren Erbauung in der bekannten Aparche-Inschrift von Eleusis verfügt wird, und schließt sich der von A. Körte im Anhang des Buches mit neuen Gründen verteidigten Datierung der Inschrift in das Jahr 418 an. Da diese Anlage nur denkbar ist, wenn man damals auf die Erweiterung des Hofes bis zur neuen Stützmauer und damit auf die Ausführung der projektierten Ringhalle des Iktinos verzichtet hatte, so gelangt er für die Zeit der Beendigung des Telesterionbaus der drei Architekten und des zugehörigen Hofes in die Epoche des Nikiasfriedens, die auch für Athen den Abschluß so vieler Bauaufgaben der perikleischen Zeit gebracht hat.

Gegenüber dem großartigen Projekt des Iktinos trat der von den drei Architekten während des Peloponnesischen Krieges zum Abschluß gebrachte Weihetempel als äußerlich kahler, von schmucklosen, dunklen Wänden umschlossener

Bau in das IV. Jahrh. ein. Als der attische Staat sich von den Schlägen des Krieges erholt hatte, ist offenbar bald der Wunsch entstanden, dem schlichten Bau den Schmuck einer Säulenvorhalle anzufügen, jener Halle, die wir nach dem Vollender des Werkes, dem Architekten Philon (zwischen 317 und 308), das Prostoon des Philon zu nennen pflegen. Plan und Aufbau dieser Halle sind durch die Ausgrabungen gesichert und durch die eindringende Behandlung der Bauinschriften fast völlig geklärt. Noack hat der Halle des Philon ein ausführliches Kapitel seines Buches gewidmet. Seine überzeugende Wiederherstellung des Baus gestattete ihm aber zugleich wichtige Rückschlüsse auf die Gestaltung des perikleischen Telesterions, dem die neue Halle sich natürlich anzupassen hatte. Aus den Angaben der Inschrift über den Bau der Türgewände, die er richtiger als Lattermann interpretiert, obwohl auch so noch eine Rest des Unerklärten bleibt, gewinnt er den gesamten Aufbau der Türwand des Telesterions wieder und bestimmt von da aus auch das Maß des Emporenbodens, dessen Durchzüge oberhalb der Türstürze der Front gelegen haben müssen. Dieses Maß (21,93 m) paßt vortrefflich zu der Höhe der Felsterrasse als des Zugangs zu den Emporen (21,81 m). Weiter ergibt sich ihm dann aus der Höhe der Plinthenschichten und dem inschriftlich überlieferten Maß des Antenkapitells die gesamte Wandhöhe, die mit der des Telesterions übereingestimmt haben muß. So ist mit dem Gesamtaufbau der Halle mit ihrer 12säuligen, dorischen Front, den zwei monumentalen Türen und dem Giebeldach auch der Aufbau des Telesterions gesichert. In dieser Form ist der Bau bis in das II. Jahrh. nach Chr. bestehen geblieben, bis der große Brand der antoninischen Zeit zur Erneuerung des ganzen Innenraumes und des Daches zwang.

Gleichzeitig mit dem Bau der Vorhalle erhielt der Peribolos nunmehr seine endgültige Gestalt durch eine bedeutende Erweiterung in Form eines nach Südwesten vorgeschobenen Dreiecks, die ebensowenig wie der Bau der Halle durch den Kult gefordert war, sondern als Vergrößerung des Hofes profanen Zwecken diente. Etwa in der Mitte führt ein wohlerhaltenes, von einem viereckigen Turm flankiertes Tor nach der Seeseite hinaus. Mauern und Türme sind jetzt ganz aus Stein aufgeführt; zugleich hat man auf der Innenseite des neuen Südostarmes der Mauer sechs unterirdische Magazinräume angelegt und die zerfallene pisistratische Ziegelmauer im Norden bis zum Torturm erneuert. Diese erneuerte Mauer bestimmt Noack als das in der Inschrift von 329/8 genannte Diateichisma. Damit ist in der Hauptsache die Baugeschichte des heiligen Bezirks der griechischen Zeit abgeschlossen (Taf. I).

Nur die wesentlichen Ergebnisse der Untersuchungen von Noack für die Baugeschichte des Weihetempels konnten hier herausgehoben werden. Was daneben für andere Anlagen im eleusinischen Heiligtum, für die attischen Bauten, für Hekatompedos, Parthenon, olympischen Zeustempel, für allgemeine und Einzelprobleme der griechischen Architektur im Text, in den Anmerkungen und in den 24 Exkursen beigebracht wird, kann hier nicht ausgeführt oder gar kritisiert werden. Ein ausführliches, in seiner Anordnung musterhaftes Sachregister erlaubt, auch die hier aufgespeicherten Nebenfrüchte leicht aufzufinden, und besonders dankbar wird es der benutzen, der über die mannigfachsten technischen Fragen griechischer Baukunst hier Aufklärung sucht und findet.

PROBLEME DER LITERATURWISSENSCHAFT

VON ERNST HOWALD

In denjenigen Geisteswissenschaften, die sich mit dem Erfassen geschichtlicher Erscheinungen der Kunst und Literatur beschäftigen, hat seit etwas mehr als einem Jahrzehnt eine geradezu babylonische Sprachenverwirrung Platz gegriffen. Es herrschen in ihnen Zustände des gegenseitigen Sichnichtverstehens, die Grund genug zu laut geäußerter Besorgnis böten, wenn nicht jedermann sich scheute, davon zu reden, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese bedauerliche Situation zu lenken. Das scheint mir aber nicht richtig zu sein, vielmehr halte ich es für durchaus förderlich, sich einmal nach ihren Ursachen umzusehen und bei diesem Anlaß sich die Grundlagen unseres wissenschaftlichen Arbeitens klar zu machen *sine studio et ira*, aber auch unbekümmert darum, daß die dabei erzielten Anschauungen eventuell unbequem sein und, vor allem, gewissen ethischen Anforderungen an die Wissenschaften nicht entsprechen könnten.

Die vielfältigen Erscheinungsformen literar- und kunstgeschichtlicher Betrachtung, wie sie in der letzten Zeit geübt wurde, lassen sich ungezwungen in zwei Klassen trennen, in eine traditionelle und eine moderne, von denen die letztere sehr schwer, die erstere relativ leicht zu charakterisieren ist, leicht schon deshalb, weil sie seit der Erschaffung einer Geschichte künstlerischer Betätigung, d. h. seit dem IV. Jahrh. v. Chr., ununterbrochen in ziemlich gleicher Weise gepflegt wurde und in der allerletzten Gegenwart zum erstenmal neben sich einer neuen Richtung Platz einräumen mußte. Ursprünglich wurde sie harmlos unbewußt geübt, seit anderthalb Jahrhunderten mit Bewußtheit. In ihr erscheint die künstlerische Tätigkeit als eine biologische Angelegenheit, als eine Lebensfunktion, die parallel zu andern Lebensfunktionen verläuft und darum in die Totalität der menschlichen Persönlichkeit oder, bei überindividuellen Komplexen, in die Kulturtotalität eines Zeitalters eingeordnet werden muß. So schilderte die Künstlermonographie mit großer Sorgfalt das 'Leben' des Dichters oder Künstlers, die Gesamtliteratur- und Kunstgeschichte bemühte sich mit mehr oder weniger Erfolg, ein Spezialkapitel der Kulturgeschichte zu sein. Das ist von vornherein schon darum möglich, weil jeder Künstler genug zeitgebundene Züge in sich trägt, die sich leicht zu einem Gesamtbild aneinanderreihen lassen; gefördert wurde diese Methode, sie wurde von den Dichtern gleichsam der Wissenschaft nahegelegt durch den ausgesprochenen Bekenntnischarakter eines großen Teils unserer abendländischen Literatur. Nichts schien im allgemeinen natürlicher zu sein, als aus den Werken eines Dichters durch kluge und feinsinnige Interpretation die Gedanken und Empfindungen, die er, als er sie schrieb, in sich trug, zu rekonstruieren, als diejenigen, welchen ein Gott gab zu sagen, was sie litten, um das Wesen dieser Leiden zu befragen. Aber trotz dieser scheinbaren Selbstverständlichkeit der Aufgabe machte zu allen Zeiten die Einordnung dessen, was doch schließlich das Wesentliche war und nicht gut beiseite gelassen werden konnte, nämlich der Werke in die Biographie oder die literaturgeschichtliche Biographienfolge, die größte, ja eine überhaupt nicht zu überwindende Schwierigkeit. Man mochte sie chronologisch an der entsprechenden Stelle

einordnen und dort besprechen oder auch sie nach abgeschlossener Biographie für sich konzentriert behandeln, auf alle Fälle hatten die ihnen gewidmeten Worte mit dem Kunstwerk als solchem nur sehr wenig zu tun. Meistens beschränkten sie sich darauf, unwesentliche und nebensächliche Probleme — eben solche biographischer, gedanklicher, die Zeit und das Milieu charakterisierender Art, Abhängigkeit und Nachwirkung — klarzulegen, oder aber, wenn sie sich an das Irrationale des Kunstwerkes, also seine Wirkung, etwas heranwagten, indem ihnen einfiel, daß die von ihnen besprochenen Werke, um überhaupt eine Behandlung zu verdienen, erschüttern und wirken müßten, so stach diese ganz andersartige Fragestellung aufs stärkste aus ihrer Umgebung hervor: Die Ausrufe der Begeisterung und die den Werken zugewiesenen Lobeshymnen, die wie Rosinen in den Teig objektiv kühler Berichterstattung über ein oder viele menschliche Leben gestreut erschienen, die Werkanalysen, die die Biographie unterbrachen, welche mit den Werken, ob sie an und für sich interessant oder, wie meistens ganz gewöhnlich war, nicht das geringste zu tun hatte, sie wurden mehr als Störungen empfunden. Dabei ist es einleuchtend, daß als reine Lebensbeschreibung die Biographie vieler anderer erlebnisreicherer Menschen mehr Gewicht und Reiz haben müßte als gerade diejenige eines Künstlers, ja daß Hinz und Kunz schließlich den gleichen Anspruch auf Interesse erwecken konnten, da ein wirkliches Einordnen dessen, was den Künstler zum Künstler macht und ihn von jenen Allerweltsleuten scheidet, des Werkes in das Leben, sich nicht bewerkstelligen ließ. Besonders widersinnig muß es erscheinen, daß die Selektion, wer biographiewürdig sei, gar nicht von dem Forscher und nicht von der Wissenschaft abhing, sondern daß sie auf Grund eines populären Consensus vollzogen wurde. Den großen Leuchten der Gelehrsamkeit fielen die großen Künstler als Aufgabe zu; den Dissertationen und überhaupt den dei minorum gentium wurden die Dichter und Künstler der unteren Rangstufen überlassen. Dabei konnte es natürlich sehr leicht vorkommen, daß eine solche Biographie viel schwerer, viel reicher, viel interessanter war — darum eben, weil die Biographie mit dem Problem, warum der Betreffende in den Vordergrund unserer Teilnahme gerückt war, gar nichts zu tun hatte.

Demgegenüber ist die neue Richtung viel schwerer zu charakterisieren. Ihre Anfänge waren sehr turbulent und gingen von Kreisen aus, die der Wissenschaft fern standen, ja sogar sie verneinten und bekämpften. In der letzten Zeit freilich verschaffte sie sich Eintritt in die Zentren wissenschaftlichen Lebens, in die Lehre der Universitäten, wenigstens in der Kunstgeschichte und in der Geschichte gewisser moderner Literaturen, weil sich auf diesen Gebieten der Universitätsbetrieb von jeher nicht allzuweit von den Interessen des freien Schrifttums zu entfernen wagte, ja mehr oder weniger mit seinen Beziehungen zu ihm kokettierte. So stehen heutzutage in manchen Disziplinen diese beiden Richtungen in Forschung und Lehre seltsam genug unmittelbar nebeneinander, die Vertreter der alten müssen sich mit mehr oder weniger Mißtrauen und Abneigung die Mitarbeit der anderen gefallen lassen und zusehen, wie ihnen in zunehmendem Maße ihre schönsten Provinzen entrissen und sie selber zu Kärrnern degradiert werden. Nicht ohne Berechtigung verweisen sie darauf, daß ihre ungeheure Arbeitsleistung, ihre Editionen

und Untersuchungen, ihre chronologischen Arbeiten unentbehrliche Grundlage, ja Voraussetzung auch für die Modernen sind.

Diese neue Richtung ist so jung, ihre Probleme sind so neuartig und darum noch so wenig prinzipiell durchdacht, die ihr angehörigen Arbeiten sind in so hohem Maße nur vom Ingenium ihrer Verfasser geleitet, daß es fast unmöglich scheint, sie unter einen Hut zu bringen. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß alle diese verschiedenartigen Bestrebungen doch aus einem bestimmten Bestreben geboren sind, eben aus der oben geschilderten Notlage des Wissenschaftlers dem Werk des Künstlers gegenüber. Für sie alle existiert der Künstler eigentlich nur und ausschließlich in seinem Werk. So haben sie auf alle Fälle nichts weniger als eine neue Realität der bisherigen Wissenschaft gegenüber, sie haben ein anderes Objekt als sie. Es ist keineswegs nur eine neue Methode, die dazu dienen soll, rascher oder leichter oder vollständiger ein längst bekanntes Ziel zu erreichen, sondern es ist ein neues Ziel vorhanden. Fast wäre es eine neue Wissenschaft, aber in unbestimmtem Drange wollte ja auch die frühere Wissenschaft den Künstler finden. Nur geht sie ihm jetzt direkt zu Leibe, während sich früher immer eine andere, nicht dazugehörige Realität, das äußere Leben, zwischen den Forscher und sein Objekt eindrängte, die ihm Weg und Aussicht auf die von ihm wirklich gesuchte versperrte und ihn zur Beschäftigung mit dem Nichtwesentlichen verführte. Das Ziel ist das Kunstwerk sowohl um seiner selbst willen als auch als höchste und eigentlichste Emanation des Menschen, letzteres freilich nicht im Bekenntnissinne, sondern, wie wir die Sache vorläufig einmal provisorisch ausdrücken wollen, als geistigste Ausdrucksmöglichkeit der menschlichen Schöpfungskraft. Damit ist von vornherein betont, daß nicht die rationale Seite des Kunstwerks, plump und oberflächlich gesagt: die inhaltliche, Forschungsobjekt der Kunstwissenschaft ist, damit also auch nicht die 'Zeugnisse' für eine Lebens- und Weltanschauung des Künstlers, sondern, wie wir es herakliteisch nennen dürfen, die verborgene Harmonie des Kunstwerkes, eben das, was das Kunstwerk erst zu einem solchen macht; wir können es auch, wie es neuerdings in Frankreich in dem Kampf um die 'poésie pure' geschieht, den zweiten Leib des Kunstwerks nennen. Diese geheime Harmonie wird selbstverständlicherweise nicht mit der Ratio wahrgenommen, sie wird gefühlt, erlebt oder wie man dies nennen mag — ich bleibe gerne und absichtlich in vager Ausdrucksweise. Natürlich ist diese geheime Harmonie nicht nur verschieden bei den verschiedenen Künsten, sondern auch innerhalb derselben kann sie wechseln; dies wäre, nebenbei bemerkt, ein Weg zu einer natürlichen Einteilung der Künste, die nicht an Äußerlichkeiten hängen bliebe. Innerhalb der Literatur zum Beispiel muß diese geheime Organisation — nicht Organismus; alle Naturwachstumsvorstellungen soll man ängstlich von der Kunst fern halten — bei einem Gedicht auf dem musikalisch-rhythmischen Gebiete liegen, bei größeren Gebilden aber wie dem Roman, dem Drama daneben auf irgendeiner Steigerung oder Dosierung von Gefühlserregungen und Sensationen. Beim malerischen Kunstwerk sind solche mehrfachen Prinzipien der Organisation ja längstens erkannt und beschrieben. Aber gemeinsam für alle diese Ordnungen ist es, daß sie nicht oder wenigstens nicht in entscheidender Weise vom Intellekt, sondern 'unbewußt' wahrgenommen werden. Über sie ur-

teilen, sie behandeln und wissenschaftlich beschreiben kann also nur, wer sie erlebt hat. Das Erlebnis ist Voraussetzung jeglicher wissenschaftlichen Tätigkeit auf kunstgeschichtlichem Gebiet. Damit ist natürlich nicht ohne weiteres gesagt, daß damit 'Werte' in dem bekannten antiwissenschaftlichen Sinne jetzigen Sprachgebrauchs in die genannten Wissenschaften eindringen und sie damit herabwürdigen, aber schwierige und von den in andern Disziplinen herrschenden abweichende Probleme tauchen doch sofort vor einem auf beim Gedanken an diese notwendige Personalunion des erlebenden, also persönlich interessierten, und des objektiv beurteilenden Faktors. In welchem Verhältnisse sie zueinander stehen, soll weiter unten untersucht werden. Sicherlich ist der erlebende nicht das Objekt des beurteilenden; sonst wäre ja Kunstgeschichte eine Art angewandter Psychologie. Aber Voraussetzung für die Wissenschaft ist das Erlebnis, für diese neue Art der Kunstwissenschaft. Ihr Vertreter muß sich nicht mehr von Zeit zu Zeit zwischen ganz fremden und nicht zugehörigen historischen Komplexen zu einer schwererkämpften Begeisterung aufschwingen, sondern diese ist ihm Ausgangspunkt. Damit wächst von vornherein seine Verantwortung aufs höchste. Denn schon die Wahl des Stoffes, die Selektion der als wirklich künstlerisch wertvoll zu bezeichnenden Objekte ist nicht mehr in die Gewalt der Allgemeinheit gelegt — ihr künstlerisches Urteil ist höchstens für den Historiker oder Kulturhistoriker von Belang —, sondern der Wissenschaftler ganz allein ist mit seiner Erlebnissphäre dafür verantwortlich. Das künstlerische Nacherleben gehört damit durchaus zu seiner wissenschaftlichen Fähigkeit, ist ihr integrierender Bestandteil, ja vielleicht sogar ihr wesentlichstes Element; es ist nicht mehr nur verschämt angehängte, mehr oder weniger entbehrliche Nebenaktion eines Dilettanten. Es bedeutet dies eine sehr große Anforderung an den Wissenschaftler und schließt gleichzeitig einen nicht unbeträchtlichen Kreis von Leuten von der Wissenschaft aus; von selber wird, so muß man wohl sagen, durch diese erhöhte Anforderung das Niveau der wissenschaftlichen Arbeiten steigen.

Doch ist es jetzt wohl am Platze, den ersten Dämpfer dem, wie ich denke, überzeugenden Programm der neuen Kunstwissenschaft aufzusetzen. Erlebnis ist eine Individualangelegenheit, im Grunde genommen einmalig und nicht widerholbar — nur die Kunst kann gewissermaßen etwas wie ein Erlebnis wiederholen —, während das mitteilbare wissenschaftliche Wort Mehrheitsartikel sein will und muß. Es ist damit ohne weiteres schon deutlich, daß auch diese neue Richtung, mag sie auch auf den ersten Blick ungeheuer überlegen scheinen, weil sie sich um das Wesentliche ihres Stoffes kümmert, dadurch noch nicht auf die Dauer wertvoller ist, indem jetzt erst die zentrale Frage auftritt, was sie dann von dieser erlebten Welt in jene wissenschaftliche hinüberretten kann. Denn es ist ein ausgesprochener Übergang *εἰς ἄλλο γένος*, ganz provisorisch ausgedrückt, eine Verwandlung einer Realität in Geist; das teilt sie zwar mit jedem wissenschaftlichen Vorgang, die Frage ist aber die, ob auf geistigem Boden irgendwelche Symbole bereit liegen, die geeignet sind, als Materialien dieser Übersetzung zu dienen.

Das Erlebnis ist ja selber nicht Objekt der Wissenschaft; Objekt ist das durch das Erlebnis erlebte und gewertete Kunstwerk. Soll dieses nun in rationale Erkenntnis umgeschaltet werden, so wird, so lange wir das Rationale im wirklich

strengem Sinne nehmen, von selber das Technische in den Vordergrund treten, natürlich nicht im gewöhnlichen Sinne, wie wir dies Wort etwa aus dem Munde des Malers hören, sondern gebraucht von der Technik des zweiten, wahren Leibes des Kunstwerks. Wie der Vorgang einer geheimen Harmonie entsteht, worauf sie beruht, die Organisation von Rhythmus und Empfindung, Steigerung und Verzögerung, diese Dinge müßten, so scheint es mir, in erster Linie behandelt werden. Tatsächlich begegnen wir ihnen vereinzelt auch in reichem Maße; warum nicht konzentriert, werden wir bald sehen. Meist stellt sich, vor allem auf kunstwissenschaftlichem Gebiet, diese Fragestellung in engem Zusammenhang mit historischer Darstellung ein, weniger mit biographischer, indem unzweifelhaft der Wechsel der Formprobleme, die Erschöpfung der Formen und ihre Ablösung untereinander eine Tatsache ist. Im ganzen mag es aber doch auf einer Übernahme früherer, eben kulturhistorischer Gesichtspunkte beruhen, ja gerade diese Mischung alter und neuer Anschauungen sehr gefährlich sein, indem der Formwandel als ein Glied des allgemeinen Wandels überhaupt genommen wird. Viel wahrscheinlicher vollzieht er sich aber eigengesetzlich und mehr oder weniger unabhängig von dem eigentlichen kulturellen Geschehen. Doch ist dieses inkonsequente Übernehmen fremdartigen wissenschaftlichen Gutes aus einem andern Grunde sehr verzeihlich zu nennen. Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß in mancher Hinsicht diese technische Deskription eine mehr als unzulängliche, ja geradezu armselige Wiedergabe des Kunstwerkes bedeutet und kaum imstande ist, einen Eindruck von ihm zu vermitteln. Natürlich helfen jene Gemeinplätze konventioneller Begeisterung, mit denen diese technischen Analysen ebenso verbrämt werden können wie früher die Biographien, ebensowenig weiter wie sie es früher taten. Dafür hat sich das Gefühl für diese Inkonzinnität zwischen Absicht und Erfüllung oder auch zwischen dem als absolut richtig betrachteten Vorgehen und der Unmöglichkeit, mit diesem sterilen Verfahren dem lebendigen und organischen Kunstwerk gerecht zu werden — dieses Gefühl hat sich einen Ausweg gebahnt, der für die moderne Richtung bezeichnend ist, ihr aber zugleich unzählige Feinde verschafft hat und sie in weiten Kreisen auch solcher Leute, die nicht von vornherein allem Neuen gegenüber sich verschließen, in Mißkredit gebracht hat.

Der oft erhobene Appell an die Ethik der wahren Wissenschaft ging nicht in erster Linie aus der Tatsache hervor, daß das von der neuen Wissenschaft geforderte Abstellen auf gefühlsmäßig Erlebtes starke Differenzen und einen, wie man sich vorstellen kann, ausgesprochenen Subjektivismus mit sich bringen muß. Erstens wagt man sich doch der Erkenntnis nicht zu verschließen, daß der Satz von den gustus, de quibus non disputandum est, nur in sehr beschränktem Sinne richtig sein kann, und zweitens mußte man der Wissenschaft von den Schöpfungen der Kunst von jeher eine gewisse subjektive Note einräumen. Viel verhängnisvoller aber war es, daß gleich von Anfang an die Herren der neuen Wissenschaft — aus der oben geschilderten Verlegenheit und Zwangslage heraus — zu irrationalen Hilfsmitteln der Mitteilung ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse griffen, d. h. in ihren Publikationen den Wissenschaftler mit dem Künstler verbanden. Es handelt sich dabei also nicht eigentlich um ein Problem der Forschung, die sich bei

ihnen unter vollständig korrekter wissenschaftlicher Einstellung vollzog, und die in unanfechtbarer Weise der vorhergehenden überlegen war, sondern um ein solches der wissenschaftlichen Mitteilung, der Weiterverbreitung der gewonnenen Erkenntnis. So kompliziert das Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und deren Weitervermittlung in jedem Falle ist, überboten wird die allgemeine Schwierigkeit durch unsern Spezialfall. Es handelt sich um Kunstwerke, es handelt sich um ein tiefgehendes Erlebnis; demgegenüber steht, trotz einwandfreien Vorgehens, eine magere und unzureichende wissenschaftliche Wiedergabe — was liegt näher, als daß der Forscher versucht, sein Erlebnis durch die einzige Möglichkeit, die ihm zu seiner direkten Weitervermittlung gegeben ist, durch die künstlerische Form weiterzuleiten? Das Irrationale wird von ihm nicht völlig, wie es der Begriff der Wissenschaft erfordert, in Rationales umgesetzt, sondern der Wissenschaftler öffnet diesem auch seinerseits einen mehr oder minder großen Spalt zu seinem Reich. Es wird also, um es stark auszudrücken, bei diesen Forschern an Stelle der Überzeugung des Lesers seine Überredung treten, seine Beeinflussung durch die gleichen irrationalen Mittel einer geheimen Harmonie, die der Künstler gebraucht. Nicht mehr gehen sie der Technik des Kunstwerkes nach, sondern sie vermitteln dessen Größe und Bedeutung dadurch, daß sie das an ihm gewonnene Erlebnis in direkter Weise zum Erlebnis des Lesers gestalten. Natürlich ist ihre 'Kunst' eine andere als die des freischaffenden Künstlers; sie ist in ihren Möglichkeiten nicht völlig ungebunden; ihr Stoff ist das Werk des Künstlers; freilich sind, wie wir gleich noch weiter sehen werden, Fiktionen in mancherlei Maße vorhanden oder geschaffen worden, die dem Freiheitsbedürfnis des Künstler-Wissenschaftlers entgegenkommen. Von historischen Romanen zu sprechen, wie es böswillige Kritiker so gerne tun, geht vor allem darum nicht an, weil das künstlerische Gestalten nicht einfach an einem geschichtlichen Stoffe irgendwelcher Art geübt wird, sondern die direkte Weiterführung und Weitergabe eines inneren Erlebnisses ist, und zwar eines Erlebnisses, das nicht nur zufällig und individuell an einer geschichtlichen Episode sich entzündet hat, sondern organisch und notwendig zu ihr gehört, ansonst sie gleichzeitig auch ihrer geschichtlichen Bedeutung verlustig geht. Gewiß mag der Kritiker-Wissenschaftler als Künstler dem freierzeugenden Künstler gegenüber zurücktreten müssen, im Vergleich mit ihm eine sekundäre und abgeleitete Erscheinung darstellen; aber darum handelt es sich für uns nicht, uns interessiert allein und einzig seine Rolle und Funktion innerhalb der Wissenschaft. In dieser Hinsicht ist es ohne weiteres klar, daß der Typus dieses Künstler-Gelehrten die Tendenzen, die sowieso schon in der neuen Richtung lagen, nämlich die stärkere Verantwortlichkeit und Selbständigkeit des Gelehrten, noch befördert. Es ist kein Zufall, daß ausschließlich ihm die Höchstleistungen der ganzen Bewegung zu verdanken sind. Die durch Fleiß und Hartnäckigkeit von jeher die breite Masse bildenden sekundären Arbeiter, denen früher alle weniger wichtigen Arbeiten übertragen wurden, haben eigentlich gar keine Existenz mehr, denn es geht um ein Entweder—Oder. Entweder ist man fähig, in dieser Manier Wissenschaft zu treiben, weil man künstlerisch und wissenschaftlich in gleichhohem Maße veranlagt ist, oder dann hat man hier nichts zu suchen. Gelernt, im eigentlichen Sinne gelernt werden kann diese Wissenschaft

nicht. Dafür ist ein neuer, bisher sehr seltener Typus neu in die Gelehrtenwelt eingezogen, in der er seit der Mitte des XVIII. Jahrh. (man denke etwa an Lessings edlen Gegner Klotz) fast ausgestorben war, der äußerliche Macher, der philosophische Hochstapler, der Pseudokünstler, der den Moment gekommen sieht, wo man ohne rechte Arbeit und ohne gründliches Wissen die unsicher gewordene wissenschaftliche Welt verblüffen kann. Denn mit dem Auftreten des Künstler-Gelehrten ist natürlicherweise die Verwirrung und der Schrecken über den um sich greifenden Subjektivismus so groß geworden, daß Gut und Böse zu scheiden niemand mehr so leicht unternimmt. Jeder neu auftauchende Gelehrtentypus verlangt eine neue Einfühlung und stellt neue Voraussetzungen auf. Und jeder stellt neben oder über die Realität, an deren Grundwichtigkeit für die Kunst- und Literaturgeschichte niemand zweifelt, neben oder über das Kunstwerk andere Realitäten oder wenigstens andere Varianten von Realitäten, die als solche nicht ohne weiteres einleuchten wollen und oft gar sehr den Fiktionscharakter an der Stirne zu tragen scheinen. Eine davon, die wichtigste, die in mancherlei Abarten sich immer wieder findet und an die sich breite wissenschaftliche Kreise, selbst solche, die der neuen Richtung nicht wirklich zuneigen, schon fast gewöhnt haben, sei im folgenden noch etwas eingehender behandelt.

Es ist verständlich, daß auch der neue Wissenschaftler nach Verbindungslinien für seine Werkanalysen sucht; vielleicht ist es auch nur Tradition, daß seine Themastellung immer über die Grenzen des Einzelwerkes hinausweist, um das Gesamtœuvre eines Künstlers oder darüber hinausgehend die Kunstabfolge eines Volkes oder sonst irgendeiner überindividuellen Einheit zu behandeln. Mit Neid wird er sehen, daß in dieser Hinsicht die alte Richtung große Vorteile hat, die ohne Skrupeln das Leben des einzelnen Künstlers oder einer Folge von Künstlern gleich behandelt wie das Leben einer politischen Persönlichkeit. Sie hat dabei als Objekt eine unzweifelhafte Realität. Freilich, was nützt es, wenn man die Realität gewinnt und sich dabei klar machen muß, daß es ja gar nicht diejenige ist, die man gewinnen will, sondern eine beliebige fremde, auf die man nur darum geraten ist, weil sie sich so dankbar und entgegenkommend darbietet? Was nützt es, wenn man an Stelle der 'Kunstgeschichte' eines Individuums oder eines größeren Ganzen nur die Geschichte äußerer Daseinsabläufe, die Geschichte von Bekenntnissen und Lebensansichten, von Weltanschauungen und sozialem Verhalten bekommt? Gewiß bietet das Einordnen des Kunstwerkes in die Geschichte eines menschlichen Lebens oder in die Kulturgeschichte große und berückende Linien, wie wir sie gerne hätten; gewiß muß auch diese Wissenschaft getrieben werden, aber es ist und bleibt keine Kunstgeschichte. Es ist mehr die negative Seite einer Kunstgeschichte, mehr die Geschichte der Hemmungen und Zeitgebundenheiten der Kunst, also gerade dem, was für die neue Richtung das Medium der wissenschaftlichen Erkenntnis ist, dem Erlebnis unzugänglich, ja ihm feindlich und das Erlebnis hindernd.

Aus dieser Notlage heraus erwuchs nun eine Anschauung, deren Realitätsgehalt ein sehr problematischer sein dürfte. Es wurde aus der Existenz des zweiten Leibes des Kunstwerkes, der ja eine Realität und als solche unserm Unterbewußten zugänglich ist und unser Erlebnis auslöst, der Schluß gezogen, daß diese zweiten

Leiber der Schöpfungen eines Künstlers durch eine innere Verbindung zusammengeschlossen seien, mit andern Worten, daß es gleichsam eine Art Gesamtastralleib des Künstlers gebe, dessen Analyse und Darstellung die ideale Fassung, der Rahmen für die Analyse und Darstellung der einzelnen Kunstwerke wäre. Es sind viele Gleichnisse für diese komplizierte Sache benutzt worden; der Grundgedanke läßt sich aber am ehesten durch ein physikalisches Bild wiedergeben. Danach wäre die künstlerische Persönlichkeit eine Art elektrisches Kraftfeld oder ein Kraftsystem von ganz individueller Art, Stärke, Wirkung und Bereich; entsprechend diesem Gesamtcharakter vollzögen sich dann die einzelnen Entladungen, die in den Einzelkunstwerken repräsentiert wären. Es liegt mir ferne, leugnen zu wollen, daß mit diesem zweiten Leib des Künstlers, wie wir ihn wirklich bezeichnen dürfen, eventuell eine irgendwie geartete Wirklichkeit ausgedrückt oder zum mindesten dadurch tangiert werde, ja ich bin sogar davon überzeugt; aber das eine glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß das Auftreten dieser Vorstellungen zwangsmäßig aus der neuen Auffassung des Kunstwerkes herausgewachsen ist und in allererster Linie auf Wunschvorstellungen beruht. Außerdem hat allerdings die ungeheure, gleichzeitig sich vollziehende Vertiefung des psychologischen Weltbildes, vor allem die sog. Tiefenpsychologie Anschauungen und zum mindesten eine Terminologie geliefert, die einen solchen irrationalen Kosmos erst denkbar und aussprechbar machten. Und so sind eine ganze große Anzahl wissenschaftlicher Werke auf dieser und verwandten Grundlagen in den letzten zehn und etwas mehr Jahren erschienen, die durch den Erfolg, den sie hatten, zeigen, daß diese Anschauungen wenigstens als Arbeitshypothesen von großer Bedeutung sind und sich sehr bewähren. Und dieser Begriff soll uns wichtig sein; die modernen Naturwissenschaften mit ihrer zum Teil geradezu rasenden Entwicklung sind sich längst darüber klar, daß vieles von dem, was man früher für ein Gesetz oder fast für ein Axiom ansah, viel besser mit dem Ausdrucke Arbeitshypothese bezeichnet wird. Eine gute Arbeitshypothese ist eine solche, die zur Erfassung möglichst vieler einzelner Erscheinungen führt. Nach der Zahl und dem Rang derjenigen, die mit der oben skizzierten Arbeitshypothese in der Kunstwissenschaft arbeiten, und der Bedeutung der damit erzielten Einzelresultate zu schließen, wäre auch sie als eine gute, ja sogar eine vorzügliche zu bezeichnen.

Die Fragwürdigkeit der der neuen Richtung zugrunde liegenden Realitäten entging, ohne daß sie sich vielleicht genauer darüber Klarheit verschafften, den Vertretern des Alten, die sich des sichern Besitzes unanfechtbarer Realitäten zu erfreuen glaubten, nicht, und sie unterließen es natürlich auch nicht, darauf zu pochen. Peinlicher, und zwar für die Anhänger des Neuen selber, war aber der Umstand, daß sich die Anschauungen seiner einzelnen Vertreter, mochten sie auch in der Grundtendenz harmonieren, nicht miteinander in Einklang bringen lassen wollten, ja daß sie sich oft genug geradezu widersprachen. Es schien ihr Schicksal zu sein, daß jeder Forscher einsam seines Weges gehen müsse und daß sich Kampf und Abwehr fast häufiger gegen diejenigen richte, die Wegkameraden sein sollten, als gegen die Früheren. Solange die Erscheinungen noch vereinzelt waren und verschiedenen nicht leicht zu kontrollierenden Einzelgebieten angehörten, konnte man der

Meinung sein, diese Unstimmigkeit habe ihre Ursache in der Unmöglichkeit, gleich von vornherein alle Begriffe und Prinzipien zu durchdenken; es fehle an der Verständigung über die Umgrenzung der Grundbegriffe; es sei noch keine einheitlicheTerminologie vorhanden. Es stellte sich dann aber heraus, daß der Fortschritt der Zeit keine Besserung brachte; vielmehr wurden die Diskrepanzen dadurch, daß die behandelten Themen sich immer näher berührten, zusehends deutlicher und noch eindrucksvoller. Ja, die neuste Zeit brachte sogar Darstellungen des gleichen Stoffes durch verschiedene Forscher, die, wenn auch nicht gerade zu entgegengesetzten, so doch zu ganz verschiedenen Auffassungen führten, ohne daß es möglich gewesen wäre, die eine einfach als falsch beiseitezuschieben. Die Gegner verfehlten nicht, triumphierend auf diese Mißerfolge hinzuweisen, und auch den Freunden mochte es unheimlich zumute werden, und sie konnten mit Neid auf die Geschlossenheit und Sicherheit der alten Methode blicken. Dem Subjektivismus und der Willkür der neuen Richtung gegenüber war es in der Tat erstaunlich, wie sehr über die Voraussetzungen früher ein tacitus consensus bestand, so daß weder sachliche noch terminologische Mißverständnisse Platz greifen konnten und jeder imstande war, das Arbeitsgebiet des andern zu beobachten und seine Arbeitsweise zu verfolgen und zu prüfen. Es braucht aber nur eine kurze Zeit der Besinnung, und man wird sich darüber klar sein, wie wenig diese ganze Harmonie zu bedeuten hatte. Von vornherein wertlos ist sie, so weit sie Biographie und Kulturhistorie betrifft, denn darüber ist die Diskussion geschlossen, daß diese Dinge nicht in eine Kunstgeschichte gehören. Untersuchungen über Übernahme inhaltlicher oder formaler Motive und ähnliche Fragen sind Vorarbeiten, die eventuell unentbehrlich sind, aber nur als Hilfsmittel. Und was dann noch übrig bleibt — und es ist wenig genug — an wirklicher Beschäftigung mit dem Kunstwerk, ist uralte Konvention. Es beschränkt sich auf einige wenige Schlagwörter, die man zuerst aus der Antike bezog und zitierend verwendete und nachher selbständig variierte und permutierte, wobei man glaubte, wunders was zu tun. Von der großen Idee, von der alle Wissenschaften seit der Mitte des XVIII. Jahrh. Gewinn zogen, von jener von England her den Kontinent befruchtenden Idee der Verbundenheit und Parallelität aller sozialen Kulturelemente, profitierte die eigentliche Kunstgeschichte wenig oder nichts, oder vielleicht erlitt sie davon direkt nur Schaden, indem die für sie bedeutungsvollen Gedanken gerade die entgegengesetzten sein müßten, Theorien von der Selbständigkeit geistiger, also auch künstlerischer Erscheinungen.

Wenn sich so die Gleichförmigkeit der alten Kunstbetrachtung als ganz bedeutungslos erwiesen hat, so müssen wir daraus schließen, daß der Subjektivismus und die Unmöglichkeit, allgemeingültige wissenschaftliche Resultate zu erzielen, geradezu zum Wesen der Geschichte künstlerischer Betätigung gehört. Das soll nicht nur heißen, daß die menschliche Unvollkommenheit des einzelnen Forschers nie, wie dies ja selbstverständlich ist und für alle Wissenschaft gilt, die absolute Wahrheit erreichen kann, sondern daß es eine solche für die von uns behandelten Wissenschaften überhaupt nicht gibt, und daß an Stelle der einen Wahrheit eine Pluralität von Wahrheiten tritt, die nebeneinander bestehen können, vielleicht nicht den

gleichen Wert haben, aber sich auf jeden Fall nicht ausschließen. Die Wahrheit müßte gleichsam ihr Kriterium nicht nur im Objekt, sondern auch im forschenden Subjekt haben; sie müßte nicht nur an das zu Erforschende, sondern auch an den Erforschenden gebunden sein. Dabei sehe ich ab von der besprochenen Hinneigung zu künstlerischer Gestaltung der wissenschaftlichen Mitteilung, die von vornherein dieses Hervortreten des Subjektes als selbstverständlich erscheinen ließe, denn es ist wahrscheinlich, daß sie eher die Folge der das Subjekt sowieso in den Vordergrund drängenden Verhältnisse ist. Tatsache ist aber, daß diese an ein Subjekt gebundene Wahrheit von vornherein schon eine große Ähnlichkeit aufzuweisen hat mit der Wahrheit des einzelnen Kunstwerkes, das auch bis zu einem gewissen Grade inkommensurabel mit anderen ist. Es ist also eine Erscheinung, die sich auf wissenschaftlichem Boden nicht findet; denn es ist natürlich etwas anderes als jene auf allen wissenschaftlichen Gebieten selbstverständliche Tatsache, daß jede Forschung, selbst die des größten Genies, einseitige Gesichtspunkte an ein Problem herantragen muß, die eine Erschließung seiner Totalität verhindern. Jede wissenschaftliche Fragestellung kann von den unendlichen Punkten einer Realität immer nur eine gewisse Anzahl treffen, nur sie zu einem Gesamtbild vereinigen; sie wird notgedrungenermaßen immer nur Stückwerk sein. Aber deshalb ist sie doch nicht an das Forscherindividuum gebunden, indem die Einseitigkeit der Leistung eines einzelnen von den andern korrigiert, seine Leistung in die Gesamterkenntnis des betreffenden Gegenstandes eingeordnet und damit gleichzeitig überholt und recht eigentlich entpersönlicht wird. Der einfache Vorgang der Übertragung einer Realität auf eine rationale Ebene, worin das Wesen des wissenschaftlichen Erkenntnisvorgangs liegt, ist doch keineswegs eine Individualangelegenheit, sondern der Geist, der hier herrscht, ist Gemeingut aller Menschen, und die individuelle Leistung wird, so bald sie mitgeteilt ist, durch die kollektive abgelöst.Die sog. Klassiker der Wissenschaft sind solche geworden aus ethischen, formalen oder fachhistorischen Gründen, während auf dem modernen Gebiet der Kunst- und Literaturwissenschaft der einzelne Forscher selber keine geschichtliche Figur zu sein scheint — hier fehlt freilich jegliche Erfahrung —, oder vielmehr gehört er nur mit dem Unwesentlichen und Nebensächlichen, eben dem zeitlich Bedingten, der Geschichte seines Faches an — eine Verhaltungsweise, die wiederum derjenigen des Künstlers genau entspricht.

Es müssen darum in der Kunst- und Literaturgeschichte besondere Verhältnisse vorliegen, die das erkennende Subjekt in stärkerem Maße an der Gestaltung der erkannten Wahrheit beteiligen, als dies in allen andern Wissenschaften der Fall ist. Das muß damit zusammenhängen, daß zwischen die Realität des Kunstwerkes und seine geistige Erfassung sich notwendigerweise der Erlebnisvorgang einschieben muß, der ja selber nicht Objekt ist, sondern gleichsam die Linse, durch die das Objekt gesehen werden muß. Und anderseits ist dieses Medium ja gänzlich unentbehrlich, da ohne das Erlebnis das Kunstwerk überhaupt nicht als solches erkannt werden kann, da nur durch das Erlebnis geheime Harmonie erkannt wird, und die Ratio nur die Aufgabe hat, das Warum dieses Erlebnisses zu erkunden. Die Möglichkeit und Eigenart, die Tiefe und Dauer dieses Erlebnisses, was ebenso-

vielen Varianten der Empfindung für geheime Harmonien entspricht, ist aber in ungleich viel höherem Maße subjektiv, als dies beim rationalen Erkenntnisvorgang gesagt werden kann; unendliche Möglichkeiten sind ihm gegeben, während die der rationalen Formen endlich, ja geradezu beschränkt sind. Nie kann das Erlebnis des andern einfach als unrichtig beiseite geschoben werden; es kann auch nicht einfach übernommen und in das eigene eingearbeitet und eingeführt werden. Natürlich wird es, falls es zu sehr abwegig ist, mit Kopfschütteln entgegengenommen werden und wird als pathologisch kein Verständnis finden; das bedeutet sogleich auch eine Korrektur, die die absolute Willkür ausschließt und das Subjekt nicht zum einzigen Kriterium der künstlerischen Wahrheit macht; denn wäre dies der Fall, so gäbe es natürlich nicht nur keine Wissenschaft von diesen Dingen, sondern nicht einmal eine Verständigungsmöglichkeit darüber. Die Ähnlichkeit der menschlichen Empfindungsweise, die, den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entsprechend, eine überwiegende Mehrheit von Individuen auch in künstlerischer Hinsicht Ähnliches erleben lassen wird, sorgt für eine Einschränkung des Subjektivismus; aber es ist doch nicht zu leugnen, daß auch ganz singuläre Fälle, wenn sie nur originell und echt sind, also geschlossen und einheitlich, auf diesem Gebiete ihre wissenschaftliche Bedeutung haben. Was aber Voraussetzung ist, um überhaupt an die Probleme heranzukommen, ist künstlerische Erlebnisfähigkeit. Neben der für den zweiten, den rationalen Vorgang unentbehrlichen intellektuellen Befähigung und Ausbildung verlangt diese Wissenschaft also noch eine andere; keine von beiden darf verkümmert sein, ohne daß der ganze Mensch als Gelehrter erledigt ist, denn die beiden Sphären spielen ihre Rolle nicht nebeneinander, sondern nacheinander. Ist die eine defekt, so fehlt ein Rad im wissenschaftlichen Mechanismus, und der Erkenntnisvorgang im Ganzen ist unmöglich gemacht.

Der Subjektivismus gehört zu dieser Wissenschaft. Und mit ihm die Pluralität der Wahrheiten. Ohne Zweifel trennt diese Tatsache sie von den anderen Wissenschaften. Es kann auch niemand daran gehindert werden, dies als einen schweren Nachteil an ihr zu empfinden und sie darum als minderwertig zu betrachten. Sobald man aber versucht, sie von diesem Übel zu befreien, nimmt man ihr gleichzeitig ihr eigentliches Sein und ihr Ziel. Sie kann ihre Aufgabe nur erfüllen, solange man ihr ihre Schwäche läßt.

DIE KUNST MOLIÈRES

Von Hanns Heiss[1])

Entwicklungsgeschichtlich gesehen, besteht die große Tat Molières bekanntlich darin, daß er das Lustspiel in dreifacher Hinsicht erneuerte. Erstens, indem er es humanisierte, statt Marionetten Menschen auf die Bühne stellte und die Komik nicht von außenher, aus Intrigen, Situationen holte, sondern aus Gebrechen menschlichen Wesens. Zweitens, indem er es nationalisierte, nämlich Franzosen seiner Zeit auf die Bühne stellte, mit einem Stück Menschentum zugleich ein Stück französischer Wirklichkeit, und zwar ein sehr buntes und weitgespanntes. Und drittens, indem er sich mit Zeitfragen und Zeiterscheinungen auseinandersetzte — man könnte sagen, indem er die Komödie aktuell machte. Aber was er so bot, brachte mehr als Aktualisierung, da er die Zeitfragen und Zeiterscheinungen immer tief genug packte, um über das zeitlich Bedingte hinaus bis zu ewigen Menschheitsproblemen und -konflikten vorzustoßen, und da seine Stellungnahme nicht gefühlsmäßigen, zusammenhanglosen Wallungen entsprang, sondern in einer Weltanschauung wurzelte.

Deren Fundament ist zweifellos, obwohl das immer wieder bestritten wird, eine Naturgläubigkeit. Die Einwände lassen sich leicht entkräften, sobald man die nötigen Vorbehalte macht. Vor allem den, daß Molière nicht zu einem Philosophen oder zu einem zielbewußten revolutionären Vorkämpfer der Aufklärung gestempelt werden darf. Dazu noch den anderen Vorbehalt, daß ihn zwar vom Christentum ein unversöhnlicher Gegensatz, aber auch vom Renaissancenaturalismus eine sehr wichtige Nuance trennt. Denn Naturgläubigkeit heißt für ihn nicht, an eingeborene, absolute Güte der Natur glauben. Der Rat, der Natur zu folgen, der auch ihm die höchste Weisheit bedeutet, verliert bei ihm seinen alten, hellen Klang, wird zu einer Formel des Verzichtes und drückt, mindestens vom Misanthrope an, nur mehr die resignierte Erkenntnis aus, daß die Unvollkommenheit der Natur ebenso als etwas Unabänderliches akzeptiert werden muß wie ihre Undurchdringlichkeit, da jeder Versuch, korrigierend in sie einzugreifen oder sie zu entschleiern, den Menschen unentrinnbar auf Abwege und in Verderbnis führt.

Ergänzt wird diese derart persönlich abschattierte und entscheidend verklausulierte Naturgläubigkeit Molières durch das Prinzip des Maßhaltens zwischen den Extremen, der goldenen Mittelstraße, das er für die größten wie die kleinsten Fragen empfiehlt, mit Cléante im Tartuffe für die Frömmigkeit wie mit Ariste in der Männerschule für die Kleidung. Und endlich durch seinen Glauben an den Wert der Gemeinschaft, der ihn alle auf ein glattes Zusammenleben berechneten Forderungen bejahen und hoch einstufen läßt.

Daraus baut sich sein Ideal einer relativen, für menschliche Schwäche am ehesten erreichbaren Tüchtigkeit, Tugend, 'vertu' auf, einer milden, betont ge-

---

1) Im folgenden ist mein auf dem XXI. Neuphilologentag in Hamburg gehaltener Vortrag mit geringen Veränderungen und ergänzt durch einige Stellen, die dort unterdrückt werden mußten, wiedergegeben. Die eingehenderen Ausführungen und Begründungen, die man hier vermissen wird, bringt ein demnächst erscheinendes Buch über Molière.

sellschaftlich gefärbten Humanität, die mit einem Minimum von sittlichen Imperativen ein Minimum von Selbsteinengung für den einzelnen und von gegenseitiger Belästigung für die Gesamtheit zu verbinden trachtet. Dieses Ideal zeichnet die Kampffront vor, auf der seine Satire sich bewegt. Die Menschen, die er am Schandpfahl dem Gespött ausliefert, sind alle irgendeiner Sünde gegen die Natur schuldig, gewöhnlich zugleich auch einer Versündigung gegen die Gemeinschaft, sind alle, ob Betrogene oder Betrüger, wie die Ärzte, wie Arnolphe, Harpagon, Orgon, Tartuffe usw. irgendwie verkrümmt und angefault, Schädlinge aus Bosheit oder Dummheit, die ringsherum Verwirrung und Unheil verbreiten.

Der einheitlichen Fundamentierung von Molières Ideen und der Geschlossenheit seiner Kampffront entspricht ein dominierendes Angriffssystem. Alle Erscheinungen, die ihm verdächtig und widerwärtig sind, beklopft und behorcht er so lange, bis er unter der Schale, der Pose, dem Schein das Sein entdeckt, das er darin vermutet. Und dieses heimliche, verborgene, vermummte Sein, eine Verrücktheit, eine Lüge, eine Niedertracht, zerrt er dann ans Tageslicht, um es in der Öffentlichkeit zu exekutieren, indem er ihm die Pfauenfedern ausrupft oder die züchtige, imposant drapierte Gewandung vom Leib reißt, bis es unter dem Gelächter der Zuschauer entblößt dasteht wie der Marquis de Mascarille und der Vicomte de Jodelet nach der Rückkehr ihrer Herren.

Der Verkleidungs- und Entkleidungseffekt, der den dramatischen Kern der Précieuses Ridicules ausmacht, ist in hohem Maß repräsentativ für das, was in Molières Werk von da an immer die Gipfelpointe sein wird: eine Entlarvung und in sie eingewickelt auch die Bestrafung. So verfährt Molière am liebsten, und er bildet sich dafür eine Taktik aus, die immer überlegener die verschiedensten Mittel aufbietet, immer geschmeidiger, durchbohrender, für den Gegner bedrohlicher wird.

Die Bestrafungstaktik ist mit auffallender Konsequenz schon in der Frauenschule durchgeführt, wo sich die gemeiner Eigensucht entstammende Erziehungsmethode Arnolphes bis in die geringsten Einzelheiten gegen ihn selbst kehrt und sich an ihm rächt. Das glänzendste Beispiel der Entlarvungstaktik gibt vielleicht der Misanthrope, wo Molière durch alle Verkappungen hindurch der Ichsucht und Ichaufbauschung eines an sich ehrenwerten, jedenfalls auch in des Dichters Augen achtbaren Menschen nachspürt, den er in immer neue Attituden symbolischer Komik hineinmanövriert. Ich wähle, um wenigstens auf ein Stück etwas einzugehen, zur Illustrierung die Femmes Savantes, wo sich charakteristische Beispiele in Menge vereinigt finden.

* * *

An den Preziösen, so wie Molière sie sieht, ärgert ihn vor allem dreierlei: das Bildungsstreben, das Emanzipationsstreben (los vom Mann) und die zur Schau getragene Verachtung des Körpers, des Materiellen — in seinen Augen lauter Naturwidrigkeiten, die auf innerer Unwahrheit beruhen und verderblich wirken müssen. Die Entlarvung des Bildungsstrebens vollzieht sich am feinsten mit Hilfe der Sprache. Die gelehrten Damen interessieren sich nicht nur für Poesie

sondern auch für Wissenschaft, für Astronomie, für Physik. Oder vielmehr: sie schwärmen dafür, nicht anders als für Verse im Trissotinstil. Philaminte 'liebt' den Platonismus, Epikur 'gefällt' der Armande, Armande 'liebt' die 'tourbillons' des Descartes, Philaminte 'liebt' seine 'mondes vivants' genau wie sie zwei aneinandergekoppelte Adverbia in Trissotins Sonett liebt — 'aime', 'plaît', wie Molière seine Heldinnen fortwährend sagen läßt, indem er durch dasselbe Wort beides auf dieselbe Stufe herunterdrückt: ihr wissenschaftliches und ihr literarisches Interesse, beides gleich oberflächlich, sentimental getränkt, durchweicht, ein Nett-und-reizend-Finden, ein Wonnig-sich-streicheln-Lassen, von der Atomlehre wie von einer Metapher — kindlicher, kindischer Enthusiasmus, der alles zum Spielzeug verniedlicht, Spielerei, die harmlos wäre, wenn sie sich nicht so wichtigtuerisch zu pedantischer Pseudogelehrsamkeit aufblähte.

Um das Emanzipationsstreben zu erledigen, erfindet Molière als Witz die Herausarbeitung der schicksalhaften Abhängigkeit des Weibes vom Mann, wie sie sich z. B. in dem Schielen nach männlicher Anerkennung verrät. Aber er gibt diesem Witz eine letzte Schärfe, indem er das Abhängigkeitsverhältnis zuspitzt auf die erotische Unentbehrlichkeit des Mannes für die Frau, auch die gelehrte und emanzipierte. Und macht ihn dadurch zu einer um so schneidenderen Waffe, als er nun zugleich auch die dritte ihm antipathische Tendenz treffen kann, das Streben nach Entsinnlichung und Vergeistigung.

Das Problem Leib-Seele erscheint u. a. eingeengt als der Konflikt, den der berühmte Vers des Chrysale formuliert: '*Je vis de bonne soupe et non de beau langage.*' Molière glaubt den Preziösen auch die Verachtung der Küche nicht, der Philaminte nicht, daß ihr der Leib nur als Plunder ('guenille') gilt, der Bélise nicht, daß sie sich nur vom 'suc de la science' nähren will. Dieses Mißtrauen schafft sich einen diskret-boshaften Ausdruck im III. Akt in der kulinarischen Metaphernsuite, die das Gedicht Trissotins zum leckeren Schmaus materialisiert. Das beginnt mit Bélise, die seine Verse 'repas friands' nennt. Philaminte drängt ihn, doch den 'aimable repas' rasch aufzutischen. Und Trissotin fängt den Ball auf: um so großen Hunger zu stillen, genügt kein Gericht von nur acht Versen wie ein Epigramm, da muß ich ein Sonettragout hinzufügen, das, mit attischem Salz gewürzt, gut schmecken wird.

Molière brauchte hier gar nicht zu erfinden, da dem preziösen Modestil das Abhetzen von Bildern ebenso geläufig war wie das Hin-und-Her-Springen zwischen Materiellem und Immateriellem, auch das Hinüberspringen in die Gaumen- und Magensphäre. Aber das nimmt dem Einfall nichts von seiner eleganten Treffsicherheit. Im Gegenteil. Es entsteht eine der literarischen Parodien, denen Molière niemals abgeneigt ist. Die Persiflage ist eine doppelte: Persiflierung des preziösen Modestils und Persiflierung preziöser Küchenverachtung. Sobald sich die Erinnerung an die Küchenpredigt des wie Gorgibus 'in Materie versunkenen' Chrysale im II. Akt einstellt und an die Perspektiven, die sich dort auf das Vorrecht der 'soins matériels' und 'spirituels' überhaupt auftun, erscheint der kulinarische Metaphernreigen, der die Rezitation einleitet, als die Scherzo-Variierung eines der satirischen Grundthemen der Femmes Savantes. Er flicht außer der

literarischen Parodie auch noch einen der ironischen Spiegelungseffekte ein, die Molière ebenfalls gern verwendet.

Noch weniger als die Verachtung der Gaumengenüsse glaubt Molière den Preziösen den Abscheu vor sinnlicher Liebe. Und hier vollzieht er die Entlarvung an den drei Bildungsamazonen in einem dreistufigen Crescendo. In der verheirateten Philaminte wird die erotische Gebundenheit nur flüchtig gezeigt, allerdings für einen Augenblick grell belichtet. Denn daß sie Kosenamen zu hören verlangt, erfahren wir von Chrysale selbst und das Bekenntnis ist an seine Klagen über ihre despotische Heftigkeit gehängt, die in dem Stoßseufzer gipfeln: '*et c'est un vrai dragon.*' Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß Molière die Rolle dem Schauspieler Hubert anvertraute, die Philaminte also als komische Alte gespielt zu sehen wünschte und ins Männische gesteigert, damit sowohl die Entfernung von echter Weiblichkeit wie die trotzdem unüberwindliche Unterwerfung unter den Mann drastisch vor die Augen trete.

Aus ihrer Schwägerin Bélise hat er eine mannstolle, wenn auch höchst unschuldig versehnte alte Jungfer gemacht, die durch nichts aus dem holden Wahn zu reißen ist, daß alle Männer in der Runde, auch solche außerhalb der Bildfläche des Stückes, in sie verliebt sind. Aber ihre Figur wäre bis auf einige Züge wie das ganze Motiv, das vorher schon in der komischen Literatur heimisch war, auch ohne die Beziehung zur preziösen Satire möglich. Die endgültige Verknüpfung damit ist erst bei Armande hergestellt. Erst bei ihr wird die Verurteilung zur erotischen Abhängigkeit vom Mann bis in die letzten Konsequenzen hinein verfolgt, mit einem Eifer des Sicheinwühlens, der fast wie grausame Schadenfreude anmutet.

Gleich in dem Gespräch zwischen den beiden Schwestern, das die Femmes Savantes eröffnet, spürt man den geradezu leidenschaftlichen Willen des Dichters, in die geheimsten Falten Armandes hineinzuleuchten. Alles was er ihr in den Mund legt, soll ahnen lassen, wieviel Begehrlichkeit mit dem Neid auf die jüngere Schwester in ihr brennt, eine unbefriedigte, mühsam zurückgestaute und durch die Stauung überhitzte Sinnlichkeit — dieselbe Sinnlichkeit, die sich als krankhaft entzündliche Sexualphantasie in der Verpönung der als unanständig verdächtigen Wörter, der 'syllabes sales', verrät. In Armande faßt Molière die verschiedenen Prüdenkarikaturen zusammen, die er bis dahin gegeben hatte, um das wahre Gesicht zu enthüllen, das sich hinter ihrer Maske, ihrer Grimasse verbirgt: ihre Keuschheit ebenso unernst wie ihr Bildungsdrang, ihr Platonismus ebenso erlogen, erheuchelt wie die Frömmigkeit des 'faux dévot' Tartuffe, der Widerwille gegen fleischliche Vermählung, den sie so aggressiv affichiert, nichts als der Fuchsekel vor den sauren Trauben.

Im IV. Akt läßt Molière sie noch einmal um Clitandre ringen, sie sogar sich ihm und seinen 'sentiments brutaux' anbieten, damit ihr auch die Demütigung einer klipp und klaren Abweisung in Gegenwart ihrer mitgedemütigten Mutter nicht erspart bleibe und damit noch evidenter werde, wie sehr sie nach ihm verlangt, wie gern sie sich ihm an den Hals werfen möchte, wie sie nur (um den Schein zu wahren) vergewaltigt werden will. Und daß sie sich nicht von ihm lösen kann, während er über sie hinwegschreitet und sie verschmäht, das voll-

endet den Triumph der Männlichkeit über entgleiste Weiblichkeit, den Molière gestalten wollte, um als ohnmächtigen Aberwitz zu verhöhnen, was ihn an der Preziosität am meisten erbitterte, die Auflehnung gegen die Natur.

* * *

Wenn Molières Werk das werden sollte, was es ist, mußte er mehreren Gefahren ausweichen, die auf seinem Weg lagen. Da er den Menschen im Sittlichen wie im Intellektuellen zu unheilbarer Gebrechlichkeit verurteilt sieht, überall die engen Grenzen sieht, an die der Mensch prallt, da ihm nicht einmal der Glaube an die Güte der Natur unerschüttert blieb, von dem er ausgegangen sein wird, so könnte uns aus seinem Werk ein Weltbild düsterster Färbung entgegenstarren, ein Scherbenhaufen zertrümmerter Illusionen, auf dem Gemeinheit, Borniertheit und Irrsinn triumphieren. Aber Molière hat in sich genug Energien, um die Trostlosigkeit vergessen zu machen und häufig aufzuheben. Dazu hilft ihm vor allem ein Fonds robuster seelischer Gesundheit, eine aktivistische, in den vielen und schweren Kämpfen seines Daseins gestählte Vitalität. Sie spiegelt sich in den paar nach seinem Herzen geformten Geschöpfen, die er unter das Heer seiner Tröpfe und Narren mischt, in den Agnès, Clitandre und Henriette, Dorine, Toinette, in all denen (aber es sind nicht viele!), die nicht über sich selbst zum Lachen bringen, sondern weil sie sich als listige, schlagfertige Gegenspieler und am Ende als Sieger bewähren.

Der Möglichkeit des Versinkens aus pessimistischer Resignation in nihilistische Verzweiflung entsprach ästhetisch die Möglichkeit des Hinübergleitens in Ernst und Tragik und noch eine andere Möglichkeit, von der seinem Werk besonders Gefahr drohen konnte, nämlich die des Abgleitens in die Zwitterformen der Thesen- und Tendenzdramatik. Vergegenwärtigt man sich die ohne Erbarmen und durch keine verschönernde Brille geschaute Menschheit, die sein Theater bevölkert, und erwägt man, welche Belastung mit Diskussion und Polemik er manchen Stücken zumutet, so drängen sich zwei Fragen auf: die vielerörterte nach dem Verhältnis von Komik und Tragik bei ihm, und als zweite die, wie es ihm gelungen ist, die gedankliche Substanz künstlerisch zu bewältigen, sie Gestalt werden zu lassen.

Zur Antwort ist natürlich vor allem auf seine menschenschöpferische Zeugungskraft hinzuweisen, die sogar aus seinen Randfiguren mehr als bloße Schemen und Exemplifizierungen macht und die vielen seiner Hauptfiguren so intensive Lebendigkeit mitgegeben hat, daß sie nicht mehr wie Gebilde von Dichterhand wirken, sondern von ihm losgelöst, wie vom Fleisch geboren, ihr eigenes Dasein zu führen scheinen. Wie diese Menschwerdung vor sich geht, läßt sich bei Molière ebensowenig erfassen wie bei anderen großen Menschenschöpfern. Nur das eine läßt sich konstatieren, daß er die Kraft dazu in ungewöhnlichem Maß besessen haben muß, da sie sich entfaltete trotz der Hemmungen, die der Stil seiner Zeit bedingte, im Widerspruch zu der rationalistischen Charakterkonzeption des Klassizismus.

Weiter aber und im Zusammenhang damit ist auf die Kraft zu verweisen, die er besaß, alles in dramatische Aktion zu verwandeln, auch Ideenkämpfe als

Kämpfe zwischen menschlichen Energien, Interessen zu schauen und zu formen. Daraus, wie beides in ihm ineinander wirkte: die Gabe des Dramatisierens, die zweifellos aufs glücklichste gefördert wurde durch seine Schauspielertätigkeit, an der er nicht umsonst mit solcher Leidenschaft hing, und die menschenschöpferische Kraft — daraus erklärt sich ja auch zum Teil die Dunkelheit, die über seinen Meinungen und Absichten liegt, der Streit der divergierenden Deutungen, der niemals zur Ruhe kommen wird, weil Molière nicht einer Idee, einer These zuliebe konstruierte, keine Rechenaufgaben stellte, deren Lösung etwas beweisen würde.

Und dazu kommt nun noch, daß Dramatisierung bei Molière immer zugleich Komisierung ist, da er außer dem scharfen Blick für alles Fragwürdige, für alle Difformitäten auch die Gabe hatte, überall die immanente Lächerlichkeit zu erspähen und jedem Zug durch Isolierung, Verzerrung, Übertreibung in vielen Abstufungen bis hinauf zur grotesken Karikatur seine Möglichkeiten in der Richtung des Lächerlichen abzugewinnen. Der Zusammenhang mit der Entlarvungs- und Bestrafungstaktik liegt auf der Hand. Wo Molière mit Unbehagen oder Zorn reagiert, da verlangt er nicht danach, seine Reaktion in Anklagen, Verwünschungen, pathetische Zerschmetterungen zu entladen. Sondern sie setzt sich in das Bemühen um, die widerwärtigen Erscheinungen zusammenschrumpfen zu lassen, indem er die Diskrepanz zwischen Schein und Sein, Prätention und Wert, Dressur und Natur durchleuchtet und ihre Erfolglosigkeit aufzeigt, die sich retrospektiv als Ohnmacht, Gefahrlosigkeit darstellt.

Das unwiderstehliche Bedürfnis in ihm, eine Wirklichkeit, die ihm mißfällt, durch Verhöhnung zu überwinden, findet seine Erfüllung in dem Spiel einer unerschöpflich sprudelnden, im Lauf seines Schaffens niemals erlahmenden vis comica, die sich ebenso wie seine menschenzeugende Kraft nur in ihren Resultaten, im Gewordenen, nicht in ihrem Walten erfassen läßt. Auch die Untersuchung seiner Komisierungsmittel, so lehrreich sie in anderer Hinsicht ist, hellt den Prozeß des Werdens selbst nicht auf. Höchstens daß man zergliedernd einige Elemente entdecken kann, die an dem, was seiner Komik die entscheidende Physiognomie aufprägt, beteiligt sind.

Daß die Originalität Molières nicht in dem Material ruht, mit dem er arbeitet, das gehört mit zu den ersten und stärksten Eindrücken, die man vor seinem Werk empfängt. Was für ein dankbares Tummelfeld er dem Spürsinn der Quellenforscher geboten hat, weil er unbedenklich Anregungen von überall her zusammenrafft, ist bekannt. Unbekümmert übernimmt er auch die stehenden Typen, Motive, Späße, Zirkusscherze und andere, der Intrigenkomödie, der commedia dell'arte und der einheimischen volkstümlichen Farce. Mit der Skrupelloigkeit des routinierten Bühnenmannes verschmäht er weder die konventionellsten und banalsten, noch die primitivsten und gröbsten Effekte, als wäre es ihm nur um Augenblicksschlager zu tun, von denen sich erwarten läßt, daß sie bei einem lachwilligen und nicht zu heiklen Publikum zünden werden.

Und häufig scheint in der Tat nur die Verve, die er in sich trägt, die ansteckende Laune, die er einzuhauchen imstande ist, die alten Schablonen wieder aufzufrischen. Aber sobald man näher zusieht, gewahrt man, daß die meisten

seiner Späße und Witze, auch die abgedroschensten und absurdesten, irgendwie Funktion haben, als Sicherheitsventil dienen oder als Sprungbrett zu etwas Bedeutsamem, oder, man möchte sagen, Vexierbonbons sind, in die er irgendeine Pille zum Nachdenken eingeschmuggelt hat.

Wunderbar ist die Kunst, mit der Molière in komischem Sinn auch unlösbar scheinende Probleme löst und wie er eine einheitliche Atmosphäre schafft, in der auch Momente einer Gestalt und Situationen komisch abgestimmt werden, die an sich neutral oder sogar spröde, widerstrebend scheinen. Der Eifer, immer abzuwiegeln, sobald ein Umschwung in ernste Stimmung droht, ist ebenso unverkennbar wie die Neigung, düsteres Gewölk beklemmend am Horizont aufsteigen zu lassen. Am deutlichsten läßt sich das in den Stücken und Szenen beobachten, aus denen für uns Moderne am ehesten die lauernde Tragik und der wehe Unterton herausklingen, für die das XVII. Jahrh. kein Gehör hatte oder haben wollte. Man braucht nur an den Misanthrope zu denken oder an Tartuffe oder Georges Dandin, wo die Komik zugleich die moralische Entgiftung des Ehebruchthemas besorgen soll, und namentlich an die Häufung und Intensivierung des Faschingsulkes im Malade Imaginaire. Es ist immer dasselbe ausbalanzierte Schaukeln zwischen Komik und Tragik, und davon ausstrahlend ein Flimmern, in dessen eigenartigem Reiz auch das Gefühl (es ist beinahe ein Kitzel) mitwirkt, bis dicht an den Rand eines schwindelnden Abgrundes getrieben und oft erst in der letzten Sekunde vor dem Absturz zurückgerissen zu werden.

Dafür, wie Molière keine Gelegenheit versäumt, eine der Wahrheiten, zu denen er sich bekennt, an den Mann zu bringen, einem Falschen und Verkehrten, was ihn irritiert, im Vorübergehen einen Hieb zu versetzen, sind jedem Beispiele aus der Lektüre in Fülle gegenwärtig. Er überrumpelt uns auf Schritt und Tritt mit Sinn im Unsinn, mit einer Beharrlichkeit und Geschicklichkeit, die man manchmal geradezu heimtückisch nennen möchte. Es sei nur an die Werbung des Thomas Diafoirus erinnert. Der Einfall, eine medizinische Dissertation als Brautgeschenk anzubieten, überhäuft an sich den Freier mit Lächerlichkeit, die noch die einführende gestelzte Phrase von den Erstlingen seines Geistes und die angefügte Einladung zu einer Leichenöffnung vermehren. Aber die Andeutung des Themas im Titel, gegen die 'circulateurs', ist kein Lufthieb, sondern trifft den Zankapfel einer Kontroverse, die damals die medizinische Welt und noch weitere Kreise leidenschaftlich erregte. Und die ganze Lächerlichkeit des frischgebackenen Doktors strahlt zurück auf die Pariser Fakultät, die sich in ihrer Mehrheit hartnäckig der Entdeckung des Blutkreislaufes verschloß, ja strahlt sogar noch weiter zurück auf den großen Aberglauben des XVII. Jahrh., in dem Molière ein Haupthindernis für vernünftige, auf Erfahrung und Beobachtung gegründete Erkenntnis erblickte, auf die blinde Verehrung der Antike und die scholastische Überschätzung der Autoritäten und des Bücherwissens.

* * *

Zwei Tendenzen beherrschen Molières Kunst. Der wesenhafte Drang, Gehalt einfließen zu lassen, menschlichen, satirischen, gesellschaftskritischen, ideen-

kritischen. Und die ebenso wesenhafte Gabe, diesen Gehalt in Komik einzubetten. In den Dienst dieser beiden Tendenzen stellt er alle Hilfsquellen seines Genies.

Besonderes Interesse hätte die Untersuchung der Mittel, die er aus der Sprache holt. Aber sie wird außerordentlich erschwert. Nicht nur durch die keineswegs unbedingt zuverlässige Überlieferung des Textes, namentlich in den Prosastücken, wo auch damit zu rechnen ist, daß der Vollblutschauspieler Molière, dem das gesprochene und gemimte Wort alles galt, sich und seine Mitarbeiter nicht allzu ängstlich an den schriftlich fixierten Text gebunden haben wird. Sondern auch weil vieles von seiner sprachlichen Komik, und zwar gerade das Feinste und Subtilste, flüchtige Tonschwankungen und -senkungen, syntaktische, lexikalische Schattierungen, wohl auch Klang- und Rhythmisierungseffekte, heute für uns stumm geworden sind und erst nach langer Vorbereitung und Gewöhnung wieder laut werden können.

Immerhin bleibt noch genug unmittelbar erfaßbar, um einen Begriff von der schöpferischen Kraft und dem souveränen Können zu geben, über die Molière auch hier, auf dem eigentlich dichterischen Gebiet, verfügte. Sein Instinkt für sprachliche Möglichkeiten wirkt sich am augenfälligsten in der Neigung zu Sprachsprenkelung, Sprachbastardierung und Sprachverstümmelung aus. In der Art, wie er die französische Sprache radebrechen läßt, mit Schweizer oder mit gaskognischem Akzent, wie er lateinische Brocken einstreut, wie er italianisierendes Kauderwelsch verwendet oder das Latein im Epilog des Malade Imaginaire, in dieser tollsten Orgie, die er sich sprachlich geleistet hat — darin äußert sich nicht bloß die Freude an greller Farbigkeit und der Spieltrieb des vielgewandten Komikers, der sich gern an seinem Spezialtalent, die Stimme zu verstellen und Stimmen zu imitieren, erlustigte, sondern etwas Tieferes, der Wunsch nach Auflösung und Verwandlung der Welt in die Heiterkeit des Unwirklichen, der ihn anderswo mit Figuren und Geschehnissen Jongleurkunststücke machen läßt.

Erinnert man sich dann an die naturhafte Urwüchsigkeit und Saftigkeit, die er selbst in den Alexandrinerkomödien nicht der Stilisierung opfert, an die charakterisierende Echtheit, Portraitähnlichkeit der Sprache, die er seine Menschen reden läßt, immer individuell und sozial reich nuanciert, bis herunter zu Eigenheiten des Dialektfranzösischen und Vulgärfranzösischen, an die unvergeßlich konzisen und anschaulichen Prägungen, die ihm gelungen sind und von denen viele als geflügelte Worte weiterleben, so wird einem die Grundpolarität seiner Kunst bewußt. Sie mag als Gegensatz zwischen einem scheinbar unberechneten Hinfließen in Zufallskurven und mechanisierter, marionettenhaft wippender Bewegung auftreten oder als Gegensatz zwischen Verzicht auf Sammlung und Pointierung einerseits und ausgeklügeltem Arrangement anderseits oder als Gegensatz zwischen Asymmetrie und einem mit allen Schikanen von Wiederholung, Antithese, Chiasmus gearbeiteten Parallelismus oder als Gegensatz zwischen dem konventionellen Komödienoptimismus der Lösungen und dem, was vorhergeht — es ist immer die Spannung zwischen Wirklichkeitsnähe und Wirklichkeitsferne, zwischen Realismus und Phantasie, zwischen Ernst und Spiel, der man in seinem Werk in den verschiedensten Erscheinungsformen wieder und wieder

begegnet (in Erfindung, Personal, Komposition, Handlungsführung, Dialogführung, Sprache, überall) und für die er sich in Ballettkomödien wie dem Bourgeois Gentilhomme und dem Malade Imaginaire mit ihren Tanz- und Singeinlagen eine besonders glückliche Form ausbildete.

Victor Hugo bewunderte bekanntlich den 'style lumineux' des Étourdi und bedauerte, daß Molière unter dem Einfluß Boileaus dieses Funkeln gedämpft und sogar ausgelöscht hätte. Aber sein Bedauern übertreibt den Sachverhalt. Molière liebt und wagt es bis ans Ende, seine Virtuosität in Bravourstückchen glänzen zu lassen, am meisten in den Verskomödien, wo er auch alle Möglichkeiten des Metrischen und des Reimes ausbeutete, und nicht nur in dem leichtbeschwingten, spielerischen Amphitryon, sondern auch im Tartuffe, im Misanthrope, noch in den Femmes Savantes. Freilich interessieren ihn, je weiter er von der leeren Intrigenkomödie abrückt, andere Wirkungen mehr als die der Akrobatik. Sein letztes Stück, der Malade Imaginaire, ist bezeichnend für eine Spaltung, eine Art Arbeitsteilung, die sich schon früher ankündigte. In den Zwischenspielen und im Epilog darf das linguistische Virtuosentum paradieren. Im Stück selbst konzentriert sich aber die sprachliche Anstrengung darauf, ein Maximum menschenmalender Ausdrucksfähigkeit zu erreichen.

Man braucht nur an das selbstverräterische Neutrum zu denken, das Argan im I. Akt im Streit um den Freier seiner Tochter entschlüpft: '*Une fille de bon naturel doit être ravie d'épouser ce qui est utile à la santé de son père.*' Dieses '*ce qui*' ist einer der genialsten Funde Molières. Es ist wohl vorbereitet und am Ende der kleinen Spannungskette, wo es explodiert, fängt es den ganzen Argan im Brennspiegel ein: die Ichsucht des von seinem Medizinwahn tyrannisierten Hausdespoten ist so unersättlich geworden, daß sie ihm die Menschen ringsherum, wie den Freier so auch die Tochter, die sich freien lassen soll, zu einer Sache herabdrückt, die er allein nach dem Grad ihrer Bekömmlichkeit für seine Gesundheit einschätzt.

Und neben diesen Fund muß man den Eingangsmonolog halten, muß verfolgen, wie überwältigend er auch im Sprachlichen die Versklavung Argans in seinem Fetischismus malt und komisiert, durch den Hexentanz der Ziffern, Zahl und Preis der Medizinen, Klystiere usw., vor allem durch das Gewimmel von Arzneinamen und anderen lexikalischen Raritäten und Abnormitäten, die nach Pharmazeutik und der bald devoten, bald marktschreierischen Eloquenz von Charlatanen und Pedanten schmecken (Adjektiva wie 'détersif', 'soporatif' usw.). So wie Molière sich als Schauspieldirektor rühmen durfte, daß er selbst Besenstiele (im Text 'fagots') zum Spielen bringen würde, so hat er auch sprachlich alles in Bewegung gesetzt, Wortschatz und Grammatik elektrisiert, Überliefertes mit frei Umgeprägtem und Erfundenem durcheinandergewirbelt und so eine seinem Wesen kongeniale Wortmusik geschaffen, die ihresgleichen sucht. Und der Malade Imaginaire beweist, daß ihm noch am Rande des Grabes die sprachschöpferische Kraft ebensowenig zur Neige gegangen war wie die menschenschöpferische und die dramatisch-komisierende Kraft.

Dadurch wie die beiden Tendenzen, der Drang, Gehalt einzuschmuggeln, und

die Gabe, ihn umzuschmelzen, bei Molière zusammenwirken, wie Komik und Lustspielgelächter zustande kommen, ohne daß etwas von der dramatischen und psychologischen Prägnanz verloren ginge, dadurch erhält Molières Werk die Einzigartigkeit und Größe, die es sowohl entwicklungsgeschichtlich wie absolut innerhalb der Weltliteratur auszeichnen. Dadurch konnte er das Lustspiel mit mächtigem Ruck hoch über das Niveau seiner Vorgänger in Italien, Spanien und Frankreich hinaufreißen, ihm ein bis dahin unbekanntes Gewicht verleihen und dabei doch (weit entfernt, in das Didaktische, platt Utilitarische zu versinken, wie die Gefahr nahe lag, doppelt nahe im XVII. Jahrh.) seine Dichtung mit dem unverwüstlichen Leben und der unverwelklichen Lustigkeit erfüllen, die heute noch packen wie am ersten Tag.

ALOYS HIRT

Ein deutscher Kunsthistoriker der Goethezeit

Von Ferdinand Denk

Wenn man das schöne Werk Wilhelm Waetzoldts über die deutsche Kunstgeschichtschreibung von der Renaissance bis zur Romantik, betitelt: 'Deutsche Kunsthistoriker. Von Sandrart bis Rumohr' (Leipzig 1921) durchblättert, wird man vergeblich nach dem Namen des deutschen Kunsthistorikers *Aloys Hirt* (1759—1839) fahnden. Auch wenn man die bildliche Ergänzung dazu, die 'Bildnisse deutscher Kunsthistoriker' (Leipzig 1921) vom gleichen Verfasser in die Hand nimmt, wird man in der Reihe der ausdrucksvollen Köpfe umsonst das scharfgeschnittene Profil Hirts suchen. Und doch verdiente gerade dieser deutsche Kunstgelehrte die Vergessenheit am wenigsten. Nicht nur deshalb, weil er sich mit ungefähr hundert größeren oder kleineren kunstgeschichtlichen Schriften um die Wesenserkenntnis der Kunst bemüht hat, sondern weil er in wirksamer Weise den deutschen Klassikern Goethe und Schiller zur Klarheit in kunstanschaulichen Dingen verhelfen konnte und dann besonders, weil er ein Kunstprinzip aufstellte, das so echt aus deutschem Geiste geboren war.

In seiner 'Italienischen Reise' hat Goethe dem Kunsthistoriker Hirt ein schönes Denkmal gesetzt. Es heißt da über ihn: 'Im Fürstenbergischen 1759 geboren, fand er, nach zurückgelegten Studien der alten Schriftsteller, einen unwiderstehlichen Trieb, sich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daselbst angekommen als ich und hatte sich auf die ernstlichste Weise mit alten und neueren Bau- und Bildwerken jeder Art bekannt gemacht und sich zu einem unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er diese Gefälligkeit mit aufopfernder Teilnahme.' In solch wohlwollend würdigendem Tone geht es bei Goethe weiter. Im Jahre 1796 kehrte Hirt, der sich in Rom neben dem Maler Müller zu einem kundigen Fremdenführer ausgebildet hatte, infolge kriegerischer Wirren nach Deutschland zurück, besuchte Goethe und Schiller und wurde vom König Friedrich Wilhelm von Preußen zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Später erhielt Hirt eine Professur an der 1810

gegründeten Universität Berlin. Bis zum Ende seines Lebens, Juni 1839, blieb er daselbst wohnhaft. Als sein kunstgeschichtliches Hauptwerk betrachtet man gewöhnlich seine dreibändige 'Geschichte der Baukunst der Alten' (1820—1827), die auch Goethes Wohlgefallen erregte.

Was Hirt an Kunsteinsichten in Italien einheimste, war das gerade Gegenteil von dem, was vor ihm der stille Winckelmann und der Weimarer Goethe dort aufgenommen hatten. Die beiden Nordmenschen Winckelmann und Goethe empfingen tiefste Wirkung von der maßvollen, leidenschaftsruhigen Kunst des Südens, die schöne, harmonieschaffende Form ging ihnen als vollkommenster Wert der antiken und Renaissance-Kunst, ja aller echten Kunst überhaupt, auf. Sie waren Menschen, die dem deutschen idealistischen Auftrieb folgen mußten und diesem nur im Süden Erfüllung schaffen konnten. Hirt dagegen war ein zu elementarer schönheitsloser Nordmensch, ein zu ursprünglich formfeindlicher Deutscher, als daß ihm selbst der klassische Boden Italiens zur Erkennung und Anerkennung südlicher Kunstgesetze hätte zwingen können. Natürlich konnte er im klassizistisch befangenen Jahrhundert Winckelmanns der antiken Kunst nicht die Wertschätzung, ja Bewunderung versagen — sie galt auch ihm mehr wie alle Gotik, aller Barock und die gesamte orientalische Kunst —, doch mußte er sie mit unantikem Auge sehen, und zwar sein ganzes Leben lang, mußte sie anders deuten, ja wenn man will: falsch sehen und beurteilen. Ähnlich wie der junge Dichter Goethe die Antike, seiner eigenen Gestimmtheit gemäß, objektiv genommen aber falsch sah und heute die Dichter Hofmannsthal und Werfel sie ebenfalls falsch sehen. Der unrichtige und deshalb viel angefeindete Blickpunkt Hirts legt aber das beste Zeugnis dafür ab, daß Hirt ganz ungesucht seine Überzeugung gewann und aussprach, und das heißt, daß er ehrlich sein deutsches Fühlen reden ließ.

Das zeigt uns deutlich seine Ansicht über die berühmte Laokoongruppe, die ihm viel Verkennung eingetragen hat. Winckelmann, Lessing und noch Goethe hatten dieses antik-barocke Kunstwerk für formschön gehalten. Nach unseren heutigen Anschauungen hatte nun Hirt ohne Zweifel recht, wenn er dagegen von einer Dämpfung des schmerzhaften Ausdruckes zugunsten der Schönheit nichts wissen wollte. Er führt in einem wagemutigen Aufsatz der von Schiller herausgegebenen 'Horen' im Jahrgang 1797 aus, es sei im Laokoon der höchste Schmerzensausdruck gebildet, Laokoon sei im Todeskampf ringend und nicht in leidtrotzender Würde und Schönheit dargestellt. 'Wäre die Absicht des Künstlers gewesen,' sagt Hirt, 'einen gemilderten Ausdruck, ein Seufzen auf dem Gesicht Laokoons zu bilden: so müßte man in der Bewegung sowohl als der Dehnung der Glieder ebendiese Milderung erblicken. Allein in dem ganzen Akte von dem Scheitel bis zur Zehe ist eine Anstrengung verbreitet, die das höchste Naturvermögen in vollster Empörung ausdrückt und die sich nur nach lange versuchtem Widerstreben und schon erschöpften Kräften in dem verzweiflungsvollen Ringen zwischen Leben und Tod denken läßt.' Solche Gestaltung des Laokoon entspricht nach Hirt dem Kunstgrundsatz der Antike: der *Charakteristik.* Charakteristisch und nicht schön habe der antike Künstler dargestellt. In einem früheren Aufsatz des gleichen Horenjahrgangs, im 'Versuch über das Kunst-

schöne', hat sich Hirt ausführlich über das Prinzip der Charakteristik geäußert. Er sagt: 'Unter Charakteristik verstehe ich nämlich jene bestimmte Individualität, wodurch sich Formen, Bewegung und Gebärde, Miene und Ausdruck ... unterscheiden, und zwar so, wie der vorgelegte Gegenstand es verlangt.' Die Charakteristik nimmt Bezug auf das Verhältnis von Gegenstand und Form. Der Gegenstand soll, ob er nun schön oder unschön, still oder bewegt ist, in der Form zum Ausdruck gebracht, der unschöne und bewegte Gegenstand soll nicht in eine dauernde, harmonische Formschönheit gebannt werden. Das Innere soll sich im Äußeren zeigen.

Schon die Literaturbewegung, die man als Sturm und Drang bezeichnet, hat im Sinne Hirts von einer 'Charakteristik' gewußt. Der begeisterungsstarke Klopstock war es zuerst, der von einer charakteristischen Dichtkunst sprach und eine solche selbst auch verwirklichte. Erinnert man sich nicht sofort an Hirts Kunstgrundsatz, wenn man von Klopstock die Äußerung über die Versform liest: 'Es kann ja überhaupt keine Versart ihre Kraft recht zeigen, wenn sie dem Inhalt nicht angemessen ist.' Und Herder, neben Klopstock auch ein großer Erwecker des Sturms und Drangs, pries die 'charakteristische Sprache', die er in lautmalenden Wörtern fand. Die Dichtersprache des Sturms und Drangs verwirklichte in Vers und Wort das charakteristische Kunstprinzip. Jagddarstellungen wurden in peitschenknallender, hörnertönender Sprache und im wildbewegten Rhythmus geboten, Gewitter- und Sturmdarstellungen sollten dem Hörer um die Ohren donnern und sausen. Man denke hierbei nur an die dahinstürmenden Balladen Bürgers. Auch Lavaters 'Physiognomischen Fragmenten' lag der Gedanke einer charakteristischen Ausdrücklichkeit zugrunde, ebenso Engels 'Ideen einer Mimik'. Beidemale sah man die äußere Form als Künderin eines Inhaltes, eines Ausdrücklichen an. Am bekanntesten ist, daß der junge Goethe in seiner feurigen Schrift 'Von deutscher Baukunst' die charakteristische Kunst als die 'einzig wahre' erklärte.

In Italien hatte Goethe seine Wandlung zur schönen Formkunst vollendet. Da konnte nun der reife Goethe mit Hirts Lehre von der charakteristischen Kunst, die er als Jugendaberglauben seines Sturms und Drangs ja schon überwunden hatte, nichts mehr beginnen. Dies bekunden deutlich die gegen Hirts Anschauungen gerichteten Schriften Goethes: 'Über Laokoon', 'Der Sammler und die Seinigen.' Darin gesteht der Klassiker dem Charakteristischen wohl Berechtigung zu. Die Schönheit der Form müsse aber noch dazu kommen. Das Charakteristische ist für Goethe aber eine Angelegenheit des Gegenstandes und nicht der Form oder vielmehr des Gegenstandes und der Form zusammen wie bei Hirt. Der Gegenstand müsse charakteristisch oder bedeutend sein und d. h. für Goethe typisch, ewig menschlich gestaltet, während Hirt doch immer von der 'Individuellheit', von der Einzigartigkeit des Gegenstandes gesprochen hatte. Zu einem typisch-charakteristischen Gegenstand hat nach Goethe noch die in ausdrucksleeren Verhältnissen bestehende Formschönheit zu treten, die durch 'Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung' hervorgerufen wird, wodurch ein 'jedes Kunstwerk, wenn man in der Entfernung nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierat erscheint'. Der Goetheschen Entscheidung in der Frage

nach der Berechtigung des Charakteristischen schloß sich noch A. W. Schlegel und der Kunstkritiker C. L. Fernow an. Auch Schiller kam zu gleichem Ergebnis. Für die Ästhetik der Tragödie glaubte er aus Hirts Laokoonaufsatz etwas gewinnen zu können. Aber ihm war doch die ungebändigte Ausdrücklichkeit des Hirtschen Laokoon zuwider. Er forderte ja den heroischen Menschen, der in Würde die menschliche Haltung und Form bewahrt.

Wenn die Klassiker und ihr Kreis auch nicht mit dem Bilde Hirts von der antiken Kunst einverstanden sein konnten, so hat doch die Lehre Hirts sie veranlaßt, ihre eigenen Anschauungen abzugrenzen und zu klären.

In der Kunstnovelle 'Der Sammler und die Seinigen' rühmt Goethe dem Charakteristiker 'ein sehr gebildetes Auge für Kunstwerke, besonders für die Geschichte derselben' nach. Jedoch unterscheidet sich Hirts historische Kunstbetrachtung gewaltig von der klassischen, etwa Winckelmanns. Hatte dieser in der Erreichung der schönsten Form und im bedingungslosen Maße den Gipfel griechischer Plastik gesehen, so erblickte ihn Hirt in der Vollkommenheit der Seelensprache durch den Körper. Für ihn liegt der Höhepunkt der Kunstentwicklung in der vollendeten Individualisierung und Charakterisierung in Gebärde und Miene. Natürlich werden bei solcher Sehweise die klassizistischen bewußt-formalen Schöpfungen als mindere Kunst empfunden, weil die äußere, innerlich aber unwahre Schönformung nur durch Opferung des Ausdruckhaften möglich ist.

Nun ist noch die Frage zu stellen, inwiefern man Hirts Kunstevangelium als ein echt deutsches ansprechen darf. Es wurde bereits gesagt, daß der Sturm und Drang einer charakteristischen Kunst ergeben war. Diese Zeit war darum eine besonders deutsche, weil sie die große deutsche Vergangenheit wieder erweckte und weil sie den seelischen Ausdruck, die innere Bedeutung über die bloße äußere Erscheinung, die gefällige Schönheit stellte, ähnlich wie in der germanischen Zeit der Bandverschlingungs- und Stabreimkunst oder wie in den Tagen der Gotik. Wie sehr Hirts Lehre von der charakteristischen Ausdruckskunst dem Sturm und Drang-Kunstwillen entspricht, kann ganz besonders die Tatsache anzeigen, daß ein ungebeugter und unverwandelter Stürmer und Dränger, der Pfälzer Malerdichter *Friedrich Müller*, gen. *Maler Müller* (1749—1825) zu gleicher Zeit mit Hirt und doch völlig unabhängig von ihm eine charakteristische Kunst gegenüber der klassizistischen Formverhimmelung des Malers Asmus Carstens und seines innigen Verehrers C. L. Fernow verlangte. Zufällig konnte das 'Schreiben Herrn Müllers, Maler in Rom' ebenfalls in Schillers Horen und sogar im gleichen Jahre 1797 erscheinen. Es nimmt sich wirklich wie eine Ironie der Geistesgeschichte aus, daß in der klassisch gerichteten Zeitschrift Schillers Aufsätze mit so unklassischer Einstellung zum Abdruck kamen. Der alte Stürmer und Dränger Müller hält den ausdrucksleeren und formsüßen Gestalten des Bildkünstlers Carstens urwüchsige, kraftsprechende, charakteristisch gestaltete Individualfiguren vor und bestreitet zugleich energisch, daß die Darstellung des 'Raumes' durch Carstens 'ihrem Gegenstande angemessen' sei. In seiner nächsten kritischen Schrift, die gegen den platten Kunstverstand eines Kotzebue gerichtet war, zeigt sich Müller ganz unzweifelhaft nochmals als Vertreter des charakteristischen Kunstprinzipes, wenn er

sagt: 'Wenngleich in der Theorie die Begriffe von Form und Ausdruck sich scheiden, so müssen sie nach der praktischen Wahrheit (da in der Darstellung wie im Leben keine Form ohne Ausdruck, wie kein Affekt außer der Form möglich ist) notwendig ungetrennt bleiben. So wie der Charakter dem Künstler die Form bestimmt, modifiziert diese als Grund und Mittel nach sich den Ausdruck, indem jedes pathognomische und mimische Spiel sich nur als eine durch Willen oder Leidenschaft in Bewegung gesetzte Form darstellt.' Kein Wort kennt Müller für übergegenständliche schöne Formverhältnisse.

Man hat bisher den Kampfruf Hirts und Müllers in den 'Horen' gern einer Mißwertung unterzogen. Dies findet leicht seine Erklärung in dem bisher nur zu üblich gewesenen klassischen Bewertungsstandpunkt, den man gegen alle unklassische Gesinnung und Leistung einnahm. Der Kunstgelehrte Aloys Hirt und der Malerdichter Müller haben durch ihre Kunstanschauungen in der Zeit der deutschen Klassik die Gefahren des unbedingten Formstrebens aufgezeigt, eine ernste Warnung vor der Verkümmerung des Gehaltlichen im rein Formalen erlassen. Von Winckelmann und Raffael Mengs bis in die Kunstschriften Goethes, Heinrich Meyers, Fernows und bis zu den Kunstleistungen der Mengs, Carstens, Tischbein, Hackert, Bury, Angelika Kaufmann usw. drohte eine überspannte klassizistische Geistigkeit, ein Mühen um antike Formschönheit um jeden Preis zur Erstarrung der schöpferischen Kräfte des deutschen Künstlers zu führen. Die Schönheit der Linie als Selbstzweck, ihre sinnlose Abnahme von Vorbildern, epigonenhafter Eklektizismus, lebenferner Formalismus gefährdete lebendige Selbstkunst. Hirt und Müller empfinden allein die Schwächen, konnten sie sehen, weil sie zuerst nach dem Ausdruck in der Form des Kunstwerkes fragten. So konnte äußerliche Schönformung, klassizistisch-gedankliche Schöpfung einer berechtigten Kritik und Ablehnung zum Opfer fallen. Instinktiv fühlten Hirt und Müller die Leere der klassizistischen Leistung. Aus organisch-gewachsener Schönformung, aus echtem Schöpfergrund hervorgetriebenen harmonischen Werken lesen sie keinen Zwiespalt zwischen Gegenstand und Form heraus.

Nicht nur einen Fortsetzer des Sturm- und Drang-Kunstgeistes, wie er sich deutlich im geistigen Bunde mit dem Maler Müller zeigt, sondern auch einen Vorläufer der romantischen Geistesepoche stellt Hirt vor. Ungefähr zur gleichen Zeit mit seinen Horenaufsätzen spricht *Friedrich Schlegel* in seiner Abhandlung 'Über das Studium der griechischen Poesie' von charakteristischer moderner Kunst im Sinne Hirts. Die deutsche Romantik selbst hat dann mit ihrer Ausdruckskunst eine neue, unklassisch gesinnte Geistesepoche eingeleitet. Mit der Lehre von der 'charakteristischen Kunst' steht Hirt also zwischen Sturm und Drang und Romantik, erhält den deutsch-ursprünglichen Kunstwillen noch in der deutschen Klassik wach. Seine Ausdruckskunstlehre ist eine deutliche Brücke vom Sturm und Drang zur Romantik, gleichsam der sichtbar gewordene Unterstrom der deutschen Ausdrucksnatur, die auch in Zeiten formwilliger Klassik nie ganz eingedämmt werden kann. Eine solche Erscheinung wie Hirt verdient deshalb ein Verschwinden in der Versenkung nicht, trotzdem er die antike Kunst in ihrer wesentlichsten Blüte, der schönen Form, mißverstanden hat, vom Standpunkt

des Charakteristischen aus mißverstehen mußte. Daß er die Antike mit deutsch-ursprünglichem Kunstempfinden sah und eine solche Antike dem deutschen Kunstwillen fruchtbar machen wollte, der jüngeren Generation den Blick auf ein formvollendetes Hellas zu verschieben geholfen hat zugunsten einer tiefen, ausdruckshaften Antike, das bedeutet ein Mehr an Leistung als alle seine heute veralteten kunsthistorischen Aufsätze und Bücher zusammengenommen.

FRANZ SCHUBERT UND DIE ANTIKE

Zum 100. Todestag des Meisters

Von Leopold Hirschberg

> Und angelockt von seltnem Wunderglanz der Nacht
> Versammelt sich hellenischer Sage Legion.
> (Erichtho)

Das war kein gewöhnliches Sterben in der Wiener Lumpertgasse Nr. 694 am 19. November 1828 nachmittags 3 Uhr. Ein seltener Wunderglanz muß die Nacht des Todes durchstrahlt haben, der sich auf des Einunddreißigjährigen fieberndes Haupt senkte. Man hat uns nicht überliefert, welcher Art die Phantasien des Sterbenden waren; so meine ich denn, daß ihn die Töne eines seiner herrlichsten Gesänge umgaukelten:

O unbewölktes Leben!
So rein und tief und klar.
Uralte Träume schweben
Auf Blumen wunderbar.

Der Geist zerbrach die Schranken,
Des Körpers träges Blei;
Er waltet groß und frei.
Was ich auch je gelitten,
Die Palme ist erstritten,
Gestillet mein Verlangen.
Die Musen selber sangen
Die Schlang' in Todesschlaf,
Und meine Hand, sie traf.

O unbewölktes Leben!
So rein und tief und klar.
Uralte Träume schweben
Auf Blumen wunderbar.

Es ist ein Gedicht Johann Mayrhofers: '*Der Sieg*'. Und angelockt von diesen schon aus einer anderen Welt herüberwehenden Klängen tritt zu den treuen Begleiterinnen seines ganzen Erdenlebens, den Musen, die Legion hellenischer Sagengestalten, die er vordem aus den Gefilden 'uralter Träume' ins lebendige, 'unbewölkte' Leben gerufen hatte, und kränzen die erkaltende Stirn, damit er 'auf Blumen wunderbar' in die Ewigkeit entschwebe.

Ein seltsames, großartiges Werk ist dieser 'Sieg'. Als Schubert ihn im März 1824, offenbar im Zustand höchster Inspiration, niederschrieb, wird er sich ihn wohl unwillkürlich als eigene Grabschrift erträumt und gewünscht haben. Denn wie jeder Genius am besten von sich selbst und nicht von den Zeitgenossen beurteilt wird, wenngleich er die Überzeugung seines Wertes inbrünstig in sich verschließt, so wußte auch Schubert ganz genau, was er war, wenn ihm auch noch 1825 der verständnislose Verleger Pennauer zu schreiben wagte: 'Ich bitte Sie mir den genauesten Preis als Anfänger zu machen.' Der 'Sieg' ist das gloriose, sich selber

unbewußte Bekenntnis gerechten Selbstbewußtseins, den Mitlebenden unverständlich, die Nachwelt zu eindringlichstem Nachdenken auffordernd. Der 'Sieg' ist zugleich die wunderbarste Krönung jener unbeschreiblich gewaltigen Reihe antikisierender Tondichtungen, die bereits lange vorher — soweit man bei einem so kurzen Leben überhaupt von 'lange' reden kann — ihr Ende gefunden hatte, aber nicht fehlen durfte, wenn dieser Zweig Schubertschen Schaffens sich harmonisch abrunden sollte.

Wer mit Überlegung vor die 35 Foliobände der großen Schubert-Gesamtausgabe tritt, muß von Erstaunen über Unbegreifliches gefesselt werden. Er muß dazu neigen, an Zauberei zu glauben (ähnlich wie bei Mozart und Bach), wenn er bedenkt, daß einer, der nur 31¾ Jahre alt wurde, all dies geschaffen und selbst niedergeschrieben haben soll. Schon einem mechanischen Schreiber dürfte man das Lob hohen Fleißes nicht versagen; dem Schöpfer aber dieser anderthalbtausend Werke (manches ist verloren), deren bei weitem größere Hälfte unerreichbare Muster ihrer Gattung darstellt, vermögen Worte nicht gerecht zu werden. Und dabei ist bekannt, daß dieser kaum den Jünglingsjahren entwachsene Genius fast immer nur die erste Tageshälfte zum Arbeiten benutzte und keineswegs ein Kopfhänger oder Stubenhocker war; lange Wanderungen ins Gebirge, von denen manch ausführlicher Brief an Angehörige und Freunde lief, fröhliche Kneipabende (die sog. 'Schubertiaden') mit lustigen Genossen, Konzertveranstaltungen, Studien, Unterrichtsstunden und die tausenderlei Nebendinge des Lebens — sie alle fanden ihren Platz in einem Zeitraum von etwa 18 Jahren (da die ersten Kompositionen aus dem 14. Lebensjahr stammen). Wahrlich, eine großartige Verwirklichung der Goethe-Allegorie vom 'Schwager Kronos', die Schubert auch musikalisch so unvergleichlich erfaßte. 'Trunken vom letzten Strahl' empfing ihn nicht der Orkus, sondern die Unsterblichkeit.

Die Kindheitsbildung, die Schubert empfing, war in keiner Weise dazu angetan, in ihm den Sinn für die Schönheiten der Antike zu wecken. Im Stadtkonvikt, aus dem er fünfzehnjährig entlassen wurde, als er infolge Stimmwechsels nicht mehr singen konnte, mag er ganz brav das Lateinische gelernt haben; wenigstens deuten zwei von O. E. Deutsch veröffentlichte Widmungen darauf hin. Die eine ist ein Zitat aus Ciceros Rede für Rabirius, die andere einem fast in Beethoven-Art für den zugleich 'allerliebsten und vermaledeyten' Freund Ignaz Aßmayr gehaltenen Scherzgedicht beigefügt:

Illustrissimo, doctissimo, sapientissimo,
prudentissimo, maximoque Compositori
in devotissima humillimaque
reverentiae expressione
dedicatum oblatumque
de
Servorum Servo Francisco Seraphico vulgo Schubert nominato.

Latein mußten die jungen Musiker verstehen, um Kirchenmusiken metrisch richtig komponieren zu können. Irgendwelche sonstige Andeutungen in dieser Hinsicht aber sind in den so spärlich erhaltenen Briefen und Tagebuchblättern
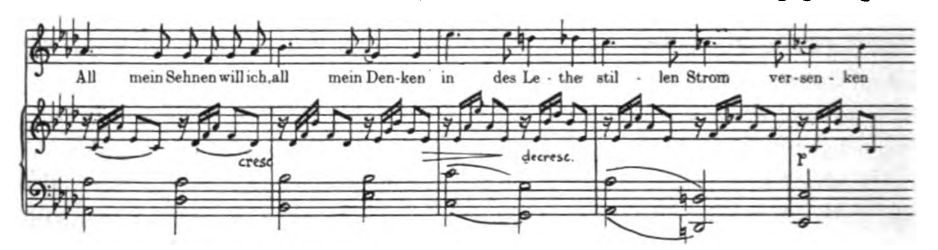
Schuberts nicht zu finden. Und so entfaltete sich denn der in ihm schlummernde Keim des *καλὸν κἀγαθόν* ohne äußeres Zutun ganz aus sich selbst. Wir können das schon in der frühesten Schaffensperiode aufs deutlichste beobachten.

Es ist bekannt, daß der frühreife Genius sich in seinen ersten Produktionen häufig dem Schrecklichen und Furchtbaren zuwendet; Mord und Totschlag, Geister und Gespenster werden ihm zum Ausdruck des 'Tragischen', dessen wahres Wesen sich ihm ja noch nicht erschlossen haben kann. Richard Wagner erzählt in seiner 'autobiographischen Skizze': 'Ich entwarf ein großes Trauerspiel, welches ungefähr aus Hamlet und Lear zusammengesetzt war; der Plan war äußerst großartig; zweiundvierzig Menschen starben im Verlaufe des Stückes, und ich sah mich bei der Ausführung genötigt, die meisten als Geister wiederkommen zu lassen, weil mir sonst in den letzten Akten die Personen ausgegangen wären.' Die ersten Gesangwerke des fünfzehnjährigen Franz Schubert sind auch fast alle durchaus blutrünstigen Inhalts; auf 32 enggeschriebene Seiten der Schillerschen 'Leichenphantasie' folgt die schreckliche Ballade 'Der Vatermörder'; diesen gesellen sich Höltys 'Totengräberlied', Matthissons 'Totenopfer', 'Geistertanz' und 'Geisternähe'. Aber wie nach Wagners Bericht aus seiner Knabenzeit 'griechische Mythologie, Sage und endlich Geschichte es waren, was ihn einzig anzog', so fand auch Schubert im Instinkt des Genius den Ausweg aus den düsteren Gefilden, die er betreten hatte, nur im Gebiet hellenischer Sagenwelt. Im gleichen Jahr, da diese Gesänge des Entsetzens und Schreckens entstanden waren (1813), schlägt er — vom 15. April bis zum 8. Mai — fünfmal *Schillers* '*Elysium*' auf, um bald diesen, bald jenen Abschnitt daraus in Musik zu setzen. Fehlte nicht die Strophe 'Jugendlich milde', so könnten wir das vollständige Gedicht als Terzett für Männerstimmen unser eigen nennen; so müssen wir uns schmerzlich mit dem Fragment und dem Trost begnügen, daß der Meister, wie wir noch hören werden, vier Jahre später das ganze Gedicht betönte. Es zeugt von geringer Auffassungskraft Schubertscher Geistesentwicklung, wenn Reißmann in seiner bekannten, höchst eklektischen Biographie dieses Werk nur als 'Übung in Kanon' betrachtet; derlei Übungen hatte der gottbegnadete Knabe, dem sich die musikalischen Formen spielend leicht gestalteten, schon damals nicht mehr nötig. Und am wenigsten hätte er sich dazu an seinem Lieblingsdichter Schiller vergriffen, dem er in der gleichen Schaffensperiode und in der gleichen Art noch weitere Huldigungen darbringt: 'Der Flüchtling' (erste Strophe), 'Der Triumph der Liebe', 'Die zwei Tugendwege', 'Sprüche des Konfuzius'. Das Bewußtsein, durch eine beglückende Auffassung des Lebens nach dem Tode in den Kreis griechischen Fühlens und Empfindens getreten zu sein, verankert sich, ihm noch unbewußt, fest in der Seele des Knaben. Es erstarkt in dem Werdenden und unermüdlich weiter Ringenden. Bereits zwei Jahre später, 1815, erregen ihn zwei antikisierende Dichtungen des geliebten Schiller aufs nachdrücklichste. Es ist die '*Klage der Ceres*' und '*Hektors Abschied*'; jene ein Fehlschlag, dieser ein bedeutender Wurf. Die lange Ballade in der Form des Monologs eignet sich wohl für die Deklamation, nicht aber für die Musik. Selbst Carl Loewe, der doch Goethe-Riesen wie den 'Gott und die Bajadere', 'Die Braut von Korinth' und den 'Paria' mühelos bemeisterte, am 'Grafen

von Habsburg' aber teilweise scheiterte, wäre es nicht gelungen, Schillers Werk einheitlich zu gestalten. Er wäre, wie bei Körners 'Wallhaide' und beim 'Gang nach dem Eisenhammer', unweigerlich in den von ihm doch überwundenen, langatmigen Zumsteegschen Balladenstil verfallen. Das ist nun auch Schubert mit der 'Ceres' geschehen; einzelne Höhepunkte können dem verfehlten Ganzen ebensowenig aufhelfen wie Körners altgriechischem Ungetüm '*Amphiaraos*', das kurz vor der Ceres im Verlauf von fünf Stunden fertig niedergeschrieben wurde. Hier entschädigt der Text nicht einmal für das durch ihn bedingte Mißlingen der Musik. 'Hektors Abschied' jedoch, ein Gedicht, für das wohl jeder seit seiner Kindheit eine rührende Anhänglichkeit bewahrt, erregt den jungen Tondichter so mächtig, daß ihm die erste Fassung nicht genügt, daß er daran feilt und feilt und erst nach einigen Tagen eine ihn zufriedenstellende Arbeit zustande bringt. Wie Andromache hier klagt:



begleitet von schluchzenden Rhythmen des Klaviers, so hat seit Weltbeginn bis zum heutigen Tag *jede* treue Gattin geweint. Und wie Hektors Entgegnung:



klang und klingt der Trost *jedes* liebenden Gatten.

All dies ist aber nur der Vorhof eines heiligen Raums, den Schubert im Jahre 1816 betrat. Sein Führer war *Johann Mayrhofer*, der des zehn Jahre jüngeren, geistig reifen Knaben Bedeutung sofort erkannte. Die erste Begegnung ist uns in der Schilderung des Dichters erhalten geblieben:

'Meine Bekanntschaft mit Schubert wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund mein Gedicht «Am See» zur Composition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert das Zimmer, welches wir fünf Jahre später (1819) gemeinsam bewohnen sollten. Es war in einer düstern Gasse. Die Decke ziemlich gesenkt, das Licht von einem großen gegenüberstehenden Gebäude beschränkt, ein überspieltes Klavier, eine schmale Bücherstelle — so war der Raum, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht entschwinden wird. Wie der Frühling die Erde erschüttert, um ihr Grün, Blüthen und milde Lüfte zu spenden, so erschüttert und beschenkt den Menschen das Gewahrwerden seiner produktiven Kraft; denn nun gilt Goethes:

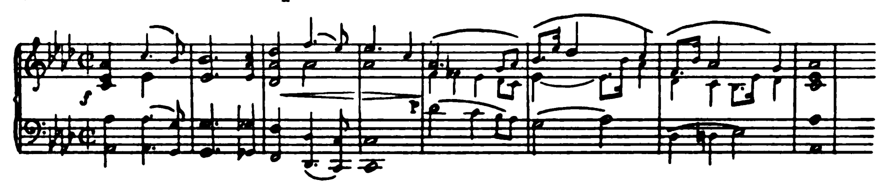
Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Von Gebirg zu Gebirg
Schwebet der ewige Geist
Ewigen Lebens ahndevoll.

Dieses Grundgefühl und die Liebe für Dichtung und Tonkunst machten unser Verhältniß inniger; ich dichtete, er componirte, was ich gedichtet, wovon vieles seinen Melodien Entstehung, Fortbildung und Verbreitung verdankte.'

Die sog. Literaturgeschichten gehen über den 'Schubert-Dichter' Johann Mayrhofer mit derselben Gleichgültigkeit und Überheblichkeit hinweg, wie über den 'Loewe-Dichter' Ludwig Giesebrecht und den 'Brahms-Dichter' Georg Friedrich Daumer. Giesebrechts und Mayrhofers Gedichte haben manches Gemeinsame. Sie enthüllen ihre Schönheiten nur dem liebevoll Eindringenden und verlangen einen nachdenklichen, philosophisch geschulten Geist. Die oft herbe, dunkle Sprache, die knappe Satzbildung, das Verschmähen aller Floskeln und Schönrednereien, die Voraussetzung nicht gewöhnlicher Kenntnisse in der Mythologie — all das schaltet oberflächlichen Dilettantismus von vornherein sofort aus. Giesebrechts abgeklärtes Greisentum war dem unglücklichen Mayrhofer nicht beschieden; wie Grillparzer in einer subalternen, seinen Neigungen durchaus nicht entsprechenden Beamtentätigkeit gefesselt, wurde er durch des jungen Freundes frühem Tod fast ganz einsam und endete acht Jahre später durch Selbstmord. Kaum eines seiner Gedichte ist auf einen frohen Ton gestimmt; die meisten bewegen sich in ernsten, schwermütigen, düstern Gedanken. Es lag etwas von der Erhabenheit der Antike in dem seltsamen Manne, dessen weitaus hervorragendste Poesien denn auch die dem Altertum angehörenden sind. Die Knittelverse des 'Rusticocampius' (Bauernfeld)[1]) sind gerade bei dieser Persönlichkeit nichts weniger als angebracht.

Im ersten Jahr der Bekanntschaft (1815) liefert der Dichter dem Musiker zunächst einmal zwei Operntexte: 'Adrast' und 'Die Freunde von Salamanca', die Schubert mit der ihm eigenen blitzartigen Geschwindigkeit komponiert. Im Jahre 1816 hat er dann die Gelegenheitsdichtung eines Studenten, '*Prometheus*' betitelt, als Kantate in Musik gesetzt; das Werk ist spurlos verloren gegangen und darum für Schuberts Schaffen auf dem Gebiet der Antike nicht heranzuziehen. Wie sie auch gewesen sein mag — an das von Mayrhofer frei übersetzte '*Fragment aus dem Äschylus*' kann sie nicht herangereicht haben. Dieses ist das wahre 'Erstlingswerk' des jungen Meisters aus dem griechischen Altertum, nach der so häufig beobachteten Erscheinung, daß ein Frühwerk schon den späteren Meister in der Vollkommenheit erblicken läßt.
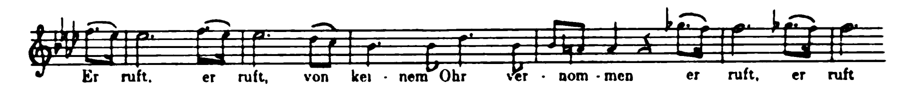
Denn wie aus den ersten Takten von Beethovens erster Symphonie deutlich ein frohes Festgefühl, eine sichere Ahnung, daß der neu betretene Boden sein 'gelobtes Land' sein werde, hervorklingt, so lassen die sieben Takte eines mächtigen, erschütternden Vorspiels:



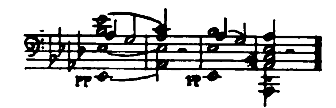
den hohen Flug von Schuberts Gedanken erkennen, der sich, heiligen Wissens von der Kraft seines Könnens voll, dem Neuen naht. Mit Horazens 'Odi profanum

1) Ein Buch von uns Wienern, 1858.

volgus et arceo' scheint er sich in diesem Vorspiel zu umgürten und unnahbar zu machen. Welche Hoheit atmen die alsdann wie Erz klingenden, scharf rezitierten Töne des Sängers, welch gerechter Zorn gegen den 'frevelnden Verbrecher' flammt hier aus den Tiefen eines reinen, lauteren Herzens! Und wie dem Dichter aus dem allgemeinen ein besonderes Bild — des im Strome der Zeit mit den Wellen kämpfenden Frevlers — sich gestaltet, bildet auch der Tondichter ein solches aus; deutlich hört man die Wehelaute des Ertrinkenden:
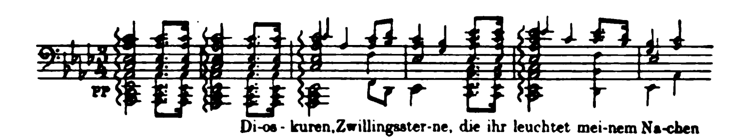


sieht man die Wogen über ihn zusammenschlagen, bis endlich der Verworfene an den Felsenriffen zerschellt. 'Und unbeweint versinkt er' — das Mitgefühl, das dem Dichter auszusprechen versagt ist, der Tondichter erweckt es in den vier Takten leisen, ersterbenden Nachspiels:



und erfüllt damit des Aristoteles Tragödien-Testament: Furcht und Mitleiden zu erregen.

Dem Gottlosen wird der Fromme gegenübergestellt; nicht umsonst steht das '*Lied eines Schiffers an die Dioskuren*', fast zu gleicher Zeit entstanden wie das Äschylus-Fragment, in der gleichen Tonart. Die leisen Harfenakkorde des kurzen Vorspiels gelten in gleicher Weise der Schilderung heilig-nächtiger, vom Zwillingsgestirn erhellter 'Meeresstille' und festen Vertrauens auf göttliche Hilfe:



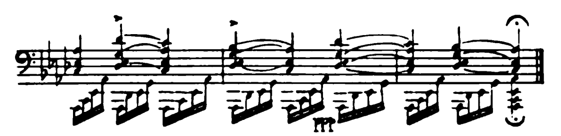
Und als ob Kastor und Pollux die Worte:

> Wer auch fest in sich begründet,
> Unverzagt dem Sturm begegnet,
> Fühlt sich doch in euren Strahlen
> Doppelt mutig und gesegnet

vernommen hätten, beginnt es in der Tiefe leise zu wogen, wie Gewährung 'glücklicher Fahrt'; im Weiterrudern spricht der Erhörte, dankbar den Blick zum Sternbild wendend, das Gelöbnis:
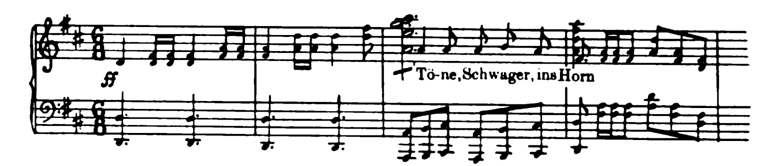
> Dieses Ruder, das ich schwinge,
> Meeresfluten zu zerteilen,
> Hänge ich, so ich geborgen,
> Auf an eures Tempels Säulen.

Glücklich Sänger und Begleiter, denen es vergönnt ist, diesen, gerade durch seine Einfachheit vom Genius seines Schöpfers zeugenden Hymnus zum Vortrag zu bringen! Im verhallenden Nachspiel, während dessen der Nachen im Dunkel entschwindet:



spüren wir schon Beethovens mystisches Tonleben.

Und so durfte diesem Jahr der Weihe zur Antike auch der nicht fehlen, der von jetzt an mit Mayrhofer und Schiller zusammen der Führer Schuberts auf diesem Wege wird: *Goethe*. Was er ihm verdankt, erkennt er mit aller Deutlichkeit; und darum ist der 1816 beschließende '*An Schwager Kronos*' auch ausdrücklich 'dem Dichter gewidmet'. Es erübrigt sich, vor einem Kreise gebildeter Leser die großartige Allegorie der Goetheschen Ode zu erörtern, welche die 'Zeit' als den kutschierenden Postillion einführt und die drei Lebensalter — Jugend, Mannheit und Greisentum — wie im Fluge vorübereilen läßt. Zu bestaunen bleibt immer nur, daß ein achtzehnjähriger Volksschulgehilfe, der für seine Fortbildung doch lediglich auf sich selbst angewiesen war, den Sinn der Dichtung so sicher und erschöpfend erfaßte, daß er ein ihr ebenbürtiges, bis zum heutigen Tage unerreichtes Tonwerk daraus zu schaffen vermochte. Und wenn wir von der musikalischen Durchgeistigung der einzelnen Episoden absehen: von dem das Ganze beherrschenden Holper-Motiv, von dem mühsamen Erklimmen des Berges, von der plötzlich hereinbrechenden Harmoniefülle beim Erreichen des Gipfels, vom Schnattern entzahnter Kiefer, vom Schmettern der Postillionsmusik:



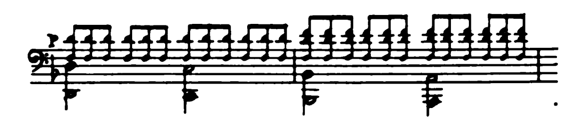
schon allein die Kraft, ein nur äußerlich die Form des 'Gedichts' wahrendes, in durchaus freien Rhythmen sich bewegendes Gedicht zu einem so einheitlichen, geschlossenen, durch kein ödes Rezitativ unterbrochenen Kunstgebilde zu formen, hatte *keiner* vor Schubert, und ich wüßte auch keinen Nachfahren zu nennen, der ihn darin erreichte, geschweige übertraf. —

Fast ein halbes Jahrtausend liegt zwischen dem 'Decamerone' des Boccaccio und des Franz Schubert. Von Rechts wegen müßte dieser die gleiche Berühmtheit genießen wie jener; denn die zehn Antiken des Jahres 1817 bedeuten den Höhepunkt dieses immerhin nur kleinen Ausschnittes von Schuberts Schaffen. Ein großartiges Werk entsteht im Januar, vier gewaltige im März, eines im Juli, drei im September. Die im April komponierte Balladeske '*Uraniens Flucht*' ist eine Entgleisung Mayrhofers ins Sentimentale und war von Schubert ebensowenig zu retten wie das '*Lied des Orpheus, als er in die Hölle ging*' des schmachtenden Ana-

kreontikers und Gleim-Genossen Joh. Georg Jacobi, das wir unter den Werken des Jahres 1816, als zu sehr von ihnen abstechend, gar nicht erwähnten.

Ein merkwürdiger, wohl noch nie beachteter Zusammenhang besteht zwischen dem ersten (Januar-)Gesang und den beiden letzten (September), die ihrerseits schon beim Dichter ein Ganzes bilden: die '*Fahrt zum Hades*' (Mayrhofer) wird angetreten, in der '*Gruppe aus dem Tartarus*' erschaut man das Grausen der Unterwelt, um im '*Elysium*' der 'stöhnenden Klage' beglückt zu entgehen.

Die düstere Fahrt beginnt. Eindringlichst malt Schubert in der Oberstimme den eintönigen Schlag der Ruder von Charons Nachen:
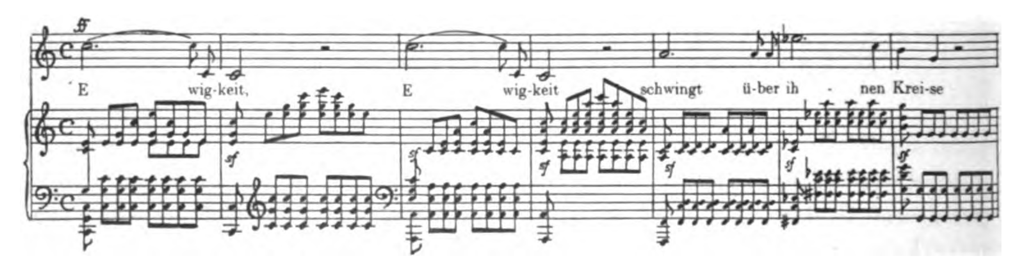


in den langsam fallenden Bässen das allmähliche Tiefersteigen von der Ober- zur Unterwelt. In zarter, inniger Melodik weint er die Abschiedsträne des zu den Schatten Fahrenden. Die blassen Danaiden erscheinen, der fluchbeladene Tantalus mit ihren durch alle Ewigkeiten währenden Qualen — in wenigen Takten schon eine 'Gruppe aus dem Tartarus', wie sie nunmehr Schillers gewaltiges Pathos grell hervortreten läßt. Grandios in ihrem Grausen schildert sie Schubert: vom wilden Meeresgewoge am Anfang, über eine unvergleichliche Harmonik bei:

Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke,

zum wahrhaft erschütternden Schluß, der sich über die Chromatik des:

Fragen sich einander ängstlich leise,
Ob noch nicht Vollendung sei

in den wilden Dur-Triumph der strafenden Götter steigert:
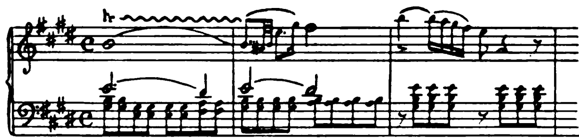


Doch das leise Nachspiel mit dem wie in Lüften verwehenden Moll-Akkord:
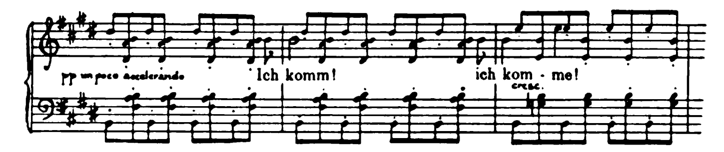


weist schon in die lichten Gefilde der Seligen. Den vielen Malern 'Elysiums' gesellt sich ein ihrer werter Musiker, der aus einer Vielzahl kleiner, sicher entworfener und ausgeführter Tonbilder den Hörer zu derselben Harmonie der Empfindung kommen läßt, wie Arnold Böcklin den Beschauer seines berühmten Gemäldes. Mit

Liebe kehrte Schubert zu Schillers Werk, dem er vier Jahre vorher ja schon einmal genaht war, zurück.
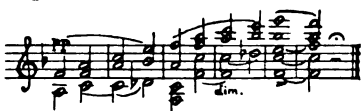
Der *Goethe* dieses Jahres ist kein Geringerer als der '*Ganymed*'. Der von Gott in seinem Zorne zum Schubert-Biographen erschaffene Reißmann hält das Werk für 'nicht tief erfaßt und noch weniger gut ausgeführt' und bemängelt den häufigen Wechsel der Tonarten. Gerade dieser aber ist es, der die wirkliche Handhabe zur Beurteilung von Schuberts Auffassung bietet. Die Modulation erfolgt von As- nach E- und endlich nach F-dur; diese drei innerlich so verschiedenen Tonarten erfüllen drei innerlich ganz voneinander geschiedene Episoden des völlig dramatisch gedachten Vorganges. Wer nämlich die verblüffende Sicherheit des Meisters in der Wahl der einzig geeigneten Tonart kennt (weshalb auch Transponierungen gerade bei ihm durchaus vom Übel sind), wird sich der Ansicht kaum verschließen können, daß Schubert im 'Ganymed' von der landesüblichen Auffassung der Dichtung abwich. Ich glaube, daß er in ihr keinen Monolog des Götterknaben, sondern einen Dialog zwischen ihm und Zeus sieht. Das schwüle, sinnliche As-dur des ersten Abschnitts von 'Wie im Morgenglanze' bis 'drängen sich an mein Herz', mit seinem von verhaltener Liebesglut durchbebten Gesange, gehört Zeus; das durchaus lichte, unmittelbar einsetzende E-dur Ganymed. In E-dur steht der Anfang des 'Elysium'; der gleiche unschuldsvolle Zustand der Natur soll auch hier — zusammen mit der Unschuld des Knaben — zum Ausdruck kommen. Wie vollkommen anders auch ist in dem zweiten Abschnitt die Führung der Singstimme und Begleitung! Der von dem Gefühl der Liebe noch unberührte Knabe versteht den Sinn der durch den Äther zu ihm dringenden Worte nicht; sie kühlen seinen Busen zuerst nur wie 'lieblicher Morgenwind'; dann artikuliert sich ihm das Gestaltlose zum melodischen Gesang eines Vogels ('ruft drein die Nachtigall'):



die lockenden Töne werden immer eindringlicher und erregen ihm Angst und süße Beklommenheit:



bis endlich im letzten Abschnitt — F-dur — die inbrünstige Liebe zum 'alliebenden Vater' erwacht. Das Nachspiel:



ist für den, der mit den Augen zu hören versteht, das weltberühmte Rubens-Bild.

Ewige Wonnen erwarten Ganymed — Tod und Verderben '*Atys*', der den wilden Orgien der Kybele-Korybanten folgen muß. In unbegreifender Sehnsucht klagt er um eine Heimat, in der er Ruhe vor quälendem Liebesleid fände. Erschütternd wird sein letzter Seufzer durch das tobende Bacchanal unterbrochen:

Doch Cymbelgetön
Verkündet die Göttin, er stürzt von den Höhn
Zu Gründen und waldigen Quellen.

Aus den diese Stelle begleitenden Akkorden vernimmt ein kundiges Ohr schon Klänge des Venusbergs; ein Motiv der Klage überschwebt in dem vielleicht längsten Instrumentalnachspiel, das Schubert schrieb, einer Phaläne gleich, des Knaben einsames Grab.

Wer vermag bei des '*Philoctet*' Klage ungerührt zu bleiben? Auf einsamer Insel treulos ausgesetzt, trauert er um sein einziges, schmählich geraubtes Gut — den unfehlbaren Bogen. Unruhig und schnell, im Mittelsatz zu grausiger Monotonie, gleich den sophokleischen Weherufen, sich wandelnd, stürmen die in furchtbarer Anklage und Warnung vor dem Schicksal gipfelnden Worte des Verlassenen dahin.
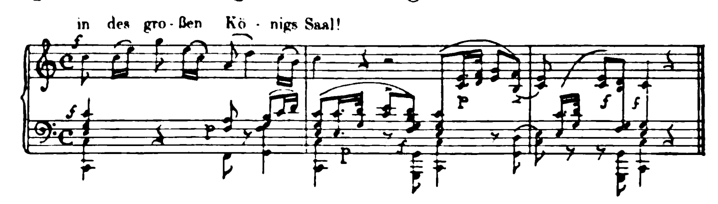
Von '*Antigone und Oedip*' und '*Iphigenia*' weiß man, daß sie Beethovens Lieblinge waren, der sie unter die Perlen deutscher Gesangsmusik zählte. Nach dem innigen, von harfenartiger Begleitung umwobenen Gebet der treuen Tochter, ihr Leben als Sühnopfer göttlichen Zorns zu empfangen, hört man die Seufzer des erwachenden Vaters; sie lauscht dem erhabenen Königstraum des Blinden und seiner Ergebung:

Zerstörung ruft von allen Seiten:
'Zum Tode sollst du dich bereiten,
Dein irdisch Werk ist abgetan.'

Die Musik atmet sophokleische Größe und läßt die Gestalten des Dichters in lebensvoller Wärme zutage treten. Einen unnennbaren Liebreiz aber breitet sie über die Artemispriesterin in ihrem Gebet an die Göttin:

Göttin, die du mich gerettet,
An die Wildnis angekettet,
Rette mich zum zweitenmal!
Gnädig lasse mich den Meinen,
Laß, o Göttin, mich erscheinen
In des großen Königs Saal!

Die kräftige Wiederholung der letzten Verszeile verleiht dem bis dahin durchaus milden Gesang den kräftigsten Auftrieb und läßt dadurch und durch das gleichartige Nachspiel die Hoffnung auf Erfüllung aufleuchten:



Nicht des Euripides herbe, sondern Goethes sanfte Iphigenie ist uns erschienen.

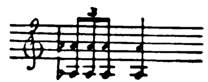
Im '*Memnon*' aber, dem wohl großartigsten aller antiken Werke Schuberts, vertieft Mayrhofer die alte Sage so wesentlich, daß ein vollkommen neues Werk geschaffen wird. Nicht der homerische Memnon, der von Achill getötete Sohn der Eos, spricht hier, sondern ein Qualzerrissener, dessen Liebe zur rosenfingrigen Göttin durch Versteinerung bestraft ist:

> Den Tag hindurch nur einmal mag ich sprechen,
> Gewohnt zu schweigen immer und zu trauern:
> Wenn durch die nachtgebornen Nebelmauern
> Aurorens Purpurstrahlen liebend brechen.

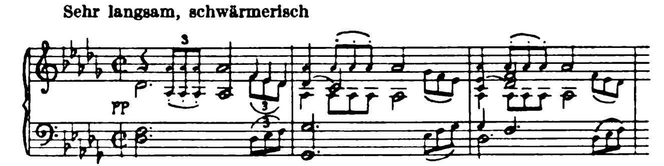
Welch ein Gedanke, das regungslose Bild stets und nur bei dem kurzen, flüchtigen Erscheinen der Geliebten erklingen zu lassen! Und wie falsch beurteilen die Menschen diesen Klang:

> Für Menschenohren sind es Harmonien.
> Weil ich die Klage selbst melodisch künde
> Und durch der Dichtung Glut das Rauhe ründe,
> Vermuten sie in mir ein selig Blühen —

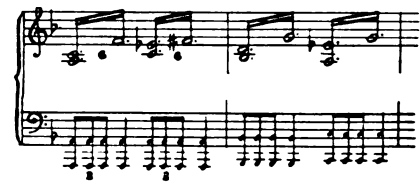
in ihm, der in seiner entsetzlichen Gebanntheit kein anderes Verlangen kennt, als die Vereinigung mit der Unnahbaren! — Wo aber wären Worte zu finden zur würdigen Schilderung der Schönheiten von Schuberts Tondichtung? Oder auch nur des viertönigen Grundmotivs:



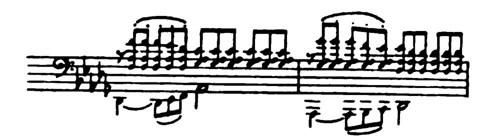
das den vier Tönen von Beethovens Fünfter in seiner Art durch die Größe seiner Verarbeitung unbedingt an die Seite zu stellen ist? Durch den ganzen Monolog zieht sich, dem Klange der Äolsharfe vergleichbar, dieses Motiv der klingenden Säule und in der Mittelstimme der rührendste, schwärmerischste Liebesgruß, der je dargebracht ward:



Ins Grenzenlose scheint sich die Verzweiflung des Sprechenden zu steigern, wenn das Getön in die tiefen Lagen des Instrumentes tritt:



das Erlöschen seiner Qualen aber und ein überirdischer Trost leuchtet aus dem Nachspiel hervor, in dem Säulenklang und Liebesgeflüster miteinander verschmelzen:



In dieser Art endet gar manches Adagio einer Beethovensonate, auf den Fittigen der Harmonie allein sich wiegend, melodischer Schwingung fast völlig entratend. Es wirft ein günstiges Licht auf den Sänger Johann Michael Vogl, der, dreißig Jahre älter als Schubert, als erster für eine Verbreitung seiner Gesänge sorgte, daß er den 'Memnon' über alles verehrte, den Druck noch bei Lebzeiten Schuberts besorgte und ihn sich widmen ließ. 'Er liebte überhaupt die Griechen, blätterte in der Theatergarderobe in müßigen Augenblicken griechische Klassiker durch', erzählt der Schubert-Biograph Kreißle von Vogl. Den 'griechischen Klassiker' Franz Schubert hatte er frühzeitig erkannt. —
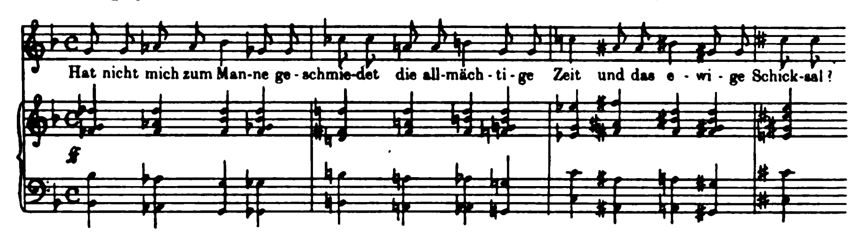
Im Jahre 1818 schweigt die Antike für Schubert. Tief wird er wohl selbst gefühlt haben, daß er nach der Hochflut des geendeten Jahres, insbesondere nach dem Gipfelpunkt des Memnon, zunächst einmal alles gesagt, alle Möglichkeiten des Ausdrucks so erschöpft habe, daß eine Steigerung nicht mehr möglich war.

Zu feste Wurzeln aber hatte der Hellenismus in ihm geschlagen, als daß er dauernd seiner hätte entraten können. 1819 kommt herbei. Im bunten, taumelnden Gewirr hunderter anderer Werke ertönt plötzlich ein rührender Ruf des Verlangens. Wie anders konnte er seine Sehnsucht nach der Antike ausdrücken, als durch ein ihr angehörendes Gedicht? Und durch Worte, die das, was in ihm vorging, ganz zum Ausdruck brachten? Er selbst hat zweifellos, wenn man sich so ausdrücken darf, im Unterbewußtsein gehandelt; dem aber, der bestimmten Spuren des Künstlertums nachgeht, muß es auffallen, daß er unter 16 Strophen der *'Götter Griechenlands'* nur die einzige herausnimmt, die er mit seinem Seelenzustand in Einklang bringen kann:

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur!
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!

Im Nachlaß wurde der Gesang als 'Fragment' veröffentlicht. Es ist keines; Schubert dachte gar nicht daran, das vollständige Gedicht in Musik zu setzen. Die einzige Strophe *brauchte* er, für sich ganz allein, um dem Drang der Seele Genüge zu tun, um sich die Pforten zu öffnen, die sich vor Zerstreuungen anderer Art verschlossen hatten. Nichts lag ihm ferner, als es dem Druck zu überantworten; da hatte er ja so viel Fertiges, daß einem vernünftigen Verleger die Wahl schwer gefallen wäre. Der Nachwelt bleibt es vorbehalten, aus der Überschrift der 52 Takte: 'Mit heiliger Sehnsucht' das Richtige herauszulesen.

Wenn *Goethe* dem Ruf Schillers folgte — konnte und mochte Schubert mehr verlangen? Ward er nicht überreich belohnt, die neue Reihe hellenischer Gesänge mit '*Prometheus*' beginnen zu dürfen? Und erübrigt es sich nicht, auch nur ein Wort über das überwältigende Werk zu sagen? Kronos, Ganymed, Prometheus — welch ein Triptychon! In der unbeschreiblichen Akkordfolge:
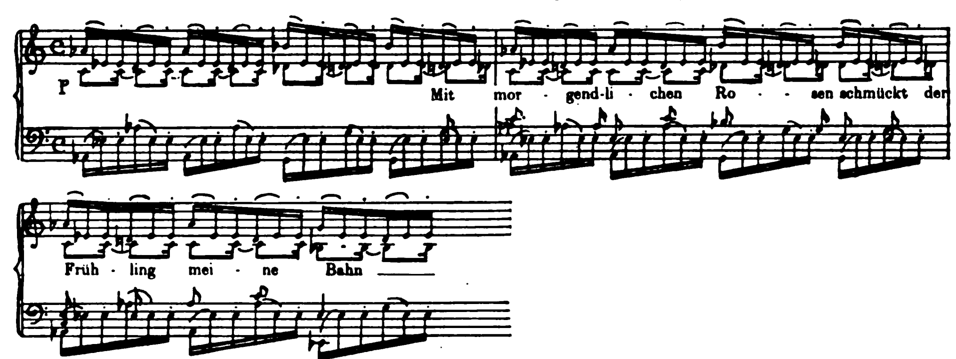


hat er (nachdem er nunmehr auch zum Überfluß das gesetzliche Mündigkeitsalter erreicht hatte) sich selbst 'zum Manne geschmiedet'.

Ein zweites '1817' erblüht 1820. Nicht so reich an Zahl wie dieses, aber in drei der vier Werke Mayrhofers mit 'Memnon' wetteifernd.

Zunächst zwei Orest-Monologe, deren erster, '*Orest auf Tauris*' sich in einfachen und schlichten Bahnen bewegt. Ein *Hoffender* tritt an den öden Strand; lieblicher und menschlicher war die letzte Strophe:

Und hier soll — so ist ja doch ergangen
An den Flehenden der heilige Spruch —
Eine hohe Priesterin Dianens
Lösen meinen und der Väter Fluch

in der Musik nicht wiederzugeben, als es durch Schubert geschah. Ein *Beglückter* ist in die Heimat zurückgekehrt, '*Der entsühnte Orest*', eine der Kronen deutscher Gesangsmusik. Mit welch einfacher Großartigkeit — durch mächtig wogende Sextolen-Dreiklänge — stellt der Tondichter das Bild des Meeres hin, an dessen Ufer der heimgekehrte Königssohn verklärten Blickes steht, sein Herz geschwellt von Herrschers Pflichtgefühl, voll jugendlichen Vertrauens auf zukünftiges, reinstes Glück. Wie bezaubernd, in fremde Tonart übergehend, beginnt die Begleitung bei:



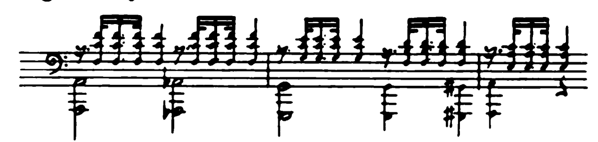
zu wiegen und zu schaukeln: 'Und auf der Liebe Wellen schwebt dahin mein leichter Kahn.' Der durch unsagbare Leiden früh Gereifte erkennt einen Tod in Ehren als das Höchste des Lebens:

Laß mich, das Höchste wurde mir,
Zu meinen Vätern gehn.

Das ist Goethes Orest, wenn er ruft:

O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe,
Das teure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rate saß.

Die hier zu markigen Rhythmen sich wandelnde Begleitung:
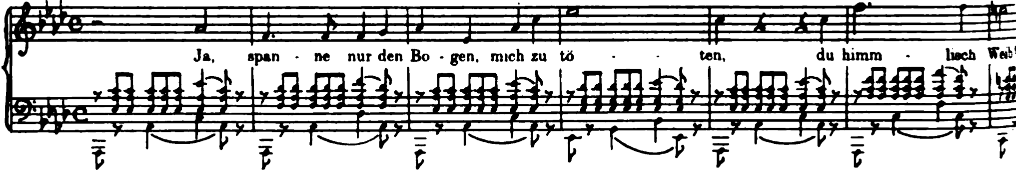


hat den Jüngling 'zum Manne geschmiedet', der entsühnt und rein dem Kommenden entgegensieht.
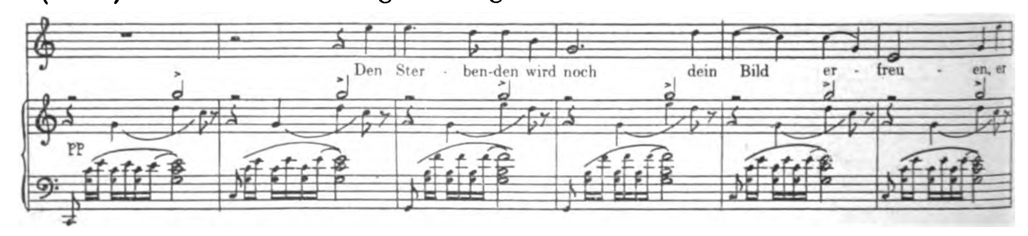
'*Der zürnenden Diana*' gilt das Bekenntnis des sterbenden Aktäon. Er hat die badende Göttin belauscht und muß ihrem todbringenden Pfeil erliegen. Aber noch die letzten Seufzer des kühnen Jägers hauchen die verzehrende Sinnenglut, die den Glücklichen beim Erblicken des entzückenden Weibes durchströmte:

Dein Pfeil, er traf — doch linde rinnen
Die warmen Wellen aus der Wunde;
Noch zittert vor den matten Sinnen
Des Schauens süße — letzte Stunde!

Ein einfaches Hornmotiv wird zur Schilderung der Persönlichkeit des Sprechenden, der Örtlichkeit, in der sich der Vorgang abspielt, und zum Ausdruck eines kecken Trotzes benutzt:
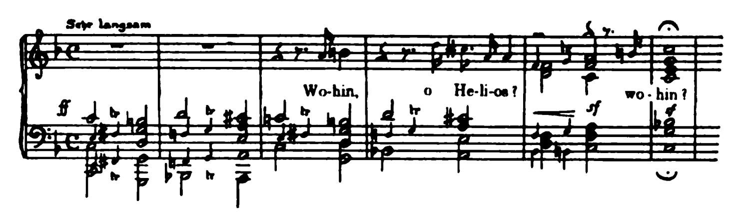


Wie durch plötzliches Hereinbrechen einer Kreuz-Tonart (E-dur) — genau wie beim 'Ganymed' — die Augen und Sinnen verblendende Erscheinung der Göttin greifbar ins Leben tritt, wie endlich in abermaliger Änderung der Tonfärbung (C-dur) und einem hartnäckig anschlagenden süßen Flötenton im Diskant:



das letzte Stammeln noch im Tode beseligter Lippen zum Ausdruck kommt — ist unerhörteste Meisterleistung; nie wieder ward, innerhalb der so leicht über-

schreitbaren Grenzen der Ästhetik, der Triumph des Eros, Allsiegers im Kampf, so gemalt.

Richard Wagner hat einmal geäußert, daß man von den Werken Beethovens nicht reden könne, ohne in den Ton der Verzückung zu verfallen. Schon einige Male streifte ich ihn bei dieser Arbeit; bei dem letzten Werke des Jahres 1820 verfalle ich ihm rettungslos. Wie sollte ich auch anders können, wenn ich gewürdigt bin, über den erhabensten Abschied des Helios von der Welt — über die Ode '*Freiwilliges Versinken*' zu sprechen, den vielleicht tiefsinnigsten Gesang der Gesamtliteratur? Wer ist's, der ans Gestade des Ozeans tritt und ängstlich, erschüttert dem scheidenden Gotte zuruft:

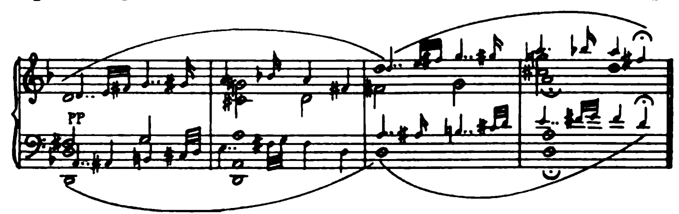


Und der würdigt den Sterblichen einer Antwort, in der sich milde Trauer und gerechter Stolz zu einer ganz wundersamen Mystik verschmelzen:

In kühlen Fluten
Will ich den Flammenleib versenken,
Gewiß im Innern, neue Gluten
Der Erde feuerreich zu schenken.

Ich nehme nicht, ich pflege nur zu geben;
Und wie verschwenderisch mein Leben,
Umhüllt mein Scheiden goldne Pracht;
Ich scheide herrlich, naht die Nacht.

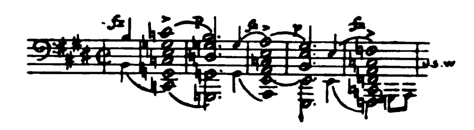
Da Worte den Eindruck nicht zu schildern vermögen, den schon die ersten, mächtig und laut angeschlagenen Akkorde des Vorspiels auf jedes der Schönheit zugängliche Gemüt ausüben, setzte ich die Töne her. Was mag der während der ersten zwölf Takte ununterbrochen auftretende Triller bedeuten? Ist er das immer mehr verdämmernde Flimmern des Sonnengoldes im Wasserspiegel? Oder die immer mehr sich beruhigende Erschütterung des Fragenden? Wer will zu entscheiden wagen, was in der Seele eines Begnadeten vorgeht? Dann gleitet die Harmonie herrlich und sanft dahin, nur von Zeit zu Zeit durch eine flüchtige Zweiunddreißigstel-Figur des Basses unterbrochen, die im Nachspiel:



auch in den Diskant tritt und jene unaussprechbaren Farbentöne erzeugt, die bei sinkender Sonne den Horizont vergolden. Von dem Notenbild selbst aber muß

jene berühmte Äußerung Robert Schumanns, daß jeder Komponist seine besondere Notengestaltung für das *Auge* habe[1]), uneingeschränkt gelten. Wohlgemerkt! — Schubert war zweiundzwanzig Jahre alt, als er diese transzendentale Offenbarung schrieb.

Das hehre Drama — Schubert und die Antike — nähert sich seinem Ende. Das Jahr 1821 schließt es mit *Goethes* urgewaltigen '*Grenzen der Menschheit*'. Der Tondichter scheint zuerst von der *Demut* des Gedichtes ('Küss' ich den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer tief in der Brust') gerührt worden zu sein, denn er hat wieder seine geliebte Tonart E-dur, in der er sein *Herz* besonders gern sprechen läßt, gewählt. Aber er besinnt sich plötzlich; wie Faust zögert er, die Feder übereilt anzusetzen; der 'uralte, heilige Vater' muß erst in seiner *Größe* geschildert werden, ehe der Mensch es überhaupt wagen darf, ihm zu nahen. Und so tritt hier der ungewöhnliche Fall ein, daß durch allerlei Vorzeichen die Grundtonart sofort bei Beginn gesprengt wird:



das auf irdische Akkorde eingestellte Ohr wird in überirdische gedrängt und erst allmählich zu jenen geführt. Und der Meister gelangt schließlich zu den Worten: 'Uns hebt die Welle, verschlingt die Welle, und wir versinken.' Wie sollte ihm da nicht zaubergleich die Erinnerung an jenes Werk erwacht sein, das ihm heilig sein mußte, da es doch das erste war, das ihm das Wunderreich der Antike eröffnete? Das 'Fragment aus dem Äschylus' spricht ja auch von einem in den Wellen Versinkenden, einem Frevler, über dessen feuchtem Grab keine Vergebung waltet, keine Träne fließt. Hier *entsühnt* er den, der ewig verloren schien, durch seine Töne, die jenen äschyleischen fast völlig gleichen; im *allgemeinen* Schicksal der Menschen wird auch der unerbittlich Verfluchte seinen Frieden finden.

Ein Kreislauf — rührend und ergreifend zugleich — hat sich so in Schuberts Lustrum der Antike vollzogen; mit Äschylus begann, mit Goethe schloß er[2]); und er wird selbst gefühlt haben, daß er Weiteres nicht mehr sagen konnte und — durfte.

Denn was die beiden folgenden Jahre bringen: den gereimten Anacreon '*An die Leyer*' (1822) und Schillers '*Dithyrambe*' (1823) möchten wir, wenn wir sie überhaupt unter die 'Antiken' zählen, nur als eine Art Satyrspiel nach der Tragödie, als ein berechtigt heiteres Ausruhen nach all dem Gewaltigen betrachten. Köstlich, wie der Greis von Teos die heroische Stimmung seiner Saiten nicht halten kann, und diese ganz von selbst in das ihnen gewohnte Fahrwasser der Liebe gleiten; köstlich, wie alle Götter Schuberts 'irdische Halle' erfüllen, als wollten sie ihm das danken, was er für sie in seiner Kunst tat.

---

1) 'Beethoven sieht anders auf dem Papier als Mozart, etwa wie Jean Paulsche Prosa anders als Goethesche.'

2) Der Erstdruck vereinigt zufällig beide.

Und 1824 schrieb er seinem Bruder, daß ihm der entsühnte Orest 'gut erscheine'. Göttliche Bescheidenheit des unsterblichen Genius, der ahnen mochte, wie weit er seiner Zeit vorauseilte, sich aber doch wohl nicht vorstellen konnte, daß noch hundert Jahre später der größte Teil der sogenannten 'musikalischen' Menschheit in strafwürdiger Unkenntnis seiner tiefsten und edelsten Werke verharren würde.

DAS ZEITALTER DER FRANZÖSISCHEN UND DER DEUTSCHEN AUFKLÄRUNG IM KULTURKUNDLICHEN UNTERRICHT

Von Eduard von Jan[1])

Das Problem Aufklärung und seine Behandlung im Unterricht der höheren Schulen ist in jüngster Zeit in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Das Erscheinen des dritten Bandes von Wilhelm Diltheys 'Studien zur Geschichte des deutschen Geistes' (Teubner 1927), welcher das XVIII. Jahrh. behandelt, ließ den Wunsch laut werden, das pädagogische Moment in Diltheys Darstellung des Aufklärungszeitalters auch der Schule dienstbar zu machen. Die Zeitschrift 'Schule und Wissenschaft' widmete dem Problem Aufklärung und seiner Behandlung im Rahmen des kulturkundlichen Unterrichts ein eigenes Heft (März 1928). Da auch ich persönlich in den letzten Jahren wiederholt Gelegenheit nahm, die Bedeutung des Aufklärungszeitalters für die europäische Geisteskultur an gewissen Einzelerscheinungen darzulegen, muß ich das Interesse, welches von Seiten der Schule diesem Problem entgegengebracht wird, aufs lebhafteste begrüßen. Wenn ich heute dazu Stellung nehme, so geschieht es in der Absicht, diejenigen Momente hervorzuheben, welche ich speziell vom Standpunkte des Literarhistorikers aus als wesentlich für den kulturkundlichen Unterricht bezeichnen möchte.

Unter Aufklärung versteht man sowohl eine allgemein-philosophische Richtung als auch das Ergebnis einer typischen, zeitgeschichtlich bedingten Geisteseinstellung. Für den kulturkundlichen Unterricht kommt das abstrakt-philosophische Moment weniger in Betracht, um so mehr aber das Bild des Zeitalters, das sich in der Aufklärungsliteratur spiegelt.

Aufklärung als philosophisch-sittliche Forderung im Sinne von Befreiung aus den Fesseln religiöser und politischer Vorurteile, im Sinne von Kampf gegen den Autoritätsglauben hat immer bestanden, seitdem es denkende und schöpferische Menschen gibt. Aufklärerischen Tendenzen begegnen wir schon im Mittelalter, z. B. in dem Konzeptualismus eines Abélard oder im zweiten Teil des Rosenromans; wir begegnen ihnen im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus, da in den Mittelpunkt des Denkens der Mensch trat; wir begegnen ihnen in der Reformation, da zum ersten Male irdischer Maßstab und menschliche Kritik an eine von Gott eingesetzte Autorität angelegt wurde. Das ist Aufklärung im weitesten Sinne, das ist aber gleichzeitig ein allgemeines Kennzeichen menschlicher Geistesentwicklung, es ist der ewige Kampf des Neuen gegen das Bestehende.

---

1) Vortrag, gehalten am 1. Juni 1928 auf der XXI. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Hamburg.



Wir sehen, daß auf dem Wege einer allgemeinen Definition sich nur schwer eine Abgrenzung des Begriffes Aufklärung und seine Nutzbarmachung im Rahmen der Kulturkunde erreichen ließe. Es geht mit dem Begriff Aufklärung ähnlich wie mit dem Begriff 'Gotik' auf kunsthistorischem und dem Begriff 'Romantik' auf literarhistorischem Gebiete. Die Definition ist im Laufe der Zeiten eine so allgemeine und damit so lockere geworden, daß sie für pädagogische Zwecke immer unbrauchbarer wird.

Um Begriff und Wesen der Aufklärung erfassen und vermitteln zu können, ist es notwendig, diejenigen Völker und Individuen zu studieren, in denen der allgemeine Gedanke 'Aufklärung' in besonders klarer Weise zutage tritt. Und auch hier wird es nicht angängig sein die Entwicklung des Aufklärungsgedankens im einzelnen Volke gesondert zu untersuchen, sondern es wird sein Werden und Wachsen im Rahmen der europäischen Kulturgemeinschaft verfolgt werden müssen.

Diese europäische Kulturgemeinschaft trat zum ersten Male zu Beginn des XVIII. Jahrh. in Erscheinung. Ich möchte auf ein Wort hinweisen, das Richard Schiedermair bei der 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Erlangen im J. 1925 gesprochen hat, als er den Kulturunterricht unter besonderer Berücksichtigung des Französischen behandelte: 'Seit dem XVIII. Jahrh. tritt Deutschlands Kulturgeist mit dem Frankreichs und Englands in so nahe Berührung, daß es unmöglich ist, auch nur die Geschichte eines einzigen wissenschaftlichen oder philosophischen Begriffes zu verfolgen, ohne beständig von einem Kulturkreis zum anderen überzugreifen.'

Dieses Übergreifen von einem Kulturkreis zum anderen, von dem Schiedermair sprach, hat zur Voraussetzung die Vorstellung von einem auf intellektueller Basis beruhenden Verbundensein, welches die Dreiheit England, Frankreich und Deutschland umschließt. Durch diese geistige Bindung, welche Frankreich zu Beginn des XVIII. Jahrh. einging, wurde es dem alten Kulturkreis der Romania in gewissem Sinne entrückt. Die Jahre zwischen 1726 und 1729, da Voltaire und Montesquieu in England weilten und nach ihrer Rückkehr ein von neuem und vorwiegend oppositionellem Geiste getragenes Schrifttum eröffneten, bedeuteten für Frankreich eine Unterbrechung der jahrhundertealten römisch-klassischen Tradition; sie bedeuteten die erste der durch den Einbruch germanischen Geistes hervorgerufenen Krisen, wie sich solche das ganze XVIII. und XIX. Jahrh. hindurch wiederholten. Somit ist für Frankreich der Beginn der Aufklärung im engeren Sinne zeitlich ziemlich genau festgelegt.

Bekanntlich besitzt die französische Sprache kein eigenes Wort für Aufklärung, für Aufklärungszeitalter. Sie bezeichnet das XVIII. Jahrh. als 'siècle philosophique' schlechthin. Eine deutlichere Umgenzung des Begriffes 'philosophique' gibt die zeitgenössische Literatur, insbesondere die große Enzyklopädie, indem sie von dem 'esprit philosophique' spricht, der das XVIII. Jahrh. im Gegensatz zu den beiden vorausgehenden kennzeichnet. Dabei bedeutet 'esprit philosophique' nicht etwa nur die Beschäftigung mit abstrakten philosophischen Fragen, sondern im besonderen die praktische Anwendung der Ergebnisse aller

Wissenschaftszweige auf das menschliche Leben. Ich möchte daher Aufklärung im engeren und für Frankreich kennzeichnenden Sinne identifizieren mit dem Auftreten des 'esprit philosophique'.

Wesentlich für Form und Methode des Aufklärungsgedankens in Europa war der Umstand, daß er einem Lande entstammte, dem praktischer Sinn im hohen Maße eigen war. Die englischen Philosophen, die man als die geistigen Väter der Aufklärung bezeichnet, waren nur zum kleinen Teile reine Theoretiker, meist standen sie durch Beruf oder Neigung in enger Fühlung mit dem täglichen Leben, etwa als Staatsmänner (Bacon, Shaftesbury) oder als Naturforscher (Newton). Und weil sie mit dem Leben in enger Fühlung standen, suchten sie ihre Werke in Form und Inhalt der Realität des Lebens anzupassen. Sie schrieben nicht ausschließlich für Gelehrte, sondern für weitere bürgerliche Kreise, sie wollten von vielen gelesen und verstanden werden.

In Frankreich kamen für die Ausbreitung des Aufklärungsgedankens bürgerliche Kreise kaum in Betracht. Hingegen nahm die Gesellschaft als die eigentliche Trägerin der Kultur den Aufklärungsgedanken begierig in sich auf. Die Salons wurden zu Pflegestätten der aus England eingeführten Ideen. Englische Philosophie wurde Mode, wie es die englische Kleidertracht geworden war. Die englische Modeströmung zeitigte eine neue Form des gesellschaftlichen Lebens. Die Frauen wetteiferten mit den Männern in philosophischen Diskussionen. Madame du Châtelet, die Freundin Voltaires, stellte Newtonsche Versuche an. Und diese Form, welche der Aufklärungsgedanke in der französischen Gesellschaft gewonnen hatte, war elegant, war werbend und trotz ihrer rokokohaften Anmut von wissenschaftlicher Schärfe.

Die Salons waren die Geburtsstätte des 'esprit philosophique' und blieben seine Pflegestätte bis zur großen Revolution. Somit war die Aufklärungsidee als solche in Frankreich ein Reservatrecht bevorzugter Stände, trotzdem sie sich in ihren Zielen auf die Gesamtheit des Volkes erstreckte. Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß der bedeutendste Vertreter französischer Aufklärung, Voltaire, an jeder Stelle seines Werkes sich gegen die geistige Knebelung der Massen wendet, daß er aber das Recht zu philosophieren nur dem 'honnête homme' zuerkennt, daß er es sozusagen als selbstverständlich betrachtet, wenn man die absolute Wahrheit dem Volke vorenthält.[1])

Was Frankreich zu Beginn des XVIII. Jahrh. von England übernahm, war eine Lehre von herber Einfachheit und hohen sittlichen Forderungen. Es war die Lehre von der natürlichen Religion, der Deismus, der im XVII. Jahrh. in England noch von ausgesprochen puritanischem Charakter war und auch in der Form, wie ihn Montesquieu und Voltaire in England kennen lernten, noch typisch englische, dem französischen Wesen entgegengesetzte Züge trug. Auch hatte diese Religion des Deismus ihrem Entstehungslande gemäß einen stark demokratischen Einschlag. Anknüpfend an das Urchristentum, hatte schon Herbert of Cherbury den

1) Dictionnaire philosophique, Préface. Édition de 1765. Die Berliner Akademie stellte im J. 1779 auf Veranlassung Friedrichs des Großen die Preisfrage, 'ob es nützlich sei, das Volk zu täuschen' (vgl. Dilthey aO. S. 137).

bedingten Wert geistiger und materieller Güter verkündigt und das Fallen aller die Menschheit trennenden Schranken gefordert. Humanität war das Losungswort, unter welchem der Aufklärungsgedanke in die Welt trat. Humanität, ein Wort, das im landläufigen Sinne Menschlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Menschenliebe bedeutete, das aber auf kontinentalem Boden bald den Charakter eines Schlagwortes annahm und wie so viele Schlagworte in seiner ursprünglichen Bedeutung verdunkelt und zum Träger religiöser und politischer Sonderinteressen gestempelt wurde.

Der Deismus als ein die Grenzen kirchlicher und staatlicher Ordnung verwischendes System und der Humanitätsbegriff als ein überquellendes, schwer in verstandesklare Formen zu fassendes Menschheitsgefühl hätten, so könnte man meinen, dem kosmischen Weltbild, wie es Descartes für das klassische französische Zeitalter geformt hatte, gefährlich werden können. Aber merkwürdigerweise kam es nicht einmal zu einem Messen der beiden gegensätzlichen Geisteseinstellungen. Durch die assimilierende Kraft der französischen Gesellschaft wurde der Einstrom englischer Ideen aufgefangen, wie in einem Läuterbecken von seinen staatsgefährlichen Beimischungen befreit und als ebenmäßiges, kräftespendendes Kulturgut dem übrigen Europa vermittelt.

Was Frankreich an neuen Gedanken zu dem englischen System beigesteuert hat, war nicht allzu viel. Probleme der Aufklärung sind nicht gelöst oder vertieft worden, höchstens könnte man sagen, daß Frankreich sie auf eine breitere Grundlage gestellt hat.[1]) Was Frankreich dem Aufklärungsgedanken gab, war die Form, die für Europa vorbildlich werden sollte. In zweierlei Art offenbarte sich diese Form: als Lebensform und als Kunstform. Die Lebensform äußerte sich in dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der europäischen Kulturgemeinschaft, in einem Kosmopolitismus, der sich auf dem Bekenntnisse zu der natürlichen, alle Menschen einigenden Religion aufbaute. Durch Kennen- und Verstehenlernen fremden Volkstums suchte man sich freiere Ansichten in religiösen und politischen Fragen anzueignen. Durch Reisen und persönliche Beziehungen zum Ausland sollten im menschlichen Verkehr mildere Sitten herbeigeführt werden, vergleichende Betrachtung der sozialen Einrichtungen in den verschiedenen Staaten sollte zu einer vertieften Auffassung der sozialen Pflichten des Einzelnen führen. Ich möchte sagen, daß im Zeitalter der französischen Aufklärung die ersten Anfänge einer Kulturkunde zu suchen sind, wie sie heute als Postulat für die Jugenderziehung aufgestellt wird. Freilich erstreckte sich damals diese Kulturkunde weniger auf das Gebiet der Pädagogik im engeren Sinne. Sie bildete vielmehr eine Voraussetzung zum Eintritt in die Gesellschaft, in den Kreis derer, die sich durch Vorrechte des Standes und der Erziehung zu den Trägern der Kultur rechneten. Die Aufklärung als Lebensform diente aber auch dazu, das nationale Bewußtsein des Einzelnen zu vertiefen und seine Zugehörigkeit zu der führenden Nation Europas zu betonen.

Die zweite Form, die der Aufklärungsgedanke in Frankreich annahm, war

---

1) Vgl. hierzu Oskar Ewald, Die französische Aufklärungsphilosophie. München 1924.

die Kunstform, die Form des literarischen Kunstwerkes. Im XVIII. Jahrh. haben wir in Frankreich eine Dichtung, die von der gesetzmäßigen Ordnung des klassischen Zeitalters ebensoweit entfernt ist wie von der Kampfansage gegen die Gesetze der Klassik im Zeitalter der Romantik.

Die Dichtung des XVIII. Jahrh. ist ihrem eigentlichen Charakter nach Tendenzliteratur, Zweckdichtung im Dienste des Aufklärungsgedankens. Diese rein intellektuelle Einstellung der Dichtung offenbarte sich zunächst in einem fast vollständigen Mangel an Lyrik. Es ist das Zeitalter der 'poésie sans poésie', von dem Lanson spricht. Was der französische Dichter des XVIII. Jahrh. sieht und erlebt, wird ihm zu einer Offenbarung des Zeitgeistes; er setzt sich damit kritisch auseinander, und so entsteht anstatt eines lyrischen Gedichtes ein kritischer Essay in Versform, ein Lehrgedicht.

Auch die tragische Bühne tritt in den Dienst der Aufklärungsidee. Die Verherrlichung des monarchischen Gedankens und der 'raison' im Sinne Boileaus bilden nach wie vor das Leitmotiv der dramatischen Dichtung. Aber dem absoluten Herrscher wird zu seinen bisherigen Tugenden eine neue hinzugefügt: die Toleranz. Er ist human und sozial denkend, denn er ist eben der Herrscher und muß als solcher das Idealbild eines vollkommenen Menschen darstellen. Religiosität wird nicht mehr gedeutet im Sinne kirchlicher Gläubigkeit, sondern im Sinne des Deismus als Bekenntnis zu der einen Religion, in der sich alle Bekenner finden und verstehen. Auch die neuen Richtungen, welche neben dem durch Tradition geheiligten Trauerspiel auftauchen: die bürgerliche Tragödie und das bürgerliche Lustspiel tragen als Sittenschilderungen den Charakter von kritischen Auseinandersetzungen mit dem Bestehenden und sind von ihrem Ursprungslande, von England her, mit aufklärerischen Gedanken durchsetzt.

Die eigentliche Kunstform der Aufklärungsidee in Frankreich ist der Roman. Der Roman als die freieste Form dichterischer Ausdrucksmöglichkeit bot den geeigneten Rahmen für breit angelegte Schilderungen, für philosophische Betrachtungen und Diskussionen, für die kritische Erörterung all der wissenschaftlichen Probleme, die damals im Mittelpunkte des Interesses standen. Ein künstlerisches Motiv war dem Roman an sich schon gegeben durch den Gegensatz zwischen der von der Aufklärung geforderten Erleuchtung des Geistes und der bestehenden Wirklichkeit. Ein Motiv, das von den 'Lettres persanes' Montesquieus bis zu den Romanen Voltaires immer wieder abgehandelt wird. Als ein wichtiges Merkmal muß hervorgehoben werden, daß in all diesen Werken eine starke Skepsis vorherrscht, daß die Spannweite zwischen den bestehenden Verhältnissen in Kirche und Staat und den Forderungen der Aufklärung als so groß angesehen wird, daß die betreffenden Schilderungen von vornherein den Charakter von Utopien annehmen.

Der tendenziöse Charakter des Aufklärungsromans tritt besonders klar zutage durch die Betonung des Episodenhaften. Episoden, welche die Gegensätzlichkeit von kirchlichem und politischem Zwang und geistiger Freiheit, von nationaler Begrenztheit und Weltbürgertum in den engen Rahmen eines alltäglichen Geschehens pressen, sollen die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln, ihn zum Nach-

denken und kritischen Prüfen des Bestehenden anregen. Die Konflikte werden nie herbeigeführt durch die Charakterveranlagung der handelnden Personen, sondern durch Hemmungen, welche Erziehung und gesellschaftlicher Verkehr ihrem ursprünglichen Menschentum auferlegt haben. Es sind fast alles Durchschnittsmenschen, denen wir in diesen Romanen begegnen, keine Helden im herkömmlichen Sinne, sondern Leute, mit denen sich der Leser ohne weiteres identifizieren kann und deren Schicksale dadurch allgemeingültig und allgemein verständlich werden.

Dieses Streben nach Allgemeinverständlichkeit ist darauf zurückzuführen, daß die Romanwerke der Aufklärungsliteratur in erster Linie erzieherische Aufgaben verfolgten. Und zwar erstreckten sich die Erziehungstendenzen der Aufklärung nur in geringem Maße auf die eigentliche Kindererziehung (denn diese lag bis zur großen Revolution noch fest in Händen der Kirche), sondern auf die Erziehung des selbständig denkenden und urteilenden Menschen zum Weltbürger. Dieses Weltbürgertum gipfelte aber keineswegs im Internationalismus, sondern in dem festgegründeten Glauben an die Führerrolle, welche die französische Nation im geistigen und politischen Leben Europas innehatte. Die Lieblingsidee der französischen Aufklärung war der Fortschritt der europäischen Kultur.[1]) Das aufklärerische Schrifttum war Dienst am Fortschritt. Man war sich klar, daß Fortschritt nicht erzielt werden konnte durch engen Abschluß innerhalb politischer und kultureller Grenzen. Darum weitet sich der Blick in jener Zeit, er richtet sich nach den Stätten alter Kultur im Orient, er zieht Vergleiche zwischen den Menschen der östlichen Halbkugel und der westlichen. Aber das Ergebnis dieser Vergleiche diente nicht zum Feststellen von Unterschieden, sondern zur Aufstellung einer Gemeinschaftsidee. Das Gute und Fortschrittliche wurde als unzeitlich und übernational betrachtet, seine Erscheinungsformen sollten die Harmonie der ganzen Menschheit herbeiführen. Im besonderen Maße galt dies für die Literatur. Voltaire hat das Wort von dem 'goût général' geprägt[2]), der aus dem vergleichenden Studium der Literaturwerke verschiedener Nationen entsteht. — Dieses übernationale Bildungsideal hatte aber zur Voraussetzung das Vorhandensein eines starken, bodenständigen Literaturgutes. Und Voltaire selbst hat wohl die Forderung des 'goût général' aufgestellt mit dem Nebengedanken an eine schließliche Angleichung des allgemeinen Geschmacks an den französischen, der durch Tradition und europäische Verbreitung in der Tat einen Machtfaktor darstellte.[3])

Im Zusammenhang mit der Aufstellung eines übernationalen Bildungsideals muß auch die deutsche Aufklärungsliteratur des XVIII. Jahrh. betrachtet werden. Auch ihr ideelles Ziel war ein universales, weltumspannendes. Aber der Boden, dem

1) Daß fortschrittliche Tendenzen sich bereits aus der französischen Renaissanceliteratur herleiten lassen, hat W. H. Luschka nachzuweisen versucht. (Die Rolle des Fortschrittsgedankens in der Poetik und literarischen Kritik der Franzosen im Zeitalter der Aufklärung. Diss. u. gekr. Preisschr. München 1926.)

2) Essai sur la poésie épique, chap. I.

3) E. Merian-Genast, Voltaire und die Entwicklung der Weltliteratur (Erlangen 1926) nennt die Kritik Voltaires 'im Grunde doch klassizistisch orientiert' (S. 128).

die deutsche Aufklärung entwuchs, war nicht wie in Frankreich die Gesellschaft, sondern der Gelehrtenstand. Demnach richtete sie sich zunächst auf eine ins Große gehende Organisation der Wissenschaften. Leibniz arbeitete für die Gründung gelehrter Gesellschaften an den europäischen Höfen, von denen allerdings nur die Berliner Gründung sich verwirklichte.

Dagegen fehlt zunächst in Deutschland das, was wir in Frankreich als 'esprit philosophique' kennengelernt haben, das Verwachsensein der aufklärerischen Ideen mit dem Leben der Gesellschaft. Und noch ein anderer wesentlicher Faktor fehlte, der in Frankreich die Voraussetzung zum esprit philosophique gebildet hatte: eine bodenständige literarische Tradition von europäischer Bedeutung. Eine solche mußte in Deutschland erst geschaffen werden. Es galt, eine Generation von Schriftstellern heranzuziehen, die das Bildungsgut einer vorbildlichen, einer klassischen, einer Normalliteratur für das Volk schaffen sollte. Diese Forderung stellte Friedrich der Große auf in seiner Schrift 'De la littérature allemande', jener Schrift, aus der man im Literaturunterricht nur die negativen Momente hervorzuholen pflegt, anstatt die ausgesprochen aufbauenden Tendenzen zu betonen, die Friedrich hier für die deutsche Literatur vertritt. Er entwirft da unter anderem einen ausführlichen Lehrplan für die Universitäten, für den Unterricht in Philosophie, Naturwissenschaften und Geschichte, wobei er ausdrücklich betont, daß als Ausgangspunkt die deutsche Geschichte zu dienen habe. Und zur Schaffung eines deutschen Schrifttums fordert Friedrich die Pflege und den Ausbau der deutschen Sprache. Man hat Friedrich vorgeworfen, daß er sein Ideal in der französischen Literatur gesucht und gefunden habe, daß er diese auf Kosten des deutschen Schrifttums in den Vordergrund gestellt wissen wollte. Aber was Friedrich meiner Auffassung nach in der französischen Literatur suchte, war nicht das Fremde, das ausgesprochen Französische, sondern das Übernationale, das Souveräne, das Verstandesmäßig-Normative. Damit ist Friedrichs Schrift 'De la littérature allemande' als ein typisches Produkt der Aufklärung gekennzeichnet. Er glaubte fest an eine erzieherische Aufgabe der Dichtkunst, er hielt es für durchaus möglich, durch ein in der Vernunft verankertes Schrifttum dem menschlichen Handeln klare und feste Grundsätze zu geben. Wenn ein solches Schrifttum von politischen und religiösen Einflüssen befreit und auf den Boden der Humanität, d. h. eines gereinigten und gehobenen Menschentums gestellt wird, dann muß es den Anforderungen der Allgemeingültigkeit, dem 'bon goût', dem 'goût général' entsprechen. Daß ein solches Schrifttum für Deutschland kommen könnte und kommen müßte, wie es für Italien der Hof der Medici, wie es für Frankreich der Hof Ludwigs XIV. hervorgebracht hatte, das hat Friedrich am Schlusse seines Traktats ausdrücklich betont.

Mit Recht wird man den Theorien, die Friedrich in dieser Schrift entwickelt hat, entgegenhalten können, daß sich auf rein intellektueller Grundlage wohl verstandesmäßige und moralische, aber nie rein künstlerische Fortschritte erzielen lassen. Für die deutschen Aufklärer aber bedeutete der Menschheitsfortschritt eine weit wichtigere Frage als die Neuschöpfung auf künstlerischem Gebiet. Ein Fortschritt der Menschheit war ihrer Auffassung nach nur auf logisch-verstandes-



mäßiger Basis zu erzielen. Die Dichtung mußte Charaktere zeigen, die vom Verstand erleuchtet und von festen, unverrückbaren Grundsätzen geleitet sind. Dieser Art sind die Gestalten, die Lessing auf die Bühne gestellt hat. Sie 'phosphorezieren von Logik' (W. Dilthey aO. S. 172), sie sind männlich stark bis zum Zynismus und kennen keine anderen Instanzen als die des Verstandes. In dieser Hinsicht war Lessing der bedeutendste Schüler der von ihm so stark bekämpften französischen Tragödie. Auch hier war es wieder das übernationale, kosmopolitische Raison-Ideal, das er wie Friedrich der Große als die wichtigste Grundlage für den Aufbau eines nationalen deutschen Schrifttums betrachtete.

Die französische Aufklärung war bei der Erziehung des Gegenwartsmenschen stehen geblieben. Hierin ein gewisses Optimum zu erzielen, genügte ihrer stark skeptisch eingestellten Einschätzung menschlicher Fähigkeiten. Was darüber hinausging, wurde ins Reich der Utopie verwiesen. Auch die deutsche Aufklärung verlegte die endgültige Verwirklichung ihres Erziehungsideales in die Zukunft, aber sie verlor nie den Glauben an diese Verwirklichung. In seiner Schrift 'Die Erziehung des Menschengeschlechtes' schildert Lessing an der Hand der Offenbarung den intellektuellen und moralischen Fortschritt der Menschheit vom Kindes- zum Mannesalter und darüber hinaus in ein drittes Zukunftsreich. Der theologische Atavismus Lessings ist hier eine eigenartige Bindung mit der Aufklärungsphilosophie eingegangen: Alter und neuer Bund sind erschöpft, sie gaben nicht die Vollendung, sondern nur die Vorbereitung. Ein drittes Reich muß kommen, welches Heidentum und Christentum ablöst, in welchem die ganze Menschheit einer intellektuellen und moralischen Vollendung entgegengeführt wird, ein Reich, in dem Vielheit zur Einheit verschmilzt.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen von Lessings 'Erziehung des Menschengeschlechtes' hat auch Kant den Gedanken ausgesprochen, daß reine Humanität in keinem Zeitpunkte unserer sinnlichen Existenz sich verwirklichen lasse, sondern nur in der Unendlichkeit unserer Fortdauer, d. h. in einem späteren, erhöhten, übersinnlichen Sein. Das, was Kant die Autonomie des moralischen Bewußtseins nennt, ist unabhängig von dem Stande der Zivilisation, von dem Fortschreiten der Erkenntnis, von den Einflüssen, die Religion und Staat auf den Einzelnen ausüben.

Der Verstand, der Geist hat nach Kant seinen eigenen Bereich, der außerhalb der Natur besteht. Das Reich des Geistes schreibt der Natur die Gesetze vor. Vernunft und Sinnlichkeit, Freiheit und Natur stehen in einem unüberbrückbaren Dualismus. Während später Schiller den harmonischen Ausgleich dieser beiden Pole menschlichen Wesens erstrebte, besteht bei Herder der Gegensatz noch in vollem Maße. Irdisches Streben nach Erkenntnis und Reinheit bleibt immer mit dem Makel der Animalität behaftet. Im 5. Buche seiner 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' (Riga 1784—91) wirft Herder die Frage auf: 'Sollte der Weg der Schöpfung beim Menschen zu Ende sein?' Menschliche Humanität ist, so führt Herder aus, nur die Knospenbildung einer im Jenseits zur Entfaltung gelangenden Blume. Erst nach Abfall der irdischen Hülle beginnt 'die Effloreszenz der Knospe der Humanität in jenem Dasein'. Für jene höchste

Entwicklungsstufe der Humanität hat Herder den Namen Angelität, d. h. gottähnliche Schönheit geprägt. Um zu ihr zu gelangen, müssen die Stadien der Animalität und der menschlich erreichbaren Humanität durchlaufen werden, denn jede Stufe trägt den Keim der nächsthöheren in sich.

Diese Lehre Herders ist religiöse Dichtung und steht bewußt außerhalb des Rahmens wissenschaftlichen Denkens. Sie bedeutet mit Lessings Vorstellung von dem dritten Reich in der 'Erziehung des Menschengeschlechtes' die Verpflanzung aufklärerischer Lehren in das Gebiet der Metaphysik, die Verlegung des aufklärerischen Ideals ins Jenseits, weil dieses Ideal zu hoch gefaßt ist, um in der realen Welt denkbar und auswirkbar zu erscheinen. Man ist wohl berechtigt, diese Verlegung des aufklärerischen Ideals ins Jenseits als eine der deutschen Wesensart eigentümliche Auffassung zu bezeichnen, wie die verstandesklare Skepsis gegenüber einer Verwirklichung dieses Ideals als kennzeichnend für den französischen Geist zu bezeichnen war. Es ist aber nicht angängig, aus diesem Grunde von einem tiefgreifenden Unterschiede zwischen französischer und deutscher Aufklärung zu sprechen. Denn deutscher Idealismus und französische Skepsis haben im Grunde das gleiche Ergebnis gezeitigt.

Das Ergebnis der Aufklärung war für Frankreich die Vertiefung und für Deutschland die Erweckung des nationalen Bewußtseins. In Frankreich hatte der Einbruch germanischen Geistes zu Beginn des XVIII. Jahrh. das Rüstzeug geliefert zu der gewaltsamen Umgestaltung der Staatsform in der großen Revolution. Aber die Staatsidee blieb bestehen, wenn auch der Mythos der Monarchie durch den Mythos des Volkes ersetzt wurde. In Deutschland hat der einzige Realpolitiker der Aufklärung, Friedrich der Große, aus der Erkenntnis französischer Geistesart den Begriff der Staatsgesinnung, des Dienstes am Staate geprägt. Aufklärung bedeutete für ihn Erstarkung des Volksbewußtseins, Erziehung zur inneren Würde.

Aus dem bisher Gesagten dürfte hervorgehen, daß kaum ein Abschnitt der europäischen Geistesgeschichte für die kulturkundliche Betrachtung so geeignet erscheint wie das Zeitalter der Aufklärung. Denn wenn die preußischen Richtlinien als Ziel des kulturkundlichen Unterrichtes fordern, 'daß der Geist einer Nation in bewußter Auseinandersetzung mit fremden Kulturen seine schöpferische Kraft zur Einheit zusammenfassen soll', so deckt sich diese Forderung wesentlich mit den Ergebnissen der aufklärerischen Geistesbewegung.

Aufgabe des kulturkundlichen Unterrichtes dürfte es sein, den Weg der europäischen Aufklärung in seinen verschiedenen Abschnitten aufzuzeigen. Zu zeigen, wie die von England kommende Aufklärungsidee mit ihrer Forderung grundlegender Reformen auf religiösem und gesellschaftlichem Gebiete eine starke Erschütterung für das kontinentale Europa bedeutete; wie dann dieser Stoß in Frankreich aufgefangen und der Radikalismus der englischen Lehre zur Lebens- und Kunstform gemildert wurde.

Als Lebens- und Kunstform empfing Deutschland den Aufklärungsgedanken von Frankreich, als eine Form, die ursprünglich einen kosmopolitischen, übernationalen Charakter trug. Aber der Weg, den die deutsche Aufklärungsliteratur



einschlug, führte doch wieder vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Kosmopolitischen zum typisch Nationalen. Als Ergebnis wäre darzutun, wie die ursprünglich expansive Tendenz des Aufklärungsgedankens in Frankreich und Deutschland zu einer konzentrierenden Tendenz geworden ist; wie die geistigen Kräfte, deren Wirkungsbereich auf die Breite der europäischen Allgemeinheit berechnet war, sich auswirkten in der Vertiefung des eigenen Volkstums.

Voltaire und Friedrich den Großen möchte ich hervorheben als die Schriftsteller, an deren Werk überaus deutlich Lebensform und Kunstform der Aufklärung im kulturkundlichen Rahmen aufzuzeigen ist. Eine Einführung in die Geisteswelt Voltaires kann durchaus nicht allein an der Hand der Lektüre seiner historischen Schriften erfolgen, wie dies bisher in Deutschland und (wie ich mich überzeugen konnte) auch in Frankreich meist der Fall war. Auch das Lesen des einen oder anderen Trauerspieles (meist wird Zaïre oder Mérope gewählt) gibt nur ein einseitiges Bild von dem Aufklärer Voltaire. Um auch nur annähernd zu einem Erfassen dieser universalen Persönlichkeit zu gelangen, wird es notwendig sein, eine möglichst vielseitige Auswahl aus den philosophischen, kritischen und historischen Schriften, den Lehrgedichten, den Briefen und insbesondere den Romanen heranzuziehen.[1])

Als das Werk Friedrichs des Großen, das am typischsten seine Stellung zur deutschen Aufklärung wiedergibt, möchte ich seine Schrift 'De la littérature allemande' hervorheben. Sie müßte im kulturkundlichen Unterricht — wenigstens auszugsweise — vermittelt werden, wenn die Vorstellung von der deutschen Aufklärung nicht lückenhaft bleiben soll. Die Frage, ob die Werke Friedrichs des Großen in der Geschichtsstunde, im deutschen oder im französischen Unterricht behandelt werden sollen, ist noch nicht entschieden. Am zweckmäßigsten ließe sich die Frage wohl lösen, wenn der Stoff als Mittel zur Herstellung einer Querverbindung der genannten Fächer dienen würde.

Man wird bei Behandlung der deutschen wie der französischen Aufklärungsliteratur im Schulunterricht nie außer acht lassen dürfen, daß es sich um Tendenzliteratur handelt; daß nur wenige dieser Werke bezüglich ihrer absoluten Schönheit und reinen Form von zeitloser Geltung sind. Von überzeitlicher Geltung dagegen ist die Tendenz selbst. Wenn man Kants berühmter Definition[2]) folgend die Aufklärung 'als den Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit' auffaßt, so ist in den gegenwärtigen Zeiten politischer und religiöser Unduldsamkeit die Forderung der Toleranz und der Humanität noch ebenso berechtigt wie im XVIII. Jahrhundert.

---

1) Unter den zahlreichen Voltaireausgaben für den Schulgebrauch genügen, soweit ich mich informieren konnte, nur zwei diesen Anforderungen: ein im Verlage von Helbing und Lichtenhahn (Basel) im J. 1916 erschienenes Bändchen: Voltaire, Pages Choisies, und die 1927 in Diesterwegs neusprachlichen Reformausgaben veröffentlichte Auswahl von Voltaires Werken, herausgegeben von Meyer und Schade.

2) 'Was ist Aufklärung?' Berl. Monatsschr. 1784, Heft 12.

KULTURPHILOSOPHISCHE GEDANKENGÄNGE IM UNTERRICHT DER PRIMA

VON PAUL LORENTZ

Im J. 1915 habe ich bereits einmal in den 'Neuen Jahrbüchern' (XXXVI 28—42) über kulturphilosophische Gedankengänge im Unterricht der Prima gesprochen. Es handelte sich damals um folgende Gegenstände: das Recht des Gemüts, in seiner Zusammenfassung starken Gefühls- und Willenslebens gegenüber der Vernunft — um das Problem des Todes und der Fortdauer nach dem Tode — um den Gegensatz und die notwendige Abwechslung zwischen dem tätigen und dem beschaulichen Leben. Und schon 1914 hatte ich im Pädagogischen Archiv (LVI 330—345) Beispiele für angewandte Philosophie im deutschen Unterricht gegeben, indem ich einmal die Begriffe: Individualität, Persönlichkeit, Umwelt, Entwicklung in dem Verhältnis von *Δαίμων* und *Τύχη* zusammenfaßte, sodann über die Auffassung von Glück auf Grund der Tätigkeit sprach und endlich die charakteristische Vereinigung von 'Frei' und 'Fromm' als Lebensgrundsatz und Lebensziel behandelte. Wesentlich erleichtert wurde die Erörterung solcher Gegenstände dadurch, daß ich längere Zeit hindurch neben dem Unterricht im Deutschen auch den im Griechischen und in der Religion in der Prima erteilte, und, seitdem das nicht mehr möglich war, mir genaueren Einblick in den von andern erteilten Unterricht verschaffte. Heute, wo ein solches Handinhandarbeiten sogar durch die amtlichen Verfügungen vorgeschrieben ist und die Klassenlehrpläne darauf abgestimmt sein sollen, müßte die Behandlung kulturphilosophischer Fragen noch viel fruchtbarer gestaltet werden können. Ich habe, meiner Jahrzehnte hindurch geübten Gewohnheit entsprechend, solche Fragen im Unterricht natürlich immer in der Form des Lehrgespräches, zuweilen auch als Aufsatzthemen, jeweils auch als Leitgedanken in Ansprachen bei Abiturientenentlassungen, meist im Anschluß an ein Wort Goethes oder Kants erörtert. Das kam nicht bloß daher, daß den Welten dieser beiden, des Dichters und des Denkers, meine eigene Beschäftigung vor allem gewidmet war, sondern ergab sich auch aus meiner Überzeugung, daß die Welt Kants und die Welt Goethes die Eckpfeiler der deutschen Geistesbildung bedeuten.[1]) Es war ja auch keineswegs ein Zufall, daß zum Schöpfer der letzten preußischen Schulreform der Mann berufen wurde, der vorher in einem umfangreicheren Buche 'Die deutsche Bildungseinheit und die höhere Schule' wesentlich auf Goethe und Kant begründet hatte, Hans Richert.

Färbung und Tönung ist bei Erörterung solcher kulturphilosophischer Gegenstände, wie sie unten folgen, immer aus dem eigenen Erleben der Schüler genommen worden, dem lebendigen Erfassen sowohl des in den verschiedensten 'Fächern' gebotenen Unterrichtsstoffes als der gemeinsamen Verarbeitung der schweren Schicksale, die unser deutsches Volk in den letzten vierzehn Jahren durchzumachen hatte.

1) Daß übrigens zwischen dem Denker und Forscher Goethe und — zwar nicht dem Systematiker, wohl aber dem Weltanschauungsphilosophen Kant eine überraschende Übereinstimmung in vielen wichtigen Grundanschauungen besteht, ist durch das Buch von Gabriele Rabel, Goethe und Kant, Wien 1927, Selbstverlag, unwiderleglich erwiesen. Siehe meine Besprechung in der Monatschr. f. höh. Schulen 1927 S. 343.



I

Irgend einmal sollte mit jeder Prima eine zusammenfassende und gegenüberstellende Betrachtung der beiden 'Reiche' vorgenommen werden, denen jeder Mensch als Mensch angehört, *des Reiches der Gesetze und des Reiches der Werte.* Jeder Primaner sollte, ehe er mit dem Reifezeugnis die Schule für immer verläßt, das Bewußtsein davon erlangt haben, wie jene beiden Reiche in den einzelnen Unterrichtsfächern zur Geltung gekommen sind. An solcher zusammenfassenden Betrachtung kann in der Religion ebensogut gearbeitet werden wie in der Physik, in den alten und neuen Sprachen, dem Griechischen freilich besonders, ebensogut wie im Deutschen, in der Geschichte und in der richtig betriebenen Erdkunde, vorausgesetzt natürlich, daß die Fachlehrer überhaupt für philosophischen Betrieb, um diesen leider auch in der Geistesbildung eingebürgerten Fabrikausdruck anzuwenden, geeignet sind. Dem Lehrer des Kantgymnasiums — als erste deutsche höhere Schule erhielt im J. 1915, 111 Jahre nach Kants Tode!, das Spandauer Gymnasium seine Bezeichnung nach dem größten deutschen Philosophen — lag es nahe, die Behandlung des Reiches der Gesetze zusammen mit dem Reiche der Werte an das berühmte Kantwort anzuknüpfen: 'Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns.'[1]) Vorausgesetzt wird, daß der Schüler in der Physik Kants Weltschöpfungshypothese, die ja gewöhnlich die Kant-Laplacesche genannt wird, kennen gelernt hat, wünschenswert ist, daß einer oder der andere, dessen Neigung und Begabung im Gebiet der Physik und Mathematik liegt, Kants Schrift von der 'Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels' selbst gelesen hat. Der Eindruck davon, daß Kants Weltschöpfungshypothese sich einzig und allein auf die unerschütterlichen Bewegungsgesetze gründet, denen aller Stoff unterworfen ist, muß und kann auch zu starkem Erleben gebracht werden: 'Mich dünkt,' heißt es dort bei Kant, 'man könnte in gewissem Verstande ohne Vermessenheit sagen: Gebet mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen! Das ist: gebet mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehen soll.' Das unübersehbare Gebiet der Naturwissenschaften ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die Gesetzmäßigkeiten im Ablauf bewegter Stoffteilchen oder elektrischer Strömungen. Und es ist schon sehr wertvoll, einmal den bloß mechanischen Gesichtspunkt vorwalten zu lassen nicht bloß im Reich der Physik, sondern auch in dem der beschreibenden Naturkunde, des Pflanzen- wie des Tierreichs, um die Unerbittlichkeit des Gesetzesbegriffs recht deutlich werden zu lassen. Daß heute im Bereich der Biologie keine einsichtiger Fachlehrer sich mit der mechanistischen Erklärung begnügen wird, versteht sich wohl von selbst, ob er nun ausdrücklich dabei der Richtung des Neovitalismus anhängt oder nicht; und gesetzmäßigen Verlauf, bei

1) Der das Lehrgespräch leitende Lehrer — unter Umständen auch ein besonders dafür befähigter Primaner — tut gut daran, von der aufschlußreichen geistesgeschichtlichen Deutung dieses Kantwortes zu Beginn des 'Beschlusses' der 'Kritik der praktischen Vernunft' Kenntnis zu nehmen, die Rudolf Unger in der Festschrift zur zweiten Jahrhundertfeier von Kants Geburtstag gegeben hat (Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung 1924).

einmal vorhandenen Bedingungen, nachzuweisen, ist ja hierbei nicht weniger möglich. Wünschenswert ist es, und bei der doch immer weiter fortschreitenden Zusammenarbeit der Lehrer derselben Klasse auch durchaus zu erreichen, daß der Vertreter der Naturwissenschaften bei den Primanern die Kenntnis von Goethes Gedichten Metamorphose der Pflanzen und Metamorphose der Tiere voraussetzen kann. Für die Oberrealschulen zumal, zu deren charakteristischen Fächern ja die gesamte Naturwissenschaft gehört, müßte das sogar pflichtmäßige Forderung sein. Daß den Schülern des Spandauer Gymnasiums die Bedeutung ihres ehemaligen Rektors Conrad Christian Sprengel (1787—1793 Leiters der Lateinschule), als des bedeutendsten Vorläufers und übrigens unmittelbaren Anregers Darwins nicht unbekannt bleiben darf, versteht sich von selbst. Er schrieb eben schon 1743 sein lange völlig unbeachtet gebliebenes Buch 'Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen'. Ganz wesentlich ist es, um den rechten Zugang zu dem Geist zu erlangen, von dem das gesamte 'Reich der Gesetze' beherrscht wird, daß die Gesetzmäßigkeit im ganzen Bereich des Naturgeschehens nachgewiesen wird, im Makrokosmos wie im Mikrokosmos, im Lauf der Gestirne wie im Leben des Wassertropfens. Daß das *Auffinden* oder — für die persönliche Erfahrung der Schüler — das *Nach-Finden* von Gesetzmäßigkeit, also dem unbedingt notwendigen Verhältnis von Ursache und Wirkung, das ist, was das Wesen der Wissenschaft ausmacht, bedeutet den Hauptgewinn des Erlebens des Reiches der Gesetze. Und die Bekanntschaft mit besonders bedeutsamen Entdeckungen von 'Gesetzen' aus der Geschichte der Naturwissenschaften, auf die mit Recht die neue Schulreform großes Gewicht legt, wird jenem Erleben die rechte Farbe zu geben vermögen, und wieder werden hier die Realanstalten durch die größere Stundenzahl im Vorteil sein. Den Schülern aller höheren Schulgattungen aber wird die Himmelskunde als die älteste Wissenschaft bekannt gemacht werden müssen, was freilich nachzuempfinden — und ohne das bleibt es eben totes Wissen — dem heutigen Stadtmenschen und zumal dem Großstadtmenschen, kaum noch möglich ist. Es war ja auch kein Zufall, daß in dem Kantwort, von dem meine Erörterung ausging, 'der bestirnte Himmel' vorkam, denn der tiefe Eindruck war für den Philosophen eben nicht in erster Linie ästhetischer Natur, vielmehr ist die Bewunderung, die er in ihm hervorruft, jenes *θαυμάζειν*, das Staunen, das schon Platon als den Anfang aller echten Philosophie bezeichnete, und Philosophie ist ja die ursprüngliche Bezeichnung für Wissenschaft überhaupt. Dem Schüler muß zum Bewußtsein gebracht werden können, welche gar nicht mehr fortzudenkende Bedeutung die auf Erkenntnis von gesetzmäßigem Ablauf des Geschehens beruhende Wissenschaft für die gesamte Kulturentwicklung zumal des Abendlandes gehabt hat, seitdem wirklich wissenschaftliches Denken erstmals durch die Griechen geübt worden war, was genauer erleben zu lassen, zu den unerläßlichen Aufgaben des humanistischen Gymnasiums gehört. Daß kein höherer Beruf, u. a. auch etwa der des künftigen Turn- und Sportlehrers, heute mehr ohne eine wissenschaftliche Grundlage ausgeübt werden kann, *daß alle auf Intuition beruhenden Erfindungen und Entdeckungen die Feuerprobe der Wissenschaft bestehen müssen,* ist auch so eine Einsicht, die zur Reifeerklärung als Bedingung

gehören sollte. Gesetzmäßigkeiten in schlechtweg allen Lehrfächern, ob in den wissenschaftlichen im engeren Sinn, ob in den Kunstfächern und den technischen, beobachten zu lehren, gehört mit zum 'Betrieb' jedes Faches, das auf einer höheren Lehranstalt gelehrt wird. Oft wird das, wie beim Turnen und Zeichnen, mit gelegentlichen Hinweisen geschehen können, bei der Musik wird es schon nachdrücklicher geschehen müssen, Mathematik, alle Sprachen mit ihrer Grammatik, Syntax und der mit Recht wieder stark betonten Etymologie und die zu einem wesentlichen Teil als Naturkunde zu betreibende Erdkunde bieten auf Schritt und Tritt vor allem auch durch eifrigste Eigentätigkeit der Schüler selbst zu findende Gesetzmäßigkeiten dar. Und kein einsichtiger Lehrer der Religionskunde kommt darum herum nachzuweisen, wieviel das Verständnis für Religion etwa heute schon der *Wissenschaft* der Religionspsychologie verdankt wird.[1]) Am eindrucksvollsten wird immer freilich die Einsicht in die unsagbar erhabene Notwendigkeit der Naturgesetze bleiben mit ihrem furchtbaren 'Müssen'. Und wenn etwa nach Erinnerung an das Preislied auf die Erhabenheit des Menschen in des Sophokles Antigone: *Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει,* das doch auch schon mit dem entsagungsvollen *Ἅιδα μόνον φεῦξιν οὐκ ἐπάξεται* für den *παντοπόρος ἄνθρωπος* schließen mußte — durch Aufspüren und Anwenden von Gesetzen gelang und gelingt es ihm immer noch, die Natur sich dienstbar zu machen —, der vergebliche Riesenkampf unserer Geistesheroen, eines Schiller, eines Beethoven, mit der tückischen Gewalt der Krankheit vor Augen gestellt wird, dann kommt zu dem bewundernden Staunen über die großartige Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens doch auch das Grausen vor ihrer erbarmungslosen Unerbittlichkeit und Unentrinnbarkeit: 'Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.'[2]) Einen wirksamen Abschluß kann die Betrachtung des 'Reiches der Gesetze' durch Heranziehung der beiden ersten Strophen von Goethes 'Vermächtnis' erfahren, die die unerschütterliche Überzeugung aussprechen: 'Das Sein ist ewig; denn Gesetze bewahren die lebendigen Schätze, aus denen sich das All geschmückt' und eine letzte Vertiefung durch die Eingangsstrophe der Orphischen Urworte: 'Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, die Sonne stand zum Gruße der Planeten, bist alsobald und fort und fort gediehen nach dem Gesetz, wonach du angetreten.'

---

1) Als Übung kann man die Schüler selbst finden lassen, warum die Astrologie, im Gegensatz zur Astronomie, nicht Wissenschaft genannt werden kann; was eintreten müßte, damit sie es werde; warum die Alchimie, aus der doch die Chemie hervorgegangen ist, noch keine eigentliche Wissenschaft war; warum die Anthroposophie nur eine Scheinwissenschaft ist.

2) Eine wirkliche Herrschaft übt der Mensch über die Natur lediglich dadurch aus, daß er ihr ihre Gesetze ablauscht und von sich aus die Bedingungen schafft, die den gesetzmäßigen Ablauf von Ursache und Wirkung ermöglichen. Die gesamte Heilkunde und das unermeßliche Gebiet der Technik sind ein einziger Beweis dafür. Immer mehr aber beginnen auch die Ärzte einzusehen, daß jener gesetzmäßige Ablauf gehemmt oder günstig beeinflußt wird durch die seelische Lage der Kranken, und auch der Schüler sieht leicht ein, daß die seit der Revolution vielfach geübte Fernhaltung der Geistlichen von den Krankenhäusern der öffentlichen Verwaltung nicht nur ein unmenschliches Verfahren, sondern geradezu einen wissenschaftlichen Fehler bedeutet.

Wenn es die eine große Hauptaufgabe des Unterrichts an höheren Schulen ist, in das Reich der Gesetze, in das Wesen wissenschaftlichen Denkens einzuführen, so wird der Lehrer deutscher Jugend doch nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, daß bei aller selbstverständlichen Gleichheit des Wesens von Wissenschaft im Umkreise der abendländischen Geisteskultur es doch auch ein Sondergepräge deutscher Wissenschaft gibt so gut wie ein solches antiker oder angelsächsischer oder französischer Wissenschaftlichkeit. Es wäre auch gar nicht zu verstehen, wenn ein Volk mit so stark ausgeprägter geistiger und seelischer Eigenart diese nicht auch auf dem Gebiet der Wissenschaft im Lauf der Jahrhunderte zur Geltung gebracht hätte. Solche Eigenart kommt z. B. außer auf dem Gebiet der Philosophie gerade auch auf dem der Naturwissenschaft immer wieder zum Durchbruch, wie entsprechend etwa französische Eigenart immer wieder auf dem Gebiet der Mathematik sich ausprägt. Es ist eben kein Zufall, daß heute je länger desto deutlicher die Richtung Goethischer Naturforschung siegreich vordringt, die sich nach rückwärts etwa bis Paracelsus verfolgen läßt, was uns unlängst wieder durch Gundolfs Paracelsusbuch zum Bewußtsein gebracht wurde.[1])

Bei dem Aufspüren und Findenlassen von *Sprachgesetzen*, zu dem auf allen Arten von höheren Schulen besonders reiche Gelegenheit sich bietet, wird sehr bald die Beobachtung gemacht werden können, daß sie keineswegs ohne weiteres mit der im Reiche der Natur herrschenden Gesetzlichkeit sich deckt. Zwar so weit die Lautgesetze in Frage kommen, ist das natürlich der Fall, die Phonetik ist durchaus ein Teilgebiet der Naturwissenschaft, aber bei der Wortbildung gesellt sich zu der Naturgesetzlichkeit eine seelische Größe hinzu: 'Worte sind der Seele Bild' nach Goethes Ausdruck, und so bedeutsam ist dieser seelische Träger, daß Schiller sagen konnte: 'Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.' Der Sinn ist es, der, seelischen Ursprungs, dem Lautgebilde seine Bedeutung verleiht. Das einzusehen, ist für alle höhere Bildung von allergrößtem Werte, der humanistisch sich bildende Schüler lernt früh — aber er lerne es auch und er übe es auch im Leben, im geschmackvollen und im wirksamen Sprechen! — den Unterschied von *φϑέγμα* bzw. *ἔπος* und *λόγος* und erfährt bis zum Abschluß seiner Schulbildung den immer reicheren und volleren Bedeutungsinhalt gerade des letzteren, der eben aus einer andern Welt als der mechanischer Gesetzlichkeit unterworfenen Welt des Stoffes stammt.[2])

1) Man vergleiche für Goethes — eben in Sonderheit deutscher Eigenart von Naturforschung von neueren Arbeiten im Goethe-Jahrbuch von 1927 die Aufsätze von Hans Wohlbold und Maria Dahl. Ich selbst habe einmal vor 18 Jahren in dem größeren Sammelwerk 'Deutschland als Weltmacht' (Berlin, Verlag der Kameradschaft, 1910, S. 440—461) das Wesen der deutschen Wissenschaft im Lauf der Jahrhunderte zu kennzeichnen und dabei die Licht- wie die Schattenseiten deutlich zu machen versucht.

2) Man nehme einmal hier oder sonstwo im Unterricht Gelegenheit, die Schüler die ganze unendliche Stufenleiter der Wirkungen des Wortes als Ausdruck der Seele kennen zu lehren von der erschütterndsten Tragik bis zur göttlichsten Heiterkeit, wie sie der Redner, der Dichter, der Sänger, der Schauspieler hervorruft, wie sie in jeder Gemeinschaft, bei nordischen Völkern anders als bei südlichen, in der Familie, im Freundeskreis, in der Schule, in öffentlicher Versammlung, auf der Kanzel, vor Gericht, in Freude und Trauer, als Tröstung, Verzweiflung, Ermahnung zu unerschöpflicher Geltung kommt — ich habe das zuweilen

Und wenn unter den Unterrichtsgegenständen auch in der *Geschichte* Gesetze im Ablauf des Geschehens aufgefunden werden, die man vorsichtiger schon häufig nicht Gesetze sondern Regeln nennt, so muß auch hier der Unterschied von der Naturgesetzlichkeit eindringlich gemacht werden. Man kann dazu u. a. recht gut die Ausführungen von Lambeck in der von ihm mit anderen herausgegebenen 'Philosophischen Propädeutik' (Teubner 1917) benutzen und wird u. a. auch durch den kurzen, aber überzeugenden Aufsatz Johannes Thyssens 'Vom Sinn der Geschichte und des geschichtlichen Wissens' erheblich gefördert werden (s. Die Erziehung II 1927 S. 276—281): der Verfasser bekämpft nachdrücklich die unter dem ungeheuren Einfluß der Naturwissenschaft im XIX. Jahrh. gestellte Forderung, die Geschichte müsse erst 'zur Naturwissenschaft erhoben' werden, könne nur Wissenschaft werden, soweit es gelinge, Gesetze zu abstrahieren, eine Forderung, die vor allem von Schopenhauer, von den Hauptvertretern des französisch-englischen Positivismus, Comte und Buckle, und von Karl Lamprecht erhoben wurde. Als Ursache aber der Andersartigkeit dessen, was in der Geschichte 'Gesetz' oder eben 'Regel' genannt werden könnte, wird der Schüler die völlige Unwiederholbarkeit und Einmaligkeit der Willensentscheidungen des menschlichen Individuums erkennen, ohne die das geschichtliche Geschehen nicht zu denken ist. Übrigens wird er auch darauf hingewiesen werden müssen, daß auch heute noch der deutsche Hauptvertreter der Marxistischen Philosophie, Max Adler, bei dem Geschehen innerhalb der Menschenwelt nicht von der eben mechanisch sich auswirkenden Kausalität spricht, sondern von einer 'Kausalität von innen', um die Willensentscheidungen zu bezeichnen. Und wenn der Primaner eines humanistischen Gymnasiums bei Thukydides I 22 gelesen hat, er wolle seine Darstellung als ein *κτῆμα ἐς ἀεί* angesehen wissen deshalb, weil die Zukunft sich wieder einst ebenso oder ähnlich gestalten werde wie die Vergangenheit, so kommt für die Unmöglichkeit, in der Geschichte Gesetze in dem Sinne von Naturgesetzen aufzustellen, alles darauf an, daß die Willensentscheidungen in der Zukunft trotz der gleichen äußeren Lage eben nicht *ganz genau* so wie in der Vergangenheit sein werden, denn nur bei völliger Unterschiedslosigkeit käme man zu solchen Gesetzen wie beim Naturgeschehen. Ganz deutlich rücken auch die preußischen 'Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen' von der Auffassung der sog. materialistischen Geschichtschreibung ab, wenn sie einmal betonen (S. 73): 'Wichtiger als eine Fülle von Kenntnissen ist das innerliche Erleben der in der Geschichte enthaltenen philosophischen Probleme an kennzeichnenden Einzelfällen' und dann wieder: 'Das letzte Bildungsziel alles Geschichtsunterrichts, der Glaube an übermenschliche, ewige Werte in der Geschichte, an Ziele des Geistes, die jeder Lebensarbeit erst einen Sinn geben, und die Verdeutlichung der Freiheit als der höchsten menschlichen Kraft muß für jede philosophische Vertiefung im Geschichtsunterricht die Richtung geben' (ebd. S. 73/74).[1])

bei der Einführung in die Lektüre griechischer Redner getan — und zeige dann die Sprache des seelenlosen Phonographen, der eigentlich doch immer noch seelenlos bleibt, auch wenn seine Platte ein noch so seelenvoll gesprochenes Wort aufnahm.

1) Die Anführungen sind gegeben nach den Weidmannschen Taschenausgaben Heft 19 1. Teil, Grundsätzliches und Methodisches.

Bei der Geschichte zum erstenmal wurde es deutlich, daß bei aller Ähnlichkeit eines gesetzmäßigen Ablaufs des Geschehens — die Beschäftigung mit dem Wesen der Statistik etwa in einer Arbeitsgemeinschaft würde das besonders schlagend dartun — der Mensch nicht bloß die Möglichkeit hat zu sagen: *so ist es* oder: so wird es sein, ja: so *muß* es werden, falls nur diese und diese Bedingung vorhanden ist, sondern daß er auch die Fähigkeit besitzt, von sich aus zu sagen: *so soll es sein*: 'Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche; er unterscheidet, wählet und richtet', wie der Primaner diese Vorzugsstellung des Menschen im Gegensatz zu der 'unfühlenden Natur' in Goethes Gedicht 'Das Göttliche' ausgedrückt gefunden hat. Und damit sind wir mitten in dem *Reich der Werte*.[1]) Der Lehrer, der einen kulturphilosophischen Gedankengang wie den hier beschrittenen im Lehrgespräch leitet, hält im Bewußtsein, daß durch Windelband und Rickert das Reich der Werte für die philosophische Forschung förmlich neu entdeckt wurde und daß heute Eduard Spranger diese Forschung besonders erfolgreich betreibt. Er hat Sprangers geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit unter dem Titel 'Lebensformen' als ein fast unentbehrliches Rüstzeug für seinen Unterricht erkannt und wird so imstande sein, in den Schülern die Ahnung von der völligen Unentbehrlichkeit der Setzung von Werten für die gesamte Kultur aufdämmern zu lassen und die Überzeugung von der Notwendigkeit objektiver Werte zu schaffen, ohne dabei die Errungenschaften der 'Wissenschaft' als des vornehmsten Ausdruckes des Reichs der Gesetze preiszugeben, wenn die gegenwärtige Krise unseres Geisteslebens überwunden werden soll. Für die Erörterung der *intellektuellen* Werte im einzelnen bieten die Ergebnisse — hoffentlich doch auch hier und da einmal die Erlebnisse — des Unterrichts in der Mathematik und der Grammatik und die Lektüre philosophischer Schriftsteller, die doch auf jeder Gattung höherer Schulen getrieben wird, so wie die hoffentlich überall mögliche philosophische Arbeitsgemeinschaft reichlichen Stoff; die Eigenart der religiösen Werte in das rechte Licht zu stellen, ist Sonderaufgabe der Religionsstunden, die trotzdem immer auch wissenschaftlichen Unterricht auf den höheren Schulen bedeuten — die *erste* Fassung der methodischen Bemerkungen für den evangelischen Religionsunterricht in den preußischen Richtlinien sprach es deutlich aus: 'Getreu den Überlieferungen des deutschen Protestantismus muß der Religionsunterricht in gleichem Maße von religiösem wie von wissenschaftlichem Ernste getragen sein' (S. 17 Ausg. Weidmann H. 19) — die Bedeutung der wirtschaftlichen Werte tritt im Unterricht der Geschichte, der Erdkunde, der Naturwissenschaft deutlich zutage, die Werte, die *Macht und Recht* bedeuten, im Geschichtsunterricht und bei der Lektüre alter wie neuer Geschichtschreiber, Redner und gelegentlich auch Philosophen. Im Lauf unseres Gedankenganges hier sollen vor allem die *sittlichen*, die *ästhetischen* und die *sozialen Werte* genauer betrachtet werden.

---

1) Die Möglichkeit *objektiver* Werte ist gut untersucht worden in den Arbeiten von Helmut Finscher, Das Problem der Existenz objektiver Werte (Kantstudien XXX 357—380, 1925) und Joh. Erich Heyde, Grundfragen zum Problem der objektiven Werte (ebd. XXXI 46—52, 1926).



Und wenn unter den Unterrichtsgegenständen auch in der
Ablauf des Geschehens aufgefunden werden, die man vorsich
nicht Gesetze sondern Regeln nennt, so muß auch hier der
Naturgesetzlichkeit eindringlich gemacht werden. Man kann
die Ausführungen von Lambeck in der von ihm mit an
'Philosophischen Propädeutik' (Teubner 1917) benutzen u
den kurzen, aber überzeugenden Aufsatz Johannes Th
schichte und des geschichtlichen Wissens' erheblich g
ziehung II 1927 S. 276—281): der Verfasser bekän
dem ungeheuren Einfluß der Naturwissenschaft im
rung, die Geschichte müsse erst 'zur Naturwissen
nur Wissenschaft werden, soweit es gelinge, Gese
rung, die vor allem von Schopenhauer, von den
englischen Positivismus, Comte und Buckle,
wurde. Als Ursache aber der Andersartigkeit de
oder eben 'Regel' genannt werden könnte, wi
holbarkeit und Einmaligkeit der Willensent
duums erkennen, ohne die das geschichtl
Übrigens wird er auch darauf hingewiesen
der deutsche Hauptvertreter der Marxisti
Geschehen innerhalb der Menschenwelt n
wirkenden Kausalität spricht, sondern v
Willensentscheidungen zu bezeichnen.
schen Gymnasiums bei Thukydides I 22
als ein κτῆμα ἐς ἀεί angesehen wissen
ebenso oder ähnlich gestalten werde wi
möglichkeit, in der Geschichte Gesetz
stellen, alles darauf an, daß die Will
gleichen äußeren Lage eben nicht *ganz*
den, denn nur bei völliger Unterschied
beim Naturgeschehen. Ganz deutlich r
die Lehrpläne der höheren Schulen' v
Geschichtschreibung ab, wenn sie einm
von Kenntnissen ist das innerliche F
philosophischen Probleme an kennzei
'Das letzte Bildungsziel alles Geschic
liche, ewige Werte in der Geschichte, a
erst einen Sinn geben, und die Verdeutlic
lichen Kraft muß für jede philosophisch
Richtung geben' (ebd. S. 73/74).[1])

bei der Einführung in die Lektüre griechischen
des seelenlosen Phonographen, der eigentlich
seine Platte ein noch so seelenvoll gesprochen

1) Die Anführungen sind gegeben nach d
1. Teil, Grundsätzliches und Methodisches.

[illegible] den Wertwelten obwalten, nachzuweisen.
eine [illegible] aus der Geschichte der Religionen, durch-
der [illegible] s, Beispiele dafür gesammelt, daß starke
[illegible] in Hand gehen kann, die Kenntnis des
[illegible] auch gezeigt, daß es seit dem Eintritt des
[illegible] mehr möglich ist, von höherer Religiosität
'Nur [illegible] rderungen der Sittlichkeit genügt wird. Wo sie
nicht [illegible] beibringen, daß im Namen des Christentums
der [illegible] den, wird ihnen schon von diesem oder jenem
[illegible] onnen, daß solche Handlungen dann jedenfalls
[illegible] n Jesu gestanden haben. Es gehört durchaus
[illegible] schen Idealismus, der, die wichtigste Grundlage
für [illegible] ms, eine seiner kräftigsten Wurzeln in der deut-
Eduar[illegible] en Religion hat, das sittlich Gute als das Heilige
geist[illegible] nschliche als gleichbedeutend mit dem Göttlichen:
'Leben[illegible] objektiviert = Gott' lautet eine noch heute vor-
kann [illegible] dbemerkung Goethes in seinem Handexemplar von
Unent[illegible] zu § 86, wo der Philosoph die rein sittliche Begrün-
zu lass[illegible] Der Mensch' hieß daher auch zuerst das Goethische
ohne [illegible] erschrift 'Das Göttliche' erhielt. Wir sollten heute,
druck[illegible] die Mängel und Einseitigkeiten gewisser Ausprägungen
Geist[illegible] keinen Reifeprüfling in das Leben entlassen, dem doch
im ei[illegible] t auf der Schule dient, ohne ihn mit dem Geisteskampf
Erleb[illegible] ben, der heute zwischen dem (kirchlichen) Christentum
Lekt[illegible] lismus ausgefochten wird. Wer das Lehrgespräch solcher
getri[illegible] findet gutes Rüstzeug dafür in den Berichten über unsere
gemei[illegible] Karl Weidel in diesen Jahrbüchern gibt (zuletzt in dem
Licht [illegible] Er findet da besonders auch fruchtbare Hinweise darauf,
wiss[illegible] utschen Idealismus fortgebildet und welche fallen gelassen
Fass[illegible] it er wieder die ihm gebührende Vormachtstellung in unserem
riel[illegible]. Denn mit Paul Ernsts bedeutsamem Buche vom Ende des
lief[illegible] us ist mit nichten schon das letzte gesagt.
glei[illegible] sensverschiedenheit zwischen religiöser und sittlicher Wertung
(S. [illegible] ine solche zwischen diesen beiden und der *ästhetischen* Wertung.
tri[illegible] auf den höheren Schulen für die Gelegenheit zur Beobachtung
h[illegible] rte das literarische Kunstwerk so stark im Vordergrund stand,
[illegible] alische und das der bildenden Kunst für den Durchschnitt allzu
[illegible] acht kam, ist durch die Erweiterung des Gesangsunterrichts zum
[illegible] cht, durch Einbeziehung der Kunstbetrachtung in den deutschen
[illegible] ntsunterricht, durch Belebung des Zeichenunterrichts im Sinne der
[illegible] 30 Jahren begonnenen Reform, zum Teil auch durch die Neuordnung
[illegible] terrichts die Gelegenheit, ästhetische Werte im Schulleben zu erfahren
[illegible] en, unendlich vermehrt worden, wie einige meinen, schon zum Schaden
[illegible] lektuellen Ausbildung. Indes das häufige Handinhandgehen von Er-

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Mit diesen Worten fand der Primaner in Goethes 'Vermächtnis' als Gegenstück zu der im Weltall ausnahmslos herrschenden mechanischen Gesetzmäßigkeit, für die die Kopernikanische Entdeckung einen besonders eindringlichen Beweis darbot, die Überzeugung von der Eigengesetzlichkeit des *sittlichen* Bewußtseins ausgedrückt. Die Bedeutung des kategorischen Imperativs, unbeschadet der Möglichkeit anderer Auffassungen von Sittlichkeit, zum Verständnis zu bringen, ist für die werdende Persönlichkeit nicht hoch genug einzuschätzen — die Behandlung von Schillers Auseinandersetzung mit Kants Rigorismus, vor allem in 'Anmut und Würde' sollte als vorausgegangen angenommen werden können —; der unvergleichliche Wert der 'sittlichen Persönlichkeit', des *Charakters* gegenüber dem *Talent* einerseits, dem *Temperament* andererseits, muß durch Lehre in Verbindung mit Erfahrung dem Primaner zum Bewußtsein gebracht werden können: 'Alle andern guten und nutzbaren Eigenschaften des Menschen haben einen Preis, sich gegen andere, die ebensoviel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen Marktpreis ... das Temperament einen Affektionspreis ... aber — der Charakter hat einen inneren Wert und ist über allen Preis erhaben' (Kant, Anthropologie, Ausg. Hartenstein VII 614). Die beiden Fassungen, die Kant für den kategorischen Imperativ gegeben hat, sollten dem Schüler bekannt werden, nicht nur die allgemein bekannte: 'Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne', aus der Kritik der praktischen Vernunft, sondern auch die andere, aus der Grundlegung der Metaphysik der Sitten: 'Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person jedes anderen niemals bloß als *Mittel*, sondern immer zugleich als *Zweck* gebrauchst.' So stark ist die Würdigung der Kantischen Pflichtauffassung: sein berühmter Lobgesang auf die Pflicht, so muß man es schon nennen, 'Pflicht! Du erhabener, großer Name ... wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft ... von welcher abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können' — sollte immer auch von einigen Primanern auswendig gelernt werden wollen. Wie tief das Gefühl für sittliche Verpflichtung in der Menschennatur im Grunde wurzelt, haben die Schüler aus so manchen Vorgängen während des Weltkrieges — kaum selbst noch erlebt, aber doch reichlich gehört: den Hetzern und Schürern auf der Seite des Feindbundes lag ja nicht so sehr daran, sich zu ihren unzweifelhaft unsittlichen Handlungen als zu einer neuen Art von Sittlichkeit zu bekennen, als vielmehr sie überhaupt abzuleugnen, sie wollten als sittlich eben durchaus auch im Sinne ihrer Feinde dastehen.

Von größter Wichtigkeit ist es, einmal den genauen Unterschied zwischen dem Sittlichen und dem Religiösen zum Verständnis zu bringen, dann aber auch

die Beziehungen, die zwischen diesen beiden Wertwelten obwalten, nachzuweisen. Zu dem Zweck haben die Schüler selbst aus der Geschichte der Religionen, durchaus auch aus der des Alten Testaments, Beispiele dafür gesammelt, daß starke Religiosität mit Unsittlichkeit Hand in Hand gehen kann, die Kenntnis des Neuen Testaments hat ihnen aber auch gezeigt, daß es seit dem Eintritt des Christentums in die Geschichte nicht mehr möglich ist, von höherer Religiosität zu sprechen, wenn nicht auch den Forderungen der Sittlichkeit genügt wird. Wo sie aus der Kirchengeschichte Beispiele beibringen, daß im Namen des Christentums unsittliche Handlungen verübt wurden, wird ihnen schon von diesem oder jenem Mitschüler nachgewiesen werden können, daß solche Handlungen dann jedenfalls im Widerspruch mit der Religion Jesu gestanden haben. Es gehört durchaus auch zu den Adelszügen des deutschen Idealismus, der, die wichtigste Grundlage aller höheren Schulbildung für uns, eine seiner kräftigsten Wurzeln in der deutschen Ausprägung der christlichen Religion hat, das sittlich Gute als das Heilige erkannt zu haben, das *Rein*-Menschliche als gleichbedeutend mit dem Göttlichen: 'Gefühl von Menschenwürde objektiviert = Gott' lautet eine noch heute vorhandene handschriftliche Randbemerkung Goethes in seinem Handexemplar von Kants Kritik der Urteilskraft zu § 86, wo der Philosoph die rein sittliche Begründung der Gottesidee gibt. 'Der Mensch' hieß daher auch zuerst das Goethische Gedicht, das später die Überschrift 'Das Göttliche' erhielt. Wir sollten heute, bei voller Einsicht auch in die Mängel und Einseitigkeiten gewisser Ausprägungen des deutschen Idealismus, keinen Reifeprüfling in das Leben entlassen, dem doch alle unsere Bildungsarbeit auf der Schule dient, ohne ihn mit dem Geisteskampf bekannt gemacht zu haben, der heute zwischen dem (kirchlichen) Christentum und dem deutschen Idealismus ausgefochten wird. Wer das Lehrgespräch solcher Gedankengänge leitet, findet gutes Rüstzeug dafür in den Berichten über unsere Religionsliteratur, die Karl Weidel in diesen Jahrbüchern gibt (zuletzt in dem vorliegenden Hefte). Er findet da besonders auch fruchtbare Hinweise darauf, welche Seiten am deutschen Idealismus fortgebildet und welche fallen gelassen werden müssen, damit er wieder die ihm gebührende Vormachtstellung in unserem Geistesleben erlange. Denn mit Paul Ernsts bedeutsamem Buche vom Ende des deutschen Idealismus ist mit nichten schon das letzte gesagt.

Wie eine Wesensverschiedenheit zwischen religiöser und sittlicher Wertung besteht, so auch eine solche zwischen diesen beiden und der *ästhetischen* Wertung. Während früher auf den höheren Schulen für die Gelegenheit zur Beobachtung ästhetischer Werte das literarische Kunstwerk so stark im Vordergrund stand, daß das musikalische und das der bildenden Kunst für den Durchschnitt allzu wenig in Betracht kam, ist durch die Erweiterung des Gesangsunterrichts zum Musikunterricht, durch Einbeziehung der Kunstbetrachtung in den deutschen und Geschichtsunterricht, durch Belebung des Zeichenunterrichts im Sinne der bereits vor 30 Jahren begonnenen Reform, zum Teil auch durch die Neuordnung des Turnunterrichts die Gelegenheit, ästhetische Werte im Schulleben zu erfahren und zu üben, unendlich vermehrt worden, wie einige meinen, schon zum Schaden der intellektuellen Ausbildung. Indes das häufige Handinhandgehen von Er-

fahrung und Übung ist für ästhetische Wertungen mindestens so notwendig wie für intellektuelle, für religiöse, sittliche und soziale Wertungen. Ich führe eine Reihe von Gesichtspunkten an, von denen im Lehrgespräch über ästhetische Werte bald der eine bald der andere mehr in den Vordergrund treten mag, je nachdem unter den Schülern Eignung und Neigung besteht.

Was das ästhetische Werten mit dem sittlichen Werten gemeinsam hat, ist *das Merkmal der Freiheit* gegenüber der Notwendigkeit, die durchgehends im Reiche der Gesetze herrscht: Freiheit ist die notwendige Voraussetzung, wenn ein Handeln sittlich genannt werden soll — ob der Handelnde im theoretischen Sinne Willensfreiheit besitzt, darauf kommt es gar nicht an, wesentlich ist nur, daß er sich frei fühlt. Und ästhetisch etwas werten, heißt, schon nach Schillers klassischer Fassung, an ihm 'Freiheit in der Erscheinung' sehen: das schöne Kunstwerk — auf die einzelnen Arten von Schönheit kommt es *hierbei* nicht an — sieht aus, als ob es sich selbst bestimmt habe, wie die sittliche Persönlichkeit nur durch die Auswirkung der Eigengesetzlichkeit (Autonomie) zustande kommt. Freiheit beobachtet der richtig geleitete Schüler bei der ästhetischen Wertung auch dann, wenn er die schöpferische Phantasie als unentbehrlich für das Zustandekommen eines Kunstgebildes findet — ein Einzelvortrag mag einmal, ausgehend von Goethes Gedicht 'Meine Göttin', das Wesen der Phantasie zum besonderen Gegenstande nehmen —, Freiheit im Sinne von Ungebundenheit, Loslösung von bürgerlicher Sitte und Einschränkung, beobachtet er als ursächlich mit dem Wesen des Ästhetischen zusammenhängend, in dem Leben des einzelnen Künstlers wie bei ganzen Zeitaltern, in dem der Renaissance oder in der Zeit vor der französischen Revolution, und warum nicht auch oft genug bei den Vertretern der Kunst und Dichtung in der Zeit nach dem Weltkrieg? Man kann ihn auch leicht finden lassen, daß der Gipfel von 'Freiheit' in derjenigen Richtung des künstlerischen Schaffens erstiegen wird, die den Grundsatz des 'l'art pour l'art' vertritt. Man wird sich aber auch einmal in einer Arbeitsgemeinschaft die Aufgabe stellen, durch Gegenüberstellung deutscher und romanischer, zumal französischer Kunst und Künstler bzw. Dichtung und Dichter festzustellen, daß es deutsche Art ist — von Ausnahmen immer abgesehen — vollendetes Künstlertum nicht von vollendetem Menschentum trennen zu wollen: der Deutsche vermag da eine große, wertvolle Kunst nicht anzuerkennen, wo er sie von einem minderwertigen Menschen geübt sieht. Goethe, der doch zeitlebens das Philistertum bekämpfte und die Deutschen erst eigentlich zu freierer Anschauung gerade auch gegenüber ästhetischen Werten erzogen hat, läßt doch in der 'Zueignung' dem Dichter 'der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit' erst dann zuteil werden, nachdem er die 'sauerste von allen Lebensproben' bestanden, sich selbst bezwungen hat und den Dünkel fahren gelassen hat, daß er 'von andern so sehr viel unterschieden' sei. Daß Geschmack mit Frivolität zusammengeht, ist in deutscher Kunstübung sehr selten.

Bindungen kommen bei der Ausprägung von ästhetischen Werten unter einem ganz anderen Gesichtspunkt in Betracht, nämlich sobald es sich um das Verhältnis von Inhalt und Form handelt. Das überaus reiche Gebiet, das diese Grundfrage

künstlerischen Schaffens umfaßt, ist jetzt von Oskar Walzel in seinem schier unerschöpflichen Werk 'Gehalt und Gestalt', bis zu einem gewissen Grade freilich nur, abschließend behandelt worden und für jeden Lehrer unentbehrlich, der ästhetische Werte sehen und verstehen lehren will. Bemerkenswert ist, daß Walzel von den drei Haupttypen des Gestaltens, die er herausarbeitet, zwei als die besonders deutschen bezeichnet. Während er nämlich bei der Antike, der Renaissance und der lateinischen Kunst beobachtet, daß der Gehalt durch seine Gestaltung in eine Schicht emporgehoben wird, die vom Leben abrückt, sieht er bei dem ersten deutschen Typus das innere Leben erfaßt in dem Augenblick, in dem es an die Oberfläche tritt, er wird hauptsächlich durch Goethe vertreten; den zweiten deutschen Typus erkennt Walzel da, wo die in dem Gehalt liegende pathetische Spannung hervortritt, der, wenn nicht reinliche begriffliche Umgrenzung, doch ideelle Abstraktion vom Leben eigen ist: Gotik und Barock sind die Gebiete, auf denen er zur Geltung kommt. Die ungeheure Bedeutung, die der Gestaltung zukommt, kann man die Schüler finden lehren, wenn man ihnen die Frage stellt, warum z. B. die der Antike entstammenden Sagen und geschichtlichen Überlieferungen eine so unvergleichliche Wirkung ausgeübt haben und immer noch ausüben, die den oft sehr viel gehaltvolleren nordischen versagt blieb. Sie finden die Antwort bald: Weil 'nur das Gestaltete bleibt', und wer Goethe gut in Erinnerung hat, antwortet wohl auch mit einem Vers aus der 'Euphrosyne': 'Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod' oder mit dem die gesamte klassische, antike wie deutsche Dichtung kennzeichnenden Wort aus der 'Pandora': 'Einzig veredelt die Form den Gehalt, verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt.' Als Sonderaufgabe behandelt auch hier wohl einmal ein Schülervortrag die Bedeutung der ästhetischen Form für die Religion, für die Kräftigung des Nationalgefühls, ja bis herab für die doch zuweilen recht anmutigen, in Bild und Wort gestalteten, zum Kaufe lockenden Anpreisungen der Erzeugnisse unseres Wirtschaftslebens. Und daß das Erleben höchster ästhetischer Werte geradezu die Wirkung wertvoller ethischer Wandlung haben kann — freilich nicht bei jedem haben muß, wissen die Schüler längst aus Goethes Faust. Wie sehr es aber deutscher Eigenart entspricht, um des wertvollen Gehaltes willen auf sogenannte schöne harmonische Form zu verzichten, die doch in der Hauptsache antike und romanische Eigenart ausmacht innerhalb des abendländischen Kulturkreises, das zeigt nicht nur so manche Dichtung von den Nibelungen und dem Parzival bis zu Goethes Faust und bis zu Theodor Däublers ungewöhnlich gehaltvollem Riesenepos 'Das Nordlicht' aus dem J. 1910, sondern auch die bildende Kunst mit so manchem Werk von Dürer und Grünewald bis herab zu so manchem höchst gehaltvollen Bild von Franz Marc oder Emil Nolde. Die sogenannte deutsche Formlosigkeit ist denn auch von einem so maßgebenden Beurteiler wie Georg Dehio in seiner Geschichte der deutschen Kunst erfreulich richtig gewürdigt worden: sie ist, zumal in Andachtbildern, für ihn ein für allemal gerechtfertigt, 'wenn der gewollte Ausdruck nur in ihr zu finden ist, wenn ein übermäßiger, allgemein verstandener, unbegreiflich wertvoller Gemütsinhalt es gebietet: *Diese* Formlosigkeit war von alters das Schicksal und, recht verstanden, das Privilegium der deutschen Kunst'. Und

der für die Eigenart deutscher Kunstübung nicht minder zuständige Carl Neumann urteilt über die nordische Backsteinkunst, zumal die des Ordenslandes und der großen Städte unserer Wasserkante, sie könnten mit ästhetischer Wirkung überhaupt nicht erschöpft werden: 'Hinter der Kunstform steckt eine Gesinnung des Charakters und ein Wille, dessen Ausdruck mit der Kunstform und der Anregung der historischen Phantasie unlösbar verflochten ist (Hofstaetter-Panzer, Grundzüge der Deutschkunde I 215).

Aus dem großen Reich der Werte außer den sittlichen und den ästhetischen vor allem auch die *sozialen* Werte zu würdigen, ist heute wichtiger denn je. Das Humanitätsideal des deutschen Idealismus, das im Grunde bis in das XX. Jahrh. hinein die Bildungsarbeit unseres höheren Schulwesens beherrschte, hatte zum Ziel, trotz einer unverkennbar religiösen Färbung, die oft übersehen wird, eine harmonisch in sich vollendete Persönlichkeit zu werden, in Verbindung mit dem faustischen Unendlichkeitsverlangen.[1]) Die sozialen Werte dagegen, die keineswegs fehlten, wie sich gleich zeigen wird, traten bei der vorwiegend ästhetisch gerichteten Ausprägung — so wird z. B. die Bändigung der Materie durch die künstlerische Form als Sinnbild wahrhaft menschlicher Sittlichkeit empfunden — stark zurück. Und die Weltanschauung Nietzsches, der zuletzt mit besonderer Stärke das deutsche Bildungsleben beeinflußte und bis in die Schule hineinwirkte, trägt anders wie z. B. der heute mehr in den Vordergrund rückende Hölderlin, mit seinem Ideal des Übermenschen ein völlig ästhetisches Gepräge. Die Kirche aber — das weiß der Primaner aus der vorurteilslos vorgetragenen Kirchengeschichte des Religionsunterrichts und hoffentlich auch des Konfirmandenunterrichts, die Kirche als amtliche Einrichtung hatte beim Auftreten der Arbeiterbewegung im XIX. Jahrh. trotz der höchst wertvollen Wirkungen eines H. Wichern, eines A. Stöcker, in sozialer Hinsicht Jahrzehnte hindurch völlig versagt, bis ihr dann in Deutschland, ganz anders wie in den angelsächsischen Ländern, im skandinavischen Norden und in der Schweiz, der sogenannte vierte Stand so gut wie ganz entglitten war, der heute trotz unsagbarer Mühe vorläufig mit sehr geringem Erfolge hereingeholt wird.

Nun ist in der Schule selbst, in Schulheimen und stiftischen Anstalten mit stärkerer Wirkung als sonst, heute die Möglichkeit zu sozialer Wertung in Lehre, Erfahrung und Übung ungleich größer als früher. Nicht nur wird im Unterricht der Geschichte, der Lektüre deutscher, alt- und neusprachlicher Schriftsteller aller Gattungen: Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, viel mehr Gewicht darauf gelegt, und zumal in der Form des recht verstandenen Arbeitsunterrichts, sondern auch Einrichtungen wie die Schülerselbstverwaltung und die Schülervereine, hier gerade die mit sportlichen Zielen stärker als die mit wissenschaftlichen oder künstlerischen, helfen erheblich dabei mit. Auch ist nicht zu übersehen, daß ja seit unserer Staatsumwälzung aus den handarbeitenden Schichten größerer Zuzug in die höheren Schulen stattfindet als vorher. Den Begriff und Sinn des Sozialen rein

---

1) Vgl. Karl Weidel, Das Humanitätsideal des deutschen Idealismus, Monatschr. f. höh. Sch. 1926 S. 401—414.



zu erfassen ist dabei aber besonders wichtig, damit er vor allem die unsäglich verengende und unverzeihlich mißbräuchliche Bedeutung verliert, die er im parteipolitischen Klassenkampf erhalten hat. Diese Reinigung herbeizuführen oder wenigstens erheblich zu fördern, wird zu den vornehmsten, eben wirklich sozialen Aufgaben des Geschlechts gehören, das wir heute auf den Schulen heranbilden. Wer Platons Gorgias mit Verständnis gelesen, wer das 21. Kapitel des 3. Buches von Platons Politeia kennen gelernt hat, der *weiß* zunächst, daß die *ἰσότης γεωμετρική* nur in der Welt des Stoffes, also im 'Reich der Gesetze', Geltung haben kann[1]), während die als wahrhaft göttliche Gerechtigkeit bezeichnete *ἰσότης* nach dem Grundsatz des Wertens eben nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine, seinem Werte und seiner Leistung Entsprechende zuteil werden läßt. Und er weiß auf Grund jener Stellen auch, daß in Platons Idealstaat, der doch nur mit sehr großen Einschränkungen, durchaus auch im Sinne seines Verfassers, als solcher zu bezeichnen ist, daß, wo unter den Nachkommen der 'Erzgeborenen' sich Söhne mit 'silbernen' oder 'goldenen' Anlagen finden, die niemals *nur* den Intellekt betreffen, in die Schicht der Silber- und Goldgeborenen aufrücken sollen, daß aber auch, um der Gerechtigkeit, des sozialen Gefühls wegen, die nicht für die 'oberen' Schichten Beanlagten in die unteren versetzt werden sollen. Das unparteiische, wirklich wissenschaftliche Eindringen in die Geschichte der letzten 150 Jahre und nicht zuletzt in die des Weltkriegs und seiner Folgen kann es auch dem Primaner schon nicht zweifelhaft erscheinen lassen, daß der Eigenart des deutschen Volkes nicht die Ideale der westlichen Demokratien entsprechen: 'Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit', sondern: 'Freiheit, Gerechtigkeit, Verantwortlichkeit', sie verkörpern, für uns, reiner das Wesen der sozialen Idee. Man mag das z. B., um eine bestimmte Seite daran zu kennzeichnen, durch ein Kant-Wort beleuchten, das von allen Deutschen, seit dem 9. November 1918 dringender denn je, gekannt zu werden verdient: 'Fontenelle sagt: vor einem Vornehmen bücke ich mich, aber mein Geist bückt sich nicht. Ich kann hinzusetzen: vor einem niedrigen, bürgerlich gemeinen Mann, an dem ich eine Rechtschaffenheit des Charakters in einem gewissen Maße, als ich mir von mir selbst nicht bewußt bin, wahrnehme, bückt sich mein Geist, ich mag wollen oder nicht, und den Kopf noch so hoch tragen, um ihn meinen Vorrang nicht übersehen zu lassen' (Kr. d. pr. Vern. V 81 Ausg. Hartenstein). Eine vom recht verstandenen sozialen Standpunkt aus getriebene Geschichtskunde muß notwendig sehen lehren, wie die meisten Fehler der unteren Stände, die zu beseitigen jetzt so schwer fällt, immer durch Nachahmung der Fehler der oberen Stände entstanden sind, ich nenne vor allem die materialistische Lebensbewertung, das des wahren Volksgefühls ermangelnde Weltbürgertum, die einseitige Verstandesaufklärung und die damit zusammenhängende Unterschätzung religiöser Werte bzw. den mangelnden Einfluß auf rechtzeitige Fortbildung der kirchlichen Reformation entsprechend den Fortschritten unserer gesamten Geisteskultur. Daß zumal das Handinhandgehen von Freiheit und Gleichheit im Grunde genommen ausgeschlossen ist — wer sich als

1) In den 'Gesetzen' heißt sie *ἡ μέτρῳ ἴση καὶ σταθμῷ καὶ ἀριθμῷ*, die andere, die eigentliche dagegen heißt die *ἀληθεστάτη*, die *ἀρίστη ἰσότης*.



letztes und höchstes Ziel die harmonische Ausbildung der eigenen Persönlichkeit setzt, leugnet damit schon die Forderung der Gleichheit —, ist eine Einsicht, die die Schüler bereits aus der Naturkunde gewinnen können: wo das Reich des Lebens beginnt, findet ein Fortschritt der Entwicklung ausnahmslos dadurch statt, daß irgendein Einzelwesen an irgendeiner Stelle seines Organismus eine andersartigeBeschaffenheit aufweist als alle übrigen; hier also schon beginnt, wie später im 'Reich der Werte' durchgängig, die Herrschaft der Qualität, während im gesamten Bereiche des Stoffes die Quantität herrscht.

Die ungeheuren Schwierigkeiten, auf die die Verwirklichung sozialer Werte stößt, dürfen den Schülern nicht verborgen bleiben: es ist vor allem der Kampf mit dem Unverständnis und der mit dem Mißtrauen vonseiten der gesellschaftlich noch tief stehenden Schichten. Um hier den Sieg zu erlangen, wird es immer eifrigerer Pflege der gemeinsamen, im Volkstum, als der nun einmal gegebenen besonderen Ausprägung des Menschentums, liegenden Werte bedürfen. Darum wird — abgesehen von vielem anderen — gerade auch aus der bisher gewaltigsten deutschen Geistesbewegung, eben dem deutschen Idealismus, fruchtbar gemacht werden müssen, was in dieser von Ansätzen sozialer Wertung vorhanden ist: ich verweise dabei als für den deutschen Unterricht besonders in Frage kommend auf Goethes Wilhelm Meister, auf den Faust, auf seine Gedankenlyrik, zumal die Gedichte 'Die Zueignung' und 'Das Göttliche': Der Dienst, den der Held des Romans wie des Dramas nach höchster Steigerung seiner persönlichen Ausbildung und nicht wenig gerade durch sie dazu befähigt, an der Gemeinschaft leistet, ist ein solcher Ansatz; ein anderer die Einsicht in die als Vorbedingung für die Künstlerweihe notwendige Erfüllung der einfachen reinen Menschenpflicht: 'Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben! Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?'

Und dann, was den Adel des Menschen als Menschen ausmacht, soziale Betätigung im weitesten Verstande: 'heilen und retten, alles Irrende, Schweifende nützlich verbinden' als die sicherste Bürgschaft des Gottesglaubens: 'Wir verehren die Unsterblichen, als wären sie Menschen, täten im Großen, was der Beste im Kleinen tut oder möchte.' (*Diese* Bedeutung sozialer Betätigung hat Emil Große in seiner Erklärung von Goethes Gedicht 'Das Göttliche' in das rechte Licht gesetzt. Berlin, Weidmann 1902.)

Von hier aus wird es möglich sein, das Berechtigte und das Verfehlte in der noch immer mächtig brausenden Flut der 'Menschen'-Dichtungen in der neuesten Literatur, zumal expressionistischer Richtung, zu erkennen. Schüler, die in den Sowjetrepubliken Rußlands die vermeintlich vollkommenste Gestaltung des Marxismus kennen lernen, die der allerbrutalsten Gewalt nicht entbehren kann, um 'freien' Menschen Spielraum für ihr Menschentum zu gewähren, und die die deutschen Dichtungen von Lersch und Bröger und Werfel, von Hasenclever, Unruh, Rubiner, Kaiser und Toller, gewiß auch von Schickelé und Goering und Johst lesen, bedürfen schon der mit der Geschichte des deutschen Geistes und seiner klassischen Ausprägungen wohl vertrauten Lehrer als Leiter ihres Bildungsganges.

II

An irgendeiner Stelle im Primaunterricht muß einmal die *Idee der Freiheit* eingehend erörtert werden. Ob das im deutschen Unterricht geschieht — Schillers Dramen von den Räubern bis zum Wilhelm Tell bilden eine einzige Kette von Einzelausprägungen dieser Idee —, ob im Religionsunterricht bei der Lektüre von Luthers Freiheit eines Christenmenschen oder des Römerbriefes und des Galaterbriefes, etwa zu Röm. 7, 19ff.; 8, 15; 9, 20—21, oder Gal. 4, 7 und 5, 1, ob in einer philosophischen Arbeitsgemeinschaft, zumal in einer geschichtsphilosophischen, etwa bei der geistesgeschichtlich bedeutsamen Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, darauf kommt wenig an; nur *daß* einmal 'unser Leben, wie das Ganze, in dem wir enthalten sind', um Goethes Ausdruck zu gebrauchen, unter dem Gesichtspunkt betrachtet wird, daß es 'auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt ist' (Dichtung und Wahrheit XI Abschn. 69; es empfiehlt sich, den *ganzen* Abschnitt mit den Schülern genauer zu durchdenken), das ist doch recht wichtig. Ich habe zuweilen im Lehrgespräch über Freiheit an das Wort aus Goethes Iphigenie (V 3 V. 24/25) angeknüpft: '*Folgsam fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei.*'

Es entspricht der Erfahrung jedes Schülers, auch des besten, daß ihm die Zukunft, wenn er mit der Schule auf die eine oder andere Art 'fertig' ist, unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes von Freiheit und Gehorsam, von Selbstbestimmung und Zwang erscheint. Von dieser Erfahrung ausgehend, hat er nun alles das zu sammeln und zu ordnen, was ihn sonst die Erfahrung in Unterricht und Leben von Zwang und Abhängigkeit, von Müssen und Sollen (dessen sehr bedeutsamer Unterschied an dieser Stelle einmal übergangen werden mag), von Befehlen und Gehorchen kennen gelehrt hat. Geschichte, Kulturgeschichte und Gegenwart werden ihn da eine unendliche Fülle von Verhältnissen kennen lernen lassen, in denen das Einzelwesen sich eine Einschränkung und Gebundenheit, nicht selten mit dem Gefühl allertiefsten Unwillens verbunden, gefallen lassen muß. Am alleraugenfälligsten wird ihm da wohl die Unfreiheit des eigentlichen Sklavenstandes erscheinen, wie überhaupt wohl die Einbuße der äußeren Freiheit, sei es unter den Tyrannenherrschaften des Altertums oder in den absolutistisch regierten Staaten des XVII. und XVIII. Jahrh. oder unter den schmerzlich fühlbaren Bestimmungen des Zwangsfriedens von Versailles. Die Anschaulichkeit durch ganz bestimmte Beispiele aus der Lektüre und der Geschichtskunde ist dabei durchaus notwendig, aus der Lektüre sowohl von dichterisch gestalteten Verhältnissen wie in Schillers Räubern, im Don Carlos, im Wilhelm Tell, in Hebbels Agnes Bernauer u. a. als aus urkundlichen Berichten über geschichtliche Vorgänge. Wenn er weiter Beispiele findet von der Tyrannei der 'Masse', des Königs Demos, von Glaubenszwang und Kadavergehorsam, von 'Subordination' in den mannigfaltigsten Lebenslagen, beim Militär so gut wie im Klosterleben, in jedem Beamtentum so gut wie in Geschäfts- und Fabrikbetrieben — er kennt auch den modernen Sklaven des Maschinenzeitalters —; wenn er den schier unausweichlichen Zwang beobachtet, den Sitte und Herkommen und Überlieferung, den vor allem auch die Tyrannin Mode und die Vorurteile verursachen; wenn er die oft genug unerträglich gewordene

Knechtung des künstlerischen Schaffens gewahr wird, die die Befolgung bestimmter Regeln und Forderungen vom 'Schöpfer' solcher Werke verlangt, als der er sich eben gar nicht zu fühlen fähig ist — er denkt unter vielem anderen an den Zwang der drei Einheiten beim dramatischen Schaffen früherer Jahrhunderte, an die Regeln der Meistersinger u. dgl. —; wenn er von Zwangsbeitreibungen hört oder liest im Fall von unbezahlten Steuern oder Rechnungen, von Zwangseinmietungen, aber auch, um ein ganz entgegengesetztes Gebiet zu berühren, von Zwangsvorstellungen, die in das Allerinnerste des geistigen Lebens eingreifen — dann kann nur Erschütterung und Grausen vor der Unfreiheit, in der wir leben, über den Betrachter kommen. Es erweist sich als besonders eindrucksvoll, in diesem Zusammenhang einmal den Blick auf das Wesen der *Gesetzesreligion* zu richten, die ihre klassische Ausprägung in der jüdischen Religion vom Alten Testament bis zur Gegenwart gefunden hat und für deren harte 'Auflagen' sich bei Bekämpfung des Pharisäertums im Neuen Testament so schlagende Beispiele finden, sowie auf die Lage der Kirche vor der Reformation und auf die heute gerade wieder so starke Betonung des 'Kreaturgefühls' in dem Verhältnis des Menschen zu Gott, um die ganze Schwere und den vollen Ernst des Abhängigkeitsgefühls des Menschen auch in seinen wertvollsten *seelischen* Beziehungen empfinden zu lassen. Und nicht minder wichtig ist es, auf dem Gebiet des sittlichen Handelns die Unerbittlichkeit des *Pflichtbegriffs* in das rechte Licht zu stellen. 'Der Pflichten knechtisches Geleite' kennt der Schüler vor allem aus der Auseinandersetzung Schillers mit Kant über den kategorischen Imperativ. Bemerkenswert bleibt dabei immer wieder, worin Schiller, der Kants 'Rigorismus' bekämpfen muß, ihn doch, für seine Zeit, als gerechtfertigt erkennt: 'Kant ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich schien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig danach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen' (Anmut und Würde, Abschn. 101). Zugleich wird erkannt, daß die Macht, gegen die eine unbedingte Unterwerfung verlangt wird, eine erhabene und heilige ist, was für den, der den Gehorsam zu leisten hat, nicht gleichgültig sein kann. Es bildet eine dankbare Denkübung für die Schüler, alle die vorhin genannten, Unterwerfung heischenden Mächte auf den ihnen innewohnenden Wert hin zu prüfen. Vorherrschend bleibt doch überall das Gefühl des von einem anderen, als er es selbst ist, geforderten 'Du sollst'.

Und gegen diesen mächtigsten aller Drachen 'Du sollst', an dessen goldfunkelnden Schuppen tausendjährige Werte glänzen, geht nun der kampfesmutige Löwe 'Ich will' an; Nietzsche hat das in der Rede seines Zarathustra von den drei Verwandlungen unübertrefflich anschaulich geschildert, und es sollte Ehrensache eines deutschen Primaners sein, diese Gleichnisrede ebenso zu kennen wie etwa das Höhlengleichnis Platons in seinem 'Staat' oder das Gleichnis vom 'Verlorenen Sohn' im Neuen Testament.

Auch für die rechte Erfassung der Freiheitsidee muß an die Erfahrung des Schülers angeknüpft werden: ein schulfreier Wochentag aus Anlaß irgendeiner

Feier, der regelmäßige aufgabenfreie Nachmittag, Befreiung von einem pflichtmäßigen Fache lassen im Keim die Freiheitsidee erfahren ebenso wie das 'Freimal' aus den Kinderspielen. Was ein Freitisch ist, weiß mancher von Studentenbekanntschaften her, die Freibank kennt er aus dem mittelalterlichen Marktleben, den Freischützen von einem Theaterbesuch, von dem Freitod eines Verzweifelten hat er wohl auch gehört, und die Kenntnis der Weimarer Verfassung zeigt ihm ebenso wie die Abschaffung des Freiherrntitels die Entstehung von Freistaaten auf deutschem Reichsboden. Die großen Freiheitskämpfe der Weltgeschichte, wie die Perserkriege der Griechen, die Kämpfe der Schweizer Urkantone, der Niederländer, die deutschen Befreiungskriege von 1813—1815, die nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege, ebenso wie die großen Revolutionen von 1789, von 1848, von 1918: überall handelt es sich um ein heiliges Nein, dessen Berechtigung zu erkennen eine dankbare Aufgabe für den Arbeitsunterricht bildet. Ferner Redefreiheit, Steuerfreiheit, Versammlungsfreiheit, Preßfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Frauenemanzipation und Emanzipation des vierten Standes und vor allem die Denk- und Glaubensfreiheit sind Begriffe, die der Primaner aus dem Gang der geschichtlichen Entwicklung mit einer Fülle von Beispielen belegen kann, die den ganzen Reichtum des Inhaltes der Idee Freiheit veranschaulichen. Überall muß er sich die Frage beantworten, nicht nur: wovon ist man durch Gewährung jener Freiheiten frei geworden?, sondern, nach Nietzsches unerläßlicher Ergänzung auch: wofür ist man frei geworden? Ganze Zeitalter, erkennt er, stehen unter dem Zeichen der Freiheit: die einzigartige Geistesfreiheit, die die Hochzeit griechischer Kultur aufwies, muß allen Gattungen höherer Schüler geläufig sein ebenso wie die 'Freiheit der Kinder Gottes', die das Christentum der Welt brachte; der Wert der 'freien Persönlichkeit', die für die Neuzeit durch Renaissance und Humanismus erst eigentlich entdeckt wurde, ebenso wie die Auffassung der Reformation als eines besonders deutschen Freiheitskampfes; die Freiheitsbewegung, die mit 'Sturm und Drang' einsetzte und in Goethes Prometheus und Faust ihren sichtbarsten Ausdruck fand, ebenso wie die Befreiung vom hohl gewordenen Klassizismus durch Realismus und Naturalismus und die Entthronung des wieder allzu schal und flach gewordenen Naturalismus durch den chaotisch wirbelnden Expressionismus, in dessen Auswirkung wir mitten drin stehen, nicht zu vergessen auch der 'Jugendbewegung' seit den 80er Jahren des XIX. Jahrh.

Wenn der Primaner die Einsicht gewonnen hat, daß das Wesen des Geistes die Freiheit ist, dann wird man ihn so manchen Blick auch in die Geschichte des deutschen Geistes tun lassen, die gerade dieses Wesen verdeutlicht. Zwar von der philosophischen Spekulation der Systeme eines Fichte, Schelling, Hegel hat man ihn fern zu halten, aber man darf ihm schon mitteilen, nicht es ihn erarbeiten lassen!, daß Hegel in seiner Geschichtsphilosophie die Verwirklichung des Geistes als Geistesfreiheit durch die Zeitalter und Völker verfolgt und aufzeigt, wie die Menschheit immer vollkommener lernte, sich durch sich selbst zu bestimmen. Und man wird ihn auch die umwälzende Tat eines Kant verstehen lehren, der die Selbsttätigkeit des Menschen im Denkverfahren, im Machen einer Erfahrung nachwies und ihn den *Sinn* des oft genug mißverstandenen Ausspruchs Kants er-

fassen lehren: 'Der Verstand schreibt der Natur die Gesetze vor.' Wer in diesem Zusammenhang auch die Frage der Willensfreiheit behandeln will, die freilich besser einem eigenen 'Lehrgespräch' vorbehalten bleibt, knüpfe an Kants Lehre von den Postulaten der praktischen Vernunft an, ergänze das aber durch Goethische Gedanken, wie: 'Freiheit ist die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun' (Gespr. mit Kanzler v. Müller vom 20. Juni 1827) und die Ananke-Strophe aus den Orphischen Urworten sowie die Erkenntnis: 'Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.' Diese letzte Einsicht zumal gewinnt der Primaner auch aus der Betrachtung der Auswüchse und Übersteigerungen des Freiheitsstrebens, wie sie nicht nur alle Revolutionen zeigen, die politischen so gut wie die Geistesumwälzungen — er denke an die Sophisten im griechischen Altertum, an die Schwarmgeister- und Täuferbewegung im Gefolge der Reformation, an das Freidenkertum innerhalb der zuerst wahrhaft befreienden Aufklärung, an die unbedingte Loslösung von aller Gebundenheit, wie sie in der Literatur und Kunst vielfach im Anschluß an die Revolution von 1918 gepredigt wird.

In seiner Zarathustrarede von den drei Verwandlungen spricht Nietzsche davon, daß der Löwe, der den Drachen 'Du sollst' niederringt, sich nur das Recht nehmen könne zu neuen Werten, neue Werte selbst nicht schaffen könne. Dazu bedürfe er noch der Verwandlung des Löwen in das Kind. Und auf die Frage, was das Kind noch vermöge, das auch der Löwe nicht vermochte, antwortet er: das Kind vermag das heilige 'Ja-sagen'! Das deckt sich vollständig mit der 'Freiheit der Kinder Gottes' im Neuen Testament, mit Schillers Forderung: 'Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron', stimmt völlig dazu, daß Goethe nicht bei seinem 'Prometheus' stehen blieb — 'Ich dich ehren? Wofür?' 'Ich kenne nichts Ärmeres unter der Sonn' als euch, Götter!' — sondern zu den 'Grenzen der Menschheit' fortschritt — 'Küss' ich den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer tief in der Brust.' Das Letzte und damit das Höchste ist also nicht das unter Seufzen und innerem Widerstreben getragene Joch des Gehorsams, ist auch nicht das mutige Zerreißen der unerträglich gewordenen Fesseln, um in Freiheit zu atmen, vielmehr ist es *die freiwillige Unterwerfung unter die als wertvoll erkannten Bindungen,* ist es die selbstgewollte Bindung, in dem Vertrauen vollzogen, daß nur so das Beste und Wertvollste in uns zur fruchtbarsten Entfaltung kommt. Ob das dann die Form annimmt des gläubigen Vertrauens auf eine göttliche Führung, wie in dem Wort der Iphigenie, von dem hier ausgegangen wurde und das durch das andere Goethewort noch vertieft werden mag: 'Der schönste Zustand ist die freiwillige Abhängigkeit, und wie wäre die möglich ohne Liebe?', oder ob es die Form jener vierten und letzten Ehrfurcht annimmt, von der Goethe im Wilhelm Meister spricht, der 'Ehrfurcht vor uns selbst', d. h. vor dem Göttlichen in uns, darauf kommt es gar nicht an. Mit dem Wunsche, die Überzeugung zu gewinnen von der Notwendigkeit, dies Vertrauen, diese Ehrfurcht all jenen Mächten gegenüber zu gewähren, denen wir uns freiwillig unterordnen wollen, trotz des gewaltigen Risses, der heute durch unser ganzes Geistesleben geht, mag man das Lehrgespräch abschließen.

DIE INNERE ENTWICKLUNG IN GOETHES LIED 'AN DEN MOND'

Von Georg Mayer (Eßlingen a. N.)

Wer sich das Wesen des Epischen und des Dramatischen je an einer besonders eindrücklichen Dichtung vergegenwärtigen will, wird vielleicht an die Ilias und an Shakespeares Othello denken; wer sich in gleicher Weise das Wesen der Lyrik deutlich machen möchte, der wird wohl kein besseres Beispiel finden als Goethes Lied 'An den Mond'. Was uns an diesem Gedicht so ungemein lyrisch anmutet, das ist die Fülle der Seelenregungen, die wir hier unmittelbar zu sehen und zu spüren glauben. Das Seelische weht uns gleichsam aus allen Fugen des Gedichts an. Es liegt im Rhythmus und Klang der Worte, in den sanften, dämmerklaren Naturbildchen, in den beweglichen Erinnerungen, die es auch beim Hörer aufrührt und die wie gegenwärtig bald lind und leise, bald wild und schmerzhaft an uns vorrüberrauschen; es liegt in dem träumerischen Herüber- und Hinüberwechseln von Außen und Innen. All das ist wohlbekannt. Was aber weniger sicher gesehen zu werden pflegt, das ist der seelische Vorgang im Ganzen, die innere Entwicklung, die in dem Lied vor sich geht.

Wie jedes echte Drama eine Handlung, so stellt jedes echte lyrische Gedicht einen inneren Vorgang dar. Das gilt selbst von solchen Gedichten, die für den äußerlichen Betrachter nur Naturbeschreibungen zu enthalten oder sonst ruhende Zustände auszumalen scheinen. Hier liegt der innere Vorgang zwischen den Zeilen und muß erfühlt werden. Goethes Lied 'Über allen Gipfeln' z. B. malt nicht etwa den Zustand der seelischen Ruhe, sondern schildert den Vorgang der seelischen Beruhigung. Das ist, so klein und einfach das Lied ist, ein Vorgang bedeutender Art; denn es handelt sich nicht bloß um das Beruhigen der Nerven nach einem aufregenden Tag, nicht bloß um das Einschlafen und das Verdämmern des Tages, auch nicht bloß um das Sterben, sondern letzten Endes um das Zurruhekommen in 'Gott, dem Herrn', also um etwas Metaphysisches. So ist in jedem bedeutenden lyrischen Gedicht auch ein bedeutender, ins Metaphysische hineinreichender innerer Vorgang dargestellt, der freilich — man muß wohl sagen: in aller Regel — nicht erfaßt zu werden pflegt.

Gewöhnlich wirken eben einige Bilder und Stimmungen, die in einem solchen Lied enthalten sind; was eigentlich vor sich geht, bleibt im Dunkel und ungefühlt. So werden in Goethes Lied 'An den Mond' wohl die wenigsten etwas anderes spüren als den sentimentalen Reiz einer Mondnacht, das wehmutsvolle Gedenken an eine verflossene Liebschaft, das in ein bißchen entsagende Resignation ausläuft. Wer so fühlt, hat das Gedicht zwar in die Banalität des täglichen Lebens übergeführt und sich leicht verständlich gemacht; von seiner Kraft aber hat er nur einen Hauch verspürt, den Sinn des Gedichtes kaum gestreift. Nur wer dem inneren Vorgang von Anfang bis zu Ende so aufmerksam und einfühlend folgt, wie man in einem Drama der Handlung nachgeht, der wird in den Vorgang selbst hineingezogen, und in ihm kann in seltenen günstigen Augenblicken das Lied als Ganzes wieder einmal lebendig werden.

Der in den Kommentaren übliche Umweg über die äußere Entstehungsgeschichte des Gedichts und die, wenn überhaupt, so doch bloß stückweise feststellbaren biographischen Beziehungen lenkt von der Dichtung, die ein in sich geschlossenes und für sich wirkendes Kunstwerk ist, eher ab, als daß sie deren Verständnis fördert.[1]) Vor allem aber wird dabei zu wenig beachtet, daß bei einem echten lyrischen Gedicht

1) Wie z. B. Bielschowsky zeigt, der das Lied 'An den Mond' der Frau von Stein in den Mund legen will.

der begnadete Dichter weit über sein gewöhnliches, aus sonstigen Äußerungen bekanntes Wesen und Leben hinausgreift in geheimnisvolle, ihm selber sonst auch verschlossene Gründe hinein und daß daher niemals zwischen seinem Leben und seinen brieflichen und ähnlichen Äußerungen einerseits und seinem Gedicht andererseits eine volle Gleichung gezogen werden kann. Was übrig bleibt, das x des Gedichts, ist gerade das, dessen Erfassung sich am meisten lohnt. Wir werden daher besser die ganze biographische Eingliederung bei Seite lassen und uns ohne Seitenblicke in das fertige Gedicht selbst vertiefen.

Die Gemütslage, von der das Gedicht ausgeht, ist die: Vorausgegangen sind schwere Enttäuschungen des Lebens, insbesondere der Liebe. In instinktivem Selbstschutz hat sich die verwundete Seele in sich selbst zurückgezogen, verkrampft und verkapselt. Der Fluß des inneren Lebens stockt; er ist gleichsam eingefroren. Dieser starre und drückende Zustand ist bereits durch die innerliche Anteilnahme des Freundes etwas gelockert worden, aber nur soweit, daß die Seele für Eindrücke von außen wieder weicher und empfänglicher wurde. Noch ist es kein freies Fließen der Seele, nur erst gleichsam 'ein Rieseln im weichen Eise.'

In diesem Zeitpunkt setzt das Gedicht ein: Unter der Einwirkung der linden Mondnacht löst sich zum ersten Mal wieder die Seele völlig aus ihrer winterlichen Erstarrung. Sie wird wieder lebendig, hellsichtig und feinfühlig und bewegt sich zwischen den Bildern und Stimmungen des vergangenen Lebens, betrachtend und fühlend wie zwischen ausdrucksvollen Statuen und Gemälden:

Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Aber diese gelassene Betrachtungsweise hält nicht an. Die Erinnerungen quellen zu übermächtig; das ruhige Fließen wird zum ruhelosen Rauschen — ein wahrer seelischer Eisgang nach langer Erstarrung. Die Gefühlswogen, die auf und ab gehen, reißen den Dichter in ihren Strudel:

Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Je eindringender das Nachfühlen des einstigen Glücks, um so quälender sein Verlust.

In diesem Tiefpunkt des ganzen inneren Vorgangs erhebt sich nun aber aus Urgründen, wie ein leise beginnender Unterton, eine neue seelische Kraft:

Flüstre meinem Sang
Melodien zu.

Zwar rauschen Erinnerungen und Gefühle noch gleich wild und mächtig vorüber; aber die Stellung zu ihnen wird mählich eine andere: sie beherrschen nicht mehr; sie werden beherrscht und gemeistert durch die dichterische Kraft. Freude und Schmerz des Lebens werden zum bewegten Rhythmus und zur Melodie — das schafft 'des Menschen Kraft, im Dichter offenbart'.

Und nun hat der Dichter die Stellung zur Welt gefunden, die ihm nicht bloß entgleitendes Glück gibt, sondern sich immer wiederholende Seligkeit schon auf Erden verbürgt: die abseits stehende, in die eigene Seele sich tief versenkende und genießende Betrachtung, zusammen mit einem gleichgesinnten Freund — ein Verhalten, für das unserer hastigen und nach außen gerichteten Zeit, zu ihrem eigenen tiefen Schaden, der Sinn fehlt. Als Wunschbild ist es in der Seele des Dichters heraufgestiegen; aber das Wunschbild blieb und wirkte und wurde weithin zur dauernden Einstellung.

Es ist auffallend, wie diese bedeutende innere Entwicklung und die ganze mächtige Bewegung des Gedichts selbst von feinsinnigen Betrachtern übersehen oder

wenigstens ganz ungenügend erkannt und gewürdigt wird. So ist Lorenz Straub[1]) der Ansicht, alles intensive Leben sei aus dem Herzen des Dichters entwichen. Demgegenüber möchte ich behaupten, daß es schwer fallen dürfte, ein lyrisches Gedicht zu finden, das ein intensiveres inneres Leben enthält als unser Lied. Straub meint dann weiter, die Gefühle des Dichters beschrieben einen in sich selbst zurückkehrenden Kreis. Wohl kehren die Gefühle des Dichters am Schluß wieder auf die anfängliche Seite zurück, aber nicht auf dieselbe Stelle, sondern wesentlich gehoben und gesteigert: Anfangs wirkt der Mond und der Freund nur (schmerz)'lindernd'; am Schluß aber preist der Dichter sich 'selig'. Er empfindet also ein volles positives Glücksgefühl. Das ist der subjektive Ausschlag seiner neugewonnenen Lebensrichtung. Den hier wiedergegebenen inneren Vorgang als Ganzes kann man als einen seelischen Heilungsprozeß bezeichnen.[2])

WILHELM FRÖHNER, EIN DEUTSCHER ALTERTUMSFORSCHER IN PARIS

Von Werner Deetjen

Im März 1927 ist nach fast zweijährigen Verhandlungen mit den französischen Behörden ein großartiges Vermächtnis in den Besitz der Weimarer Landesbibliothek gelangt, das ein deutscher Gelehrter in Paris ihr vermacht hatte.[3]) Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild bei Mit- und Nachwelt; um so mehr gebietet es die Pietät, auf Grund der vorhandenen Dokumente sein Leben und Wirken zu skizzieren.

Wilhelm Fröhner wurde am 17. August 1834 in Karlsruhe als Sohn eines Hofmusikus geboren. In engen Verhältnissen wuchs er mit einem zwei Jahre älteren Bruder auf; trotz der Armut war das Familienleben sehr glücklich. Mit rührender Liebe hing Fröhner an seinen hochachtbaren Eltern, deren unermüdlichem Fleiß und Sparsamkeit er es zu verdanken hatte, daß er von 1840 an eine höhere Schule besuchen konnte. Schon früh, in seinem neunten und zehnten Lebensjahre begann er Münzen zu sammeln, auch las er bereits als Knabe sehr viel, mit sechzehn Jahren benutzte er eifrig die Bibliothek seiner Vaterstadt und das Münzkabinett. Achtzehnjährig begann er Privatunterricht zu erteilen; seine ganze freie Zeit, sogar der Sonntag, wurde dadurch in Anspruch genommen, zu seinem tiefen Schmerz, denn er wollte selbst noch so viel lernen. Zehn Jahre hat er dies Joch getragen, von den Ersparnissen Bücher und Münzen kaufend.

Im Herbst 1854 bestand Fröhner die Reifeprüfung und bezog die Universität Freiburg i. B., zunächst zum Studium der katholischen Theologie, weil er von kirchlichen Stipendien zu leben hoffte. Obwohl er in der theologischen Fakultät inskribiert war, gehörte seine ganze Neigung der Philologie, und er betrieb mit ungeheurem Fleiß

---

1) In seinen Erläuterungen ausgewählter Gedichte Goethes. Stuttgart, Strecker & Schröder 1921.

2) Weitere Aufsätze des Verfassers, die sich mit der inneren Entwicklung im lyrischen Gedicht befassen, sind: 'Das Wesen der Landschaftslyrik', 'Goethes Lied: Über allen Gipfeln', 'Die innere Entwicklung in Goethes Mailied', 'Die Energie und Bewegung im Mignonlied: Kennst du das Land', 'Der innere Vorgang im Gretchenliede: Meine Ruh' ist hin', 'Uhlands Kapelle', 'Heines Lorelei'. Sie sind meist nach dem Krieg in der vorliegenden Zeitschrift, in der wissenschaftlichen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg und im Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs erschienen.

3) Vgl. Neue Jahrb. 1928 S. 377f.

das Studium zahlreicher Sprachen: Latein, Griechisch, Altdeutsch, Hebräisch, Arabisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch, Französisch, Russisch, ja auch Illyrisch-Kroatisch, alles zu gleicher Zeit; dazu hörte er wöchentlich vierzig Stunden Vorlesungen. Durch einen Aufsatz über mittellateinische Gedichte, den er Moritz Haupt sandte, erwarb er sich dessen Interesse. Haupt schickte ihm ein ganzes Paket seiner Berliner Programme, die den jungen Studenten in eine neue Welt versetzten und ihn der Theologie immer mehr entfremdeten. Durch das Kasseler Namenbuch Hoffmanns von Fallersleben fühlte er sich angeregt, ein '*Karlsruher Namenbuch*' herauszugeben, das er 1856 mit einer Widmung an Moritz Haupt erscheinen ließ. Sämtliche Namen, die das Karlsruher Adreßbuch aufweist, werden hier sprachlich gedeutet. In 16 Kapiteln entrollt der Verfasser ein lehrreiches Bild der verschiedenartigsten Namengruppen, das in die entlegensten Schichten unseres Wortschatzes führt und in überraschender Weise zum Teil auf die ältesten Bewohner Alemanniens zurückgeht. Der junge Gelehrte bietet hier eine ganz selbständige Arbeit. Gleichzeitig lieferte er zahlreiche kleinere Beiträge für die Zeitschrift 'Philologus'.

Entscheidend für seine Zukunft wurden Theodor Bergks archäologische Vorlesungen, und so sagte er der Theologie, nachdem er das erste theologische Examen bestanden, für immer Valet. Da ihm die Mittel zur Fortsetzung der Studien ausgingen — von der Kirche konnte er nun nichts mehr erwarten —, nahm er eine Stellung als Hauslehrer in Bad Ems an. Von hier unternahm er einen Ausflug nach Neuwied zum Besuche Hoffmanns von Fallersleben, den er in seinem Tagebuch eingehend charakterisiert. Auch Hoffmann gedenkt im sechsten Bande des Werkes 'Mein Leben' freundlich der beiden 'genußreichen' Tage, die er mit Fröhner verbracht hatte. Bei seinem Scheiden schrieb der junge Gelehrte dem Dichter, mit dem er in Briefwechsel blieb, die stolzen Verse ins Stammbuch:

> Ich habe nie von meinem Schöpfer
> im Unglück Hülfe nie begehrt:
> ein rüstiger Medusenköpfer,
> hab' ich es selber abgewehrt!

Eine Hilfe vonseiten des Großherzogs von Baden ermöglichte es ihm schließlich, die Universität Bonn zu beziehen, wo er Schüler Ritschls und Welckers wurde. Auch Otto Jahn, Dahlmann und der 88jährige Ernst Moritz Arndt nahmen ihn freundlich auf. Aber Ritschl brachte den Unerfahrenen durch Zwischenträgereien in eine peinliche Lage und verfeindete ihn mit mehreren Bonner Gelehrten, so daß er sich seitdem nicht mehr wohl in der Rheinstadt fühlte. Ende Februar 1858 ging er darum wieder nach Karlsruhe.[1])

Eine Audienz beim Großherzog von Baden, seinem Landesherrn, führte zu dem Auftrag, die griechischen Vasen und Terrakotten der Großherzoglichen Kunsthalle zu beschreiben. So entstand das erste vollständige Verzeichnis der besonders an unteritalischen und sizilianischen Stücken reichen Karlsruher Sammlung. Die Kritik rühmte die Sorgfalt der Beschreibung, die vorsichtige Deutung und die vollständige Beherrschung der einschlägigen Literatur. Dieser Arbeit folgte ein wissenschaftlicher Katalog der Großherzoglichen Sammlung vaterländischer Altertümer. Fröhners Verdienst zeigt sich hier vor allem in der Entzifferung bis dahin rätselhaft gebliebener, in Baden gefundener römischer Inschriften.

---

1) Die verschiedenen Darstellungen der Vorgänge, die ihn bewogen, Bonn zu verlassen, gehen sämtlich in die Irre.



Am 1. Juni erhielt der junge Gelehrte die Nachricht, daß die philosophische Fakultät der Universität Göttingen auf Grund einer sehr günstigen Beurteilung seiner Schriften beschlossen habe, ihm die Doktorwürde zu verleihen. Den Ausschlag gegeben hatte seine 1857 in Bonn geschriebene, dem Andenken Niebuhrs gewidmete Untersuchung '*Revision der unteritalischen Ethnographie*'. Die Fortschritte in der Kenntnis der unteritalischen Dialekte hatten eine neue Quelle für die älteste Geschichte Unteritaliens erschlossen; mit ihrer Hilfe stellte Fröhner vorsichtig neue Gesichtspunkte auf und prüfte von diesen aus noch einmal alle klassischen Stellen. — Noch in demselben Jahre erschienen als Supplementheft zum 'Philologus' seine '*Inscriptiones terrae coctae vasorum*'. Die Zeitschrift selbst brachte 1858 von ihm vier Beiträge, von denen der gegen Theodor Mommsen gerichtete über die lateinische Epigraphik besonders wichtig ist, und der folgende Jahrgang 'Handschriftliches zum Avian' sowie 'Controversen zur Textgeschichte des Catull', in denen er sich gegen Karl Lachmann wandte.

Nach Scheffels Abgang von Donaueschingen wurde die Stellung des dortigen Hofbibliothekars frei. Fröhner bewarb sich darum und wurde von verschiedenen Seiten empfohlen, angeblich auch von Scheffel selbst. Eine unvermutete Begegnung mit dem jungen Fürsten v. Fürstenberg verlief aber unbefriedigend, und so erhielt ein anderer das Amt. Nunmehr entschloß sich Fröhner Ende des Jahres 1859, den langgehegten Plan auszuführen, nach *Paris* zu gehen, wohin er aus Gelehrtenkreisen mehrere Empfehlungen hatte. Ihn zogen dorthin die bedeutenden Sammlungen und der Kunstmarkt, damals der erste der Welt. Hier bot sich ihm mehr als anderswo die Möglichkeit zu forschen und zu sammeln. Obenein lebten in der französischen Hauptstadt damals etwa 200—250 Persönlichkeiten von europäischem Ruf, unter ihnen Musiker, Schriftsteller, Maler von hoher Bedeutung, Auber, Scribe, Ingres und andere. Der junge Fröhner erkundigte sich, wo sie wohnten, und betrachtete dann von der Straße andachtsvoll ihre Häuser. Lauter schlug ihm das Herz, als er vor den antiken Meisterwerken des Louvre stand, die, wie er im Tagebuch sagt, 'so lebendig von ihren Piedestalen schauen, als wollten sie zu uns heruntersteigen und ihr schönes Leben von vorn beginnen'. 'Man wird zum Götzendiener, wenn man ihnen tief in das starre Antlitz schaut.' Fast stündlich machte er in den unerschöpflichen Sammlungen neue Entdeckungen.

Im Januar 1861 bat er um Beschäftigung in den Antikensammlungen des Louvre, aber erst im Februar des folgenden Jahres erfüllte sich sein Wunsch. Seine erste Aufgabe war, die Vasenbestände zu verzeichnen, die durch die Sammlung Campana gerade einen starken Zuwachs erfahren hatten. Inzwischen war er *Napoleon III.* vorgestellt worden, mit dem sich bald ein näheres Verhältnis anbahnte. Da sich seine Neider dies nicht auf natürliche Weise erklären konnten, dichteten sie ihm eine illegitime Geburt an und behaupteten, auf die Großherzogin Stephanie von Baden (eine Beauharnais) deutend, daß ihn Bande des Bluts mit dem Kaiser verknüpften. Kein Wort davon ist wahr. Aus seinem Tagebuch erfahren wir genau, wie er an den Hof kam. Der ihm sehr wohlgesinnte Oberintendant der Kunstsammlungen wünschte jemanden zu haben, der ihn täglich mit dem Kaiser in Verbindung brächte, und schlug zu diesem Zweck Fröhner als Professor des Deutschen für den kaiserlichen Prinzen vor, aber Napoleon gewann ihn für seine eigenen Zwecke.

Fröhner las dem Kaiser in den Tuilerien und zuweilen auch in St. Cloud, Compiègne und Fontainebleau in den Abendstunden bis tief in die Nacht aus Geschichtswerken vor und wurde sein Mitarbeiter an seiner 'Histoire de Jules César'; er erschloß ihm die antiken Quellen und beriet ihn jahrelang bei dem großen wissenschaftlichen Unternehmen, für das Napoleon ungeheure Summen aufwandte. Oft wurde der deutsche

Gelehrte zur kaiserlichen Tafel gezogen und gewann einen Einblick in das Familienleben. Ähnliche Dienste wie dem Monarchen scheint er mit seinen ausgezeichneten Kenntnissen des Hebräischen Ernest Renan geleistet zu haben, als dieser sein 'Leben Jesu' schrieb.

In die breite Öffentlichkeit drang Fröhners Name durch eine literarische Fehde mit Gustave Flaubert, dessen im alten Karthago spielenden Roman 'Salammbô' er vom Standpunkt des Altertumsforschers in der 'Revue contemporaine' vom 31. Dezember 1862 sehr scharf kritisiert hatte. Der Dichter antwortete darauf, höchst gereizt, in der 'Opinion Nationale' vom 24. Januar 1863. Fröhner erwiderte in derselben Zeitschrift am 4. Februar, und wenig später nahm Flaubert noch einmal das Wort in der Angelegenheit. Des Dichters Rechtfertigungsversuche sind in allen späteren Ausgaben des Romans mitabgedruckt, ein Beweis dafür, wie wichtig er die Angriffe nahm. Der Sarkasmus, mit dem Fröhner seinen Gegner behandelte, gefiel den Franzosen; besonders amüsierte sich die Prinzessin Mathilde, Fürstin Demidoff, Tochter des Königs Jérôme über seine Abfertigung Flauberts. Fröhner ging in ihrem Salon aus und ein und gewann auch nähere Beziehungen zu ihrem Bruder, dem Prinzen Louis Napoleon; er mußte im Palais Royal und in den Salons seiner offiziell anerkannten Maitressen verkehren und erhielt so einen Begriff von der Unsittlichkeit dieser Kreise. Das Wertvollste, was er im Salon der Prinzessin genoß, waren die musikalischen Darbietungen.

Sein vertrauter Umgang mit der musikalischen Welt der Stadt Paris ließ ihn auch den Kampf um Richard Wagner miterleben. Nach den skandalösen Vorgängen bei der Aufführung des Tannhäuser, 1861, erschien bei Breitkopf & Härtel in Leipzig eine Schrift '*Der Tannhäuser in Paris und der dritte musikalische Krieg. Eine historische Parallele*'. Als Verfasser bezeichnete das Titelblatt den späteren Musikreferenten der Wiener Presse in Paris Dr. phil. Karl Eduard Schelle. In Wirklichkeit ist nur das Vorwort von ihm, alles andere stammt aus der Feder Fröhners, den Schelle, nachdem er ihm einige Notizen gegeben, ersucht hatte, die Arbeit gegen ein Honorar von 100 francs (eine Summe, die um jene Zeit für Fröhner noch viel bedeutete) für ihn zu schreiben. Es ist erstaunlich, wie tief der Verfasser schon damals Wagners Bedeutung erkannte, obwohl er kein ausgesprochener Wagnerianer war, aber leicht war es ihm nicht geworden, seine Gedanken unter fremdes Patronat zu stellen.

Daneben gab er die Fabeln des Avian heraus und schrieb kleinere philosophische Arbeiten über Sueton (gegen Reifferscheid), Cato, Terenz, Sallust usw. Im Louvre erwarb sich Fröhner durch seine Tüchtigkeit bald eine überragende Stellung, und durch seine Publikationen wuchs sein Ansehen als Gelehrter ständig. Katalogen der Gipsabgüsse, der unedierten Ostraka und der griechischen Inschriften des Louvre, die dessen Direktor Longpérier mit argwöhnischen Augen ansah, folgte eine Monographie über die Trajanssäule in Rom, veranlaßt durch den Beschluß des kunstliebenden französischen Kaisers, das berühmte Monument abformen und die Abgüsse galvanoplastisch darstellen zu lassen. Fröhners Text gibt im wesentlichen eine Erläuterung der sich um die Säule windenden Reliefs und verbindet damit eine Darstellung der dacischen Kriege Trajans. 1867 veröffentlichte und erklärte Fröhner eine Auslese unbekannter griechischer Vasen aus der Sammlung des Prinzen Napoleon. In demselben Jahre wurde er vom Hilfsarbeiter (Attaché) zum Conservateur-Adjoint des Louvre befördert, nachdem er vorher vom Kaiser naturalisiert worden war, und 1868 erhielt er den Orden der Ehrenlegion, damals eine hohe Auszeichnung. 1869 schenkte der rastlos Tätige der Wissenschaft den ersten Band einer neuen Beschreibung und Erklärung der Antiken des Louvre, der zahlreiche Irrtümer berichtigt und viele wertvolle Aufschlüsse gibt.

Der Band behandelt nur mythologische Gegenstände, zwei weitere sollten sich anschließen.

1870 stand Fröhner vor seiner Ernennung zum Konservator am Louvre; seinen Leistungen nach hätte er, wie objektive Beurteiler anerkannten, den Platz erhalten müssen, und sein Name wurde in der Presse damals viel genannt, aber die Partei des Direktors Longpérier, der Grund hatte, Fröhner zu fürchten, weil dieser Kompromittierendes von ihm wußte, erklärte, daß ein geborener Deutscher, wenn er auch naturalisiert sei, die Stellung nicht erhalten dürfe. So kam es auch; aber Napoleon schuf für seinen Schützling das Amt eines Konservators der Kunstwerke in den kaiserlichen Palästen und Gärten.

Wenige Wochen darauf, nach der Schlacht bei Sedan erfolgte der Sturz des Kaiserreichs, und Fröhner verlor sein Amt und damit für seine Forschungen die Möglichkeit, in ständigem Zusammenhang mit den Altertümern des Louvre zu stehen. Ja, er wurde unter der Anklage, wertvolle Antiken für den Feind versteckt zu haben, in das Gefängnis geworfen, aus dem ihn Gambetta befreite. Während seiner Tätigkeit am Louvre hatte er sich wegen seiner großen Leistungsfähigkeit, die andere, Untüchtigere in den Schatten stellte, aber auch wegen seiner scharfen Kritik, die unter anderen den Archäologen François Lenormant als Plagiator an den Pranger stellte[1]), manche Feinde erworben. Dieser Umstand und die Tatsache, daß er auch in der französischen Republik Bonapartist blieb, verhinderten seine Wiederbeschäftigung. Mit Mühe setzte er nur durch, daß ihm, da inzwischen seine Unschuld bewiesen worden war, für einige Jahre eine bescheidene staatliche Pension ausgesetzt wurde. Lange kämpfte er vergebens um sein Recht.

So lebte er denn seitdem als Privatgelehrter in Paris und bildete den Mittelpunkt eines kleinen, aber erlesenen, hochgebildeten Kreises von Gleichgesinnten, die, wie Ludwig Pollak berichtet, verehrungsvoll zu dem ungewöhnlichen Mann emporblickten. Zu seinem engeren Zirkel gehörten viele Jahre hindurch der Advokat Lascoux, der Begründer des Richard-Wagner-Kultus in Frankreich, in dessen Hause unter Mitwirkung von Mitgliedern der Großen Oper zahlreiche Wagnerkonzerte stattfanden, und der jedesmal zur Festspielzeit nach Bayreuth pilgerte, ferner zahlreiche Angehörige der hohen Aristokratie, Comtesse de Béarn, bekannt durch ihre Sammlungen von Altertümern, die Palastdame Herzogin Lanza di Camastra, geb. Ney d'Elchingen, Comtesse Jean de Castellane, geb. Talleyrand-Périgord, Masséna Prince d'Essling und Comtesse Emanuela Potocka. Ferner verkehrte Fröhner mit dem geistreichen Kritiker Philarète Chasles, dem Schriftsteller Champfleury, dem Dichter und Kunstkritiker Théophile Gautier, dem Kritiker und Romanschriftsteller Jules Barbey d'Auréville, dem Literarhistoriker Ferdinand Brunetière, dem Dichter und Übersetzer Nicolas Martin (einem Neffen Karl Simrocks), dem Schriftsteller Arsène Houssaye und dessen Bruder Henri, mit dem er sogar eng befreundet war, dem Maler Gustave Courbet, auf dessen Veranlassung zur Zeit der Herrschaft der Commune die Vendômesäule gestürzt wurde, und vielen anderen namhaften Persönlichkeiten.

Fröhners Lieblingsaufenthalt außerhalb von Paris war lange Chenonceau, eins der schönsten und berühmtesten Schlösser im Loiregebiet, das aus der Übergangszeit zwischen Gotik und Renaissance stammt. Es ist auf einer über den Cher führenden Brücke erbaut und wurde von Franz I., Heinrich II., Diana von Poitiers und Katharina von Medici bewohnt. Seit 1864 gehörte es der hochbegabten Madame Pelouze, die

---

1) M. François Lenormant et le trésor de Hildesheim. Paris 1869.

Fröhner beauftragte, ihren Park mit mythologischen Figuren auszustatten. Ihr Schloß, um dessen Verschönerung sie rastlos bemüht war, war stets voll von Gästen, und allabendlich fand ein Konzert statt. Die reichen Mittel, über die sie verfügte, wurden allmählich verbraucht, 1886 trat eine starke Verschuldung ein, der schon im nächsten Jahre ein völliger finanzieller Zusammenbruch folgte; Chenonceau wurde verkauft.

Die Kunsthändler aller Länder, besonders des Orients, suchten Fröhner ständig auf, um ihre Schätze von ihm auf ihre Echtheit und ihren Wert prüfen zu lassen, und selten nur scheint er sich geirrt zu haben. Er ordnete und katalogisierte auch die Antikensammlungen der Städte Marseille und Péronne und unternahm zum Forschen und Sammeln manche Reisen nach Italien, Deutschland, Österreich, England, Polen, Belgien und Holland. In Weimar ist der leidenschaftliche Verehrer und ausgezeichnete Kenner Goethes mehrfach gewesen, er gewann hier nähere Beziehungen zu den damaligen Leitern der Kulturstätten v. Bojanowski, Ruland und Suphan.

Man hat ihn den letzten Polyhistor genannt, und in der Tat war sein Wissen auf fast allen Gebieten, besonders aber auf dem der Altertumskunde umfassend; während sich andere Gelehrte immer mehr spezialisierten, beherrschte er alle Gebiete der klassischen Archäologie, zumal die Plastik, die Glyptik, die Keramik, die Numismatik und die Epigraphik. So erwarb er sich allmählich den Ruf, der größte Altertumskenner in Paris zu sein, und sein Urteil wurde überall hochgeschätzt. Die Zahl seiner Publikationen ist kaum übersehbar. Da er mit seiner Arbeit über die Trajanssäule nicht zufrieden war, gestaltete er sie seit 1870 völlig um. '*La Colonne Trajane*' erschien nunmehr 1872—74 in vier großen Bänden und einem kleinen Textband, die das gesamte Material in vollendeter Wiedergabe bringen. Das Prachtwerk ist als eins der wertvollsten auf dem Gebiete der neueren Archäologie und zugleich als eine glänzende Leistung des photographischen Farbendrucks bezeichnet worden.

Das Jahr 1873 zeitigte '*Mélanges d'épigraphie et d'archéologie*' und '*Les Musées de France*'. Fröhner ediert in dem letzten Werk eine Reihe von antiken Denkmälern jeder Kunstart aus öffentlichen und privaten Sammlungen Frankreichs mit Erklärungen, die, wie alle seine Arbeiten, auf der Höhe der Wissenschaft stehen. 1876 erschien '*Anatomie des vases antiques*', und 1878 veröffentlichte er sein wichtigstes numismatisches Buch über die '*Médaillons*' der römischen Kaiserzeit seit Augustus, das diese Denkmälergattung in ihrer kunstgeschichtlichen, historischen und rein numismatischen Bedeutung würdigt; der Verfasser veranschaulicht die große Leistungsfähigkeit der Römer auf diesem Gebiet und den allmählichen Verfall seit dem Ende des II. Jahrh. 1879 folgte '*La Verrerie antique*' (Description de la collection Charvet), 1881 ein Werk über die Terrakotten Kleinasiens, in dem er eine große Anzahl im Pariser Privatbesitz befindlicher wertvoller Stücke in Lichtdrucken herausgab und erläuterte. Eine Fülle bedeutenden Materials wird der Wissenschaft auch zugeführt in Fröhners Katalogen der Sammlungen von Terrakotten, Gläsern, Bronzen, Goldschmiedearbeiten, Münzen usw. des polnischen Schlosses Goluchow, des Londoner Burlington-Clubs und folgender Persönlichkeiten: Albert Barre, R. Comtesse de Béarn, van Branteghem, Castellani, Auguste Dutuit, Julian Gréau, Hoffmann, Lecuyer, Photiades Pascha, Eugène Piot, Graf Michel Tyszkiewicz und M. Joly de Bammeville. Von kleineren Arbeiten Fröhners seien noch erwähnt eine philologische, die '*Kritischen Analekten*', in denen er zu den verschiedenen Corpora inscriptionum und Anthologien fördernde Bemerkungen und Konjekturen gab, und eine archäologische über die Herkunft des 'Betenden Knaben'.

Viele Tausende von wichtigen alten Denkmälern wurden im Laufe der Zeit von

ihm ediert, und nebenher liefen zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften. Weit mehr Antiken waren durch seine Hände gegangen als durch die irgendeines anderen Fachmannes. Auf Grund seiner Erfahrung erlaubte er sich oft ironische Seitenblicke auf die zünftige Gelehrsamkeit. Ungeachtet der ihm daraus erwachsenden Gegnerschaft haben fast alle Akademien und wissenschaftlichen Institute Europas ihn in Würdigung seiner großen Verdienste zum Mitgliede ernannt. Auch wurde ihm 1908 das Doktordiplom der Universität Göttingen in ehrenvollster Form erneuert. G. Körte schrieb ihm damals: 'Wohl keiner von den Lebenden verfügt über eine so feine Kennerschaft auf allen Gebieten antiker Produktion wie Sie und verbindet damit eine so wohl fundierte Kenntnis der Sprache.'

In einen neuen Zwiespalt brachte ihn der Ausbruch des Weltkrieges, der ihm manche Freundschaften untergrub. Auch seine Tagebücher bestätigen, daß man in Paris, genau wie 1870, durchaus den Krieg wünschte und sich im stillen dazu vorbereitete. Am 17. August 1914 sollte sein 80. Geburtstag festlich begangen werden, und große Vorbereitungen schienen dazu getroffen worden zu sein, aber alles unterblieb, nur eine Woche später erhielt Fröhner über Upsala ein Glückwunschtelegramm aus Berlin.

Der greise Gelehrte hat während des Krieges schwer gelitten, vor allem bei der Beschießung der Stadt und durch die Bombenangriffe der deutschen Luftschiffe, die weit mehr Schaden anrichteten, als die Franzosen wahr haben wollen. Seine Tagebücher, die auch für die politische Geschichte der Neuzeit eine wichtige Quelle bilden, schildern, wie bedrückt, wie verzweifelt die Stimmung in Paris 1918 war, daß das Waffenstillstandsangebot der Deutschen den Franzosen ganz überraschend kam, und daß sie nicht begriffen, wie wir in den Friedensverhandlungen auf alle Forderungen eingingen.

Zu seinem 90. Geburtstage schrieb Siegfried Reiter aus Prag an Fröhner: 'Mit Ihnen begehen diesen Tag als einen Festtag ungezählte Verehrer auf der ganzen Welt, die aus Ihren Werken reiche Belehrung geschöpft haben. Gleich groß als Philologe wie als Altertumsforscher haben Sie als der letzte unter den heute Lebenden die keineswegs lange Reihe jener Gelehrten fortgesetzt und beschlossen, die wie Otfried Müller und Otto Jahn sich auf beiden weitausgedehnten Gebieten, die jedes für sich allein schon einen ganzen Mann fordert, ruhmvoll betätigt haben. Als scharfsinniger Textkritiker, als feinfühliger Deuter von Kunstwerken haben Sie Ihren Namen mit goldenen Lettern ins Buch der Altertumswissenschaft eingetragen.'

Im 91. Lebensjahre starb der zuletzt Erblindete einsam am 22. Mai 1925 in seiner an der Clotildenkirche gelegenen, mit Büchern und Kunstwerken angefüllten stillen Behausung in der Rue Casimir Périer 11, die er über 62 Jahre bewohnt hat.

DAS MITHRASHEILIGTUM VON DIEBURG

Von Christian Waas

Dieburg, das hessische Kreisstädtchen, am Nordrand des Odenwaldes gelegen, bisher als Römerstätte kaum beachtet, wird nunmehr in der römisch-germanischen Forschung stärker hervortreten und dürfte auch für die Religionsgeschichte (Mithraskult und Frühchristentum) bedeutungsvoll werden. Karl Schumacher hatte schon in seiner 'Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande' II 217 (Mainz 1923) hier den Vorort der auf zwei römischen Inschriften von Mainz und Heddernheim (Nida)

genannten civitas Auderiensium angenommen, eine Vermutung, die nun ihre Bestätigung zu finden scheint durch eine 1924 am Südostausgang des Städtchens gefundene Inschrift auf dem Sockel einer Jupiter-Giganten-Säule: *Licinius DCA* (nach Behn aufzulösen in *decurio civitatis Auderiensium*). Vermutlich ist das auch einer von jenen kleinen romanisierten Germanenstämmen des rechten Rheinufers wie die Neckarschwaben (Suebi Nicretes) um Ladenburg und die Mattiaken um Wiesbaden. Auch ein Stück der Stadtmauer dieser römisch-germanischen Kleinstadt ist jetzt festgelegt. Friedrich Behn, dem Denkmalpfleger der Provinz Starkenburg, gebührt das Verdienst, durch planmäßige Ausgrabung eines außerhalb der Stadtmauer gelegenen Mithräums wissenschaftlich überaus wertvolle Ergebnisse gewonnen zu haben, über die er Röm.-German. Forsch. Heft 1 (Dezember 1927), 'Das Mithrasheiligtum von Dieburg' berichtet. Dieses Mithräum, dessen Anlage allem Anschein nach um 200 n. Chr. zu setzen sein dürfte, war ein kleiner, nur mäßig in den Boden eingegrabener Tempel. Die Cella hatte eine Länge von 11,20 m und eine Weite von 5,60 m. Die seitlichen Podien zur Aufnahme der Gläubigen, die kniend oder liegend hier dem Gottesdienst beiwohnten, waren 1,60 m breit. Es kann sich also nur um eine kleine Gemeinde von höchstens 50 Mitgliedern gehandelt haben (nur Männer, Frauen waren bei diesem Kult ausgeschlossen). Die Ausgrabungsergebnisse waren in mehr als einer Hinsicht überraschend. Man fand hier keine Spur, nicht das kleinste Bruchstück von dem üblichen großen Hauptkultbild des stiertötenden Gottes, das überall an der Rückwand des unterirdischen Heiligtums angebracht ist. Behn nimmt an, daß dieses Bild, ohne das wir uns eigentlich kein Mithräum denken können, hier überhaupt nicht vorhanden gewesen sei. Indessen könnte man auch an eine leicht zerstörbare Wandmalerei denken wie zum Beispiel im Mithräum von Capua, worauf Cumont (Journal des Savants, März 1927) aufmerksam gemacht hat. — Die Rolle des in Dieburg nicht gefundenen Stierreliefs möchte Behn vielmehr einer kleinen, nicht ganz 1 m im Quadrat messenden Bildplatte zuschreiben, die allerdings in jeder Hinsicht das überraschendste Fundstück dieser Ausgrabungen ist, ja überhaupt in ihren zwei Hauptdarstellungen ohne Beispiel in der Kunst dieser Religion. Das Material ist hellroter Sandstein. Die Platte war, wie die beiden Zapfenlöcher beweisen, um ihre senkrechte Achse drehbar, um die Bilder der beiden Seiten im Kultus sichtbar zu machen, wie auch sonst bei mithrischen Reliefs. Die auf beiden Seiten wiederholte Inschrift bezeichnet das Werk als eine Familienstiftung des Bildhauers Silvestrius Silvinus (*artis quadratariae*), der wohl auch der Künstler war, seines Bruders aus der Schusterzunft (*artis sutoriae*) Silvestrius Perpetus und des Enkels (vermutlich des ersteren) Silvinius Aurelius. — Betrachten wir zunächst die Rückseite. Im Rundbild, fast die ganze Fläche ausfüllend, ist dargestellt die aus Ovid bekannte Szene, wie Phaëthon seinen Vater Helios um den Sonnenwagen bittet, mit dem er dann durch sein Ungeschick die Welt in Brand setzt. Die fast klassisch-schön zu nennende Darstellung, die nimmermehr ein bescheidener Bildhauermeister in dem kleinen römischen Grenzstädtchen so erfinden konnte, erfordert die Annahme eines klassischen Vorbildes. Behn hat es gefunden in einem (nur in Nachzeichnungen überlieferten) Wandgemälde hellenistischer Herkunft im Goldnen Hause Neros in Rom. Auch die Mithraslegende bezeichnet den Weltbrand als das Ende aller Dinge. Dann wird Mithras kommen und richten! Behn erkennt in diesem Bilde (S. 22) 'die erste und bisher einzige Darstellung der eschatologischen Vorstellungen des Mithrastums'. — Die Vorderseite zeigt 13 rechteckige Felder. Das große Hauptbild ist von 12 kleineren Darstellungen umrahmt, die die Legende des Gottes erzählen, auf keiner bisher bekannt gewordenen Mithrasskulptur in solcher Ausführlichkeit. Von den

häufiger überlieferten Szenen finden wir wieder: Die Felsgeburt des Gottes, ferner das sog. Moseswunder: Mithras, den Wasserquell aus dem Felsen schlagend (Behn deutet dieses Bild übrigens auf den Ähren schneidenden Gott; bisher unbekannt in der Legende und auch der Darstellung nach nicht zwingend!), Mithras, den Stier zum Opfer schleppend (das Stieropfer selbst fehlt auch hier wieder), Mithras und Sol, das heilige Mahl über dem geopferten Stiere haltend, und schließlich die Himmelfahrt der beiden Götter. Endlich haben wir auf dem Dieburger Bilde zum erstenmal eine Darstellung der mithrischen Trinität: aus einem Baumstamme wachsen drei Äste, von denen jeder in einen Kopf ausläuft, der mit der phrygischen Mütze des Mithras gekrönt ist, unzweifelhaft der *τριπλάσιος Μίθρας*, von dem wir bisher nur durch eine zufällige Schriftstellernotiz wußten. Mit Recht hebt Behn (S. 15) die Bedeutung dieses unscheinbaren Bildchens für die christliche Dogmengeschichte hervor, daß nämlich 'das Mithrastum dem Christentum in der Festigung des Dogmas vorausgegangen ist'. Mindestens um 100 Jahre ist das Dieburger Bild älter als die dogmatische Entscheidung über die Trinität durch das Konzil von Nicäa. Das siegreiche Christentum hat derart gründlich mit der schriftlichen Überlieferung seines gefährlichsten Nebenbuhlers aufgeräumt, daß wir nun aus allerlei kümmerlichen Resten ein Bild von Legende, Ritus und Liturgie dieser Religion zusammensuchen müssen. — Die größte Überraschung ist aber das Mittelbild der Vorderseite: Mithras mit flatterndem Mantel zu Pferd, als Jäger mit dem Bogen schießend, von drei Hunden begleitet in gestrecktem Galopp durch den Wald reitend (angedeutet durch einen Baum). Dieses Bild ist zur Zeit noch ohne Beispiel in der ganzen mithrischen Kunst, von zwei verwandten Darstellungen ebenfalls aus dem Odenwaldgebiet (Osterburken und Neuenheim bei Heidelberg) abgesehen. Man könnte fragen, ob hier wirklich Mithras gemeint sei; allein die beiden typischen Nebenfiguren des Gottes, die Fackelträger Cautes und Cautopates, lassen keinen Zweifel über die Deutung der Hauptperson. Es ist Mithras, aber ein ganz besonderer. Um es kurz zu sagen: Behn erblickt in ihm die Hypostase des Germanengottes *Wodan*, und ich bekenne, von seinen Ausführungen überzeugt zu sein. Daß der persische Gott auf seinem Siegeszug durch die römische Welt überall die herrschende Ortsgottheit, wenn sie ihm nur einigermaßen ähnlich oder verwandt war, in seine stets wandelbare Erscheinungsform aufgenommen hat, ist bekannt. Mithras zeigte sich von einer grenzenlosen Anpassungsfähigkeit. Das war ein Vorteil, aber auch eine Schwäche dem Christengott gegenüber. Auf semitischem Boden wurde er eins mit dem jeweils verehrten Baal, auf hellenischem mit Helios, in Rom mit Sol, Jupiter und Merkur. 'Eine ungeheure Synthese!' (Cumont, Die Mysterien des Mithras S. 177.) Ebenso bekannt ist, daß die Römer unseren Wodan mit ihrem Mercurius gleichsetzten. Warum also sollte auf dem Gebiete des römischen Odenwaldes Mithras den Himmelsgott der Landesbewohner von sich gewiesen haben, der als Mercurius Cimbrius und Cimbrianus, d. h. als Germanengott Wodan auf dem Michelsberg bei Heidelberg, auf dem Greinberg bei Miltenberg und im Kastell Stockstadt am Main sein Altäre hatte? Eine ganze Reihe von Merkurbildern, von denen sich Reste im Dieburger Mithräum gefunden haben, macht die Verehrung Wodans auch hier an sich schon wahrscheinlich. Die Dieburger Darstellung des wie der wilde Jäger des Odenwaldes dahinbrausenden Mithras läßt darauf schließen, daß auch die Germanen zur Verehrung des Weltgottes herangezogen wurden, indem man ihnen im Bilde zeigte, wie beide Gottheiten doch eigentlich eines und dasselbe seien.

BERICHTE

AUSLANDSKUNDE: ENGLISCH (PHILOSOPHIE UND PÄDAGOGIK)

Von Walter Hübner

Die Überzeugung von der Eigenart und inneren Geschlossenheit der englischen Philosophie erfährt eine wesentliche Stütze durch die 'Geschichte der englischen Philosophie' von E. von Aster(1). Von Bacon, der die vorangehenden Denker überholte und eine neue Linie einleitete, bis zu J. St. Mill und über ihn hinaus zeigt sich eine einheitliche Denkrichtung der Nüchternheit und Klarheit, der Zergliederung der Komplexe in ihre Elemente, der Abneigung gegen weite Perspektiven und verschwimmende Konturen, gegen die Synthese der 'Systeme'. Der Mensch und sein Bewußtseinserleben, das Leben der Gesellschaft, also die nächstliegenden, nicht die höchsten und letzten Fragen sind Gegenstand der Spekulation, die Psychologie und die Nationalökonomie demgemäß die eigentlichen Gebiete, praktische Beherrschung der Tatsachen ist das Ziel. In dem wichtigsten Gegensatz des neuzeitlichen Denkens, dem Empirismus und Apriorismus, kommt der englischen Philosophie das geschichtliche Verdienst zu, den Standpunkt der Erfahrungsphilosophie mit allen Folgerungen auf dem Gebiet der Erkenntnis und der Ethik konsequent entwickelt zu haben. Dem Nachweis dieser These ist die Darstellung der einzelnen Gedankenkonstruktionen gewidmet, die nach einem schnellen Überblick über die mittelalterliche Philosophie mit Bacon, dem ersten seinem Wesen nach national-englischen Philosophen, einsetzt. Seine Probleme wie die des Hobbes und Locke hängen eng mit der Geschichte und geistigen Haltung des Landes zusammen. Bei Bacon und Hobbes wird das Prinzip der Erfahrung aufgestellt und zu praktischen und theoretischen Folgerungen geführt; Locke begründet die durchgebildete Erkenntnistheorie des Empirismus und bahnt damit die Auflösung an, die neue praktische Folgerungen auf dem Gebiet der Naturphilosophie, Theologie und Morallehre zieht. Im Gegensatz zu Else Wentscher (vgl. N. Jahrb. I 426 f.), die neben der Hauptrichtung des englischen Denkens in der Linie von Herbert von Cherbury bis Carlyle eine besondere, 'intuitionale' Unterströmung des Spiritualismus erkennen will, legt v. Aster in ihre Lehren nicht so viel logische Systematik hinein, wie es meistens geschieht; ihr Philosophieren ist mehr ein Politisieren im weiteren Sinne als reine Erkenntnislehre. Selbst Berkeley ist mehr humanitär gerichteter Theologe als Platoniker. Natürlich erschöpft sich die Entwicklung nicht in einer Richtung; eine platonisierende Metaphysik ersteht bei Cudworth und der Cambridger Schule, eine Gegnerschaft der Skepsis Humes bei Reid, eine Gegnerschaft J. St. Mills bei Hamilton. Das ist natürlich, da die englische und kontinentale Philosophie an dem gemeinsamen Baum des abendländischen Denkens, dessen Wurzeln das griechische und römische Geistesgut und das mittelalterliche Christentum bilden, gewachsen sind und in der Neuzeit die fortschreitende Verzweigung mitgemacht haben. Die Verbundenheit des abendländischen Denkens ist einer der Hauptgegenstände jeder Darstellung einer Nationalphilosophie. Die Darstellung v. Asters zeichnet sich durch Klarheit und Übersichtlichkeit aus und verschmäht auch nicht Inhaltsangaben, die zur Einführung gut geeignet sind. Die Verflochtenheit der philosophischen Spekulation mit der allgemeinen Geistesgeschichte, namentlich mit der Dichtung, die gerade in England einen erheblichen Anteil an der praktischen Lebensphilosophie hat, hätte man gern etwas mehr berücksichtigt gesehen.

So kommt z. B. Milton als theologischer und philosophischer Denker gar nicht zu Worte, obgleich diese Seite seines Werkes die neuere Forschung wiederholt beschäftigt hat. M. A. LARSON tritt überzeugt und beredt für 'THE MODERNITY OF MILTON'(2) ein und erklärt den Dichter für einen der größten Begründer der modernen Welt. Seine Metaphysik hat uns eine Erklärung des Lebens gegeben, in dem abschließende Lösungen vorliegen. Er war mehr Hellenist und Stoiker als Christ, denn sein Denken, insbesondere seine Ethik ist griechisch-rationalistisch und nicht christlich-dualistisch. Seine Grundanschauungen zeigen allerdings einen Wandel; nach 1655, nach Enttäuschungen und Niederlagen, nähert er sich in 'Paradise Lost', 'Paradise Regained' und 'Samson' mehr und mehr christlicher Resignation, während in seiner ersten Zeit das religiöse Interesse und insbesondere das puritanische Denken wenig hervortritt. Dogmatisch wird er aber auch in den späteren Werken nie; die Ethik des 'Paradise Lost' ist in weitem Ausmaße aristotelisch, seine Metaphysik pantheistisch, seine praktisch-religiöse Botschaft ebenso philosophisch wie christlich, und was christlich an ihr genannt werden kann, ist mehr aktiv gerichtet als spekulativ. Seine politische Theorie bahnt Rousseau, der französischen Revolution und der amerikanischen Verfassung, überhaupt allen liberalen Regierungsformen den Weg; seine Haltung in der Ehescheidungsfrage ermöglicht die Theorien von Godwin, Shelley, Meredith, Whitman, Shaw, Edward Carpenter und findet in der Gesetzgebung des heutigen Rußlands die erste Verwirklichung; seine Dichtung ist der vollendetste Ausgleich zwischen Persönlichkeit und poetischer Botschaft. So reicht sein unmittelbarer Einfluß überall bis in die Gegenwart und in mancher Beziehung noch über uns hinaus, da er Lösungen von Lebensfragen vorzeichnet, an denen wir noch arbeiten.

Der praktisch wichtigste Beitrag Miltons zu den neuen Staats- und Gesellschaftsformen wird bei Larson aus einem weltanschaulichen System erklärt, an dem die antike Philosophie einen bedeutenden Anteil hat. In welchem Maße die vorangehende abendländische Geistesgeschichte, insbesondere die englische, demokratische Ideen vor- und ausgebildet hatte, wird aus dem Buche des Soziologen G. P. GOOCH, 'ENGLISH DEMOCRATIC IDEAS IN THE SEVENTEENTH CENTURY' deutlich, dessen Neuauflage H. J. LASKI besorgt hat(3). Im XVI. Jahrh. liegt der Anfang. Die Reformation war individualistisch in ihrem Denken, und wenn Montesquieus bekannte Gleichsetzung des Katholizismus mit dem Wesen der monarchischen und des Protestantismus mit dem der republikanischen Staatsform auch übertreibt, so liegt ihr doch ein richtiger Gedanke zugrunde. Calvin zieht als erster politische Konsequenzen aus der neuen Lehre von dem Naturrecht und erhebt den Menschen zum Richter nach eigenem Gewissen. Aber erst nach der Reformation entwickelt die staatsrechtliche Theorie ein klares System. Das Republikanertum der Hugenotten blieb noch bloßes Gedankensystem ohne die Absicht praktischer Verwirklichung; höchstens irgendeine Form der Volksvertretung wagt man in dem royalistischen Frankreich zu fordern. Auf englischem Boden erst werden ernstere Konsequenzen gezogen. Von dem Bauernaufstand im J. 1381 bis zu Wat Tyler erscheinen Umsturzversuche, die die Theorie anregen. In gründlicher Verarbeitung des literarischen Materials zeigt Gooch das Wachsen der demokratisch-liberalen Ideen unter Jakob I., in Neuengland, im schottischen Presbyterianismus, bei den 'Levellers', den Kommunisten der englischen Revolution, den Republikanern des Commonwealth, den Baptisten und Quäkern und dem einflußreichen Systembildner Harrington auf. Das Buch ist ein konzentrierter, inhaltreicher Wegweiser durch einen der wichtigsten Abschnitte der englischen Geistesgeschichte zum Verständnis der großen modernen Staatengebilde.



In andrer Richtung liegt der immer noch wesentliche Einfluß der 'Humanisten' Carlyle, Ruskin, Emerson, Matthew Arnold, J. St. Mill und Spencer, die J. M. Robertson in dem Buche 'Modern Humanists Reconsidered (4) in der Beleuchtung unserer Zeit betrachtet, nachdem er ihnen vor einem Menschenalter schon unter dem Titel 'Modern Humanists' eine Darstellung gewidmet hatte. Das ältere Buch konnte die behandelten Denker sämtlich als 'highly influential teachers' bezeichnen und erweisen; das neue kann von einer allgemeinen heutigen Abneigung gegen das Lehren und Predigen in Büchern sprechen. Mill und Spencer konnten gelesen werden und Einfluß ausüben, solange die Welt an den Gegenständen beteiligt war, die sie behandeln. Sie vergingen sich am wenigsten gegen die Vernunft und waren deshalb verläßlich und lesbar, wenn auch trocken. Carlyle und Ruskin dagegen verloren sich in den Wolken ihrer eigenen Konstruktionen und sind deshalb für die heutige Welt endgültig abgetan. Besonders Carlyle hat es dem Verfasser angetan. Er kam in die Welt wie Coleridges alter Matrose, 'determined to hold it with his glittering eye'; seine mit vibrierender Stimme verkündete Botschaft aber war nicht auf geschichtliche Wahrheit gegründet, sondern ein halbpoetischer Aufruf zum Interesse an der Geschichte; keine Philosophie und Lebensführung, sondern 'Literatur'. Denn ein Künstler mit seinen Vorzügen und Fehlern ist er doch, wie Robertson zugeben muß. In diesem Punkt zeigt sich auch gleich der Grund für das Unzulängliche in der Beurteilung des sechs großen Männer durch den Verfasser. Er sucht Vernunft und Systematik und liebt die Poesie als etwas Besonderes, Abseitiges, von dem aus Lösungen von Lebensfragen aber nicht versucht werden dürfen. Daher seine Anerkennung für Mill und Spencer, denen er hierin nahesteht, und das Unrecht seines Urteils gegenüber Carlyle, Ruskin und auch Arnold, bei denen die Poesie Substanz und nicht Schmuck ist. Die einzelnen Studien sind umfassend und durch die Originalität des Urteils sehr anregend; sie bleiben aber letzten Endes doch subjektiv wegen des Fehlens eines wissenschaftlich einwandfreien Maßstabes.

Das Interesse für die englische Erziehung ist eine der bezeichnendsten neueren Blickrichtungen der Schule; Max Deutschbein stellt in seinem Hamburger Vortrage (vgl. N. Jahrb. IV 1928 S. 582ff.) in der vom unterrichtlichen Standpunkt aus getroffenen Auswahl der Wertsphären die erziehlichen Ideale neben das politische Leben und die Literatur. Während bisher eine Belehrung nur in verstreuten Aufsätzen gesucht werden konnte, liegt jetzt in der 'Geschichte der englischen Erziehung' von Bruno Dressler (5) zum erstenmal eine gründliche Zusammenfassung des weitschichtigen und gerade bei einem so individuell entwickelten Erziehungssystem wie dem englischen schwer zu übersehenden Materials vor, für die wir dankbar sein müssen. Die Fülle des Stoffes erforderte eine bedeutende Fähigkeit zu ordnen und übersichtlich darzustellen, geschichtlichen Sinn und Verständnis für die Fragen der Gegenwart. Dreßler erfüllt diese Forderungen in hohem Maße. Die Einteilung ist übersichtlich, das Quellenmaterial wird ausgiebig angegeben, ohne die Darstellung zu belasten oder zu verwirren, und ein eingehendes Namenregister ermöglicht das Nachschlagen. Die Geschichte der englischen Erziehung beginnt mit der Christianisierung, die sofort neben den Kloster- und Domschulen ein Volksschulwesen begründete. Auf einen schnellen Aufstieg folgt ein schon unter Alfred einsetzender Verfall bis zu dem wohltätigen Einfluß der normannischen Eroberung, der die Adelserziehung zum Ideal des gesamten Volkes, nicht nur eines bevorzugten Standes machte und damit einen Wesenszug der englischen Erziehung begründete. Das beginnende Nationalbewußtsein führt im XIV. Jahrh. zum Kampf gegen die Kurie und gegen das Französische als Unterrichtssprache; Bischof Wykehams Schule in Winchester macht die Internatserziehung zum Erfordernis aller höheren

Schulbildung. Die Renaissance, besonders Ascham, bildet das Gentleman-Ideal immer klarer heraus, Mulcaster kümmert sich um die Lehrerbildung und fordert sogar schon Elternabende im heutigen Sinne, Milton und Locke fördern die Theorie bedeutend, der Puritanismus beeinflußt die Praxis namentlich nach der religiösen Seite (Stellung der Bibel im englischen Schulwesen) und bringt ein starkes erziehliches Ethos in die Familienerziehung. Die Abschnitte über die Entwicklung der Familienerziehung, in denen Dreßler sich als Schüler Schückings erweist, sind besonders beachtlich. Das XVIII. Jahrh. ist erziehungsfreudig; die Journalisten, Romandichter und Philosophen — unter diesen namentlich Shaftesbury — sind in der Theorie und Praxis durch ihren Einfluß erkennbar, ohne jedoch umgestaltend zu wirken. Durch das XIX. Jahrh. wird dann der Weg weitergeführt bis zu den heutigen Reformversuchen in der Cambridger Perse-School und zu Sanderson von Oundle. Nach dieser Darstellung der höheren Schulerziehung folgt eine Übersicht über die Entwicklung der Elementarerziehung, der Berufs- und Erwachsenenerziehung. Ein Schlußkapitel versucht eine Wesensbestimmung des Erziehungsideals. Die Universitätserziehung wird leider nicht in die Betrachtung einbezogen. Es liegt auf der Hand, das der erste Versuch auf einem so großen Gebiet noch nicht auf alle Fragen Antwort geben kann; namentlich die letzte Aufgabe jeder erziehungsgeschichtlichen Darstellung, die innere Verknüpfung mit den großen geistesgeschichtlichen Schichtungen, wird der Forschung noch manches Problem stellen. Dreßlers Buch wird aber fortan als Bereitstellung des Materials grundlegend sein und den Ausgangspunkt für die Arbeit an Einzelfragen bilden müssen. Für die wichtige Renaissanceperiode liegt eine beachtliche Ergänzung des von Dreßler Gebotenen in einer Arbeit von Margarete Rösler vor, die das 'Leben und Lernen in England im XV. und XVI. Jahrhundert'(6) zum Gegenstand hat und namentlich durch die soziologische Fragestellung aufschlußreich ist.

Die schnell bekannt gewordene 'Short History of Education' des Londoner Pädagogikprofessors J. W. Adamson(7) ist auch im wesentlichen eine Darstellung der englischen Entwicklung, wenn auch mit Ausblicken auf die Theorie und Praxis in den mitstrebenden kontinentalen Ländern. Sie ist mehr eine Geschichte der Theorien in der herkömmlichen Art — während das Wertvolle an Dreßlers Buch gerade das oft weit hergeholte Material über die Praxis ist —, als solche aber eine gediegene Darstellung, deren gedanklicher Reichtum trotz aller Kürze den ausgezeichneten Kenner des Gebietes verrät. Adamson berücksichtigt auch die Hochschulerziehung, die in ihrer Eigenart gerade in England so viel bedeutet, und die heutigen Fragen der Kleinkindererziehung und Jugendbewegung, der Fortbildungs- und Berufsschulbildung, der Prüfungen an höheren Schulen, der Erwachsenenbildung in einer Form, die eine rasche Orientierung über die Probleme ermöglicht, bevor man an das eingehendere Studium von Spezialfragen geht.

Eine solche Teilaufgabe hat sich Ch. Birchenough in seiner 'History of Elementary Education'(8) gestellt, in der die Entwicklung des Volksschulunterrichts in England und Wales von 1800 ab dargestellt wird. Trotz der Forderung Lockes, den armen Kindern in Arbeitsschulen Anleitung in Handarbeiten wie Spinnen und Stricken und religiöse Unterweisung zu geben, geschah nichts für ihre schulmäßige Ausbildung. Die Sonntagsschulen konnten kaum ernsthafte Arbeit leisten. Voltaire und Rousseau waren gegen eine öffentliche Volksschule, Turgot dafür, ebenso Adam Smith, Paine, Godwin, Malthus. Whitbreads Parlamentsantrag (1807) fiel durch. Aber die Gründung karitativer Gesellschaften gewann dem Gedanken eines öffentlichen Elementarunterrichts mehr und mehr Boden, Lancaster und Bell entwickelten

das 'Monitorial System', der Sozialist Owen entwarf einen Schulplan und gründete selbst eine Schule nach den Grundsätzen Pestalozzis. Allmählich erkannte der Staat seine Verantwortlichkeit an, aber der Kampf zwischen den christlichen und weltlichen Ansprüchen auf Betreuung des Volksschulwesens dauerte noch bis 1902. Diese Entwicklung zeigt der Verfasser in eingehender, aus den Quellen geschöpfter und gut belegter Darstellung auf. Der erste Teil seines Buches behandelt die äußere Entwicklung des öffentlichen Elementarschulwesens, der zweite die innere Geschichte des Klassenunterrichts und der Lehrpläne als Ausfluß der pädagogischen Theorien, der dritte die äußere Stellung und die Berufsausbildung der Lehrer. Gegenüber der ersten Auflage von 1914 ist die äußere Geschichte und die geänderte Problemstellung der Nachkriegszeit mit einbezogen und das Material für eine Beurteilung der heutigen Forderungen einer Neuorganisation des Volksschulwesens bereitgestellt. Statistische Tabellen über die Kosten des Unterrichtswesens, die Verteilung der männlichen und weiblichen Lehrkräfte, die Besuchsziffern der Lehrerbildungsanstalten, die Gehälter u. a. erhöhen den Wert des inhaltreichen Buches.

Eine Überschau über das gesamte gegenwärtige Unterrichtswesen Englands ist uns jetzt durch das mit amtlicher Unterstützung hergestellte umfassende Sammelwerk 'The Schools of England'(9) ermöglicht, in dem unter der Redaktion des Londoner Professors J. D. Wilson 27 Aufsätze der ersten pädagogischen Autoritäten über ihre Spezialgebiete zusammengestellt sind und zu dem der gegenwärtige Präsident des Board of Education die Vorrede geschrieben hat. Das Buch ist ausdrücklich für ausländische Forscher bestimmt, die sich über die einzelnen Zweige des Unterrichtswesens — Volksschulwesen, höhere Schulen, Lehrerbildung, militärisches Unterrichtswesen — zu unterrichten wünschen. Die Aufsätze sind knapp und klar geschrieben, nicht mit Problematik überladen, sondern auf Darstellung des Zieles und der Formen der Erziehung in den einzelnen Zweigen bedacht. Tabellen, Diagramme und Literaturangaben ermöglichen dem, der tiefer schürfen will, ein eingehendes Studium. Ein einleitender Aufsatz des Herausgebers über 'The Schools and the Nation' sucht den allgemeinen Rahmen zu spannen und die Grundlagen der öffentlichen Unterrichtsorganisation zu erläutern. Die Bedeutung des Buches, dessen Inhalt hier nur in diesen allgemeinen Strichen angedeutet werden kann, liegt auf der Hand, wenn der Unterrichtsminister in seiner Vorrede von den Mitarbeitern sagen kann, daß 'they have succeeded in what they set out to do, to write a popular introduction to the study of English education'.

Auch der von einem Ausschuß unter Vorsitz des inzwischen verstorbenen Lord Haldane abgefaßte Bericht 'The Next Step in National Education'(10) erfordert unsre Beachtung. Der Ausschuß hatte keinen amtlichen Charakter oder Auftrag, sondern war aus dem freiwilligen Zusammenschluß einer Reihe hervorragender Männer zum Studium der Probleme der nationalen Erziehung entstanden. Sein Bericht muß als eine Ergänzung der Vorschläge gewertet werden, die das amtliche 'Consultative Committee' dem Board of Education unterbreitet hat. Zwei Hauptfragen sind Gegenstand der Reformvorschläge: erstens die Verbesserung des Unterrichts der Kinder zwischen 11 und 14 Jahren, zweitens die Beschulung der Jugendlichen zwischen 14 und 16 Jahren. Mit 11 Jahren soll der elementare oder vorbereitende Unterricht aller Kinder abgeschlossen sein; in diesem Alter soll ein für alle gemeinsamer 'post-primary course' beginnen, der pflichtmäßig bis zum Alter von 15, wahlfrei bis zu dem von 16 Jahren dauern, nach örtlichen Verhältnissen und den späteren Berufsabsichten differenziert sein, überall aber einen gehörigen Teil von Handarbeit im Lehrplan haben soll. Höchstens 25% aller Kinder über 11 Jahre sollen in höhere Schulen der jetzigen



Art übergeführt werden, der Rest geht in die neue Mittelschulform mit differenziertem Lehrplan über. Die Reformvorschläge werden eingehend begründet, geschichtlich unterbaut und mit interessantem Material aus einigen Dominions und den Vereinigten Staaten belegt. In diesen Begründungen und Erläuterungen liegt für uns Fernstehende ein größerer Wert als in den praktischen Vorschlägen, weil sie in weitem Ausblick über die angelsächsische Welt eine Reihe von Problemen aufzeigen, die auch uns beschäftigen.

Das schottische Erziehungssystem und seine Geschichte zeichnet A. Morgan in dem Buche 'Rise and Progress of Scottish Education'(11). Eine Verordnung Jacobs IV. von Schottland aus dem Jahre 1496 leitete eine große pädagogische Tradition ein, die freilich noch nicht sogleich praktisch einsetzte, sondern des starken Impulses, der von John Knox ausging, bedurfte. Von 1696 ab wurden fast in jedem Kirchdorf Parochialschulen gegründet, die aus öffentlichen Steuern unterstützt wurden, Elementarschul- und sogar schon höhere Schulbildung vermittelten und 20 bis 30% ihrer Absolventen zur Universität entließen. Weder die Dorfschulen noch die 'burgh schools' (städtische Lateinschulen) oder die 'academies' (mit freierem Lehrplan als dem der altsprachlichen burgh schools) kannten eine Bevorzugung einzelner Gesellschaftsklassen. Ihre Zucht war spartanisch streng, ihr Aufbau demokratisch. So bildet sich also viel früher und stärker als in England eine feste Form des staatlichen Schulwesens heraus, der es zu verdanken ist, daß auch heute die Anforderungen bezüglich der Lehrervorbildung und der Leistungen der Schulen festere Normen und Formen haben. Das Buch gibt in knapper und klarer Form über die Entwicklung und den heutigen Stand des schottischen Schulwesens Auskunft.

Ein Gegenstück zu dem festgefügten Schulwesen eines kleinen Landes wie Schottland ist die Vielgestaltigkeit in einem Gebiete wie den Vereinigten Staaten von Amerika, und aus diesem Grunde war es bisher trotz des verbreiteten Interesses an dem pädagogischen Leben der Staaten nur wenigen möglich, eine Einheit und einen gemeinschaftlichen Willen in der Vielgestaltigkeit zu erkennen. Es muß deshalb lebhaft begrüßt werden, daß G. Kartzke, der wohl der beste Kenner Nordamerikas unter den deutschen Anglisten sein dürfte, eine zusammenschauende Darstellung des 'Amerikanischen Schulwesens'(12) gewagt hat. Er ist sich des Bedenklichen dieses Titels bewußt, glaubt ihn aber rechtfertigen zu können, weil in den einzelnen Erziehungssystemen der Staaten infolge eines starken Strebens nach Einheitlichkeit die gemeinsamen Züge doch deutlich erkennbar sind. Der Vorzug des Buches besteht gerade darin, daß die große Linie trotz der Vorführung eines erstaunlich reichhaltigen Materials deutlich erkennbar bleibt. Die Erziehung zu tätigen, intelligenten, hinreichend ausgerüsteten Staatsbürgern ist das Ziel, von dem aus die Mannigfaltigkeit der Formen übersehbar und verständlich wird. Die Elementarschule erzieht die Kinder und bringt ihnen ausreichende Kenntnisse bei. Die High School und das College erreichen ihr erziehliches Ziel, nicht aber die an die Kenntnisse zu stellenden Anforderungen, weil sie an der Zwiespältigkeit einer abgeschlossenen Bildung für die Masse ihrer Besucher und der Universitätsvorbereitung für eine kleine Zahl leiden. Bei diesem Punkt setzt die neue Junior High School ein, von der viel zu erwarten ist. Dem Verf. steht ein so reiches Material zur Verfügung, das er in Übersichten, Tabellen und Anhängen ausbreitet, daß man über keine Einzelfrage ohne zuverlässige Belehrung bei ihm anklopft. Seine Darstellung des inneren Lebens der verschiedenen Schulformen, die er aus langjähriger eigener Tätigkeit an vielen von ihnen kennt, ist lebensvoll und überall von gesunder Kritik begleitet, wie sie nur der praktische Pädagoge, dem die Probleme aus

täglichem Erleben vertraut sind, geben kann. Eine Liebe zu dem Gegenstand und zu dem Lande tritt überall zutage, ohne den Schilderer aber blind gegen das Schwache zu machen. Wer mit unsern heimischen Schul- und Hochschulverhältnissen zu tun hat und an ihrer Fortentwicklung arbeitet, wird bei Kartzke auf Schritt und Tritt die Fragen finden, an denen wir wie jene arbeiten, und von seinen kritischen und vergleichenden Ausblicken praktischen Gewinn für die eigene Arbeit davontragen. Das Buch ist eine Leistung von hohem wissenschaftlichem Wert.

1. E. v. Aster, Geschichte der englischen Philosophie (Die Handbibliothek des Philologen, hrsg. v. Th. Engwer). Leipzig, Velhagen & Klasing 1927. 215 S. Geb. 7.60 *RM*.

2. Martin A. Larson, The Modernity of Milton. Chicago, The University of Chicago Press 1927. VIII, 277 S. 2.75 £.

3. G. P. Gooch, English Democratic Ideas in the Seventeenth Century. Second Edition by H. J. Laski. Cambridge University Press 1927. X, 315 S. 10/6 net.

4. J. M. Robertson, Modern Humanists Reconsidered. London, Watts and Co. 1927. VI, 200 S. 7/6 net.

5. Bruno Dressler, Geschichte der englischen Erziehung. Leipzig, B. G. Teubner 1928. VIII, 340 S. Geb. 10.— *RM*.

6. Margarete Rösler, Leben und Lernen in England im XV. und XVI. Jahrhundert. Englische Studien Bd. 61, S. 321ff. und Bd. 62, S. 328ff.

7. John William Adamson, A Short History of Education. Second Impression. Cambridge University Press 1922. XI, 371 S. 15/- net.

8. Charles Birchenough, History of Elementary Education in England and Wales from 1800 to the Present Day. Second Edition. London, W. B. Clive 1927. VI, 514 S. 6/6 net.

9. The Schools of England. Edited by J. Dover Wilson, with a Preface by Lord Eustace Percy. London, Sidgwick and Jackson Ltd. 1928. XX, 388 S. 18/- net.

10. The Next Step in Education. Being the Report of a Committee Consisting of The Rt. Hon. the Viscount Haldane, R. F. Cholmeley, Percy Alden, F. W. Goldstone, Sir Benjamin Gott, A. Mansbridge, Professor T. P. Nunn. London, University Press 1927. VIII, 232 S. 3/6 net.

11. Alexander Morgan, Rise and Progress of Scottish Education. Edinburgh, Oliver and Boyd 1927. XI, 234 S. 10/6 net.

12. Georg Kartzke, Das amerikanische Schulwesen (Handbuch für höhere Schulen, hrsg. v. R. Jahnke und F. Behrend). Leipzig, Quelle & Meyer 1928. VIII, 226 S. Geb. 10 *RM*.

STREIFZUG DURCH DIE NEUE ENGLISCHE LYRIK

Von Karl Arns

Nach Paul Selver (Literatur, Okt. 1927, S. 42) ist es schwer, über den Stand der heutigen englischen Lyrik etwas Günstiges zu schreiben. Vor einigen Jahren war es ihm (übrigens in der Einleitung zu meinem Buche 'Britanniens neue Dichtung', Münster 1923) noch möglich, die lyrische Bewegung ihren Tendenzen nach darzustellen; den beschränkten Kreis, den die dreigliedrige Familie Sitwell bildet, bezeichnet er als die einzige Gruppe, die überhaupt noch programmatisch auftritt. Und nur selten findet er ein lyrisches Talent, das eigene Wege geht und ohne Reklame vorwärts kommt. Bei den beiden 'hoffnungsvollsten Persönlichkeiten unter den jüngeren Lyrikern' — F. V. Branford und Roy Campbell — bedauert er, daß sie immer noch auf eine Fortsetzung ihrer glänzenden Anfänge warten lassen. Gewiß ist Selver einer der besten in England lebenden Kenner der englischen Gegenwartslyrik, gewiß ist Branford ein Dichter, der in der metallenen Kraft seiner Diktion eine von visionärer Gedankenfülle durchglühte Schönheit erzielt, gewiß ist Roy Campbell ein kraftvoller Lyriker, der, angewidert von der müden Unrast der alten Welt, lebensvolle und symbolstarke Verse gestaltet, obwohl er mit der grobkörnigen, galligen, brutalen 'südafrikanischen Satire': 'The Wayzgoose' (London, Cape) keine großen dichterischen Eindrücke erreicht. Aber neben ihnen wirken noch Dichter, die ebensowenig unschöpferische Epigonen sind wie sie

und in letzter Zeit keineswegs geschwiegen haben. Es seien hier nur als ein Jüngerer WILFRED ROWLAND CHILDE und als ein Älterer W. B. YEATS genannt. Auch in seinen neuen Versen 'The Country of Sweet Bells' (London, Gay & Hancock) erweist sich der katholische 'Poet Laureate of Leeds' als ein schöpferischer Neupräraffaelit; die Grundstimmung ist die gleiche geblieben wie in seinen früheren Gedichten, aber der Klang der 'lieblichen Glocken' ist reiner geworden, die Farbenpracht der alten, verträumten Städte, die mit ihren goldenen Türmen in die klare, blaue Morgenluft ragen, ist nicht mehr so grell, und oft überrascht Childe durch eine gedankentiefe Symbolik, wenn er z. B. die Natur in Thompsonscher Art vergeistigt. Die neuen Verse des Nobelpreisträgers von 1924 W. B. Yeats, 'The Tower' (London, Macmillan), überraschen durch das Fehlen aller okkultistischen Gelehrsamkeit sowie der überladenen Farben- und Bilderpracht und schweren Symbolik, trotzdem gefallen sie in ihrer musikalisch wohlklingenden Diktion und künstlerisch gefügten Form. Stofflich am auffallendsten ist das stark hervortretende autobiographische Element, insbesondere die Klage über das Alter und das Echo des irischen Bürgerkrieges. Yeats verleugnet auch hier nicht die aristokratische Pose und die echt lebendige keltische Phantasie, die frei macht von allem Irdischen und Sinnlichen; der irische Humor ist ihm auch hier versagt, der Politiker scheint hier mehr hervorzutreten, als es sonst seine Art ist. Wenn er hier inspiriert ist, dann wohl eher von Donne als von dem in England wieder sehr kultivierten Blake, den sonst niemand mehr anerkennt und verstanden hat als gerade Yeats.

Auch die SITWELLS bereiten uns mit ihren neuen dichterischen Gaben keine Enttäuschung. Sacheverell S. gibt uns in den ersten 25 Gedichten seiner Sammlung 'The Cydar Feast and other Poems' (London, Duckworth) reine, bildstarke, sinnvolle, formvollendete Lyrik, während die anspruchsvolleren größeren, in freien Versen geschriebenen Gedichte wieder ziemlich unverständlich sind trotz Stellen von ragender poetischer Schönheit. EDITH S. führt uns in ihrer 'Elegy on Dead Fashion', dem ersten, umfangreichsten Stück ihrer 'Rustic Elegies' (London, Duckworth), die verschwundene viktorianische Zeit in seltsamen Figurinen vor Augen, im letzten Stück; 'Prelude to a Fairy Tale', macht sie noch häufiger Gebrauch von manierierten Wendungen und grotesken Gestaltungen, und am schwersten zu genießen ist das Mittelstück, 'The Hambone and the Heart', mit seiner schon im Titel angedeuteten krampfhaften Symbolik. OSBERT, das männlichste Temperament der Familie, der immer wieder die Verlogenheit der modernen Zivilisation anklagt, wird sogar liebenswürdig in der Satire seines neuen Versbuches 'England Reclaimed' (London, Duckworth), als ob er Abbitte tun wollte für die maßlos ironischen Kriegsgedichte der ersten Kriegsjahre; in diesen 'Eklogen' ruft er Kindheitserinnerungen wach und verlebendigt eine Reihe köstlicher Figuren aus dem Landleben in anheimelnder Holzschnittmanier. Osbert S. ist robuster als die Mystikerin Edith S., in deren dreidimensionalem 'höherem Sensualismus' etwas intensiv Fieberhaftes liegt, während SACHEVERELL S. stets eine irgendwie betonte klassische Haltung bewahrt und fast nie so sprunghaft wird in Logik und Gedankenverbindung wie seine älteren Geschwister, so wenigstens zeichnet R. L. Mégroz die Physiognomie der immer noch umstrittenen 'Three Sitwells' (London, The Richards Press), die uns mit ihren neuen Versen nicht enttäuschen, nach der guten wie nach der schlechten Seite hin, die ankämpfen gegen alle Konvention und doch sich in die Vergangenheit zurückzufühlen wissen. Ihr ursprüngliches Hauptprogramm gegen die epigonenhaften, von keinem inneren Feuer durchglühten Reimereien der jüngeren 'Georgier' scheint erfüllt, ihr Kampf nach dieser Richtung scheint gegenstandslos geworden zu sein, diese 'Jüngeren' sind ziemlich erledigt!

Von den älteren Georgiern ist Walter de la Mare die ursprünglichste und stärkste Begabung. Aber seine neuen Kindergedichte mit dem entwaffnenden Titel 'Stuff and Nonsense' (London, Constable) erfüllen nicht ganz die Erwartung, die man an den Verfasser von 'Peacock Pie' knüpfen durfte, sie sollen für jung und alt gleich genießbar sein, aber für den Erwachsenen sind sie zu naiv, zu bizarr, zu absurd; das Kindergemüt mag an dem hier in Szene gesetzten lustigen Lärm seine Freude haben. Die elfenhafte Phantasie de la Mares blickt auch durch diese Verse. Hoffen wir, daß der Dichter uns bald die längst fällige ernsthafte Lyrik vorlegt im Geist und Stil der von atmosphärischer Übersinnlichkeit umflossenen, von zartem phantastischem Glanze umschimmerten 'Veil Poems'.

Eine ganze Reihe von Dichtern hat es in letzter Zeit für nötig gehalten, ihre Gesamtproduktion in 'Gesammelten Gedichten' Revue passieren zu lassen. Wir erwähnen nur Robert Graves und G. K. Chesterton. Graves gibt uns in seinen 'Poems' (London, Heinemann) einen Überblick über seine Lyrik von 1914 an: er ist ein Experimentator in Stoff und Form, er versucht sich in schlichten Kindergedichten, dann wieder tastet er in metaphysischen Dunkelheiten, auf verworrene abgeschmackte Reimereien folgen menschlich wahre und gedankentiefe Verse, von schmerzvollem Eigenerlebnis ist das eine Gedicht inspiriert, in kühler Gehirnarbeit das andere konstruiert. Graves Stoff und Form sind typisch für den chaotischen Zustand der modernen englischen Lyrik.

Chestertons 'Collected Poems' (London, Palmer) liegen jetzt dankenswerterweise im stattlichen Umfange von 364 Seiten vor, obwohl manches fehlt, wie z. B. die Gedichte von der 'Queen of Seven Swords', wo er seiner Liebe zur Schmerzenskönigin so innigen Ausdruck gibt. Der Lyriker Chesterton, falls er nicht, wie in den 'neuen Gedichten', nur Journalistik und Zeitsatire mit klugen Wortwitzen und treffsicheren Pointen bietet, ist uns lieber als der Verfasser der metaphysisch eingestellten Detektivgeschichten, als der durch das Paradoxon verblüffende Essayist, obwohl man ihn bei uns vorwiegend als solchen kennt und schätzt. Seine Balladen offenbaren eine großartige Farbenpracht und eine aus den tiefsten Quellen schöpfende Sprachgewalt. Seine Lyrik mag wie seine Prosa oft grotesk und exzentrisch anmuten, aber blutleer ist sie nie.

Den größten buchhändlerischen Erfolg hatte mit seinen dichterischen Erzeugnissen jüngst Humbert Wolfe, besonders mit 'Requiem' (London, Benn) und mit 'This Blind Rose' (London, Gollancz). Das erste 'Epos' ist eine nicht von hellem Optimismus durchleuchtete Lebensschau, das Schicksal ist dem Dichter eine gewaltige, unentrinnbare Macht, aber lauter als dieser sich immer wieder meldende düstere, dumpfe Klang ist doch der reine Ruf der Menschlichkeit: die 'Verlierer' und 'Gewinner', die beiden Kategorien, in die Wolfe seine menschlichen, allzumenschlichen und übermenschlichen Charaktere einteilt, stehen zum Schluß gleichberechtigt und gleichverpflichtet da. Seine seltsamen Visionen versichtbart er in wechselnden Metren und unbekümmerten Reimen. Ein 'poet of noble affirmatives' ist er in den Gedichten von der 'blinden Rose', auch hier spiegelt sich die Zerrissenheit und Depression unserer Zeit wider. Er ist problematisch, ohne wie so manche 'Jüngste' alles nur pessimistisch zu negieren. Ohne oberflächlich zu werden, ohne eine bestimmte religiös oder philosophisch fundierte Weltanschauung zu vertreten, ohne sich zur rein mystischen Schau zu erheben, wirkt er doch immer irgendwie als ein 'philosophischer' oder 'religiöser' Dichter, der dem nicht übergroßen Bedürfnis des Engländers nach Innenschau und seinem Verlangen nach einem Optimismus irgendwelcher Art zu entsprechen scheint. Das mag das 'Geheimnis' seiner Erfolge sein. Was er bietet, ist doch echte Dichtung, die Selvers summarisches Urteil zum mindesten zweifelhaft erscheinen läßt.

Mit Recht findet Wolfe seinen Platz in Henry Newbolts Sammlung 'New Paths on Helicon' (London, Nelson). Dieses Buch ist keine Anthologie in gewöhnlichem Sinne. Das erweist wenigstens der 'Commentary' am Schluß, eine begrüßenswerte Zusammenfassung literarischer Porträts, zweitens die Tatsache, daß allzu bekannte Namen und Zierden jeder Anthologie wie Hardy, Bridges, Kipling, Thompson u. a. bewußt übergangen werden, drittens der Umstand, daß eine beträchtliche Reihe lyrischer Wegbereiter und eigne Wege Gehender wie Charlotte Mew, Roy Campbell, Peter Quenell, Edith Sitwell hier aufmarschieren, obwohl Epigonen wie Squire, Shanks, Turner natürlich nicht fehlen. In der neuen englischen Lyrik führen doch 'neue Pfade zum Helikon' trotz Selvers Pessimismus! Solche neuen Wege weisen freilich nicht Anthologien wie I. C. Squire 'The Cambridge Book of Lesser Poets' (Cambridge, University Press), wo die 'Größen' dritten und vierten Grades von 1849 bis 1919 auftauchen, oder St. John Adcock 'The Bookman Treasury of Living Poets' (London, Hodder & Stoughton), wo neben den Kolonialen alle möglichen Gelegenheitsdichter zu Worte kommen. Wegbereiter und Epigonen findet man nebeneinander wieder in den 'Best Poems of 1927' (London, Cape) von Thomas Moult. Jedes Jahr sucht Moult aus Zeitungen und Zeitschriften die nach seiner Ansicht 'besten' Gedichte von Engländern, Iren und Amerikanern aus, leistet damit für die Literaturgeschichtschreibung eine wertvolle Vorarbeit und trägt damit zur Entdeckung manches sonst verborgen bleibenden Lyrikers bei.

SAMUEL BUTLER DER JÜNGERE

Von Karl Arns

Die beiden älteren Romanautoren, welche auf die moderne englische Romandichtung den tiefgehendsten Einfluß ausgeübt haben, sind Henry James (1843—1916) und Samuel Butler (1835—1902). Von dem Amerikaner James, der seit seinem 27. Lebensjahre in London seßhaft geworden war und zu Beginn des Weltkrieges das englische Bürgerrecht erwarb, stammt die sogenannte Methode der 'Epischen Standpunktteleskopie', die Methode der indirekten, die traditionelle Allgegenwart des Autors ausschaltenden Erzählung, in der die Ereignisse so berichtet werden, wie die Figuren sie nach der Auffassung des Autors geschaut und empfunden haben. Die beiden großen 'Eduardianer' John Galsworthy und Joseph Conrad haben in der Beziehung von James gelernt, auch Englands gegenwärtig beliebtester Romanschriftsteller Hugh Walpole verwendet gelegentlich die Methode des 'point de vue'. Am folgerichtigsten aber führt sie Maurice Baring durch, der bedeutendste katholische englische Epiker der Moderne. James hat auch den 'psychologischen Realismus' im englischen Gegenwartsroman aufs nachhaltigste beeinflußt, in dem die Wertschätzung des Psychologischen bekanntlich einen ungewöhnlich hohen Grad erreicht hat. Außerdem hat er nach dem Urteil Fehrs der jüngsten kritisch neurealistischen Schule das große Thema gestellt, indem er das Hinüberwachsen des ruhigen, selbstsicheren viktorianischen in das unruhige, alles zersetzende georgische Zeitalter zum Gehalt seines späteren Romanwerkes machte. Sein vergebliches Bemühen um eine exakte wissenschaftliche, analysierende Methode macht seine Romane nur noch für den Gelehrten und Spezialisten genießbar.

Auch die 'trockene Sachlichkeit' Samuel Butlers des Jüngeren (so genannt, um ihn vom Verfasser des 'Hudibras' zu unterscheiden) macht diesen unvergleichlich vielseitigen Autor für uns Heutige recht schwer lesbar, obwohl er seiner Zeit weit vorausgeeilt ist und als Zeitgenosse der Viktorianer in der Beurteilung oder vielmehr



Verurteilung des Viktorianismus durchaus modern anmutet. Die literarische Jugend von 1905 bis in den Weltkrieg hinein hat sich von seinen Ideen genährt. Shaw hat ihn seinen 'geistigen Nährvater' genannt, er ist aber auch das Ideal und Idol des Nachkriegsgeschlechtes, das ihn bewundert als 'Befreier aus den Banden des überlieferten Dogmas, der gesellschaftlichen Tyrannei, als furchtlosen Erlöser der Individualität, als sorgsam tröstenden Deterministen, als zynischen Spötter'. Und doch starb dieser Mann, der Philosoph, Biologe, Hellenist, Romanautor und Maler in einer Person war, so gut wie unbekannt. Dem deutschen Literaturfreund wird er kaum dem Namen nach bekannt sein, ebenso wie Henry James. Doch ist er für uns viel anziehender als der Amerikaner und ist für die neue englische Geistigkeit viel tonangebender, ist er auch in der Form oder vielmehr Formlosigkeit des modernen englischen Romans, sofern dieser die Gestalt der 'life-novel' annimmt, das vielnachgeahmte Vorbild geworden. Diese Lebensromane oder biographischen Erzählungen, die ein ganzes Menschenleben oder ganze Generationen zu umreißen suchen, richten sich auch im Stofflichen nach Butlers autobiographischem Roman '*The Way of All Flesh*'. Dieser mitleidlose Angriff auf alle viktorianischen Ideale in der Religion, der Erziehung und im Familienleben ist wegweisend für alle Jüngsten, die der großen Tradition den Kampf angesagt haben und immer wieder das Thema vom Kampfe der Jungen gegen die Alten abwandeln. Insbesondere der englische Gegenwartsroman, der die Zersetzung des Familienlebens zum Vorwurf hat, macht sich die Formulierung Butlers zu eigen, dem die Familie nur das Überbleibsel des Prinzips ist, welches mit mehr Folgerichtigkeit im zusammengesetzten Tier vertreten ist.

Wer Butlers Ideen genauer und umfassender kennen lernen will, muß seine Utopie 'EREWHON' lesen, die jetzt in deutscher Übertragung im Phaidon-Verlag, Wien, erschienen ist als erster Band der geplanten Gesamtausgabe. Wir werden hier in ein Land 'Nirgendwo' *(erewhon = nowhere)* geführt, wo alle Namen und Begriffe auf den Kopf gestellt sind. Wenn in diesem Lande ein Mensch krank oder leidend wird, kommt er vor ein Geschworenengericht. Die Krankheiten werden in Vergehen und Verbrechen eingeteilt. Wenn jemand ein 'Verbrechen' in unserem Sinne begeht, bringt man ihn in ein Spital und pflegt ihn sorgfältig auf Staatskosten. Schlechter Lebenswandel wird für eine Folge unglücklicher Einflüsse vor oder nach der Geburt gehalten. Die 'Aipotuaner' (= Utopianer) messen dem Verbrechen nicht jenes Maß von Schuld bei wie körperlichen Leiden. Die Handelsgeschäfte werden von 'musikalischen Banken' ausgeführt, die verschwenderisch ausgestattet sind und deren Transaktionen von einer nach europäischen Begriffen greulichen Musik begleitet werden. Die Gottheiten, die die Aipotuaner öffentlich anbeten, sind Verkörperungen menschlicher Eigenschaften, wie Gerechtigkeit, Stärke, Hoffnung, Furcht, Liebe, deren Urbilder in einer Region weit jenseits der Wolken ein wirkliches, gegenständliches Dasein führen sollen. Sie glauben an die Präexistenz der Seele, ja sogar, daß es eine Tat ihres freien Willens in einem früheren Zustande sei, wenn sie überhaupt auf diese Welt kommen. An den 'Hochschulen der Unvernunft' wird das System der 'Hypothetik' gelehrt, d. h. die Fähigkeit, sich eine Gruppe vollkommen fremder und unmöglicher Verhältnisse vorzustellen und verständig auf die Fragen zu antworten, die sich aus ihnen ergeben. Die Aipotuaner glauben nicht, daß der Mensch der beherrschende Geist und die Maschine nur der Diener der Menschen ist; sie glauben, daß die Maschine nur diene, um zu herrschen. Daher haben sie alle Maschinen abgeschafft, um sie nicht zu Herrschern werden zu lassen. Die Randbemerkungen des Verfassers lassen deutlicher als die Zustandsschilderung selbst diese scheinbar abstruse, aber tiefere Gedanken verhüllende Utopie

in Swiftscher Manier als eine Parodie auf alles Herkommen erkennen, wie es sich Butler in dem an sich und nur an sich glaubenden viktorianischen System verkörpert. Diese Aipotuaner, welche Eigentum, Recht und Ehe organisieren, sind nur verkappte Viktorianer, denen trotz aller hohen Zivilisation die seit Generationen vererbten 'irrigen Anschauungen' im Blute liegen. Der Exkurs über die Maschinen ist eine Satire auf die rohe Form, in der die Evolutionstheorie zuerst angenommen wurde. Daneben finden sich auch Exkurse über den Darwinismus selbst: der Professor der Botanik beweist, daß es keinen Unterschied zwischen Tier- und Pflanzenreich gebe, daß beide einen gemeinsamen Stammbaum hätten, daß der Keim aller Lebewesen derselbe sei. In anderen Schriften hat Butler seinen Standpunkt zum Darwinismus genauer präzisiert; er lehnt die natürliche Zuchtwahl in ihrer mechanischen Ausdeutung ab, fügt in Darwins System ein vitalistisches Element ein, formuliert das Leben als einen sich erinnernden Stoff, lehrt den Gedanken der schöpferischen Evolution, den Shaw ihm entlehnt und in 'Zurück zu Methusalem' zu dramatisieren versucht hat. Daneben finden wir in 'Erewhon' mehr oder minder versteckte Angriffe auf die anglikanische Kirche und das organisierte Christentum überhaupt, die Aipotuaner sollen nicht nur zu guten Christen, sondern auch zu einer guten Einnahmequelle für die Aktionäre gemacht werden; an einer Stelle wird die Theologie als ein den Sinn für jedes Göttliche umnebelndes System ganz unzweideutig gebrandmarkt. Noch offenkundiger ist die Schmähung jedes Familiensinns als einer 'zwangsweisen Zuneigung', die bei den Aipotuanern der Ausdruck für die höchste Seelennot ist. Ganz unverhüllt ist die vernichtende Kritik an den Schulen jeder Art, die den geistigen Überschwang eindämmen, anstatt ihn zu fördern. Schließlich macht Butler auch einen Vorstoß auf das dem Viktorianismus heilige Ideal des 'gentleman', vergebens versichert uns Butler, nicht lästern zu wollen, wenn er sein Beispiel das beste aller Evangelien nennt, und greift damit Galsworthy vor, der den Begriff einer ernsthafteren Kritik unterwirft, während ein Jüngerer, J. D. Beresford, dieses auch dem modernen Engländer noch unantastbare Ideal gänzlich zertrümmert.

Das sind die zersetzenden Ideen, die Butler hier in trockener, unmerklich ironischer Art vorträgt, mit denen er bei seinen Zeitgenossen natürlich keinen Anklang fand, durch die er aber die junge Vorkriegs- und noch mehr die Nachkriegsgeneration aufrüttelte. Am meisten verdankt ihm Shaw, dem Chevalley (Le roman anglais de notre temps) fast jede Originalität abspricht. Das neue Evangelium Shaws soll dem Gedankenarsenal Butlers nahezu restlos entnommen sein: Die Schmähung der Armut, als ob sie ein Laster wäre, die Frau als angreifender Teil im Kampfe der Geschlechter, die Tyrannei des Familienlebens, der deprimierende Einfluß der freudlosen Pflichterfüllung in der Erziehung wie im Leben, die schöpferische Evolution, die Rassenveredelung usw. Dadurch wäre Shaw als ein führender Sprecher der neuen englischen Geistigkeit seines Nimbus so ziemlich entkleidet. Shaw ist freilich in der Entgötterung der Welt vielleicht noch weiter gegangen als Butler, in dem doch irgendwie ein Verlangen nach Glauben, nach Metaphysik wach ist. Und die jüngsten Solipsisten und Egozentristen legen ihr Seelen- und Triebleben rückhaltloser offen als Butler, der oft genug eine gewisse Reserve übt, eine gewisse Scham an den Tag legt. Der keusche Ton des viktorianischen Romans ist in ihren Werken verstummt. Aber der Viktorianismus, gegen den sie sich so energisch aufgelehnt haben in diesem 'age of interrogation and disillusion' wie gegen jede Konvention überhaupt, beginnt allmählich wieder zaghaft Einzug zu halten in die neueste englische Literatur. Die ironische Haltung gegenüber dem Viktorianismus beginnt sich in Sympathie umzuwandeln. Viktorianer

wie Trollope, Jane Austen, Tennyson u. a. m. erleben zur Zeit eine Art Wiederauferstehung. Man besinnt sich in England auf die große viktorianische Zeit, die wahrhaft groß war trotz aller naiven Selbstsicherheit und optimistischen Selbstzufriedenheit, an die großen Männer jener Zeit, an deren Größe gemessen so manche Jüngste wie Zwerge erscheinen. Der Spätviktorianer (chronologisch, nicht gesinnungsgemäß gefaßt) Butler steht an Geistesgröße wenigen der großen echten Viktorianer nach, er ist ein wirklich origineller Kopf und tiefer Denker, dessen Schaffen sich freilich zumeist in destruktiver Skepsis erschöpfte, der wenig Material zum Aufbau in der Hand hatte. Die Auseinandersetzung mit ihm lohnt sich, wenn man ihn auch weltanschaulich ablehnen muß. Ein großer ästhetischer Genuß ist die Lektüre seiner Bücher allerdings nicht, er schreibt ohne Wärme, ohne dichterischen Schwung. Seine verschrobene Ironie, sein bizarrer Humor sind nicht nach jedermanns Geschmack. Aber Geist steckt fast hinter allem, was er sagt. Die erste deutsche Gesamtausgabe seiner Werke wird jeder willkommen heißen, der sich für englische Geistes- und Sozialgeschichte irgendwie interessiert.

GESCHICHTE: DIE HISTORISCHE PERSÖNLICHKEIT

Von Franz Schnabel

Über den Wert der Persönlichkeit in der Geschichte ist schon viel geschrieben und diskutiert worden, ohne daß man zu einer Einigung gelangt wäre. Am feinsten von allen Historikern hat den Ausgleich zwischen persönlichen und allgemeinen Kräften im geschichtlichen Leben ohne Zweifel Jacob Burckhardt verspürt, dessen geschichtstheoretische Schrift, die sein erster Herausgeber 'Weltgeschichtliche Betrachtungen' benannt hat, jetzt in billiger Volksausgabe vorgelegt worden ist, nachdem Burckhardts Werke nunmehr für den Nachdruck frei geworden sind (1). Wie man weiß, ist das Buch aus Vorlesungen entstanden, die Burckhardt nach seiner Art sorgfältig ausgearbeitet hatte, aber dann nicht der Öffentlichkeit übergab, indem er sich vielmehr mit dem Vortrag von seinem Katheder herab begnügte. Die Vorlesungen hat damals Friedrich Nietzsche gehört, und es ist ja eines der feinsten Probleme der Nietzsche-Biographien, wie aus der abwägenden Wertschätzung der großen Persönlichkeit, die in Burckhardts Geschichtsauffassung zu finden ist, der 'Übermensch' des Philosophen geworden ist. Die 'Weltgeschichtlichen Betrachtungen' Burckhardts stellen sich als ein Bekenntnisbuch dar über Sinn und Eigenart der Geschichtschreibung; oft betont der große Historiker seine unphilosophische Art und seinen Gegensatz gegen Hegel, die Anschaulichkeit ist ihm das erste Erfordernis für den Geschichtschreiber. Immer wieder kommt er auch auf das zentrale Problem über das Verhältnis des Einzelnen zum Allgemeinen zu sprechen, die historische Größe ist der Gegenstand, auf den Burckhardt in allen seinen Werken immer wieder zurückkommt, das Wesen der historischen Persönlichkeit wird in dem vorliegenden Buche noch in eigenen Kapiteln zusammenfassend behandelt.

Auf Jacob Burckhardt ist es denn auch letzten Endes zurückzuführen, wenn die geschichtliche Wissenschaft der Gegenwart mit besonderem Interesse der Frage entgegentritt, wie der Sinn für Persönlichkeit und individuelles Menschentum sich in der abendländischen Geschichte entwickelt hat. In der 'Kultur der Renaissance' findet sich ja das berühmte Kapitel, das von der 'Entdeckung der Welt und des Menschen' handelt. Die Abwehr gegen dieses Kapitel hat in der Tat die erste Anregung dazu gegeben, daß man immer systematischer und entschiedener in den Quellenwerken des



Mittelalters und der Renaissance nach jenen individuellen Zügen sucht, aus denen man hinter dem Schleier der farblosen Latinität die Charaktere der handelnden Gestalten wie die Beobachtungsgabe der darstellenden Schriftsteller feststellen kann. Nachdem vor 20 Jahren Max Kemmerich zuerst von diesem Standpunkte aus mit der Sammlung des Materiales begonnen hat, ist in der Zwischenzeit viel Licht gebreitet worden über die Geschichte des literarischen Porträts. Unter den lebenden Historikern ist es jetzt besonders Walter Goetz, der — unmittelbar angeregt von Jacob Burckhardt — das ihm unterstellte Institut für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig in die Dienste vor allem dieses Forschungsproblemes gestellt hat und die Ergebnisse solcher Untersuchungen in der stattlichen Serie seiner 'Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance' veröffentlicht. In dieser Reihe sind in letzter Zeit abermals treffliche Monographien erschienen. So hat Hermann Gmelin die großen florentinischen Geschichtschreiber der Renaissance auf ihre Personendarstellungen hin durchgesehen und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß Machiavelli auch in dieser Hinsicht der modernste Mensch ist, während Guicciardini seine literarischen Porträts gerne nach allgemeinen moralischen Sentenzen formt(2).

Den großen italienischen Geschichtschreiber, den man als den frühesten an der Spitze dieser Reihe vermuten sollte, Giovanni Villani, behandelt Ernst Mehl in einer eigenen umfassenden Studie, die das große Geschichtswerk nach seinem geistigen Gehalte durchsucht und dabei wertvolle Beiträge zum Wandel der Weltanschauung auf der Grenze von Mittelalter und Renaissance beibringt(3). Sehr fein entwickelt der Autor, wie Giovanni Villani mit allen wesenhaften Elementen seines geistigen Seins dem Mittelalter entstammt, wie er aber seine und seiner Gestalten persönliche Züge so scharf und lebhaft und mit so besonderer Anteilnahme zu geben vermag, wie dies kaum einem mittelalterlichen Schriftsteller möglich gewesen ist. Man braucht nur zum Vergleich eine mittelalterliche Vita heranzuziehen, etwa das Leben des Bischofs Otto von Bamberg, welches Adolf Hofmeister vor einigen Jahren in guter lateinischer Ausgabe herausgebracht hat und von dem er nunmehr eine gute deutsche Übersetzung vorlegt(4). Er bemüht sich dabei, in einem eigenen eingehenden Anhang gerade das Problem, von welchem wir hier sprechen, zu behandeln und die bildlichen Darstellungen Ottos von Bamberg zu vergleichen mit den Nachrichten, die wir sonst noch von dieser Persönlichkeit besitzen; ein individuelles Bild ergibt sich aus alledem keineswegs, wie sehr man auch heute bemüht ist, das Schablonenhafte der mittelalterlichen Darsteller zu leugnen. Wie weit man jedoch andererseits in der Entwerfung eines Lebens- und Charakterbildes aus frühmittelalterlicher Zeit gelangen kann, zeigt die Studie, die Fritz Eichengrün der seltsamen Persönlichkeit Papst Silvesters II. gewidmet hat(5). Er zeichnet den Mann, dessen Gedankenwelt tief, einheitlich und in sich geschlossen ist und ihn hinausdrängt zur Tat, indem sie also auch sein persönliches Leben formt. Die Arbeit ist aus sicherer Quellenkenntnis und mit trefflicher Beherrschung der schwierigen geistesgeschichtlichen Probleme geschrieben. Ähnliches ist auch von der Abhandlung zu sagen, welche Herbert Grundmann dem Abte Joachim Floris gewidmet hat(6). Es sind Vorarbeiten für die geplante kritische Ausgabe der Schriften dieses spätmittelalterlichen Denkers; die spiritualistischen Bewegungen des XIII. und XIV. Jahrh. erhalten von dieser Persönlichkeit aus eine neue Beleuchtung. Wie sehr man übrigens aus Quellen und Dokumenten der äußeren Kultur das Bild einer Persönlichkeit gewinnen kann, zeigen die Nachlaßinventare von Florentiner Staatsmännern, die Walter Bombe aus den Archiven ausgehoben und bearbeitet hat(7).

Alle diese Studien über den mittelalterlichen Menschen und die Auffassung, die

er von sich selbst hatte, gipfeln jetzt in dem monumentalen Werke, welches PERCY ERNST SCHRAMM den Bildnissen der deutschen Kaiser widmet und mit dem die von Walter Goetz soeben neu begründete Sammlung 'Entwicklung des menschlichen Bildnisses' sehr glücklich beginnt(8). Der Herausgeber eröffnet die Reihe mit grundsätzlichen Ausführungen über die verschiedenen Ziele der kunstgeschichtlichen und der geistesgeschichtlichen Betrachtung, und man wird feststellen dürfen, daß nichts diese Erörterungen besser verdeutlichen kann als die Methode, die Schramm in seinen Untersuchungen durchführt. Die Vorarbeit war ihm dabei sehr erleichtert, indem Max Kemmerich die Sammlung des bildlichen Materiales schon früher geleistet hat. Schramm gibt in einem prächtigen Tafelbande in Auswahl die Reihe der nachweisbaren Kaiserbilder nach den Münzen, Siegeln, Miniaturen, während der Textband einen Kommentar zu den einzelnen Bildern bringt, in welchem alle Daten über Herkunft, Zustand und historisch-kritische Bewertung zusammengetragen sind. Eine Einleitung betont die Gesichtspunkte, die für den Historiker bei diesen neuartigen Untersuchungen die wesentlichen sind: daß er es nämlich hier mit Geschichtsdenkmälern, nicht mit Gegenständen für Stilkritik oder ästhetischen Genuß zu tun hat. Die Porträtähnlichkeit, auf welche Kemmerich den größten Wert gelegt hatte, wird verneint, der Quellenwert in erster Linie in der Kaiseridee gesehen, die aus den Bildnissen spricht. Ob die Einzelbeschreibung der Bilder durch Heranziehung der literarischen Quellen nicht noch hätte gewinnen können, wäre wohl noch zu prüfen; in seiner überaus sorgsamen und eindringlichen Sonderstudie über die zeitgenössischen Bildnisse Karls des Großen, die schon früher erschienen ist, hat der Verfasser in der Tat eine Fülle von urkundlichen und literarischen Quellen herangezogen. Das große Werk, von dem wir sprechen und das ohne Zweifel einen neuen Abschnitt in der Geschichte unserer Wissenschaft und ihrer Probleme darstellen wird, reicht bis zum Jahre 1152; eine Fortsetzung scheint geplant zu sein.

Noch eine weitere, dritte Sammlung hat Walter Goetz jetzt begründet, die speziell für Quellenpublikationen zur Geistesgeschichte bestimmt ist. Der vorliegende erste Band ernthält Leonado Bruni Aretinos, des Humanisten, philosophische Schriften in sorgsamer Edition von HANS BARON(9). Eine wertvolle Einleitung zeichnet den Gelehrten auf dem Hintergrunde des Florentiner Bürgertums und würdigt ihn vor allem als Stilisten, weil im schönen ciceronianischen Stile die ganze Persönlichkeit des Humanisten sich verloren hat. Aus dem deutschen Humanismus stellen wir als Kontrastfigur Georg Agricola daneben, dessen Biographie ERNST DARMSTAEDTER geschrieben hat(10). Schon Goethe ist den Spuren des seltsamen Mannes bewundernd nachgegangen. Das biographische Material ist dürftig, der Schwerpunkt liegt auf der Besprechung der Werke, die der Verfasser sorgsam zusammenstellt und nach ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung im Zusammenhang mit der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft kennzeichnet.

Noch eine weitere Persönlichkeit des XVI. Jahrh., Franz Suarez, hat eine wissenschaftliche Darstellung gefunden. Es ist zwar in dem Buche über Franz Suarez, das HEINRICH ROMMEN geschrieben hat(11), in erster Linie die Staatslehre dieses spätscholastischen Denkers behandelt, aber Persönlichkeit und Umwelt, aus denen die Theorie erstanden ist, finden ausreichende Berücksichtigung. Das Buch ist sehr gründlich und gediegen, der Verfasser kennt nicht nur die Werke dieses schreibfleißigen Jesuiten, sondern beherrscht auch die juristische Begriffswelt und die weitgedehnte moderne Literatur zur Geschichte der allgemeinen Staatslehre. Die Auseinandersetzung mit dieser Literatur gibt dem Buche eine besondere grundsätzliche Bedeutung

und führt zu allseitiger Beleuchtung wichtiger Probleme, wie Wesen, Ursprung und Ziel des Staates. Ein Gegenstück zu diesem, dem katholischen Süden gewidmeten Buche stellt aus dem gleichen Zeitalter für den protestantischen Norden das Werk von Otto Brandt über Heinrich Rantzau, den nordischen Humanisten, dar(12). Brandt, der nach seinen früheren Werken heute als der beste Kenner der schleswig-holsteinischen und überhaupt der nordischen Geschichte gilt, gibt in dem vorliegenden neuen Werke die Berichte heraus, welche Rantzau an die dänischen Könige gerichtet hat und die bisher unveröffentlicht im Archiv zu Kopenhagen ruhten. Wir finden darin die Gedanken eines protestantischen Staatsmannes über alle Fragen dieses Zeitalters der Gegenreformation; dem Herausgeber war hiermit Veranlassung gegeben, aus solchem Material zugleich das Lebensbild dieser unvergleichlichen Gestalt zu formen, von seinen Studien zu berichten, seinen Bauten, seiner Bibliothek.

Die 'historische Persönlichkeit' ist im Zeitalter des Absolutismus in die Epoche ihrer höchsten Entfaltung getreten; zahllos sind hier die Dokumente, aus denen der Geschichtschreiber das Wesen historischer Größe studieren kann. Das Politische Testament Richelieus hat jetzt Wilhelm Mommsen für die bekannte Sammlung 'Klassiker der Politik' übersetzt und eine sorgsame, klare Würdigung vorausgeschickt(13). Friedrich dem Großen hat Gustav Berthold Volz mit bekannter kundiger Hand einen neuen Band gewidmet, in welchem eine Fülle von Bildern des politischen und privaten Lebens zu einem bunten Strauße vereinigt sind(14), während eine Friedrichbiographie von Reinhold Conrad Muschler die persönliche Eigenart des Herrschers und seinen Charakter zur Darstellung bringt(15). Seiner Art verwandt und der gleichen Zeit- und Kultursphäre angehörig ist das Buch von Oppeln-Bronikowski: 'Abenteurer am preußischen Hofe'(16). Es sind Persönlichkeiten merkwürdigster Art, die hier über die geschichtliche Bühne und durch das Königsschloß von Berlin wandern, Alchemisten und Astrologen, Spieler und Glücksritter, Kavaliere und Pfeffersäcke, mit den Rosenkreutzern schließt das letzte Kapitel.

In das geistliche Barock führt die Monographie über den Kurfürsten Clemens August von Köln, die von einem berufenen Kenner, Edmund Renard, geschrieben ist(17). Prächtige Bilder aus dem Leben eines prunkvollen, verschwenderischen, kunstliebenden und jagdfrohen Kirchenfürsten werden vor dem Leser entrollt, die Schlösser zu Bonn und Brühl erinnern noch heute an die Tätigkeit dieses Wittelsbachers am Niederrhein. Damit schließlich unter der Rubrik 'historische Persönlichkeit' auch das weibliche Geschlecht nicht fehle, seien die Selbstschilderungen genannt, die Elga Kern unter dem Titel 'Führende Frauen Europas' herausgegeben hat(18). Die Namen sind meist nicht von besonderer Bedeutung, aber die Biographien sind eine wertvolle Quelle für die Geschichte der Frauenbewegung um die letzte Jahrhundertwende; sie geben tiefe Einblicke in die sozialen und geistigen Probleme jener innerlich tiefbewegten Zeit, die — wie wir heute wissen — ahnungslos den größten Erschütterungen entgegenging.

1. Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Leipzig, Alfred Kröner o. J. 3 RM.

2. Hermann Gmelin, Personendarstellung bei den florentinischen Geschichtschreibern der Renaissance. Leipzig, B. G. Teubner 1927. 4.80 RM.

3. Ernst Mehl, Die Weltanschauung des Giovanni Villani. Leipzig, B. G. Teubner 1927. 8 RM.

4. Adolf Hofmeister, Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg. Leipzig, Verlag der Dykschen Buchhandlung 1928. 6 RM.

5. Fritz Eichengrün, Gerbert (Silvester II.) als Persönlichkeit. Leipzig, B. G. Teubner 1928. 4 RM.

6. Herbert Grundmann, Studien über Joachim von Floris. Leipzig, B. G. Teubner 1927. 8 RM.

7. Walter Bombe, Nachlassinventar des Angelo da Uzzano und des Lodovico di Gino Capponi. Leipzig, B. G. Teubner 1928. 3.60 RM.

8. Percy Ernst Schramm, Die deutschen Kaiser und Könige in Bildern ihrer Zeit. Leipzig, B. G. Teubner 1928. 2 Bde. 32 RM.

9. Hans Baron, Leonardo Bruni Aretino. Leipzig, B. G. Teubner 1928. 12 RM.

10. Ernst Darmstaedter, Georg Agricola. München, Verlag der Münchner Drucke 1926. 6 RM.

11. Heinrich Rommen, Die Staatslehre des Franz Suarez. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag 1926. 8.50 RM.

12. Otto Brandt, Heinrich Rantzau und seine Relationen an die dänischen Könige. München und Berlin, R. Oldenbourg 1927. 5 RM.

13. Wilhelm Mommsen, Kardinal Richelieus politisches Testament. Berlin, Reimar Hobbing 1926. 6 RM.

14. Gustav Berthold Volz, Friedrich der Grosse. Berlin, A. W. Hayns Erben [o. J.]. 7.50 RM.

15. Reinhold Conrad Muschler, Friedrich der Grosse. Leipzig, Grunow o. J. 8 RM.

16. Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, Abenteurer am preussischen Hofe. Berlin-Leipzig, Gebrüder Paetel 1927. 8 RM.

17. Edmund Renard, Clemens August, Kurfürst von Köln. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1927. 6 RM.

18. Elga Kern, Führende Frauen Europas. München, Ernst Reinhardt 1928. 7.50 RM.

PHILOSOPHIE: AUS DER BLÜTEZEIT DES DEUTSCHEN IDEALISMUS

Von Karl Weidel

Der heute so entschieden totgesagte deutsche Idealismus erlebt in Wahrheit offensichtlich eine Auferstehung: nicht etwa nur im Sinne einer historischen Ausgrabung, sondern im Sinne einer Weiterentwicklung seiner Grundideen, die durch die hinter uns liegende naturalistische Epoche wohl zurückgedrängt werden konnten, ohne aber in ihrer Lebenskraft beeinträchtigt zu werden. Schon das Kantjubiläum hatte durch eine Flut von Schriften deutlich gezeigt (s. Neue Jahrb. 1925, S. 138/47), wie stark Kants Gedanken in der philosophischen Bewegung unserer Tage weiter wirken. Eine für unsere relativistisch denkende Zeit besonders charakteristische Strömung, Vaihingers 'Philosophie des Als-ob', hat ja Kant geradezu zum Kronzeugen der Fiktionstheorie gemacht.

Die Berechtigung dieser Berufung auf Kant greift aber E. Adickes (1) in einer eindringenden Untersuchung über 'Kant und die Als-ob-Philosophie' energisch an. Er wirft Vaihinger 'unhistorische Vergewaltigungen' vor. Die Deutung der Lehre Kants von den Dingen an sich, von den Vernunftideen und den praktischen Postulaten im Sinne von Vaihingers Fiktionstheorie ist darum unmöglich, weil für Kant die Dinge an sich, Gott, Seele (Ich an sich), Willensfreiheit und Unsterblichkeit niemals den Charakter von Fiktionen, sondern von (wenn auch unerkennbaren) Realitäten gehabt haben. Vaihinger ist hier einer Art optischer Täuschung erlegen, die ihn eine erst von ihm selbst vollzogene Weiterbildung Kantischer Gedanken in Kant selbst hineininterpretieren ließ. Das Recht zu solcher Weiterbildung ist natürlich unbestreitbar. Daraus ergibt sich aber kein Recht, historische Tatsachen im Sinne der eigenen Stellung umzubiegen, so verständlich dies Verfahren psychologisch auch vielleicht sein mag für einen systematischen Denker, der leicht geneigt sein wird, Aussprüche in seinem Sinne zu deuten, wenn sie an die eigene Ansicht anzuklingen scheinen.

Trotzdem Vaihinger selbst (S. 165ff., 588ff.) zugibt, daß nicht jeder Als-ob- und Wie-wenn-Satz im Sinne einer Fiktion, d. h. eines 'zweckmäßigen Gebildes der Einbildungskraft zum Zweck der Erleichterung des wissenschaftlichen Denkens' aufzu-

fassen ist, da es auch ein hypothetisches Als-ob gibt, versteht er doch jedes Als-ob und Wie-wenn bei Kant im Sinne der Fiktion, d. h. als von Kant als unmöglich und unwirklich gedacht. In einer eingehenden Analyse der sprachlichen Form der Fiktion zeigt nun Adickes, wie unberechtigt Vaihingers Meinung ist, daß die Wendungen mit Als-ob und Wie-wenn ohne weiteres als Fiktionen zu deuten seien. Was aber Kants Sprachgebrauch betrifft, so ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Kant vom Standpunkt der theoretischen Philosophie aus damit nur 'die bloße Möglichkeit, die Unsicherheit, Unbewiesenheit, Unbeweisbarkeit' seiner Ideen und Postulate, nicht aber ihre Unwirklichkeit bezeichnen wollte. Eine unvoreingenommene Prüfung der Ausdrucksweise Kants nötigt vielmehr zu dem Schlusse, daß für ihn das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele 'eine *Selbstverständlichkeit* war, die durch alle Kritik an den theoretischen *Beweisen* durchaus nicht erschüttert werden konnte, weil sie in den Bedürfnissen des moralischen Handelns wurzelte und in den Tiefen der Persönlichkeit gegründet war'. Kant ist in bezug auf seine Postulate so unberührt von jedem Zweifel, daß von Fiktionen bei ihm keine Rede sein kann. Mit dem Als-ob will er nur 'das Vorliegen von irgendwelcher Ungewißheit und Unsicherheit von theoretischer Unerkennbarkeit und Unbeweisbarkeit zum Ausdruck bringen'. In den meisten Fällen ist eine Deutung im Sinn der Fiktion geradezu unmöglich, wenn man auf den ganzen Zusammenhang achtet, in dem die Sätze stehen. Von dem unerträglichen Widerspruch, den Vaihinger von Kant behauptet, daß er in dem gleichen Zusammenhang 'bald Gottes transzendentes Dasein als eine Selbstverständlichkeit behauptete bzw. voraussetzte, bald den Gottesbegriff für eine bloße Fiktion, d. h. Unmöglichkeit oder mindestens Unwirklichkeit erklärte', ist in Wahrheit keine Rede, ganz abgesehen davon, daß es bei Kant psychologisch unbegreiflich wäre. Ein Schwanken wäre denkbar, wenn Kant eine Jacobi-Natur gewesen wäre, aber die gleichzeitige Behauptung kontradiktorischer Gegensätze während zweier Jahrzehnte ist eine unmögliche Vorstellung; denn Kant ist weder ein Dummkopf noch ein Heuchler gewesen. Adickes untersucht alle in Frage kommenden Stellen in Kants Schriften. Das Ergebnis ist überall das gleiche: 'die von Kant selbst veröffentlichten Schriften und Aufsätze, wie auch — die nach seinem Tod erschienenen — Fortschritte der Metaphysik enthalten keine einzige Stelle, die fiktional aufgefaßt werden könnte und dürfte, sobald man sie ... aus ihrer engeren oder weiteren Umgebung heraus interpretiert'. Und auch im Opus postumum zwingt keine Stelle zu dieser Auffassung, wohl aber setzt Kant an vielen Stellen 'Gottes und der Dinge an sich wirkliches transzendentes Dasein ausdrücklich' voraus.

Die falsche Deutung Kantischer Ausdrucksweise durch einen Kantforscher von solcher Bedeutung wie Vaihinger läßt den Gedanken vielleicht begreiflich erscheinen, Kants unsterbliche Gedankenwelt, die sich in ihrer spröden Sprache dem philosophisch nicht Geschulten mehr verhüllt als offenbart, einem größeren Kreise dadurch zugänglich zu machen, daß man sie gleichsam umgießt und in 'neues, reines Deutsch' überträgt. Das hat Georg Deycke (2) versucht, von dessen Kantausgabe mir der 5. Band, der die 'Kritik der reinen Vernunft' enthält, vorliegt. Einen ähnlichen Versuch hat schon 1919 Wilhelm Stapel der Öffentlichkeit vorgelegt. Unzweifelhaft hat Stapel recht, wenn er meint, Kants Werk sei nicht nur, wie Kant meinte, eine rein wissenschaftliche Angelegenheit, sondern es hat, genau wie des Kopernikus geniale wissenschaftliche Tat, die größten Folgen für unsere ganze Welt- und Lebensanschauung gehabt, und jeder, der zu einiger Sicherheit in diesen Fragen kommen will, muß sich mit Kant auseinandersetzen. Um das zu erleichtern, sind, da das Studium von Kom-

mentaren die Arbeit verdoppelt, zwei Wege denkbar. Entweder man schließt sich soweit als möglich an Kants Text und seinen Wortschatz an und sucht ihn dadurch auch dem Laien verständlich zu machen, daß man die langen Satzgebilde in ihre Bestandteile auflöst und die zahlreichen Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzt: diesen Weg geht Deycke. Oder aber: man hält sich überhaupt nur an die Gedanken Kants, nicht aber ihren Wortlaut, und sucht sie in lesbarem Deutsch zu umschreiben und da, wo es nötig ist, durch Beispiele zu verdeutlichen: das ist Stapels Verfahren. Und dies scheint mir das bessere. Denn wenn schon einmal Kant 'übersetzt' werden soll, um seine großen Gedanken zum Gemeingut der Gebildeten und vor allem des Auslands zu machen, das sich nur schwer in Kant hineinlesen kann, so ist es besser, sich, wie Stapel es tut, von der Form, die Kant seinen Gedanken gegeben hat, möglichst frei zu machen, da ja bei wissenschaftlichen Leistungen der sachliche Inhalt von der sprachlichen Form gelöst werden kann, ohne ihn, wie beim Kunstwerk, zu vernichten. Die Rückkehr zu Kants Urtext dürfte zudem von Stapels 'Übersetzung' aus leichter sein als von der Deyckes, weil Stapel gewisse für Kant wesentliche Begriffe lieber durch eine Klammer erklärt, als durch neugebildete deutsche Worte ersetzt, die nicht nur ungewöhnlich und ungebräuchlich, sondern auch nicht immer ohne weiteres klar sind. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. An Stelle der Transzendentalen Elementarlehre und der Transzendentalen Ästhetik lesen wir bei Deycke 'Urgesetzliche Grundlagenlehre' und 'Urgesetzliche Sinnenlehre'. Stapel läßt die Kantischen Begriffe stehen und fügt nur zur Erklärung in Klammern bei: 'Lehre von den Grundbestandteilen der Vernunft, durch die eine Erkenntnis aus bloßer Vernunft zustandekommen kann' und 'Lehre von den Anschauungsformen, die durch die Vernunft selbst gegeben sein müssen, wenn Anschauung überhaupt zustandekommen soll'. Das ist zwar wesentlich länger und scheinbar umständlicher, in Wahrheit aber für den philosophisch ungeschulten Leser (und der geschulte braucht ja keine Übersetzung) doch besser; denn er erfaßt so das, was Kant mit jenen Bezeichnungen ausdrücken wollte, klarer als mittels der Wortneubildungen Deyckes.

Die Bemühungen, Kants Gedanken unseren Gebildeten zugänglich zu machen, beweisen am besten, daß sie nicht historisch geworden sind, sondern in der geistigen Bewegung der Gegenwart lebendig weiterwirken und sie klärend und fördernd befruchten. Ein Beitrag in dieser Richtung ist die Schrift von MAX BREITINGER(3) über 'DAS GEMEINSCHAFTSPROBLEM IN DER PHILOSOPHIE KANTS'. In der Gegenwartspädagogik hat sich die fundamentale Bedeutung des Sozialproblems für die Zielsetzung der Erziehung immer stärker durchgesetzt, und im Zusammenhang damit ist man der Entwicklungsgeschichte sozialpädagogischer Gedanken nachgegangen. Für diese Frage ist nun die Stellung Kants von um so größerem Interesse, als er ja seit Herders 'Metakritik' vielfach für den Vertreter eines extremen Individualismus gehalten worden ist, weil man, wie namentlich katholische Philosophen und Pädagogen (Scheler, Willmann), 'Autonomie' mit subjektiver Selbstherrlichkeit gleichsetzte. Zwar spielt die soziologische Betrachtungsweise in Kants Denken keine beherrschende Rolle, wohl aber liegen, wie Breitinger überzeugend nachweist, 'in Kants Philosophie die *Keime* zu den hauptsächlichsten sozialwissenschaftlichen Theorien, die sich in der Folgezeit entwickelt haben, *ungeschieden beisammen*'. Der Gefahr einer atomistischen Gesellschaftsauffassung weicht Kant dadurch aus, daß er die distributive Einheit einer Vielheit für unzulänglich erklärt, weil dann alle einzelnen 'nur ein zusammengelesenes Aggregat' bilden. Erst die kollektive Einheit macht aus den vielen, aus der 'Menge' ein 'Ganzes'. Dem entspricht, daß für Kant der Gesellschaftsvertrag keine absichtliche

Vereinigung sondern die apriorische Vernunftidee der ursprünglichen Solidarität der Individuen bedeutet. Ohne diese käme es überhaupt nicht zu den im geschichtlichen Lebensprozesse sich bildenden konkreten Realisationen. Indem Breitinger Kants Darstellung der wichtigsten Natur- und Kulturgemeinschaftsformen mit Sorgfalt nachzeichnet, zeigt er zugleich, daß Kants scharfes Denken sich auch hier nicht verleugnet, insofern als er wesentliche soziologische Strukturprinzipien und die Grundzüge der später ausgebauten sozialwissenschaftlichen Theorien klar erfaßt hat. Das ist um so erstaunlicher, als diese soziologischen Erörterungen bei Kant immer nur nebenbei erfolgen und er selbst als Persönlichkeit nichts weniger als ein sozialer Typus war.

Im Gegensatz zu Kant wurde Schleiermacher durch die Religion, die im Mittelpunkt seines Denkens stand, von selbst auf die Theorie der Gemeinschaft geführt, und er hat sich mit diesem Problem grundsätzlich auseinandergesetzt. Seine Ideen sind in der philosophischen Pädagogik der Gegenwart vor allem von Jonas Cohn in seinem Werk 'Geist der Erziehung' (1919) aufgenommen und weitergeführt worden. Schleiermachers durchaus synthetische Denkrichtung ließ ihn, wie Hans Holder(4) in einer Untersuchung über 'Die Grundlagen der Gemeinschaftslehre Schleiermachers' zeigt, den von ihm scharf erfaßten Gegensatz von Individuum und Gemeinschaft doch als die aufeinander bezogenen Teilfunktionen eines Lebensganzen erfassen: 'es gibt nichts absolut Gemeinschaftliches, weil jedes auch eigentümlich ist, und nichts absolut Eigentümliches, weil jedes auch in eine Gemeinschaft gehört'. Das Universum ist ihm, im Anschlüß an Leibniz' Philosophie, die Totalität von lauter verschiedenen Wesen, und seine Schönheit beruht darauf, daß diese Wesen eine lückenlose, rhythmische Reihe bilden und daß jedes einzelne Wesen für das Gesamtbild unentbehrlich ist. Und so ist für den Fortschritt der Menschheit beides gleich wichtig: die fortschreitende Differenzierung und das Gemeinschaftsbewußtsein, ohne das die entstehenden Spannungen sich zerstörend auswirken müssen. Endziel der Geschichte ist — ein echt idealistischer Gedanke — die organisch-harmonische Totalität der Individuen, d. h. die Idealgemeinschaft. Sie ist auch für Kants Gedanken über Staat, Völkerbund, Weltbürgerrecht wie überhaupt für den ganzen deutschen Idealismus der geschichtsphilosophische Leitgedanke. Sein Ursprung ist offenbar in der christlichen Reich-Gottes-Idee zu suchen. In der idealen Gemeinschaft, die durch die Erziehung herzustellen ist, ist das naturhaft unbewußt bestehende In- und Füreinander von Einzelwesen und Gesamtheit zum bewußt planmäßigen geworden: das zur Vollendung erhobene Individuum ordnet sich freiwillig in die Lebensgemeinschaft ein, und diese ermöglicht dem einzelnen die volle Selbstentfaltung in ihrer Mitte.

Der deutsche Idealismus ist innerlich stark aufs Erzieherische eingestellt. Kants Traum vom ewigen Frieden, Schillers ästhetische Erziehung des Menschen, Goethes pädagogische Provinz, Herders Humanitätsbriefe, der Neuhumanismus, die Griechenschwärmerei, Pestalozzis erbarmende Liebe, Fichtes neue Menschheit, Jean Pauls hohe Menschen: all das sind nur verschiedene Formen derselben Sehnsucht nach einer Menschenbildung, die alle Barbarei endgültig überwunden hat. Das Wunschbild reiner Menschlichkeit mußte sich von selbst in pädagogische Neigungen und Bestrebungen umsetzen. Kein Wunder, daß die Gegenwartspädagogik bewußt in die Bahnen des deutschen Idealismus wieder zurücklenkt und daß viele seiner Ideen erst heute anfangen sich durchzusetzen. Das gilt vor allem auch von der Lebensarbeit Fichtes, deren Wesen man durchaus richtig erfaßt, wenn man sie, wie das Ernst Bergmann(5) in seinem glänzend geschriebenen Werke 'J. G. Fichte als Erzieher' tut, unter dem Gesichtswinkel der Erziehung zu verstehen sucht. Jede Seite dieses schönen Werkes

ist eine Widerlegung der Lütgertschen These vom 'Ende' des Idealismus. Denn Fichtes Kulturkritik, seine Ausmünzung der Kantischen Vernunftkritik für die Fragen der Erziehung, Erlösung und Wiedergeburt der Menschheit, seine Entdeckung des sozialen Menschen und seiner Bestimmung, das Bild einer deutschen Nationalerziehung in ihrer Bedeutung für unser Volk und die Menschheit sind Ideen, die nichts weniger als nur historisches Interesse für uns haben. Die ungeheuren Umwälzungen, die wir erlebten, haben unser Ohr wieder hellhörig gemacht für ihren unermeßlichen Wert und ihre aufbauende Kraft, und ein Buch, wie das Bergmanns, ist nicht dankbar genug zu begrüßen, weil es uns mit einer erstaunlichen Beherrschung des gesamten Materials den Reichtum dieser gewaltigen sittlichen Persönlichkeit erschließt, die zu den ganz großen Erziehern gehört. Die große Frage Fichtes, wie die wirkliche Menschheit zu dem Idealbild der von ihm geschauten emporgehoben werden kann, brennt auch uns auf der Seele. Fichte kann hier zusammen mit Pestalozzi, den er selbst als 'letzten Retter und Heiland der Menschheit' preist, unser Führer sein, weil er mit glühender Liebe starken Willen und überragende Intelligenz vereint und vor allem, weil er trotz aller Humanitätsbegeisterung in der Tiefe deutschen Wesens eingewurzelt ist. In Fichte vollendet sich die Entwicklung, die mit Luthers Reformationstat begonnen hat: er hat den 'Ruf der Zukunft an die Gegenwart' am deutlichsten vernommen und gangbare Wege gewiesen, die die Menschheit und vor allem unser Volk emporzuführen vermögen zu geläutertem Menschentum und zu jener idealen Kulturgemeinschaft, die in unendlichem Bildungsstreben sich frei und bewußt ihrer Idee immer mehr anzunähern sucht.

Während Bergmann zeigt, wie Fichtes Wesensart ihn dazu drängen mußte, die in ihm gärenden Gedanken nach außen zu entladen und die Wirklichkeit danach umzugestalten, und wie er gerade dadurch der große Erzieher werden mußte, stellt Max Wundt (6) in seinem Buch 'Joh. Gottlieb Fichte, sein Leben und seine Lehre' die Gedankenwelt Fichtes in systematischer Folge dar. Die Einheit der Darstellung, die Bergmann durch den Leitgedanken der Erziehung gewinnt, sucht Wundt innerhalb der einzelnen Gebiete, denen Fichtes Nachdenken galt: der Wissenschaftslehre, der Rechts- und Staatslehre, der Sitten- und Religionslehre zu gewinnen und baut das Gesamtbild des Fichteschen Ideenreiches in seinen einzelnen Provinzen auf. In einer prächtigen Gesamtwürdigung des Philosophen und seiner Lehre am Schluß seines Werkes rechnet Wundt Fichte zu den Propheten unter den Philosophen, nicht zu den spekulativen Schauern: 'Fichte gehört zu den fordernden Naturen; zum Prediger und Erzieher fühlte er sich von Beginn seiner Entwicklung an bestimmt, und eigentlich ist er beides zeit seines Lebens geblieben.' Selbst ganz Willens- und Tatmensch, sieht er in der Tathandlung den letzten Grundbegriff aller Weltdeutung. Sein ganzes Leben hindurch ist Fichte darum auch dem 'Sturm und Drang' verpflichtet geblieben, dem seine Jugend angehört, jener Zeit voll mächtigster Leidenschaft und revolutionären Schwunges, jener Zeit, die dem Reichtum und der Last der Überlieferung die schöpferische Kraft des eigenen Innern entgegenstellte. Für das 'Nach-Denken' einer objektiv gegebenen Wirklichkeit hat er keinen Sinn; er ist keine Epimenides-Natur, sondern ein Prometheus, der frei aus dem eigenen Innern heraus die Zweckgedanken schafft, mit denen er die Wirklichkeit souverän gestaltet, der nicht im Schauen irgendwelches Genügen findet, sondern nur im Fordern und Schaffen. Hier liegt Fichtes Schranke, die erst Schelling und Hegel überwunden haben, indem sie die Welt der Objektivität als gleichberechtigt neben die von Fichte allein anerkannte Welt der Subjektivität stellten. Aber nur so konnte Fichte der Prophet der neuen Zeit werden, die vom Schauen zur Tat, von der Gottverbundenheit des Menschen zur 'Weltfrömmigkeit',

d. h. zur sittlichen Umgestaltung der Welt führte. Er erfaßt das Handeln als die eigentliche Bestimmung des Menschen und stellt 'alles Wissen und Erkennen in den Dienst der großen praktischen Ziele der Menschheit'. Dieser Tatgedanke aber, den Goethe im Schluß des 'Faust' dichterisch gestaltete, ist die schönste Frucht des deutschen 'Sturmes und Dranges', der sich in Fichtes Philosophie vollendete.

Den überzeugenden Nachweis dieser ideengeschichtlichen Verwurzelung Fichtes im 'Sturm und Drang' erbringt ERNST GELPCKE (7) in seiner 'ideengeschichtlichen Untersuchung zur Ergründung der Wurzeln des deutschen Idealismus': 'FICHTE UND DIE GEDANKENWELT DES STURM UND DRANG'. Das Buch bestätigt unsere Behauptung, daß der deutsche Idealismus heute eine Renaissance erlebt, die seine Ideen weiter entwickelt. Denn Gelpcke will mit seinem Buch nicht nur einen Beitrag zur deutschen Ideengeschichte liefern, sondern zeigen, 'daß die der Nachwelt aufgegebenen Ideen in unserer Zeit endlich ihre lang erstrebte Verwirklichung finden können'. Gefühlt hat man den Zusammenhang Fichtes mit dem 'Sturm und Drang' schon immer, aber erst Gelpcke hat den bündigen Nachweis dafür erbracht, indem er einer klaren und gründlichen Wesensschau dieser fruchtbarsten Epoche der deutschen Geistesgeschichte die Deutung des Wesens der Persönlichkeit und Lehre Fichtes aus dem Geist des Sturmes und Dranges heraus folgen läßt. Nur aus der inneren Verwandtschaft beider, die sich in den Grundgedanken sowie in Sprache, Stil und Methode zeigt, erklärt sich, warum Fichte über Kant hinausgehen mußte: zwischen der Gedankenwelt beider besteht, inhaltlich und strukturell, die gleiche Wandlung wie zwischen Aufklärung und Sturm und Drang. Fichte hat, wie Goethe, die geistige Energie besessen, den Weg vom Sturm und Drang über den Idealismus zur Romantik zurückzulegen, die in vielem unmittelbar an den Sturm und Drang anknüpft und ihn weiterentwickelt. Keiner aber hat die romantische Ideenwelt so befruchtet wie Fichte. Er entwickelt das unbewußt Irrationale des Sturmes und Dranges zum bewußt Irrationalen der Romantik weiter und gibt ihr gewisse Grundbegriffe wie den der intellektuellen Anschauung, des Ichkultes, der tatgewordenen Mystik, der Nation und des Geistes. Im Verkehr mit dem Romantikerkreis in Berlin wird er schließlich zum reinen Romantiker, vom Vertreter des subjektiven Idealismus der Freiheit zu dem des objektiven Idealismus. 'Die Romantik lernte von Goethe, wie das Leben in seiner ganzen Fülle erfaßt werden solle, von Fichte, wie die Persönlichkeit selbstherrlich über allen gegebenen Stoff zu triumphieren vermöge.' Diese Wendung zur Romantik bedeutet aber keinen Widerspruch in Fichtes Lehre, wie Windelband und Nicolai Hartmann meinen, sondern die folgerichtige Weiterentwicklung seiner im Wesen sich gleichbleibenden Grundanschauungen, die im Sturm und Drang wurzeln.

Ist Fichtes Denken der Exponent der beiden aufs stärkste emotional gerichteten deutschen Geistesbewegungen, so bedeutet Hegels Philosophie die Überwindung des mit der übertriebenen Betonung der Subjektivität durch die Romantik gegebenen Chaos durch die Logik, in der sich Wesen und Inhalt seines Philosophierens vollendet. In gewisser Weise ist Hegels Philosophie die ständige, kritische Auseinandersetzung mit der Philosophie der Romantik, nicht nur, weil sie ihr zeitlich unmittelbar nahe steht, sondern weil sein Denken die Antithese zu ihr ist und sich im Gegensatz zu ihr vollendet. In einer eindringenden Analyse der Hegelschen Philosophie zeigt BETTY HEIMANN (8) in ihrem nachgelassenen und leider nicht ganz vollendeten Werk 'SYSTEM UND METHODE IN HEGELS PHILOSOPHIE', wie Hegel die romantische Weltanschauung auflöst, deren Grundzug die magische Sympathie der Alleinheit ist, die das gleichgültige und tote Aus- und Nebeneinander der empirischen Dinge aufhebt, ihre Tren-

nung als Schein erweist und beide Welten, die äußere und die innere, beständig ineinander übergehen, sich ineinander verwandeln läßt. Nur wenn man die antithetische Stellung Hegels zur Romantik klar erfaßt, kann man der Bedeutung seines Systems gerecht werden, das in der Logik und der Selbstbewegung des Begriffs gipfelt und das ohne diese geistesgeschichtliche Beziehung zur inhaltlosen Begriffsmythologie, zu dem 'unheimlichen und leeren Spukbilde' wird, als das es dem ganzen naturwissenschaftlich gerichteten XIX. Jahrh. erschienen ist. In Wahrheit setzt Hegel der Logik die Aufgabe, Natur und Geist zu verknüpfen und das unmittelbar Gegebene, Vorwissenschaftliche ins Wissenschaftliche emporzuheben. Die Logik hat zwischen den beiden entgegengesetzten Bewegungen des Denkens zu vermitteln, der einen, die alle sinnliche Fülle in die abstrakte Einheit verwandelt, auf diesem Wege aber nicht zu einem Abbild der Welt sondern nur zu einem Abbild des trockenen Verstandes gelangt, und der andern, die aus dem Punkte des Ichs eine kategoriale Vielheit entwickelt und ein System von Postulaten an das Gegebene heranträgt. Zeitgeschichtlich betrachtet, erfüllte sich diese Aufgabe in der Vereinigung der Systeme von Schelling und Fichte, von Natur und Geist, von Passivität und Aktivität durch den Begriff des absoluten Geistes. Indem die Verfasserin sich der Riesenaufgabe, die dialektische Methode Hegels als Ganzes darzustellen, unterzog, hat sie eine Arbeit geleistet, die nicht nur dem tieferen Eindringen in Hegels System dient, sondern zugleich unser heutiges Geistesleben befruchten kann, das sich, wie zum Idealismus überhaupt, seit Beginn des XX. Jahrh. im besonderen wieder zu Hegels Panlogismus zurückzuwenden beginnt. Einer der ersten, die diese Rückwendung forderten, war R. Hamann (Marburg), der sein Buch über den 'Impressionismus in Leben und Kunst' 1907 mit den Worten schloß: 'Die Impressionisten unserer Zeit sahen auf Goethe als ihren Herrn, ihren Meister. Auch für die Sehnsucht der kommenden Zeit sind bereits Stimmen laut geworden. Sie klangen, wenn wir recht gehört haben, wie: mehr Hegel.'

Hamann hat recht gehört. Je stärker die Kultur- und Wertphilosophie sich in den Vordergrund des philosophischen Interesses schob, um so mehr mußte der Stern von Hegels Philosophie wieder aufgehen. Insbesondere mußte, wie Hans Wenke (9) in seiner Studie über 'Hegels Theorie des objektiven Geistes' mit Recht betont, der von Hegel geprägte Begriff des objektiven Geistes gleichsam neu entdeckt werden. Denn darin besteht Hegels 'originale Schöpfung' und seine 'einzigartige problemgeschichtliche Leistung', daß er in der Mitte zwischen dem endlichen, subjektiven und dem unendlichen, absoluten Geiste — zwei Reichen, denen bis zu ihm allein die Aufmerksamkeit der philosophischen Forschung gegolten hatte — ein drittes Reich entdeckte und seine Umrisse und Gestaltung festlegte: das Reich des objektiven Geistes. Besonders Dilthey ist es gewesen, der an diese Hegelsche Konzeption anknüpfte und auf ihr weiter baute. Indem er freilich Hegels Begriff zur methodischen Begründung der Geisteswissenschaften benutzt, verschiebt sich sein Wesen. Zwischen Hegel und unserer Zeit liegt die Entwicklung der historischen Wissenschaften. Daraus ergibt sich aber der fundamentale Unterschied, daß, während Hegel vom Absoluten ausgeht und metaphysisch alle besonderen Gestalten des Geistes als 'Manifestationen des Allgemeinen, des Absoluten' zu verstehen sucht, wir heute nach Dilthey 'von der Realität des Lebens ausgehen', also vom Besonderen und Individuellen aus das Allgemeine und Überindividuelle zu erfassen suchen. Der 'objektive Geist' erhält dadurch einen neuen Sinn: er erscheint als 'das Resultat der singulären Geisteskräfte', als 'Wirkungszusammenhang', der von Dilthey und Spranger auf die 'zweckvoll aufeinander wirkenden Energien lebender Menschen' zurückgeführt wird, nicht aber, wie bei Hegel, als

Offenbarung 'der allgemeinen, das Wesen des Weltgeistes aussprechenden Vernunft'. Damit fällt auch jeder Grund weg, die Schöpfungen von Kunst, Religion und Philosophie mit Hegel dem absoluten Geiste zuzurechnen. Sie gehören, wie jede andere Lebensform, zum objektiven Geist. Und damit ist weiter das ganze logisch-metaphysische Begriffssystem, das bei Hegel die Grundlage des objektiven Geistes bildet, aufgegeben. An die Stelle einer Theorie des objektiven Geistes tritt bei Dilthey die beschreibende Psychologie, die alle Manifestationen des Objektiven, von der Menschheit bis zu den Typen engsten Umfangs, zu verstehen sucht. Auf das, was Hegel wollte, den 'Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt' des objektiven Geistes zu erfassen, wird freilich damit verzichtet, und Dilthey begnügt sich mit der positivistischen Feststellung eines 'aus individuellen Kräften resultierenden Wirkungszusammenhangs'. Für Hegels Systematik ist aber gerade die Wahrheits- und Wirklichkeitsfrage, wie Wenke überzeugend nachweist, das Kernproblem. Daß Hegel auf dies Problem unter Ablehnung des bloßen Psychologismus, der mit Montesquieu einsetzte und von Dilthey wieder aufgenommen wurde, hinwies, ist sein bleibendes Verdienst, auch wenn seine Deduktion sich nicht halten läßt. Bisher hat Hegel die Wahrheitsfrage allein gestellt, und jeder neue Versuch, sie zu lösen, wird sich mit ihm auseinandersetzen müssen. Die moderne Kulturphilosophie kann wohl über Hegel hinaus, aber nicht an Hegel vorbei und muß zur Grundüberzeugung seines Panlogismus Stellung nehmen, daß der Geist als 'das alles umfassende schöpferische Prinzip selbst die Totalität der Welt' und als 'denkende Tätigkeit' zugleich der höchste Wert ist. Denn der Zusammenbruch der Philosophie Hegels erfolgte allein im Bereich der Naturphilosophie, seine Geistesphilosophie aber wurde bisher nicht widerlegt, ja die 'Erneuerung des Hegelianismus' (Windelband 1910) geht bewußt von der Philosophie des Geistes aus. Die Wiederauferstehung Hegels bedeutet eine Erneuerung seines grenzenlosen Optimismus, zu dem er sich 1818 in seiner Berliner Antrittsrede bekannte: 'Der Mut der Wahrheit, Glaube an die Macht des Geistes, ist die erste Bedingung des philosophischen Studiums; der Mensch soll sich selbst ehren und sich des Höchsten würdig achten. Von der Größe und Macht des Geistes kann er nicht groß genug denken. Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mute des Erkennens Widerstand leisten könnte: es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genusse bringen.'

Hegels Schriften zur Philosophie des Geistes und Rechtsphilosophie sind in einer handlichen Ausgabe von Alfred Baeumler (10) mit einer Einführung und Anmerkungen erschienen. Baeumler druckt den Teil der Enzyklopädie ab, der die Philosophie des Geistes enthält. Er meint, daß Hegel selbst 'die Grenze zwischen objektivem und absolutem Geist aufgehoben' habe, insofern als nach ihm auch Kunst, Religion und Philosophie 'unter den Begriff der Geschichte, die zum objektiven Geist gehört', fallen. Die Verbindung des Metaphysischen mit dem Geschichtlich-Menschlichen, die das XIX. Jahrh. vollzog, hat Hegel nach ihm dadurch angedeutet, daß er der 'Philosophie des objektiven Geistes in seiner Rechtsphilosophie eine monumentale Gestalt gab. Zu bezweifeln ist jedenfalls nicht, daß, während Hegels dialektische Methode durch Trendelenburgs Kritik in seinen 'logischen Untersuchungen' (1846) überwunden war, seine Philosophie des Geistes bis heute nachwirkt. Alle Geisteswissenschaften: Theologie, Geschichte, Ästhetik, Staats- und Rechtswissenschaft, Gesellschaftslehre, kurz, das ganze geistige Leben sind von Gedanken durchdrungen, die aus Hegels Werkstatt stammen. Nur die vom Subjekt ausgehenden Disziplinen der Erkenntnistheorie, der Ethik und der Psychologie blieben von Hegels Philosophie des Geistes

unberührt. Das Geistesleben des XIX. Jahrh. ist jedenfalls ohne Hegel nicht zu verstehen.

Wie Hegels Schriften in einer Jubiläumsausgabe von Hermann Glockner (Frommann-Stuttgart) herausgegeben werden, so erscheint auch von Schelling die Gesamtausgabe seiner Schriften in einer neuen, von Manfred Schröter besorgten Ausgabe (Beck und Oldenbourg-München). Eine bescheidene, aber gute Auswahl bringt Gerhard Klan (11) in Kröners Taschenausgaben: 'Schelling. Sein Weltbild aus den Schriften'. Abgedruckt ist aus dem System des transzendentalen Idealismus die Ableitung der Kunst als des Organs der Philosophie, der einleitende Abschnitt aus dem Gespräch 'Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge', die berühmte Jenaer 'Vorlesung über die Methode des akademischen Studiums', die Abhandlung über das Wesen deutscher Wissenschaft, die auch uns noch viel zu sagen hat, und endlich ein Stück aus den Stuttgarter Privatvorlesungen: 'Über die Seele.' Diese mythologisierende Spekulation mutet zum Teil wie eine Vorwegnahme Steinerscher Anthroposophie an. Diese Wendung zur Mystik und Mythologie teilt Schelling mit der ganzen deutschen Spekulation, soweit sie von den Geistesströmungen erfaßt ist, die im Sturm und Drang ihren Ausgang nehmen und, von irrationalen und theosophischen Ideen erfaßt, in die Romantik einmünden.

Einer von denen, die alle diese mannigfachen Einflüsse in sich verarbeiteten und in einem eigenartigen philosophisch-theosophischen System verarbeiteten, war Franz Baader. Seine Jugendentwicklung hat Fritz Lieb (12) in einer sehr eingehenden Studie dargestellt: 'Franz Baaders Jugendgeschichte'. Die mannigfachen Entwicklungsstufen des jugendlichen Romantikers bis 1792 sind aufs sorgfältigste aufgehellt, so daß das Buch einen sehr wertvollen Beitrag zur Geistesgeschichte jener so überaus reichbewegten Zeit darstellt, der namentlich auch für das Verständnis der nachkantischen idealistischen Philosophie und ihrer Beziehungen zur Romantik von Bedeutung ist. Um die beiden Grundbegriffe jener Zeit, Natur und Geist, kreist auch Baaders Denken, wenn er auch nicht die Kraft der Konzentration und die Klarheit besessen hat, die einen Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer zur Gestaltung ihrer gewaltigen Gedankengebäude befähigten. Dafür geht er aber gegenüber seinen Zeitgenossen, die dem kantischen Kritizismus oder dem spinozistischen Pantheismus aufs stärkste verpflichtet sind, eigene Wege, indem er sich auf die Bibel und die christliche Theosophie stützt und, ohne der klassischen Epoche innerlich nahe zu stehen, unmittelbar vom Sturm und Drang zur Romantik und ihrer Verherrlichung des christlichen und mystischen Mittelalters überleitet. Im Anschluß an Rousseau, Herder, Lavater, Claudius, St. Martin, Hemsterhuis und Jacobi bekämpft er vor allem den Rationalismus, Deismus und Materialismus.

Von den genannten Denkern gewinnt in der Gegenwart wegen seiner Betonung des Irrationalen und seiner Glaubensphilosophie wieder größeres Interesse der lange übersehene Fr. H. Jacobi (13). Seine Schriften hat Leo Matthias in einer knappen, aber guten Auswahl herausgebracht. Charakteristisch für Jacobis Philosophie ist sein Bekenntnis: 'Ein großer Teil des besten Unterrichts, den ich empfangen habe, wurde mir aus fehlerhaften und verschrienen Werken.' Todfeind des Rationalismus und aller Systematik, gilt sein Nachdenken, wie Matthias in seiner wertvollen Einleitung zeigt, dem Begriff des Irrationalen; leidenschaftlich bekämpft er darum Spinoza und seine mathematische Methode, die zum Fatalismus und Atheismus führe, und zerfällt darüber mit Mendelssohn und Goethe. Das abstrakte Denken verflüchtigt Gott wie Natur, ihm aber kommt alles darauf an, die lebendige Wirklichkeit Gottes und der Natur, das

Leben und seine Individuation zu retten. Darum nimmt er, wie gegen Spinoza, auch gegen Kant, Fichte und Schelling Stellung und setzt der reinen und praktischen 'Vernunft' den Glauben und das Gefühl entgegen. Nur so läßt sich körperliche wie geistige Wirklichkeit erleben. Das Denken führt zum Nihilismus. Es baut eine Scheinwelt auf. Nur der Glaube führt zur Realität der Welt und Gottes.

Seinen genialsten Propheten aber gewinnt das durch Sturm und Drang und Romantik vorbereitete Verständnis des Irrationalen in Schopenhauer. Der echte Philosoph spricht das in klaren Begriffen aus, was in seiner Zeit nur in dumpfer Ahnung, in unbewußter Sehnsucht, in unklaren, verschwommenen Vorstellungen sich regt. Er ist darum durch die geistigen Strömungen seiner Zeit ebenso bedingt wie durch seinen Charakter. Aber bei allem Recht relativistischer und psychologistischer Betrachtungsweise, soweit es sich um das Werden seiner Gedanken handelt, hat das Werk eines schöpferischen Menschen doch auch auf objektive Gültigkeit Anspruch, soweit es ihm gelingt, 'allgemeingültige Lösungen systematischer Probleme (nicht persönliche Bekenntnisse), überindividuell zutreffende Einsichten (nicht individuell begrenzte Ansichten) zu vermitteln'. Diese doppelte Betrachtungsweise klar durchgeführt zu haben, ist das besondere Verdienst des neuen Buches über SCHOPENHAUER, das HEINRICH HASSE (14) uns geschenkt hat. Mit umfassender Beherrschung seines Stoffes stellt Hasse dar, wie im System Schopenhauers 'das geistige Erbe Indiens, Platons und Spinozas mit der verstandeskühlen Hinterlassenschaft der Aufklärung und dem ahnenden Suchen der Romantik zu einer Originalschöpfung großen Stils zusammenfließt'. Mit Recht weist Hasse die Meinung Kuno Fischers ab, daß der Pessimismus Schopenhauers nur 'Bild', nicht 'Schicksal' für ihn gewesen sei, daß Schopenhauer innerlich vom leidvollen Wesen der Welt gar nicht ergriffen gewesen sei, sondern sie nur wie ein Theaterstück schauend und genießend erlebt und betrachtend zergliedert habe. Schopenhauers Lehre war vielmehr durchaus 'erlebt'. So sehr die geniale Persönlichkeit auch 'Sprachrohr' ist, so wenig ist doch andererseits ihr Werk ohne stärkstes, inneres Erleben überhaupt möglich. Von seinem Hauptwerk bekannte Schopenhauer selbst: 'Aus lang gehegten, tief gefühlten Schmerzen wand sich's empor aus meinem inneren Herzen.' Die Zerrissenheit dieses Herzens war nur durch die Verneinung des Willens zum Leben zu überwinden, und in seinen tiefsinnigen Gedanken über das Wesen des Genies steht der Satz: 'Das Leiden ist Bedingung zur Wirksamkeit des Genies, . . . dessen innere Qual der Mutterschoß unsterblicher Werke ist.'

1. ERICH ADICKES, KANT UND DIE ALS-OB-PHILOSOPHIE. Stuttgart, Fr. Frommann 1927. VIII, 292 S. 9 *RM*.

2. IMMANUEL KANT, KRITIK DER REINEN VERNUNFT. IN NEUES, REINES DEUTSCH ÜBERTRAGEN VON GEORG DEYCKE. Lübeck, Coleman 1926. XV, 660 S. (I. Kants Werke in neue Form gebracht Bd. 5) 15 *RM*.

3. MAX BREITINGER, DAS GEMEINSCHAFTSPROBLEM IN DER PHILOSOPHIE KANTS. Langensalza, Beyer & Söhne 1927. VIII, 146 S. 3.20 *RM* (Heft 2 der Sozialpädagog, Untersuchungen hrsg. von Kroh-Tübingen).

4. HANS HOLDER, DIE GRUNDLAGEN DER GEMEINSCHAFTSLEHRE SCHLEIERMACHERS. Langensalza, Beyer & Söhne 1927. 92 S. 1.80 *RM* (Heft 1 der Sozialpädagog. Untersuchungen hrsg. von Kroh-Tübingen).

5. ERNST BERGMANN, J. G. FICHTE ALS ERZIEHER. 2., erheblich erweiterte Auflage. Leipzig, Meiner 1928. XVI, 391 S. 14 *RM* (Die großen Erzieher hrsg. von Rd. Lehmann Bd. 11).

6. MAX WUNDT, JOHANN GOTTLIEB FICHTE, SEIN LEBEN UND SEINE LEHRE. Stuttgart, Frommann 1927. VIII, 317 S. 8 *RM* (Frommanns Klassiker der Philosophie Bd. 28).

7. ERNST GELPCKE, FICHTE UND DIE GEDANKENWELT DES STURM UND DRANG. EINE IDEENGESCHICHTLICHE UNTERSUCHUNG ZUR ERGRÜNDUNG DER WURZELN DES DEUTSCHEN IDEALISMUS. Leipzig, Meiner 1928. VIII, 308 S. 10 *RM*.

8. BETTY HEIMANN, SYSTEM UND METHODE IN HEGELS PHILOSOPHIE. Leipzig, Meiner 1927. XXIII, 483 S. 18 *RM*.

9. Hans Wenke, Hegels Theorie des objektiven Geistes. Halle a. S., Niemeyer 1927. 125 S. 5 *RM*.

10. Alfred Baeumler, Hegels Schriften zur Gesellschaftsphilosophie. Mit einem noch unveröffentlichten Bildnisse. Jena, Fischer 1927. VIII, 940 S. 17 *RM*. Teil I: Philosophie des Geistes und Rechtsphilosophie (Die Herdflamme Bd. 11).

11. Schelling, Sein Weltbild aus den Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Gerhard Klan. Mit 1 Bildnis. Leipzig, Kröner 1925. 295 S. 2.50 *RM* (Kröners Taschenausgaben Bd. 44).

12. Fritz Lieb, Franz Baaders Jugendgeschichte. Die Frühentwicklung eines Romantikers. München, Kaiser 1926. XXIV, 258 S. 9 *RM*.

13. Friedrich Heinrich Jacobi, Schriften. In Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben von Leo Matthias. Berlin, Verlag der Schmiede 1926. 227 S. Mit 1 Bild. 3 *RM*.

14. Heinrich Hasse, Schopenhauer. München, Reinhardt 1926. 516 S. 9 *RM* (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen VIII, II. Bd. 34).

NACHRICHTEN

ALTERTUMSKUNDE

Der Professor für Geschichte der antiken Philosophie Dr. *Karl Praechter* (Halle) feierte am 17. Oktober den 70. Geburtstag. Er übernahm die Umgestaltung und Erweiterung des ersten, das Altertum umfassenden Bandes von Überweg-Heinzes Grundriß der Geschichte der Philosophie für dessen 10. (1909), 11. (1920) und 12. (1926) Auflage und hat dadurch das vielbenutzte Hilfsmittel in unermüdlicher Arbeit auf der Höhe der Zeit erhalten.

In der badischen 'Sommeruniversität' *Meersburg a. Bodensee* wurde in diesem Jahre von Professoren der beiden badischen Universitäten der *vierte altsprachliche Fortbildungskursus* abgehalten, an dem 100 Direktoren und Lehrer der höheren Schulen Badens teilnahmen. *Regenbogen* (Heidelberg) sprach über die attische Tragödie im Lichte neuer Forschungen, seine tiefgreifenden Darlegungen werden in den Neuen Jahrbüchern demnächst veröffentlicht werden, ebenso die von *Ernst Hoffmann* (Heidelberg) über Kulturphilosophisches bei den Vorsokratikern. *Immisch* (Freiburg) behandelte Platons Staat nach Aufbau und Komposition und vertrat eine genetische Auffassung, die in dem Werke eine abschließend redigierte Zusammenfassung früherer, teilweise selbständiger Stücke erblickt, woran der Philosoph etwa von seinem 35. bis zu seinem 65. Lebensjahre gearbeitet habe. Die dionysischen Feste Attikas, namentlich die dreitägigen Anthesterien mit der Heiligen Hochzeit der Basilissa und des Dionysos schilderte *Deubner* (Berlin, früher Freiburg) auf Grund der einschlägigen Text- und Inschriftstellen sowie der Vasenbilder (s. dessen Aufsatz im Jahrb. des Arch. Inst. XLII, 1927, S. 172ff.). *Kolbe* (Freiburg) erhellte die diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen der hellenistischen Staaten der Ptolemäer, Seleukiden und Antigoniden während des III. vorchristlichen Jahrh., *Dragendorff* (Freiburg) widmete der neuartigen Kunst des hellenistischen Zeitalters eine Betrachtung. Eine Charakteristik der griechischen Dichtung dieser Epoche gab *Pfeiffer* (Freiburg), deren Wesen er als den Ausdruck des auf sich selbst gestellten Individuums bezeichnete und durch die Interpretation des neuen Kallimachosfragmentes, eines Altersgedichtes von programmatischem Inhalt (s. Hermes LXII, 1928, S. 302ff.), näher erläuterte. Die römische Literatur war durch *Meisters* (Heidelberg) Vorlesung über Plautus vertreten, in der ausgeführt wurde, daß es altrömisches Leben, Denken und Fühlen ist, das durch des Dichters starke Schöpferkraft, der keineswegs nur Übersetzer aus dem Griechischen war, Gestaltung gefunden hat. Meister leitete im Anschluß daran auch in einem kleineren Kreise der Teilnehmer die Interpretation des Rudens. — Aus der einst von Franz Boll in idyllischer Einsamkeit mit gewollter Beschränkung der Teilnehmerzahl

und des Stoffes geführten platonischen 'Schwarzwaldakademie' (N. Jahrb. 1920, XLVI, 271 ff.) ist in dem altertümlichen Städtchen am Schwäbischen Meer stark gefühlten Bedürfnissen zufolge unter kräftiger Förderung der badischen Unterrichtsverwaltung etwas anderes geworden, das vielen vieles bringt. Jedoch war bei aller Mannigfaltigkeit des Dargebotenen eine philosophische Gesamteinstellung der Vortragenden vielfach zu verspüren, die dem eindringenden Verständnis der griechischen Phänomene und ihrer Bedeutung für die Gegenwart zugute kam. (Mit Benutzung des Berichtes von F. J. Brecht in den Südwestdeutschen Schulblättern 1928, Nr. 10.)

Das in Meersburg den Kursteilnehmern von Rudolf Pfeiffer interpretierte, im XVII. Bande der Oxyrhynchos-Papyri von Hunt zuerst veröffentlichte Gedicht des *Kallimachos*, in seiner fragmentarisch erhaltenen Gestalt der Ergänzung und in seiner Gelehrsamkeit der Erklärung bedürftig, hat durch *Alfred Körte* eine treffende Würdigung und eine in der Hauptsache auf Pfeiffers Hermesaufsatz fußende hübsche Übersetzung in deutsche Distichen gefunden (Forsch. u. Fortschr. 1928, Nr. 31). Die launige Auseinandersetzung des gealterten Dichters mit seinen Kritikern und Neidern, den 'Telchinen', im Altertum viel zitiert und nachgeahmt, stand vermutlich vor einer Neuausgabe seines Hauptwerkes 'Aitia'.

Dem '*Knaben von Xanten*', einer vor 70 Jahren im Rhein gefundenen bronzenen Jünglingsstatue des Berliner Museums, widmet P. Wolters unter Heranziehung einer Reihe analoger Kunstwerke eine überzeugende Deutung (Forsch. u. Fortschr. 1928, Nr. 28). Die Figur ist mit einem *ferculum* (Tablett) zum Auftragen von Speisen zu ergänzen; der Schmuck des Fruchtkranzes, ihr freudig munteres Heranschreiten veranlaßt den Erklärer, in ihr einen Bringer des Segens, eine Jahreszeit oder noch besser eine Vereinigung der Jahreszeiten, den Novus Annus, das natürliche fruchtbare Jahr zu erkennen. Der Stil weist auf die hadrianische Zeit.

In der Nähe des Vorgebirges Artemision an der Nordspitze von Euböa ist die überlebensgroße *Bronzestatue* eines nackten, bärtigen, ausschreitenden Gottes (wohl *Poseidon*) aus dem Meere gezogen worden; sie wird der Zeit kurz vor der Mitte des V. Jahrh. zugeschrieben.

Wie andere große durch den Weltkrieg und seine Nachwirkungen gestörte Unternehmungen, wird jetzt auch das von der Wiener Akademie der Wissenschaften (Prof. Hauler) geleitete *Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum*, von dem 1866 bis 1926 fünfundsechzig Bände erschienen sind, eifrig fortgesetzt. Der zunächst zu erwartende Band bringt den Hegesippus, eines jener Werke, das nicht nur für Theologen sondern auch für Historiker und Altphilologen von Bedeutung ist.

DEUTSCHKUNDE

Der 14. Band des *Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft* (Weimar 1928) ist in erster Linie dem Kunstfreund Goethe gewidmet. Ein umfangreicher Beitrag von K. K. Eberlein behandelt 'Goethe und die bildende Kunst der Romantik'. Auch der Festvortrag 'Goethe und das romanische Formgefühl' ist abgedruckt, den K. Voßler bei der Tagung der Gesellschaft am 2. Juni 1928 gehalten hat. Unter den kleineren Beiträgen sind einige unveröffentlichte Briefe der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar an den Zaren Paul I. von Rußland aus dem Staatsarchiv zu Moskau bemerkenswert, die A. Weinberg mitteilt. Der Jahresbericht bringt u. a. interessante Angaben über die Wiederherstellung der Dornburger Gärten.

Bei der *Jahresversammlung der Deutschen Akademie*, die im Oktober in München stattfand, wurde festgestellt, daß die deutsche Sprache als Unterrichtsfach bei fremden Völkern, besonders in Nordamerika, in starkem Vordringen ist. Das von der Akademie herausgegebene Werk über die deutschen Ortsnamen in den Grenzgebieten und abgetretenen Landesteilen ist soweit gefördert, daß im nächsten Jahre das Gesamtverzeichnis veröffentlicht werden kann. Als weitere Aufgabe übernimmt die Deutsche Akademie in Verbindung mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Neubearbeitung der Allgemeinen Deutschen Biographie.

Vom 29. September bis 2. Oktober fand in Bielefeld die diesjährige *Hauptversammlung der Freunde Wilhelm Raabes* statt. Sie beschäftigte sich u. a. mit den Vorarbeiten für eine würdige Feier des 100. Geburtstages des Dichters im J. 1931.

Am 1. Oktober beging der bekannte *Verlag Philipp Reclam* in Leipzig unter der Anteilnahme von Reichs-, Staats- und Stadtbehörden die Feier seines hundertjährigen Bestehens.

Das dritte diesjährige Heft des '*Euphorion*' (Stuttgart, J. B. Metzler) ist als *Quellenheft* erschienen. Es enthält wertvolle, bisher unbekannte Dokumente zur Geistesgeschichte des XVII. bis XIX. Jahrh. Besonders erwähnt seien ein Aufsatz Hölderlins über das Lustspiel (F. Zinkernagel), Briefe von Jean Paul (E. Vincent) und Briefe aus H. Hettners Nachlaß (E. Glaser).

Eine *Autographenversteigerung bei K. E. Henrici* in Berlin erregte wegen der wertvollen Stücke aus dem Zeitalter der Klassiker, die unter den Hammer kamen, besonderes Aufsehen. So enthielt eine Sammlung von Briefen und Zeichnungen, die Goethe in den Jahren 1812 bis 1823 der Gräfin O'Donell, geb. Prinzessin Christine de Ligne widmete, zum Teil der Goetheforschung bisher unbekanntes Material. Zwei Manuskriptseiten aus Schillers 'Wilhelm Tell' brachten 4600 *RM.*

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen, C. H. Höfer (Eisenach) und der Herausgeber der Grimmelshausen-Biographie G. Könneckes, J. H. Scholte, erlassen einen Aufruf zur Mithilfe bei der Kollationierung sämtlicher erhaltenen Originalexemplare der *Ausgaben von Grimmelshausens Werken.*

Anläßlich des 4. Niederdeutschen Bühnentages veranstaltete die LübeckerStadtbibliothek am 30. September eine *Ausstellung zur Geschichte des niederdeutschen Dramas.*

AUSLANDSKUNDE

Der Johnson-Club ist bemüht, das bekannte alte Haus in Gough Square, in dem der Doktor wohnte und sein Wörterbuch verfaßte, mit einer *Johnson-Bibliothek* auszustatten und bittet zu diesem Zweck die Besitzer von alten Ausgaben um Unterstützung. Das Haus ist eine Schenkung von Cecil Harmsworth an die Stadt London und schon durch seine Lage hinter mehreren engen Höfen ein stimmungsvolles Erinnerungsstück aus einer andern Zeit. — Bei dieser Gelegenheit mag auf eine geschickte knappe Auswahl aus der umfangreichen Produktion des Dichters hingewiesen werden, die *S. C. Roberts* unter dem Titel '*Samuel Johnson, Writer*' (London, H. Jenkins Ltd 1927, 5/- net) besorgt hat und die geeignet ist, das Interesse an dem Wertvollsten wachzuhalten.

Die '*Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen*' (hrsg. von Max Kuttner, Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld), eine Sammlung kurzer Darstellungen, die dem um die Erfassung fremder Geistigkeit ringenden Lehrer das wissenschaftliche Material in guter Zusammenfassung bereitstellen sollen, führt sich mit zwei Bändchen aus dem anglistischen Gebiet vorteilhaft ein. 'Die Renaissance in der englischen Literatur' (Band 1) wird von einem der besten Kenner des Gebietes, Max J. Wolff, in geistvoller Zusammenschau behandelt, wobei der Nachdruck auf den dichterischen Erzeugnissen liegt, die in besonderem Maße ein Ausdruck ihrer Zeit waren; Walther Fischer steuert unter dem Titel 'Hauptfragen der Amerikakunde' (Band 3) fünf Aufsätze über die Bevölkerungsstruktur, das heutige Geistesleben und die Sprache der Vereinigten Staaten bei. Die Bändchen werden wegen ihrer Kürze und wissenschaftlichen Gediegenheit schnelle Verbreitung finden.

Das '*Oxford Book of American Verse*' von *Bliss Carman* (New York, Oxford University Press 1927, XXIX 680 S., 10/6 net.) reiht sich den früheren Oxforder Anthologien würdig an. Es kann reichhaltiger sein als diese, da es seine Auswahl auf wenig mehr als anderthalb Jahrhunderte beschränken kann, und wird als ein Hilfsmittel für die bei uns noch zu wenig gewürdigte amerikanische Lyrik willkommen sein.

In der handlichen und preiswerten Sammlung 'The World's Classics' (London,

H. Milford. jeder Band 2/- net) wird der Freund englischer Dichtung zwei neue Bände besonders begrüßen, weil sie ihm eine Reihe von Dramen von großer geschichtlicher Bedeutung in die Hand geben, die sonst nur in teuren Gesamtausgaben zugänglich sind. '*Five Restoration Tragedies*' (Nr. 313), hrsg. von B. Dobrée, bringt Drydens 'All for Love', Otways 'Venice Preserv'd', Southernes 'Oroonoko', Rowes 'The Fair Penitent', Addisons 'Cato'; '*Five Eighteenth Century Comedies*' (Nr. 321), hrsg. von A. Nicoll, enthält Murphys 'The Way to Keep Him', Colmans 'The Jealous Wife', Mrs. Inchbalds 'Every One Has His Fault', Mortons 'Speed The Plough' und Reynolds' 'The Dramatish'.

Der bedeutende Maler *Sir Frank Dicksee* ist kürzlich gestorben. Den Besuchern der Royal Academy, deren Präsident Dicksee seit 1924 war, werden viele seiner Bilder vertraut sein; sie hatten meistens romantische Szenen aus der Dichtung zum Gegenstand und blieben in der Form einem älteren akademischen Stile treu.

Am 23. September ist zu Ehren des Schriftstellers *Maurice Barrès* ein *Denkmal* auf der von ihm so genannten 'Colline inspirée' in Lothringen errichtet worden. Während der Feier verlas Henry Bordeaux eine Rede Bourgets. Der Ministerpräsident Poincaré sprach von den persönlichen Beziehungen, die zwischen Barrès und ihm bestanden hätten, und vom Einfluß, den Lothringen auf Barrès' Werk ausgeübt hätte. Ein Sonderzug hatte viele Verehrer des Dichters, Politiker, Schriftsteller, Offiziere nach Sion gebracht.

Im Finanzausschuß der französischen Kammer wurde die völlige *Unentgeltlichkeit des Unterrichts an den französischen Lyzeen* beschlossen. Kammer und Senat müssen diesen Beschluß freilich erst gutheißen, wenn er Gesetz werden soll, aber deren Zustimmung gilt als nicht zweifelhaft. In den Internaten ist für Unterbringung und Ernährung der Schüler wie bisher zu zahlen. Die Freistellen an den Internaten sollen erhöht werden.

In der *Cité universitaire* in Paris entstehen immer neue Studentenheime. So ist ein Vertrag vom Rektor der Sorbonne und dem spanischen Botschafter unterzeichnet worden, der den Bau eines spanischen Studentenheims vorsieht, in dem etwa 150 Zimmer für Studierende enthalten sein sollen. Auf Kosten der spanischen Regierung soll das Haus errichtet werden. Gleiches wird von Schweden berichtet. Der schwedische Thronfolger hat bei einem Besuch in Paris einen ähnlichen Vertrag unterschrieben, in dem sich Schweden verpflichtet, ein Studentenheim in der Cité universitaire zu errichten. Ein belgisches Studentenheim, die Stiftung des Belgiers Lapotre, ist im November 1927 in Paris eröffnet worden. Es enthält 210 Zimmer für Studenten. Canada besitzt bereits ein Heim dort, Brasilien plant die Errichtung eines solchen. Der brasilianische Bundeskongreß hat einen Gesetzentwurf angenommen, der den Bau eines Studentenhauses in der Pariser Cité universitaire vorsieht. In der dänischen Presse erörtert man die Frage, ob es nicht wünschenswert sei, daß auch Dänemark ein Haus für seine Studierenden im neuen Pariser Universitätsviertel errichte.

Im 'Literar. Zentralblatt' stellt E. Schoenian, Bibliothekar an der Weltkriegsbücherei in Stuttgart, unter dem Titel '*Deutschland in der politischen Literatur Frankreichs der letzten Jahre*' 24 französische Bücher zusammen, die zeigen, wie sich das jüngste Deutschland in französischen Beobachtern spiegelt. Es handelt sich dabei meist nur um journalistische Literatur, die der Berichtende kurz charakterisiert.

Der französische Dichter *Paul Claudel* ist im August dieses Jahres 60 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß wird sein dichterisches Gesamtwerk in der literarischen Presse gewürdigt, so in Deutschland im 'Kunstwart', in 'Hochland', in der 'Augsburger Postzeitung, Literarische Beilage', in der 'Kölner Volkszeitung' u. a. In der 'Nouvelle revue française' (Oktober 1928) dankt Claudel für die verständnisvollen Artikel der deutschen Presse. '*Ils montrent tous une intelligence de son œuvre et un intérêt pour ses idées qui lui ont été particulièrement sensibles.*'

Das vorzügliche Buch von Léon Pierre-Quint über *Marcel Proust* (Verlag

Simon Kra, Paris) ist in der Neuauflage um zwei bedeutsame Kapitel vermehrt worden: 'Le comique et le mystère chez Proust' und 'Comment travaillait Proust'. Ernst Robert Curtius' feinsinnige Studie über Proust ist kürzlich in französischer Übersetzung von Armand Pierhal in Buchform erschienen. Die wertvolle Studie Spitzers 'Zum Stil Marcel Prousts' steht im 2. Band seiner kürzlich veröffentlichten Stilstudien (Max Hueber, München). Mit diesen drei Arbeiten dürfte das einstweilen Wichtigste und für die Einführung in Prousts Werk Bestgeeignete zusammengestellt sein.

GESCHICHTE

Zwei der hervorragendsten Vertreter der internationalen Geschichtswissenschaft sind gestorben: *Ludwig Pastor* und *Alphonse Aulard.* Größere Gegensätze des Standpunktes und der Persönlichkeit sind nicht denkbar als zwischen diesen beiden Historikern; gemeinsam ist ihnen nur die Entschlossenheit, mit der sie ihre Weltanschauung auch in ihren Geschichtswerken zur Geltung gebracht und ihre wissenschaftliche Lebensarbeit einheitlich von solchem Zentrum aus aufgebaut haben. *Ludwig Pastor* steht seit Jahrzehnten an der Spitze der katholischen Geschichtswissenschaft, sein Hauptwerk, die 'Geschichte der Päpste', ist auf der Grundlage einer ungeheuer breiten archivalischen Forschung in 12 Bänden erschienen: daneben hat er in überaus fruchtbarer Tätigkeit noch eine große Reihe von Werken hervorgebracht, die alle in irgendeiner Weise die Geschichte der katholischen Welt berühren — vornehmlich die Biographien seines Lehrers Johannes Janßen, August Reichenspergers, Max von Gagerns. Seine politische Haltung war durch die katholisch-konservative Grundstimmung des alten Österreichs vorgezeichnet. Von Geburt Rheinländer, war er Jahrzehnte hindurch Professor in Innsbruck, Direktor des Österreichischen historischen Instituts in Rom und zuletzt Gesandter der Österreichischen Republik beim Vatikan. Ganz anders *Aulard:* er ist der letzte große Vertreter des an der französischen Revolution orientierten politischen und religiösen Radikalismus gewesen. Alle seine Arbeiten galten der Erforschung dieser Revolution, er hat ihre 'Histoire politique' in einem vielgelesenen Buche geschrieben, in zahllosen Bänden hat er eine Unmenge von Quellen herausgegeben, viele Nebenarbeiten gelten Einzelproblemen der Revolution, der Auseinandersetzung mit ihren wissenschaftlichen Gegnern, besonders mit Taine, der Geschichte ihrer 'Vernunftreligion', über die er ein eigenes Buch geschrieben hat. Die Vereinigung von Wissenschaft und Politik war ihm Lebensbedürfnis, er hat den Antiklerikalismus, den Antimilitarismus und überhaupt die Ideale einer radikalen Demokratie immer wieder gepredigt und mit den Großtaten der französischen Revolution verbunden.

Hans Delbrück, der Berliner Historiker und Politiker, feierte am 11. November den 80. Geburtstag. 1896 zum Nachfolger Treitschkes berufen, hat er seine lebhafte wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit auch während der Kriegs- und Nachkriegszeit fortgesetzt. Seine große 'Geschichte der Kriegskunst' in 4 Bänden bildete den Unterbau seiner bis jetzt 3 Bände umfassenden 'Weltgeschichte' (1923 ff.), deren baldiger Abschluß zu erwarten steht. Eine Würdigung der eigenartigen, kraftvollen Persönlichkeit und der oft bahnbrechenden Forschung Delbrücks gibt Fr. Meinecke in den 'Forschungen und Fortschritten' Nr. 32.

Der *Verband Deutscher Geschichtslehrer* hat vom 4. bis 6. Oktober eine *Rheinische Herbsttagung* in Heppenheim veranstaltet. Von Historikern sprachen Platzhoff, Steinacker, Kloevekorn und der Staatsrechtler Carl Schmitt, der durch seine Bücher über die 'politische Romantik' und über die 'Diktatur' in Historikerkreisen bekannt geworden ist.

Der *Verlag Reißner* in Dresden hat sein 50jähriges Bestehen gefeiert; er hat in der letzten Zeit sich auch der Geschichtswissenschaft zugewendet und eine Reihe von Memoiren und Schriften führender Staatsmänner, z. B. von Herriot, Ebert, Stresemann, Scheidemann, Rathenau, herausgebracht.

Otto Clemen, der hervorragende Lutherforscher, Oberstudienrat in Zwickau, ist zum Honorarprofessor an der Universität Leipzig ernannt worden, *Otto Brandt*, der Historiker Schleswig-Holsteins, zum Ordinarius in Erlangen; *A. O. Meyer* in Göttingen wurde Nachfolger Onckens in München.

Die Rede, welche *Fritz Rörig* zur Reichsgründungsfeier der Universität Kiel gehalten hat, ist jetzt im Kommissionsverlag der Universität herausgekommen. Sie behandelt 'Bürgertum und Staat in der älteren deutschen Geschichte'. Ihr Ergebnis wird von dem Verfasser in die Formel zusammengefaßt: 'ein starkes, selbstbewußtes Bürgertum kann nicht gedeihen ohne das Reich, und das Reich wiederum kann nicht gedeihen ohne ein starkes, selbstbewußtes Bürgertum'.

Eine '*Historische Reichskommission*' zur Erforschung der Geschichte des neuen Deutschen Reiches ist gegründet worden. Zum Vorsitzenden wurde Meinecke, zum stellvertretenden Vorsitzenden Oncken ernannt, Mitglieder sind eine Reihe deutscher Universitätsprofessoren und Archivdirektoren; sie sind berufen worden durch den Reichsminister des Innern. Als erste Aufgabe hat sich die Kommission die Sammlung und Herausgabe der Akten zur Geschichte des Reiches in der Zeit Bismarcks gesetzt.

Kurt Breysig hat sein Hauptwerk 'Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte', aus welchem man die Geschichtsauffassung dieses eigenartigen und originalen Denkers am besten erkennen kann, in zweiter, stark vermehrter Auflage vorgelegt (Stuttgart, Cotta). Die Auseinandersetzung mit diesem Werke ist vor vielen Jahren recht rege gewesen, die geschichtliche Wissenschaft wird aber sicherlich noch einmal darauf zurückkommen.

Charakteristisch für eine gewisse in der letzten Zeit aufgekommene Literaturgattung ist es, daß die 'Historische Zeitschrift' jetzt eine eigene Abteilung '*Historische Belletristik*' in ihren Literaturbericht hat aufnehmen müssen. Hier wird die Auseinandersetzung mit Literaten wie Emil Ludwig, Werner Hegemann, Herbert Eulenberg, Lytton Strachey, Maurois u. a. geführt; an der Kritik beteiligen sich Srbik, Mommsen, Posner, Schüßler u. a.

Die deutsche *Liga* für *Völkerbund* bringt mit dem Oktober 1928 eine neue Zeitschrift 'Völkerbund' heraus. Der historische Mitarbeiter ist Otto Hoetzsch.

KUNST

Würzburg, *Denkmalspflegetag* (3. bis 8. August). Auf der glänzend verlaufenen Tagung gedachte F. Knapp in seinem einführenden Vortrag des 400jährigen Todestages Matthias 'Grünewalds', für dessen Herkunft und Namen *M. Gothardt-Neidhardt* er den stilkritischen Nachweis lieferte. Damit ist einer der größten Meister für Würzburg wiedergewonnen. Weiterhin wurde die ebenfalls von Fr. Knapp veranstaltete *Balthasar-Neumann-Ausstellung* in der alten Universität zu einer gewaltigen Proklamation für die Genialität dieses letzten großen Würzburgers. Sie zeigte das wundervolle Handzeichnungsmaterial, bestehend aus den schon in Würzburg befindlichen Blättern und den neuerdings in den Besitz der Berliner staatlichen Bildstelle gelangten Stücken. Hier offenbarte sich der Künstler nicht nur als Schöpfer des prunkhaften Schloßbaues und des Kirchenbaues, der damals ebenfalls die letzte große, sicher eine der herrlichsten Blüten überhaupt trieb, sondern auch als Meister des schlichten Bürgerbaues, des Geschäftshauses und praktischer Zweckbauten, wo er bei Verzicht auf äußerlichen Schmuck allein durch die Schönheit der Verhältnisse, der Lebendigkeit zarter schwingender, rhythmischer Linien zu wirken versteht. Man kann darum Knapps Appell an die Versammlung begreifen, sie möge dahin wirken, daß die Berliner Stücke Würzburg überlassen würden, um hier im Herzen Deutschlands, wo die Architektur die letzte große Phase erlebte, ein Balthasar-Neumann-Museum zu errichten. Den Abschluß der Würzburger Tagung bildete der Besuch von *Schloß Pommersfelden*, wohin Graf von Schönborn eingeladen hatte. Es war ein herrlicher Tag, und eine sonderbare Stimmung stieg auf an der Stätte, wo eigentlich diese große fränkische Kunst geboren wurde und heute noch die Nach-

kommen jenes edlen, kunstfördernden Geschlechtes der Grafen von Schönborn altes Kunstgut und Familienerbe wahren. Im Geiste sah man den hohen Bauherrn Lothar Franz mit seinen Architekten gemeinsam am Werke tätig und ahnte das festliche Gepränge, das mit der bunten Besucherschar in das lichtdurchströmte Treppenhaus einflutete, um dort von dem hohen Herrn empfangen und in die Prunkräume geleitet zu werden. Der Fürst wirkte selbst beim Bau durch schöpferische Gedanken mit. Wie steht es in unserer Zeit intellektualistischen Spezialismus, wo nur der Architekt von Architektur etwas versteht und jeder Fachmann allein vom Fach, während damals der künstlerische Schöpferdrang alles durchbebte! Von Pommersfelden fuhr die Versammlung weiter nach Nürnberg, um dort in den Sälen der Dürerausstellung den Abschluß zu finden.

Max Slevogt. Der sechzigste Geburtstag des Künstlers wurde überall, wo man lebendige deutsche Kunst achtet, gefeiert. Ludwig Justi veranstaltete im Kronprinzenpalais eine Sonderausstellung seiner Werke, und die Akademie der Künste ehrte ihn, der nun schon lange in Berlin wirksam ist. Man wird den geistreichen, geschmackvollen Meister der Farbe bewundern, wird aber vielleicht noch mehr in ihm einen typischen Vertreter deutschen Kunstwesens achten, der nicht nur im ästhetisch vollendeten großen Bildwerk, sondern auch in der Zeichnung und Radierung seiner künstlerischen Phantasie, seinem deutschen Märchensinn und Geisteswesen Ausdruck gegeben hat. Er ist ein Illustrator und Erzähler ersten Ranges; die Gesichte flackern auf, huschen daher, werden zur Form, lebendig und leicht. Als Fabeldichter der Zeichnung gehört er dem ganzen deutschen Volk.

RELIGION

Ende August tagten in Prag die beiden sog. Fortsetzungsausschüsse der *Stockholmer* und der *Lausanner Kirchenversammlung* und der *Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen:* ein äußeres Zeichen dafür, daß die großen ökumenischen Bestrebungen (außerhalb der römisch-katholischen Kirche) immer engere Fühlung miteinander suchen. Erstrebt die Stockholmer Vereinigung die soziale Weltumgestaltung aus dem Geiste des Evangeliums heraus, so die Lausanner die Verständigung der Kirchen in bezug auf die religiöse Wahrheit und die kirchlichen Lebensformen. Der 1914 in Konstanz gegründete 'Weltbund' fügt dem als drittes Arbeitsgebiet die gegenseitige politische Annäherung der Völker durch die Arbeit derKirchen hinzu. Er rückt die Politik in das Licht des Christentums. Für den Kongreß in Prag hat er die Frage der Abrüstung als das entscheidende internationale Problem auf die Tagesordnung gesetzt und sich rückhaltlos zum Weltfrieden als dem Gebot christlicher Ethik bekannt. Diese Bewegungen, zu denen noch das internationale Missionskonzil in Jerusalem und das internationale Hilfswerk der Kirchen (Sitz in der Schweiz) zu rechnen sind, drängen von selbst zu klarer Arbeitsteilung und enger Zusammenarbeit. Erzbischof Söderblom regte darum in Prag die Schaffung eines 'ökumenischen Rats der Kirchen' und eines zentralen Sekretariats an, um die Kooperation der Kirchen sicherzustellen.

Der diesjährige *Katholikentag* tagte im September in dem fast rein protestantischen Magdeburg. Es war eine ausgesprochene Führer- und Arbeitstagung, in deren Mittelpunkt die in der Allocutio Pius' XI. erhobene Forderung der 'katholischen Aktion' stand. Ihr Ziel ist nach dem Jesuiten Muckermann, 'katholisches Empfinden wieder in die Gesellschaft von heute zu tragen'. Unter Benutzung aller Mittel, vor allem durch 'ein tätiges und kraftvolles Apostolat der Laien' (Nuntius Pacelli) soll das gesamte Kulturleben von katholischem Geist durchtränkt werden, und in den Beratungen erhielten die Führer der zahlreichen katholischen Organisationen die nötigen Richtlinien.

Eine Ergänzung zum Magdeburger Katholikentag bildete die sich anschließende Tagung der *Görres-Gesellschaft* in Regensburg. Ihre Aufgabe liegt in der Durchdringung des wissenschaftlichen Forschens mit katholischem Geiste und in aktiver Kulturpolitik durch kulturwissen-

schaftliche Arbeiten. Dahin gehört z. B. die lebhafte Mitarbeit katholischer und kirchlicher Kreise an dem großen Wörterbuch des Aberglaubens, das die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft erscheinen läßt. In seinem Vortrag über 'Kirche und Volkskunde' rühmte Bischof Dr. Schreiber die besondere Bedeutung der katholischen Kirche für die Bewahrung alten Volksgutes. Der Literarhistoriker Walzel nahm in einer Stilanalyse des Barock u. a. Goethe für den Katholizismus in Anspruch.

Zum 5. Male fand im August eine Versammlung von 2500 *Theosophen* in Ommen in Holland statt, die sich um den jungen Inder *Krishnamurti* scharen, den sie als den neuen Weltheiland verehren. Er ist von den bekannten Leitern der Theosophischen Gesellschaft Dr. Annie Besant und Bischof Leadbeater erzogen und ist das Haupt des etwa 100000 Mitglieder umfassenden 'Ordens vom Stern im Osten'.

Der Papst hat in einem Schreiben an die *chinesischen* katholischen Bischöfe die neue Regierung und ihr Streben nach neuen Verträgen anerkannt und zugleich für die katholischen Missionen volle Freiheit und Sicherheit gefordert.

In *Rußland* ist wegen des starken Anwachsens religiöser Vereinigungen ein Gesetz erlassen worden, das nun sogar auch das private religiöse Leben erdrosseln will. Religiöse Vereine und Versammlungen sind untersagt, ebenso religiöse Büchereien und Lesezimmer; Kultgegenstände sind zum Nationaleigentum erklärt; jeder Gottesdienst im Freien und in Krankenhäusern ist verboten.

PHILOSOPHIE

Die Universität Padua feiert den 100. Geburtstag von *Roberto Ardigò*, der von 1870—1900 Führer des italienischen Positivismus war. Nr. 3 des 'Philosophischen Weltanzeigers' bringt aus der Feder von Antonio Aliotta (Neapel) eine Würdigung seines Schaffens.

Vom 30. Juli bis 3. August fand in *Luzern* (ermöglicht durch eine Stiftung des tatkräftigen Förderers der Psychologie Emil Sidler-Brunner, der am 27. Juli gestorben ist und dem auch die Kant-Gesellschaft die Preisaufgabe über 'die Psychologie des Glaubens' verdankt) der *2. Sommerkurs für Psychologie* statt, der Fragen der Jugendspsychologie zum Gegenstand hatte. W. Maier (Zürich) behandelte 'Die psychischen Störungen im Kindesalter', J. Piaget (Neuchâtel) 'La règle morale chez l'enfant', H. Hegg (Bern) 'Umwelt und Charakter in Kindheit und Jugend', E. Probst (Basel) die 'Methoden der Begabungs- und Eignungsprüfung'.

Vom 20. August bis 1. September fand in *Genf* ein *Kurs des Internationalen Erziehungsbureaus* über Völkerbund und Friedenserziehung für Lehrer statt, um den Geist internationaler Verständigung in der Schule zu fördern. Direktor des Bureaus ist Pierre Bovet.

In Nr. 1—3 des 'Philosophischen Weltanzeigers' veröffentlicht Paul Feldkeller eine eingehende Analyse von *Raffaels* bekanntem Fresko '*Die Schule von Athen*', dessen Nachbildung bekanntlich Kants Grabkapelle schmückte. Es ist keine tote allegorische Darstellung der griechischen Philosophie. 'Es vermittelt vielmehr die ewiggültigen Formen der philosophierenden Geistes- und Körperhaltung (Dogmatik, Skepsis, Empirik, Dialektik, Autarkie, Hingabe usw.) und ist damit eine in ihren Grundzügen erschöpfende Phänomenologie des spekulierenden Gedankens in 57 Gestalten, die bis heute nicht wieder erreichte Verherrlichung der Philosophie durch den Künstlergenius. Die gewaltigen Häupter in ihrer ruhigen Erhabenheit vermitteln Eindrücke, wie sie in der Literatur erst 90 Jahre später bei Shakespeare zu finden sind. Der ganze Philosophenkongreß aber läßt sich in seiner Majestät und dramatischen Bewegtheit am ehesten einer Symphonie Beethovens oder der Klassischen Walpurgisnacht vergleichen — auch darin, daß die unendlich lieblichen wie die komischen Züge nicht fehlen.'

H. Lungwitz, der durch sein Buch 'Die Entdeckung der Seele' (E. Oldenburg, Leipzig) bekannt geworden ist, hat eine '*Schule der Erkenntnis*' gegründet, die im Unterschied von der 'Schule der Weisheit' und den mancherlei anderen Seelentherapien (Psychoanalyse, Anthroposophie,

Coué) bewußt auf alle Suggestion (gläubige Aufnahme, Verbot von Kritik und Diskussion, Stimmungserzeugung, Rhetorik, Gesten, Mimik, Aufmachung) verzichtet und sich auf reine 'Erkenntnistherapie', wie P. Feldkeller berichtet, beschränkt: 'Die Heilung geschieht durch Aufklärung, durch einen Kursus über das Wesen der seelischen Beschwerden als Infantilismen und durch Nachentwicklung zurückgebliebener Funktionssysteme und damit durch «Ausrichten» einer eingebeulten statt grade verlaufenden Entwicklungsfront aller einzelnen Systeme.' Das starke Bedürfnis nach Seelentherapie, das sich so verschiedengestaltig befriedigt, ist nichts weniger als eine Gegenwartserscheinung: das gilt nur von den heutigen Formen, nicht von der Sache. Friedrich Delekat hat vielmehr recht, wenn er meint: 'Es zeigt sich hierin, wie tief das Bedürfnis nach innerer Klärung des seelischen Lebens mit dem Leben selbst verwachsen ist. Dieses Bedürfnis wirkte sich früher im Gebet oder in der Beichte aus — wer aber nicht mehr beichten mag und nicht mehr beten kann, der geht heute zum Psychoanalytiker. Damit wird eine Polarität, auf die unser seelisches Leben angelegt ist, nachdem sie in ihrer ursprünglichen religiösen Form verloren gegangen ist, künstlich erneuert. Diese Polarität besteht ursprünglich in dem Austausch zwischen dem Ich und dem göttlichen Du, dem man auch Dinge sagen kann, die dem Menschen verborgen bleiben müssen. Daß der moderne Mensch kein Bedenken trägt, dem Arzt gegenüber (auch Lungwitz ist übrigens Nervenarzt!) sich ganz aufzuschließen, hängt damit zusammen, daß er in ihm eine Art menschlichen Repräsentanten für eine Eigenschaft sieht, die eigentlich nur Gott hat: nämlich die des *tout comprendre*. Der Unterschied aber besteht darin, daß der Arzt grundsätzlich das *tout pardonner* hinzufügt, was grade der tief religiöse Mensch von seinem Gott nicht erwartet.'

Das Heft 17/8 der '*Literarischen Berichte aus dem Gebiet der Philosophie*' (Erfurt, Stenger) bringt vom Herausgeber Arthur Hoffmann eine sorgfältige Bibliographie der deutschen philosophischen Bücherveröffentlichungen 1927, von G. Bock eine der englischen Buchveröffentlichungen 1926, die Fortsetzung der Gesamtbibliographie des Wertbegriffes von E. Heyde und zwei Forschungsberichte über die Philosophie des Organischen von L. von Bertalauffy und die Fortsetzung der Forschungsberichte 'Um Meister Eckehart' von O. Karrer. Der erste dieser Berichte zeigt, daß die moderne Biologie sich in einer schweren Krise befindet, in der auch scheinbar sichere Erkenntnisse völlig in Frage gestellt sind und aus der nur eine von den Tatsachen ausgehende philosophische Besinnung und gedankliche Durchdringung herausführen kann.

Vom 7. bis 11. Oktober fand in Darmstadt die *1. Lehrtagung der Schule der Weisheit* statt. Graf Keyserling sprach über die psychologischen Grundlagen des Völkerlebens auf Grund seiner philosophischen Weltreise und seiner jüngsten Amerikafahrt.

BILDUNGSWESEN

Der *Pädagogische Kongreß* hat in *Kassel* am 5. und 6. Oktober stattgefunden. Die Beteiligung war wieder wie vor zwei Jahren sehr groß. Zur Besprechung stand die Ausbildung der Lehrer und die Rolle der Erziehungswissenschaft in der Ausbildung. Bemerkenswert war, daß in einem der Hauptreferate von dem Führer der Philologenschaft, Dr. Felix Behrend eine Umstellung des Studiums der Philologen gefordert wurde: der Student müsse von Anfang an auf seinen Beruf gerichtet werden, und zwar praktisch, er soll Berührung mit der Schulpraxis während des Studiums gewinnen; und theoretisch, er soll die Erziehungswissenschaft in ihren Hauptvorlesungen hören. An dem wissenschaftlichen Charakter der Ausbildung an der Universität soll jedoch dadurch nichts geändert werden, nur der Bezug dieser Studien auf die Schule soll von Anfang an, als eine Bereicherung des Studiums, begünstigt werden. — Der Kongreß litt an seiner Formlosigkeit: die Fülle von Referaten mit immer neuen Themen ließ keinen Raum für eine ergiebige Debatte.

Der ständig steigende *Alkoholverbrauch* auch *der Jugendlichen* richtet neuerdings

das Interesse der Schulverwaltung wieder stärker auf die Aufgabe alkoholfreier Jugenderziehung. Das Provinzialschulkollegium Magdeburg hat letzthin (unterm 30. 6. 28, vgl. Zentralblatt d. ges. Unterrichtsverwaltung in Preußen 1928, S. 244) die Lehrerkonferenzen der höheren Schulen auf die Frage hingewiesen und Aufklärrungsarbeit und Pflege des Schülervereinslebens und der Jugendheime empfohlen. In diesem Zusammenhang sei auf die neu erscheinende Schriftenreihe 'Alkohol und Erziehung' hingewiesen, die von Dr. R. Strecker, Prof. Dr. Messer und Prof. Theo Gläß herausgegeben wird, darin besonders auf Joh. Thießen, 'Der Stand der alkoholfreien Jugenderziehung in Gesetzgebung und Verwaltung' (141 S., 4.50 *RM*, Neulandverlag Berlin 1928) und Theo Gläß 'Jugendbewegung und Alkoholfrage' (ebenda 1928, 1 *RM*).

Die *Gesamtzahl der immatrikulierten Studierenden* im Deutschen Reich betrug im Sommersemester 1927: 101436, im Wintersemester 1927/28 sogar 101657. Zum erstenmal ist die Zahl hunderttausend überschritten worden. Die Prozentzahl der weiblichen Studierenden stieg von 9,4 im Winter 1926/27 auf 10,3 im Sommer, auf 10,4 im Winter 1927/28. Die Zahlen geben eine Illustration zu Eduard Sprangers Klage über die 'Verschulung Deutschlands' (vgl. Erziehung III 273 ff.).

Die *Schullandheimbewegung* hat im letzten Jahr erfreuliche Fortschritte gemacht. Zur gedanklichen Klärung hat neuerlich die Schullandheimtagung in Hamburg vom 1. bis 4. Oktober 1928 beigetragen. Die Zeitschrift 'Deutsche Mädchenbildung' widmet dem Landheim der deutschen Schule ein Sonderheft (4. Jhg. 1928 Heft 7), auf dessen Inhalt — eine Reihe praktischer Beiträge — hingewiesen sei.

Vom 7. bis 9. Dezember 1928 findet in Düsseldorf eine *Sexualpädagogische Tagung* statt, die von der Zweigstelle Düsseldorf des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik veranstaltet wird. Vortragende sind P. Dr. Schröteler, Prof. Schmitt (Innsbruck), Prof. S. Behn (Bonn), Prof. Többen (Münster) und Dr. Clostermann (Bonn).

ENTGEGNUNG UND ANTWORT

Mit einiger Überraschung ersehe ich aus dem Literaturbericht Französisch im Heft 4 der Neuen Jahrbücher S. 479f., wie der Berichterstatter sich zutraut, aus einer Reihe kritischer Skizzen von mir aus Frankreichs Frührenaissance, die im wesentlichen nichts sind als ausgeführte Rezensionen und über deren zufällige Entstehung ich mich in den einleitenden Worten deutlich genug ausgesprochen habe, meine Stellungnahme in dem nie ruhenden Streit der letzten Jahre zu erschließen und festzulegen, als wollte ich sagen oder hätte gar gesagt, diese Art Forschungen seien allein objektive Wissenschaft, was ihren Boden verlasse, seien ewig anfechtbare subjektive Deutungen und Wertungen. Daß das nicht meine Meinung ist, hätte der Berichterstatter schon aus dem Vorwort herauslesen können, wo ich den Forschern, die ihre Freude daran haben, das Verwobensein der Literatur mit den großen geistigen Bewegungen einer Zeit und dem Gesamtleben der Völker und der aufeinanderfolgenden Geschlechter am konkreten Schicksal des einzelnen zu beobachten, nahelegte, die noch vorhandenen Lücken in dem dokumentär belegten Bild aus dem Zusammenhang der beglaubigten Lebensschicksale oder aus dem allgemeinen Kulturstand der Zeit sinngemäß zu ergänzen. Das zeigt doch deutlich, daß ich das letzte Ziel der Forschung nicht in der bloßen Feststellung des Tatsächlichen sehe, sondern im Verstehen des Gegebenen aus seinem inneren Zusammenhang und aus seiner Bedeutung für die Gesamtkultur. Seit 40 Jahren trage ich Literaturgeschichte vor, und Hunderte von Zuhörern sind meinen Vorlesungen gefolgt: die werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie mich als einen so banausen Philister dargestellt sehen. Die Aufgabe, die mir bei den in Rede stehenden Skizzen gestellt war, konnte keine andere sein als die kritische Überprüfung und Richtigstellung der während der Unterbrechung der internationalen Beziehungen erschienenen und zum Teil recht wertvollen Monographien über Schriftsteller aus der Zeit der Frührenaissance, und zwar kam vor allem das Biographische in

Betracht, weil in den meisten Fällen die Werke selbst hierzulande gar nicht aufzutreiben sind: daher die leicht begreifliche Zurückhaltung in der literarhistorischen Charakterisierung. Daß solche Arbeiten im Grunde nur Vorarbeiten sind, ist auch meine Meinung. Ganz in diesem Sinne schreibt mir auch ein französischer Kollege, der zu den besten Kennern der Zeit gehört: '*Mon cher collègue, Si je ne vous ai pas encore accusé reception de vos «Esquisses sur la Prérenaissance en France», c'est que je tenais à les lire avant de vous envoyer mon plus cordial remerciement. Je puis maintenant le faire en connaissance de cause. Dans chacune de vos «esquisses», pour reprendre votre expression trop modeste, j'ai retrouvé votre érudition impeccable, votre soif de précision chronologique, votre désir d'éliminer du récit tout ce qui n'est pas le fait tout pur ou l'interprétation des documents. Des notices comme celles-là rendent plus de service que beaucoup de livres plus volumineux. Pour mon compte, j'ai toujours été honteux de penser que la France n'avait pas une «biographie nationale» comparable à celle que possèdent et l'Angleterre et l'Allemagne.*[1]) *Aussi je me sens plein de gratitude pour ceux qui travaillent à en rassembler les éléments. Et pour le 16e siècle en particulier, je crois que c'est ce qu'on peut faire de plus utile. La synthèse viendra plus tard. Pour le moment, il s'agit de rassembler des faits, de préciser des dates. Et plus tard des rapprochements s'imposeront d'où jaillira la lumière sur certains problèmes encore obscurs. Vous aurez, quant à vous, grandement contribué à préparer ce travail de synthèse auquel s'atteleront les jeunes générations.*' Diese Synthese wird kommen, und niemand wird sie freudiger begrüßen als ich, wenn ich sie noch erlebe. 'Wir haben heute', schreibt der Berichterstatter, 'nicht nur in romanischer Philologie, sondern in allen Geisteswissenschaften, eine solche Fülle nach ganz anderen Methoden gewonnener Ergebnisse ...' — Dürfte ich fragen, wo solche Ergebnisse für die Frührenaissance zu finden sind? Und wird da nicht Methode verwechselt mit dem, was nur eine andere Aufgabestellung ist?

Ph. Aug. Becker.

Ich stelle mit der gleichen Überraschung fest, daß meine Charakterisierung des Buches im wesentlichen genau übereinstimmt mit der des französischen Kenners, ja mit der des Verfassers selbst. Den Wert der Skizzen sah ich in der 'genauen dokumentarischen Belegung des Tatsächlichen'. Ich sprach von der 'sorgsamen und gewissenhaften Arbeit', von den großen Verdiensten solcher Arbeiten, die aber im Grunde nur Vorarbeiten seien. Das steht ganz ähnlich so in den Sätzen des französischen Beurteilers, und den Ausdruck 'Vorarbeiten' akzeptiert sogar der Verfasser selbst. Wenn er als letztes Ziel der Forschung 'das Verstehen des Gegebenen aus seinem inneren Zusammenhang und aus seiner Bedeutung für die Gesamtkultur' hinstellt, so ist das auch meine in dieser Zeitschrift oft genug bekundete Meinung. Nur ist eben in diesen Skizzen dieses Ziel nicht erstrebt. Und gerade das mußte den Lesern dieser Zeitschrift gesagt werden, die in ihrer Mehrheit sich mit Vorarbeiten, und seien sie noch so gewissenhaft und kenntnisreich, nicht beschäftigen können. Und nun der allein strittige Punkt. Er liegt eigentlich in einem Satz, dem folgenden Satz des Vorworts: 'Was mich beim Entwerfen dieser Skizzen geleitet hat, das ist das unabweisbare Bedürfnis nach letzter kritischer Klarlegung und Erkenntnis der historischen Wahrheit.' Bedeutet das: Ich habe Vorarbeit leisten wollen? Und wenn es mehr bedeutete, so mußte ich sagen: Diese Skizzen sind Vorarbeiten.

Ed. Schön.

---

1) Dies hängt damit zusammen, daß Frankreich vor England und Deutschland seine 'Biographie universelle' besaß.

(22 November 1928)

Betracht, weil in den meisten Fällen die Werke selbst hierzulande gar nicht aufzutreiben sind: daher die leicht begreifliche Zurückhaltung in der literarhistorischen Charakterisierung. Daß solche Arbeiten im Grunde nur Vorarbeiten sind, ist auch meine Meinung. Ganz in diesem Sinne schreibt mir auch ein französischer Kollege, der zu den besten Kennern der Zeit gehört: '*Mon cher collègue, Si je ne vous ai pas encore accusé reception de vos «Esquisses sur la Prérenaissance en France», c'est que je tenais à les lire avant de vous envoyer mon plus cordial remerciement. Je puis maintenant le faire en connaissance de cause. Dans chacune de vos «esquisses», pour reprendre votre expression trop modeste, j'ai retrouvé votre érudition impeccable, votre soif de précision chronologique, votre désir d'éliminer du récit tout ce qui n'est pas le fait tout pur ou l'interprétation des documents. Des notices comme celles-là rendent plus de service que beaucoup de livres plus volumineux. Pour mon compte, j'ai toujours été honteux de penser que la France n'avait pas une «biographie nationale» comparable à celle que possèdent et l'Angleterre et l'Allemagne.*[1]) *Aussi je me sens plein de gratitude pour ceux qui travaillent à en rassembler les éléments. Et pour le 16e siècle en particulier, je crois que c'est ce qu'on peut faire de plus utile. La synthèse viendra plus tard. Pour le moment, il s'agit de rassembler des faits, de préciser des dates. Et plus tard des rapprochements s'imposeront d'où jaillira la lumière sur certains problèmes encore obscurs. Vous aurez, quant à vous, grandement contribué à préparer ce travail de synthèse auquel s'attelleront les jeunes générations.*' Diese Synthese wird kommen, und niemand wird sie freudiger begrüßen als ich, wenn ich sie noch erlebe. 'Wir haben heute', schreibt der Berichterstatter, 'nicht nur in romanischer Philologie, sondern in allen Geisteswissenschaften, eine solche Fülle nach ganz anderen Methoden gewonnener Ergebnisse . . .' — Dürfte ich fragen, wo solche Ergebnisse für die Frührenaissance zu finden sind? Und wird da nicht Methode verwechselt mit dem, was nur eine andere Aufgabestellung ist?

Ph. Aug. Becker.

Ich stelle mit der gleichen Überraschung fest, daß meine Charakterisierung des Buches im wesentlichen genau übereinstimmt mit der des französischen Kenners, ja mit der des Verfassers selbst. Den Wert der Skizzen sah ich in der 'genauen dokumentarischen Belegung des Tatsächlichen'. Ich sprach von der 'sorgsamen und gewissenhaften Arbeit', von den großen Verdiensten solcher Arbeiten, die aber im Grunde nur Vorarbeiten seien. Das steht ganz ähnlich so in den Sätzen des französischen Beurteilers, und den Ausdruck 'Vorarbeiten' akzeptiert sogar der Verfasser selbst. Wenn er als letztes Ziel der Forschung 'das Verstehen des Gegebenen aus seinem inneren Zusammenhang und aus seiner Bedeutung für die Gesamtkultur' hinstellt, so ist das auch meine in dieser Zeitschrift oft genug bekundete Meinung. Nur ist eben in diesen Skizzen dieses Ziel nicht erstrebt. Und gerade das mußte den Lesern dieser Zeitschrift gesagt werden, die in ihrer Mehrheit sich mit Vorarbeiten, und seien sie noch so gewissenhaft und kenntnisreich, nicht beschäftigen können. Und nun der allein strittige Punkt. Er liegt eigentlich in einem Satz, dem folgenden Satz des Vorworts: 'Was mich beim Entwerfen dieser Skizzen geleitet hat, das ist das unabweisbare Bedürfnis nach letzter kritischer Klarlegung und Erkenntnis der historischen Wahrheit.' Bedeutet das: Ich habe Vorarbeit leisten wollen? Und wenn es mehr bedeutete, so mußte ich sagen: Diese Skizzen sind Vorarbeiten.

Ed. Schön.

1) Dies hängt damit zusammen, daß Frankreich vor England und Deutschland seine 'Biographie universelle' besaß.

(22 November 1928)




Stanford University Libraries
3 6105 012 581 398

